Digitized by Google

Ergänzungsblätter

zur

Oesterreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

1835.

Berichtigung der Umrisse

zu

einer Geschichte des religiösen und hierarchischen Zustandes der Ruthener, in den Nrn. 52, 53, 54, 56, 57 und 58.

Von einem griech. kathol. Domkapitularen.

Es liegt im Interesse der Oesterreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, daß die gelieferten historischen Daten richtig und genau, eine echte Quelle zur Geschichte darbiethen.

Die in den bezogenen Blättern der Oesterreichischen Zeitschrift vorkommenden Umrisse sind aus einer nach Urkunden und echten Quellen zum Amtsgebrauche in der lateinischen Sprache verfaßten historischen, (ohne Wissen des Verfassers) fehlerhaft abgeschriebenen Abhandlung entlehnt, irrig und unrichtig ausgezogen, und verstümmelt; daher man sich aus Achtung gegen das Publicum und die Leser der Oesterreichischen Zeitschrift veranlaßt sieht, die darin begangenen Fehler zu berichtigen.

Die vom Uebersetzer S. 207 angeführte, von dem ruthenischen Fürsten Leo Danilowicz im Jahre 1301 dem Haliczer Metropolitankapitel, der Metropolitankirche und dem Metropoliten ausgestellte Urkunde ist für die Geschichte der Hierarchie besonders deßwegen wichtig, weil sie den Beweis liefert: daß

1. damals die Haliczer von der Kijower abgesonderte Metropolie in Rothreußen existirte, indem in dieser Urkunde von zwei Metropoliten die Rede ist, nämlich von dem Haliczer, dessen Stiftungen und Rechte bestätiget werden, und dem Kijower, der als gegenwärtiger Zeuge angeführt wird. Daß ferner

2. das Metropolitankapitel von Halicz oder Kryłos bei der Metropolitankirche Maria Himmelfahrt seinen Sitz und seine Dotation in Realitäten hatte, welche vom Fürsten Leo mit besonderen Urkunden bestätiget worden[1], und daß

3. Die auf dem Berge in dem gegenwärtigen Dorfe Kryłos bei Halicz existirende Kirche unter dem Titel Maria Himmelfahrt schon vor dem 14ten Jahrhundert eine Metropolitankirche von Halicz gewesen[2].

Daher findet man für nöthig, die erwähnte nach den im Archive vorfindigen, authentischen, von den Königen von Pohlen Stephan, Sigmund III. und Johann III. bestätigten, und in der königlichen Landtafel intabulirten Abschriften genau übersetzte Urkunde ihrem ganzen Inhalte nach[3] um so mehr hier einzuschalten, als

[1] Das Wort Kryłos in der ruthenischen Sprache heißt Chorus, und Kryłoszany, Chorherrn.

[2] Die Lage von Kryłos ist jener von Wyszehrad und Hradschin in Prag ähnlich. Nach der Tradition und den noch sichtbaren Befestigungen, war Kryłos, wo sich die Metropolitankirche befand, eine Citadelle von Halicz.

[3] Siehe! Ich Fürst Leo, Sohn des Königs Daniel; mit Zustimmung unserer Bojaren. — So wie es unser Großvater der König (Car) Wladymir der Große, und unser Vater den Metropoliten und Bischöfen in allen ruthenischen Ländern verliehen hatten: eben so haben auch wir zur Ehre Gottes, den bei der Kirche der Entschlafung seiner seligsten Mutter zu Kryłos befindlichen Kapitular-Priestern der Haliczer Metropolie, so wie auch den Erzbischöfen, Bischöfen und Klöstern, ein geistliches Recht, und zwar in der Art verliehen, wie solches nach der christlichen und der heiligen Väter Anordnung bei der Kirche zu Kijow besteht. Ferner haben wir die Besitzungen der Kirchen, Dörfer mit ihren Bewohnern, Feldern und Waldungen für ewige Zeiten bestätiget; auch haben wir auf diese Güter besondere Urkunden ausgestellt, und die Gränzen zwischen denselben, und sowohl unseren, als auch den adeligen Gütern, wie solche von Alters her waren, in allen Feldern und Waldungen bezeichnet. Nebst dem verleihen wir das Zehentrecht auf unseren fürstlichen Gütern, und von Ueberfahrten, dann auf den Gütern der Bojaren die Giebigkeiten und Abgaben von Honig, von Haus- und Waldbienen, auch Fischteiche und Seen geben wir der heiligen Mutter Gottes, unserem Metropoliten Gregor, und den auf ihn folgenden Erzbischöfen, denen Gott künftighin gestatten wird zu besitzen, und zu genießen, die heilige Kirche zu leiten und zu regieren, und für unsere Vorfahren, so wie auch für

Digitized by Google

solche vom Uebersetzer unrichtig und verstümmelt angeführt wird.

Seite 207 nennt 1stens der Uebersetzer die Bisthümer von Orszany und Turnow.

Er sagt 2tens: »In der Hauptstadt Rothreußens, Halicz, »wurde gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts der Me»tropolit Job I. vom Constantinopolitanischen Patriarchen »zum Patriarchen von Rußland ernannt.«

Ad 1mum. In dem Manuscripte heißt es: *Episcopatus Orszanensis* et *Turoviensis;* diese Bischofssitze heißen Orsza an dem Flusse Dniepr, und Turow am Przypec.

Ad 2dum. Der Uebersetzer hat den Patriarchen Job I. von Moskau nach Halicz und aus dem XVI. ins XIV. Jahrhundert versetzt. Das Manuscript lautet wie folgt: In magna Russia, quae a capitali Civitate *Moscovia* appellabatur, in mox dicta civitate labente saeculo XVI Metropolita Job cum titulo Patriarchae a Patriarcha Constantinopolitano constituebatur.

Seite 208: »Gewiß ist es,« sagt der Uebersetzer, »daß »der Metropolit Leo seinen Sitz von Halicz nach Kijow verlegte und keinen Nachfolger mehr hatte.«

Von einem Haliczer Metropoliten Leo im XIV. Jahrhundert findet sich in den ruthenischen Annalen keine Spur. Das Manuscript lautet: Quando praecise unio Metropoliae Haliciensis cum Kijoviensi fuerit facta? minime constat, videtur tamen id post obitum Ducis Haliciensis seu Galiciae *Leonis Danilowicz* saeculo XIV post deletam urbem Halicz per Tataros et devastatam totam provinciam accidise, quod Metropolita eo tum existens *Kijoviam* sese contulerit, et nullum amplius habuerit succedaneum. Die vom Uebersetzer mißverstandene Tertirung hat den Fürsten Leo in den Metropoliten verwandelt.

Seite 211: »Die Güter der im Kriege gefallenen Edel»leute geriethen in die Hände der Pohlen, pohlnische Ko»lonien wurden in den verwüsteten Gegenden der Ruthener »angesiedelt, während die wahren Eigenthümer sich theils »an den Dniestr zurückzogen, theils in die Gefangenschaft »der Tataren fortgeschleppt, ihre rechtlich ererbten Besitzun»gen diesen ungebethenen Gästen überlassen mußten. Die »griechischen Kirchen wurden in lateinische verwandelt, und »den Priestern dieses Ritus anvertraut.«

Einem jeden Leser, der Galizien oder Rothreußen kennt, oder auf der Landkarte von ehemahligem Pohlen oder Galizien sucht: daß der Fluß Dniestr aus dem karpatischen Gebirge hinter Sambor entspringend, bei Halicz mitten das Land Rothreußen bis Kamieniec podolski durchschneidet, und von der Moldau scheidet, muß es auffallen, wie die verfolgten und gedrückten Ruthener, die an dem Flusse Dniestr stets wohnten, sich an diesen Fluß haben zurückziehen können, und daher muß alles, was dahier behauptet wird, um so mehr als zweifelhaft erscheinen, als der Uebersetzer keine historische Quelle zum Belege seiner Behauptungen angibt. Indessen ist hier im Abschreiben der Fehler begangen: daß statt des Flusses Dniepr, latein. Borysthenes, der Fluß Dniestr, Tyras, gesetzt wurde[1].

uns den barmherzigen Gott zu bitten. Hiezu soll noch eine jährliche Abgabe der Marderfelle von den Pfarrern, und die geistliche Gerichtsbarkeit der Metropolitankirche zustehen. In Hinsicht der Weltlichen haben über die Ehescheidungen, Trennungen, Verlobnisse, gesetzwidrige Ehen und alle geistlichen Rechte die Erzbischöfe zu entscheiden. Und nachstehende, zur Kirche gehörende Personen: Aebte, Pfarrer, Priester, Diakonen, Cleriker, Mönche, Bildermahler, Priestersöhne, Kirchensänger, Zubereiter der Hostien, Gottgeweihte und Pilgrime, alle diese geistliche Personen unterstehen weder uns, noch unseren Bojaren, über sie verfügt und richtet die Metropolitankirche, mit Ausnahme der Weltlichen. Und von dieser meiner Anordnung darf nichts vergeben, auch soll ihr nichts entzogen werden, weder von meinen Kindern noch von den späteren Nachkommen. Wer aber von meiner Anordnung abweichen wird, den werde ich vor das Gericht Gottes fordern, die göttliche Barmherzigkeit wird ihm bei dem fürchterlichen Gerichte Jesu Christi entzogen werden, und der Fluch Gottes wird auf ihm lasten in diesem und im künftigen Leben. Darum haben wir die gegenwärtige, mit unserem Siegel versehene Urkunde ausgestellt. Anwesend waren dabei: Cyprian, Metropolit von Kijow; Hilarion, Bischof von Przemysl; Fürst Andreas Jaroslawicz; Herr Wasko und viele andere Bojaren. Gegeben ist diese Urkunde in Halicz am Donnerstag den 8. März 6809. Schreiber Zacharias Wychot.

[1] I. V. Engel Geschichte von Halicz und Wladymir. Wien 1792. II. Theil. S. 62, 63, 85, 104 — wo er diese Thatsache auseinandersetzt, und S. 147 seq. sagt: »Die Russen in Halicz, Wladymir und Podolien wurden immer hinab»gedrückt und ihre väterliche Religion gekränkt. Bei die»sem Drucke des Adels, und bei religiösen Nachstellungen »mußten es daher viele Rothreußen klüger finden, in die freie »Woiwodschaft Kijew zu übersiedeln, wo sie an den Wasser»fällen und in den Inseln des Dnieprs die herrlichsten Fel»der, und zugleich die sichersten Schutzwehren gegen die Raub»gier der Tataren antrafen.«

II. Der pohlnische Geschichtsschreiber *Cromer de origine Regni Poloniae et rebus in eo gestis* Basileae 1555, pag. 424 ad Annum 1426, schreibt: »Detrectarunt nonnulli ex »Russis Nobilibus (de proprio) militiam a Rege contra »Turcas indictam, propterea quod *quinae marcae in*

Digitized by Google

Die angeführten Thatsachen aber, sowohl in Hinsicht der Verwüstungen durch die Tataren [1], als der Verwandlung der ruthenischen Kirchen in die des lateinischen Ritus [1], finden in den Geschichtschreibern, und zwar in den einheimischen oder pohlnischen ihre vollkommene Bestätigung.

S. 211 wird unrichtig behauptet, daß das ruthenische Bisthum von Belz mit dem Przemysler Bisthum in der älteren Zeitperiode zusammengeschmolzen sey, indem das Bisthum Belz mit jenem von Chelm ehemals so wie gegenwärtig vereiniget war. Erst nach der Revindication Galiziens, im Jahre 1772, fiel ein Theil des Bisthums Chelm oder Belz unter die österreichische Herrschaft, und wurde theils mit dem Przemysler, theils dem Lemberger Bisthum nach der Peripherie der Kreise zugetheilt, jedoch derjenige Theil, der dem Bisthum Przemysl zufiel, und sich im Zamoscer Kreise befand, kehrte nach dem Abfall dieses Kreises, in Folge des Friedens-Tractates von Wien dd. 14. October 1809, an das damalige Herzogthum Warschau oder Pohlen zu der Chelmer Diöces zurück. Bloß ein Paar im Zloczover Kreise befindliche Decanate blieben bei der Lemberger Diöces.

Ferner die im Jahre 1415 von den ruthenischen Bischöfen abgehaltene Synode wurde nicht in Nowogrod (in Großrußland), sondern in Nowogrodek, in Lithauen, abge-

---

„*hastas* ex *Ludovici Regis sanctione* sibi non dabantur, „eos rex Vladislaus II. *carcere diuturno* coercuit, et „*bonis multavit.*"

III. *Joannes Dlugosz* seu Longinus Canonicus Cracov. et nominatus Archiepiscopus Leopoliensis rit. latini in *Historia Poloniae* Lipsiae 1711 edita ad An. 1431 Libro XI. pag. 582 seqq. haec habet: „Castra Wlodzimierz et „Zbaraz metu Regis et ejus exercitus a praesidibus derelicta exusta fuere et omnes pene terrigenae Lucenses (Luck) pavore nimis territi prout quemque sors „ferebat dilapsi sunt. — Tenuario Castri Olesko *Bohdano Rohatynski*, eo quod idem bona notabilia *Rohatyn in Terra Russiae pacificus obtineret*, ad Ducem „tamen *Swidrigaylo* nulla necessitate cogente diffugit, „propter quod *Vladislaus* Rex de *bonis* suis videlicet „*Rohatyn pluribusque villis aliis* Nicolao *Porawae* de „*Cubin* militi et *familiari* suo in perpetuum fecit donationem."

[1] Der Geschichtschreiber Cromer in dem eben erwähnten Werke gibt über Verwüstungen und Anfälle der Tataren in Rothreußen die beste Auskunft: Libr. XXI ad An. 1438 sagt er: „Excurrerunt Tartari in Podoliam ingentemque „Praedam abigebant. Recedentes eos cum *Podolii* valida manu facta persequerentur, in limosam quandam „paludem ex metu recipere se coëgerunt, ignarique locorum adactis equis impetum in eos fecerunt .... et „nec Tartari occasioni defuerunt, obtritis enim primis „caeteros aversos obstinate persecuti magna strage profligarunt neminem vivum servantes. *Ubi pleraque omnis nobilitas et firmamentum Russiae cum Michaele „Buczacio Praefecto Podoliae concidit*, ita ut crebris „deinceps excursionibus Tartari omnem illam regionem „absque metu pervastarent."

Lib. XXVIII. pag. 609 ad An. 1474. „Hoc anno factum „est ut a Tartaris omnis circum *Camenecciam, Haliciam*, „*Glinianos*, *Dunajoviam Gologuros* et *Zbaraz* tractus „*centum fere milliarium longitudine latitudine vero triginta* caedibus et incendiis miserabiliter nemine resistente vastaretur, plurimi mortales opprimerentur, et „in *barbaram servitutem pecudum* in morem abigerentur. *Zbaraz Arx* expugnaretur, in qua *Dux Iwanus* „sive *Joannes* incendio periit, uxor vero ejus capta, „et in Servitutem abducta est, et unus de tribus filiis „natu minimus. Discedentes barbaros cum ingenti praeda fore *centum millium hominum* insecuti quidem sunt „nostri, facta tumultuaria manu, sed nihil aliud perfecerunt, quam ut Tartari trucidatis plurimis captivis, qui per aetatem aut valetudinem sequi festinantes non poterant, miserabilius spectaculum insequentibus exhibebant."

Lib. XXX ad An. 1498 pag. 651. „Stephanus Dux Moldaviae acceptam a Rege injuriam bellumque sibi immerito illatum ulcisci satagens cum expeditis Valachorum Turcarumque ac Tartarorum copiis in *Podoliam* „et *Russiam* invasit, et ingentem cunctae Poloniae terrorem incussit nemine ad arcendum hostem neque parato „neque animato, sed cunctis ad fugam spectantibus, et „non modo in munitiones, verum etiam in avios montes „atque sylvas sese abdentibus; unde tamen *plurimi mortales utriusque sexus* et *omnis aetatis* atque *ordinis* „a perscrutantibus cuncta hostibus extracti, in miserabilem servitutem abducti ac distracti sunt, ita ut „*Thracia*, *Macedonia*, *Scythia* et *Asia Russis mancipiis* implerentur. Supra *centum millia hominum* abacta esse tunc feruntur."

[1] Der Geschichtschreiber Dlugosz in dem bezogenen Werke: Historia Poloniae Libr. XI ad Annum 1480, pag. 334, schreibt: „Ex Medyka (est pagus uno milliari Premislia „distans) Przemysliam *Vladislaus* Rex habens in suo „comitatu Strigoniensem Episcopum, et Michaelem „Kochmagister (Advocatum novae Marchiae) processit, „et sub eorum conspectu infamiae suae notam injuste „sibi ab Allemanis, quasi Schismaticorum fautor et „praecipuus receptator foret, inustam purgaturus, *Ecclesiam cathedralem* pulcherrimo opere ex petra quadrata fabricatam in *Premisliensis* Castri medio sitam, „*ritu graeco hactenus per Pontificem Ruthenorum administrari et officiari solitam, ejectis extumulatis primum ruthenorum cadaveribus et cineribus consecrari „in catholicam et latini ritus Ecclesiam ordinavit.* Quod „ad singularem sui ritus contumeliam et opprobrium „ruthenorum sacerdotes et populus deputantes, factum „amaris singultibus vociferatione et fletibus illud prosequebantur." V. Grondzki historia belli Cosacopolonici. Pestini 1789 in 8. Part. II. pag. 239.

Digitized by Google

halten, und der dabei erwählte Metropolit hieß nicht Ciemiolak, sondern Cemiwlak [1].

Seite 212 soll unter den angeführten Bisthümern im oberen Rußland das irrig genannte Jodal Suzdal, und der erste Bischof von Lemberg nicht Duczapski, sondern Tuczapski heißen.

Seite 212 heißt es: »Da sich in der Zusammenberufung »der Synode (im Jahre 1595) ohne Bewilligung und Vor»wissen des Papstes viele Hindernisse von Seite der ruthe»nischen Edelleute vorhersehen ließen, schien es rathsam, »eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um die Bewil»ligung des heiligen Vaters zur Zusammenberufung der »Provinzial-Synode wegen Begründung der Union zu er»halten.« Und gleich darauf (S. 215) folgt: »im Monate »Junius 1595 reisten zwei Bischöfe, Hypatius Pociey »von Wlodzimirz und Cyrillus Terlecki von Luck mit »einem Synodalschreiben nach Rom, wo sie dem Papste »Clemens VIII. die Beschlüsse der Synode überreichten.«

Dieser Widerspruch rührt von der, im Manuscripte nicht verstandenen, und unrichtig übersetzten Textirung: Rex Sigismundus omnibus viribus intentum Episcoporum (intuitu unionis) promovebat, cumque convocando praevie concilio sub authoritate Regia antequam projectam unionis ad Sedem Apostolicam deferretur, et ab eadem ratihaberetur, id obstaret, quod Rex metueret, ne *Magnates Rutheni* ac *Nobilitas* unioni contraria a Protestantibus concitando huic intento sese opponeret, et etiam Praelatos Ecclesiasticos nonnullos ab eadem retraheret, idcirco consultius videbatur: primo legatos ad summum Pontificem a Metropolita et Episcopis electos Romam expedire, et praehabito Summi Pontificis assensu tum primo *concilium provinciale* seu *nationale* convocare, et unionem constabilire.

Daher nicht deßwegen die öffentlich unter der königlichen Autorität abzuhaltende Provinzial-Synode unterblieb, welche zusammenzurufen der Metropolit Michael Rahoza befugt war, und solche auch in dieser Angelegenheit doch geheim gehalten wurde, ohne Bewilligung und Vorwissen des Papstes, mit dem noch keine Union gemacht, und seine Autorität nicht anerkannt war, sondern aus Besorgniß: daß der hohe ruthenische Adel die Hindernisse der Unions-Sache in den Weg legen [2], und auch mehrere Bischöfe von diesem Entschlusse ableiten möchte, wurde die Zusammenberufung der Provinzial-Synode unter königlicher Autorität, und im Beiseyn der königlichen Commissäre einstweilen abgelehnt, und sogar in Abrede gestellt, als wäre etwas von der Union im Werke [1].

Seite 212 führt der Uebersetzer aus dem, an die ruthenischen Bischöfe erlassenen Breve des Papstes Clemens VIII. an: »daß der Papst unter anderen den König »Sigmund III. bitte, sich nicht nur der ruthenischen Bi»schöfe und ihrer Angelegenheiten eifrigst anzunehmen, son»dern auch den Edelleuten stets die geziemende Achtung und »das Recht der Senatoren zu verschaffen.«

Hieraus müßte man schließen: daß damals (im Jahre 1595) die ruthenische Ritterschaft in Pohlen keine Achtung genoß, daß es keine Senatoren und Dignitäre von der ruthenischen Nation im Königreiche Pohlen gab, und daß der ruthenische Adel erst durch die Anempfehlung des Papstes habe dazu gelangen wollen.

Die vom Uebersetzer mißverstandene Textirung des Manuscripts ist folgende:

Summus Pontifex significabat (in suis Literis) quod

1) Sigismundo Regi Ecclesias illorum (Episcoporum) earumque bona efficaciter commendaverit, atque ab eo petierit, ut non solum eosdem (Episcopos ruthenos) et causas illorum sua ope et autoritate tueatur, sed etiam ut illos ornet, et amplificet, et *senatoribus Regni adscribat* [2] quamdiu in Ecclesiae Romanae obedientia et fidei integritate permanerent; quodque

---

[1] V. Chodykiewics Dissertationes Historico Criticae 1770.

[2] Das in Wilno im Jahre 1600 gedruckte Werk unter dem Titel: *Antirrisis* seu *Apologia* enthält einen vom Fürsten Constantin von Ostrog, dd. Lublin am 12. Aug. 1595 an die protestantische Synode in Thorn geschriebenen Brief, worin derselbe sich äußert, daß er der gewaltthätigen Einführung der Union mit dem Papste durch den König sich widersetzen, und zu der von dem Könige einzuberufenden Synode, wenn nicht mit 20.000, so gewiß mit 15.000 Bewaffneten sich stellen werde.

[1] Es dient hier zum Belege, die in dem ruthenischen im Jahre 1596 in Ostrog gedruckten Werke: Apokrysis yly odpowid na knyzky o soboriBerestyiskom enthaltene, zwischen dem Fürsten Constantin von Ostrog und dem Metropoliten Michael Rahoza, dann dem Bischof von Wlodymir Pociey geführte Correspondenz, worin die letzteren aus Furcht vor dem mächtigen hohen Adel läugnen, daß etwas von der Union im Werke sey.

[2] Die der Union mit der römischen Kirche geneigten ruthenischen Bischöfe Hypatius Pociey von Wlodzimierz (der ehedem Castellan von Brześć, daher Reichs-Senator, war) und Cyrillus Terlecki von Luck, hatten vor ihrer Ab-

Digitized by Google

2) De negotio hoc diligenter scripserit ad *complures* Senatores tam *ecclesiasticos* quam *saeculares*.

Hier ist also bloß von den ruthenischen Bischöfen und von den Angelegenheiten ihrer Kirchen, keineswegs aber von dem weltlichen ruthenischen Adel die Rede, und dieß um so weniger, als damals der ruthenische Adel besonders in Wolynien, Podolien, Lithauen und Weißrußland sehr mächtig[1], die ersten Dignitäten im Reiche und im Senate inne hatte[1] und der Union entgegen war, welches aus den, in die öffentlichen Acten eingerückten Protestationen ersichtlich wird[2].

reise nach Rom beim König Sigmund III. unter andern angesucht; daß er

1) sie, wenn sie der Union beitreten, den römisch-katholischen Bischöfen gleich, zu Senatoren mache;

2) ihre Kirchen und Kirchengüter beschütze; dann

3) nicht gestatte, daß die griechisch-ruthenischen Klöster und Kirchen in die römisch-katholischen verwandelt werden. Worauf die Bittsteller mittelst königlichen Rescripts dd. Krakau am 2. August 1595 beschieden wurden und zwar

Ad 1mo daß dieses nicht vom König, sondern von dem Reichsrathe und versammelten Reichsständen abhänge, und der König verspreche, diese Angelegenheit mit dem Reichstage in Erwägung zu ziehen.

Ad 2do. Daß ihnen gestattet sey, einen Rechtsweg bei den Gerichten dießfalls einzuschlagen, auch in diesem Falle, wenn außer den Inscriptionen in den Evangelienbüchern keine anderen Stiftungs-Urkunden sich vorfänden.

Ad 3tio. Daß der König zwar in den königlichen Gütern es verbiethen werde, daß er es aber auf den Privatgütern des Adels nicht verbiethen könne.

Nun wurden von den erstgenannten Bischöfen als Delegirten der ruthenischen Hierarchie, diese Angelegenheiten in Rom dem Papste vorgetragen, und um seine Vermittlung gebethen, welche auch nach dem erwähnten päpstlichen Breve wirklich eintrat. V. Apokrysis yly odpowid na knyzky o sobori Berestyiskom 1596.

[1] Der mächtigste und reichste unter den Magnaten in Pohlen war damals der von dem souveränen Fürsten von Haliez abstammende Fürst Constantin von Ostrog, Palatin von Kijow, Marschall von Wolynien ꝛc. ꝛc., dessen jährliche Einkünfte sich auf zehn Millionen pohlnischer Gulden oder 2,500,000 fl. C. M. beliefen, dessen mit 70,000 pohlnischen Gulden besoldete Hofmarschall ein Reichspalatin und Senateur war, der gegen 2000 Pagen vom Adel um sich hatte, und eine Akademie, dann die ruthenische Druckerei in Ostrog unterhielt. (V. Swiecki opis Starozytney Polski. Warschau 1816, S. 56. 57 mit Bezug auf *Niesiecki*, *Guagnin Sandius*). Der Fürst Constantin hinterließ zwei Söhne, Johann oder Januß, Palatin von Krakau, und Alexander, Palatin von Wilno. Wie groß das Vermögen des Fürsten Constantin seyn mußte, ist daraus zu entnehmen, daß ein Zeitgenosse, römisch-katholischer Bischof von Przemysl, *Piasecki* in *Chronica gestorum in Europa singularium* Cracoviae 1648, pag. 387 von seinem Sohn Januß, dem die Hälfte des Vermögens zufiel, sagt: »Initio Septembris 1619 de„cesserat *Janussius Dux Ostrogiae Castelanus Craco*„*viensis* vir longe praestans, caeteris proceribus *dig*„*nitate senatoria* ac magis magnificentia opum quibus „etiam *Crassum romanum* aequaret. — Ille haereditatem suam obligavit ut ejus stipendiis *sexcenti* equites „in *Castris Reipublicae* militarent. In peculio autem „suo numerato reliquerat *trecenta millia numorum seu* „*Ducatorum aureorum hungaricorum* ac communioris „*pecuniae* et *gemmarum aureae argenteaeque supellec*„*tilis vim ingentem* maximamque copiam omnis generis „apparatuum.“

[1] Außer der mächtigen fürstlichen Familie von Ostrog waren damals die ruthenischen Magnaten und Fürsten: Korybut Wißniowiecki, Ruzynski, Horski, Drucki, Holowczynski, Zaslawski, Zbarazki, Korecki, Solomirecki, Slucki, Olelkowicz, Lukomski, Polubinski, Pronski, Krotynski, Koßyrski, Kowelski, Mozayski, Ozerynski, Putynski, Glinski, Seudußko ꝛc., deren Geschlecht erloschen ist. V. Manifestatio et Protestatio ad acta terrestria Leopoliensia Feria quarta post Dominicam Conductus Paschae proxima anno 1595 per Principes *Adamum Wisznio*-*wiecki* *) et *Cyriacum Ruzynski* suo et suorum Collegarum *Deputatorum ad Comitia Regni Palatinatus Kijoviensis*, *Wolyniensis* et *Braclawiensis* tum nomine *Metropolitae* et totius *Cleri rutheni* contra exorbitantias consulum civitatis Leopoliensis et Cleri latini.

[2] Die erste Protestation wurde unterm 5. Mai 1596 durch den Fürsten Constantin von Ostrog, und die zweite durch den Fürsten Georg Drucki Horski im Namen

*) Die fürstlich Wißniowieck'sche Familie, aus welcher der König Michael Wißniowiecki war, ist damals auch sehr reich und mächtig gewesen; der Vater des Königs Jeremias hat 600,000 Franken jährlicher Einkünfte gehabt, und 12,000 Milizen auf seine Kosten im Kriege gegen den Chmielnicki und Kosaken gestellt. V. Swiezki l. c. pag. 61. V. Teraturgima lubo cuda i synodyk w monasterze Pieczarskim kijowskim w kijowie od Athanazego Kalnosoyskiego. 1638 in 8.

Ferner gehörten dazu die ruthenischen, noch bisher existirenden fürstlichen Familien, als: Czartorpiski, Radziwill, Sangußko, Sapieha, Oginski, Czetwertynski, Woroniecki, Sokolnicki, Lubecki Puzyna Massalski u. s. w.

Aus der Ritterschaft aber waren damals (1596) Reichsdignitäre und Senatoren von erloschenen Geschlechtern: Bohowityn, Brzozowski, Wollowicz, Haraburda, Stetkiewicz, Hornostay, Hlibowicz, Dorohostay, Myßka *), Kißka, Drewnicki, Wyhowski, Kierdey, Labowski, Lozka, Jermolinski, Kmita, Kisiel, Pociey, Tryzna, Zaborowski, Chalecki, Balaban Czolhanski, Zurawnicki, Lahodowski Jelowicki Rusinowicz, und von den noch existirenden, aber zum lateinischen Ritus übergetretenen Familien die Grafen Tyßkiewicz, Chodkiewicz, Pac, Korsak, Olizar, Chrebtowicz, dann Szumlanski, Szeptycki, Kopystynski, Woronicz Winnicki Litynski u. s. w., welches aus den verschiedenen Urkunden und öffentlichen Acten ersichtlich wird.

*) Michael Myßka war im Jahre 1598 Castellan von Wolynien. Vide Colloquium Lubelskie w Wilnie 1680, pag. 37 seqq.

Digitized by Google

Seite 216 heißt es: »Der Patriarch von Constantino»pel ließ auf den sogenannten Collegiat-Kirchen das Pa»triarchalkreuz mit drei Querbalken aufpflanzen.«

Nicht auf den Kirchen, sondern innerhalb derselben wird mit einer besonderen Kirchen-Ceremonie das sogenannte Stauropygion verrichtet, wodurch die Kirche von der Jurisdiction des Ortsbischofs eximirt, und jener des Patriarchen untergeordnet wird [1].

Seite 216. Die Synode in Brzesc wurde nicht (wie der Uebersetzer angibt) auf den 6. September, sondern den 6. October 1596 angesagt.

Ferner heißt es: als Vertheidiger unter anderen erscheinen die Bischöfe 1) Cyrillus Terlecki von Luck; 2) der Exarche Erozygenes von Polock, und Witepsk, Dionysius Zbirowski von Chelm; 3) als Gegner Nicephorus, der Exarch, Cyrillus Zukarez u. s. w. Ad 1. Es soll eigentlich heißen: Cyrillus Terlecki, Exarche; ad 2. Hermogenes, Erzbischof von Polock und Witepsk, Zbirunski, Bischof von Chelm; ad 3. Nicephorus Protosyncellus und Magnus Didascalus; ferner Cyrillus Lucaris, damals Akademie-Rector von Ostrog, und nachher Patriarch von Constantinopel [2].

der Senataren, Dignitäre und Ritterschaft der ruthenischen Nation am 6. May 1596 (also noch vor der Synode in Brzesc) während des Reichstages in Warschau gemacht, und da solche in die Warschauer Acten auf Befehl des Königs nicht angenommen wurde, in die Radziejower Gerichtsacten eingetragen.

Die dritte Protestation wurde am 9. October 1596 während der Synode in Brzec verfaßt, welche im Eingange wörtlich lautet: Wir Senatoren, Dignitäre, Kronbeamten (Uriadnyci), Ritterschaft, dann geistlicher Stand, Söhne der griechisch-orientalischen Kirche hier auf der Synode versammelt ꝛc., und nachdem solche auf Befehl der königlichen Commissarien in die Gerichtsakten in Brzesc nicht aufgenommen wurde, so wurde sie in die Grodakten von Nowogrodek eingerückt.

Später wurden ähnliche Protestationen im Jahre 1599, 1605 und 1611 in Wilno von dem ruthenischen hohen Adel und Ritterschaft gemacht. Aus den Unterschriften dieser Protestationen ist zu ersehen, daß die mächtigsten Familien des Königreichs Pohlen von der ruthenischen Nation damahls gewesen, und zur griechischen Kirche gehörten.

1 V. Euchologion seu rituale graecorum opera R. P. Jacobi Goar Parisini Ord. Praed. Venetiis 1730. in fol. pag. 487.

2 Die Würde eines Protosyncellus und Megalos Didascalos waren bei der konstantinopolitanischen Patriarchalkirche am ansehnlichsten. Aus den Syncellen wurden gewöhnlich die Patriarchen gewählt.

Seite 216 heißt es: »Die Nichtunirten haben Gesandte »an den König Sigmund III. abgeschickt, daß ihnen die »freie Ausübung der Religionsgebräuche und die alther»kömmlichen Rechte und Privilegien bestätiget werden »möchten.«

Der ruthenische hohe Adel, die Ritterschaft und Geistlichkeit betrachteten sich nicht als unabhängige Macht, daher nicht Gesandte, sondern Deputirte haben dieselben an den König Sigmund abgeschickt, sich gegen die gewaltthätige Störung ihrer herkömmlichen Rechte und Privilegien beschwert, und ihre Protestationen sowohl beim Reichstage in Warschau gemacht, als in die öffentlichen Grodacten eingerückt.

Seite 223. Unter den vom Patriarchen von Jerusalem Theophanes consecrirten Bischöfen nennt der Uebersetzer 1) Ezechiel Kunczewicz von Wlodzimierz und 2) Paysetius Hippolitowicz von Chelm. Ad 1. hieß der Bischof Kurcewicz, ad 2. Paysius Hippolitowicz.

Seite 223 heißt es, »daß die einsichtsvolleren Magna»ten des lateinischen Ritus in Pohlen in der gewaltsamen »Ausbreitung der Union innere Unruhen voraussahen, wie »dieß aus dem Schreiben des Herbult Domilski vom »5. August 1616 an den Papst Paul V. hervorgeht.«

Johann Felix Herburt Dobromilski hieß der gelehrte pohlnische Magnat, damaliger Besitzer der Herrschaft Dobromil im Sanoker Kreise (die jetzt der k. k. Kammer gehört), der die Gesandtschaft der Republik Pohlen an die Pforte verrichtete, auf seiner Herrschaft eine Druckerei unterhielt, auch verschiedene historische Werke des Kadlubek Dlugoß Orzechowski drucken ließ und der Nachwelt überlieferte [1].

Der vom Uebersetzer erwähnte Brief desselben, als merkwürdiges Document der hohen Kultur und Aufklärung im 17ten Jahrhundert, unter dem hohen Adel in Pohlen, verdient in seinem ganzen Inhalte hier angeführt zu werden [2].

1 V. Bentkowski Historya Liter. polsk.

2 Sanctissimo Domino Nostro Paulo V. Christi Domini Vicario, Successori Divi Petri, Pastori Universali Opt. Max. Pontifici Romano Domino Domino Clementissimo etc.

Sanctissime ac Beatissime Pater!

Sacros pedes Sanctitatis Vestrae humillime deosculor. In literis Sanctitatis Vestrae ad me datis, agnosco eum quem Christus Dominus Vicario suo a Patre promisit et misit sanctum Spiritum: video in nominando clementiam; sentio in monendo gravitatem: admiror in offerendo humanitatem: idque eo magis, quod facili

Digitized by Google

Seite 224. Der Bischof von Luck Meletius hieß **Zabokrzycki**, nicht, wie der Uebersetzer ihn nennt, **Zaborzycki**.

conjectura adsequor eos, qui detulerunt nomen meum Sanctitati Vestrae in causa Russiae Unionis id egisse: ut Sanctitatem Vestram adversam, acerbam et inhumanam cognoscerem; sed quia is cujus in terra locum tenet sanctitas Vestra, est ipsa Veritas, ideo dedit eam mentem Sanctitati Vestrae, ut more ipsius clementissime peccatorem me reciperet, et vicissim a me intelligeret quae fortassis delatores mei Sanctitatem Vestram celarunt. Catholicus Beatissime Pater, sedi Apostolicae Romanae addictissimus, si unioni non favet, perversus est, si impedit, impius est, si adversus illam est, sceleratus est. Quid ergo? testor eum, qui videt non sicut homo, qui videt in abscondito, qui oculos carneos non habet. Testor dicta publice et privatim mea me in unione constituendo cum istis convenire, sed in modo et ratione plane et toto coelo qnod ajunt dissentire. Posseut Beatissime Pater! aliae etiam inveniri, et forte non contemnendae rationes, ad firmam Unionem faciendam, quas tempus omnia videns, omnia audiens, omnia judicans, tempus edax rerum et invidiosa vetustas nos docent, si sanctitati Vestrae probarentur. Cognovit haec ipsa navis Petri, cujus Sanctitas Vestra clavum tenet, saepius bonam causam male tractando amitti. Ante Leonis X tempora, quae in Asia et Africa jactura? post ipsius tempora, quae in Europa? Perhoresco cum Angliam Galliam Germaniam cogito? Fuitne causa bona? Optima; erratum ne fuit in doctrina? minime: ea est coelo et terra firmior, forte bona causa male tractata fuit. Quid enim Authori sacratissimae nostrae fidei magis contrarium quam potentia et vis? Sed haec videre mihi ut homuncioni, et dolere ut non ignaro mali licet, statuere est Sanctitatis Vestrae, quae in Petra stat. Ab hoc malo amplissima regna haec, quae uno nomine Poloniae nunc vocantur, quod hactenus libera fuerunt, laudamus prudentiam Majorum nostrorum, nobis gratulamur: sed ne apud nos quoque incendium exoriatur, vehementer metuimus. Jam Beatissime Pater! proximis annis hoc in negotio suppositi sunt ignes cineri doloso. Inter eos qui timent, ne flamma erumpat, et Patriam denuo afficiat ego sum unus; Parvus quidem nunc cum ita fata tulerint et Reipublicae et mea, sed Majoribus illis ortus de quibus dici posset: Fuimus Troes fuit Ilium et ingens Gloria. Qua lege itaque et ratione servus sciens et non faciens apud Dominum excusatus erit? Russi gens mea est: Russia Patria nostra communis, adfinitates cum illis infinitae, subditi fere omnes Russi, *vi rem geri video*: vis exitat tumultum, tumultus periculosissimus. Regnum Russiae maximum, sex Palatinatibus constans, qui non provinciis sed regnis aequiparari possunt. Vicinae nobis sunt gentes Hungaricae, Mesicae, Bulgaricae, Graecae, Moschicae innumerae omnes ejusdem fidei, omnes ad bella natae. Si pacatis et convenientibus modis et tali spiritu plenis, uti Sanctitatis Vestrae sunt ad me literae, unio Ruthenorum ageretur, spem haberemus futuram firmiorem Pauli V temporibus quam Eugenii IV, quae nunc orbem Christianum et maxime patriam nostram turbat. Habet Sanctitas Vestra manum a corde meo, ita Haebreorum sapientes epistolam vocant. Ne autem longo Sermone Sanctitatem Vestram quamvis in re maximi momenti morer: peto ab Illustrissimo et Reverendissimo Domino Cardinali Montalto, ut amplius Sanctitati Vestrae referat, quod puto illius, Celsitudinem facturam, cum non modo protector Poloniae sit, sed etiam arbitror meminisse, quod ante annos aliquot, nomine Divi Clementis VIII. dederit ad me litteras, quibus intentionem meam si bellum Ferrariense durasset, abunde laudavit. Deus Opt. Max. Sanctitatem Vestram incolumem universo orbi servet et universum orbem det Sanctitati Vestrae obsequentem. Iterum sacros pedes Sanctitatis Vestrae ego, conjux, liberi, universa familia mea osculamur, et benedictionem apostolicam imploramus. Data in arce mea Dobromilensi di V Augusti MDCXVI Sanctitatis Vestrae DD mei Clementissimi minimus servus et obedientissimus filius. Herburt Dobromilski.

V. Grus spiritualis. Cracoviae 1617.

In Hinsicht der Zamoscer Synode heißt es, »daß diese »für die Ruthener von großer Wichtigkeit sey, weil sie be»stätiget vom apostolischen Stuhle die Verhaltungs-Norm »für die ruthenische Kirche angibt.« Dem Uebersetzer ist wahrscheinlich nicht bekannt, daß dieser Synode in den österreichischen Staaten wegen einiger Satzungen, mittelst allerhöchster Entschließung dd. 16. März 1786 das *Placetum Regium* verweigert worden.

Was der Uebersetzer ferner auf dieser Seite von der **Verachtung und Verfolgung** der ruthenischen **Bischöfe durch den lateinischen Clerus** unrichtig, ohne Sinn und Zusammenhang anführt, wird am besten durch folgenden Text des Manuscripts erläutert: **Episcopi rutheni uniti, quos summus Pontifex ornandos et senatoribus adscribendos a Rege Poloniae Sigismundo III. et senatoribus Regni ecclesiasticis et saecularibus petebat, quibusve adjutorium ac caritatem fraternam cum unitis fovendam commendabat**[1] **non tantum unquam honoris**

[1] *Brevis* ad Episcopum Cujaviensem Hieronymum exarati tenor est sequens:

Venerabili Fratri Hieronymo Eppo Cujaviensi Clemens PP. VIII. Venblis Frater Salutem et apostolicam benedictionem.

Misericordia Domini plena est Terra, et miserationes ejus super omnia opera ejus. Ecce enim Deus noster tenebras convertit in lucem, et eos qui a longe erant ad nos adduxit, ut sint unum nobiscum in fide et charitate. Etenim ut novit Fraternitas Vestra Fratres Nostri Michaël Archiepiscopus et Ejus Episcopi Rutheni miserunt ad Nos Oratores suos praestantissimos Viros Hypatium et Cyrillum Episcopos, qui supplices a Nobis

Digitized by Google

senatorii reddebantur participes verum e contrario a Clero et Episcopis latini ritus contemnebantur [1] qui non solum private verum etiam *synodaliter* ferebant decreta, et prohibebant: *ne Episcopi rutheni uniti praerogativas Episcopis latinis competentes sibi usurparent, titulis illustrissimorum et torquibus aureis uterentur; et demandabant ut decimas ex suis bonis latinis sacerdotibus solverent et coram Tribunali Episcopi Samogitiae responderent* [2]. Licet si porro Summus Pontifex tam Regi Poloniae quam senatoribus ecclesiasticis et saecularibus commendasset Ecclesias unitorum eorundemque bona, attamen et Ecclesiae et bona ab iisdem recipiebantur, et partim Ecclesiis latinis applicabantur, partim a laicis ritus latini absque ullo scrupulo ac si non essent ecclesiastica retinebantur, et uniti ad Tribunalia (judiciaria) eatenus relegati causas cum effectu propterea promovere haud valebant: quod aliis documentis, quam antiquis *inscriptionibus* (Verschreibungen) in libris Evangeliorum factis juxta anterioris aevi consvetudinem propietatem horum bonorum in judicio comprobare non possent, jam vero talibus *Inscriptionibus* (der Uebersetzer nennt es Verzeichnisse) in libris Evangeliorum robur probationis per constitutionem Regni anno 1607 ad instantiam recte illorum, qui haec bona sibi usurpaverant emanatam, ablatum fuit, itaque plurima bona et dos Ecclesiarum deperierat, tanto magis, cum inter ipsos ruthenos unitos et non unitos desuper moverentur Lites, et ita res in lite existens tertio cedebat. Quod vero maximum unitis ruthenis praejudicium ac damnum inferebat erat pertractio unitorum ruthenorum ad ritum latinum etc. [1].

Seite 227 muß die Angabe des Uebersetzers dahin berichtiget werden: daß nach dem Jahre 1772 von der ruthenischen Hierarchie die Metropolitan-Diöces, die sich in Lithauen und in dem Kijower und Braclauer Palatinate befand, unter der pohlnischen Herrschaft blieb; hingegen das Bisthum von Przemysl, Lemberg mit

petiere, ut eos ad gratiam Nostram et hujus S. Apostolicae sedis admitteremus. Nos vicissim, qui licet immeriti illius locum in terris tenemus, qui venit quaerere et salvum facere, quod perierat, viscera paternae dilectionis iis aperuimus et omni Significatione amoris prosecuti sumus. Haec enim membra olim divisa nunc per Dei gratiam suo Capiti conglutinata quam arctissime nobiscum conjungi optamus. Quamobrem Tibi etiam magnopere commendamus Ruthenos Episcopos, ut eos omnibus in rebus quibus potius poteris aut pro Tua Auctoritate et zelo sane plurimis adjuves et foveas: nominatim vero in eo operam tuam adhibeas, *ut inter Regni senatores connumerentur*, quamdiu tamen fidem catholicam inviolatam servaverint et summo Pontifici atque huic S. Sedi obedientiam tribuerint. Qua de re scripsimus accurate ad charissimum Filium Nostrum *Sigismundum Regem*. Ex eo autem multa bona proficisci posse, si tam insigni beneficio Episcopo illi et Eorum natio obstingatur, Tu pro Tua prudentia intelliges. Tibi vero Frater quem sincero corde semper amavimus, et cujus virtutem plurimi semper fecimus Nostram paternam et apostolicam benedictionem impertimur.

Datt. Romae apud S. Petrum sub annulo piscatoris die 7. Februarii 1596 Pontificatus Nostri anno 4to.

[1] Testis ocularis et omni exceptione major Episcopus Premisliensis ritus latini Paulus Piasecki in *Chronica gestorum in Europa singularium* Cracoviae anno 1648 edita pag. 546 ad annum 1632 describendo funus defuncti Regis Sigismundi III Cracoviae peractum haec scribit: „Processit pompa lugubris praeeuntibus longo „ordine Monachorum Sacerdotumque agminibus ipsa „feretra auro textis peristromatis ac coronis etc. operta „antecedebant Episcopi *Vladislaviensis, Posnaniensis*, „*Plocensis*, *Premisliensis*, *Culmensis*, *Chelmensis*, *Ki*„*joviensis* una cum Archiepiscopo *Gnesnensi* et Nuncio „Apostolico agmen claudentibus. Aderant et *Episcopi* „graeci *ex Russia Ecclesiae Romanae* sociati, quos Col„legium Basilicae Cracoviensis Pontificalis usque Nun„cio Apostolico deprecante aegre permisit Episcopis „Regni senatoribus in incessu proxime conjungi, cum „locum non alteri quam sibi deberi contentius affir„mans."

[2] Id factum est in synodo provinciali Grodnae (der Uebersetzer nennt irrig *Grodek*) 8 Novembris 1614 celebrata v. Memoriale S^ae^ Congregationis die Propaganda fide ab Antonio Sielawa Metropolita Russiae cum Episcopis et Clero anno 1616 exhibitum.

[1] Josephus Velaminus *Rutski* Metropolita unitorum Ruthenorum initio Saeculi XVII quem Leo Allatius Libro de aetate Pauli V ium Cardinalis Pallavicinnus Tractatu de Bono Parte I Cap. II laudant, quique ab Urbano VIII P. M. *Atlas Unionis, Columna Ecclesiae, Athanasius Russiae* (v. Chodykiewicz ord. Praed. Dissertationes Historico Criticae Leopoli 1770) vocabatur suas S. Congregationi praepositae negotiis ruthenorum Anno 1622 exhibitas querelas de injuriis, quas experiuntur Episcopi et Clerus ruthenus unitus a *latinis* sequenti modo concludit: »*De omnibus his miseriis silui*»*mus hactenus, tum ut paci et fraternae caritati con*»*suleremus, tum ut comitteremus tempori et circum*»*stantiis optimo magistro ut emendet. Sed praecipuis* »*amissis per transitum ad latinos; exspoliati omnibus* »*ornamentis, caepimus advertere omni humano auxi*»*lio nos destitui radices malorum putullare, et incre*»*mentum in dies accipere, unde veluti e somno ex per*»*gefacti sentimus unde excidimus, et praeteritum sta*»*tum cum praesenti conditione comparando recorda*»*tione ipsa affligimur, et compellimur obviare, ne ma*»*lum ulterius serpat.*»

Digitized by Google

Halicz ein Theil des Chelmer oder Belzer Bisthums, des Bisthums von Kamieniec und ein Paar Decanate des Bisthums von Luck unter Oesterreich kamen.

Seite 228. Die Angabe, »als ob in der Epoche vom J. » 1772 und 1789 unter der pohlnischen Herrschaft die mei» »sten ruthenischen Kirchengüter verloren gingen, und es an » Vorstehern fehlte, die Muth genug besaßen, sich der Ueber» » macht zu widersetzen,« ist irrig. Das geschah nicht in die» ser Epoche, sondern in vorigen Zeiten, besonders in dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Aber auch damals erman» gelten nicht die ruthenischen Oberhirten, sowohl die nicht» unirten als unirten ihrer Seits alle möglichen Schritte ge» gen die Uebermacht der Mächtigen zu ergreifen, um die Kirchengüter bei den Kirchen zu erhalten und zurückzufor» dern, wie dieß oben auseinandergesetzt worden [1].

Der Uebersetzer gibt ferner an:

1) »daß nach dem Traetate vom 11. Julius 1793 alles » Land bis an den Bugfluß mit einem Theile von Li» » thauen,« und

2) »damit ein Theil der unirten Wlodzimirskischen Me» » tropolitan-Diöces an Rußland kam;«

3) »daß während des Krieges mit Rußland im Jahre » 1795, oder der Revolution unter der Dictatur des Gene» » rals Kosciuszko, die Pohlen mit aller Grausamkeit ge» » gen die Ruthener wütheten;«

4) »daß die Abtei Suprast zum Bisthum unter der » preußischen Herrschaft erhoben,« und

5) »durch den Wiener Congreß 1815 dem Bischofe von » Chelm Sitz und Stimme im Senate eingeräumt worden.«

Die Angabe ad 1um. muß dahin berichtigt werden, daß nach dem Traktate von Grodno dd. 11. Julius 1793, der Kijower, Braclawer und Podolier Palatinat, dann ein Theil des Palatinats von Wolynien auf dem rech» ten Ufer des Flusses Bug an Rußland abgetreten wurde, hingegen der Theil von Wolynien auf dem linken Ufer des Flusses Bug, dann ganz Lithauen unter der pohl» nischen Souverainität blieb, und dagegen ein großer Theil

[1] Zum Belege dessen dient folgende Thatsache: Die Metro» polie von Halicz hatte unter anderem von den souverainen Fürsten von Halicz verliehenen Dotations-Gütern, das in dem ehemaligen Zydaczower Bezirke, nunmehr im Stryer Kreise gelegene Gut Perehinsko. Im Jahre 1548 hat der Starost von Zydaczow Zbozny die Original-Schen» kungs-Urkunde von einem ruthenischen Geistlichen entlockt und unter dem Vorwande als ob das besagte Gut ein könig» liches Gut oder Tenuta wäre, dem Edelmann Mathias Gembicki für eine Summe Geldes abgetreten. Hierauf überging der faktische Besitz besagten Gutes an verschiedene Personen, und unter anderen an die mächtige Familie des obersten Feldherrn Stanislaus Zolkiewski, und von diesem an den Palatin und obersten Feldherrn Stanislaus Jablonowski, welcher sich eine Donation dieses Gutes *intuitu magnorum meritorum* bei dem König Johann Casimir, und eine Bestätigung (constitution) bei dem Reichstage, wodurch er als Eigenthümer besagten Guts an» erkannt und bestätiget wurde, im Jahre 1661 erwirkte. Die Lemberger ruthenischen Bischöfe Macarius Tuczapski im Jahre 1564, Gedeon Balaban im Jahre 1593, Zeliborski im Jahre 1656, Tyssarowski und Andere, haben stets dießfalls Klagen und Prozesse geführt, allein gegen mäch» tige Gegner nichts ausrichten können. Nur dem Bischof Jo» seph Szumlanski, der bei dem König Johann Sobieski in besonderer Gunst stand *) ist es gelungen, durch Vermitt» lung des Königs, doch gegen einen Ersatz oder Rückkauf mit 70.000 pol. Gul *titulo meliorationum* an den Palatin und obersten Feldherrn Jablonowski, das oft erwähnte Gut Perehinsko für die Metropolitankirche von Halicz zurück» zuerhalten und zu erwirken, daß dieses Gut für ursprüngli» ches Metropolie-Dotationsgut, dessen Besitz de facto aber von den weltlichen Personen für *illegal* erklärt, und dieses alles mittelst der Reichstags-Constitution vom Jahre 1690. und mittelst des vom König Johann III. dd. Zolkiew am 12. Februar 1691 ausgefertigten Diploms feierlich be» stätiget worden *).

*) Der Bischof Joseph Szumlanski war ein Waffengefährte des Johann Sobieski noch als obersten Feldherrn, und hielt sich stets an seinem Hofe auf. Er wohnte schon als Bi» schof der vom König Johann Sobieski am 29. September 1676 den Türken bei Zurawno gelieferten merkwürdigen Schlacht, eben so wie jener am 12. September 1683 weltbe» rühmten Schlacht bei, wodurch die kaiserliche Residenzstadt Wien von Belagerung der Türken entsetzt wurde. Bei der ersteren wurde sein neben ihm stehender Page mit einer türkischen Musketenkugel getödtet, bei der letzteren ward er selbst im Arm verwundet. Diese beiden Kugeln, in Silber gefaßt, mit einer auf dem silbernen Plättchen gravierten kurzen Geschichte, wurden vom erwähnten Bischofe, an dem, in der Lemberger Metropolitankirche bei St. Georg befindli» chen Gnadenbilde der heil. Mutter Gottes zum ewigen Ge» dächtniß angehängt, und befinden sich bisher in Verwahrung.

*) In diesem Diplom heißt es wörtlich: Supplicationi Ven. in Christo Patris *Josephi Szumlanski* Episcopi Leopoliensis tam in promovendo divini cultus studio spiritualis, exemplaris, et laudabilis quam in obsequendi Nobis et Serenissimae Domui Nostrae gloria et bene merendi erga hanc rempublicam promtitudine, et constantia praeclari viri (cujus sunt Nobis cordi amplissima tam *belli* quam *pacis* tempore illibata fide contestata in Nos et Rempublicam merita) apud Nos factae uti justae, legitimae, ac aequitati consentaneae benigne annuentes, ut pro tantis *ipsius meritis perpetua grati Nostri erga ipsum animi extet testificatio*, et si nihil habeamus ita charum, quod non libenter ipsius ornandi et amplificandi causa, faciendum Nobis esse putemus, tamen singulari erga ipsum provocati studio, ut parem meritis ipsius animum et gratiam referamus, testemurque in perpetuum — *jura et privilegia Documenta* etc. proprietatem et haereditatem Bonorum villae *Perehinsko* Ecclesiae Metropolitanae ritus graeci Haliciensi in Krylos sitae tituli Assumptionis B. V. M. evincentia et obloquentia - *renovanda, aprobanda, confirmanda ratificanda* et *solidanda* esse duximus etc.

der unirten Metropolitandiözes, die Diözesen von Wlodzimierz, Luck, und ein Theil der Chelmer Diözes auf dem rechten Ufer des Flusses Bug, dann 800 Pfarreyen der Kamieniecer Diözes unter die russische Herrschaft kamen.

Ad 2dum. Es gab nie eine Wlozimirskische Metropolitandiözes. Die Metropolitandiözes war eben so wie das Bisthum von Wlozimierz mit Brzesc, abgesondert und selbstständig.

Ad 3tium. *Suum cuique.* Diese Angabe ist ganz ungegründet, im Gegentheil hat die damahlige revolutionäre Regierung unter der Diktatur des Generals Thaddäus Kosciuszko sich alle Mühe gegeben, die Ruthener sich geneigt zu machen, wie dieses aus dem vom General Kosciuszko an die höheren ruthenischen Geistlichen aus dem Lager von Polaniec unterm 4. Julius 1794 erlassenen Circular-Schreiben erhellet [1].

Ad 4tum. Die im Bialostoker Bezirke befindliche, zum Bisthum erhoben gewesene Abtey hieß Suprasl und nicht Suprast.

Ad 5tum. Die Angabe des Uebersetzers könnte jemanden zu der Meinung veranlassen: als ob die Angelegenheit der Berufung des armen ruthenischen Bischofs von Chelm in den Senat des Königreichs Pohlen so wichtig gewesen wäre, daß sich der erhabene Monarchen-Congreß vom Jahre 1815 damit beschäftiget hatte. Zur Erläuterung diene folgende Textirung des Manuscriptes.

Per Constitutionem Ducatus Vasarviensis 1810 omnes Episcopi obtinebant locum in Senatu, quare etiam Episcopus ruthenus unitus *Ciechanowski* fiebat membrum senatus, et quidem non ultimus post Episcopos latinos, prout anno 1791 fuit Metropolita Rostocki *sed in ordine suae ad Episcopalem dignitatem vocationis.* Post subsecutam pacem Parisiensem et Congressum Viennensem 1815 Ducatus Varsaviensis Russiae Imperio adscribebatur, ac Imperator *Alexander* qua rex Poloniae agnitus, subseque Constitutionem a se datam introduci mandabat, juxta quam, quivis Episcopus Dioecesanus membrum senatus constituit. Hac ratione itaque etiam Episcopus *Chelmensis* ruthenus unitus locum in senatu Regni Poloniae juxta suam vocationem *conservabat* [1].

Seite 228. Die Suffragan-Bischöfe, die den ruthenischen unirten Diözesan-Bischöfen von Brzesc, Pinsk u. s. w. zugetheilt sind, sind eigentlich Weihbischöfe, die ihre Titel von den ehemaligen wirklichen Bischofssitzen, wie von Orsza (nicht Orszany), Pinsk, Suprasl nicht Suprast u. s. w. führen.

Seite 232. „Die vom Uebersetzer gemachte Anmerkung 1, „daß 1) im Jahre 1619 die meisten Ruthener, die das „Schicksal nach Ungarn und Siebenbürgen trieb, die Union „angenommen;

2) „Ihre Bisthümer in Ungarn zu Munkacz, Großwardein und Eperies, in Siebenbürgen das Bisthum Fogaraßi sind, und daß

3) „demnach alle Ruthener in der österreichischen Monarchie unirt seyen, muß folgender Maßen berichtiget werden, und zwar:

Ad 1mum. Der Uebersetzer vermengt hier die walachische dem griechischen Ritus zugethanene Nation, mit der ruthenischen. In Siebenbürgen gibt es keine Ruthener, sondern sind Walachen, oder die sich nennenden Dacoromani, die keinen slavischen, sondern einen besonderen walachischen Stamm mit eigener Sprache ausmachen, die aber dem griechischen Ritus zugethan sind, und sich in ihren liturgischen Büchern der cyrillischen Charaktere nebst ein paar besonderen Buchstaben bedienen.

Ad 2dum. Diese Daco-Romanen machen die Fogaraßer Diözes in Siebenbürgen, einen Theil der Munkatser Diözes, und größtentheils die Diözes von Großwardein aus. Die Ruthener in Ungarn aber sind in

[1] In diesem Circular-Brief heißt es wörtlich:
„Ehrwürdiger Priester! Dein heiliger Charakter verschafft „dir den Eingang zu dem Herzen des Volkes, rede ihm zu, „belehre und zeige ihm, wie es das Vaterland lieben soll, „rede ihm zu, damit es für sein eigenes Beste sich mit den „pohlnischen Waffen vereinige, und zur Befreyung des Vaterlandes mitwirke.
„Ihr Priester des griechischen Ritus! Euer Schicksal und „Existenz war stets unter der ungerechten Herrschaft, „und ist bis nun zu niederschlagend. Aber die freyen und „unabhängigen Pohlen werden dieses traurige Loos verbessern, und diejenigen, welche für sie sich eifrig zeigen, werden sie glücklich machen, und sie in die ihrem Berufe entsprechende Lage setzen. Ich versichere Euch davon im Namen „der Nation. Du ehrwürdiger Priester! sey von „meiner Aufrichtigkeit und Dankbarkeit überzeugt, ich bin „dießfalls Bürge im Namen der pohlnischen Nation. Ich „empfehle mich deiner Frömmigkeit und Freundschaft.

T. Kosciuszko.

[1] Die Angabe des Uebersetzers, als hätte die Chelmer-Diözes im Jahre 1809, 686 Pfarreyen, 665 Kapellaneyen und 634.000 Seelenanzahl, ist ganz irrig, und wird ad p. der österr. Zeitschr. 232, ad 5tum berichtiget.

Digitized by Google

der Diözes von Eperies durchaus, in der von Munkats größtentheils[1], in der Großwardeiner Diözes zum Theil ansäßig, und mit der römischen Kirche unirt. Auch muß noch hier das Bisthum von Kreutz in Croatien erwähnt werden, welches auch aus Slaven des griechischen Ritus den Croaten besteht, und mit der römischen Kirche unirt ist.

Ad 3tium. Diese Behauptung ist auch nicht ganz richtig, weil in der Bukowina, in der Czernowitzer nicht unirten Diözes bis jetzt sich mehrere Pfarrbezirke befinden, welche von den nicht unirten Ruthenern bewohnt sind.

Seite 232. In Hinsicht der Gleichstellung beiderley Ritus als merkwürdiges Dokument der Weisheit der österreichischen Regierung, wird hier das Rescript des höchstseligen Kaisers und Königs Leopold's II. vom 8. Julius 1790 seinem ganzen Inhalte nach eingeschaltet.

Nos *Leopoldus* II. etc.

Vobis Fidelibus Nostris sincere dilectis Episcopis ritus graeci catholicis Galiciensibus salutem et gratiae, clementiaeque Nostrae Regiae continuum erga vos incrementum.

Considerantes ritum graeco catholicum a tempore revindicationis Galiciae et Lodomeriae regnorum, debitam semper erga Nos, Nostramque Domum devotionem in omnibus occasionibus demonstrasse, humillimis petitis Vestris Nobis dd. 30. Maji currentis anni exhibitis animo deliberato et ex plenitudine Regiae potestatis Nostrae annuere decrevimus, et insistendo Decretis et Privilegiis tum ab immediato, tum ab anterioribus Antecessoribus nostris latis coaequationem rituum catholicorum quoad omnia firmantibus eandem rituum Catholicorum coaequationem in Regnis Nostris Galiciae et Lodomeriae, utpote justam et bono aeque religionis ac civitatis proficuam autoritate Nostra Regia confirmamus: *Primo:* Ne unus catholicus alterum aeque catholicum ritum contemnat, impediat aut molestet, aut praeferentiam aliquam sibi appropriet. *Secundo:* Ut iisdem juribus admissionis ad promotiones, iisdem Privilegiis ac dignitatibus aeque Clerus atque civilis status ritum graeco-catholicum sequens, in Regnis Nostris fruatur et frui permittatur. *Tertio:* Ne unus ritus alterum in obeundis suis muniis, ac adimplendis consvetis devotionibus quocumque modo impedire praesumat, vel ab aliis impediri turbari aut molestari permittat, modo aliquali, enimvero si qui ex Nobis subjectis quidpiam in obversum attentare praesumpserint, noverint semet indignationem Nostram incursuros. In quorum fidem et testimonium hasce litteras Nostras confirmantes propria manus Nostrae subscriptione et secreti majoris Sigilli Nostri, quo ut Galiciae et Lodomeriae Rex utimur, impendentis munimine roboratas expediri et Vobis in perpetuam rei memoriam extradi jussimus. Datum per manus fidelis Nostri Nobisque sincere dilecti spectabilis et magnifici Comitis Leopoldi Krakowski de Kolowrat Consiliarii Nostri actualis intimi, ac Camerarii, Regis Bohemiae supremi et Archiducis Austriae primi Cancellarii Aurei Velleris nec non ordinis sancti Stephani magnae Crucis Equitis, in Archiducali Civitate Nostra Vienna die octava mensis Julij, anno Domini millesimo Septingentesimo nonagesimo, Regnorum Nostrorum primo. — *Leopoldus* m. p. Leopoldus Comes a Kollowrat Regis Bohemiae supremus et Archiducis Austriae primus Cancellarius — Ioannes Wenceslaus Comes ab Ugarte m. p.

Seite 232 steht 1) »Im Jahre 1805, nach dem Tode »des Metropoliten Theodor (recte Theodosius) Rostocki, »beschloß der gr. kathol. Klerus in den Königreichen Galizien und Lodomerien die Metropolie von Halicz herzustellen.

2) »Im Jahre 1813 erhielt mit Hofdekret vom 25. Februar 1813 das griech. kathol. Consistorium seine Regulierung.«

3) »Die Lemberger Erzdiözes begriff im Jahre 1826 »1.113.416 Seelen.«

4) »Die Przemysler (die einst 3.000.000 Seelen zählte), »724.656.«

5) »Jetzt (1835) sagt der Uebersetzer, zählt die unirte »ruthenische Hierarchie in Galizien 2482 Pfarreyen und »2.472.066 Seelen.«

Ad 1mum. Der griech. kathol. Klerus, weit entfernt in dieser seinen Wirkungskreis übersteigenden Angelegenheit etwas zu beschließen, hat durch seine Vorsteher, seitdem Galizien unter Oesterreichs milde Regierung gelangte, sowohl bei dem allerhöchsten Throne Sr. k. k. Majestät, als

[1] V. I. Schematismus Cleri Munkacsiensis de A. 1829, II. *Brevis notitia Fundationis Theodori Koriathovics* olim Ducis in *Munkacs* 1340 factae a R. P. Joanne *Basilovits* O. S. B. M. Protohegumeno Cassoviae 1799 in 4.

Digitized by Google

auch bei dem päpstlichen Stuhle stets die Nothwendigkeit der Herstellung der ehemahligen Haliczer Metropolie vorgestellt, welche erst im Jahre 1808 realisirt wurde. Als Merkmahl einer besonderen Zuneigung gegen den gr. kath. Klerus und das Volk weiland Sr. Majestät des höchstseligen Kaisers Franz I., wird das Allerhöchste Diplom vom 11. August 1808 hier seinem ganzen Inhalte nach eingerückt:

Nos *Franciscus* primus etc.

Significamus praesentibus literis Nostris universis et singulis quorum interest. Nos ad splendorem Ecclesiae catholicae promovendum, paternumque Nostrum affectum erga Clerum et populum ritus graeco-catholici in Regnis Nostris haereditariis Galiciae et Lodomeriae degentem commonstrandum, constituisse Metropolitanam Dignitatem quae olim *Haliczii* exstiterat ob temporum vero vicissitudines abolita est, restituere, eamque cum Episcopatu Leopoliensi conjungere, quapropter consentiente in id Summo Pontifice SS^mo Papa Pio VII, erigimus, et augmento dotationis decretis Nostris statuto ornamus Episcopatum Leopoliensem ritus graeco catholici in Metropolitanam sedem titulo: Ecclesiae Metropolitanae Leopoliensis et Haliciensis, cujus Antistes Archiepiscopali Dignitate praesit Ecclesiis Premisliensi cum Samboriensi et Sanocensi unitae, et Chelmensi cum Brestensi et Belzensi unitae. Cumque haec Ecclesia per obitum venerabilis, devoti, Nobis dilecti Episcopi Nicolai Skorodynski Praesule suo orbata sit, jure patronatus et nominationis Nobis, qua Regi Galiciae de facto competente, nec non etiam post erectionem Ecclesiae hactenus cathedralis in Metropolitanam in perpetuum reservato, Nobis dilectum et devotum Antonium Angellowicz, hactenus Episcopum Premisliensem Samboriensem et Sanocensem ritus graeco catholici, Consiliarium Nostrum intimum ejus virtutes, pietatem, vitae integritatem, morum probitatem, peculiarem in promovenda Sancta unione et in regimine Ecclesiarum ei hucusque concreditarum comprobatum zelum, ac erga sanctam Nostram Majestatem devotionem animo volventes, Metropolitam Leopoliensem et Haliciensem nominare duximus, uti praesentibus litteris, vi juris Nostri Regii Patronatus clementissime nominamus, Eique Archiepiscopatum Leopoliensem et Haliciensem conferimus. Vigore harum litterarum Nostrarum Caes. Regiarum praefatus Reverendus in Christo Pater Antonius Angellowicz dictum Archiepiscopatum, cum omnibus villis, praediis, agris, pratis, eorum fructibus et pertinentiis nec non cum jurisdictione spirituali super Ecclesias, Capitulum, Decanos, Parochos et universum Clerum saecularem et regularem, ac confraternitates ejusdem ritus graeco catholici Dioecesani et Metropolitani tenebit, et possidebit, ac jura Metropolitana in Episcopatus Premisliensem et Chelmensem, cum unitis ejusdem ritus graeci catholici exercebit ad vitae suae tempora, dantes Eidem praeterea plenam potestatem juxta leges canonicas, omnes causas spirituales judicandi, Regimen universi majoris et minoris Cleri Dioecesani habendi et officium Metropolitani exercendi ac eo utendi. Promittentes id de Nobis, et de serenissimis Successoribus Nostris, quod praedictum Reverendissimum Metropolitam Antonium Angellowicz in hujus Metropoliae Leopoliensis et Haliciensis jurisdictione spirituali, et in possessione bonorum ad eandem Metropoliam spectantium (in quorum administrationem et usum fructum, eundem mediante Gubernio Nostro Regnorum Galiciae et Lodomeriae intromitti clementissime mandamus) plene conservabimus; nec cuipiam potestatem aliquid de his alienandi dabimus, quod et Serenissimi Nostri Successores facient. Quod omnibus cujuscumque status et conditionis hominibus Regnorum Nostrorum Galiciae et Lodomeriae Dioecesanis ritus gr. catholici Leopoliensibus et Haliciensibus nec non quantum ad Dignitatem Metropoliticam ejusque jura attinet, Dioecesanis quoque Ecclesiarum Premisliensis et Chelmensis ac his unitarum ad notitiam deducendo volumus et mandamus: ut praefatum Reverendissimum Antonium Angellowicz, quam primum in Ecclesiam Metropolitanam Solemni ritu ingressum fecerit, pro vero Metropolita et Archiepiscopo Leopoliensi et Haliciensi habeant, nominent, ac recognoscant, libertate, praeeminentia, jurisdictione, ac praerogativis muneris sui uti sinant, nec auctoritatem ejus vel minime impediant, et secus non faciant, sub jactura gratiae Nostrae. In quorum fidem praesentes Litteras manu Nostra subscripsimus, et sigillum Nostrum Caesareo Regium apprimi jussimus. Datum in Civitate Nostra Viennae die undecima Mensis Augusti Anno Domini Millesimo Octingentesimo octavo, Regnorum Nostrorum decimo Septimo. *Franciscus.* Aloysius Comes ab Ugarte Regis Bohemiae Supremus et Austriaco Aulicus primarius

Digitized by Google

Cancellarius. Josephus L. B. von der Mark. Franciscus Comes Woyna. Ad Mandatum sacrae Caesareae Regiae Majestatis proprium Joannes Nep. de Dankesreiter S. C. R. et Ap. Maj. Consiliar. Aul. Eppus Pell.

Ad 2^{dum}. Sowohl das gr. kath. Konsistorium von Lemberg, als jenes von Przemyśl wurden bereits unter der glorreichen Regierung Sr. Majestät des höchstseligen Kaisers Joseph II. in Folge der Allerhöchsten Entschließung dd. 5. October 1786 im Jahre 1787 regulirt, und aus dem Religionsfonde besoldet.

Im Jahre 1813 wurde ein neues Document der allerhöchsten Huld und Gnade weiland des höchstseligen Kaisers Franz I. dem gr. kath. Klerus erzeugt, und das durch die widrigen Zeitumstände eingegangene Metropolitankapitel in Lemberg hergestellt und regulirt [1].

Auch das Domkapitel in Przemyśl ist durch die Allerhöchste Entschließung, Belluno dd. 20. April 1816 hergestellt, und regulirt worden.

Ad 3^{tium}. Das Manuscript der historischen Darstellung, woraus der Uebersetzer dieses entlehnte, wurde, wie es Anfangs erwähnt worden, im Jahre 1826 verfaßt.

Ad 4^{tum}. Zum Beweise dessen, wie zahlreich die Przemyśler ruthenische Diözes im Jahre 1660 gewesen, dient der ämtliche an den heiligen Stuhl vom Procurator des römisch-kath. Bischofs von Przemyśl, Sarnowski, erstattete Bericht [2].

[1] Das Allerhöchste dd. 25. Februar 1813 herabgelangte Diplom lautet im Eingange wie folgt:

Franciscus etc. Significamus praesentibus Literis Nostris universis et singulis quorum interest. Nos ad servandum bonum ordinem in *Capitulo Metropolitano* ritus graeco catholici in Regnis Nostris Galiciae et Lodomeriae ad Sedem Metropolitanam Leopoliensem Litteris Nostris hodierna die datis restituto, constituto atque ordinato propositam Nobis Ordinationem dicti Capituli Metropolitani ac regulationem Cleri Archicathedralis auctoritate Nostra Caes Reg. confirmare decrevisse etc.

[2] Relatio ad S. Sedem Apostolicam Alexandrum VII de Statu Dioecesis Premisliensis rit. lat. a Stanislao Sarnowski Episcopo Premisliensi Abbate Sulejoviensi per ejus Procuratorem Hiacynthum Mokrski Canon. Premisliensem S. R. Majestatis Secretarium Anno 1660 continet expresso sequentia: *Dioecesis Premisliensis ruthenorum quae 3400 parochias continet, numerum trium millionum animarum attingit.* V. Siarczynski Historya Miasta Jarosławia. Schematismus Universi Ven. Cleri Dioecesis gr. cath. Premisl. de A. 1830 p. 188.

Ad 5^{tum}. Der Uebersetzer gibt die im Manuscript vom Jahre 1826 [1] vorgefundene Anzahl der Pfarreyen, und die Seelenanzahl der Haliczer Hierarchie (wozu das unter der pohlnischen Herrschaft befindliche Bisthum Chelm mit 317 Pfarreyen und 227.673 Seelen gerechnet wurde), für den jetzigen Zustand (im Jahre 1835) der unirten ruthenischen Hierarchie in Galizien an. Obschon seit 9 Jahren die Bevölkerung Galiziens sich vermehrt hat, so beläuft sich nur die gegenwärtige Seelenanzahl der unirten Ruthener in Galizien, und zwar:

In der Lemberger Metropolitandiözes:

Pfarreyen	953
Lokalkapellanien	254
Seelen	1.193.328

[1] In dem Manuscripte heißt es wie folgt: Antiqua Hierarchia ruthena unita ex novem Episcopatibus constans complectebatur *Tredecim millia Parochialium Ecclesiarum et ducenta Basilianorum Monasteria.* Qui nam numerus animarum fidelis populi in omnibus Dioecesibus fuerit? exacte determinari nequit. Ast cum compertum sit in una solummodo Dioecesi Premisliensi Anno 1660 tres *Milliones* populi rutheni fuisse recte concludi valet, in reliquis octo ruthenis Dioecesibus scilicet. Metropolitana *Kijoviensi*, *Archiepiscopali*, *Polocensi*, *Episcopalibus*, *Leopoliensi*, *Luceoriensi*, *Vlodimiriensi*, *Chelmensi*, *Brestensi* et *Pinscensi*, quarum aliquae longe majorem quam Dioecesis Premisliensis habebant peripheriam, ad minimum *quindecim Milliones* populi rutheni exstitisse.

Ad praesens (1826) reperiuntur:

I. In tota Hierarchia unitorum sub Imperio Russico

1. Parochiae	1476
2. Parochiani	1.427.579[*]

II. In Hierarchia Haliciensi sub Imperio Austriaco et polonico existenti:

1. Parochiae	2290
2. Parochiani	2.136.666

Qui numerus nec *quintam partem* populi rutheni in se comprehendit, qui antea sub uno visibili capite Ecclesiae vixerat, reliqui vero et quidem nobilior classis Magnatum, Procerum et Status Equestris adhuc sub regimine polonico, ad ritum latinum est pertracta, alii porro sub regimine russico ad non unitos desciveraut.

[*] Nach dem im dritten Heft der Dorpater Jahrbücher vom Jahre 1835 (Leipzig, bei Carl Franz Kohler) S. 248 vorkommenden Rechnungsberichte des kaiserlich russischen Ministeriums der inneren Angelegenheiten des Jahres 1833 und respective der diesem Berichte beiliegenden Tabelle XXI, befanden sich im Jahre 1833 griechisch unirte 1403 Kirchspiels (Ecclesiae matrices), 193 Filial-Kirchen, und 1051 Kapellen, zu denen 1.570.310 Eingepfarrte gehörten.

Digitized by Google

In der Przemysler Diözes:

Pfarreyen	564
Lokalkapellanien	136
Seelen	768,458

Also in ganz Galizien:

Pfarreyen	1517
Lokalkapellanien	390
Seelen	1.961.786

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

Zur

Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

Erster Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt

von

J. P. Kaltenbaeck.

Wien 1835.
In Commission der F. Beck'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Recensionen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

1. Sonnabend, den 3. Jänner 1835.

Ueber den

gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland.

Von Franz Grillparzer.

Es gab vielleicht keine Zeit, wo das deutsche Volk mit seiner Literatur im Allgemeinen so zufrieden war, als eben jetzt. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Anschuldigungen und Klagen mancher Art. Das ist aber eitel Koketterie. Die Stimmung im Großen zeigt das Gegentheil. Da ist keine Spur mehr von der ängstlichen Bescheidenheit, die sonst den Deutschen gegenüber dem Auslande charakterisirte; Anmaßung und wegwerfendes Absprechen haben deren Stelle eingenommen. Deutsches Gemüth, deutscher Fleiß, deutscher Tiefsinn, deutsche Phantasie klingt's von allen Seiten, ja das Ausland scheint in die Ansicht einzugehen (oder vielmehr sie ging von ihm aus), und des Preisens unserer Art und Kunst ist kein Ende, so weit der Erdboden reicht.

Nur eins, — die Füße des Pfau's! — scheint uns zur Bescheidenheit aufzufordern: der eingestandene Zustand unsers Theaters, unserer dramatischen Literatur. Das Theater selbst, die Bühne, scheint nur gelegentlich in die allgemeine Verwerfung mit einbezogen zu werden, denn, wenn wir auch wirklich weniger große Schauspieler haben sollten als in früheren Zeiten, so zählen wir doch mehr gute als jemals. Das Uebel muß also tiefer sitzen. In der dramatischen Literatur also. — Da liegt der Knoten!

Indeß die Engländer in ihrem Shakespear eine komplette Theaterbibliothek für Jahrhunderte besitzen, die Spanier nur das Grabscheit anzusetzen brauchen, um aus ihrer Vergangenheit Schätze für alle Zukunft zu erheben; die Franzosen frischweg zwei literarische Jahrhunderte — so lange ihr Stolz — wegwerfen, und mit dem Neubegonnenen für das Bedürfniß der Gegenwart genügend und voll ausreichen, hat das deutsche Theater kaum ein Dutzend Stücke aus seiner Vorzeit gerettet, die den Kenner befriedigen; ein bischen Mittelgut wird zur Noth geduldet; das Neue ist durchweg schlecht. Weh sey darob geklagt, besonders wenn man selbst Schriftsteller und ein Neuerer ist.

Es wäre nicht uninteressant, den Ursachen dieses Uebelstandes nachzuforschen, vielleicht daß bedeutende practische Ergebnisse dabei zu gewinnen wären. Versuchen wir's denn! Ich kann nicht hoffen, den Gegenstand zu erschöpfen, der ein eigenes Buch erforderte; aber meine Andeutungen werden wenigstens den Vorzug haben, von einem die Kunst Ausübenden herzurühren, indeß sich bis jetzt nur Schulgelehrte, Skizzisten und Dilettanten damit befaßten, die ihre Meinungen, ohne inneres Erleben, auf nichts zu gründen wissen, als auf links und rechts zusammengelesene Beispielfälle, wo dann das Urtheil nicht weiter reicht als der Fall selbst.

Auf's Praktische gehende, durch eigene Erfahrung bestätigte Ansichten hier niederzulegen, wäre die Aufgabe. Und sollte man's handwerksmäßig finden! Liegt doch jeder Kunst ein Handwerk zu Grunde, und wer beide nicht zu vereinigen weiß, ist ein Stümper, nur, je nachdem das Eine oder Andere vorschlägt, mit einem Uebergewicht von Gemeinheit oder Abgeschmacktheit. An hohen Ansichten hat es den Deutschen nie gefehlt, aber ihre Grundlagen schweben nicht selten in der Luft, und ob sie da für unsern Vorwurf am rechten Platze seyn, soll im Folgenden untersucht werden.

Von allen poetischen Formen die strengste ist die dramatische. Alle andern gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatische von einer Lüge, und ihre Aufgabe ist, diese Lüge aufrecht zu erhalten, ja sie in letzter Ausbildung zu einer Wahrheit zu machen. Die Lyrik spricht ein Gefühl aus, das Epos erzählt ein Geschehenes (für die Form gleichviel ob wahr oder erdichtet), das Drama lügt eine Gegenwart.

Man hat sich in neuerer Zeit sehr lustig gemacht über

Digitized by Google

die Täuschung, welche man in früherer einem Schauspiele zum Erforderniß machte, und gewiß, eine unabweisliche, zwinzende Täuschung würde alle Kunst von vornherein aufheben, eine einschneidendere Wirklichkeit an deren Stelle setzen, und nahmentlich die Tragödie zu einem Schauspiel für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere willkührlich selbst übernommene Täuschung, eine Supposition, in die der Zuseher eingeht, auf die stillschweigende Bedingung, sie wegzuwerfen, wenn ihre Wirkungen lästig, wenn sie quälend würden. Die Aufgabe der dramatischen Kunst als Form besteht nun darin, daß diese Supposition einer Gegenwart (ja nicht mit Wirklichkeit zu verwechseln) aufrecht erhalten, ihre Bewahrung dem Zuseher erleichtert, und nicht gestattet werde, daß er sie aus Langeweile oder Zerstreuung fallen lasse, oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe.

Wer diese Sätze läugnen wollte, müßte erst verhindern, daß als gegenwärtig dargestellte Personen nicht auch wie gegenwärtige wirken: er müßte ungeschehen machen, daß die dramatischen Meisterwerke aller Zeiten, gut gespielt oder gelesen, jenen tiefen Eindruck machen, den nur die Gegenwart gewährt, er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder andern Rücksicht unbequeme dramatische Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche »Es war einmahl« abgesehen ist.

Dieß vorausgeschickt, fragt es sich: Durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals da gewesene oder längst vergangene Begebenheit als eine wenn auch nur vorausgesetzte Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Personen mit: tritt auf und geht ab, reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was ist es also sonst?

Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuser in meiner Straße abzuläugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen sehe, muß ich mir's gefallen lassen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber Jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren gesehen, so werde ich es erst dann glauben, wenn ich es, durch Ursache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Ueberzeugungen aufnehmen kann. Causalität zwingt den Geist, wie das Wirkliche die Sinne, und was als Gegenwart gelten will, muß vor allem als Ursache und Wirkung streng verknüpft sich erweisen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufall sein Spiel, und die eifrigsten Verfechter der Willensfreiheit, die täglich von Jedermann die tugendhaftesten Handlungen wie aus der Kanone verlangen, sind höchst erzürnt, wenn derlei unmotivirt auf dem Theater vorkommt. Der Charakter sey nicht gehalten, sagen sie.

Scharf und bestimmt sind die äußern Gestalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abschattungen wird Niemand eine Gegenwart anschaulich machen.

Eben so incisiv sind ihre innern Auskündungen. Glücklicher Weise verlangt die Kunst eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde sonst auslangen? Und auch das, was übrig bleibt, wer erreicht's?

Endlich fügt sich das Wirkliche in seiner Bestimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffs, ist ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen das Lebendige desselben aus, unterscheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending.

Alles dieß zugegeben, wird man von dem dramatischen Dichter, alle andern poetischen Qualitäten eingerechnet, in besonders hervorstechendem Grade folgende Eigenschaften fordern:

Scharfen, sichtenden Verstand, zur Motivirung und Begründung.

Bildliche Phantasie; sie erfindet und stellt dar.

Warmes, richtiges Gefühl.

Endlich Empfindung, im Verstande der Mahler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Natur-Typen bedeutet.

Man könnte hier stehen bleiben und im Entgegenhalt der deutschen Natur-Anlage zu ermitteln suchen, welche von diesen Eigenschaften den Nationalvorzügen entsprechen, und welche, im mindern Maße vorhanden, dem Gelingen dramatischer Composition schon von vornherein störend im Wege stehen.

Es würde sich vielleicht finden, daß der deutsche Verstand seine Stärke mehr im Vorarbeiten für die Zwecke der Vernunft zeige, als in rein analytischer Brauchbarkeit für die Aufgaben des Wirklichen; daß die Abweisung des gemeinen Menschenverstandes von Seite der deutschen Philosophie ihre Wirkungen mitunter weiter erstrecke, als auf jene abstrakten Höhenpunkte, für die sie eigentlich gemeint war, und unbefangener gesunder Sinn, unbeschadet aller andern Vorzüge, unter deutschen Literatoren vielleicht seltener gefunden werde, als irgend anderswo.

Die deutsche Phantasie könnte man beschuldigen, gar zu gern ins Weite zu gehen und dadurch unbildlich zu werden. Je höher diese Kraft sich versteigt, um so nebelhafter wer-

Digitized by Google

den ihre Gebilde, bis sie endlich zu bloßen Schematen einschwinden, die den Gedanken wohl unterstützend begleiten, aber nicht mehr versinnlichen, nicht darstellen. Der Werth der Phantasie für die Kunst liegt in ihrer Begränzung, welche die Gestalt ist. Die deutsche Phantasie liebt ihre Bilder nach einwärts, auf den Hintergrund des Gefühls zu werfen, was in der lyrischen Poesie oft hinreicht; die epische, besonders aber die dramatische Poesie fordert bestimmte Gestalten nach auswärts, die selbstständig für sich dastehen, und keiner Nachhülfe von Seite des Gemüthes bedürfen.

Das deutsche Gefühl sey in Ehren gehalten. Was sich dagegen, außer einer gewissen Vorliebe für die Halb-Tinten, sagen läßt, wird am besten in Verbindung mit dem folgenden Absatze ausgesprochen.

Dieser begreift die Empfindung in dem oben angedeuteten Sinne. Hier liegt vielleicht die poetische Hauptschwäche der Deutschen, was um so trauriger ist, da das Geheimniß der Composition damit allernächst zusammenhängt. Gewohnt, von scharf bestimmten Begriffen auszugehen, verlieren sie nur zu leicht den Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen. Da nun zugleich ihr Gefühl warm und wahr ist, an welchen Eigenschaften sie sich zu versündigen glaubten, wenn sie davon im Einzelnen auch nur ein Jota abgehen ließen, so werden nur zu häufig die verschiedenen Figuren, ihre Erlebnisse, Gesinnungen, Gefühle und deren Aeußerungen so haarscharf und ungeschwächt an einander gefügt, daß man dabei an die Kartenmahlerei, und wenn's gut geht, an die unbehülflichen Uranfänge der bildenden Kunst erinnert wird, die noch keine Ahnung davon hat, daß die schönsten Einzelnheiten zusammen ein schlechtes Bild machen können. Da ist nichts refüsirt; das eben Emportauchende macht seine Wirkung geltend, ohne auf den Eindruck eines Vorher oder Nachher Rücksicht zu nehmen, lichtsammelnde und sparende Gegensätze werden als Effektmacherei verworfen, an Ruhepunkte zur Erleichterung der Auffassung ist nicht zu denken, und so rollt denn die ganze Composition (!) als ein unentwirrbares Chaos belästigender Schönheiten um ihre eigene Achse, und der Leser (denn bis zum Zuseher gelangt derlei selten) weiß sich nicht anders Rath, als den Knäuel hinzulegen, um sich zu besinnen und Kraft zu sammeln; wo ihm denn keine Ahnung beikömmt, daß, wenn er sich nun orientirt hat und fortfährt, er kein Drama mehr mitlebt, sondern ein Buch liest.

Die Deutschen können nicht komponiren. Was in Frankreich der letzte Skribler (bei allen Mängeln des Inhaltes) kann, ist in Deutschland höchstens die Gabe Weniger.

So war es aber nicht immer. Unsere großen Dichter verstanden zu komponiren, und es gab eine Zeit, wo es auch die Mittelmäßigen konnten. Was hat also in neuerer Zeit die Deutschen für die Anforderungen der dramatischen Kunst weniger tauglich gemacht?

Das sey der Inhalt des zweiten Theils meiner Predigt.

Literatur.

Gedichte von Nicolaus Lenau. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1834. 8. 383 S.

Vergleicht man die Leistungen der neueren deutschen Lyrik mit jenen unserer nahmhaftesten Dichter aus den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts, so ergeben sich einige sehr wesentliche Unterschiede, die für jeden Fall bedeutend genug sind, um der Mühe zu lohnen, sie näher in's Auge zu fassen.

Wenn Ref. Innerlichkeit als das erste Merkmahl bezeichnet, wodurch die lyrischen Erzeugnisse der besten Dichter aus der neueren Schule — und nur von diesen kann hier die Rede seyn — sich von jenen der älteren unterscheiden, so mag leicht auf den ersten Anblick die Sache selbst eben so befremdend scheinen, als das Ungewöhnliche des Ausdrucks. Denn quillt nicht jedes gute Gedicht aus dem Innern des Dichters hervor, und kann es als Kunstwerk irgend lebendig ansprechen, wenn es nicht auf solche Weise entstanden ist? Inzwischen ist die Stimmung, in welcher ein vortreffliches Gedicht entsteht, eine so wunderbare Mischung von Begeisterung und Nüchternheit, von unbedingter Hingebung an eine einzige Empfindung, und von Besonnenheit: daß, wie immer auch Beide in der Seele des Dichters im Moment des Schaffens nothwendig vereint wirken, dennoch das Verhältniß Beider auf die Eigenthümlichkeit seiner Schöpfungen einen entschiedenen Einfluß ausüben muß. Wie Begeisterung und besonnenes Bewußtseyn des Gestaltens — Stoff und Form — in der Seele des echten Dichters sich auch immer durchdringen mögen: immer wird — wenige, und nur die vollendetsten, und in den glücklichsten Augenblicken empfangenen Schöpfungen des Genius ausgenommen — das eine von beiden Elementen überwiegen. Das überwiegende Element der neueren Lyrik scheint nun Ref. in einem freieren Schwung der Begeisterung und — wenn er anders so sagen darf — in einem lebendigeren innerlichen Ergriffenseyn; das der älteren Schule in der Besonnenheit künstlerischen Gestaltens zu liegen. Man lese die besten Gedichte von Uhland, Lenau, Chamisso ꝛc., und darauf Kleist's:

»Dich treibt dein Eifer, wie dein Roß die Sporen«

oder von Uz: den Patrioten, die Theodicee u. s. w.: und man wird jenen Unterschied lebhaft empfinden, welcher hier nur flüchtig und unvollkommen angedeutet werden konnte.

Digitized by Google

Allein auch eine solche Andeutung genügt, um mehrere Eigenthümlichkeiten der neueren Lyrik begreiflich zu machen. Zuerst diese, daß sie sich größtentheils als eine ganz subjective zeigt, was man ihr, wenn man nicht den Begriff von Subjectivität mit dem von Originalität verwechselt, weder unbedingt als Vorzug, noch als Fehler anrechnen kann. Auf gleiche Weise erklärt sich auch schon aus jener größeren Innerlichkeit der neueren Lyrik die größere Freiheit und Ungebundenheit, mit welcher sie mit der Form schaltet. Denn wenn auch in ihren ausgezeichnetsten Leistungen, wie in jedem trefflichen Gedichte, Stoff und Form sich auf das Innigste durchdringen: so kann man ihr diesen Vorzug doch nicht im Allgemeinen zugestehen, und es wird sich kaum läugnen lassen, daß es ihr im Ganzen mehr um das Bedeutende — oft nur um das Schimmernde und Pikante — des Gedankens, und um den lebhaftesten Ausdruck der Empfindung, als um die künstlerische Vollendung der Form zu thun ist; daß sie, durch den ihr zugestandenen Vorzug der Innerlichkeit und Eigenthümlichkeit Alles auszugleichen wähnend, Wahrheit, Klarheit, Bestimmtheit und Angemessenheit des Ausdruckes öfter, als billig, aus den Augen verliert; und daß sie, wenn sie in der Behandlung der Sprache und des Versbaues oft einen hohen Grad von Kraft und Gewandtheit entwickelt, beide auch häufig so nachlässig behandelt, als ob es dafür eben kein anderes Gesetz gäbe, als ihre Willkühr.

Ein anderer Unterschied zwischen der älteren und neueren Lyrik zeigt sich in der innigen Verwandtschaft mit der Natur, welcher sich in der letzteren ausspricht. Es hat wohl nie einen großen Dichter gegeben, der sich nicht mächtig zur Natur hingezogen gefühlt hätte; der nicht von inniger Liebe und heiliger Ehrfurcht für sie durchdrungen gewesen wäre; und der nicht aus den Tiefen dieses Borns die erhabensten Momente seiner Begeisterung geschöpft hätte. Allein wie das philosophische Streben der neueren Zeit sich mit entschiedener Liebe zur Erforschung der Natur hinneigt: so verläugnet auch die neuere Lyrik den Einfluß einer solchen Tendenz nicht, der ihr, wenn nicht als ein unmittelbarer, doch mittelbar für eine tiefere und großartigere Betrachtung der Natur den Sinn aufgeschlossen hat. Und worin könnte jede tiefere Erregung des Gemüths, jede tiefere Auffassung der Erscheinungen des Lebens einen entsprechenderen Anklang, und einen treueren Reflex finden, als in jener innigen Verwandtschaft mit der Natur: die, wie sie selbst unergründlich tief, erhaben, einfach und wahr ist, auch der treueste Spiegel für alles Große, Erhabene, Wahre und rein Menschliche ist, was unser Geist und unser Gemüth zu erfassen vermögen. Dieses innige Hinneigen zur Natur ist darum auch unter den Vorzügen der neueren Lyriker der hervorstechendste; und in den Werken der Besten unter ihnen treffen wir in dieser Hinsicht auf so tiefe, so seelenvolle, und so gewinnende Anklänge, daß nur ein stumpfes, der Natur, und somit aller Poesie entfremdetes Gemüth, sich ihnen versagen könnte.

Als eine dritte unterscheidende Eigenthümlichkeit der neueren Lyrik kann man ihre Popularität bezeichnen; in wie fern sie jedoch derselben sich zu rühmen habe, und in wie fern sie hier den Anforderungen genüge, welche an sie gemacht werden dürfen, ist nichts weniger als leicht zu bestimmen. Man muß den Begriff von wahrer Popularität fest und sicher erfaßt haben, um darüber zu einer bestimmten Ansicht zu gelangen. Denn darin, daß die Dichter der neueren Schule die älteren Kunstformen größtentheils bei Seite geschoben; daß sie sich — und das darf ihnen gewiß am wenigsten zum unbedingten Verdienste angerechnet werden — mit entschiedener Vorliebe von der Ode zu der an sich selbst populäreren Form des Liedes und der Romanze gewendet haben; daß ihre Poesie sich leicht, gewandt, und geistreich in den Kreisen des wirklichen Lebens bewegt, und die alltäglichen Erscheinungen desselben häufig zum Reflex einer tiefern Empfindung, oder einer bedeutenden Idee wählt: darin vollendet sich jener Begriff noch keineswegs. Nur darin scheint er sich Ref. zu vollenden, daß der Dichter die Interessen seiner Zeit mit tiefer Einsicht und mit unbefangener Klarheit auffasse, und, mit heiterer Ruhe über den Kampf der Meinungen und Parteiungen schwebend, mit der Kraft der ihm gewordenen Begeisterung sie ausspreche. Wenn nun die neuere Schule dieses hin und wieder allerdings mit edler Unbefangenheit und gediegenem Freimuthe gethan hat: so fehlt dennoch viel, daß sie des Vorzugs der Popularität so allgemein auch in dem bezeichneten Sinne sich rühmen dürfte.

Die vorstehenden Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der neueren Lyrik schienen Ref. nicht ganz unschicklich die Anzeige einer Sammlung von Gedichten einzuleiten, an welcher nicht leicht jemand die denselben zugestandenen Vorzüge vermissen wird. Einer Anpreisung bedürfen sie nicht, da bereits das Publikum über ihren Werth entschieden hat: indem innerhalb eines Jahres — bei Gedichten eine sehr kurze Zeit — eine zweite Auflage derselben nothwendig geworden.

Ihr Charakter ist eine edle Wehmuth, die sich oft in den schmerzlichsten Accorden eines tief zerrissenen Busens — wie in den Gedichten: Meine Braut; Das todte Glück; An Kleyle u. m. a.; oft sanft bis zur Weichheit, oft aber auch herb und bitter — wie z. B. in den: Unmuth; Trias harmonica; Vanitas überschriebenen — nie aber kränkelnd oder unmännlich ausspricht; und die äußerst wenigen, in welchen Schmerz und Erbitterung über moralische Nichtswürdigkeit mit rein prosaischer Heftigkeit ausgedrückt sind, wie: Der Indifferentist; An eine Dame in Trauer; wird der Dichter bey einer neuen Auflage gewiß selbst weglassen.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

2. Mittwoch, den 7. Jänner **1835.**

Ueber Zölle, Handelsfreiheit und Handelsvereine, mit Berücksichtigung von Mac Culloch's Abhandlung über Handel und Handelsfreiheit, von **Moritz Jul. Fraenzl**, Dr. der Rechte ꝛc. ꝛc. **Wien, Gerold.** 1834. V und 98 S. gr8.

Dieses Werkchen ist ein Beitrag zur Literatur des Prohibitivsystemes. Die Apologisten dieses Systemes gehören dem vorigen Jahrhunderte und seinen veralteten Förmlichkeiten an; in der Gegenwart sind sie nicht mehr heimisch. Das Prohibitivsystem ist ein altes, baufälliges, von allen Seiten gestütztes Gasthaus auf der Heerstraße, das dem reisenden Handel schlechte Bedienung gegen theure Bezahlung darbiethet. Der Handel zieht es aber vor, in dem nebenliegenden, wohnlichen, sehr gut bestellten, und doch billigen Gasthofe einzusprechen, dessen Aushängeschild Verkehrsfreiheit überschrieben ist. Die Vertheidiger der Handelsbeschränkung, deren Fahne auch unser Verfasser aussteckt, schöpfen ihre Doctrine aus der Voraussetzung eines Zustandes, der gegenwärtig in keinem cultivirten Staate mehr besteht; die Wortführer der Verkehrsfreiheit fassen einen Standpunct in das Auge, dessen Erreichung die Aufgabe jeder National-Oekonomie seyn soll; die Ersteren legen der Politik eine egoistische Basis unter, und verstoßen gegen das Rechtsprincip: quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris; die Letzteren lassen die Billigkeit neben dem strengen Rechte walten, und erstarken die Politik durch Uebung ihrer moralischen Kraft; jene sind trennend, und pflanzen Keime des Unfriedens; diese sind einend, und theilen ihre Friedenspalmen nach allen Richtungen aus. Doch rücken wir unserem Gegenstande näher. Jene Umstände darzustellen, unter welchen das Prohibitivsystem für einen Staat eine schirmende Mauer werden kann, der Handelsfreiheit und dem Prohibitivsystem ihr bestimmtes Gebieth anzuweisen, und die Zölle aus allen Gesichtspuncten zu beleuchten, ist die Aufgabe und der Zweck dieser Schrift. In der Einleitung spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß eine vollkommene Handelsfreiheit aus dem Gesichtspuncte der Industriepolitik nie allgemein anwendbar seyn wird. Diese Annahme dürfte nur unter der Voraussetzung wahr seyn, daß bei mehren Staatenkörpern in den intellectuellen und materiellen Kräften der Bewohner ein gar zu großer Abstand obwaltet, welcher doch bei fortschreitender Ausbildung immer mehr verschwinden wird. — Im 1. Abschnitt betrachtet der Verfasser die Zölle als Mittel, die Production im Inlande zu heben, indem dadurch Gewerbe künstlich hervorgerufen, der Unternehmungsgeist geweckt und Capitale auf industrielle Zwecke hingeleitet werden. Durch Schutzzölle müsse die gefährliche Concurrenz des Auslandes paralysirt, und das Monopol der Nebenbuhler im Absatze gewisser Gegenstände entkräftet werden, wenn das Inland selbst die Fähigkeit besitzt, diese Artikel zu erzeugen. Gleichzeitig müßten geschickte fremde Arbeiter zur Einwanderung angelockt, und von der Regierung kräftig unterstützt werden. Der Verfasser versucht es, für den Anfang und das Ende des Prohibitivsystemes eine Regel aufzustellen. Der Anfang sey dann bezeichnet, wenn ein Volk bereits ein Bedürfniß nach den Erzeugnissen der Mittelclasse fühle, und auch genug Hände und Gütervorräthe besitze, um selbst für die Verbesserung seiner Lage arbeiten zu können. Das System aber habe seine Bestimmung erfüllt, wenn bereits eine hinreichende Zahl gebildeter Unternehmer vorhanden, wenn denselben ein hinreichender Gütervorrath disponibel gemacht, und an geschickten arbeitenden Händen kein Mangel mehr fühlbar ist. Den Uebergang mache die Herabsetzung der Zölle. Unter solchen Umständen werde der Ausländer bei der Einfuhr wenig oder gar nichts gewinnen können u. s. w. — Alle diese Sätze sind schon seit mehr als einem halben Jahrhunderte bekannt; sie wurden auch theilweise in die Verwaltungslehre der Staaten aufgenommen und ausgeführt. Doch konnten die Schattenseiten dieses Systemes nicht lange unbemerkt bleiben. Das Monopol der Fremden wurde ausgeschlossen, dagegen ward den inländischen Fabrikanten, namentlich den größeren, eine monopolistische Stellung den Kaufleuten und dem großen Publikum gegenüber eingeräumt. Die Industrie eines Landes wird durch kein System, sondern durch den wirklichen Bedarf hervorgerufen. Die Befriedigungsmittel vermehren sich mit den Fortschritten der Intelligenz. Fleiß und Kunstfertigkeit finden aber in der Konkurrenz ihren wirksamsten Hebel. Wenn die Zeit ruft, wird die Industrie eines Volkes emporkeimen und allmählig reifen, und

Digitized by Google

zwar aus eigener Kraft, nicht aber unter dem Sonnenscheine eines gar zu besorgten, fast einschläfernden Schutzsystemes. Ist nun die Industrie, auch *trotz* des Prohibitivsystemes, wie *Mac Culloch* von England behauptet, reif und mündig geworden, so wäre es natürlich an der Zeit, die Vormundschaft aufzuheben; doch die Erfahrung hat gezeigt, daß Tutoren am allerwenigsten geneigt sind, die Selbstständigkeit ihrer Schutzbefohlnen anzuerkennen. — Im zweiten Abschnitt wird dargethan, daß Zölle, zweckmäßig auferlegt, das Ueberhandnehmen der Consumtion beschränken, und dadurch dem Nationalreichthume förderlich seyen. Dieß wäre ganz richtig, wenn der Reiz nach untersagten oder kostspieligen Genüssen nicht stärker wirkte, als jede Maßregel vernüchternder Oekonomie. Der stets bereite Schleichhandel wird nicht säumen, jedem Wunsche bestens zu entsprechen. — Unter 3 werden die Zölle als indirekte Besteuerungsart anempfohlen; sie haben das Gute, daß sie den Landwirth und Gewerbsmann am meisten schonen. Diese Ansicht wäre unbestreitbar, wenn der Kaufmann, der die Zollsteuer direkt entrichten muß, auf verhältnißmäßige Preise und einen sicheren Absatz bestimmt rechnen könnte; wenn nicht der Schleichhandel, der ganz steuerfrei durchkommt, seinen wohlberechneten Gewinn oft ganz vereitelte. Auch liegt der Zoll außer aller Steuerberechnung. Wie sehr irrt sich der trockene Calculant, der glaubt, durch Erhöhung der Zollsätze würde auch mehr Zoll eingehen. Gerade das Gegentheil. Die Erfahrung lehrt, daß jede Zollerhöhung dem Contreband neue Lebenskräfte verleiht. Uebrigens ist es ganz richtig, daß der Zoll in finanzieller Rücksicht sich noch am besten vertheidigen läßt. Am schwächsten scheint uns das vierte Argument, daß Zölle ein Mittel seyen, den Gang der Industrie und des Handels zu übersehen und zu beherrschen. Der Verfasser meint, so wie man an der Landesgränze Personen, Bücher und Gedanken beobachten müsse, so wären auch die ein- und ausgeführten Waaren zu kontrolliren!? Daß die Zollregister zur Verfassung genauer Merkantil- und Industrial-Tabellen nicht genügen, hat die Erfahrung hinreichend dargethan.

Der *Ausfuhr-* und *Transito-Handel* dürfte sich noch am besten durch die Zoll-Bilanz ausmitteln lassen; die zollgerechte *Einfuhr* wird jedoch fortwährend durch den Schleichhandel paralysirt, dessen Unwesen nicht einmal das durch Klippen und Brandung geschützte England, viel weniger noch ein Binnenstaat bewältigen kann. — Bei dieser Gelegenheit kommt der Verfasser auch auf *Handelsvereine* zu sprechen. Er ist der Meinung, daß ein Staat, der in der Industrie verhältnißmäßig zurück ist, durch Anschluß an einen Handelsverein vollends zu Grunde gehen, und sich ganz dem Ackerbaue widmen müsse. Vorerst wäre hier einzuwenden, daß ein Staat, der sich einer mannigfaltigen Bodenkultur erfreut, nie ganz verarmen kann, und daß sich die wechselseitigen Interessen bald in's Gleichgewicht setzen werden. Es wird dem Staate, dessen Industrie zurück ist, leichter seyn, dem handelsverbundenen Staate nachzueilen, als diesem, die Industrie des Ersteren gänzlich zu unterdrücken, und daselbst ein unbeschränktes Monopol auszuüben. Wir können nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser hier stillschweigend die Meinung von sich zu geben scheint, daß Oesterreich bei Anschließung an einen Handelsverein, z. B. den preußisch-deutschen, verlieren würde. Wer glaubt, daß Oesterreich's Industrie die deutsche Concurrenz nicht aushalten könne, hat von der quantitativen und qualitativen Production der Gewerbe, Manufacturen und Fabriken in Böhmen, Mähren, und Oesterreich ob und unter der Enns, keine genaue Kenntniß. Leipzig's Meßfieranten sind noch bis zum Schlusse des Jahres 1833 anderer Meinung gewesen. Von vielen Belegen, die man hier anführen könnte, möge Einer genügen. Oesterreich ob der Enns hat seit beiläufig hundert Jahren eine bedeutende Menge von Eisenwaaren, wie Sensen, Messer u. s. w. nach Sachsen, Frankfurt a. d. O., Königsberg und andern Plätzen ausgeführt. Können diese Artikel gegenwärtig die Elberfelder-Concurrenz nicht mehr bestehen, so liegt der Grund einzig und allein darin, daß der frühere sächsische Einfuhrzoll von 12 Gr. für den Zentner, nach Annahme des preußischen Zolltariffs auf 6 Rthlr. erhöht worden ist. — Im fünften und letzten Abschnitt werden Zölle als Mittel betrachtet, die bestehende Industrie zu erhalten, dann als Repressalien, um bei Handelsverträgen gute Dienste zu leisten. Hinsichtlich der richtigen Höhe des Zollsatzes bemerkt der Verfasser, der Zoll müsse unter der Prämie des Contrebandirens und auch unter allem Monopolien-Gewinne bleiben. Mit dieser Ansicht sind wir vollkommen einverstanden. Aber dann würde das Prohibitivsystem aufhören ein solches zu seyn, wie es der Verfasser darstellt, und wie es in der Wirklichkeit genommen wird. Die Zollsätze dürften dann im Durchschnitte nicht 5 Percent des Werthes der eingeführten Waare übersteigen; denn es ist nachgerechnet worden, daß der Schleichhandel, mit Inbegriff der Contreband-Assekuranzquote, sich noch bei allen Artikeln rentirt, deren Zollsatz nicht unter 5 Percent des Werthes beträgt. Ein solches Zollsystem würde dann der Verkehrsfreiheit sehr nahe stehen.

Es ist zu bedauern, daß bei der Doctrine, welche der Verfasser entwickelt hat, manche uralte Erfahrungssätze gar nicht in's Auge gefaßt wurden; wie z. B., daß Industrie ohne Handel für die Länge der Zeit gar nicht gedeihen könne; und daß die Voraussetzung der Anhänger des Prohibitivsystemes: ein fremder Staat werde es sich gefallen lassen, unsere Fabrikate ungehindert aufzunehmen, während wir seine Erzeugnisse egoistisch ausschließen, oder mit hohen Zöllen belegen, grundfalsch sey. Welche Farbe spielt ferner das Prohibitivsystem, wenn man dessen Kehrseite genau betrachtet. Hier gewahrt man einen ungeheuren Aufwand zur Beschirmung des Gränzkordons, der für den Handel eben so hemmend, wie der

Digitized by Google

Pestkordon für den Reisenden ist; demoralisirte Gränzbewohner, ohne Anhänglichkeit an Vaterland, nur den Vortheil des Augenblicks ergreifend; Schwärme von Schleichhändlern, hier im Dunkeln der Nacht heranziehend wie eine Nebelwolke, dort im offenbaren Kampfe mit den Dienern des Gefälles, den Eingang erzwingend; beständige Fluktuationen der Zollsätze, und als Folge derselben eine schwankende Lage der Kaufleute mit unvorhergesehenen Fallimenten im Hintergrunde, nebst einem Gefolge von vielen andern Mißverhältnissen.

Das Beste, was in neuester Zeit über Handel und Handelsfreiheit erschienen, ist unstreitig die dießfällige Schrift des geistreichen Britten Mac Culloch[1]. Sehr bemerkenswerth sind ferner die Aeußerungen, welche vor Kurzem die Handelskammern von Bordeaux und Straßburg hinsichtlich der Handelsfrage in Frankreich abgegeben haben.

Wollte man endlich das in der Frage stehende System aus finanziellen Rücksichten vertheidigen, so wird es Jedermann billig finden, daß die ausländische Industrie eben so, wie die inländische einer ordentlichen Besteuerung unterworfen werde. Doch der Egoismus des Prohibitivsystemes und die Vormundschaft der Schutzzölle dürften im Ganzen mehr Schaden anrichten, als anderseits das Zollgefäll den Finanzen einbringt. Wenigstens sind derlei Maßregeln gewiß nicht die schicklichsten Mittel, eine einfache Verbrauchssteuer zu erheben.

Lobenswerth ist es vom Verfasser, daß er die in seiner Abhandlung entwickelten Sätze mit interessanten, und für seine Zwecke passenden Beispielen aus der Geschichte der National-Oekonomie und Finanz unterstützt hat. Nur dem über Rußlands Handel und Industrie Angeführten möchten wir nicht unbedingt beistimmen. Rußland bei seinem ungeheuren, erst noch neuerlich vergrößerten Territorium in drei Welttheilen liegt außer allem Vergleiche mit jedem anderen europäischen Staate. Es besitzt eine große Menge materieller Kräfte, und einen Ueberfluß an Erzeugnissen der Landwirthschaft. Seine Industrie, die erst im Aufringen begriffen ist, wird noch für hundert Jahre einen hinreichenden Markt im Innern des Reiches finden. Anders aber ist es in einem Staate, dessen intellektuelle Kräfte das ausgleichen müssen, was an materiellen Gütern hier und da mangelt, dessen Industrie nothgedrungen so rührig und ausgiebig ist, daß sie nicht nur das Inland versieht, sondern auch noch zur Ausfuhr und zum Austausche gegen fremde Güter Vieles erübrigt. Solch eine Industrie schreit dringendst nach Vergrößerung des Marktes. Und wo Land und Meer natürliche Bahnen geöffnet haben, dort sollen willkührliche Systeme keinen Riegel vorschieben. Ch. W. Huber.

[1] Ueber Handel und Handelsfreiheit von Mac Culloch. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einer Einleitung über die Nothwendigkeit unbedingter Freiheit des Verkehres versehen von D. Joseph Gambihler. Nürnberg, Campe. 1831. 8.

Gedichte von Nicolaus Lenau. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1834. 8. 383 S.

(Schluß.)

Je wahrer und inniger der Schmerz aus der Brust eines Dichters hervorquillt; desto mehr verlangen wir, daß er ihn uns poetisch verkläre: weil wir ganz richtig fühlen, daß jeder tiefere Schmerz des Lebens seine Versöhnung nur in jenen Regionen finden kann, in welche jener mit der Kraft der Begeisterung sich und uns zu erheben berufen ist.

Was diese Gedichte außer der Wahrheit der Empfindung noch besonders auszeichnet, ist jene innige Verwandtschaft des Dichters mit der Natur, von welcher eben die Rede gewesen. Seine Bilder, seine Vergleichung haben in dieser Hinsicht oft eine unglaubliche Zartheit, und gefallen selbst dann, wenn der beurtheilende Geschmack sie verwerfen muß: wie z. B. in der letzten Strophe des wunderschönen Frühlingsliedes — doch es ist zu schön, um nicht ganz hier zu stehen.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt sie frei die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Wellen flink von dannen,
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spotten über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freu't es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm:
Sie schlingt mit jubelnder Gebehrde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose,
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Digitized by Google

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
»Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumahl!«

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen in die Luft.

Weniger als das Lied gelingt dem Dichter die Romanze, wovon jedoch der schöne Romanzenkranz: Clara Hebert, ausgenommen werden muß. Der Raubschütz hingegen, und: Die Warnung im Traum wirken abstoßend. Das Motiv in dem Nachtstück scheint Ref. mehr ein dramatisches, als ein episches zu seyn. Zu den ansprechendsten Stücken gehört das Gedicht: Der Gefangene; und in jenem: Auf ein Faß zu Oehringen herrscht ein energischer Humor, dessen bacchischer Taumel nur

»Im tiefen Meer der Trunkenheit«

seinen Schluß finden konnte.

M. Enk.

Geschichte eines deutschen Steinmetzen, von Friedrich Beck. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde in München. München 1834. Cotta. 144 S. 8.

Der achtbare Verein, dem wir die Herausgabe des genannten Büchleins verdanken, hat sich das schöne und dankeswerthe Ziel gesetzt, die Kenntniß der deutschen, vorzüglich der altdeutschen Kunst und Literatur zu erweitern. Daß durch ein Streben dieser Art dem Forschen und gemeinnützigen Wirken zur Ehre des Vaterlandes ein weiter Spielraum gegeben sey, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, und es ist nur zu wünschen, daß es der Gesellschaft an den Mitteln nie gebrechen möge, ihre Tendenz auf dem geeigneten Wege zu verfolgen.

Die Geschichte eines deutschen Steinmetzen läßt sich unsers Erachtens von zwei Seiten betrachten, und nimmt somit eine doppelte Würdigung in Anspruch: Einmal, als das Resultat eines gemeinsamen Wirkens auf einen bestimmten Zweck, sonach als der Dolmetsch des Geistes, der dem Streben des Vereins zu Grunde liegt; dann als selbstständiges Kunstwerk für sich, d. i. als die Darstellung der leitenden Principien der Gesellschaft, wie sie in einem einzelnen Gliede derselben, nach den individuellen Verhältnissen modificirt, zu Tage treten. — In der ersteren Beziehung nun scheint es, daß die Gesellschaft, vollkommen erkennend, was unserer Zeit Noth thue, recht eigentlich die Idee eines Hauptgrundsatzes aller Kunst aufgefaßt habe, und diese mit jener Klarheit und Wärme nach Außen zu verlebendigen sich bemühe, die beweist, daß ihre Ansicht eben sowohl das Resultat einer reifen und lauteren Prüfung, als die Berücksichtigung eines fühlbaren Bedürfnisses sey. »Ein frommer, gottergebener Sinn muß die Leuchte seyn, welche dem Künstler auf seiner Bahn vorstrahlet, und keine irdische Rücksicht darf ihm die Ueberzeugung entrücken, daß seine Kraft, als eine gottentstammte, vor Allem der Verherrlichung des Höchsten zugewendet seyn müsse.« — So haben wir den integrirenden Hauptgedanken der Gesellschaft, in so ferne eine einzelne, minder großartige Leistung ihn hervortreten läßt, zu erkennen geglaubt, und wir denken nicht zu fehlen, wenn wir ihn als einen höchst glücklichen, ja als den einzig richtigen Grundsatz jeder artistischen Bestrebung anerkennen. Dem Künstler und Kunstjünger ist eine herrliche Aufgabe für sein Daseyn geworden: er soll das Ideal des Schönen, wie es ihm durch höhere Weihe offenbar geworden, durch Wort oder Bild in die Reihe des Endlichen herunter stellen, und an seiner Flamme die Erkenntniß seiner Mitwelt, ja selbst jene der spätesten Zeiten entzünden, auf daß der Begriff und die Liebe des Schönen heimisch werde hienieden. Die höchste Glorie des Schönen vereinigt sich aber in der Gottheit, wohin könnte somit der Künstler würdiger gewiesen werden als zu diesem Inbegriffe alles Hohen und Vortrefflichen, der in lohnender Rückwirkung wieder seinem Getreuen die Idee und die Kraft und die Begeisterung für sein Ringen einflößt. Dem Handwerker, auf einer niedrigeren Stufe des Kunstvermögens stehend, wird eine Weihe dieser Art um so gedeihlicher seyn, da die Kreise, in denen er sich bewegt, jedenfalls der Gesittung entfremdeter sind, und ein so rein sittliches Princip nothwendiger Weise den wohlthätigsten Einfluß auf ihn üben muß. — Uebrigens können wir den Wunsch, gerade in der letzteren Beziehung, nicht bergen, daß der Verein in den ferneren Ergebnissen seines Wirkens die möglichste Popularität der Darstellung im Auge behalten möge — die Folgen werden um so mehrseitig ersprießlicher sich gestalten.

Als Erzählung oder selbstständiges Kunstproduct besehen, erscheint die Geschichte eines deutschen Steinmetzen von dürftiger Erfindung und Charakteristik, die Form ist jedoch mit großem Geschicke gehandhabt, und die ausgesprochenen Ansichten stellen den Verfasser als einen geistvollen Kenner und gründlichen Denker dar, dessen Talent unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Möge er der Gesellschaft seine Kraft mit Liebe zuwenden — seine Leistungen werden ihr zur Ehre, und dem Publicum, für das sie bestimmt sind, nutzbringend werden. — Papier und Schrift sind schön, der Druck ziemlich unkorrekt — die Musikbeilagen entsprechen ihrem Zwecke.

C. Straube.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

3. Sonnabend, den 10. Jänner 1835.

Dichter und Publikum.

War die Eichel früher, oder die Eiche? Wenn die Eichel, woher kam sie? wenn die Eiche, woraus erwuchs sie? — Verderben die Dichter das Publikum, oder verdirbt dieses die Dichter? Die zweite Frage ist fast eben so unentwirrbar, wie jene erste.

Man darf beide Theile nur anhören: »Ihr habt keine Empfänglichkeit für Besseres,« sagen die Dichter. — »»Biethet uns nur das Bessere, wir werden die Empfänglichkeit dafür dadurch gewinnen.«« — »Ihr müßtet diese bereits wirklich besitzen, wenn ihr, und wir, bei dem Handel gewinnen solltem.« — Eichel und Eichbaum!

Wenn bei dem Uebergang aus der Rohheit des Naturzustandes in den Zustand gesellschaftlicher Ordnung die Poesie zuerst geboren wird: da tritt sie wie eine himmlische Erscheinung in den Kreis des Lebens. Mit jugendlicher Kraft regt sie die Schwingen, und das höchste Ziel ist es, wornach sie zuerst ihren Flug richtet. Wie die Bedeutung des Lebens dem unbefangenen Sinn sich überall am klarsten in dem Glauben an den Zusammenhang des Sinnlichen mit einem Uebersinnlichen aufschließt — ein Ergebniß, zu welchem die spätere philosophische Reflexion nur auf vielfach verschlungenen Umwegen gelangt, so ist es auch jener Glaube, den die neugeborne Begeisterung zuerst ergreift und verkündet. Darum tritt der Dichter in jener Zeit als ein geheiligter Seher auf; geehrt und angestaunt als ein solcher: weil, was er aus der gotterfüllten Brust mit der Kraft des lebendigen Wortes verkündet, in dem einfachen Sinn, und der dem Glauben an das Göttliche noch nicht verschlossenen Brust seiner Hörer leicht den entsprechenden Anklang findet.

Aus dieser religiösen Tendenz der Poesie in der Periode ihres jugendlichen Emporblühens erklärt sich auch die Art und Weise, auf welche sie sich dem Heroismus verbündet. Wie sie das ganze Daseyn als ein Wunder aufgreift, dessen Lösung sie an eine übersinnliche Ursache knüpft, so auch die Thaten und Anstrengungen des Einzelnen, welche ihr über das gewöhnliche Maß menschlicher Kraft hinauszugehen scheinen. In einer Zeit, in welcher die Lebensverhältnisse noch einfach, und die Leidenschaften gewaltsam sind, findet die freche Vermessenheit der letzteren, wie der edlere Muth, welcher sie bekämpft, den freiesten Spielraum. Was die eine, wie der andere, wagt, gränzt an das Wunderbare und Unbegreifliche. Die Tradition verbreitet und vergrößert dieses Wunderbare; die Dichtkunst bemächtigt sich seiner, und schreibt es dem unmittelbaren Einfluß einer Gottheit zu. Der Heros erscheint als ein Uebermensch, der seine erstaunenswerthen Thaten unter dem Schutz und mit dem Beistand der Götter vollbringt; der Fall des Uebermüthigen ist eine Folge ihres Zorns über den Trotz, mit welchem er sie verachtet, und der Verblendung, mit welcher sie seinen Sinn bethört haben.

Eine andere Richtung, welche die Poesie verfolgt, wenn sie zuerst sich entwickelt, ist die zur practischen Lebensweisheit. Je einfacher die gesellschaftlichen Verhältnisse einer solchen Zeit sind, desto klarer ausgesprochen liegt in ihnen für die Wahrnehmung vor, was Bedingung und Nerve aller politischen und aller Lebensweisheit für alle Zeiten ist: Achtung für Familienbande, Nüchternheit und Mäßigung im Glück, Muth und standhafte Ausdauer im Unglück, Gerechtigkeit und Milde der Beherrscher, Gehorsam der Beherrschten gegen die Gesetze. Die Poesie bemächtigt sich auch dieser Elemente des Lebens, und knüpft auch hier ihre ernsten Erinnerungen und Warnungen an die Hinweisung auf die Macht der Götter, die nur Denjenigen, der sie ehrt und scheuet, begünstigen, und den übermüthigen Verächter ihres Willens strenge zur Rechenschaft ziehen.

Die wahre Lebensweisheit verschmäht und lästert niemahls die Freude, und weiß allein sie zu suchen und zu finden. Wie diese überall am liebsten sich mit der Jugend ver-

Digitized by Google

bindet, so auch mit der Poesie in der Periode ihrer jugendlichen Entwicklung. Der Sinn, wie die Sinne der Menschen, sind noch frisch und wacker; die Freude ist noch das Product einer unbefangenen Hingebung an die schuldlosen Regungen innerer Fröhlichkeit: nicht mühsam gesucht nach künstlicher Berechnung, nicht beschränkt durch den Zwang und Eigensinn verwickelter gesellschaftlicher Verhältnisse. Auch ihr gibt die Poesie einen geheiligten Charakter. Sie ist ein Geschenk der Götter, welche sich in ihr und in dem Schönen, das sie erregt, offenbaren; ein Geschenk, das sie nur Demjenigen gönnen, der ihre Gaben mit weiser Mäßigung zu genießen weiß. Als eine Gabe der Himmlischen wird sie mit der Verehrung derselben verbunden, und nicht besser glaubt man jene ehren zu können, als durch den Genuß ihrer schönsten Gabe, der Freude, und durch das, wodurch diese sich am natürlichsten kund gibt, durch Gesang und fröhliche Tänze.

Als einem begeisterten Liebling der Götter, als den Dolmetsch ihres Willens ehrt und preist jene Zeit den Dichter: und wohl mag er als ein solcher gepriesen werden. Denn ihm ist der Beruf geworden, die Ahnung des Göttlichen, des Guten und des Schönen zuerst in der Brust seiner Hörer zu wecken, sie zuerst der Wildheit und Rohheit zu entfremden, und sie an mildere und sanftere Sitten zu gewöhnen. Wie mit der Macht eines unbegreiflichen Zaubers wirkt er auf sie ein: denn die Empfindungen, die zuerst er in wunderbaren Tönen ausspricht, die Vorstellungen, die zuerst er zum klaren Bewußtseyn aufruft, sind die nämlichen, auf welche ihr unbefangener Sinn bei der Betrachtung der Natur, wie ihrer einfachen Lebensverhältnisse sie überall von selbst hinweiset. Er mag sie zur Andacht oder zum heiteren Genuß des Lebens auffordern: immer ist ihre Brust für seine Aufforderung geöffnet; denn nicht in seinem Lied allein, im Leben selbst blüht die Poesie in jugendlicher Frische. Jeder Keim, den er ausstreut, findet einen gedeihlichen Boden, und erwächst zum mächtigen Stamme, an welchen alle geistige Bildung der späteren Geschlechter sich hinaufrankt. Darum ehrt ihn dankbar seine Mitwelt, wie die Nachwelt: und die letztere nennt den Nahmen eines Linus, Musäus, Orpheus u. A. noch immer mit Ehrfurcht, wenn ihre Lieder schon lange verklungen, und die Mysterien, durch deren Einsetzung sie ein früheres Geschlecht entwilderten, längst schon bis auf die letzte Spur verschwunden sind.

Nicht mit gleicher Macht, wie in der Periode der ersten jugendlichen Entwicklung der Poesie, wirkt der Dichter, und nicht gleich beneidenswerth ist seine Lage, wenn er in einer Zeit auftritt, wo das geistige Leben nach langer Unterdrückung und Erstarrung sich in neuer Gestaltung aus der bisherigen Dumpfheit losringt, wie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert im südlichen und mittleren Europa. Wenn man jene frühere Periode mit Recht dem frischen heiteren Vollgefühl jugendlicher Kraft vergleichen mag: so läßt sich diese nur dem frohen Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit nach einer schweren Krankheit vergleichen. Wie poetisch das Leben der neueren Zeit sich auch entwickle: ihre Entwicklung ist noch mit tausend Fasern mit einer früheren, aus der Wirklichkeit verschwundenen, verschlungen, deren Ansehen sie nicht zu verletzen wagt, und deren reiche Belehrung sie nicht zu entbehren weiß. Bei diesem Streit des Neueren und nach Eigenthümlichkeit seiner Ausbildung Strebenden mit einem Aelteren, das nicht mehr vorhanden ist, und nach seiner Eigenthümlichkeit nur noch unvollkommen begriffen wird, entbehrt sie von vorne herein der glücklichen Unbefangenheit, deren jene frühere Zeit sich erfreute. Vermag nun gleich selbst ein Dichter, wie Dante und Petrarca mit der höchsten Kraft des Genius ausgerüstet, sich dem Streit dieser Widersprüche nicht gänzlich zu entziehen, so ist doch eben er vor Andern berufen, diesen Streit zu versöhnen. Denn er ist es, der die Entwicklung der geistigen Eigenthümlichkeit seiner Zeit zunächst fördert, indem er den ihr zu Grunde liegenden Ideen, sie poetisch vollendend, und dadurch sie im Bewußtseyn seiner Zeitgenossen zu einem höheren Grad von Klarheit erhebend, im Reich des geistigen Lebens ihre volle Geltung verschafft. Allein auch dabei wirkt er nur in so fern, als poetische Elemente zu seiner Zeit in der Wirklichkeit ihm zur Hand liegen; und nur so lange ist sein Wirken ein bedeutendes und lebenskräftiges, als jene Elemente selbst aus der letzteren noch nicht gänzlich verschwunden sind.

Schon da ist der Dichter übel daran, wo nur noch die Nachklänge einer poetischen Zeit vorhanden sind, und diese nur noch in seinem Gemüth in voriger Frische und Herrlichkeit blüht, wie bei Tasso. Wie viel er auch leiste, wie viel Bewunderung er auch erringe: eine große, entschiedene, vorhaltende Wirkung vermag er auf seine Zeit nicht mehr hervorzubringen: wenn diese in sich selbst eine unpoetische geworden, und die Empfänglichkeit für einen begeisterten Aufschwung des innern Lebens ihr verloren gegangen ist, weil die Elemente eines solchen Aufschwungs aus dem wirklichen Leben selbst sich verloren haben. Das war der Fall im siebzehnten, und den größten Theil des achtzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts hindurch, fast in allen Ländern von Europa: als die glühende Andacht einer früheren Zeit erkaltet, oder in Starkgeisterei, die sittliche Schwärmerei der romantischen Liebe in Galanterie und Frivolität übergegangen war; der ritterliche Ehrgeiz seine Befriedigung auf den Schleichwegen der Intrigue suchte, und seinen höchsten Lohn in der Hofgunst fand; als alle Kraft des Volkslebens herabgespannt und erschlafft war, und die Wissenschaft vom Wust pedantischer Grübeleien erstickt wurde. Das war die Zeit, in welcher ein Marino und Góngora die höchste Bewunderung erringen konnten, und der französische Geschmack zu seiner angemaßten Herrschaft gelangte. Was die Poesie zu jener Zeit im Leben fand, das gab sie auch wieder, und spiegelte es ab in ihren Leistungen: kalten Prunk, statt wahrer Energie und Größe; Ziererei, und wenn es hoch kam, sinnreiche Zierlichkeit, statt einfacher Anmuth und tieferen Gehaltes, und nebenher jene Frivolität, die Frankreich vor allen andern Ländern gehegt und gereift hatte, und über alle andern Länder verbreitete. In einer solchen Zeit, die sich mit dem ganzen Bleygewicht ihrer Erschlaffung und Gehaltlosigkeit an den Fittich des Genius hing, vermochte dieser sich zu keiner bedeutenden Höhe zu erheben, oder wenigstens nicht mit hinreichend kräftigem Aufschwung, um seine Zeitgenossen nach sich zu ziehen, und sie über sich selbst zu erheben. Die tonangebenden Franzosen suchten ihr Heil in der Nachahmung der Alten, die übrigen Nationen in der Nachahmung der Nachahmer. Und wo anders hätten sie es suchen sollen, da die Poesie aus dem wirklichen Leben verschwunden war.

Zu welcher Höhe aber der poetische Genius, wenn er aus seinem Schlummer erwacht, bei einer Nation, welche die Anlage zur Tiefe des Geistes mit wahrer Tiefe des Gemüthes verbindet, selbst in einer solchen Periode sich erheben könne, zeigt die Geschichte der deutschen Poesie in den letzteren Decennien des verflossenen, und den ersteren des laufenden Jahrhunderts. Allein wie reiche und herrliche Blüthen die deutsche Poesie auch entfaltete: diese sproßten mehr aus der Geistes- und Gemüthstiefe Einzelner, und fanden mehr in der Geistes- und Gemüthstiefe der Nation einen gedeihlichen Boden: als daß das äußere Leben ihre Entwicklung begünstiget und ihren Wachsthum kräftig gefördert hätte, und somit die Poesie wieder ihrer Seits einen entschiedenen Einfluß auf die Gestaltung des äußeren Lebens hätte gewinnen können. Zwar hatten gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts die heftigsten Erschütterungen das geistige Leben, wie die politische Welt, stark genug aufgerüttelt aus ihrer bequemen Ruhe und lässigen Behaglichkeit; allein wenn sie große, und darum auch wahrhaft poetische Interessen anregten: so ging das Bestreben, diesen im Leben Geltung zu verschaffen, doch bald in eine so freche Empörung gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze über, daß die Poesie — sie, die Alles abklären und verklären will — sich unmöglich damit befreunden konnte. Und hätte sie sich auch jener besseren Elemente bemächtigen wollen: so mußte sie verstummen, hier vor dem Geboth scheuen Mißtrauens, dort vor dem Druck und der Eigensucht gewaltthätiger Zwingherrschaft. Als die letztere endlich ruhmvoll gebrochen war, da konnte im begeisterten Aufschwung des erneuten Kraftgefühls auch die Poesie die Kraft zu einem neuen Aufschwung gewinnen; allein ein neues Uebel trat an die Stelle des alten — Parteysucht, und der feindselige Kampf unversöhnlicher Widersprüche in den fortdauernden Schwingungen früherer Aufregung.

Eine Zeit so allgemeiner Aufgeregtheit, eines so allgemein gewordenen Kampfes mit der hartnäckigsten Erbitterung sich befehdender Interessen und Widersprüche, so im Leben, wie in Kunst und Wissenschaft, wie die gegenwärtige, war immer diejenige, in welcher die Dichtkunst am wenigsten sich mit dem Leben verbinden, und auf dieses einen entschiedenen Einfluß ausüben konnte. Denn welchen Grad von Ausbildung sie in sich selbst auch erreicht habe, welche Masse geistiger Kraft auch im Spiele sey, und wie viel poetische Elemente auch im Leben selbst in reger Thätigkeit entwickelt seyn mögen: immer sind doch diese Elemente nicht in solcher Allgemeinheit und Entschiedenheit vorhanden, daß der Dichter, sich ihrer bemächtigend, ihnen im Leben selbst allgemeine Geltung verschaffen könnte; immer ist doch eine solche Zeit allzu beschäftigt, allzu betäubt, und allzu befangen, um durch die Poesie erhoben, und allzu zerrissen und ruhelos in sich selbst, um durch sie erheitert zu werden.

Eine solche Zeit ist es denn auch, in welcher Dichter und Publikum sich wechselseitig, und, so zu sagen, in die Wette verderben. Denn, wenn der Dichter, uneingedenk seines hohen Berufes, nicht zuerst selbst jene Höhe inniger Begeisterung für das Gute, Schöne und Wahre zu erstreben sucht, zu welcher er seine Zeitgenossen erheben soll; wenn er mit Aufopferung seiner Selbstständigkeit bald der Parteysucht, bald den einseitigen Kunstansichten einer Schule sich hingibt, oder wohl auch seinen Sinn nur darauf stellt, mit vornehmer Willkühr die eigene einseitige Kunstansicht,

oder irgend eine bizarre Laune geltend zu machen; wenn er nicht in seinem Streben selbst seines Strebens höchsten Preis, und darum es auch nicht der Mühe werth findet, seinen Leistungen den ihm möglichsten Grad innerer Vollendung zu geben; wenn er endlich des augenblicklichen Beyfalls oder äußerer Vortheile willen nicht bloß dem verkehrten Geschmack, sondern auch den verkehrten Neigungen des Publikums schmeichelt, so läßt sich wohl sagen, daß er redlich das Seinige beytrage, um dieses zu verderben, und die Verworrenheit desselben zu vermehren, die er lösen sollte. Allein eben so wenig wird sich läugnen lassen, daß auch das Publikum seiner Seits in gleichem Maße den Dichter verderbe, indem es ihn entmuthigt und herabzieht, nicht sowohl durch die Frivolität und die Unempfänglichkeit für einen höhern Aufschwung des geistigen Lebens, die im Allgemeinen ihm bereits eigen sind: als durch die Gutwilligkeit, mit welcher es der geistigen Flachheit und Erschlaffung sich hingibt. Wo das Publikum von der Dichtkunst nichts begehrt, als eine flüchtige Zerstreuung; wo es immer nur nach dem Neuen und nach gesteigerten Reitzen verlangt, um für einige müssige Augenblicke der geistigen Abspannung los zu werden, wo in solcher Zerstücklung und Gestaltlosigkeit seines innern Lebens der Sinn für das wahre Schöne immer mehr ihm verloren geht, und es zuletzt sich gewöhnt, das Gute, wie das Schlechte mit derselben Gleichgültigkeit anzusehen, und in einen wüsten Klumpen zusammen zu werfen: da fehlt dem Dichter jene Aufforderung nach dem höchsten Kranze zu ringen, die er sowohl in dem Erfolg des Bestrebens, auf die Bildung seiner Zeitgenossen einzuwirken, als in der gerechten Anerkennung seines Verdienstes, nirmahls entbehren sollte.

Nichts desto weniger liegt die Frage, welche oben aufgeworfen wurde, jederzeit entschieden zum Nachtheile des Dichters. Denn was von ihm gefordert werden darf, und was er zu leisten übernimmt, ist wenigstens in Beziehung auf ihn selbst, ein Unbedingtes. Und wird er es gleich nie vermögen, dem Einfluß einer mit sich selbst uneinig gewordenen, in sich selbst zerrissenen, überreitzten und übersättigten Zeit sich gänzlich zu entziehen; und läßt sich eine bedeutende und erfreuliche Einwirkung der Poesie auf das Leben gleich erst dann erwarten, wenn sie nach vollendetem Prozeß seiner Gährung in diesem selbst wieder eine Wurzel finden wird: so darf er dennoch sicher seyn, daß die Ergüsse seiner Begeisterung wenigstens bei den Bessern seiner Zeitgenossen entsprechende Anklänge und gerechte Anerkennung finden, wenn sie kräftig, reich und echt aus seiner eigenen Brust hervorquellen.

M. Enk.

Haupt-Momente der Geschichte der vorzüglichsten Staaten und Völker von 1800 vor Christo bis 1833 nach Christo. Ein Lesebuch für junge Frauen und Männer der gebildeten Stände. Leipzig, Fr. Volkmar; Wien, Tendler. 1834. IV, 307 S. in 12.

Der ungenannte Verfasser bekennt in dem Vorworte, Dr. Leonhard von Dresch's »Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte, insbesondere Europen's,« sey das Hülfsbuch gewesen, dem er in der alten Geschichte durchaus, in der neuen großen Theils gefolgt; von 1815 an sey Alles sein Werk. — Der alten Geschichte sind 84, der neuen 223 Seiten eingeräumt. Die einzelnen Länder werden ihrer geographischen Lage nach durchgenommen, und die geschichtlichen Hauptbegebenheiten bei jedem Lande chronologisch aufgezählt; von dem Leben und Wirken der Völker erfährt man beinahe nichts. Die alte Geschichte, der bei einigen Ländern auch gleich die neuere angehängt ist, beginnt mit den naiven Worten: Nimrod war ein gewaltiger Jäger, und der Stadt Babylon wahrscheinlicher Erbauer. — Die neue Geschichte fängt mit Uebergehung der verwickelten Völkerwanderung gleich bei Frankreich an, und enthält die Listen der Regenten mit Angabe der vorzüglichsten Ereignisse, die sich während ihrer Regierung zugetragen. Schließlich folgt ein Anhang mit Erklärung einiger der neuesten Geschichte angehörigen Terminologien.

Das Buch ist zunächst dem schönen Geschlechte, dann aber auch jungen Männern und insbesondere jungen Offizieren gewidmet, denen das Schicksal in ihrer früheren Jugend die Gelegenheit einer wissenschaftlichen Ausbildung versagte, welche ihnen doch in späteren Verhältnissen oft unentbehrlich wird. Diese Widmung ist auf jeden Fall zu vornehm. Die Offiziere dürften sie aus guten Gründen ablehnen. Eine so nüchtern vorgetragene Staaten- und Völkergeschichte könnte höchstens dem Handwerksgesellen und dem gemeinen Soldaten genügen, wenn diesen ohnehin nicht durch die Pfennigliteratur die Wissenschaft in eben so schaalen Gerichten aufgetischt würde. — Um sein Werk anziehender zu machen, hätte der Verfasser wohl den Titel: »Kunst, in 24 Stunden ein Geschichtskundiger zu werden,« wählen können. — An Styl-, Sprach- und Druckfehlern hat dieses Lesebuch keinen Mangel.

H.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbarck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

// Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

4. Mittwoch, den 14. Jänner 1835.

Andeutungen über Mathematik und Philosophie und ihr Verhältniß zu einander, von Georg Mally. Grätz 1834. Verlag von Damian und Sorge.

Es erscheinen in unserem sonst so reichen Vaterlande so selten Bücher streng philosophischen Inhaltes, daß man jedes Werk dieser Art mit demselben Gefühle zu begrüßen versucht ist, wie einen Heimathgenossen, auf den man unversehens, in der Fremde, nach langer Trennung vom Vaterlande stößt. Man ehrt und liebt ihn, und freut sich seiner, und sorgt für Unterhalt und Fortkommen, ohne erst viel nach Herkommen, Stand, Charakter, Talent, Wissenschaft und Religion zu fragen, wie es doch in mancher Beziehung Pflicht wäre und Recht. Indessen mit dem Verfasser obiger Schrift findet der Philosoph, der da weiß, was gegenwärtig seiner Wissenschaft Noth thut, und von welchem Punkte her der weitere Aus- und Umbau derselben begonnen werden muß, auch noch andere Berührungspunkte, und jenes freundliche Gefühl der Landsmannschaft hat sich dießmal auf mannigfache Weise als vorahnend und vorsehend bewiesen.

Die Selbstheit des Geistes ist es nämlich, worauf Herr Mally ein vorzügliches Gewicht legt; er sagt ausdrücklich, daß der Geist nicht Produkt der Natur, sondern im Gegentheile ihre Voraussetzung, ihre bestimmende Idee sey, daß nur vom Standpunkte des Selbstbewußtseyns aus das All begriffen werden könne. Es ist ihm ferner die Natur keine todte, starre Masse, kein deutungsloser Inbegriff unzusammenhängender Wesen, sondern er findet in ihr Entwickelung, Steigerung, Sinn und Gedanken. Endlich steht ihm Gott, der da geschaffen, als über und vor aller Kreatur, als unerschaffene, als in sich abgeschlossene ewige Persönlichkeit da, und er spricht den wahren Gedanken aus: »Gott denkt entweder »bloß für sich, oder er denkt als schaffend. Als bloß denkend »lebt er als höchste Persönlichkeit nur in sich, ewig gleich und »unendlich, dem Menschen unaussprechlich, keinem irdischen »Bilde vergleichbar. Denkt er hingegen als schaffend, so will »er den Gedanken realisiren, d. h. er will ihn als ein wirklich »Erscheinendes bleibend außer sich setzen;« oder wie Günther in seiner Vorschule zur spekulativen Theologie ohne Vergleich schärfer und entscheidender sagt: »wenn Gott sich selber setzt, »so schafft er nicht, und wenn Gott schafft, so setzt er sich nicht »selbst.«

Auf solchen Grundlagen, sollte man glauben, könnte nun wirklich ein Gebäude errichtet werden, das wie jenes, das sich einst Drusus erbauen lassen wollte, nach allen Richtungen klar und durchsichtig wäre, in dem sich's gut und sicher wohnen ließe, das für Alles und Jedes, so zum Bedarf des Lebens gehört, den entsprechenden Platz böthe, und dennoch den bösen Feinden, so draußen im Waldesschatten lauern, dem Materialismus, Pantheismus, Hylozoismus und dgl. allenthalben den Eingang verwehrte; allein — es ist nicht an dem! Ganz nach der alten, vielgehörten Weise ist die Welt unserem Verfasser nur eine Entfaltung, Verleiblichung Gottes, seinem Seyn so nothwendig, wie das Wort dem Gedanken, die That der Gesinnung; der Geist, der oben Voraussetzung der Natur genannt wurde, ist dieses nur in seiner Allgemeinheit, Unbestimmtheit, wie etwa in dem Begriffe: Adler, der allgemeinste und leerste Begriff: Seyn, Wesen, enthalten ist; der konkrete, der Menschengeist, ist dem Verfasser nur Blüthe und Frucht der Organisation; die Zukunft des Menschen besteht in nichts als einer allmäligen Steigerung und Verfeinerung seiner Organe, der Tod ist daher (nach dem Verf.) allüberall und auch im Menschenleben ein natürliches Ergebniß, ein Beginn gesteigerter Thätigkeit; das Ziel alles Seyns ist Einheit (und Einerleiheit) des Stoffs (der Natur) und des erkennenden Subjectes (des Geistes); die Sittlichkeit ist nichts als nothwendiges Resultat der Vorherrschaft höherer Lebensformen über niedrigere, ja es wird alles Ernstes die Frage aufgeworfen: ob nicht eine solche niedere Form in einem Menschen dergestalt die Oberhand gewinnen könne, daß seine Zurechnungsfähigkeit aufgehoben erscheine. — Ja noch furchtbareren, mit den Thatsachen des Selbstbewußtseyns, den Aussprüchen des Gewissens und den Ergebnissen der Geschichte in noch grellerem Widerspruche stehenden Konsequenzen würden wir begegnen, wenn das edle Herz des Verfassers ihm erlaubt hätte, die Axiome seines Kopfes bis in ihre letzten Folgerun-

Digitized by Google

gen auszuspinnen. Denn da, wo diese Axiome, als: Gleiches kann nur durch Gleiches erkannt werden, oder: das Schema der Weltkonstruktion liegt im Verhältnisse der Zero zur geometrischen und arithmetischen Zahl ausgedrückt (wie aus dem Heraustreten jener in wiederholten Setzungen und nach allseitigen Richtungen sich das Reich dieser Zahlen bilde, so aus der absoluten Allgemeinheit (Gott) die Welt der Besonderungen, ohne daß darum die Zero aufhört Zero, und Gott aufhört Gott zu seyn); oder vielmehr wo die Folgerungen dieser Axiome die heiligen Kleinodien der Menschheit, die Thatsache der Schöpfung, die Außerweltlichkeit Gottes, die Freiheit des Geistes, die Vergeltung nach dem Tode, und dgl. m., in ihrer Existenz bedrohen, da bricht der Verfasser plötzlich ab, und benützt die vielbetretenen, ausgefahrenen philosophischen Schleichwege von der »Unbegreiflichkeit« gewisser Wahrheiten, von der Nothwendigkeit, eine »moralisch-religiöse Vorstellung« an die Stelle der bisher festgehaltenen wissenschaftlichen Deduction treten zu lassen, um dem sonst Unvermeidlichen zu entgehen.

Und fragen wir, wo die Grundursache dieser theoretischen Verirrungen und Mängel des Verf. bei seinem kräftigen Bewußtseyn der practischen Bedürfnisse der Spekulation liege; so müssen wir antworten: in der ungründlichen, oberflächlichen Auffassung der Persönlichkeit des Geistes! Wenn Herr Mally sagt: »Dieses ist das wahre Wesen des Geistes, »daß er einfaches Inneres oder wahre Individualität ist, daß »er alles Aeußere dem Gesetze nach in sich trägt, und dasselbe »auch als ein Aeußeres durch den Gedanken nachbilden kann;« so ist der Geist, den er hier definirt, durchaus nicht jener, der da in uns sich (sein Ich) denkt und Gott, sondern es ist die Natur in ihrer Reflexionsseite aufgefaßt, wie sie sich im Einzelnen ihrer Erscheinungen, z. B. in der Biene oder Spinne, geltend macht. Die Spinne z. B. ist auch Individuum, sie trägt auch das Aeußere dem Gesetze nach in sich (weil sie nämlich innerer Organismus ist), sie bildet dasselbe auch als ein Aeußeres (als kunstvolles, in mathematischer Regelmäßigkeit erscheinendes Netz) durch den in ihr sich kund gebenden Gedanken der Natur nach Außen hin nach, kurz auch sie — ist ein Geist des Herrn Mally!

Nein! hier, bei der Persönlichkeit des Geistes, bei jener Lehre, die als Vorschule der gesammten Philosophie betrachtet werden muß, ist eine tiefer gehende Untersuchung erforderlich: Der Geist ist Person, d. h. wie schon die alte Schule sich ausdrückt, er ist Selbstzweck, er ist ein Seyn, das seine Vollendung in sich selbst hat. Was ist aber Vollendung des Seyns? — Selbstbewußtseyn! — Der Geist im Menschen ist aber ein beschränkter Geist, er steht in Wechselwirkung, in gegenseitiger Abhängigkeit mit Anderem, und weiß sich nur in dieser Wechselwirkung, in seinen Veränderungen (Ver-Anderung.n), kurz — in Erscheinungen. Die Persönlichkeit des Geistes besteht also in seiner durch und in ihren Erscheinungen (und nicht im Setzen ihrer Wesenheit, nicht in Emanation) zum Bewußtseyn ihrer selbst kommenden Substanzialität (selbstigen Wirklichkeit). Hierdurch unterscheidet sich aber der Geist wesentlich von Allem, was nicht Er ist. Draußen in der Natur suchen wir vergebens nach einem Wissen um sich und durch sich und vor sich selbst, da gewahren wir nur ein Zertheilen und Zerspalten der Substanz in immer höher sich steigernde Gegensätze, ein Werden, ein Vergehen, ein Setzen von Wesen, die nur durch uns, durch unsern Geist, ihre Bedeutung empfangen, kurz wir sehen Zeugung, Emanation, ohne Ueberzeugung, Selbstbewußtseyn. Aber — diese Halbheit und Beschränktheit alles Irdischen nöthigt uns aufzusteigen zu einem Wesen, das da weder Emanation ohne Selbstbewußtseyn, noch Selbstbewußtseyn ohne Emanation, weder Natur, noch beschränkter, irdischer Geist, kurz das eben nur Gott ist, und das die Geister setzt (schafft), die sich nicht selbst setzen (emaniren), und das der ihrem Wesen nach abhängigen, also gleichfalls geschaffenen Natur auch das Ziel außer ihr anweiset, das sie sich in ihrer Nothwendigkeit nicht selbst zu setzen vermag. — Wir sehen, daß bei einer solchen Schlußfolge keiner der bei Herrn Mally gerügten Fehler zum Vorschein kömmt! — Uebrigens hätte schon der Satz des Verfassers, daß der Urgedanke Gottes noch nicht Schöpfung sey, ihn darauf führen sollen: daß die Welt nicht derselben Wesenheit mit Gott, sondern eben nur Nicht-Gott, absolute Abhängigkeit, formaler Widerspruch und realer Gegensatz Gottes sey, wenn er anders erwogen hätte, daß das Denken des Absoluten kein normales, menschliches, in Erscheinungen, sondern ein reales, göttliches, eine Wesen-Setzung ist. Aehnliches hätte ihm auch da ersichtlich werden können, wo er die Mathematik in ihrer Eigenschaft als Form des Lebens betrachtet. Nicht, wie er meint, die Zero, die aus sich heraus und sich entgegen tritt, gestaltet und bildet die Einheit, denn die 0 wird nie 1, sondern der von dem Geiste festgehaltene und als selbstständig betrachtete Akt des aus sich Heraustretens wird zur Einheit; nun aber ist alles Leben der Natur nach Außen hin Mathematik, wenn also nur der Geist die Einheit feststellt, also nur er zählt und mißt, so ist ja schon dadurch erwiesen, daß er Meister der Natur, daß er eine Einheit in sich selbst, ein einiges, selbstständiges Seyn ist. Ferner, wenn wir nach dem Vorgange des Verfassers (der sich freilich nicht ganz rechtfertigen läßt) jene Form auf das Werden des Alls, den Akt der Schöpfung, übertragen; so folgt ja aus eben dem Gesagten gleichfalls: daß nicht das aus sich hinaustretende Seyn Gottes (das Absolute wird nie relativ, Gott nie Kreatur) sondern der Gedanke des aus sich Hinaustretens, der Gedanke von dem, was Gott nicht ist, des Nicht-Ichs Gottes, sich zur Welt der Besonderungen gestalte.

Digitized by Google

Doch — wir wollen mit dem Verfasser nicht weiter rechten und uns lieber dessen erfreuen, was er uns des Guten und Schönen gegeben hat, der zahl- und geistreichen Combinationen im Gebiete der Naturwissenschaften, der vielen Belege seiner vertrauten Bekanntschaft mit den neuesten physiologischen und philosophischen Forschungen — (nur) Hegel blieb ihm unbekannt oder unbeachtet, und dieß ist auf dem Standpunkte Herrn Mally's schwer verzeihlich, und gibt sich durch manche Blöße, durch manche Wiederholung eines in der Wissenschaft schon Abgethanen und Ausgestoßenen kund) — des klaren, gefälligen Styles, und, um das Beste nicht zu vergessen, der Hoffnung, daß bei dem sittlichen Ernste, der in dem Buche herrscht, dem Verfasser selbst sein System in Bälde ungenügend erscheinen, und er zu einer nochmaligen, glücklicheren Anstrengung werde veranlaßt werden.

Auch dem Verleger des Buches ist Dank zu wissen, daß er es zu würdigen verstand, obgleich der Verfasser unseres Wissens sich noch keinen literarischen Ruf erworben, und daß er demselben, ungeachtet der Gegenstand und der noch weniger versprechende Titel nur eine geringe Theilnahme des nahen und nächsten Publikums erwarten ließ, eine recht anständige genügende Ausstattung auf die bedenkliche Fahrt durch die Welt mitgegeben hat.

Dr. C. F. Hock.

De Montium apud antiquissimas gentes cultu. Dissertatio auctore Thoma C. Banfield. Viennae, Gerold 1834. 25 S. 8.

Der aus mehren literarischen Leistungen vortheilhaft bekannte und in Wien lebende Engländer, Th. C. Banfield, bietet uns hiermit eine archäologisch-mythische Untersuchung über die religiöse Verehrung der Berge bei den ältesten Völkern. Bei dem Interesse, das jede ernstere Forschung im Gebiete der Menschengeschichte dem Gebildeten gewährt, dürfte es unseren Lesern nicht unwillkommen seyn, den vom Verfasser betretenen Ideengang in Kürze hier angedeutet zu finden. — Jedem, der in die alte Geschichte Egyptens tiefer eindringen will, ist die Kenntniß Indischer Ursitten ein unentbehrliches Bedürfniß. Die Egypter sind nicht Lehrmeister, sondern Schüler der alten Hindus gewesen. Egypter und selbst Griechen haben die Form und innere Einrichtung ihrer Tempel von den Hindus überkommen. Letztere aber haben vor Allem die Berge, und zwar ursprünglich als Behausungen der Gottheit, später als Selbst-Götter verehrt. Diese Hypothese sucht der Verfasser durch vier Beweisführungen zu erhärten. 1) Die Mysterien des Phallusdienstes (das Wort φαλλὸς läßt sich nur aus dem Samskrit ableiten) sind bei den, östlich von den Himalaya-Gebirgen wohnenden Stämmen in ursprünglich reiner Form einheimisch gewesen. Der Phallus wird nur bei Indischen Völkerschaften als Symbol der schaffenden und befruchtenden göttlichen Kraft gefunden. Die Egypter und deren Schüler, die Griechen, haben mit diesem Zeichen abgeleitete und deßhalb materiellere Vorstellungen verknüpft. Die im phallischen Cabinette des königlichen Museums in Neapel aufbewahrten Vasen und Wandgemälde geben hiezu die schlagendsten Belege. 2) In Indien quellen aus dem ewigen Eise hochragender, noch nie erstiegener Gebirge allseitig reiche Flußadern herab, die, zu mächtigen Strömen anschwellend, durch jährliche Ueberschwemmungen die Niederungen bewässern und befruchten. Hält nun der Hindus das Flußwasser für heilig, so muß er seine Verehrung auch den Bergen zuwenden, aus denen dieses Wasser sikert. Der, die Flußadern aussendende Berg ist das Sinnbild des Phallus, des Mannes; die Ebene hingegen das Sinnbild des Weibes. Der Berg steht auf der Ebene; woraus sich die Linga, die Umarmung, als Symbol der ganzen Natur erklärt. Im Ursprunge war alle Religion Monotheismus (das natürlich-philosophische Prinzip oder die Verehrung Gottes in seinen Werken), welchem noch jetzt 170 Millionen auf dem Festlande und den Inseln Asiens anhängen. Nachdem aber die geistigen Vorstellungen allmälig in die Materie übergegangen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Himalaya-Gebirge, von denen die Flüsse der Fruchtbarkeit fortwährend niederströmen, von den anwohnenden Völkerschaften als Behausung der Gottheit verehrt wurden. 3) Die Hindus und Egypter haben durch die Form ihrer, aus rohen Felsen herausgeschlagenen Tempel die Vorstellung der Berge, und die hiermit verknüpfte Idee festhalten wollen. In diesen Riesentempeln sind bei fortschreitendem Verfalle religiöser Begriffe ungeheure Steinbilder der Götter und Götzen aufgerichtet worden. Alle diese kolossalen Bauwerke in Indien und Egypten sind durch die vereinten Kräfte eines ganzen Volkes aufgeführt worden. — Als Beleg zu diesem Satze bemerken wir, daß die Ebräer während ihres Aufenthaltes in Egypten wahrscheinlich zum Bau der Pyramiden verwendet wurden. — Jene Götterbilder hingegen, welche in Indien und Egypten unbedeckt und ohne Tempeldach angetroffen werden, scheinen aus neuerer Zeit zu seyn. So sind aus ganzen Granitfelsen ungeheure Götterbilder ausgemeißelt worden. Auf den Indischen Berggipfeln findet man oft menschliche Fußstapfen von abnormer Größe dem Steine eingedrückt, die von den Einwohnern als Fußspuren der Götter verehrt werden. (Aehnliche kolossale Fußstapfen trifft man auch auf den Felshügeln in Mexiko an.) Der Obelisk, als Sinnbild der Gottheit, ist älter als die Säule. Die Obeliskenform stellt den Phallus vor. Die ältesten Obelisken waren Göttern, die späteren Helden und Königen geweiht. Auch der Ursprung der Pyramide scheint Indisch zu seyn. Bei den Buddhisten findet man die Pyramide als Grabmal der Priester, denen man göttliche Ehre erweiset, oder die man mit

andern Worten in ihre frühere Behausung, nämlich den Berg, zurückschafft. Die Pyramide ist nicht des Feuerdienstes, sondern des Bergkultus Sinnbild. — 4) Aber auch bei andern Völkern wurde oft einzelnen Bergen eine besondere Verehrung zugewendet. Aus Münzen und altschriftlichen Zeugnissen erhellt, daß viele religiöse Erinnerungen auf Berge übertragen wurden. Der Verfasser führt hier mehre Beispiele an, zu denen wir noch bemerken, daß sich selbst in den Nationalgesängen der alten Ebräer Spuren des Volksglaubens finden, der die Behausung der Elohim auf die höchsten Gebirge verlegte. Nach dem Auszuge aus Egypten zog der Herr dem auserwählten Volke von seinem Wohnsitze, den Urgebirgen Arabiens, namentlich vom Berge Theiman über den Pharan bis an den Sinai entgegen, wo er seine Gegenwart, als Gebieter der Natur, durch Donner und Blitz den Sterblichen kund gab (Habakuk, III. 3). Die Erscheinung des Höchsten geschah immer von den Berghöhen herab (Ijob XXXVII, 22; Jesajah XIV, 14; Hesekiel I; XXVIII, 14; Sacharjah VI, 1—8 und öfters). Die Berge Moriah, Sinai el Tor, Dschebel Musa, Nebo, Ebal, Sion, Garizim und Andere waren nicht nur den alten Ebräern Gegenstände der Hochachtung und einer oft schauerlichen Erinnerung, sie stehen noch heut zu Tage bei den Arabern in besonderem Ansehen. Es darf hier auch nicht unbemerkt bleiben, daß nach alten Sagen und Ueberlieferungen der Ursprung der Völker auf die Höhe eines Berges verlegt wird, der bald Ararat, Kaukasus, Meru, Byblos, Masis, Schen-si, Parnassus u. s. w. heißt. — Schließlich führt der Verfasser zur Unterstützung seiner Hypothese noch andere Belege an. Die ungeheuren Götterbilder scheinen von Indiens und Egyptens früheren Einwohnern, den Aethiopern, herzurühren, da diese Steingebilde meist von schwarzer Farbe und auch in der Form den Aethiopern ähnlich sind. Es kommt zu bemerken, daß Letztere, als zum Semitischen Völkerstamme gehörig, von den Hindus wesentlich verschieden, mit den alten Kopten hingegen in Vielem verwandt sind. — Bei den Völkern, welche dem Bergdienste ergeben waren, hat aber schon früh eine religiöse Reform Eingang gefunden. Dionisios, der mit dem Indischen Kampfesthelden Rama die meiste Aehnlichkeit hat, scheint als Reformator aufgetreten zu seyn, und erhielt als solcher göttliche Verehrung. Zoroaster hingegen, der Prophet der Feueranbeter oder Zendvölker, wurde nirgends für einen Gott gehalten. Rama schlug den Schauplatz seiner Heldenthaten auf der ganzen Halbinsel Indiens auf, und unterdrückte daselbst mit der Schärfe des Schwertes die Bergreligion. Doch scheint die gänzliche Bezwingung des alten Volkes erst durch den großen, unter dem Namen Mahabharata bekannten Krieg vollendet worden zu seyn, in welchem Krischna (Herkules?) als Sieger erstand, und die Herrschaft der Brachmanen sicherte. Da jedoch der Glaube an den alten Gott Iswara (den Herrscher) bei einem so weit verbreiteten Volke nicht völlig ausgerottet werden konnte, übertrugen die Brachmanen dessen Kultus auf die Person des Siwa, der noch jetzt in einigen Theilen Indiens für den größten Gott gehalten wird, und deßhalb den Namen Mahadewa (großer Gott) führt. Eine Ahnung des alten Bergdienstes scheint aus den religiösen Gebräuchen fast aller Völker aufzutauchen. Eine nicht unschöne Spur dieses alten Dienstes dürfte sich vielleicht bis auf den heutigen Tag in unseren Kirchenthürmen erhalten haben.

Aus der ganzen Abhandlung ziehen wir als Resultat die wahrscheinliche Hypothese, daß der Ursprung aller Mythologie der Monotheismus gewesen sey, woraus sich dann der Polytheismus und Fetischismus entwickelt habe. Zur Erhaltung und Verbreitung des Monotheismus seyen Mysterien erfunden worden, unter welchen die religiöse Verehrung der Berge, als phallische Symbole der erzeugenden und erhaltenden Kraft, wohl das älteste mag gewesen seyn. Der Monotheismus, als Ursprung alles Glaubens, wurde neuerlich auch auf einem anderen Wege aus Persischen Ueberlieferungen nachgewiesen, wo sich die Einheit dann in den Dualismus, das gute und böse Prinzip, spaltete.

Somit läßt sich das ausgesprochene Talent des Verfassers für derlei ernste Untersuchungen nicht verkennen, und man kann diesen interessanten Beitrag, womit er das Gebiet der Symbolik bereicherte, nur wohlwollend aufnehmen. Durch eingewebte Beispiele und Citate hat der Verfasser seine Belesenheit in diesem Fache hinlänglich an den Tag gelegt. Wenn auch das Latein, dessen sich der Verfasser bedient, nicht das reinste, oft ziemlich geschraubt ist, so wird es doch hinreichend verständlich seyn, um diese Abhandlung allenthalben zugänglich zu machen. — Die typographische Ausstattung des Büchleins ist anständig. Einige Druckversehen wird der gefällige Leser selbst verbessern.

Ch. W. Huber.

Berichtigung. In der ersten Nummer der Oesterr. Zeitschrift erste Seite, erste Spalte, Zeile 5 von unten ist zu lesen: „am 12. September 1739 Belgrader Frieden," statt „1639."

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

5. Sonnabend, den 17. Jänner 1835.

Schiller[1].

Von Caroline Pichler.

Tis thirthy years since[2].

Schiller! — Welche Gedanken, welche Erinnerungen weckt dieser Name unter seinen Zeitgenossen, die ihm nun schon lange in eine bessere Welt nachsehen! Diesen Namen aussprechen, heißt die Blüthenzeit unserer deutschen Literatur, das goldene Zeitalter des deutschen Genius nennen! Welche Geister glänzten mit ihm zugleich, und strahlen noch als helle Sternbilder durch die sich verdichtende Atmosphäre der Gegenwart! Wie schön und treffend konnte damals der nun auch hinüber gegangene Sänger der Parthenais[3] sagen:

Im Frühlicht hier, und dort in Abendröthe,
Und da in Mittags heller Pracht, —
Tanzt Wieland, schwebet Schiller, wandelt Göthe,
Und Klopstock kniet gehüllt in Nacht.

Sie sind Alle entschwunden — mit ihnen Herder, Engel, Kant, Mendelsson, Matthisson, Stolberg, Bürger und unzählige Andere, die, Sterne verschiedener Größe, an jenem reichen Himmelsgewölbe funkelten.

Unstreitig hat diese, an vorzüglichen Geistern wie an wichtigen Ereignissen höchst ergiebige Zeit, mächtig auf die Entfaltung von Schiller's Genius gewirkt, aber auch er drückte der Zeit das Gepräge dieses Genius auf. Denn so gewiß jedes Menschen Charakter ein gemeinsames Produkt seiner individuellen Anlagen und der ihn umgebenden Umstände ist; eben so gewiß, nur noch viel ausgesprochener, entwickeln merkwürdige Zeitverhältnisse die Geister, deren sie bedürfen; aber diese Geister bilden wieder an der sie umgebenden Welt, und so erzeugt sich, in fortschreitender Wechselwirkung, das, was wir den Charakter der Geschichtsperiode nennen können.

Die französische Revolution hatte nicht bloß Frankreich, sie hatte ganz Europa erschüttert, und der Menschheit einen Impuls gegeben, dessen vorwärts treibende Kraft noch lange nicht ausgebebt hat, und dessen Folgen unberechenbar sind. Damals, wie Schiller lebte, war an allen Thronen gerüttelt, alle Staatsformen bedroht oder bereits umgestürzt worden. Düster und verhängnißvoll war Alles um uns her, und noch düsterer und grauenvoller lag die verhüllte Zukunft vor uns, deren Gewitter jeden Augenblick über uns loszubrechen drohten. Freiheit und Frieden waren von der Erde gewichen, und so begann der große Sänger das neue Jahrhundert mit diesen Worten:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit jetzt ein Zufluchtsort? —

Damals, wo jeder Tag neue Stürme bringen konnte, jeder Besitz unsicher, jede Berechnung der Klugheit durch unvorgesehene Ereignisse zur Thorheit wurde; damals, wo, nach den Worten der Bibel: die Fröhlichen seyn mußten, als freuten sie sich nicht; die Etwas besaßen, als hätten sie es nicht u. s. w. — damals wendete Schiller's mächtiger Geist sich von der fluchbeladenen Wirklichkeit hinweg, und suchte Beruhigung, Trost, Erhebung dort, wo allein sie zu finden waren, im Reiche der Ideen. So schwang sich seine Muse auf jene erhabene Höhe, welche sie noch jetzt unerreicht besitzt und besitzen wird, so lange die deutsche Sprache gesprochen, und von verwandten Gemüthern die Würde und Erhabenheit unsers Dichters begriffen werden wird.

Ganz in diesem Sinne ist das schöne Gespräch der Stauffacherinn mit ihrem Mann, im Tell, wo sie sagt:

[1] In dem Augenblicke, wo die Errichtung eines Monumentes Schiller's Andenken lebhafter in Anregung bringt, geben wir die Worte der hochbegabten und allverehrten Zeitgenossinn des unsterblichen Dichters zugleich als eine freundliche Aufforderung, das genannte, schöne Unternehmen fördern zu wollen. Anm. d. Red.

[2] W. Scott's berühmter Roman hat den Titel: Waverley or' tis sixty years since.

[3] Baggesen.

Digitized by Google

Wüßt' ich mein Herz an irdisch Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein (in ihr Haus) mit eig'ner Hand.

Und als ihr Mann sie an ihre Kinder mahnt:

Die Unschuld hat im Himmel einen Rächer,
Blick' vorwärts Werner, und nicht hinter dich.

In diesem Sinne sind so viele Stellen in seinen übrigen Werken, besonders in der Braut von Messina, wo zwei Verse vor vielen:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld —

die eigentliche Grundtendenz von Schiller's Geist aussprechen.

So bildete sich aus diesen Eindrücken der Gegenwart, aus Kantischer Philosophie, und dem Studium der Alten seine Theorie des Trauerspiels, vermöge welcher es: den Sieg der Freiheit über die Naturnothwendigkeit enthalten, und das Sittengesetz in ihm, entweder erfüllt, oder gerächt werden sollte.

Von Schiller und andern, ähnlich gestimmten Geistern ging dann eine hohe herrliche Richtung der Literatur nicht bloß, sondern der Gesammtgesinnung in Deutschland aus, und die wenige Befriedigung, welche die Gegenwart both, verbunden mit den Unglücksfällen, die noch zu erwarten standen, richteten der Menschen Blicke nach Oben; lehrten die Güter der Erde aus einem Gesichtspunkte betrachten, der sie einem höheren Zwecke unterordnete, und das Leben selbst nur für eine Bedingung unsers pflichtgemäßen Wesens ansehen, das aufgegeben werden mußte und konnte, wenn es die Tugend, das Sittengesetz erheischte.

Dieser Stimmung huldigte, nebst vielen Andern, unser unvergeßlicher Collin, dessen Regulus zu jener Zeit in Wien, wie in Berlin und ganz Deutschland aller Augen auf jenen jungen Dichter richtete, der oft im Scherz gegen den berühmten Lustspieldichter Freiherrn v. Steigentesch behauptete, daß seine (Collin's) Trauerspiele heiterere Dichtungen wären, als die persifflirenden Komödien des Andern, indem sie das Leben von einer viel würdigern Seite auffassen, und selbst über den Tod beruhigende Ansichten hegen lehrten. An dem Strahle desselben edlen Feuers entfaltete sich später die tugendhafte Begeisterung Körner's, die ihm Schwert und Leier eingab, und ihn mitten aus allen Bedingungen einer rühmlichen, frohen, genügenden Existenz zum Heldentod für's Vaterland führte. Derselbe, oder wenigstens ein ähnlicher Geist wehte auch noch in Raupach's ersten Tragödien, und die Fürsten Chawansky, Timoleon, selbst die Erdennacht zeugen von der damaligen Richtung der Poesie. Ach! es war damals eine traurige aber doch schöne Zeit für Deutschland! Und Schiller, obgleich seit Jahren bereits den Drangsalen des Lebens nach seiner eigentlichen Heimath entflohen, hatte gewiß Vieles beigetragen, den Enthusiasmus und die Todesverachtung zu begründen, welche in den Jahren 1812 — 1813 nach und nach im ganzen Vaterlande um sich griff, und es dahin ermuthigte, das lange und schmählich getragene Fremdlingsjoch abzuwerfen.

Seitdem sind zwanzig, seit Schiller unter uns lebte, dreißig Jahre vergangen. Bei der lebhaftern Anregung seines Gedächtnisses unter uns, durch das Bestreben des Vaterlandes, seinen Manen, und was er für uns gewesen, ein würdiges Denkmal zu stiften, vergleicht die Erinnerung leicht und natürlich die Periode seines Lebens und Wirkens unter uns mit der jetzigen Zeit — und was findet sie?

Unstreitig ein gewaltiges Fortschreiten auf der Bahn der Cultur und Civilisation, aber nach einer Richtung, welche jene frühere Periode nicht ahnen ließ. Der Weg in's Reich der Ideen, jener höhern, welche Schiller meinte, ist verlassen worden, und Alles hat sich dafür der Realität zugewendet. In der Poesie sind, nach einem kurzen Zwischenreich der schauerlichen Fluch- und Schicksalsdichtungen, die geschichtlichen aufgetreten. In diesem Fache, wie in der eben so beliebten Genre-Malerei, ist Treue in Auffassung des Zeit-Charakters und Lebendigkeit der Darstellung das Hauptverdienst. Viel weniger wird auf innere psychologische Wahrheit, auf Schönheit und Adel der Conception gesehen. Derbheit gilt da oft für Kraft, Gemeinheit für Natur. In der wirklichen Welt sind vor dem Geiste der Untersuchung und Neuerung altverehrte Autoritäten, lange befolgtes Herkommen verschwunden. Die Adels-Aristokratie hat der Geld-Aristokratie Platz machen müssen, und da diese Auszeichnung keine Gabe des Himmels ist, wie jene, sondern Jedem zu erlangen freisteht, welcher Klugheit, Gewandtheit, und in manchen Fällen — Gewissenlosigkeit genug hat, um sie zu erwerben, so sehen wir von allen Seiten Alles diesem Zielpunkte zustreben. Die Regsamkeit des menschlichen Geistes geht nicht dahin, das Leben und seine Freuden höhern Zwecken unterzuordnen, sondern es durch alle Erfindungen der Mechanik und Technik so leicht, so bequem, so genußreich wie möglich zu machen. Die Wissenschaften und Künste, welche dahin abzie-

Digitized by Google

len, drängen sich überall vor, und stellen die bloß schönen, daher keinen baren Gewinn bringenden, in Schatten. Und wenn man alle Kräfte seines Geistes, alle Triebe seines Gemüthes dahin gerichtet hat, das Leben froh und genußreich zu machen — wird man es auf den Ruf des Vaterlandes oder der Tugend wohl hingeben, um die luftige Palme des Ruhmes oder den verborgenen Juwel des Selbstbewußtseyns zu erkaufen?

Das ist der Unterschied der damaligen und der jetzigen Zeit, wie er mir erscheint, und nicht ohne wehmüthiges Gefühl denkt Mancher, der diese Vergleichung anzustellen im Stande ist: So war es vor dreißig Jahren — und so ist es jetzt.

Wien, 16. December 1834.

Ueber die Grubenwetter, oder Uebersicht aller in den Gruben vorkommenden schädlichen Gasarten, der Ursachen ihrer Bildung, der Mittel diese zu verhindern, die gebildeten Gasarten zu entfernen oder zu zerstören und die in denselben Verunglückten zu retten. Von Dr. Aloys Wehrle, k. k. Bergrathe und Professor der Chemie und Hüttenkunde an der königl. Bergakademie zu Schemnitz, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentlichem und correspondirendem Mitgliede. Mit zwei Kupfertafeln. Wien 1835. Verlag von Franz Tendler.

Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß nicht nur viele Berufene, sondern einige Auserwählte sich es innig angelegen seyn ließen, über die Ursachen und Bedingungen des Nationalreichthumes ernste und zeitgemäße Forschungen anzustellen; daher nicht als »betrogene Betrüger« mit der fabelhaften Wünschelruthe Berg und Thal zu durchstreifen, und mit einem divinatorischen »Glück auf!« auf Glück hie und da Hoffnungsschläge anzurathen, sondern als tüchtige Bergmänner vom Leder, aber nicht als lederne Bergmänner, mit dem Compaß des Wissens, dem Reagentienfläschchen der Erfahrung und dem Fänstel eigner Kraft ausgerüstet, auf den Höhen und in den Tiefen eines Landes zu schürfen, und so manchen überstürzten alten Bau als noch immer bauwürdig, und so manch Ausbeißendes, was Viele nicht als ein Ausstreichendes, sondern als Auszustreichendes erkannt wissen wollten, als höflichen Grund zum Baue zu bezeichnen, und in bescheidener aber kräftiger Sprache zu unterscheiden, was Folge unglücklicher Umstände, was Schuld verkehrter Maßregeln sey. So kam es denn, um von dem Bilde, das ich nur gewählt, um zu zeigen, daß die Redaktion mich nicht meiner oberflächlichen, sondern unterirdischen Kenntnisse wegen zum recensirenden, und Gott bessers! früh oder spät auch recensirten Mitarbeiter ihres Blattes geworben — auf die Sache selbst zu kommen, daß in der letzten Zeit auch wieder der Bergbau mehr als je besprochen, und dabei ausgesprochen und dargethan ward, daß der Bergbau zwar kein unmittelbar und schnell bereicherndes Gewerbe weder für den Staat noch Grubenbesitzer, aber doch einer der wichtigsten Gegenstände des Nationalreichthumes sey; daß sein eigentlicher Nutzen darin bestehe, daß er theils mittelbar, theils unmittelbar eine Menge Menschen erhalte, mithin auf Bevölkerung und Industrie gewaltigen Einfluß habe; daß seine Erzeugnisse fast unentbehrliche Hülfsmittel aller Gewerbe seyen; daß er dem Staate seine Angriffs- und Vertheidigungsmittel, Geld und Waffen, schaffe, und daß es darum an der Zeit, alle Mittel zur Wiederbelebung des Bergbaues aufzusuchen, und alle, den Bergbau und die dabei intellektuell und physisch Interessirten und Beschäftigten bedräuenden Uebel möglichst hintanzuhalten. — Ein tüchtiger Fäustelschlag nun, in Betreff der letzterwähnten Anforderung der Zeit zum Wohle des Bergbaues ist — das vorliegende Büchlein! — Oesterreich, das durch sein consequentes Festhalten, an dem, von Böswilligen des In- und Auslandes so verspotteten: »Qui va piano, va sano« gerade in der jetzigen sturmbewegten Zeit, dieses Sprichwort zur segensreichen, von fremden Völkern und ihren Herrschern zu beherzigenden Regierungsmaxime erhöhet, hat in neuerer Zeit wieder besondere Aufmerksamkeit dem Bergbaue zugewendet, deren erfreulichstes und folgenreichstes Resultat die mit Allerhöchstem Handschreiben vom 8. November 1834 erfolgte Creirung einer eignen Hofstelle für das Münz- und Bergwesen beurkundet. Als nun in reiflicher Erwägung Alles dessen, was den Bergbau fördere und hindere, erkannt ward, daß die »bösen Wetter« eines der hauptsächlichsten Hindernisse im raschen Betriebe, eine der Hauptursachen vom Verfalle des Bergbaues seyen, ward, wie auch Dr. Wehrle in seiner Vorrede anführt, verordnet, »über die verschiedenen Eigenschaften der bösen Wetter, über die Art sie unschädlich zu machen, und Verunglückte zu retten, einen für den Bergmann leichtfaßlichen Unterricht zu entwerfen, damit derselbe jene, ihn oft in der Arbeit hindernden, oft seiner Gesundheit schädlichen, häufig auch seinem Leben gefährlichen Gasarten erkennen, die Ursachen ihrer Bildung erforschen, die schon gebildeten entfernen, zerstören, oder auch unschädlich zu machen, sich selbst vor Gefahren zu sichern, und den in Gefahr schwebenden oder bereits Verunglückten, ohne nutzlos eigenes Leben zu wagen, mit Sicherheit zu Hülfe kommen zu können lerne.« —

Digitized by Google

Wir wollen nun sehen, wie der Verfasser der angeführten Abhandlung diesem Auftrage genüget! —

Die Einleitung, so wie gar Vieles noch im Büchlein selbst, erweiset den tüchtigen Chemiker nicht allein, sondern auch den Professor der Chemie, das heißt, nicht nur den Mann, der viel in seinem Fache gelernt, sondern der auch gerne viel lehrt, daher die fast gar zu vielen stöchiometrischen Angaben und noch so Manches, das an und für sich sehr lehrreich, bei dem beschränkten Raume der ganzen Abhandlung doch hätte Anderem weichen können, das für den eigentlichen Bergmann von größerer Nützlichkeit seyn dürfte. Die Schlußparagraphe des ersten Abschnittes, §§. 46, 47, 48, sind in ihrer gedrängten, und doch Alles umfassenden, besonders in praktischer Beziehung höchst wichtigen Belehrung — meisterhaft. — §. 50 weiset nicht nur auf die Vortheile, sondern auf die Nothwendigkeit der Mauerung hin, und gehört als solcher unter die oft wiederholten pia desideria montanistica, kann aber als solcher eben nicht oft genug wiederholt werden, damit er ja dort verwirklicht werde, wo ökonomische und Lokalverhältnisse es gestatten. §. 52 erwähnt einer noch unentschiedenen interessanten chemischen Streitfrage: »Ob die unterirdische Vegetation als Folge der matten Wetter, oder diese als Folge der Vegetation zu betrachten?« — deren Entscheidung vorerst für den Grubenbau, aber auch für Naturgeschichte selbst wichtige Folgerungen veranlassen und jedenfalls interessanter seyn dürfte, als so manche Debatte um des Kaisers Bart. — §. 64 biethet eine gute Uebersicht, und ist beherzigenswerth. — §. 68 empfiehlt die Zerstörung der schlagenden Wetter durch Platinkugeln, und Referent erachtet ebenfalls, daß diese Weise in vorkommenden Fällen immerhin als sichere, mindest gefährliche und (das Anzünden der Wetter abgerechnet) mindest kostspielige Weise, sich der schlagenden Wetter zu entledigen, zur Anwendung empfohlen werden dürfte. — §. 74 sagt über die Nützlichkeit der Fig. 41 dargestellten Rettungsmaschine Vieles und Gutes, aber Referent ist damit nicht einverstanden, und das schon darum, weil er bei dem, der sich dieses Apparates zur Rettung bedienen soll, wenn auch selbst alle mögliche Geschicklichkeit, doch nicht das kalte Blut voraussetzen kann, das in der Anwendung dieser complicirten Maschine so nothwendig, wenn man nicht — statt Eines, zwei Verunglückte zu retten haben soll! — Der dritte Abschnitt enthält nichts Neues, aber das Gute ist mit Umsicht zusammengestellt. — Die Wettertafeln haben den Referenten mit wahrer Achtung für den Verfasser erfüllt, und geschieht dabei Alles, was der Verfasser im letzten Paragraphe empfiehlt, mit echter menschlicher Theilnahme, so dürften sie zur schönen Folge haben, daß noch in späten Jahren der Name des Verfassers dieser Abhandlung von manchem Retter preisend, von manchem Geretteten segnend genannt wird. — Die Kupfertafeln könnten für die jetzige Zeit eleganter, und von aller Zeit abgesehen, die Figuren hie und da richtiger gezeichnet seyn — sonst ist die äußere Ausstattung des Werkchens empfehlend! — Referent bemerkt daher schließlich, daß er das Büchlein mit wahrer Freude aus der Hand gelegt, nachdem er es zu Ende gelesen, und nicht etwa, weil er damit fertig war, sondern weil er es gelesen.

Carl Stegmayer.

Joseph Valentin Paur's Skizze einer Selbst-Biographie. Mit einer Beilage in Briefen und einem Anhange von verschiedenen Reise-Reminiscenzen. Linz 1834. In Commission bei Cajetan Haslinger. 12¼ Bogen in 8.

Der Verfasser, Pfarrer in Pichl bei Wels in Oesterreich ob der Enns, erzählt hier den ganz einfachen Lauf seines Lebens auf eine eben so einfache Weise. — Ob ihm die Welt dafür Dank wissen wird, können wir nicht bestimmen. Uns erscheint die Selbst-Biographie eines Mannes, der sich weder durch seine Stellung in's öffentliche Leben, noch durch hervortretende schriftstellerische Leistungen einen historischen Namen erworben hat, zu mindest nicht ganz frei von einem Hange zur — Ostentation; übrigens darf nicht geläugnet werden, daß manche Bemerkungen darin, z. B. über Toleranz, Studium der Muttersprache u. s. w., allerdings Beherzigung verdienen. Die Reise-Reminiscenzen sind zu abgerissen, um die Theilnahme der Leser zu gewinnen; sie erzeugten in uns eine Art Mißbehagen, die wir mit »unheimlich« näher bezeichnen möchten. Wenn die Sucht, auf allen Reisestationen berühmten Männern vorgestellt zu werden, ohne Zweifel auch eine lobenswerthe Seite hat, so ist doch gewiß die ganz nackte Hinstellung derselben nicht zur Veröffentlichung geeignet! K.

Leben und Wunderthaten des Heiligen Severin. Eine Geschichte aus dem fünften christlichen Jahrhunderte. Von Dr. J. Rien. Aschaffenburg, Pergay 1834. 60 S. gr. 12.

Freie Bearbeitung des Eugippius; Abtheilung in Kapitel mit unbedeutenden Schlußreimen; viele störende Druckfehler wie Einvering, Ems und Andere. Sonst mag das Büchlein seinem frommen Zwecke entsprechen; in historisch-topographischer Beziehung aber ist die deutsche Uebersetzung, welche vor mehreren Jahren in Wien erschienen ist, weit vorzuziehen.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

6. Mittwoch, den 21. Jänner 1835.

Frauenbilder; oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen; von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Ad. Wagner. Leipzig bei J. A. Barth. 1834. 8. XII und 532 S.

»Wir können Shakespeare's Menschen mit vortrefflichen anatomischen Wachspräparaten vergleichen, welche diejenigen, die ohne Schauder ein wirkliches Exemplar nicht zerlegen können, studieren; woran sie das Geheimniß unsers Baues, die gesammte, innere Wirksamkeit unseres wunderbaren Lebensgetriebes ergründen lernen können.«

(Worte der Einleitung.)

Es war unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke, und der den Dank der gesammten, zumal der weiblichen, Lesewelt verdient, den Mrs. Jameson in sich gebar. Frau, Engländerinn, in vollem Besitze der conventionellen, im unbestreitbaren selbst der tiefern, literarischen Kultur, erscheint sie völlig geeignet, ihn auszubilden und in's Leben einzuführen. Was sich an die Betrachtung Shakespeare'scher Geschöpfe alles knüpfen läßt und von selbst knüpft, springt Jedem in's Auge. Hier war ein unbegränztes Feld, von tausend Ausgangspunkten, in tausend Richtungen zu durchwandeln. Unserer Verfasserinn sagte die comparative Darstellungsweise vor andern zu. Belesen, man darf wohl sagen eingelebt, in den lebenvollen Dichtungskreisen ihres ehrwürdigen Textes, ist es ihr weniger darum zu thun, den einzelnen Charakter aus den gegebenen Elementen gleichsam zu reconstruiren; was auch ungleich mehr Raum erfordert hätte; als vielmehr das Vorwaltende der Individuen, wie es ihr erscheint, in wenigen, freien und dabei sicheren Umrissen anzudeuten, und wechselweise belehrend gegen einander zu halten; durch welches Verfahren der Lesende unterhalten, und zur eignen Reproduktion jener typischen Formen angeregt wird, wobei er sich dann, nach Umständen, zu Beifall oder Widerspruch bestimmt fühlen mag. Denn abgeschlossene Bildungen der gesetzmäßigen Natur — und das sind Shakespeare's Gebilde — erscheinen Jedem so, wie seine Auffassungsorgane beschaffen und gestimmt sind; und es läßt sich oft das Verschiedenste, ja das Widersprechende davon mit gleichem Rechte sagen. Wenn wir Deutsche gelernt haben, Lady Macbeth als »zärtliche, liebevolle Seele,« den Monolog Hamlets als weit entfernt von jeder Anspielung auf Selbstmord, aus dem Geiste eines hochgeschätzten Dramaturgen, zu betrachten: so werden wir der englischen Erklärerinn lieber nachgeben, wenn sie etwa in ihrer Nachempfindungsart von unserer nüchternen Ueberzeugung manchmal abweicht; wenn sie vielleicht bei der Entwicklung von Opheliens Lieben und Leiden die irdische Basis allzusehr aus dem Auge verliert, auf welche Wilhelm Meister — den übrigens auch sie zu Rathe zieht — so treffend hinweist; wenn sie Julien mehr von der Seite flammender Leidenschaft, als inniger Tiefe, begreift, wiewohl sie gerade hier den echt sittlichen, für's Leben fruchtbaren Kern, den wohl die Mehrzahl liegen läßt, selbstständig, zur frohen Ueberraschung des Denkenden, herauszuschälen weiß; wie sie denn auf ihr Bild von Julien auch den größten Werth zu legen scheint. Und solche Differenzen mag jeder einzelne Leser aus dem Seinigen hinzufügen. Denn so weit ist allerdings die Bildung unserer Tage gediehen, daß des Einzelnen Stimme nicht mehr als kritisches Orakel, sondern eben als Stimme angesehen werden darf, die aus besonderem Naturell, Bedürfniß, Bildungssphäre, hervorgehend, auf ihre Weise den Einklang des Ganzen bestimmen hilft.

Wie nun unsere Bildnerinn ihren Marmor im Ganzen behandelt, möchte Manchen interessiren, und vor der Lektüre das Verständniß fördern.

In einem Dialoge, der zur Einleitung dient, bekennt sie zuvörderst, daß es ihr vor Allem darum zu thun war, die bittern Erfahrungen, die sie über den Stand ihres Geschlechtes in der Societät und über weibliche Erziehung gemacht, zum Frommen derer, die es betrifft, mitzutheilen; daß sie die Ergebnisse, zu denen sie gelangt, aber lieber beispielsweise an Shakespeare als in anmaßlichen Tractaten oder unmenschlicher und unweiblicher Satyre darstellen mochte. Denn der Dichter erscheint ihr, wenn nicht consequenter, doch faßlicher, gleichsam assimilirter, als das unendliche Leben selbst. Sie geht dann auf eine Vertheidigung der Shakespeare'schen Frauenwelt gegen brittische Kritiker über, deren es bei uns wohl kaum bedurft hätte; von da auf eine Rechtfertigung ihres Geschlechtes überhaupt gegen falsches Erziehungs- und Weltwesen, wobei

Digitized by Google

sie allenthalben die reifsten und anmuthigsten Betrachtungen, über das Verhälniß der Frauen zur Satyre, der Menschen des Poeten zu denen der Natur, über witzige Frauen, über das Gemeine »als das Negative in Allem,« über weiblichen Muth, weibliche Freundschaft, politische Frauen, einschaltet; und schließt mit der Wiederholung der oben gegebenen Versicherung, daß eine tiefe und ernste Moral die Absicht und der wahre Inhalt ihrer Blätter sey, »welche diejenigen wohl finden würden, die sie suchen.«

Diese Confessionen der Verfasserinn glaubten wir weitläufiger mittheilen zu müssen, weil sie es sind, die eigentlich den Leser über dieses Buch orientiren; die den Standpunkt der Darstellenden vollkommen bezeichnen, und Werth wie Mangel des Geleisteten in's rechte Licht stellen; denn jeder Einsichtsvolle wird uns wohl zugeben, daß wohl nirgends vollkommenere Buchstaben für das Wort des sittlichen Gesetzes aufgefunden werden können, als in Shakespeare; daß es aber auch nicht eigentlich den Dichter erläutern heißt, wenn man seine organischen Geschöpfe zu moralischen Exempeln verwendet. Und hiermit ist Alles gesagt, was sich über's Ganze, als solches, sagen läßt.

Um sich das breite Geschäft zu erleichtern, bringt sie nun ihre idealen Individuen in gewisse Classen, wobei sie freilich nicht mit pedantischer Skrupulosität verfährt; denn pedantisch wäre es gewiß, wenn sich das Lebendige einer arithmetischen Proportion fügen müßte.

Der Uebersetzer findet hierbei Anlaß, sich über die Unbestimmtheit der englischen Wörter intellect, wit, reason, sentiment, zu beklagen; und allerdings wird es Manchen befremden, Miranda unter den leidenschaftlichen, phantastischen Charakteren zu finden, so wie Julien von den Seelenvollen ausgeschlossen zu sehen. Auch entsproß die Rubrik »geschichtliche Charaktere« keinem logischen Eintheilungsgrunde; denn auch geschichtliche Menschen können geistreich, seelenvoll u. s. w. seyn; außerdem sagt uns eine vortreffliche Stelle der Einleitung, wie richtig die Verfasserinn selbst empfindet, daß eben jene Charaktere nicht mehr der Geschichte angehören, sobald sie des Künstlers Hand berührt. »Shakespeare löste ihr das Räthsel, das ihr die Geschichte knüpfte.« Wir werden also billig den formellen Behelf nicht mit ihrer gründlichen Art zu denken verwechseln.

So viel, um nicht in's Breite zu gerathen, vom Wesen und Charakter des vorliegenden Werkes, dem der wohlverdiente allgemeine Beifall nicht entgehen wird. Ueber das Einzelne und Einzelnste mag sich der Theilnehmende selbst unterrichten; wie sich denn überhaupt über Urtheile, wenn sie nämlich gebildet sind, nicht weiter urtheilen läßt; es sind eben Ansichten; und Jeder füge vergleichend, zu eigner und fremder Förderung die seinige hinzu. Von unserer Seite dürfen wir allenfalls bekennen, daß uns die Darstellung von Kordeliens reinem, stillem Wesen am meisten, die der Lady Macbeth, die wohl zu hoch gestellt ist, am mindesten gemäß erschien. Vortrefflich werden, im Vorbeigehen, auch oft männliche Naturen erörtert, z. B. »der fürstliche, philosophische, wohlwollende Zauberer Prospero:« »Sloten, der Mischling von Tölpel und Bube« u. m. A. So werden wir neuerdings erinnert, daß den englischen Schriftstellern ein eigenes Organ für das Charakteristische verliehen zu seyn scheint. Einsicht in den Weltlauf und in die stillern Wege des Gemüthes, Erfahrung, Fülle der Belesenheit in der eigenen so wie in fremden Literaturen, Geschmeidigkeit und Routine im Ausdrucke, Schönheit und Adel in der Gesinnung, wohlthuende Wärme bei anständiger Besonnenheit, lobenswerther Enthusiasmus für ihren Dichter, wodurch das Ganze nebenbei den Anstrich einer Apologie Shakespeare's bekommt, sind Eigenschaften, die überall hervorleuchten. Besonders erfreulich wird ihre Darstellung, wenn sie Bilder aus der Kunst- und Naturwelt, die sie wohl auf ihrer italienischen Reise erbeutet, oder aus der griechischen Geschichts- und Mythenwelt, die ihr überall vorschweben, zum Organe ihrer Empfindungen wählt. Sie spricht nicht um zu sprechen; sie spricht aus der Fülle des Erlebten, das aber den schönen Fluß ihrer Imagination nicht zu trüben vermochte; und ihre Rede, wie sie vom Herzen kommt, geht zu Herzen. Oft wird sie Dichterinn, und ihre Worte erscheinen wie das erläuternde Accompagnement eines herrlichen Liedes; denn bei ihrer herzlichen Hingebung an den großen Dichter kann es nicht fehlen, daß auch dem umsichtigen Literator gar Manches in einem Texte erst durch ihre Offenbarung aufgeht, der für das Studium ewig unversiegbar bleibt. Und so dürfen wir mit dem Uebersetzer, dem wir dabei unsern Dank nicht verschweigen, nur wünschen, »daß die Verfasserinn Leben und Zeit gewinne, das Werk auszuführen, wovon das vorliegende, nach einer Aeußerung in der Vorrede, nur einen Theil ausmacht!«

Die Uebersetzung, von der Hand eines so thätigen, als dazu berufenen Mannes, in wiefern sie ohne Kenntniß des Originals zu beurtheilen ist, erscheint fließend und sich aneignend; obwohl hin und wieder nach der jetzt in Deutschland beliebten Art, die Worte mehr sagen möchten, als der Text. Man will dadurch, so scheint's, die einfachern Genien fremder Idiome dem combinirenden, metaphysischen des unsern annähern. Hieher möchten Ausdrücke, wie: »eigenwichtig, ehweiblich, Anschau, Schlechtnis, innkräftig, urheiter, empfindselig, Bekundungen, Ueberschwank, Doppelei« u. s. w. gehören. Derjenige aber verdient den Preis sprachlicher Vollendung, der mit einfachen, aus dem Bereich der gesellschaftlichen Uebereinkunft geschöpften Mitteln das Tiefste und Bedeutende auszusprechen im Stande ist.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Digitized by Google

Novellen von Adolph Ritter von Tschabuschnigg. Wien, Haas. 1835. 2 Thle. 224 und 269 S. 8.

Auf das Fach der Erzählung sollte sich, unsers Erachtens, ein Schriftsteller erst dann verlegen, wenn er zu einer gewissen Reife des Alters gelangt ist, und sich alsdann seine Lebensansichten bereits in der Art consolidirt haben, um mit behaglicher Ruhe die Schilderung und Ausmahlung der Scenen von Freud und Leid vornehmen, und durch einen einzigen leitenden, keinem Schwanken unterworfenen Grundsatz seinen Gegenstand vollkommen beherrschen zu können. Der jüngere Mensch, um so viel mehr also der jugendliche Schriftsteller, steht allzusehr unter dem Einflusse des Temperamentes, der Leidenschaften, einer glühenden Phantasie, eines ungestümen Strebens nach seinem Ziele, als daß er die ruhige Haltung der Novelle, das bedächtige Fortschreiten der Handlung, die Detail-Mahlerei der Situationen, Individualitäten und die sorgsame Ausführung der Staffage in dem nöthigen Maße sich eigen gemacht, daß er ein sinniges Stillleben, wie es doch zu den wesentlichsten Erfordernissen der Erzählung gehört, mit der gemüthlichen Breite und Behaglichkeit darstellen sollte: er schweift noch irre im Reiche der Ideale, und läßt sich von seinen vorgefaßten Meinungen willenlos, fast unbewußt fortreißen, der Augenblick hat zu große Macht über ihn, er ist nicht im Stande, den Faden einer Begebenheit Schritt für Schritt abzuwinden, und dabei in alle Einzelnheiten mit jener hartnäckigen Selbstverläugnung einzugehen, die dem Bedürfnisse des Gegenstandes alle Nebenrücksichten opfert. Ohne diese Eigenschaften aber ist es unmöglich, eine gute Novelle zu schreiben, und vielleicht nur darum, weil so viele jüngere Schriftsteller heut zu Tage sich in dieß Feld geworfen haben, ist die Novellistik einiger Maßen in Verruf gekommen, so daß Mancher mit gerümpfter Nase auf Bestrebungen dieser Art herabsieht, welche doch von dem wichtigsten Einflusse auf den Menschen seyn können. Aber freilich gehört etwas mehr dazu, um eine solche Wirkung hervorzubringen, als ein abgerissener Moment mit allerlei Schnörkeln von Raisonnements, Empfindelei und unnützen Zuthaten jeder Art buntschäckig aufgestutzt; die Novelle muß ein rundes, in sich abgeschlossenes, eine edle Tendenz klar versinnlichendes Stück Arbeit seyn, sie muß auf Verstand und Gemüth in gleich hohem Grade einwirken.

Zur Erreichung dieses Zweckes stehen dem Erzähler allerdings mancherlei wirksame Hülfsmittel zu Gebothe, durch welche er sein Publikum anziehen, fesseln, erheben, oder auch zermalmen kann; allein in dem Gebrauche eben dieser Behelfe ist der sichtende Blick eines ruhigen Urtheils wieder als unerläßliche Bedingung vorgezeichnet, und diese ist nur mit der Denk- und Empfindungsweise eines gereifteren Alters vereinbar, welchem überhaupt die gemessene Haltung der Novelle am besten zusagt. Einzelne, besonders hochgestellte Talente, oder Naturen von einer vorzüglichen Hinneigung zu beschaulicher Reflexion, oder solche, die in der Schule des Lebens früh die Blüthe abstreiften, können füglich nur als Ausnahmen von der Regel zugelassen werden; im Allgemeinen aber ist der ausgesprochene Charakter jüngerer Menschen doch wohl mehr dramatischer Art, in der Wirksamkeit nach Außen sich gefallend, nicht in einer Beschränkung auf eine bloße Gemüthswelt, und man darf ihr diese Richtung auch wahrlich nicht mißgönnen oder verargen.

Herr Ritter v. Tschabuschnigg ist durch mancherlei ehrenwerthe Bestrebungen bekannt, und auch die vorliegende Sammlung von Novellen bürgt für den Ernst, mit welchem er sich nach dem Ziele der schriftstellerischen Laufbahn bemüht. Talent für das Fach, dem diese Leistungen angehören, ist ihm nicht abzusprechen; allein noch scheint er uns zu fühlbar von jugendlichen Eingebungen bewältigt, noch tritt in seinen Erzählungen nicht jene gediegene Reife hervor, die in der Wahl des Stoffes sowohl, als in der Behandlung desselben, den rechten Takt zu treffen versteht. Den eigentlichen Inhalt fast aller seiner Novellen könnte man in wenige Zeilen zusammenfassen; somit ist alles Uebrige bloßes Beiwerk, und muß häufig ermüden; zudem haben alle Helden unseres Dichters eine auffallende Familien-Aehnlichkeit, und laboriren bedeutend an krankhafter Empfindsamkeit; die alten Herren sind großentheils wunderliche Käuze mit einem Anflug von Spießbürgerthum; besonders kalt und erzwungen sieht der Humor aus, und die Form der Darstellung zeigt sich als ein Mixtum compositum von Clauren, Zschokke, Weisflog und Lafontaine, die Herr v. Tschabuschnigg mit großem Fleiße studirt haben mag, ohne aus dem Amalgam ihrer divergirenden Erzählungsweisen ein haltbares Produkt erzielen zu können. Eben dadurch fällt aber auch jede Eigenthümlichkeit, jedes originelle Kolorit hinweg, und die Unsicherheit des Tones, das an Manier streifende Immerwiederkehren schwärmender Sentimentalität, dem man es noch obendrein ziemlich deutlich absieht, daß es nicht ein vom Herzen kommender, und in einem großartigen Zerwürfniß mit sich selbst begründeter, sondern sich lediglich selbst aufgezwungener, so zu sagen, erkünstelter Weheruf sey, läßt in dem Leser eine unbefriedigende Leere zurück, die durch einzelne, gelungene Züge, die von wirklichem Berufe dictirt sind, nicht behoben werden kann. Die Idee der meisten in Rede stehenden Erzählungen ist außerdem ziemlich verbraucht, aber die Auffassung geschickt, die Reflexion erhebt sich nicht selten zur poetischen Bedeutung, hie und da interessirt ein Moment durch die glückliche Anordnung und Berechnung, die Sprache ist theilweise blühend, mitunter aber auch flüchtig, selbst inkorrekt, die Einschiebsel gehäuft, und an höheren artistischen Forderungen halten wenige der Novellen Tschabuschnigg's die Probe aus. Inzwischen

Digitized by Google

wie gesagt, läßt sich eine schöne Anlage nicht in Abrede stellen, und wenn unser Dichter bemüht seyn wird, den nutzlosen, unmännlichen Jammer von sich zu weisen, nicht allenthalben die schwarze Seite des Daseyns herauszuklügeln, und vor Allem eine Reihe von Begebenheiten zu erfinden, die er zu einer wohlgeordneten Kette mit einem Hintergrunde von moralischer, praktisch nutzbringender Tendenz verknüpft; dann wird er ohne Zweifel noch recht beifallswerthe Arbeiten im Fache der Novellistik zu Tage fördern können. — Die Auflage ist rücksichtlich des Druckes zu loben. Das Papier dürfte schöner seyn.

S — t.

Ueber die Convulsionen im kindlichen Alter; von J. Zangerl, Doctor der Medicin, Magister der Geburtshülfe und k. k. Schloßarzt zu Schönbrunn. Wien bei Beck. 1834. 75 S. 8.

Wenn uns jeder Beitrag zur Praxis der Kinderkrankheiten, die alle Fähigkeiten des Arztes, selbst jene, die ihm als Menschen zukommen, auf's Dringendste anspricht, willkommen erscheint, so sind es vorzugsweise jene pathologischen Zustände, welchen sich der Verfasser widmet, worüber wir am sehnlichsten belehrt zu seyn wünschen. Die dunkelsten, schreckendsten, heterogensten, häufigsten, bedenklichsten Uebel kämpfen unter dieser Fahne. Der Verfasser motivirt in der Vorrede, durch das wohlgefühlte Bedürfniß, seinen Versuch, und rechtfertigt bescheiden sein Verfahren. Wir aber, da die Schrift, wissenschaftlich gehalten, den reichen Stoff in gedrängter Folgerichtigkeit behandelt, dürfen nicht mehr entwickeln, als hinreicht, das Bedürfniß eigener Lektüre fühlbar zu machen.

Nach Anführung der Synonyme erklärt der Verfasser »krankhaften, unwillkührlichen, schnellen Wechsel zwischen Zusammenziehung und Ausdehnung der willkührlichen Muskeln« (S. 1) für sein Objekt. Nach dieser einfachen, genügenden Begriffsfeststellung erscheint die nachfolgende geschichtlich-comparative Exkursion nur als Tribut, den der Verfasser den seltsamen Forderungen einer Zeit bringt, die das Wissen höher als die Wahrheit stellt. Gewiß, die Medicin würde sehr gewinnen, wenn es jedem Autor mehr um die Sache als darum zu thun wäre, seine Befähigung nachzuweisen; und wenn auch die Kritik mehr um jene als um diese sich kümmerte. Der Verfasser hat dieß mit uns gefühlt; denn, nachdem er den Autoren seinen Zoll gebracht, läßt er es dabei bewenden, ohne ein entscheidendes Wort hinzu zu thun. Das abstrahirte Bild zur Diagnose genügt. Die Eintheilung erscheint, außer der Rücksicht auf aktiven und passiven Charakter, um so überflüssiger, als sie auf die weitere Disposition der Materie ohne Einfluß bleibt. Die Aetiologie ist eine vorläufige Zusammenfassung dessen, was eigentlich den speciellen Theil begründet. Hier drängt sich uns die Bemerkung auf, daß man eigentlich, dem Herkommen entgegen, diese synoptischen Resultate, statt vor lieber nach den speciellen Darstellungen, einreihen sollte. Denn das Allgemeine ergibt sich aus dem Besondern. Dem Wesen des Uebels widmet der Verfasser keine besondere Aufschrift. Wir gehen mit ihm darüber hinaus, bis wir verstehen, was es überhaupt mit dem Wesen der Krankheiten für eine Bewandtniß habe; oder ob das Wesen des Krampfes etwas anders sey als der Krampf? Ausgänge, Epicrise, Prognose, Therapie in und außer den Anfällen, mit Hauptrücksicht auf aktiven und passiven Charakter. Behufs des Details betrachtet nun der Verfasser die Fraisen nach den Causalmomenten; sie sind: aufgereizte, unterdrückte, geschwächte Vitalität, gastrische, traumatische Ursachen, Vergiftung, Metastasen, Gemüthsbewegungen, heftige Schmerzen, Erkältung und protopathische Leiden. Man sieht, daß hier kein scharfer Eintheilungsgrund da ist; daß bald occasionelle, bald sogenannte »nächste« Ursachen dazu verwendet werden; daß der Stand der Lebenskräfte in seinen Modifikationen bei allen übrigen Fällen mitwirkt und leidet, daß »heftige Schmerzen« die Folge der verschiedensten Zustände seyn können, daß Fraisen aus Metastasen zu den deuteropathischen gehören, u. dgl. mehr. Am Ende kommt aber auf die Anordnung am wenigsten an. Das Einzelne befriedigt durch Wahrheit und Vollständigkeit. Die symptomatischen Fraisen syphilitischer Herkunft fanden wir unerwähnt. Aeltere Aerzte berichten von einer Art, die durch's Verschlucken von Blut bei Lösung des Zungenbandes entsteht. Der Verfasser sah das Uebel nach vertriebener Krätze und Flechte (S. 57) vicarirend mit einem Ohrenflusse, nach verschwundener Blepharo-Blennorrhoe (S. 59), nach Einsperrung in einen Kamin (S. 60), so wie die Brustwassersucht begleiten (S. 75), und die Anfälle des Keuchhustens (S. 75) und des Millar'schen Brustkrampfes enden. Beide letztern Fälle tödtlich. Die Behandlung folgt überall verständigen Anzeigen und geprüften Beispielen; und wenn bei der Blausäure, nach theoretischer Ansicht ein a priori zum Vorschein kommt, so wird dieß, wie billig, vom Verfasser selbst, indem er Zweideutigkeit der Bereitungsart und Wirkung bedenkt, sogleich beschränkt. Unter den pharmaceutischen Behelfen scheint der Verf. bei aktivem Charakter den Zinkblumen, bei passivem, mit gerechter Strenge gegen das Opium, dem Bilsenkraut-Extract den Vorzug zu geben.

So dürfen wir denn dem Verf. unsern Dank bezeigen, und das, auch im Aeußern wohlbesorgte Büchlein, dem ärztlichen Publikum gewissenhaft empfehlen. Dem Grundsteinleger bleibt das Hauptverdienst; was auch Fleiß, Erfahrung und Applikation nach und nach hinzuzufügen im Stande seyn möchten.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

7. Sonnabend, den 24. Jänner **1835.**

Kritik und Kritiker unserer Zeit.

Von Bauernfeld.

Ei sagt, ins Himmels Namen,
Wo die Kritik Ihr sucht?
Es liegt die Frucht im Samen,
Der Samen in der Frucht.

Von poetischen Gesichten
Ließe Manches sich verspüren;
Doch da mag der Henker dichten,
Wenn sie Alle kritisiren!

Sind sie doch so weit gebracht,
Daß sie selbee sich nicht teauen;
Denn eh' Einer weint und lacht,
Muß er in die Zeitung schauen.

Es war eine schöne Zeit, als die Kritik noch nicht erfunden war. Die Menschen wandelten in den Paradiesen der Dichtung, und ließen sich die frischen, vollen Früchte schmecken. Da kamen sie an den Baum der Erkenntniß, und bissen in seine sauern Aepfel; darüber verloren sie ihren Naturgeschmack. Die kritische Aepfelsäure machte sie gleichgültiger gegen die Süßigkeit der Traube und der Feige. Sie verspeisten die Früchte wie sonst; aber in der Verdauungsstunde recensirten sie das Genossene.

Glaube nicht, geneigter Leser, ich wolle dir Mährchen erzählen; wenn Du in Deinem eigenen Herzen forschest, so wirst Du finden, daß ich Dir reine historische Wahrheit gebe. Warst Du nicht einmal jung, und lasest Schiller's Gedichte, und versenktest Dich mit Entzücken in ein Meer großer Gedanken und Gefühle? Und Du gingst in's Theater, sahst Don Carlos aufführen oder Torquato Tasso, und verlangtest kein Abendessen, und verwebtest die Gestalten einer erhabenen Phantasie in Dein innerstes Leben. Und Du sahst den Schauspieler, welcher Don Carlos spielte, auf der Straße wandeln, und blicktest ihm nach, wie einem höheren Wesen. Du warst jung, lieber Leser, und Du liebtest. Dein Mädchen und Dein Dichter standen in Deiner Seele bei einander. Sie waren Beide rein, makellos, von Himmelslicht umflossen. Du verlangtest von Deinem blonden Mädchen nicht dunkles Haar, und wünschtest ihre blauen Augen nicht braun zu schauen; sie war Dir eben recht, wie sie war.

So jung, wie Du, waren einst die Völker. Homer, Shakespeare und Calderon lebten und dichteten in der glücklichen Jugendzeit. Da war Kunst und Leben noch nicht getrennt; da hatte die Kunst noch keine politischen und moralischen Zwecke; da gab es noch keine Theater-Intendanzen, keine dramaturgischen Vorlesungen, keine geistreichen Ansichten und keine Theaterzeitungen. Die Dichter schöpften aus dem Leben, und ihr Publikum lebte die Dichtung mit. Glaubt doch den überklugen Leuten nicht, die da behaupten, Shakespeare's Zeitgenossen haben ihn nicht verstanden, und erst wir Neueren haben das Geheimniß entdeckt, daß er ein großer Dichter sey. Es ist wahr, wir haben ihn häufig commentirt und explicirt; wir haben unsere ästhetischen Regeln und Grundsätze durch seine großen Beispiele erweitert; wir haben ihn als den Heiland der Poesie gepriesen, und uns mit ihm; wir haben eine Art romantischer Poesie aus ihm destillirt, die sich zu seiner höchst natürlichen Dichtungsweise verhält, wie gebranntes Wasser zu Rheinwein; es ist richtig, in dem Wust von ästhetischem Unsinn, der sich auf seinem Grabe aufthürmte, findet sich bisweilen ein Körnchen Wahrheit beigemischt: — aber glaubt Ihr denn wirklich, ein süßlicher und lebensmatter Franz Horn habe den wunderbarsten aller Dichter besser gefühlt und begriffen als seine Zeitgenossen, die lebenskräftigen und empfänglichen, geistreichen Engländer des 16ten und 17ten Jahrhunderts? Leset doch, was Ben Johnson, Beaumont und Fletcher und andere Musenfreunde Shakespeare's über ihn sagen und

Digitized by Google

dichten; leset, was Euch die Geschichte über diese Männer und ihre Werke, und über die Hörer verkündigt, für die sie schrieben. Ein Gedicht ist ja kein Räthsel, das man mühsam löst: es ist ein Laut der Natur, gewaltig, aber verständlich, den der Natürliche am besten begreift. Aber wir hören, wie wir schreiben: künstlich, geschraubt, voll Absichten, mit verderbter Empfindung, mit überreiztem Geschmack, denn — wir haben die Kritik erfunden.

Aristoteles war eigentlich ihr erster Entdecker, und Lessing setzte seine Entdeckungen fort. Beide große Männer fühlten das Bedürfniß, sich die Erscheinungen der Kunst und ihre Wirkungen zu erklären, und so vielleicht Regeln festzustellen, nach denen sich die Werke des schaffenden Genius beurtheilen ließen. Sie fühlten zu verschiedenen Zeiten, daß die Menschen der Kindheit entwachsen seyen, und daß es ihnen daher wohl anstehe, sich über ihre Empfindungen, über ihren Beifall und ihr Mißbehagen, Rechenschaft zu geben. Sie wollten uns aber nicht aus dem Paradiese der harmlosen Kunst verjagen durch donnernde Machtsprüche und überkünstliche Systeme, — vielmehr hatten sie im Sinne, den einmal erwachten Zweifel zu beschwichtigen, das Große und Schöne auch dem klügelnden Verstande unantastbar zu machen, und uns so dasjenige aus der zweyten Hand, aus der der Wissenschaft, wieder zu erwerben, was uns aus der ersten: der Natur, zu empfangen nicht mehr genügte. Aristoteles erdichtete keine Theorien, er brachte zu seinen kritischen Forschungen keine vorgefaßten Meinungen mit, er war kein Poeten-Schulmeister, — nein, er durchfühlte und durchdachte die Dichterwerke seiner Zeit; er sonderte die Dichtungsarten, und sprach zuerst aus, was die Erzeugnisse einer jeden gemein hatten, was eine Art von der Andern schied. Es war das Ei des Columbus.

Lessing verfolgte nach Jahrtausenden denselben Weg. Wie der Stagyrite aus des Sophokles und Euripides Werken seine Regeln und Grundsätze ableitete, so prüfte und erweiterte sie der Hamburger-Dramaturg an seinem Shakespeare. Das ist ja eben der Zweck der Kritik: die ewigen Gesetze aufzufinden, nach denen die schaffenden Geister, gleich den Gestirnen des Himmels, unbewußt wandeln. Daß dieses Bewußtwerden der Gesetze dem productiven Talente keinen Schaden bringe, hat der größte Dichter der Neueren, Goethe, bewiesen, der zugleich sein eigener, geistreichster Kritiker war. Freilich darf man sich in diese Labyrinthe nicht so weit vertiefen, um darüber die eigene, unmittelbare Anschauung zu verlieren, sonst käme man auf den Weg, der selbst unserm edlen Schiller Gefahr brachte, wie er denn bekanntlich am Ende mühsamer und aufrichtiger Forschung alle Theorien gegen einen einzigen praktischen Kunstgriff umzutauschen verlangte.

Die Kunst-Kritik wäre eine sehr hübsche Sache, wenn sie nicht Menschen ausüben müßten, und wenn sie nicht Eigenschaften erforderte, die sich in demselben Individuum fast niemals vereinigen. Ein Kritiker soll nämlich besitzen: Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Unparteilichkeit, scharfen Verstand, warmes Gefühl, Einbildungskraft, sogar schaffende, philosophische Bildung, Darstellungsgabe, praktischen Sinn, Belesenheit, Gelehrsamkeit. Siehe Lessing, Diderot, Home, Herder, Kant, Jean Paul. Rechnet man die Selbstverläugnung dazu, die es erfordert, statt selbst hervor zu bringen, bloß über die Leistungen Anderer zu sprechen, dabei weder Dank noch Wirkung zu erzielen, so wird man sich nicht wundern, daß die großen Kritiker noch seltener sind, als die großen Dichter.

Die neueste Zeit hat es sich hierin leichter gemacht: sie hat die falsche Kritik erfunden. Die falsche Kritik wird ausgeübt von Dichtern und Nichtdichtern, von Gelehrten und Ungelehrten, von Rittern und Troßbuben; aus Sucht zu glänzen, aus Muthwillen, aus Gewinnsucht. Die Menschen haben es sich einmal angewöhnt, über alles eine Meinung haben zu wollen; die falsche Kritik kommt diesem Drang entgegen: sie prägt schnell eine Meinung aus, und die Menge hascht begierig nach der kritischen Scheidemünze. Pikante und geistreiche Aeußerungen gefallen stets, sie mögen wahr oder falsch seyn; witziger Tadel reizt immer die Schadenfreude. Das Publikum genießt dabei ein doppeltes Vergnügen: zuerst an den Werken, dann an dem Tadel darüber. Leider fröhnen selbst begabte Männer diesem bösen Zuge des Herzens. Es ist nicht zu berechnen, was in diesem Sinne die hingeworfenen spöttischen Aeußerungen eines einzelnen Stimmführers geschadet, wie sehr sie die Verständigung so vieles Guten und Schönen gehindert haben.

Das ist eine sehr schlimme Seite der falschen Kritik, aber bei weiten nicht die schlimmste. Geist erzeugt Geist; die witzige und geistreiche Kritik, wenn sie auch, vielleicht mit Bewußtseyn, falsch ist, kann mich noch immer anregen und unterhalten, wenn auch nicht belehren; aber die geistlose ist der wahre Seelentod. Der gutmüthige Leser oder Zuschauer liest ein neues Buch oder betrachtet ein

Digitized by Google

neues Stück; er fühlt sich gerührt oder erschüttert, in einem behaglichen, erhöhten Zustand; — da erscheint am nächsten Morgen das ersehnte kritische Blatt; eine hausbackene trockne Ansicht verkümmert ihm das Werk und dessen Schöpfer; im belehrenden Katheederton werden die Fehler herausgehoben: das gute Publikum schämt sich seines Beifalls von Gestern, geht mit Zweifel an das nächste neue Werk, und so erstirbt allmählig sein Gefühl, seine Wärme, seine Empfänglichkeit. Und wer bewirkte das Wunder? Ein Häuflein unbekannter, verborgener Menschlein, ohne Ziel und Richtung, welche allmählig die harmlosen Gemüther der Menge verderben, wie jene Insekten Blüthen und Blätter des vollen Fruchtbaumes zernagen.

Wie oft muß der Tadler irgend einer Sache hören: »Mach' es besser, wenn Du kannst«! — Ein ander Mal heißt es: »Dem Manne traut! Der versteht die Sache; er ist vom Fach.« — So sprechen die Leute, wenn es sich darum handelt, einen Stiefel oder einen Rock zu machen. Sie meinen, der Schuster und der Schneider verstünden das am besten. Aber wie man ein Gedicht machen soll, das glaubt ein Jeder zu verstehen. Da ist jeder Tadel erlaubt, erwünscht, willkommen. Die Mahler und Musiker haben es besser. An die Werke dieser Künstler wagt sich der Unverstand nicht so leicht, weil ihre Beurtheilung gewisse Kenntnisse der Technik voraussetzt, deren Mangel sich nicht wohl verbergen läßt. Aber die Poesie ist leider keine Kunst, wie Mahlerei und Musik. Der Dichter gibt seine Gedanken und Gefühle in Worten. Aber die ganze Welt denkt, fühlt, spricht und schreibt. Darum glaubt auch jeder Einzelne den Dichter übersehen und beurtheilen zu können. Ganz recht! Legt den Maßstab Eures Verstandes und Gefühls an die Dichterwerke, bildet Euer Urtheil, aber, um's Himmelswillen! laßt es nicht drucken. Muß es aber gedruckt seyn, so bitt' ich Euch noch Eins: seyd bescheiden! Beginnet Euer Urtheil immer mit den Worten: »Mir scheint« oder »Es kommt mir so vor.« Die kategorischen Imperative stehen euch gar zu albern. Als Lessing seine Kritiken schrieb, mit welcher Schonung, mit welcher Gewissenhaftigkeit behandelte er die, gewiß nicht bedeutenden Erzeugnisse seiner Zeitgenossen! Denn die echte Kritik ist human, wo sie irgend ein Streben findet, eben weil sie tief ist, weil es ihr um die Sache zu thun, weil sie in den Kern der Dinge dringt, wenn ein Kern da ist. Gegen Dünkel und Anmaßung, gegen Hohlheit und Flachheit gebraucht sie auch, und mit Recht, die Waffe des Witzes.

Die Art, wie Börne in der Wage die theatralischen Erscheinungen besprach, wenn auch dabei die übelste Laune heraus blickt, war gewiß ehrlich und bieder, und der guten Sache weit förderlicher, als das Geschwätz aller übrigen Tageblätter, die die Leistungen der Schauspieler in allzeit fertigen Redensarten herausstreichen, und nur die Schriftsteller loben, die zu ihrer Fahne schwören. Kann man denn zu einem Kritiker Vertrauen fassen, der von den schalen modernen Uebersetzungen wie von einer Sache spricht, die nur irgend besprochen zu werden verdient, und nebenbei über Schiller oder Goethe den Stab bricht? Soll man dieß Misere länger dulden? Wenn schon kritisirt werden muß, so würde ich dem Herausgeber dieser Blätter vorschlagen, eine Rubrik zu eröffnen, unter dem Titel: Kritik der Kritik. Darin sollten alle anmaßenden Behauptungen der Tageblätter gründlich besprochen, gerügt und gehörig widerlegt werden. Der Ausmistung dieses Augiasstalles sollten sich anerkannte Männer, etwa ein Grillparzer oder Zedlitz, unterziehen. Tausende aus dem Publikum würden gewiß Theil an dem Streite nehmen, und der Sieg der Wahrheit würde sein glänzender Erfolg seyn; denn wenn auch die Kritik des Einzelnen, der Natur der Sache nach, nicht unfehlbar seyn kann, so ist es gewiß für die Menge vortheilhafter, bisweilen mit den Meistern zu irren, als immer mit den Schülern. Es ist nicht schwer, das Beste gut zu finden, worüber sich das allgemeine Urtheil bereits festgestellt: aber die Erscheinungen der Zeit zu beurtheilen, und ihnen die rechte Stelle anzuweisen, erfordert einen ganzen Mann. Er sollte bereits anerkannt seyn, damit seine Stimme das gehörige Gewicht besitze; er sollte nicht mehr mitten unter den Producirenden stehen, um sich die nöthige Unparteilichkeit zu bewahren. Jeder Literaturfreund wird bei diesen Betrachtungen gerne eines Mannes gedenken, der leider nicht mehr unter uns wandelt. Ich meine Carl August West (Joseph Schreyvogl). Wie oft las ich sein vortreffliches »Sonntagsblatt«, um mir daraus die damahlige Zeit zu vergegenwärtigen! Wie wirksam, wie förderlich war es für echte Bildung! welch eine Schutzwehr gegen die falschen Bestrebungen! Es war die Biene, die Honig sammelt, und sich zugleich ihres Stachels gegen die Verhinderer ihres Werkes bedient. Ein Blatt, in diesem Sinne redigirt, und zugleich den Forderungen der vorgeschrittenen Zeit entsprechend, wäre gleich wünschenswerth für Autor und Publikum. Die heischeren Stimmen der falschen Tonangeber würden von

Digitized by Google

selbst verstummen, wenn die ungeschmückte Wahrheit als Sprecher aufträte; der redliche und unbefangene Theil des Publikums, und das ist bei uns wahrhaftig der größere, würde diese Sprache bald verstehen und von jenem Gekläffe unterscheiden lernen. Und sollte sich dieses Ziel nicht erreichen lassen? Ganz gewiß! Trage nur jeder sein Schärflein bei, bekämpfe den Unsinn, wo er ihm in den Weg tritt; ermüde keiner, ruhe keiner, wenn es ihm auch unbequem fällt: mit vielen Arbeitern und aus vielen Steinen erbaut sich endlich ein Haus, und fest bindet der Mörtel der Wahrheit.

Hindert Dich ein falsches Streben?
Hemmet Dich des Neides Hauch?
Wenn die bösen Buben leben,
Wack're Männer wollen's auch.
Laßt sie noch ein Weilchen kritteln
Ueber Dichter und Gedichte:
Wenn wir dann die Bäume schütteln,
Fallen ab die faulen Früchte.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835. Herausgegeben von A. v. Chamisso und Gust. Schwab. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung.

Wenn man auch im Allgemeinen, ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier unerörtert, von der Kritik verlangt, daß sie bei Beurtheilung der Almanachs-Literatur nicht ihre schärfste Wage zur Hand nehme; so kann jedoch dieses durchaus nicht der Fall seyn bei einem Unternehmen, wie das vorliegende ist.

Der deutsche Musenalmanach soll, so glauben wir nämlich den Titel deuten zu müssen, ein bunter Kranz seyn von Blumen, welche der musebegeisterten deutschen Dichterbrust entkeimten, ein Geschenk, das die deutsche Muse ihren Verehrern beim Wechsel des Jahres darbiethet. — Wenn irgendwo, so ist gewiß hier die Forderung zu stellen, daß die Gabe der Geberinn sowohl als der Empfänger würdig sey. Das einzelne Ausgezeichnete, Vortreffliche genügt nicht; es soll, und damit wird die Anforderung selbst bei der größten Armuth der Zeiten die Gränze des jedenfalls Möglichen nicht überschreiten, zum mindesten Nichts gebothen werden, was unter der Mittelmäßigkeit ist. — Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, können wir der dießjährigen Spende den vollen Beifall nicht geben, den wir so gern ihr zollten.

Wenn wir auch freudig anerkennen, daß den neuen Kranz einzelne Blumen zieren, duftreich und farbenprächtig (Tiefe der Idee und Vollendung der Form), wie sie nur unter Meistergärtners Hand vom wärmsten Sonnenblicke des Genius begünstigt gedeihen; wenn wir auch unter den Blümchen manches duftige farbenhelle, und unter den Blättern manches kräftige saftgrüne finden; so sind doch wieder gar zu viele jener — kränkelndblaß, das Treibhaus bekundend, dieser — fahl und welkgelb, ja einige nur aus bunten Reimlappen geschnitzelt, und unter diesen ist ein ekles, das durch den Pesthauch empörender Schamlosigkeit den Kranz schändet; wir meinen die »fatalen Vokale.«

Schließlich glauben wir nur der Bemerkung noch Raum geben zu müssen, daß in einem Kranze, den die deutsche Muse windet, Blumen von Grillparzer, Platen, Zedlitz nicht fehlen sollten.

J. C. Klemm.

Jurende's vaterländischer Pilger. Geschäfts- und Unterhaltungsbuch für alle Provinzen des Oesterreichischen Kaiserstaates. 1835. Mit 29 bildlichen Ansichten auf 2 lithographirten Tafeln. Brünn. XX. u. 443 S. in 4.

Ein Vierteljahrhundert ist beinahe verflossen, seitdem alljährig, immer gleich kräftig und vollkommen geeignet, durch Erheiterung und Belehrung ein geliebter Familienfreund zu seyn, der genannte Pilger in unsere Mitte tritt. Wir heißen ihn auch heuer wieder recht herzlich willkommen; denn er bringt unter allen seinen Brüdern und Verwandten das reichste Füllhorn an Mannigfaltigkeit, verständiger Auswahl und glücklicher Zusammenstellung des Guten, Schönen und Nützlichen. Für Alle und für Alles ist gesorgt; wir sind innig überzeugt, daß Niemand die Stunde bereut, in der er die Bekanntschaft des wackeren Pilgers gemacht hat. — Möge er noch viele Jahre, unter stets besseren Auspicien, die schöne Wanderung antreten und vollenden!

Ankündigung.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Man pränumerirt auf beide ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, und für den Platz Wien auch bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden wollen, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung, gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterreichischen Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

8. Mittwoch, den 28. Jänner **1835.**

Leitfaden für die Vorlesungen über die Geschichte in den k. k. Kadetten-Schulen; von Caspar Lehmann, k. k. Hofrathe, Doctor der Rechte, Inhaber des silbernen Civil-Ehren-Kreuzes, Commandeur des königl. sicilianischen St. Georg-Ordens, Mitglirde der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien. Wien gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold 1835. X u. 306 S. 8. Eine chronologische Tabelle. Sieben Regententafeln.

Ein Geschichts-Compendium für den Schulunterricht schreiben ist schwieriger, als es im ersten Augenblicke zu seyn scheint. Die Menge solcher Compendien beweist, daß viele Schriftsteller sich an die Arbeit gemacht haben, aber in dieser Masse von Büchern, wie wenig ist da Brauchbares! Der Eine will den Schülern alles eintrichtern, was er weiß, drängt in den möglichst kleinsten Raum die möglichst größte Quantität von Thatsachen zusammen, daß dem Lernenden schwindelt. Ein Anderer, für den nach den Griechen und Römern gar keine Geschichte mehr existirt, lehrt seine Schüler, ob die Mauer des Sesostris 36 oder 37½ deutsche Meile lang gewesen, ob der Name Babel von Bel abgeleitet wird, oder die Pforte des Herrschers heißt, und betrachtet diese, einem Schüler nutzlose Weisheit, als vollgültigen Ersatz für die Geschichte der christlichen Zeitrechnung, die er dann stans pede in uno abfertigt. Ein Dritter biethet nichts als Namen und Zahlen, und will, daß die jungen Menschen dieses Sandmeer zusammengestoppelter Gelehrsamkeit geschmackvoll finden sollen. Ein Vierter sieht alles aus dem Vogelperspective, gibt wenig Thatsachen, aber viel Ideen, und oft was für Ideen! Ein Fünfter — doch ich mag die Litanei der Gebrechen, die sich in den Schulbüchern, Compendien und Vorlesungen der Professoren der Geschichte nur zu häufig finden, nicht weiter ausführen. Das Gesagte reicht hin zu beweisen, daß der Verfasser des Werkes, von dem hier die Rede ist, weder eine unnütze noch leichte Arbeit übernommen hat.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, ist mit Glück gelöst. Das Werk ist nicht zu überhäuft und nicht zu leer; die entscheidenden Thatsachen sind gehörig herausgehoben, bei den bedeutendsten Abschnitten geht eine interessante Uebersicht voraus, oder folgt ein guter und klarer Rückblick.

An manchen Orten sind tief gedachte Bemerkungen eingestreut, z. B. (S. 148) über die Eitelkeit menschlicher Plane. Kurz, das Werk ist so, daß junge Leute, welche darnach lernen, ein gut gegliedertes Gerippe der Weltgeschichte bekommen, in welches sie das bequem einschalten können, was sie in der Zukunft lesen oder lernen. Dieß im Allgemeinen über das Werk.

Die Einleitung enthält allgemeine Ueberblicke über den ältesten Zustand des Menschengeschlechtes, die Verbreitung desselben über die Erde, das Entstehen der Regierungen, Religionen u. s. w. Der Verfasser stellt seine Ansichten hierüber klar hin, und übergeht mit Recht die Ansichten Anderer, die mit seiner Meinung nicht übereinstimmen; da in einem Compendium das weder gesagt noch widerlegt werden darf, was der Verfasser nicht für richtig hält.

Die Geschichte selbst theilt der Verfasser in fünf Abschnitte mit zweckmäßigen Unterabtheilungen.

Unter der Benennung: vorhistorische Zeit, begreift der Verfasser die Geschichte der Juden, Babylonier, Assyrier, Meder, Aegypter, Phönizier. Die alte Geschichte geht von Cyrus bis zum Untergang des abendländischen Kaiserthums. Die Geschichte des Mittelalters von da an bis zu Carl V. Die neue von Carl V. bis zur französischen Revolution. Die neueste, von da an bis zu unserer Zeit. Ueber die Gränzen der alten und mittleren Geschichte ist bereits viel gestritten worden, es hat daher jeder Schriftsteller das Recht, seiner Ansicht zu folgen, ohne daß der anders Denkende deßwegen das Recht hat, ihn zu tadeln; ich glaube also nur bemerken zu müssen, daß ich eine andere Abgränzung der alten und mittleren Geschichte annehme, als der Verfasser.

Die Sonderung der alten Geschichte in vorhistorische Zeit und alte Geschichte kann aber meines Erachtens nicht gebilligt werden. Was der Verfasser von den Juden, Babyloniern und s. w. erzählt ist historisch, also kann der Abschnitt nicht vorhistorisch heißen.

Jeder, der irgend ein wissenschaftliches Buch geschrieben hat, weiß, daß er, trotz wiederholten Lesens, Sätze, Worte,

Digitized by Google

übersehen hat, deren Unrichtigkeit oder Undeutlichkeit ihm in einem anderen Werk aufgefallen wären. Einige wenige solche Stellen finden sich auch im vorliegenden Buche. In der alten Geschichte, in der Darstellung des Heldentodes des Leonidas und der Spartaner an den Thermopylen ist eine Undeutlichkeit. Ein Paar Zeilen mehr würden hingereicht haben zu sagen, Leonidas habe die übrigen Griechen entlassen, sobald er die Unmöglichkeit erfolgreichen Widerstandes eingesehen, und nur 300 Spartaner bei sich behalten, welche den Kampf gegen das Perser-Heer bestanden. Das Urtheil über Alexander (S. 57 u. 58) ist zu hart. Daß Brutus nach der Vertreibung der Könige damit umgegangen sei, Rom's Herrscher zu werden (Seite 66), läßt sich historisch nicht erweisen. Der Verfall des römischen Reichs nach Marc-Aurel bis Diocletian kann nicht ausschließlich einer mangelnden Thronfolgeordnung zugeschrieben werden (S. 93). Uebrigens überrascht es, daß der Verfasser die griechischen Namen so schreibt wie die Lateiner, z. B. Cimon, Demetrius, Poliorcetes u. s. w., da man jetzt gewohnt ist, selbe nach griechischer Weise zu schreiben.

Eben so wenig Bemerkungen sind über die Geschichte des Mittelalters zu machen. Seite 111 sagt der Verfasser: »selbst in Constantinopel zitterte oft der alte Justinian vor Schwärmen der Hunnen (?)«; zu was ist dieses Fragezeichen? Wenn der Verfasser zweifelt, daß es Hunnen waren, würde die allgemeine Benennung Barbaren das Fragezeichen überflüssig gemacht haben. S. 150 ist eine Undeutlichkeit: Der letzte kinderlose Besitzer von Steyermark, Ottokar, übertrug die Regierung von Steyermark noch bei seinen Lebzeiten an Leopold von Oesterreich, so aber, wie die Stelle beim Verfasser lautet, würde die Vermuthung begründet, als ob Leopold die Regierung von Steyermark erst nach Ottokar's Tode angetreten hätte (? d. R.). Seite 156, in der Anmerkung, erklärt der Verfasser die Erzählung von Wilhelm Tell für nicht historisch begründet. Mir scheint dieß ein zu großer Skepticismus, ich halte zwar selbst auf Sagen und Tradition nicht viel, aber die Geschichte Wilhelm Tell's läßt sich meines Erachtens historisch vertheidigen. Das Urtheil über Friedrich IV. (Seite 165) ist zu mild; seit Rudolph dem Habsburger bis auf unsere Zeit, war Oesterreichs traurigste Zeit Friedrichs 53jährige Regierung.

Ueber die neuere Geschichte sind noch weniger Bemerkungen zu machen, als über die Vorhergehenden. Daß Gustav Adolf sich schmeichelte, Eroberungen wie einst Alexander und Cäsar zu bewirken (Seite 205), läßt sich wohl historisch nicht erweisen. Einige ungarische Namen sind in diesem Abschnitte unrichtig geschrieben, z. B. Zrini, Frangipani, Tökely, Ragotzi, es soll heißen: Zrinyi, Frangepan, Tököly, Rákotzi. Auch ist unter Leopold I. in Ungarn im Jahre 1687 nicht das ganze Dekret Andreas II. aufgehoben worden, denn es besteht noch, sondern nur die Klausel des Dekretes, welche unter gewissen Umständen bewaffneten Widerstand gegen den König gestattete.

Diese geringen Bemerkungen, mehr Uebersehen als Irrthümer betreffend, beweisen hinlänglich, daß das Werk selbst gut ist. Ein Werk, in dem nicht mehr und nichts Bedeutenderes zu berichtigen ist, wird dadurch am besten gelobt.

Bei einer zweyten Auflage, die ich dem Werke bald möglichst wünsche, würde es dienlich seyn, wenn der Verfasser zur Erleichterung seiner Leser die Tabellen durch eine der böhmischen Könige, und eine andere der Päpste vermehren wollte. Die Erstere, weil das Werk zunächst für Studierende der österreichischen Monarchie bestimmt ist, die Zweyte, damit der Leser sich in der langen Reihe der Päpste leichter zu Recht finde. Auch würde es sehr zweckmäßig seyn, wenn der Verfasser ein kleines Verzeichniß jener geschichtlichen Werke geben wollte, die er zur Selbstbildung für junge Studierende angemessen hält. Die Andeutungen Seite 15 bis 17 unter der Aufschrift: »Geschichte der Geschichte« sind offenbar nicht hinreichend. Jetzt vermißt der Geschichtsforscher vor allen die Hinweisung auf Johannes Müller's allgemeine Geschichte, das vortrefflichste Werk, was die historische Literatur aufzuweisen hat, und noch durch Jahrhunderte aufzuweisen haben wird.

Mit Recht warnt der Verfasser den jugendlichen Leser vor Herrn v. Rotteck's Geschichte, aber es ist nicht Rotteck's Gesinnung allein, welche zu einer solchen Warnung berechtigt, denn streng genommen kann Herr v. Rotteck den Verfasser und mich und alle, die anders denken als er, auch unrichtiger Ansichten beschuldigen. Das größte Gebrechen in Herrn v. Rotteck's Werk ist die häufig unrichtige Chronologie. Außer offenbarer absichtlicher Lüge, ist dieß der größte Fehler, den ein Geschichtwerk haben kann. Eine Geschichte mit falscher Zeitrechnung ist ein Pallast ohne Fundament; wenn das Haus noch so schön gebauet ist, Niemand wird darin wohnen wollen.

Johann Graf Mailáth.

Samachschari's goldene Halsbänder. Als Neujahrsgeschenk Arabisch und Deutsch von Joseph von Hammer. Wien (Strauß'sche Lettern) 1835. 12. Deutscher Text 54 Seiten, arabischer 27 Blätter.

Mit besonderem Vergnügen machen wir den Kreis unserer Leser auf ein Neujahrsgeschenk aufmerksam, das Hr. Hofrath von Hammer aus seinen großen, im Morgen- und Abendlande gesammelten Kunst- und Geistesschätzen mit der ihm eigenthümlichen freymüthigen Innigkeit allen Freunden des Schönen und Guten dargebracht hat.

Unter allen literarischen Spenden, womit, wie gewöhnlich, das deutsche Publikum auch für das laufende Neujahr beinahe überschwemmt wurde, dürfte keine des lauteren Goldes mehr biethen, als der hier angezeigte Almanah (dieß ist das arabische Wort für Geschenk, nicht, wie man irrig schreibt, Almanach).

Digitized by Google

Samachschari's goldene Halsbänder, eine Sammlung von 99 Sprüchen ethischen Inhalts, sind Eines der schönsten gnomischen Werke der arabischen Literatur. Sprüche, sagen die Araber, sind dem Gemüthe, was der Spiegel den Augen. Ueberall, wo die öffentliche Volksbildung dem Naturzustande innig verwandt blieb, kleidete sich Religion, Moral und Lebensweisheit vorzugsweise in die eindringliche Form bilder- und sinnreicher Spruchweisen. Eine solche Hinneigung zur Spruchform ist bei den semitischen Völkern, namentlich bei Ebräern und Arabern auffallend. In den alttestamentarischen Büchern, wie im Hiob, Koheleth, in den Sprüchen Salomo's und Sirach's, in den Psalmen und Propheten liegt eine unversiegbare Fundgrube goldener Sprüche, die sich im Berachoth, Aboth und in andern Abtheilungen der Mischna und Gemara nachgeklungen finden. Eben so enthält die Sunna, das mündliche Gesetz der Mohammedaner, eine Menge vortrefflicher Weisheitssprüche, die selbst den Koran, das geschriebene Gesetz, an Schärfe der Gedanken und an Würde und Bündigkeit des Ausdrucks überragen. Seit Mohammed nahm die Poesie der Araber eine entschieden gnomische Richtung. Sentenzenreicher Schmuck der Rede mit Gleichnissen, Beziehungen und kühnen Wendungen ward charakteristisches Erforderniß eines schönen Styles. In ältester Zeit schrieb der Araber nur Poesie. Seit Mohammed traten auch Meister in der prosaischen Rede auf, doch stand diese durch Schwung, Bilder, Wortspiele, Paranomasie, Reim und Alliteration der Poesie sehr nahe. Ein Beherrscher der gebundenen und freien Rede war Samachschari (geb. i. J. 1074, gest. i. J. 1144), Einer der größten arabischen Philologen, der, wie wir in der Vorrede belehrt werden, nicht weniger als ein Viertelhundert Werke in den Fächern der Exegese, Ueberlieferung, Grammatik, Rhetorik, Anthologie, Lexikographie, Prosodie, Poesie und Ethik hinterließ. Das berühmteste unter seinen gnomischen Werken sind die goldenen Halsbänder, welche in der arabischen Literatur und Ethik keines geringeren Ansehens genießen, als in der griechischen die goldenen Sprüche des Pythagoras. In Tendenz und Gegenstand sind die goldenen Halsbänder streng ethisch. Ihr Thema ist: »Von Gott allein geht alles Heil aus; nur in Gott soll das Vertrauen ruhen. Geburtsadel, Schönheit und Reichthum sind vergängliche, nichtige Güter; das Reich der Tugend aber dauert ewig.« — Der inneren Form dieser Sprüche ist der Charakter echter altarabischer Poesie eingeprägt. Die Araber waren geborne Dichter. Der Stolz ihrer Stämme bestand im Schwerte, in der Gastfreundschaft und Poesie. Ihre Gesänge waren ein treues Bild volksthümlicher Naturverhältnisse. Des Himmels glühender Sonnenstrahl ließ des Arabers Gehirn zur vollkommenen Reife gedeihen, die Entbehrungen und Gefährden der Wüste stählten sein Herz und befeuerten seinen Muth, der Zauber der südlichen Sternennächte nährte seine Phantasie, aus welcher ein unversiegbarer Quell der kühnsten und ausdruckvollsten Bilder hervorbrach. Diese Bilder sind nicht Schmuck, sondern Wesen der arabischen Poesie. Das Bild wird Sprache des Gedankens, und wirkt, wie die Rede auf das Organ, mit unwiderstehlicher Gewalt auf den inneren Sinn des Zuhörers. Eine solche Beherrschung des Bildes ist durch die tiefste poetische Weltanschauung bedingt. In dieser Beziehung wird man bei Einem der genialsten deutschen Dichter der Gegenwart durch eine ausgesprochene Seelenverwandtschaft mit den alten Sängern des Morgenlandes freudig überrascht. — Auch in Samachschari's goldenen Halsbändern finden sich diese Elemente alter Volks- und Stammpoesie deutlich ausgesprochen. Man erkennt darin den freien Sohn der Wüste, der unwiderstehlich in Liebe und Haß, die Gefahren entnervt und die Schwierigkeiten entwaffnet, dem muthigen Kamehle gleich, das, wenn ihm das eine Nasenloch zugezogen wird, noch mit dem andern Athem holt. Alle großen Bilder altarabischen Lebens und Treibens tauchen allmählig auf: der Zug der Karawanen über den erhitzten Sand, der nächtliche Frieden der Lagerzeite, plötzliche Ueberfälle feindlicher Stämme, ritterliche Zweikämpfe, das Ringen mit den Raubthieren der Wildniß, Erschlagene, auf deren Grab kein Thau fällt, die List und der Ungestüm der Blutrache, die Gastlichkeit des Zeltbewohners, dessen Lenden dürr bleiben, indeß seine Gäste in Fülle schwelgen, poetische Wettkämpfe und Geistesspiele auf den jährlichen Märkten zu Okhad.

Der äußeren Form nach sind diese Sprüche in der sogenannten Koran- oder Anagnostensprache geschrieben. Mohammed war kein Dichter, dennoch buhlte er um den Ruhm der Dichtkunst. Da seine Rede weder Metrik noch Sylbenzahl kannte, suchte er ihr wenigstens den Reitz des Reimes anzueignen. Er bildete sich seine nagelfesten Reime, die bey jeder Gelegenheit herhalten mußten. Die Schriftsteller nach Mohammed ahmten in der Prosa den Koran nach, indem dieses Buch auch hinsichtlich des Styls für unerreichbar gehalten wird. Sie übertrafen aber oft ihren Meister in künstlerischer Behandlung der Sprache. Die arabische Sprache ist an und für sich überredend, innig, würdevoll und im höchsten Grade bildsam. Diese natürlichen Vorzüge wurden durch äußeren Schmuck gesteigert. Die sprachgelehrten Schriftsteller führten die Paranomasie ein, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die sich reimenden Worte einander zunächst gegenüber gestellt werden. Endreime, Assonanzen, Alliterationen, Wortspiele und überraschende Wendungen schmeichelten dem Ohre des Lesers und fesselten dessen Aufmerksamkeit. Mit blendendstem Glanze strahlt dieser Federschmuck in Hariri's Makamen, die in unserm vortrefflichen Rückert ihren glücklichen Nachbildner gefunden. Auch Samachschari's Halsbänder konnten dieses Reizes nicht entbehren, der auch in die deutsche Uebersetzung gewandt und sorgsam eingewebt ist. Ohne aber die Gediegenheit

Digitized by Google

der vorliegenden Verdeutschung näher zu beleuchten, wofür schon der Name des größten Kenners orientalischer Literatur und Kunst hinlänglich bürgt, erlauben wir uns einige Stellen aus den Sprüchen anzuführen, die für den Geist des Originals zeugen mögen.

»Des Vaters Ruhm ist für dich kein rühmliches Eigenthum, wenn du vorübergehst ruhmlos und stumm; der Unterschied zwischen dem Adel deines Vaters und dem eigenen ist wie der Unterschied zwischen der Nahrung von gestern und heute. Die gestrige Nahrung wird dich heute nicht nähren, und für Morgen keine Stärke gewähren (34. Spr.).«

»Besser ist's, daß du in einem Zweige der Wissenschaft unwissend bist, als daß du über dem Wissen das Handeln vergißt (56. Spr.).«

»Die Wissenschaft ist für den Wissenden, was das Richtscheit für den Bauenden, und das Handeln ist für den Handelnden, was der Brunnen dem Kamehle, dem nach Wasser Schauenden. Wer das Richtscheit nicht anlegt, wird seine Gebäude nicht gleich ausführen, und wer keinen Strick hat zum Wasserschöpfen, wird seinen brennenden Durst nicht löschen; wer da will seyn vollkommen, dem kann nur Wissen und Handeln zugleich frommen (77. Spr.).«

»Männer sind abgehärtet und gekreuziget worden in Gottes Horden, aus ihren Worten sind aller Orten bewaffnete Banden erstanden, und aus der Scheide ihres Handelns und Wandelns fährt ein scharfes Schwert. Sie sind es, welche den Fürsten die Flügel niederdrücken, so daß sie im ohnmächtigen Treiben die letzten bleiben; sie sind es, welche die Klauen und Krallen beschneiden, und den Sohlen und Hufen das Schlagen verleiden (79. Spr.).«

Die Ausstattung dieses Neujahrsgeschenkes ist höchst geschmackvoll und elegant. Der Umschlag von geglättetem Papier ist mit den zwei in einander gefügten Halsbändern der beiden morgenländischen Orden, nämlich des osmanischen Ehrenzeichens des Ruhms und des persischen Löwen- und Sonnenordens, geschmückt, in deren Mitte sich der arabische Titel: »Atwak el-seheb el-Samachschari; Samachschari's goldene Halsbänder,« in sinnreich verschlungenen, zierlich geschnittenen Lettern mit blauer goldgesprengelter Tinte dem Auge höchst gefällig darbiethet. Wird nun das Buch nach orientalischer Art aufgeschlagen, so gewahrt man, als Titelblatt des arabischen Theiles, eine sehr schöne, geschmackvoll verzierte Arabeske, deren Mittelschilde die eben angeführte Benennung des Buches mit auseinander gezogener Kalligraphie eingeschrieben ist. Die erste Seite des Textes enthält in einem zierlichen Arabeskenfriese die im Anfange fast aller orientalischen Handschriften vorkommende Formel: »Im Namen Gottes, des Allmilden, des Allerbarmenden;« woran sich unmittelbar die Anrufung und Lobpreisung Gottes und seines Propheten reiht. Die einzelnen Sprüche sind mit arabischen Ziffern bezeichnet und die einzelnen Schlagreime und Abschnitte mit Sternchen bemerkt. Der arabische Text ist mit Neskaalik, einer Verschmelzung des Neschi, der gewöhnlichen steiferen Druckschrift, und des Taalik, der äußerst zarten Handschrift in persischen Manuscripten, gedruckt. Dieses Druckalphabet, das nach Hrn. v. Hammer's eigener Angabe geschnitten wurde, und fortwährend mit neuen Lettern und Verbindungszügen vermehrt wird, ist unstreitig das schönste, der Handschrift am Nächsten kommende; es ist schöner als alle französischen und englischen Abudschede, und selbst als jene in Kalkutta. So hat sich denn Hr. v. Hammer durch die Schöpfung dieses Druckes, mit welchem er schon mehrere Werke zu Tage gefördert, auch um die orientalische Typographie ein fortdauerndes Verdienst erworben.

Das Titelblatt des deutschen Druckes ist mit dem schönen, einem Talismane nachgeformten Siegel geschmückt, das wir schon bei der höchst erfreulichen Ausgabe des vortrefflichen: Gül u bülbül, bemerkt haben, und dessen Uebersetzung sich auf der Kehrseite des Titelblattes befindet. Zunächst folgt ein zwölfzeiliges Ghasel, womit der allgemein verehrte und geliebte große Orientalist diese Neujahrsgabe allen Freunden und Kennern des Orients zueignet. Auch der deutsche Druck ist rein und deutlich. — Hr. v. Hammer hat die Herausgabe dieses interessanten Werkes auf eigene Kosten unternommen, um für selbes einen möglichst billigen Preis (1 fl. C. M.) zu erzielen, und somit durch Erleichterung des Ankaufes das Studium der arabischen Sprache und Literatur zu befördern.

Wir können zur weiteren Anpreisung dieses Buches nur noch die Versicherung beifügen, daß es den Kennern der arabischen Sprache und Literatur einen erfreulichen Zuwachs, dem Lernenden ein nützliches Hülfsbuch, und überhaupt jedem Freunde der Literatur eine interessante Leetüre biethet. Jeder wird daher dankbar anerkennen, daß der hochgefeierte Orientalist auch bei diesem Werke auf das Erfolgreichste bemüht war, die Kenntniß des Schönen und Guten im Morgenlande unserer Zone näher zu rücken, welches philanthropische Streben aus allen seinen Unternehmungen hervorleuchtet.

Ch. W. Huber.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

9. Sonnabend, den 31. Jänner 1835.

Die poetischen Elemente der Gegenwart.

Von R. Braun von Braunthal.

I. Natur und Kunst.

Es war eine gute Zeit da man nur vier Elemente kannte: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Sie ist nicht mehr. Von diesen vier Grundstoffen hat sich allein das Feuer als solcher behauptet, sich dagegen aber die Gesellschaft von einem halben Hundert anderer gefallen lassen müssen. Wie in der Natur, ist es in der Kunst. Wohin sind sie gekommen alle die schönen Begriffe vom Schönen, von Aristoteles bis auf Battenx? Sie sind nicht mehr. Und doch besteht die Kunst? Recht ehrenhaft! Man hat ihre vermeinten Elemente zersetzt; Wasser, Luft und Erde in ihre einfachen Stoffe aufgelöst und nur dem Feuer noch sein angestammtes Recht, sein Urrecht gelassen, diesem aber viele andere neue Elemente beigesellt, wie in der Natur. Merkwürdige Parallele!

II. Rationale Kunst.

Die Aesthetiker nennen unsere Kunst-Epoche (und wer wollte diese längnen?) die rationale, d. i. die selbstbewußte, die der Besonnenheit. Wir wissen, sagen sie, was wir können. Gut. Was nun wissen wir? Dieß will ich eben erörtern. — Wir leben gegenwärtig ein Leben, das nichts schwerer verdauen kann als die Mystik des Herzens, Anmaßung des Gefühles und Empfindelei. Der Geist, lange exilirt, ist zurückberufen in sein Reich und in seine ewig unveräußerlichen Rechte wieder eingesetzt. Das Wesen des Geistes aber ist kein autokratisches, sein Handel kein Monopol, sein Wandel nicht unzugängig; er ist für Alle. Darum schwinden die Kunst-Autoritäten von Tag zu Tag mehr ein, weil die Richtung der Gegenwart nach dem Geiste geht, und die encyklopädische Bildung der Gesammtheit die Gemüths-Arroganz des Einzelnen verwirft. Es gibt im Wissen und Können keine Prärogative mehr und die Akademien haben Millionen Candidaten. Was sonst Einer wußte, wissen jetzt Tausende, was sonst Einer mit Glück trieb, schaffen nun Hunderte mit Furore. Die Wissenschaft der Sterne selbst ist populär geworden, und der einfachste Sinn kann jetzt einem Cuvier folgen. So auch in der Kunst. Es macht in unsern Tagen Jeder seinen Vers; jedes Fräulein von Education mahlt ein (wenn nicht treffliches) doch getroffenes Porträt; jede Familie hat ihren Folio- oder Sedez-Virtuosen, und Novellen improvisirt man bei Kaffee und Thee ganz allerliebst. Ist dieß nicht so? Ist es nicht lächerlich? Nein, sondern sehr ernsthaft, sehr interessant, sehr wichtig. Die ästhetischen Gesetzgeber haben es nun freilich nicht so ganz leicht; sie können nun nicht mehr jedes künstlerische Plagiat mit kritischer Todesstrafe belegen, weil Niemand weiß, wem das Original zugehört; sie müssen sich herbeilassen, ihre Weisheit zum Gemeingute zu machen, wenn nicht das Gemeine gut werden soll. Ich möchte ihnen zurufen: „Kunstforscher! werdet wie die Naturforscher, die sich zusammenfinden, um sich auseinander zu finden, nämlich zurecht; reichet euch die Hände und zieht in euren Kreis die ganze Menschheit zu harmonischer Bewegung; haltet gleichen Schritt mit der Masse, wenn ihr nicht aus dem Takte fallen wollt und zurückbleiben; vor Allem aber, machet die Neugierigen zu Wißbegierigen, die Sprechenden zu Hörenden, jedoch nur auf jene freundliche Weise der alten Philosophen, die in Hainen und Gärten en passant unterrichteten, und die freie, lachende Natur zum Kunst- und Hörsaale umschufen. Mit anderen Mitteln reicht ihr heute nicht mehr aus; die Menschen sind schon zu wissensalt, um die Sprache der Kunst nach Regeln zu erlernen: sie wollen sie sprechend lernen im Lande der Kunst selbst!“

III. Die alten Elemente.

Was machte sonst den Dichter? Ohne Zweifel sein Naturell. Ohne Anlage kann man nichts werden, nicht ein-

Digitized by Google

mahl glücklich; zum Glücke braucht man viel Talent, etwas mehr aber zur Poesie. Poiein heißt machen, schaffen, hervorbringen, erfinden; ein Poet ist also, der vor Allem etwas schafft, erfindet. Altes braucht man nicht zu erfinden, denn dieß ist vorhanden, reichlich; somit verstände es sich von selbst, daß der Dichter Neues bringen müsse, um einer zu seyn. Wie nun war dieß sonst, wie ist es jetzt? Je weiter wir in die Vorzeit zurückgehen, desto mehr Neues werden wir entdecken, das die nächste Vergangenheit und die Jetztzeit gebracht haben; desto mehr auch werden wir die Elasticität des menschlichen Geistes zu bewundern haben, der, nach dem gegebenen Alten nicht müde wird, Neues zu geben, oder sich mindestens auf überraschende Weise zu reproduciren, zu regeneriren. Der Frühling kehrt nicht allein jährlich wieder, auch der Menschengeist wirft gerne seine alte Schale ab und — setzt eine neue an. Neu zu seyn wäre hiernach das erste Merkmal der poetischen Kraft, die sich in der Form offenbaren will; dieß war denn auch zu allen Zeiten anerkannt. Indessen, unsere Vorfahren nahmen es nicht so genau mit dem Neuen; ihnen war bald etwas neu, da sie auf's Hergebrachte so versessen waren. Daher ihre Verehrung für die zeitweisen guten Köpfe, jedenfalls ihr Erstaunen oder ihr respektiver Haß. Es währte lange so. Man kannte vier Himmelsgegenden: der Wind wehte aus Ost, West, Nord und Süd; abgemacht; von einer Windrose wußte man nichts, noch weniger vom Compasse, mit dem man sich in die hohe See der Fantasie wagen konnte, das Weltmeer befahren durfte, ohne etwas zu befahren: man fuhr an den Gestaden hin und wetzte an den Küsten den Schnabel, der Schiffe nämlich. Die Kunst-Elemente jener Zeit waren an den Fingern (einer Hand) zu zählen, und es blieb noch einer übrig, wie bei jenen der Natur: Erde (im engsten Sinne) als Stoff, Luft (fromme, blaue Himmelsluft) als Hintergrund, etwas Feuer und viel Wasser.

IV. Neue Elemente.

Das Lebensgebäude unserer nächsten Vorfahren ging in die Tiefe und strebte in die Höhe, wir bauen in die Weite. Ihr Leben war ein Kampf mit Bedürfnissen, wir streiten mit dem Luxus; jene machen schüchtern, dieser erfinderisch; jene erzeugen Sorgen, dieser Ideen. Es ist Alles anders geworden; jeder Tag ist jetzt eine neue Zeit, keine Stunde können wir mehr recht festhalten: der Menschengeist überstürzt sich fast. Goethe war die letzte Notabilität Deutschlands; keiner seiner Zeitgenossen wird seinen Kunstrichterstuhl besteigen, ja man war nahe daran, den Dichterfürsten zu ersuchen, daß er sich von selbem herablasse, wäre dieser nicht ohne dieß bereits für den Greis zum Sorgenstuhle geworden. Statt dieses Großvatersessels haben wir gegenwärtig lange Bänke, auf denen Alle Platz haben und finden. Der größte Geist unterhält sich heute ganz respektvoll mit dem kleinsten Geiste, denn dieser kann über Nacht ein neues Element erfinden. Scherz beiseite, Erfindung ist jetzt Alles; es mag Einer in hergebrachten Formen das Schönste schaffen, und — er hat nichts geleistet; er muß erfinden. Die Erfindung ist das Princip der neuesten Kunst, der rationalen. Hiermit ist gesagt, daß die Elemente derselben so anwachsen mußten, wie es in der That der Fall, daß sie kaum mehr zu übersehen sind. Fächern und Classificiren hilft nun nichts mehr, denn über Nacht dürfte die Erde die ganze Kunst der Gegenwart verschlingen, wir hätten morgen eine neue. Leider kann ich dieses wichtige Kapitel nicht ganz ausarbeiten, es gäbe Stoff für ein Buch; ich will mich nur darauf beschränken, einige der merkwürdigsten Elemente der neuesten Poesie anzuführen, als Fingerzeig für weitere Forschung in diesem interessanten Gebiethe. (Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Briefe über Goethe's Faust, von M. Enk. Wien bey Fr. Beck. 1834. 80 S. 8.
2. Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles dieser Tragödie, von Dr. F. Deycks. Koblenz bey K. Bädecker. 1834. 148 S. 8.

»Jetzt, da Jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
»Ungeduldig durchblättern, und selbst die Feder ergreifend.
»Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
»Soll auch ich . . . .
»Schreibend die Menge vermehren, und meine Meinung verkünden,
»Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
»So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.

Goethe. I.

Indem ich es unternehme, über zwei, eben so bedeutend als von einander abweichende Schriften, von meinem Standpunkte aus mich auszusprechen, bekenne ich, mich in einer sonderbaren Lage zu empfinden. Der Verfasser von Nr. 1, ein denkender, gemüthlicher, wohlgeübter Schriftsteller, der auf jedem Blatte des rein und reif concipirten, gewandt und fol-

Digitized by Google

gerichtig durchgeführten Ganzen, beweist, wie sehr es ihm Ernst, und um das Letzte, Höchste zu thun sey, wie tiefe, strenge Blicke er in Stunden der Ruhe wie der Prüfung in sein eigenes Innere gethan habe, — der uns durch alles das unwiderstehlich für sich gewinnt, und dessen Schrift von beiden in Bezug auf Form und Behandlung unläugbar den Vorzug verdient, — dieser Schriftsteller befindet sich in Rücksicht auf das Werk, das er bespricht, auf einem Standpunkte, der dem, welchen ich einzunehmen mich genöthigt sehe, gerade entgegengesetzt ist. Der Verfasser von Nr. 2, weniger auf die Verkettung des Ganzen eingehend, als, dem bescheidenen Titel »Andeutungen« gemäß, von Scene zu Scene wie auf dem Spaziergange vorüberwandelnd, wobei er denn Manches liegen läßt, Manches wieder mit einer Aufmerksamkeit und mit einer Armatur, die aus allen Winkeln der Rüstkammer menschlichen Wissens herbeigeholt ist, zu durchdringen strebt, — durchgehends mehr auf's Einzelne gerichtet, — dieser Commentator stimmt mit dem, was ich über das zu Grunde gelegte Werk bekenne, dergestalt überein, daß ich Manches fast wörtlich so wiederfinde, wie ich es in einem kleinen Aufsatze (Schreiben an einen Freund über den zweiten Theil von Goethe's Faust, Wiener Zeitschrift für Kunst u. s. w. December 1834) auszudrücken bemüht war, der dem Verfasser gewiß so wenig, wie mir sein Büchlein vor diesem Augenblicke zu Gesichte gekommen ist. Eine solche Uebereinstimmung bleibt angenehm, auch da, wo eine auf Klarheit beruhende Ueberzeugung sie zu erwarten berechtigte. Doch werden sich im Verlaufe einige Differenzen finden, die wohl, sobald zwei Menschen sich über Gegenstände der inneren Welt ausdrücken, niemals fehlen werden. Und vielleicht ist das der eigentliche Zweck und die fruchtbarste Eigenschaft jener Art Werke, zu welcher ich den zweiten Theil des Faust zähle, daß sie solche Stimmen des Innern wecken und ertönen machen; wenn sie nun auch da und dort dissoniren: sie werden ins Ganze aufgenommen, und die Harmonie wird irgend einmal zum Vorschein kommen. Anders freilich ist's bei reinen Werken der Kunst, auch dichterischen, die jeden Gebildeten entzücken, bei denen der Mangel an Wohlgefallen daran nicht aus verschiedener Meinung oder Maxime, sondern aus Mangel an Bildung herrührt. Daß nämlich der zweite Theil Faust's nicht in dieß Gebieth gehöre, das ist es eben, wovon wir, ehe wir ein Wort über ihn verlieren, ausgehen müssen; und was gewiß praktisch schon dadurch völlig bestätigt wird, daß zwei so ausgezeichnete Denker, wie die Verf. beider vorliegenden Schriften so ganz verschieden, ja entgegengesetzt darüber urtheilen. Bei einem reinen poetischen Kunstwerke, wie z. B. der Agamemnon des Aeschylos, Goethe's Iphigenia, wird dieser Fall nie eintreten. Denn das Wissen entzweit, die Kunst aber versöhnt. Von dieser Basis also muß auch ich, wenn ich meine jetzige Aufgabe lösen will, wieder beginnen, und darf dabei dasjenige, was ich in oben erwähntem Aufsatze nur aphoristisch hingeworfen, wohl dem Urtheile des Aufmerksamen näher bringen, wobei ich das meine an den beiden Werken vergleichend prüfen, und so die Formel für uns alle Drei aussprechen kann. Denn von Lob und Tadel ist hier die Rede nicht, sondern von Meinungen; — und jede dieser Schriften für sich genetisch zu entwickeln und zu verfolgen, würde den Raum eines eigenen Buches erfordern, und am Ende überflüssig seyn, denn die Schriften liegen Jedem vor.

Zuvörderst also bleiben wir gleich bei jener Eintheilung stehen, unter welcher ich oben die Werke der Dichtkunst zu begreifen gesucht habe: denn hier wird entschieden, ob und wie der zweite Theil des Faust überhaupt zu besprechen sei? »Die »eigentlichen Werke der Kunst,« so beiläufig drückte ich mein Bekenntniß in erwähntem Aufsatze aus, »sind symbolisch; ihre »Gebilde lebendig, individuell, organisch, keine Abstraktionen, »sondern allenfalls Typen; bloß sich selbst, aber durch sich Al»les bedeutend; in dem Sinne, in welchem die Natur Symbol »des Schöpfers ist. Ueber diese Werke ist kaum zu reden. Sie »sprechen sich selbst aus. Eine andere Art bilden die allegori»schen Werke der Dichter. Hier ist alles Absicht oder dient ihr. »Die Gestalt muß der Bedeutung weichen. Wir sind auf dem »Gebiethe der Ansichten. Der Kampf der Meinungen erhebt »sich. Hierher gehört der zweite Theil des Faust.« Hier finde ich mich nun sogleich bei dem Verfasser von Nr. 2 zu Hause. Denn ich lese S. 66: »Von der Bedeutsamkeit einzelner Gestalten bis »zur wirklichen Allegorie . . . . . . ist nur ein Schritt. Das »Vorwalten der Allegorie entdecken wir besonders in Goethe's »späteren Werken . . . . . . Das Schöne des klassischen Al»terthums ist auch Sinnbild der Natur; aber ohne Reflexion. »Daher ist die Romantik in höherem Grade allegorisch, die »Antike symbolisch.« Wir treffen hier selbst im Ausdrucke zusammen. Nur scheint der Verfasser seiner eigenen Ansicht nicht ganz treu zu bleiben, wenn er am Schlusse die bildlichen Darstellungen der, nach ihren verschiedenen Charakteren und Lebensläufen auf verschiedene Weise Büßenden und Geläuterten, allzu historisch und persönlich auffaßt. Denn, wenn auch der Dichter eine geschichtliche Grundlage anzudeuten für gut fand, so mag es dabei sein Bewenden haben; um historische Nachweisung ist es hier gewiß nicht zu thun. Und wenn wir das recht bedenken, so fällt zugleich der Vorwurf weg, den der Verfasser in Bezug auf das Dogma dem Dichter zu machen nicht ungeneigt scheint. Was nun diesen allgemeinen Gesichtspunkt betrifft, so finden wir hierin auch den Verfasser von Nr. 1 mit uns im Einverständniß; denn seine ganze Schrift geht vom ethischen Standpunkte aus. Er begreift also den Urtext auch als allegorisch. Das Wie scheint also abgethan; es erübriget das Was. Und hier scheiden sich unsere Wege. Die Entscheidung aber wird uns nicht gleichgültig dünken, — wenn wir uns erinnern, daß wir in dem wundersamen Büchlein, wie es Hr. D. anerkennt:

Digitized by Google

»das Werk des Goethe'schen Lebens vor uns haben, das gleich-»sam sein Vermächtniß bildet (S. 30).« Hier frägt es sich nun: Ruft uns der Verklärte von drüben zu, wie ich es aussprach und empfinde, wie es Hr. D. mit mir gefühlt, wenn gleich nicht als Hauptwort hingestellt: Liebt, strebt und wirkt, ohne zu ermüden, nach euren Gaben: und euch wird Gnade werden! — oder ist es an dem, wie der Verfasser von Nr. 1 ausspricht: daß nichts im zweiten Theile des Faust's »als Grund-»idee nachweisbar wäre? nichts, als die reine Willkühr, die »das Geschaffene in ein Nichts auflöst? (S. 66.) ——« Wenn es so wäre, es wäre, bey den Göttern! gar zu schlimm. Um uns hierüber zu trösten, scheint es denn doch unerläßlich, so wenig wir auszuschweifen gedenken, ein Bischen näher auf die Betrachtungsweise Herrn Enk's einzugehen.

In dem ersten seiner sechs Briefe entwickelt der Verfasser wahrhaft philosophisch und in einer anmuthigen Folge der würdigsten Betrachtungen die schmerzlichen Zustände, die den strebenden Menschen auf der Dornenbahn des Lebens erwarten; die Täuschungen der Fantasie, des Herzens, des Kopfes, wie der Begierde; und die Entzweiung im Innern des Ringenden, die endlich eintritt; und die er als den Quell anzeigt, von dem die ganze Geschichte Faust's ausströmt; worin wir ihm völlig beistimmen.

Aber schon im zweiten Briefe sehen wir mit Mißbehagen den geistreichen Verfasser diese vortrefflichen Erörterungen wie vergessen, und den Charakter Faust's, der alle jene Richtungen in sich faßt, der, wie Hr. D. ganz richtig sagt, »den for-»schenden, sinnenden, träumenden, dichtenden Deutschen vom »besten Schlage, mit Einem Worte — Goethe'n selbst in sei-»ner frühern, auch wohl spätern Epoche darstellt (S. 13),« ganz willkührlich nur von wenigen und den schlimmsten Seiten auffassen, als »hochmüthig und genußgierig (S. 27),« und ihm »jedes Ziel eines kräftigen Strebens (S. 28),« ja bald darauf (S. 29), im dritten Briefe, jedes Streben überhaupt absprechen. Und hiemit wäre im Voraus dem zweiten Theile der Dichtung jeder Gehalt benommen: denn auf dem Streben allein beruhet dieser. In rastloser Thätigkeit sehen wir Faust vom Anbeginn bis zu seinem Gerichte unter Schmerz und Lust beharren. Freilich können wir ihm nicht überall Beifall spenden, denn

»es irrt der Mensch, so lang er strebt;«

aber unsere Theilnahme, denn auch wir sind Irrende und Strebende, können wir ihm nicht versagen. Wir fühlen's im Tiefsten:

»Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
»Ist sich des rechten Weges wohl bewußt;«

und das stille aber dringende Bedürfniß unserer Herzen läßt uns von der ewigen Gnade Barmherzigkeit für den Durchgeprüften hoffen; die uns denn auch am Schlusse durch die Worte der Engel verheißen wird:

»Wer immer strebend sich bemüht,
»Den können wir erlösen.«

Wir hören diesen Chor mit der innigsten Befriedigung, glauben in ihm das Lösungswort des Ganzen zu haben, und sind weit entfernt, den Dichter oder sein Geschöpf strenger zu richten, als es das Maß der begränzten Menschheit gestattet. Wir denken vielmehr an uns selbst, und danken dem Dichter, der uns so freundlich zu beruhigen weiß. Jeder Wissende mag hiernach beurtheilen, ob der Verewigte (wie Fr. Wähner wähnt, und Hr. E. S. 30 zu bestätigen scheint) »der nöthigen Bekanntschaft mit den Labyrinthen metaphysischer, sittlicher und religiöser Nachforschungen ermangelt habe;« der große Mann hat wohl in Tiefen geschaut, vor deren bloßer Ahnung Hunderte erstarren würden; er hat in der heiligen Einsamkeit seines Busens Dinge abgethan, die man, wie die Eumeniden bei den Alten, nicht beim Namen rufen darf; und wir dürfen ja am Ende auch nur sagen:

» — er ist ein Mensch gewesen,
»Und das heißt ein Kämpfer seyn.«

Hier mögen wir wohl auch einschalten, daß wir Stellen, wie die S. 72, wo es heißt: »daß von allen Heroen der deutschen »Literatur kein Andrer dem Geist seiner Zeit . . . . . . so we-»nig verwandt sey, als Goethe, dem die höchsten Interessen »derselben . . . . . . bis auf einen gewissen Grad immer fremd »geblieben sind;« nicht wieder zu hören wünschten. Darüber sollten wir nun wohl hinaus seyn; und ein geist- und gemüthvoller Kritiker sich nicht einer Brille bedienen, welche die Augen unberufener Sprecher bisher getrübt hat. Hiervon genug. Und wir begleiten Herrn E. zu seinem vierten Briefe; worin er, dem Vorangeschickten freilich entsprechend, darzuthun sucht, daß der erste Faust ewig Fragment hätte bleiben müssen, »weil »das Leben selbst nur ein Bruchstück sey (S. 52).« Gut und wahr! allein wir müssen gedenken, daß das Leben des Einzelnen eben nur dadurch aufhöre, Fragment zu bleiben, daß es von einer ewigen Macht und Weisheit, deren Wege wir nicht durchdringen, in eine höhere Sphäre aufgenommen wird; was darzustellen gerade die Aufgabe des Abschlusses des zweiten Theiles, und somit des Ganzen, gewesen ist. Freilich wird dieser Abschluß unbegreiflich, wenn man, wie Herr E. (S. 55) im fünften Briefe, die vier ersten Akte des zweiten Theils ganz überspringt, die das weitere Irren, Streben und Genießen Faust's darstellen; und so den Anfang ohne Vermittlung, willkührlich an's Ende knüpft.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

10. Mittwoch, den 4. Februar 1835.

Ein Brief von Goethe.

Die Mittheilung des nachstehenden Schreibens des großen Dichters, welches niemals gedruckt worden, dürfte keinem Leser dieser Zeitschrift unwillkommen seyn. Es enthält Betrachtungen über deutsche Geistesbestrebungen und Literatur in Beziehung auf Verständigung und Vereinung, welche eben so sehr durch die Sache selbst, und die, seines Genius so ganz würdige, wohlwollende zugleich und ernste, heitere und tiefe Behandlungsweise, als durch die Zeitepoche, da der Brief geschrieben wurde, von vorzüglichem Interesse sind. Es war der Zeitpunkt, als der mächtige Umschwung in der national-politischen Lage Deutschlands die Aelteren überraschte und die Jüngeren fortriß, und theils erhebend begeisterte, theils auch schwindeln machte, und Keime der Zerstörung mit aussäete. Gern wird man lesen, was mitten in diesem Augenblicke von Hoffnung und Ver[illegible]gung jener Meister in solcher leichten, unbefangenen Form gegen einen jungen Mann aussprach, und was zu mancher fruchtbaren Vergleichung im Hinblick auf ältere, so wie auf neuere Erscheinungen den Anlaß gibt. — Das Schreiben war die Beantwortung eines von Frankfurt aus auf die freundliche Aufforderung des Sohnes des großen Mannes, und mit Beziehung auf früher bey diesem erfahrene gütevolle Aufnahme geschriebenen Briefes. Die im Eingang erwähnte Druckschrift war im J. 1813 zu Wien (Rehm'sche Buchhandlung) erschienen, unter dem Titel: »Unser Volk; ein Blick in Vergangenheit und Zukunft.« D. Eins.

Weimar den 14. Februar 1814.

„Unter die schönen Früchte, welche mir die Reise meines Sohnes gebracht, habe ich vorzüglich Ihren lieben und zutraulichen Brief zu rechnen, für welchen hiermit zu danken nicht ermangle. Da ein Jeder mit oder wider Willen beschäftigt ist, sich den großen Ereignissen des Tages, wenigstens in Gedanken, gleich zu stellen, so machte es mir viel Freude zu sehen, wie jüngere Männer sich dieser hoffnungsreichen Periode zubilden. Sowohl durch Ihren werthen Brief, als durch eine kleine Druckschrift, wird es mir möglich, mich an Ihre Seite zu versetzen; ich glaube daraus Ihre Lage und Ihre Denkart erkannt zu haben; zu beyden wünsche ich Glück. Lassen Sie mich etwas von meinen Betrachtungen hinzusetzen."

„Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Ueber einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bei uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt, zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich an einem Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie noch wie vor, sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden."

„Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Uebermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Aelteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt, und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche

Digitized by Google

Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht den Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; Jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Fakultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird Jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen."

„Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreiten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflikt immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Partien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln."

„Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Kultur, in so fern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Ueberlieferung zu danken. Genauer als sonst werde ich die Tagesschriften, sie mögen sich hervorbringend oder beurtheilend beweisen, lesen und betrachten, und es sollte mir sehr angenehm seyn, wenn diese Barometer des Zeitgeistes eine bessere Witterung andeuten, als ich mir erwarte."

„Leben Sie recht wohl, und wachsen einer glücklichen Zeit und einer vollendeten Bildung entgegen, wie sie der jüngere Deutsche jetzt mehr als jemals hoffen kann. (Eigenhändig:) Keinen höheren Wunsch wüßte hinzuzufügen

Goethe.

---

1. Briefe über Goethe's Faust, von M. Enk. Wien bey Fr. Beck. 1834. 80 S. 8.
2. Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles dieser Tragödie, von Dr. F. Deycks. Koblenz, bey K. Bädecker. 1834. 148 S. 8.

(Schluß.)

Hier zeigen sich nun die falschen Früchte jenes oben gelegten Samens des Irrthums. Wie? Mephistopheles (S. 64) hätte seine Aufgabe gelöst? Diesen »Geist von seinem Urquell abgezogen?« wann und wo hätte sich Faust »auf das Faulbett gelegt?« wann ist er im Genusse eingeschläfert worden? Das Vorgefühl der Früchte eines wohlthätigen Wirkens, das Höchste, was der Mensch auf diesem Planeten edel zu genießen berufen und befähigt ist, betrügt den höllischen Geist, der das nicht faßt, mit dem Scheine der Erschlaffung; und der Mann, der in diesem Wirken und Bauen sein irdisches Ende erreicht, sollte der vor dem Ewigen nicht Gnade finden? —

Ich glaube genug gesagt zu haben, und darf auf das Formelle im Gedichte übergehen, wo ich mitunter mehr Anlaß finden kann, mit Hrn. E. übereinzudenken, als bisher. Gewiß ist's, daß der Verf. von Nr. 2 den poetischen Werth des zweiten Theils von Faust, als Ganzes, etwas zu hoch anschlägt; obwohl er zugleich sehr richtig die Gründe angibt, warum dieser Werth nicht so groß seyn könne. Wie kann man erwarten, daß ein Gebilde völlige Einheit der Form, der Stimmung, jene Harmonie der Theile und sanft geschwungenen Uebergänge an sich tragen soll, die echten Kunstgebilden zukommen, — welches im Jahre 1770 concipirt, im Jahre 1831 vollendet ward, und das bei einem Dichter, wie dieser, dessen Inneres, wie vielleicht das keines Andern, in einem perpetuirlichen Fortbildungs-Umschwunge begriffen war? Daher die Forderung so Mancher, die den Faust so fortgeführt wollten, wie er anfing; weil sie seitdem auf derselben Stufe des Lebens verharrten, während der Dichter ganz andere Regionen, die Jene nicht ahnen, durchklomm; daher aber auch die auffallende Verschiedenheit in der Ausarbeitung der einzelnen Partien, von denen manche, wie z. B. die Helena, die höchste Stufe, auf welcher der Dichter je stand, bezeichnen, was durch Hrn. D. (S. 75) aus einem Briefe Goethe's an Schiller, vom J. 1800, wo dieser Arbeit erwähnt wird, begreiflich erscheint; andere wieder, z. B. die Scenen des vierten Aktes, wenigstens theilweise, die Spuren eines vorgerückten Alters unläugbar an sich tragen. Doch aber möchten wir nicht mit dem Verfasser von Nr. 1 sagen, »daß wir, auch mit der aufrichtigsten Verehrung für den Dichter, die klassische Walpurgisnacht nicht zu Ende bringen können, ohne zu sagen:

»Mir widersteht das tolle Zauberwesen!«

(S. 68) oder, daß es Mühe koste, das Ganze dreimal zu lesen (S. 69); wenn es so wäre, — woher »die aufrichtigste

Verehrung für den Dichter?« — Auch können wir keinem der beiden Erklärer beistimmen, wenn sie (Nr. 1 S. 62; Nr. 2 S. 111) wünschen, die Scene zwischen Mephistopheles und den Engeln möchte ganz oder theilweise unterdrückt worden seyn. Warum soll der alte nichtswürdige Schelm plötzlich aus seiner Rolle fallen? Und das Gemeine ist, wie ihn Goethe gebraucht hat, seine Rolle; es ist das Negative in Allem, wie Mrs. Jameson (Frauenbilder rc. u. s. w.) so gründlich bemerkt; anders mögen sich Lessing's, Klinger's, Müller's u. a. Dämonen benehmen; dieser aber ist nun einmal »der Schalk« und der schmutzige »Herr der Ratten, Mäuse, Fliegen, Wanzen, Läuse!« —

Daß uns aber durch den zweiten Theil des Faust jener Zauberhauch von ahnungsvollem Jugendleben nicht anweht und umwittert, der den ersten durchzieht; nicht wie in diesem die Gestalten des dahintaumelnden Lebens, wie im Fluge magisch festgebannt, und ihre Seelen wahrhaft verkörpert erscheinen, — der Moment, die Epoche, die Stimmung, nicht mit jener, zum zweitenmale nicht mehr erreichbaren Unmittelbarkeit, die den Kern unsers Lebens trifft, ausgesprochen, das sey dem Verfasser von Nr. 1 willig zugegeben. Und wir dürfen mit diesem Zugeständniß einstweilen von dem trefflichen Verfasser der Melpomene Abschied nehmen; um von Nr. 2 noch einiges Nähere beizubringen.

So wie Hr. E. überall als Selbstdenker und Erfahrener erscheint, dem es vorzüglich um Beruhigung und Abschließung in sich selbst zu thun ist, so gibt sich Hr. D. alsbald als Verehrer Goethe's zu erkennen, der es nicht scheut, eine unerquickliche Menge halbvergessener Folianten zu durchwühlen, und die Waffen einer allerdings respektabeln Gelehrsamkeit anzuwenden, um die eigentliche Festung des verehrten Mannes zu erobern. Und wenn er in dieser Taktik auch unläugbar glücklich ist, indem er, wie es uns scheint, überall die Pforten des Gedichtes aufgeschlossen, so möchten wir doch hinzufügen, daß es solcher Rüstungen kaum bedurft hätte; da ein offener Sinn, ein empfängliches Gemüth, ein Geist, der durch Erfahrung selbst zu Resultaten gelangt ist, und eine genetische Kenntniß Goethe's völlig ausreicht, um in diesem testamentarischen Werke des Unsterblichen nichts Wesentliches unergründlich oder räthselhaft zu finden. Wie denn auch unsern Verfasser dieses Suchen und diese Exegese hin und wieder zu weit geführt hat; wie S. 20 die Stelle: »Blut ist ein ganz »besondrer Saft« — unnöthiger Weise auf theologische Betrachtungen bezogen wird; was, wie ich oben schon anführte, am Schlusse wieder der Fall ist. Auch wird den naturwissenschaftlichen Ansichten, die allerdings, aber nur im Vorübergehen, mit »hinein geheimnisset« sind, auf Kosten der eigentlichen ethisch-praktischen Tendenz, zu viel Wichtigkeit eingeräumt. Die Schrift unseres Enk ist Herrn D. wohlbekannt; auch weiß er sie an manchem Orte zu würdigen; gibt aber in der Vorrede (S. VI) nicht undeutlich zu erkennen, daß die seine, wenn gleich früher entstanden, als ein Gegengewicht in der Schale des öffentlichen Urtheils zu gelten wünscht. Der Gegensatz zwischen dem ersten und zweiten Theile Faust's wird nicht genug herausgehoben; wiewohl Stellen, die der Verfasser aus Briefen Goethe's u. a. anführt, ihn nahe genug legten. Der erste Theil, in Jugendglut empfangen, aus »über»freier Gesinnung« (Dicht. u. W. III.) hervorgeströmt, sucht das Gränzenlose. Der zweite Theil, das Ergebniß eines Lebens voll Prüfungen bringt das Gesetz, mit ihm die Beschränkung; und hat in diesem Sinne die dem ersten entgegengesetzte Richtung. Reiner Thatendrang (S. 20) wird endlich, von tausend Felsenwänden zurückgestoßen, in die Bahn des allgemeinen Besten einlenken, und eine Bestimmung selbstbewußt, mit höhern Kräften vereinigt, erfüllen, der er, in einem weitern Sinne, auch während des Irrstrebens seinen Pflichttheil unbewußt zollte. Denn wir erfüllen die Zwecke der Vorsehung, wollend oder nicht wollend. »Weil die That überall entschei»dend ist, so kann aus einem thätigen Irrthume etwas Treff»liches entstehen; weil die Wirkung jedes Gethanen in's Un»endliche reicht.« (G. 49. S. 15.) — Daß uns Hr. D. überall aufmerksam macht, die Maximen Mephisto's als solche, und nicht als die des Dichters, aufzunehmen, erscheint dankeswerth. Hieraus wird mancher Irrthum verhüthet, manche Anschuldigung zurückgewiesen. Unterrichtete wissen die einzelnen Stellen wohl zu unterscheiden, wo sich der Weise allerdings hinter den Schalk versteckt. Es sind die, wo er zu negiren hat, — wo das Leben mit seinem großen Schatten das Licht von oben verdüstert; aber der Schatten, der wohl über jeden von uns hinzieht, schwindet wieder, und läßt nur wenige Spuren, wie die Rythmen des Unmuths im Divan zurück. Nur in Faust erkennt Hr. D. mit Recht überall das Spiegelbild jenes großen Lebens. »Keine Richtung desselben blieb »hier ohne Denkmal. Der Zwiespalt ist einmahl vorhanden. »Ihn lindern durch fortgesetzte Thätigkeit, wird fortan Be»streben . . . . . . Er ist glücklich, und bliebe es, stünde nicht »Mephisto ihm ewig drohend zur Seite.« (S. 22.)

Diese Stelle ist in allem, was wir über Faust bisher zu lesen hatten, die einzige, die auf ein Verständniß dessen hindeutet, was eigentlich die Achse des Ganzen ausmacht: wie sich nämlich Mephistopheles zu Faust, und beide zu Goethe verhalten. Jene dunkle Macht ist ein Stück von Faust's Innerem, und Goethe hatte sich's klar gemacht, wie Faust und Mephisto nur die Theile seines eigenen Innern seyen. Denn im Menschen lebt die nach dem Höhern strebende, die bejahende, so wie die herabziehende, die verneinende Gewalt.

...»Daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird
»Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
»Die mich den Göttern nah' und näher bringt,

Digitized by Google

»Mit den Gefährten . . . .
». . . . . der kalt und frech
»Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts
»Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.«

Dieses Prinzip ist in der Brust des Menschen, wie im Weltall, das Vergängliche, das Irdische,

. . . . »es setzt der ewig regen,
»Der heilsam schaffenden Gewalt
»Die kalte Teufelsfaust entgegen,
»Die sich vergebens tückisch ballt.«

Vergebens! denn wie die irdische Hülle ihr Raub ward, ruft eine höhere Macht den Geist zu andern Wirkungssphären. Das ist Faust's Ende; das ist der gelöste Pakt.

Goethe's eigene Aeußerungen über das Werk, mit denen uns Hr. D. bekannt macht, sind immer instruktiv, oft merkwürdig. Die Hoffnung, man würde keine Ungleichartigkeit in der Behandlung wahrnehmen (S. 30 u. 128), war wohl unerfüllbar. Aber wir finden den zweiten Theil treffend bezeichnet, wenn Goethe schreibt: »Der Verstand hat mehr Recht »daran . . . . Er wird Jenen erfreuen, der sich auf »Miene, Wink und Hindeutung versteht. Dieser wird sogar »mehr finden, als ich geben könnte.« — (S. 31.) So finden wir unser Gefühl bestätigt, wenn wir (S. 32) erfahren, daß der Abschluß Faust's, früher als das Uebrige, schon im J. 1829, so gut wie vollendet war. Denn er übertrifft das Uebrige, Helena ausgenommen, an Frische und Wärme. Wir empfinden mit Hrn. D. den Zusammenklang des Anfangs mit dem Schlusse.

In der versuchten Erklärung des reichen Details hat den Commentator sein Studium fast stets das Rechte finden lassen. So die Bezüge auf Farbenlehre (S. 33), philologische (S. 53 u. w.) und geologische (S. 84 u. w.) Polemik, abergläubische Gespenster-Theorien (S. 110) u. dgl. m. Die Mütter hat der Verfasser (wie wir im oben angeführten Briefe) als die gebärenden Ideen in der innern Welt anerkannt; und dieß Erkenntniß mit verschwenderischer Gelehrsamkeit zu begründen gesucht (S. 38). Der Dreifuß aber darf nicht (S. 41) alchemistisch gedeutet werden; da hier nicht von Natur, sondern von Kunst und Schönheit die Rede ist. Wir mögen uns erinnern, daß der Tripus das Emblem der Begeisterung bei den Alten darstellte; und aus ihrer Hand möchten wir wohl eher als aus der einer mittelalterlichen Retorten-Philosophie den Schlüssel zur lebensvollen Welt der Griechen erwarten. Homunculus wird, wieder mit merkwürdigem Aufwand von Citaten (S. 79), erklärt; über Euphorion (S. 72) stimmt Hr. D. mit der allgemeinen Ansicht überein; bringt aber eine, mir bisher unbekannte Stelle (Ptolem. Heph. L. IV. p. 317) bei; so wie er uns über den Negromanten von Norcia (S. 89) aus Görres, Raumer und Andern belehrt. Die Anspielung auf Krystallographie (S. 99) lassen wir dahin gestellt seyn. Goethe ist ein Dichter, den aus allen seinen Bestrebungen gleichsam zusammenzuklauben und schätzen zu lernen, Keinen reuen und Jeden fördern wird; er denke gleich oder anders. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! wird hier wie überall leitender Wahlspruch bleiben. Ueber das Schlußurtel und den Pakt denkt der Verfasser (S. 109) wie wir, nach unsern wiederholten Bekenntnissen. Und wir haben nichts hinzuzufügen. So wird auch (S. 124) das »Ewig-Weibliche«, das so manchen Anstoß gefunden, bei so manchen Verständigen Kopfschütteln erregt hat, ganz nach unserer Ueberzeugung, als naturgemäßer Ausdruck völliger Hingebung gelobt, wobei sich wohl das Ideal der Madonna in der italienischen Kunst unwillkürlich dem Blick der Erinnerung vorbildet.

So haben wir denn auch über diesen wohlgemeinten und mit Geschick durchgeführten Versuch uns weitläufig genug ausgesprochen; und würden uns als völlig zufriedengestellt mit Vergnügen erklären, wenn der Verfasser, weniger bemüht ums Einzelne, sich entschiedener dem großen Sinne des Ganzen zugewendet, und so wie er in ihm aufgegangen, auch die, zu denen er spricht, unabläßig und mit ernstem Nachdruck dahin gewiesen hätte. Denn wie die Fortführung des Wilhelm Meister, so ist auch die des Faust, deren Verwandtschaft mit jener wohl Jeder, der sich mit Goethe's Werken liebevoll beschäftigt, empfinden wird, einzig bemüht, uns Ehrfurcht vor dem Höchsten und liebevolle Thätigkeit in unsern Kreisen aufs Dringendste an's Herz zu legen; die Moral, welche alle die andern in sich schließt, welche von allen Werken der Natur wie des Geistes, wissentlich oder unwissentlich gepredigt wird, und die wir, als das Vermächtniß unseres größten Dichters, mit doppelter Pietät in unsre Gemüther einschreiben wollen! —

Nicht dem Verfasser der besprochenen Schrift also, der sie, wie wir, in sich aufgenommen, sondern Denen, die sie bisher noch unberührt unter dem siebenfachen Siegel gelassen, rufe ich, wie ich es schon früher that, neu wieder zu:

»Euch zur Erde mühsam bückend,
»An des Kleides Saum beschäftigt,
»Uebertändelt ihr die Stunden,
»Eh' ihr noch das Aug' gekräftigt,
»Aufwärts zu dem Antlitz blickend, —
»Ist das Götterbild entschwunden.«

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

11. Sonnabend, den 7. Februar **1835.**

Die poetischen Elemente der Gegenwart.

Von K. Braun von Braunthal.

(Schluß.)

V. Weltanschauung.

Eine Ansicht von der Welt hat so ziemlich jedermann; eine Anschauung der Welt bildet sich nur in einer poetischen Brust aus; jene gewinnt der Verstand, diese die Fantasie. Wir werden einst Gott anschauen, heißt es, ansehen nie: auf Erden, hier zu Lande, beginnen wir damit; die Natur anschauen, heißt Gott anschauen. Mehr kann der Künstler nicht sonach, als sich an die Natur halten, sie anschauen und wiedergeben im Bilde. Ich bin schon, nach wenig Worten, wo ich seyn wollte; nur will ich noch einmal ausholen, anders, für geneigtes Gehör. — Idee und Form sind identisch, zu deutsch: für alle Gedanken finden sich in der Natur vollkommen entsprechende Bilder. Nur — das Finden, das Erfinden. Das ist es. Das ganze große Geheimniß der Weltanschauung besteht also in nichts, als für den Gang des Geistes die Parallele in der Materie aufzufinden, oder: alle die Erscheinungen der physischen Welt zu beleben, zu beseelen (wenn nicht zu enträthseln) durch analoge Wirkungen der moralischen; oder allen geistigen Thatsachen, allen Ideen — Objecte der willenlosen Natur als Folie unterzulegen, als ein Aequatur beizulegen, zur Erläuterung, Verschönerung, Erhebung. — O, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, mit einem Worte zu sagen, was er meint, daß er auch Wörter brauchen, daß er für das Infinitum eine Definition suchen muß! Der gute Horaz hatte leicht sagen: „Cui lecta potenter erit res, nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo!" Was wußte er von dem, was wir zu sagen haben? Nichts. Zur Zeit der Cäsur war das Alles anders, besser, bequemer. Ich biege ein; was heißt Weltanschauung? Stelle dich an den Niagara, auf die höchste Spitze des Himalah, fahre ein in die Fingalshöhle oder in die Schachte der schwedischen Eisenwerke; schwimme im stillen Oceane, langweile dich in achttägiger Meeresstille oder bebe durch drei Tage Sturmes; courbetire abendlange in Salons, oder walze dir auf einem Guldenballe eine Entzündung an den Hals: hast du nicht den künstlerischen Funken in dir, du wirst die Welt um dich nicht anschauen, nur ansehen; dann siehst du nur schäumendes Wasser, blaue Luft, Steinsäulen, Metallwände, einen großen Milchtopf, empfindest Migräne, Langeweile und Durst, und sonst nichts; der göttliche Funke ist Alles; er entzündet, entflammt, begeistert, schafft; sieht Bilder, formt, wo sie fehlen, veredelt, wo sie sind, componirt Fügbares, Fugen aus Contrasten ꝛc. Dieser Funke ist ein großer Chemiker; er erfindet täglich neue Elemente, deren einige ich nunmehr beleuchten will.

a. Bildungskraft (Lebenskraft).

Die Fantasie, als die Fähigkeit, das Gedachte als Bild vor das Auge der Seele zu bringen, tritt nur bei Wenigen so schaffend auf, so energisch, daß sich aus ihr das Element entwickelt, welches — Bildungskraft heißen mag, wenn man es nicht Lebenskraft oder Naturtrieb nennen will. Nur bei Wenigen, sagte ich, entäußere Fantasie diesen geistigen Lebensstoff. Es ist so; bei den Meisten wirkt sie nicht zeugend, sondern verhält sich nur leidend, empfangend, reproducirend. Fantasie, diese Himmelspflanze, der Natur schönstes Geschenk an die Menschheit, deren Duft noch auf dem Sterbelager erquickt, ist, wie jede Erdenpflanze, weiblich und männlich: Genie, Talent. Das Genie allein wirkt bildungskräftig. Diesem nur ist Alles Bild, nur diesem erscheint die Natur als eine in die Ewigkeit hinübergezogene Parallele des Geistes, ihm nur sind Gedanke und Form identisch, unzertrennlich, Eins. Wo

Digitized by Google

das Talent nach Vergleichen sucht, Gleichnissen, Aehnlichkeiten, auf dem Wege des höheren Witzes, drängt sich dem Genie das Bild auf: jenes findet die kalte Allegorie, dieses das lebenswarme Symbol; dort ist Willkühr, da moralische Nothwendigkeit.

b. Das Bild

ist ein Element der heutigen Kunst. Ein Blick in unsere nächste Umgebung sagt uns, wie wahrhaft lebenskräftig dieses Princip aus der Vergangenheit herausgetreten. Alles wird bildlich dargestellt. Nicht zu sprechen von den zahllosen Bildermagazinen, weise ich nur auf den Geschmack für Genre-Mahlerey von heute hin. Wie die Römer für Alles eine Gottheit hatten (z. B. die liebenswürdige Mephitis), werden wir bald für Alles und von Allem ein Bild haben, nach den Triumphen der Lithographie, Xylographie und der Klatscherei. Wie im Aeußerlichen des Lebens, so im Innersten der Kunst. Auch in der Poesie entwickelt sich mehr und mehr dieses Element des Bildes. Die deutschen Dichter haben das Bild von jeher nicht genug kultivirt; man kann viele Seiten von Schiller's und Goethe's Gedichten durchforschen, ohne auf ein Bild zu treffen; meist sind es nur Gleichnisse, die uns begegnen, an der Hand von gleichwie und als wenn. Die englische Poesie durchweht der bildende Hauch lange schon. Am vollendetsten und wärmsten erscheint das Bild bei Shakespeare. Diesem einzigen Dichter ist die ganze Schöpfung, in allen ihren Beziehungen, die ganze Natur, in allen ihren Aeußerungen, das ganze Menschenleben, in allen Erfahrungen, Leiden und Freuden, Tugenden und Lastern, — eine Rüstkammer zur Bewaffnung und Bekleidung seiner Gedanken, eine Baum- und Pflanzschule für seine Ideen, ein unzerstücktes Ganze. Selten nur spricht er eine Wahrheit aus in der Sprache des Verstandes, und, wenn schon, nur um den Leser oder Hörer ausruhen zu lassen zum nächsten fantastischen Aufschwunge; ja, seine gemeinsten Personen läßt er im Bilde ihre Reden setzen, wie denn auch gerade das gemeine Leben, die Sprache des Volkes, des Pöbels immer die bildlichste (weil kräftigste, gesundeste) ist. Ein Beispiel aus hunderttausenden in seinen unsterblichen Werken möge hier stehen, nicht als Beleg, dessen es nicht bedarf, sondern mich für die strengere Untersuchung dessen, was Bild heißt, zu unterstützen: Er läßt in Richard II. 1. A. 3. Sc. Norfolk, den der König aus dem Vaterlande verbannt, und der darüber in Klage ausbricht, daß er sein gutes heimisches Englisch nicht mehr sprechen sollte, sagen:

»Ihr habt die Zung' in meinen Mund gekerkert,
»Der Zähn' und Lippen doppelt' Gitter vor.«

Ein schöneres und lebhafteres Bild des durch Verbannung erzwungenen Schweigens ist nicht denkbar. Ein Anderer, auf dem Wege des Gleichnisses, würde gesagt haben:

»Sprech' ich die Sprache nicht des Vaterlandes,
»Dann wird der Mund zum Kerker für die Zunge,
»Und Zähn' und Lippen sind sein Doppelgitter.«

Ich habe dieß noch erträglich gemacht, und schon frostet den Leser der kalte Athem des Vergleiches an. Shakespeare nennt das Kind gleich bei seinem Namen, er denkt im Bilde, er übersetzt nicht erst seine Rede in die bildliche. Dabei verfährt er so meisterhaft, daß selbst im leidenschaftlichsten Dialoge das Bild (das durch die Anschauung doch immer etwas aufhält) nicht retardirend wirkt. — Die Deutschen, wie bemerkt, haben das Bild immer sehr vernachlässigt; liegt es in ihrem Hange, sich verständlicher Deutlichkeit zu befleißen, im Mangel an Temperament, oder wirklich in der, von Grillparzer neulich in diesen Blättern bemerkten, geringen Anlage für Composition: genug, das Bild tritt aus den deutschen Dicht-Werken nicht besonders heraus. In den Gedichten des gegenwärtig gefeiertsten deutschen Sängers Uhland ist es z. B. nicht das Bild, sondern fast immer nur die Situation und die aus ihr hervorgerufene Stimmung, was den Leser ergreift. Schiller's Gedichte sind durchaus unbildlich, die Form ist ganz vernachlässigt, und es ist auch in denselben nichts als die Situation, das dramatische Princip, das uns bewegt. Goethe's Lieder sind berühmt durch ihre Einfachheit, d. i. Unbildlichkeit; sie rühren durch die Situation. Wenn Gefühl für Schönheit, Mitleid, Begeisterung Zweck aller Kunst, kann der wohl auch noch Künstler heißen, der ihn mit ganz simplen Mitteln erreicht. Der Blumen gibt es tausend Arten und hundertfache Abstufungen derselben; sie alle aber rühren durch Schönheit, oder Duft, oder Seltenheit der Form, erregen Gefühlsschwingungen, erheben, begeistern. So die Künstler: entzückt bei Titian die Carnation, lacht das Auge Correggio's Farbenpracht an, so rührt Raphael durch seine ideale Reinheit, unterstützt durch mathematisches Ebenmaß, so begeistert Michael Angelo, stimmen fantastisch Salvator Rosa, behaglich Van

Dyk und Rembrand, üppig Rubens, ernst die Palma. Das Ziel ist eins, der Wege hin sind viele. Immer aber bleibt der warme bildliche der schönste; wer wandelte nicht gerne immer auf Rosen! Zudem ist und bleibt es wohl auch Aufgabe der Kunst, die Wahrheit zu bekleiden; da die unerbittliche Zeit ohnehin ja den Schleier vom Bilde zu Sais hohnlachend herabreißt. — Einer der glücklichsten Bildner der neuesten Zeit ist der Dichter N. Lenau. Er ist ein Bildhauer der Gedanken. Seine Farbenpracht erinnert an die Correggio's, dem er auch durch seine elegische Stimmung und seine, oft gewagten Scorcio's gleicht. Diesem seltenen Lyriker ist, bei aller schon errungenen Celebrität, noch lange nicht sein Recht geschehen; keine einzige Kritik hat seine merkwürdige Bildnerkraft, dieses schönste aller Kunst-Elemente, genug hervorgehoben; ja einige seiner Recensenten fertigten dieselbe mit Figura personificationis ab. O Jammer und kein Ende! Figura personificationis! Unaussprechliches Gähnen wandelt mich bei dieser Bezeichnung an, ein unauslöschliches Gelächter erschüttert ganz heimlich mein Zwerchfell! — Wenn der Treffliche z. B. im Gang zum Eremiten singt:

»Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
»Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
»Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle;
»An seinen Aesten, windgefächelt, bebt
»Die Wolle eines Lamms in stummer Klage,
»Und des zerrissnen Blut am Boden klebt —«;

so ist das diesen Redefiguren eine Redefigur, eine Figura personificationis! —

Mittheilungen aus Wien.

Von Bauernfeld.

»Mittheilungen aus Wien,« heißt eine Zeitschrift, die in nicht ganz zwanglosen Heften erscheint, und redigirt wird von dem herzoglich Anhalt-Bernburg'schen Rathe Franz Pietznigg. Da ich den Herrn Rath persönlich kenne, und seine physische Existenz bei mir außer Zweifel ist, so suchte ich mir auch über sein literarisches Daseyn einigen Aufschluß zu verschaffen, und erfuhr nach langer Umfrage, daß er bisweilen unter dem simpeln Nahmen Ermin, Theater-Recensionen im »Sammler« schreibe.

Herr Pietznigg-Ermin begegnete mir unlängst auf der Straße, und ersuchte mich, ihm mein Porträt zu seinen »Mittheilungen aus Wien« mitzutheilen. Vermuthlich brauchte er es zu einem Aufsatze im Oktoberhefte seiner Zeitschrift, worin er Grillparzer und nebstbei mich angreift.

Dulce est, socios habuisse malorum!

Jener Aufsatz ist überschrieben:

Geschichtlicher Beitrag zur Würdigung des neuesten Grillparzer'schen Werkes: „der Traum ein Leben.“

Herr Ermin hatte bereits im »Sammler« über dieses Stück den Stab gebrochen. Nun liefert er in seiner Zeitschrift noch einen kleinen Nachtrag zu seiner früheren Recension. Das nennt er »Würdigung.« Er wundert sich, daß »der Traum ein Leben« mehr gefallen, als irgend ein Stück seit 15 Jahren, versichert, daß die »Medea« weit besser sey u. s. w. Endlich will er »geschichtlich« nachweisen, warum das Stück gar so unmenschlich gefallen, und daß es eigentlich nicht hätte gefallen sollen. Diese geschichtlichen Daten sind es, die ich meinen Lesern vorführen, und von denen ich darthun will, daß sie alle unrichtig sind.

Herr Pietznigg behauptet erstens: Grillparzer habe jenes Stück unmittelbar nach der »Ahnfrau« geschrieben. Falsch! Der Plan wurde damals entworfen, aber nur der erste Akt geschrieben, und auch in der Folge in Lembert's Theater-Almanach abgedruckt. Da man einen ersten Akt nicht aufzuführen pflegt, so ist es also auch ferner falsch, daß die scenische Darstellung von »Traum ein Leben« (damals »des Lebens Schattenbild«) im Theater an der Wien eingeleitet worden sey. Grillparzer vollendete das Stück erst im Jahre 1831, und übergab es in demselben Jahre (also nicht im Jahre 1824) zugleich mit »des Meeres und der Liebe Wellen« dem damaligen Hoftheater-Sekretär und Dramaturgen Schreyvogl. Dieser treffliche Mann unterredete sich mit mir mehrmals über jenes phantastische Stück, sprach sich jedoch darüber keineswegs so ungünstig aus, wie der Hr. Pietznigg wissen will, welchem Schreyvogl, so viel ich weiß, eben keine besondere Vertraulichkeit bezeigte. Schr. wies Grillparzer's Stück nicht zurück, wie es sich von selbst versteht, sondern Gr. nahm es zurück. Die Bezeichnung »Dramatisches Mährchen« wurde nicht von Schr. vorgeschlagen, sondern von mir. —

Daß Grillparzer sein bestrittenes Stück in einer Anwandlung von Selbst-Ironie Spektakelstück überschrieb, ist richtig. Ist es deßhalb ein Spektakelstück? Goethe konnte ja seinen »Götz von Berlichingen« und Shakespeare den »Macbeth,« sans comparaison, eben so bezeichnen. Aendert der Titel das Wesen eines Werkes? Hätte weil. M. Stegmayer den »Friedrich mit der gebissenen Wange« ein romantisches Trauerspiel genannt, oder Hensler den »Hans Dollinger« ein dramatisches Gedicht, wären diese Stücke dadurch romantisch und Gedichte geworden?

Ich komme nun zu den Hauptpunkten des »geschichtlichen Beitrags.« Herr Pietznigg-Ermin erzählt, daß Grillparzer's Bescheidenheit sein Spektakelstück »der Traum ein Leben« aller Veröffentlichung entzog und fährt dann fort: »Eine Vorlesung

Digitized by Google

desselben, welche vor einem Jahre in einem schriftstellerischen Freundeskreise Statt fand — und »beispiellosen Enthusiasmus« unter den verbrüderten Musensöhnen erregte, entzog es nun für immer seiner dunklen Zurückgezogenheit.«

Herr Referent, wer hat Ihnen den Bären aufgebunden? Wer Grillparzern kennt, wird wissen, daß Niemand zurückhaltender mit der Mittheilung seiner Arbeiten ist, als er; daß er sein Stück jemahls in einem Kreise von Freunden oder Musensöhnen vorgelesen, ist durchaus unwahr. Die Musensöhne konnten also auch keinen »beispiellosen Enthusiasmus« zeigen.

Herr Ermin referirt weiter:

»Bauernfeld nahm die »Mühe« über sich, das Werk im Rahmen des Dichters bei dem Hofburgtheater einzureichen,« u. s. w.

Richtig! Er. erwies mir die Ehre, mir das Stück im Manuscript mitzutheilen. Die Gefährlichkeit des Stoffes und vor Allem die Schwierigkeit, das Stück in die Scene zu setzen, entging mir nicht, allein ich glaubte dennoch zur Aufführung rathen zu sollen, und übergab das Stück mit Grillparzer's Zustimmung im Jänner 1833 ohne alle »Mühe« dem Herrn Vice-Director (seitdem auch Regierungsrath) Deinhardstein, welcher sich, wie billig, darüber freute, und der Meinung war: es sey höchst wünschenswerth, daß Grillparzer, der die Lust am Produciren zum Theil verloren zu haben scheine, durch einen günstigen Theatererfolg vielleicht wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit erweckt werden könnte. Indessen blieb das Stück noch 1 Jahr und 9 Monathe liegen, und wurde endlich im Oktober v. J. von der k. k. Hoftheater-Direktion mit vortrefflicher Besetzung und höchst geschickter Anordnung auf die Bühne gebracht, welche zu dem außerordentlichen Beifall allerdings wesentlich beitrugen.

Herr Pietznigg: »Ich enthalte mich, nach dieser einfachen faktischen Darstellung aller weiteren Erörterung über die Folgen, welche ein solches Genre von Stücken für den einfachen edlen Geschmack der Zuseher leicht haben könnte.«

Auch ich enthalte mich — nein, ich enthalte mich nicht! Warum sollt' ich mich enthalten? Grillparzer braucht Musensöhne, die sein Werk loben und ausschreien? Grillparzer, den ganz Deutschland liebt und ehrt? Grillparzer, den Goethe und Byron liebten und ehrten? — »Ein solches Genre von Stücken!« Welches Genre? Gehören »Götz von Berlichingen,« »Käthchen von Heilbronn,« »Jungfrau von Orleans,« »Nibelungenhort« u. s. w. zu einem andern Genre in dem Sinne, in welchem es Herr Pietznigg meint? Solche Spektakelstücke können wir wohl dankbar annehmen, ohne darüber so viel Spektakel zu machen.

»Der einfache edle Geschmack!« Du, lieber Geschmack! Wäre in jedem der 20 oder 25 Stücke, welche das beste Theater Deutschlands beiläufig im Jahre zu bringen im Stande ist, nur der zwanzigste Theil von dem Geist, der in Grillparzer's Stück herrscht, so könnten Theater-Direktor, Schauspieler, Publikum, Recensenten und der Geschmack zufrieden seyn. »Der Traum ein Leben,« ist kein Meisterwerk. Meinetwegen! Die »Medea« ist besser. Das glaub' ich selbst. Aber muß denn Alles so gut seyn, wie die »Medea?« Sind »das Testament einer armen Frau« und »die Altistin« und »die Damen unter sich,« und wie die schönen Sächelchen alle heißen, die dem Hrn. Pietznigg so sehr gefallen, sind sie so gut als die »Medea?« Verderben die den Geschmack nicht? Schmecken die geistlosen Bearbeitungen Französischer Vaudeville's besser?

Geht, geht! Lernt Euch verstellen, tragt Eure Scheelsucht nicht so offen zur Schau! Recensirt in's Himmels Namen, wenn Ihr kein anderes Handwerk zu treiben versteht, lobt oder tadelt, wie Ihr wollt und was Ihr wollt, — in Geschmackssachen gibt es ja im Grunde kein allgemein gültiges Urtheil eines Einzelnen, sondern nur die Zeit, und der Ausspruch einer gebildeten Mehrheit entscheiden; — aber nur schreibt keine »geschichtlichen Beiträge,« die unwahr sind!

Taschenwörterbuch für practische Augenärzte u. s. w. Bearbeitet von E. Altschuhl, Dr. der Heilkunde. 1. Bdch. A — I. 1833. XVI und 331 S. 2. Bdch. K — Z 361 S. 1834. Wien, bey Mayer und Comp.

Mit Vergnügen sprechen wir aus, daß dieß Werkchen dem gewählten Zweck vollkommen entspricht. Ueber diesen Zweck selbst sucht sich der emsige Verfasser im Vorworte vor jeder Mißdeutung zu verwahren, und in der That, wenn auf dem Titel statt »practische Augenärzte« (denen freilich auch die beste Synopsis nicht genügen darf), practische Aerzte überhaupt zu lesen wäre, so ließe sich weiter nichts hinzufügen. Denn der Verfasser hat mit so viel Fleiß, Vor- und Umsicht ausgewählt, mit so viel Präcision dargestellt, daß selbst Agyrten kaum, durch Mißbrauch seiner Arbeit, erheblichen Schaden zu thun im Stande wären. Beschäftigte Aerzte aber, deren Hauptberuf es unmöglich macht, den Riesenschritten der heutigen Ophthalmologie zu folgen, und die doch, bei Augenleiden consultirt, mit Bedacht verfahren möchten, werden die Vollständigkeit, Wahrheit, Kürze und Anordnung dieses Hülfsbüchleins dankbar zu rühmen wissen. Sie erhalten hier kein gemeines Recept-Taschenbuch, sondern einen verständigen Behelf zum Nachschlagen. Das Aeußere aber repräsentiert ein wahres Taschenbuch, welches man wirklich in die Tasche bringt, was bei so manchem Dictionnaire de poche u. dgl. nicht ohne komische Metamorphose des Tragenden ins Werk zu setzen wäre. F.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

12. Mittwoch, den 11. Februar **1835.**

Staatsverfassung der Israeliten. Von Karl Dietrich Hüllmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1834. 227 S. 8.

Was die Urgeschichte der physischen Welt für den Naturforscher, ist die Urgeschichte der moralischen Welt — der Menschheit — für den Forscher im historischen Felde: ein Hypothesen-Labyrinth, die Entzifferung einer Geisterschrift, von deren Alphabete das α und ω ewig verschleiert bleiben. Die Aufgabe des Geschichtforschers ist bei Weitem schwieriger, aber nicht minder interessant und dringend, als jene der Geogonie. Der Historiker hascht nach den zerstreuten und abgerissenen Fäden der Urkunden, der Sagen, der Denkmähler, und er bedarf überdieß einer ganzen Legion von Kenntnissen, um die Bruchstücke mittelst scharfsinniger Folgerungen an einander zu knüpfen. Wir besitzen zum Glücke ein Monument, worauf sich der Anfang aller Geschichte fußen läßt: die uralten Nationalbücher der Israeliten. Die früheren gesellschaftlichen Einrichtungen der Israeliten erleuchten die Grundverfassung der Griechen und Römer in wesentlichen Theilen, so wie sie selbst wieder durch Vergleichung mit den, aus andern Quellen gefolgerten Anfängen aller bürgerlichen Ordnung an Deutlichkeit gewinnen. Vielfältig und nicht ohne Erfolg waren die Bemühungen, aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes den ältesten Schauplatz der Geschichte und das erste Auftreten der Völker zu ermitteln. Michaelis, Herder, Gatterer, Eichhorn, Buttmann, Woltmann, Gesenius (alle Deutsche) u. A. haben hierin Erstaunliches geleistet. Kritisch läuternd und geistig erweckend wirkte schon früher Spinoza. Unser Verfasser schließt sich seinen Vormännern und Leitern ehrenvoll an; er erweitert die Bahn des beschwerlichen Pfades für die muthmaßliche Reihe seiner Nachfolger.

In der Einleitung, deren Gegenstand, wie natürlich, noch am meisten der Hypothese anheimfällt, erhalten wir Nachricht von dem ältesten Schauplatze der Geschichte, von der Heimath der Mager und Chaldäer, und von der Herkunft der Israeliten und Phönicier.

Im ersten Zeitraume, welcher die Anfänge des Staats und der Kirche behandelt, werden in der Religionssage von den Elohim die Spuren der bürgerlichen Urverfassung erkannt. Die Elohim werden zwar oft in einem, von Jehova verschiedenen Sinne aufgeführt; doch dürfte die Annahme ihrer Identität mit den Amschaspand, Kabiren und Titanen allzu gewagt seyn, gleichwie weder im Pentateuch noch irgendwo anders der Vermuthung Raum gegeben wird, daß sie an der Zahl sieben gewesen, bei welchem Ideensprunge der Verf. nicht einmahl auf die näher liegende astronomische Hypothese reflektirt hat. — Der zweite Zeitraum umfaßt die priesterfürstliche Verfassung der Israeliten und enthält zwei vortreffliche, mit Genauigkeit, Scharfsinn und fleißiger Benützung aller vorhandenen Quellen ausgearbeitete Abhandlungen über die Regierung und die Volksverhältnisse. — Mit derselben Gediegenheit ist der dritte Zeitraum, jener der weltfürstlichen Verfassung, geschildert, worin über die Verhältnisse der Hierarchie zum Königthume und über die öffentlichen Zustände der Israeliten interessante Aufschlüsse gegeben werden. —

Es wird jedem Gebildeten willkommen seyn, die historische Entwicklung einer Verfassung kennen zu lernen, die fortwährend darauf bedacht war, dem Volke einen unterscheidenden, stereotypen Charakter aufzuprägen, einen Charakter, welchen die nunmehr auf der ganzen Erde zerstreuten Israeliten durch alle Drangsale und Geschicke mit ungewöhnlicher Schärfe bewahrt haben, und dessen abstoßende Kanten wohl durch nichts anders dürften ausgeglichen werden, als — durch eine allgemeine vollkommene Emancipation.

Ch. W. Huber.

Caj. Crisp. Sallustii bellum Catil. et Jugurth. usibus juvenum adcommodavit Aug. Pappaur. Tomi II. 8. Viennae apud Fr. Beck. 1835.

Wer die alte ehrwürdige Tiberstadt durchwandert, Campaniens Schlachtfelder besucht, oder um Parthenope die Reihe, und um Pompeji die Schrecknisse der Natur beschaut, wird sich gewiß um einen alten erfahrnen und witzigen Cicerone kümmern, der ihm alles Schöne andeute, alles Seltene zeige, alles Dunkle erkläre und berichtige. Zum Glücke für den reisenden Fremdling sind dort in jenem classischen Südlande solche gute

Digitized by Google

Ciceroni bei weitem nicht so rar, als es für unsere nordische Jugend die guten Ciceroni der Classiker sind. Ich würde auch einem Führer durch Latium schlechten Dank wissen, wollte er mir mit geschwätziger Zunge jede gehaltlose Lapidarschrift, jeden Meilenstein erklären, alle Stufen und Nischen eines Amphitheaters zählen, und die Arena mit Schritten messen; er stört meine Gedanken, greift meinen Empfindungen vor, schmälert meinen Genuß, und nimmt meine kostbare Zeit, die ich unmittelbar dem Alterthum weihen will, anmaßend für seine Redseligkeit in Anspruch. Sieh nun in diesem Bilde so manchen Commentator eines alten Classikers; er mag grundgelehrt seyn, und den besten Willen haben, der lieben Jugend zu frommen, doch ist er kein Pädagog, wenn er sie in Wälder von Weitschweifigkeiten führt, und bei seinem kalten Blute das warme unstäte Blut der Jugend, bei seiner gemächlichen Muße die vielfältige Anforderung an die Kräfte des Studierenden unbeachtet läßt.

An diesen Gebrechen leidet denn auch das vorliegende Werk, ohne daß ich bei diesem Tadel den eisernen Fleiß, den guten Willen verkenne, den der Commentator darin an den Tag gelegt hat. Er hat, wie er selbst in der Vorrede angibt, aus Burnouf, Cortius, Havercampus, Thysius, Crispinus ꝛc., kurz, aus trefflichen Quellen geschöpft, allein aus so vielen zu Vieles herausgeholt, so daß er in seinen Noten fünf bis sechs Mahl wortreicher wird, als es der Autor selber ist. Bedarf es denn eines solchen Wortschwalls von Erklärungen und Erörterungen, um einen Sallust zu verstehen? Ich wenigstens kann es im Namen aller meiner einstigen Mitschüler behaupten, daß wir ihn mit zehnfach weniger Nachhülfe lasen, verstanden und genossen, und diese Nachhülfe nur auf zwei Stücke beschränkten: 1) auf seine eigenthümlichen Archaismen, 2) auf einige Stellen, die eines Theils durch ihre Construction, andern Theils durch ihre Beziehung dunkel sind. Jedoch dieser Commentator hat bey dieser Fülle von Worten und Sacherläuterungen einen doppelten Zweck verfolgt, für's erste den vorliegenden Autor zu erklären, und für's zweite seinem Schüler dasselbe Thema in eigenen Variationen durch alle Cadenzen und Tonarten vorzuspielen, weil er sich selbst zu gerne sprechen hört, um nicht unbillig die kostbare Zeit für sich in Anspruch zu nehmen, die der Studierende mittlerweile gewiß nützlicher auf die Lesung eines wirklichen Classikers verwenden könnte.

Allein der Tadel soll auch begründet seyn! Laßt es uns dem Gesagten gemäß versuchen.

Vom ersten Worte im Cat. o m n i s schreibt der Commentator: Nomina tertiae declinationis, quorum genitivus pluralis desinit in i u m, accusativum plur. frequenter apud veteres formant in is et eis. —

Ist der Leser eines Sallust noch so sehr ein Anfänger der Latinität, daß er ihm zu sagen braucht, wie ein Wort declinirt werden müsse? Warum führt er nicht lieber die Bildung des Accus. in is auf das Grundgesetz einer Contraction zurück, nach der Norm des Griechischen; so wie weiter unten S. 2 bei Dis, wo er Dis schreiben und statt: »Diis« sagen sollte. Er gibt die Synonyma an von animal nämlich bellua und pecus (von πέκος, nicht πεκοσ), warum nicht auch animans, bestia und brutum? Von den Archaismen omnis, maxume, mortalis und vegct schweigt er gänzlich stille, wo er doch, nach meiner Meinung, hier oder anderweitig, etwa schon in der Vorrede, wo er pag. XVIII. kurz sagt: Sallustius vocabulis interdum utitur antiquatis et prope obsoletis, eine allgemeine Abhandlung über Archaismen, oder doch mindestens bezüglich auf S. eine specielle hätte machen sollen.

Laßt uns eben so einen Blick auf den zweyten Theil, und zwar gleich auf den Anfang von Jugurtha werfen. Wer hier den ersten Satz zu interpretiren weiß, wird gewiß auch den zweiten verstehen, der eben nicht schwieriger als jener ist. Da zergliedert er aber den ersten Satz in weitläufige Umschweife und Sentenzen, und gibt nur für den zweiten eine erklärende Umschreibung. Wie viel perorirt er z. B. von aevum — wovon er nach seiner vorgesetzten Weise, die Wörter größtentheils etymologisch und syntactisch zu behandeln, kurz hätte sagen sollen: aevum von αἰων, äolisch αἰϜων, aevum, ewig, synonym mit: aetas, aeternitas; und consequent mit der Umschreibung des zweiten mochte der erste Satz etwa also lauten: Genus humanum injuste queritur de sua natura quod imbecilla atque exigui temporis spatii casu potius quam natura regatur. Wenn ferner schon der dritte Satz: Sed dux etc. erklärt werden muß (conditio sine qua non), hätte ich mich meines Erachtens nicht mit dem bekannten animus, sondern vielmehr mit dux und imperator befassen und die Substantiva zur nähern Verständigung etwa in Verba so auflösen wollen: Sed animus ducit et gubernat (imperat) vitam mortalium. Grassari dünkte mir kürzer und besser so erklärt: grassari syn. saevire, modus loquendi: viâ grassari pro ingredi, rad. gradus. Egere (und indigere) regieren bei Cicero nur den Gen. oder Abl., doch die älteren Schriftsteller (daher antiquiores statt antiqui) gebrauchen auch den Accus. Antiquus ist für uns auch Cicero. — Sic autem für si autem. — Perniciosa lubidine usus für: si perniciosae libidini indulget. Diese und ähnliche Sätze bedürften für Schwächere einer erklärenden Umschreibung, und finden sie hier nicht, wofür sich der Commentator nur zu oft mit Worten herumbalgt, die der Studierende in seinen Präcepten oder Antiquitäten zur Genüge kennt. Das eine Wort wird etymologisch besprochen, das andere ohne Etymologie mit Synonymen (häufig mangelhaft) ausgestattet, das dritte nur in historischer Beziehung weitläufig abgehandelt, das fünfte grammatisch, das sechste syntaktisch, rhetorisch, poetisch ꝛc. beschaut. Das Alles ist an sich gut, aber hier nicht immer an Ort und Stelle, denn er

Digitized by Google

macht den Studierenden zum Wiederkäuer, wenn er ihm da eine lange und breite Lection hält, wo er schon systematischer durch seine andern Lehrbücher unterrichtet ist, als da sind: Grammatik und Syntax, Geschichte und Geographie, griech. und röm. Antiquitäten, die er ihm keineswegs überflüssig, noch klarer gemacht hat.

Man commentire z. B. den Eutropius für die erste und zweite Grammatik, den Justin, Corn. Nepos, Curtius rc. für die dritte, den Sallust, Tacitus, Cäsar, Livius rc. für die vierte u. s. w.; nur geschehe das so kurz und bündig, als möglich, und stets mit sachkundiger Rücksicht auf die andern Lehrfächer, welche das Gymnasium für die betreffende Schule vorschreibt, damit eins dem andern gehörig die Hand biethe, aber nicht beeinträchtige, wie es leider in dem besprochenen Werke der Fall ist.

Was die äußere Ausstattung dieses trefflichen und mit Recht beliebten Classikers anbelangt, können wir nur alles Löbliche melden. Wie überhaupt, so war die Verlagshandlung hier insbesondere bemüht, den antiken Edelstein in edles glänzendes Metall zu fassen, und die schöne Seele mit einem schönen Kleide zu zieren.

J. Moshamer.

Gedichte von Franz Fitzinger. Leipzig, Hartmann, 1834. VI. 152 S. 8.

Lenzblüthen von Emmy v. Arbter. Grätz 1835. 8.

Wenn wir die Produktivität in der Poesie früherer mit unserer Zeit vergleichen; so sehen wir diese weit reicher als irgend eine, und doch gehört ein Dichter, der als glänzende Welle unter so vielen dunklen austaucht, gerade jetzt zu den seltensten Erscheinungen. Es entsteht nun die Frage, ob wir dieß einem innern Grunde zuzuschreiben haben? d. h. ob sich das glückliche Verhältniß von Fantasie, Geist und Gemüth in einem Individuum jetzt seltener erzeuge als sonst?

Vielleicht!

Obgleich die Erscheinung einer ausgestorbenen Idee, wie das jetzt im Oriente der Fall ist, sich noch lange nicht im gemäßigten, langsamer sich entwickelnden Europa verwirklichen zu wollen scheint.

Wir müssen also den Grund in den äußeren Verhältnissen aufsuchen.

Die Literaturgeschichte jedes Volkes zeigt einen glänzenden Moment, wo die glücklichsten Geister als Aloeblüthe ihres Jahrhunderts blühen, und darauf, als liebte die Natur die Gegensätze, folgt eine dürre, gedankenverwaiste Epoche. Natürlich! Neue Welt und häusliche Verhältnisse erzeugen einen neuen Gedankenkreis, neue Gemüthsreflexe, sie gebären eine Idee, und die Dichter sind es, welche diesen sichtbar-unsichtbaren Stoff ergreifen, in Wort und Bild ausprägen und als klingende Münze unter ihre Zeitgenossen streuen, und streuen sollen. Der neue Gedanke will ein neues Wort, eine neue Wortbildung; die neue Erscheinung will durch ein neues Bild verkörpert seyn, und so erzeugen sich eigenthümlich schaffende Geister. Währt nun die Zeit so fort; so blühen alle Zeitknospen auf, jeder Keim, jedes Korn wird von dem Sonnenblicke herausgelockt und es entsteht ein Gedankenfrühling, den dann die nachfolgenden Historiker das goldene Zeitalter ihrer Volks-Literatur nennen! So ist der Dichter bewußt oder unbewußt das Organ seiner Zeit, ihrer Geist- und Gemüthsbeziehungen, das Sprachrohr, in dem sich die Schallwellen concentriren und ins kommende Jahrhundert die Kunde ihrer Gegenwart tönen. Mit seiner lebhaften Fantasie erfaßt er scheinbar prophetisch, ein Seher (vates), die in der Gegenwart präformirte Zukunft; daher miß- oder nicht verstanden zu werden so oft das Schicksal großer Dichter war. Auf eine so gesangreiche Zeit folgen wieder Geister, wenn auch mit jenen Gaben, die den Dichter bilden, reich betheilt, die das Bild, den Gedanken und die Idee der klar und tausendfach schon gedeuteten Hieroglyphensäule »Zeit« nur wiederhohlen können, wenn sie nicht, glücklich genug, ein noch unbetretenes Eiland entdecken, und sie können an den grandiosen Dom, den die begünstigten Vorgänger errichtet, nur die Spielereien, das Laubwerk, Bilderchen und gothische Schnörkel heften.

Eine neue Zeit wird auch neue, große Dichter bringen!

Ein bedeutsamer Grund des Verfalles der Poesie in der Jetztzeit scheint uns auch in den subjektiven Verhältnissen der Dichter selbst zu liegen.

Die schöne Zeit ist vorbei, wo er zum Feste zog, das die Griechenwelt vereinigte, wo er dem lauschenden Volke seine Hymnen, seine Lieder sang und so unmittelbar sein begeistertes Wort in der Hörer Seelen überging und er auf den Wogen des Beifalls, wie eine aufgehende Sonne getragen wurde. (Nur der dramatische Dichter freut sich dieser Gunst noch, während der lyrische und epische das Urtheil weniger hört und somit auch weniger den Erfolg zu berechnen im Stande ist.) Der Barde und der Troubadour lebten ein bewegtes, buntes Leben. Das Kreuz auf der Brust lauschte der Ritter den Mährchen des Orients, entzündete so seine Fantasie, und während der Kampf mit den Sarazenen seinen Muth, weckte die Entfernung von der Geliebten und dem Vaterlande die schmelzenden Klänge der Sehnsucht. Der spanische Dichter wurde auf seiner Halbinsel, wie eine europäische Vorhuth, mit seinem Volke durch acht Jahrhunderte im Kampfe mit den Mauren wach gehalten, und er handhabte das Schwert, wie er die Feder führte. Der königliche Sänger Scandinavien's sang zur Harfe die eignen Thaten!

Sie alle lebten in einem poetischen Elemente. Der Dichter unserer Zeit muß sich erst künstlich in ein solches versetzen. Aus dem Staube der Amtsstube sieht er hinaus ins Leben, wenn ihm seine antipoetische Beschäftigung anders noch

Digitized by Google

Zeit gönnt. Er muß die Fantasie kommandiren und ihr durch die Aetherräume ein plumpes »Halt!« nachrufen. Nicht Wirklichkeit und Ideal sind ihm die einander gegenüber sitzenden Sfinxe des Lebens; das Götterhaupt der ersten ist abgehauen und der Thierleib: die Gemeinheit, blieb. Er glaubt was Wunder, wenn er sich losreißt und eine Wallfahrt unternimmt ins gelobte Land der Kunst und seine Staubferien in Italien zubringt!

Unsere großen Dichter, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Jean Paul, Tiek sahen diesen Uebelstand ein und suchten den Ersatz für ein poetisches, wirkliches Lebensprincip da, wo es einzig für sie zu finden war: in der Wissenschaft. Sie waren neben dem Dichter Gelehrte. Die Zeit ist vorbei, wo der Dichter die einfache Empfindung als den Gegenstand des Liedes brauchen konnte; wir wollen sie zum Gedanken hinauf krystallisirt. Nicht mehr aus der umgebenden äußeren Natur allein soll das Bild, auch aus ihren Tiefen, aus ihrer geheimen Werkstätte soll es geholt seyn. Naturwissenschaft vor Allem, die unermüdet neue Gedankenschachte eröffnet, muß die Poesie säugen, wenn sie gedeihen soll!

Es wird uns Niemand so mißverstehen, als wollten wir Lehrsysteme in Versen hören; wie z. B. ein Franzose: Juno einer sterblich Gebornen die Hebammenkunst vortragen läßt, und alle nöthigen Instrumente aus Zucker gebildet ihr bei der Tafel als Dessert vorsetzt. Oder wie ein lateinischer Dichter des vorigen Jahrhunderts eine transatlantische Krankheit besingt.

Aber in wie ferne Naturwissenschaft an den Geist Flügel heftet, den Horizont der Begriffe erweitert, toleranter macht, eine neue Bilderwelt erschließt und das Auge converer schleift für das Anschauen des Naturverborgenen; in so ferne wird und muß sie Poesie fördern!

Sind aber Alle, denen Talent geworden, von der Nothwendigkeit des Studiums überhaupt überzeugt?

Nein!

Die Natur rächt es; indem sie statt vorzuschreiten auch die ursprüngliche Kraft einbüßen, wie der Magnet, wenn wir ihn nicht armiren.

Diese Bemerkungen wollen wir nur als Krystallisationspunkte zu einer künftigen Abhandlung hier über Poesie unserer Zeit im Allgemeinen niedergelegt haben.

Wenn wir auf lyrische reflektiren, so erscheint uns ihr Streben progressiv, indem wir von den starren Nachahmungen der Griechen und Römer (Uz, Hagedorn, Ramler u. s. w.) zu der Manschettensteifheit der Gefühle und Vornehmthuerei des Ausdrucks (Matthisson und Consorten) übergehen, und endlich zu den von Goethe angeklungenen Naturlauten kommen, während epische und dramatische Poesie sich regressiv verhalten. In der Lyrik unserer Tage wogt ein kräftig gesundes Gefühl, dem sich der schlichte Ausdruck liebend anschmiegt, eine plastische schöne Behandlung des Bildes (siehe Uhland, Grillparzer, Lenau), dem sich zwar seit kurzem wieder das angeregte Studium für Reinheit der Form anschließt.

Wenn wir nun mit diesen letztgestellten Beobachtungen zu den Gedichten des Herrn Fitzinger übergehen, so finden wir uns in dieser Sammlung nicht zu denselben berechtigt. Im Allgemeinen herrscht keine Klarheit des Gedankens vor. Z. B. S. 2:

»Aber, wenn der Brust Gefilde,
»Licht im eig'nen Aetherschilde, (?)
»Ferne von den Geistern blüh'n, —
»Die daran vorüberzieh'n, —
»Löschen aus die Himmelskerzen,
»Und erbleichen die Gebilde:
»Dann versinkt zu Grabespfühlen
»Alles Tönen, alles Fühlen,
»Dann ist's aus mit Ernst und Scherzen.«

Weniger noch ist die Form marmorblank. Z. B. S. 8:

»Wohl steht ein einsam Betherhaus
»Frei und allein auf der Haide draus (?)
»Und St. Sebald so arm als fromm
»Wankt zitternd vor (?) Kält' aus dem Gottesdom.
»Und sucht umsonst eines Feuers Schein,
»Die Sonne hüllt sich in Nebel ein.
»Wie brünstig er den Herrn anruft, (υ—?)
»Kann nicht mehr fort durch die eisige Luft;
»Ermattet sinkt er endlich hin,
»Doch schleppt er sich weiter mit gläubigem Sinn.
»Da sieht er ein Hüttlein an seiner Seit',
»O lasset mich ein, ihr lieben Leut'!« u. s. w.

Es werden theils Balladen und Romanzen, theils Gefühlsklänge gebothen. In den ersten ist es dem Verf. nur um Darstellung der ersten besten Anekdote zu thun, und was ist ein Gedicht in dieser Form, wenn sich nicht irgend ein Poetisches drin spiegelt? Der Ton scheint uns eben so wenig getroffen, vielleicht macht »der Graf von Meißen« und »Vernet« hierin eine wohlthuende Ausnahme. In den Liedern haben wir manche Opalisirung entdeckt, die freundlich ins Auge glänzt; wir nennen: des Reiters Abschied; der Orden der Liebe; die Rose; der Knabe und der Schmetterling (nur hätte ein Knabe die Bemerkung nicht machen sollen). Von allem Gerügten frei und schön müssen wir: die Zerstörung von Pompeji nennen. Unserer Ansicht nach hätte Herr Fitzinger vorliegende Sammlung als Formstudien betrachten sollen, die ihm endlich die Ueberzeugung gebracht hätten, ob er eigenthümliche Klänge, oder Andern nachgeklungene zu geben im Stande sey.

Bei der zweiten Sammlung: Lenzblüthen, scheint es uns schon zu viel, ihre Erscheinung angezeigt zu haben, indem wir die Verfasserin gewiß damit nicht fördern, und die schuldige Achtung gegen eine Dame heißt uns schweigen!

Ludw. Aug. Frankl.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

13. Sonnabend, den 14. Februar 1835.

Fasching, *Carneval.*

Der Fasching, oder das (nicht der) Carneval ist bekanntlich die Zeitfrist zwischen der Erscheinung Christi bis zur Aschermittwoche, welche man allenthalben dem Possenspiel und der Ergötzlichkeit zu widmen pfleget. Die Christenheit drückt damit die Freude aus über die heilbringende Geburt ihres verheißenen Erlösers, und da sonst das Jahr mit dem Weihnachtsfeste seinen Anfang nahm, wollte man zugleich auch das neue Jahr mit Jubel und Vergnügungen beginnen. Die drei letzten Tage vor der Aschermittwoche werden im gemeinen Leben vorzugsweise die Faschingstage genannt. Da heißt nun, wenigstens in Oberdeutschland der Sonntag: der faiste (fette) Sonntag, vormals: Herrenfastnacht; der Montag der blaue Montag, auch Fraßmontag, und in der Schweiz, wie Stalder angibt: Narrenkirchweih; der Dinstag die rechte oder junge Fastnacht. Der Nachfasching oder Allermannsfasching ist für solche Personen oder Zünfte, welche im eigentlichen Fasching zur Bedienung waren, z. B. Fleischer, Bäcker, Fiaker, Friseurs 2c. In andern Orten beginnt das Carneval mit dem Dreikönigtage, oder bald darnach, und an noch andern erst vierzehn Tage vor der Aschermittwoche, die aber überall gleichsam mit dem Motto: **Memento mori — nam pulvis et umbra sumus,** über alle Belustigungen und Narrenpossen den Stab bricht. —

In Bezug des Wortes Fasching, Fastnacht, ist es wohl außer Zweifel, daß es einerley Wurzel habe mit dem oberdeutschen Idiom: fatzen, und daher auch mit: Faren, Farerei, Fer und feriren 2c. Das Zeitwort fatzen ist mehr im alemannischen Dialekte üblich und bedeutet Possen treiben, wie in Oesterreich und Baiern: Faren, Farereien machen. Das Hauptwort Fer, d. i. Narr, Possenreisser, ist mir nur im Salzburgischen vorgekommen, das Verbum veriren ist allgemein bekannt. Im Lat. facetiari, launig oder muthwillig seyn, facetiae Possen, facetias habere, närrisches Zeug vorbringen; von J. Cäsar hieß es: Sale conditus et facetiis Caesar; im Franz. ist facetieux lustig, närrisch, Ital. fazio ein Possenreisser, im Angels. fac, ein listiger Streich, Betrug. Ferner ist im Latein. vexari herumzerren, daher necken, veriren (sicher ein Iterativ. von vehere, vexi.) Die Mondſ. Glosse übersetzt S. 341 wie Höfer angibt: cavillabatur mit ganovezota. Notker übersetzt (Psal. 34) dolossi homines mit ficise. Auf die wandelbaren Vokale hat bekanntlich der Etymolog wenig Rücksicht zu nehmen. Da er ferner Consonanten desselben Organs (wie z. B. s und t für ihn auch sind) nur für dialektische Varietäten halten und wechselweise vertauschen darf, (dieß beweiset für s und t schon das Griech. γλῶσσα und γλῶττα, πρασσω und πρατṭω 2c., das Süd- und Norddeutsche: essen und etten, Wasser und Watter, Engl. water 2c.), so kann er in Bezug auf das Wort Fasching das Lat. faticus, der Narr, gelten lassen; im Franz. haben wir le fat, der Narr, und fad, Holl. vadde und voddo, Engl. to fade, Deutsch fad, albern, wovon das Griech. φαω, φατιζω, schwätzen (deutsches Idiom: waschen) das Stammwort seyn dürfte. Dem zu Folge wäre das alte Fatz- oder Faßnarr, d. i. Faschingsnarr, eine Tautologie, wie es deren so viele gibt, und zunächst entstanden aus dem mittl. Latein. fatuisare, d. i. närrische Possen treiben.

Wir verweisen hier unsere Leser auch an Adelung, der in der Etymologie von Faren viel für sich hat. Seine Ableitung von fachen, fackeln, und dem verwandten: wegen, bewegen, begegnet unsrer obigen Annahme, daß vexor ein Iterativ. von vehere sey. —

In Bezug des Wortes Carneval ist die allgemeine Annahme, es stamme zunächst aus dem Ital. carneval (Franz. carnaval), welches gewöhnlich hergeleitet wird von der Redensart: quia carni vale dicitur — weil man wegen der beginnenden Fastenzeit dem Fleische Lebewohl sagt. Dieß gründet sich auf die Autorität Muratori's, unter dem dieser

Digitized by Google

Ausdruck entstanden seyn soll, er sagt (B. 4 S. 229): carne-vale, quod carnibus vale diceretur. Dieß gelte aber eigentlich nur von der kommenden Fastenzeit, aber noch nicht vom Carneval selber, wo man füglich mit L. Frisch sagen kann: quia caro-valet adhuc. Andere machen die Deduction von caro und avaler — verschlingen.

Es ist unbestreitbar, daß so manche unserer Feste und Volksgebräuche ihre Urquelle in der grauesten Vorzeit, und oft in den fernsten Zonen haben. So läßt sich z. B. historisch ausmitteln, daß das Fest der Sonnenwende (am St. Johannistage) zwar von den alten heidnischen Deutschen herrühre, welche die Sonne als die Quelle alles Feuers göttlich verehrten, aber ursprünglich eine religiöse Feier der alten Parsen oder Perser sei, mit denen wir vermöge historischen, mythischen und linguistischen Belegen näher verwandt waren, wie es schon Wachter, der Vater der Etymologie, und Hr. v. Hammer dargethan haben. Auf ähnliche Weise läßt sich auch unser Carneval von einer althümlichen Festlichkeit herleiten, wobei jedoch anzunehmen ist, daß einst diese Periode der Lustbarkeit, den heidnischen Festlichkeiten entsprechend, von kürzerer Dauer, und nicht von sechs bis acht Wochen oder noch länger ausgedehnt war. Das nördliche Europa hohlte sich diese Possenspiele unstreitig aus dem heiteren Italien, und zwar zunächst aus der einst so blühenden Lagunenstadt Venedig, welche man demnach mit allem Rechte die Mutter des Carnevals, wie wir es haben, nennen kann. Gleichwie sich aber auf das neuere Welschland die Sprache des alten Römers vererbt hat, so vererbte sich auf selbes auch so manche Volkssitte, wie wir es hiemit so ziemlich zu beweisen glauben.

Die Festlichkeiten der Römer lassen sich insgemein in ordentliche und außerordentliche eintheilen; jene wurden alljährig zu bestimmter Zeitfrist gefeiert und hießen feriae stativae; diese wurden bei ungewöhnlichen Ereignissen vom Pontifex Maximus, Flamen Dialis, oder dem Haupte einer andern Priesterschaft angesagt, und hießen feriae imperativae, modificirt auch concessivae. Wir übersetzen unser Fasching (Fastnacht oder Fasenacht) gewöhnlich mit Bacchanalia (von Bacchus), die uns aus der griechischen und römischen Mythen- und Völkergeschichte hinlänglich bekannt sind, wie die Redensarten: bacchanalia vivere, agere vel agitare, oder noch bildlicher: illi dies, quibus proni esse in licentiam homines, et diffluere in luxum ac lasciviam solent. Und im Griech. heißt es von den Orgien des Dionysos (Bacchus, Liber) Ὄργια ἐκ παλαιοῦ ἐν ὄρεσι καὶ ἄγκεσιν ἐγινέτο καὶ θωύσσοντον ἴσος, θωύσσει ἕν ἕτερος.

Allein die lebenslustigen und muthwilligen Römer ließen diese Orgien, wenn auch unter andern Namen, öfter im Jahre wiederkehren, weil sie an sich den Hang und Drang verspürten, sich öfter einer zügellosen Freude und Ausschweifung hinzugeben. Wir wollen zu unserem Zwecke vernehmlich drei ähnliche Festlichkeiten herausheben, nämlich die Saturnalien, Agonalien und Quirinalien, welche insgesammt feriae stativae gewesen sind, wie es unser Carneval ist.

Die Saturnalien wurden zu Ehren des Saturnus oder Chronos (Χρονος, Deus vivificans) im Jahre 257 nach Roms Erbauung eingesetzt, oder vielmehr erneuert, nachdem schon die Ureinwohner Italiens und die Griechen ihrem Chronos zu Ehren ein ähnliches Fest gefeiert haben. Man setzt den Anfang dieser Saturnalien auf den 17. December, und gibt ihnen die Dauer von einer Woche. Diese Tage wurden von allen Ständen und Menschenclassen ohne Ausnahme und Rückhalt dem ausgelassensten Vergnügen und der üppigsten Völlerey gewidmet, wobei stets die eigene Sitte herrschte, daß sich die Herren und Patroni erniedrigten, ihre Sklaven und Clientes in ihre Hausrechte setzten, d. i. ihnen Küchen und Keller öffneten, und sie bei den Schmaus- und Trinkgelagen sogar bedienten. Da ruhte nun jede arbeitsame Hand, und enthielt sich der gewöhnlichen Geschäfte, alle Buden waren gesperrt, alle Schulen geschlossen, alles schwelgte, tanzte, spielte toll und voll in Saus und Braus — Arbitratu suo quisque agit omnia; et quae in mentem aut libidinem venerint, exequitur.

Wer sieht in diesem Bilde nicht unsere Fastnacht getreu abgemahlt? Alle Züge sind, wenn wir wenigstens unsere eigentlichen, d. i. die drey letzten Tage vor der Aschermittwoche nehmen, so übereinstimmend, daß unsere meisten Gelehrten keinen Anstand genommen haben, unsere Carnevalstage geradezu die Enkel der Saturnalien zu nennen.

Die Agonalien waren ähnliche Festlichkeiten in Rom, welche man zu Ehren des Janus gefeiert hatte. Sie treffen in der Zeit so ziemlich mit unserer Fastnacht überein, denn sie wurden zwischen den Nonae und Idus des dem Janus geweihten und nach ihm benannten Monats Januarius begangen. Janus leitet sich ab von janua, die Thür, indem er mit seinem alten und jungen Gesichte sinnbildlich an der Thürschwelle vorwärts in das neue und rückwärts in das alte Jahr blickt. Diese Doppelgestalt des Gottes gab auch

Digitized by Google

zweifelsohne die Veranlassung, daß sich die Menschen bei diesem Feste verkleideten, vermummten, und in allerlei possirlichen Gestalten auftraten. Den Gebrauch, sich das Gesicht zu verlarven, entlehnten sie unstreitig von ihren Schauspielen, wo bekanntlich die Schauspieler nur stets mit charakteristischen Larven erschienen sind. Eine alte Strafpredigt des Bischofs Faustinus beweiset uns, daß die Christen schon sehr früh die Gewohnheit annahmen, öffentlich vermummt und maskirt aufzutreten, und sich in diesen grotesken Aufzügen zu erlustigen. Er tadelt darin seine Glaubenskinder, daß sie es den gottlosen Heiden nachmachen, und sogar thierische Gestalten nachäffen, als ob sich ihr Herz wirklich mehr zur Thierheit als zur Menschheit neigen wollte. Ihm zu Folge bestanden diese Verlarvungen meistentheils in Vorstellungen von Thieren, als: Hirschen, Bären, Löwen, deren Häute sie anzogen, und deren Stimmen sie nachahmten. Am meisten rügt er noch, daß sich die Männer in Frauengewänder versteckten, und so auf eine schmähliche Weise die männliche Würde durch weiblichen Putz entstellten. Es ist noch nicht so gar lange Zeit, daß man in den Fastnächten durch Vermummungen das Geschlecht vertauschte, um sich noch mehr unkenntbar zu machen; da sich aber dabei so mancher Unfug einschlich, so ist dieß fast aller Orten verbothen. Die Agonalien mochten übrigens ihre Benennung erhalten haben von agon, ἀγων, der Kampf, und vielleicht ursprünglich mit kriegerischen Kampfspielen begangen worden seyn, da Janus zugleich der Gott des Friedens und des Krieges war. Sein prächtiger Tempel in Rom wurde zur Zeit des Krieges geöffnet, zur Zeit des Friedens aber geschlossen. Bei dem Festus heißen die Agonalien auch Agnalia.

(Der Schluß folgt.)

Bulletin de la Société de l'Histoire de France. Revue de l'histoire et des antiquités nationales. Tom. I. Nr. 1—3 (1834. Juillet — Septembre.) Paris, chez Jules Renouard 1834. 8.

Angezeigt von Ferdinand Wolf.

Es gehört mit zu den charakteristischen Aeußerungen unseres Zeitgeistes, daß, während er einerseits im politischen und praktischen Leben unaufhaltsam vorwärts dringt, und, oft mit gefährlicher Hast, einzureißen droht, was Jahrhunderte aufgebaut haben, er andrerseits im wissenschaftlichen und künstlerischen Streben sich mit besonderer Liebe noch einmal rückwärts wendet, und mit Sorgfalt die historischen, literarischen und Kunst-Denkmäler sammelt, die auf irgend eine Weise den gesellschaftlichen Zustand vergangener Jahrhunderte erläutern könnten. Man möchte dieses Treiben fast dem eines Mannes vergleichen, der, aus ökonomischen Gründen und voll von Verbesserungsplanen, das Erbe seiner Väter durchaus neu zu gestalten sich unwiderstehlich gedrängt fühlt; aber, bevor er an die Ausführung schreitet, sich noch einmahl, wie von wunderbarer Wehmuth übermannt, Haus und Hof und Garten und alle die Umgebungen, in denen er aufgewachsen ist, genau betrachtet, um sich wenigstens ein treues Bild von allen dem zu bewahren, was ihm fast wider seinen Willen und trotz so mancher Unzweckmäßigkeit und Unbequemlichkeit, doch so lieb geworden ist, weil sich die Erinnerungen aus seinen Jugendjahren so innig damit verzweigt haben. Bedenkt man noch, daß die jüngst verflossenen Jahrzehende so ungeheuer thatenreich und welthistorisch inhaltsschwer waren, wie eben so viele Jahrhunderte, und wie dadurch das historische Bewußtseyn der Völker auf außerordentliche Weise angeregt werden mußte, so wird es nicht nur erklärlich, sondern als aus innerer Nothwendigkeit hervorgehend erscheinen, daß neben der politischen vorzugsweise die historische Richtung die herrschende unserer Zeit geworden ist. So erscheinen denn auch nur als nothwendiges Produkt und Manifestation dieses durch die Wichtigkeit der Gegenwart auf deren Causalnexus mit der Vergangenheit gerichteten Strebens die vielen historischen und antiquarischen Vereine, die sich in neuerer und neuester Zeit überall gebildet haben, und sie werden dadurch selbst wieder zum historischen Momente.

Bei welcher Nation wurde aber wohl in unseren Tagen das historische Bewußtseyn mächtiger angeregt, als bei den Franzosen? — Daher auch, neben dem Interesse an der Gegenwart, das eine Unzahl von Memoiren und historischen Werken über die letzten fünfzig Jahre zu befriedigen sucht, der Eifer und der allgemeine Antheil, mit denen seit der Restauration in Frankreich die vaterländische Geschichte überhaupt gelesen und betrieben wird. Diesem wahrhaft nationellen Bedürfniß entsprechend erscheinen nun nicht nur in die Wette » Geschichten der Franzosen « in größeren kostspieligen Werken für die höheren wohlhabenden Klassen, und in Abrégés und Résumés, oder in wöchentlichen Lieferungen zu zwei Sous für das unbemittelte Volk, sondern auch eben so eine wirklich erstaunliche Menge von historischen, topographischen und antiquarischen Werken über die einzelnen Provinzen und Departements, wie über die Bezirke, Kantone und Munizipalitäten, über die Hauptstadt wie über das unbedeutendste Provinzialstädtchen; nur dadurch ward es möglich, daß Sammlungen von bedeutendem Umfange der National-Chroniken, ältere Denkwürdigkeiten, ja selbst der Quellenschriftsteller des Mittelalters in Uebersetzungen neu herausgegeben werden konnten, so daß die Franzosen, wie kein anderes Volk, die unmittelbaren Quellen ihrer vaterländischen

Digitized by Google

Geschichte in neuen, bequemen, selbst für Damen zugänglichen Handausgaben besitzen. Aber eben deßhalb haben sich auch, durch freiwilliges Zusammentreten von Privaten, und zwar meist erst in der neuesten Zeit, historische Gesellschaften und antiquarische Vereine, fast in allen ehemaligen Provinzen Frankreichs gebildet, die, troß dem modernen Streben nach politischer Nivellirung und Centralisation, eben durch diese historische Richtung wieder ihres früheren, selbstständigen, eigenthümlichen Lebens inniger und tiefer sich bewußt geworden sind.

Auch die Regierung und die Kammern mußten natürlich diesem allgemeinen Impulse folgen; die erstere läßt die wichtigsten Urkunden sammeln und ordnen, und in einer eigenen Musterschule Archivare bilden (Trésor und Ecole des chartes), die historischen Kunst- und Bau-Denkmale vor fernerem Verfalle schützen, Gelehrte die Provinzen bereisen, um historische und antiquarische Untersuchungen anzustellen u. s. w.; die letzteren haben auf Antrag des Ministers des öffentlichen Unterrichts jüngst erst 120,000 Francs bewilligt, um unter der Leitung eines eigens dafür errichteten Comités alle bis jetzt noch unedirten Documente der vaterländischen Geschichte herauszugeben, wozu nicht nur alle Bibliotheken und Archive der Hauptstadt und der Departements untersucht und benützt, sondern selbst die Archive der Ministerien, das des auswärtigen nicht ausgenommen, geöffnet werden sollen.

Zu einem ähnlichen Zwecke hatte sich aber bereits den 27. Juni 1833 ein Verein von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte gebildet, und am 23. Jänner 1834 definitiv als Gesellschaft der Geschichte Frankreich's (Société de l'histoire de France) zu Paris constituirt. Diese Gesellschaft hat sich nämlich als Zweck vorgesetzt: 1. Die Herausgabe von Original-Dokumenten, die sich auf die Geschichte Frankreichs bis zur Versammlung der Etats-généraux i. J. 1789 beziehen; 2. die Uebersetzung dieser Dokumente, wenn sie für das größere Publikum nöthig erachtet werden sollte; 3. die Bekanntmachung ihrer Verhandlungen vermittelst einer Zeitschrift unter dem Titel: »*Bulletin de la Société de l'Histoire de France.*« Die von dieser Gesellschaft beabsichtigte Herausgabe der Quellenschriften der französ. Geschichte wird sich daher von der von den Benediktinern begonnenen und von der Académie des Inscriptions fortgesetzten (»Recueil des Historiens des Gaules;« bis jetzt 19 Foliobände, die bis zum heil. Ludwig herabreichen) dadurch unterscheiden, daß sie die Originale unzerstückelt gibt, und wenn sie in einer fremden oder veralteten Sprache geschrieben sind, eine französische Uebersetzung oder Glossare nebst kritischem und exegetischem Apparat beifügt, und hierdurch sowohl als durch bequemes Format nicht nur dem Gelehrten vom Fach, sondern auch dem gebildeten Publikum überhaupt die Kenntniß der vaterländischen Geschichte aus den Quellen möglichst erleichtern wird. Daß die noch unedirten vorzüglich berücksichtiget werden sollen, versteht sich von selbst.

Da aber diese Ausgabe der Quellen erst vorbereitet werden muß und nur langsam vorschreiten kann, so hat die Gesellschaft um ihren Hauptzweck: möglichste Popularisirung der Quellen und Hülfsmittel der vaterländischen Geschichte schneller zu erreichen, die Herausgabe einer Zeitschrift (Bulletin) in monathlichen Heften damit verbunden, wodurch sie zugleich den Nebenzweck zu realisiren sucht, einerseits sich und diese Zeitschrift zum Centrale aller Provinzial-Vereine, zum gemeinschaftlichen Organ aller Bearbeiter und Freunde der vaterländischen Geschichte, und zum Repertorium der darauf bezüglichen Hülfswissenschaften zu machen, andererseits schon auf diesem Wege unedirte Dokumente von kleinerem Umfange zu publiziren. Diese Zeitschrift zerfällt daher in zwei Hauptabtheilungen, wovon die erste enthält: 1. Die Verhandlungen über die Gesellschafts-Angelegenheiten selbst (Actes et travaux de la Société); 2. Auszüge und Analysen historischer und archäologischer Werke über Frankreich (Extraits et analyses); 3. Abhandlungen, Bemerkungen und Anfragen über alle Zweige der vaterländischen Geschichte und Alterthümer (Notices historiques); 4. Miscellaneen; wie Auszüge aus den Verhandlungen der übrigen gelehrten Gesellschaften, in wie ferne sie auf die Geschichte von Frankreich Bezug haben, Verzeichnisse der historischen Handschriften, Kataloge der vaterländischen Alterthümer-Sammlungen, und sonstige, für die Gesellschaft interessante literarische Neuigkeiten (mélanges); 5. eine Bibliographie der Geschichte Frankreichs (Bibliographie de l'histoire de France). Die zweite Hauptabtheilung gibt, mit besonderer fortlaufender Pagination, die oben erwähnten kleineren Dokumente, Inschriften, Abbildungen von Münzen, Siegeln, historischen Basreliefs u. s. w. (Documens originaux de l'histoire de France.) Der Jahrgang von zwölf Heften wird zwei Bände von ungefähr 40 Bogen bilden, in gleichmäßigem Druck und Format mit der von der Gesellschaft beabsichtigten Ausgabe der größeren Quellenschriften.

Um nun von der Reichhaltigkeit und Wichtigkeit dieser Zeitschrift einen Begriff zu geben, wollen wir die Inhalts-Anzeige der bis jetzt uns zugekommenen ersten drei Nummern folgen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

// Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

14. Mittwoch, den 18. Februar 1835.

Fasching, *Carneval.*

(Schluß.)

Die Quirinalien wurden zu Ehren des Quirinus am 17. Februar gefeiert, treffen also in der Zeit so ziemlich genau mit unserer eigentlichen Fastnacht zusammen. Quirinus ist ein Beiname des Romulus, des Gründers Roms, wornach sich die Römer auch Quiriten nannten. Diesen Aufschluß hierüber gibt: Rangonis vita Romuli, Francof. 1661. Boerneri dissert. de Romuli cognomento clarisque Quirinis. Lipsiae 1709; und Gladovii vita Romuli. ibid. 1718.

Dieses Fest ist also gleichsam eine jährliche Gedächtnißfeier oder Wiederhohlung der Apotheosis, der Vergötterung des Romulus, den selbst Horaz (Epist. I. lib. 2) also besingt:

Romulus et Liber pater, et cum Castore Pollux
Post ingentia facta, Deorum in templa recepti etc.

Daß es bey diesen Quirinalien recht toll und lustig mag zugegangen haben, läßt sich schon daraus abnehmen, daß man sie auch das festum stultorum genannt hat. Besonders zeigten die Salier (a saliendo) und die Luperci (woher die Lupercalia) ihre ausgelassenen Sprünge und Tänze, daß darauf die 37. Ode des 1. B. von Horaz mit den Eingangsversen trefflich paßt:

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus; nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat Dapibus, Sodales!

Jenes festum stultorum paßt übrigens auch zu dem einst üblichen Ausdrucke, die Narrenkirchweihe, womit man, dem Höfer und Adelung zu Folge, den Montag vor Esto mihi, oder den Montag vor der Fastnacht, bezeichnet hatte, wie es aus dem bekannten Werke: „Das Narrenschiff" erhellet, welches Sebast. Brand 1506 zu Basel herausgab, und unter dem Titel bemerkte: Gedruckt zu Basel uf die Vasenacht, so man der Narren Kirchweih nennet. Dieser Ausdruck ist, wie wir oben gesagt haben, noch heut zu Tage in der Schweiz üblich.

Die Narrenfastnacht in Salzburg.

Es hat wohl meines Wissens nie eine Stadt oder ein Land das Carneval so feierlich, oder aber so toll und possenhaft begangen, als ehedem Venedig. Diese Festlichkeit aber hier näher zu beschreiben, erachte ich für überflüssig, nachdem sie bereits schon durch so viele Federn treu genug geschildert, und neuerdings sogar auf die Bühne scenisch versetzt worden ist. Es gibt jedoch außer der Lagunenstadt noch so manchen Ort, wo man, sey es auch verhältnißmäßig nur in Miniature, doch auf eine so eigenthümliche und volkssittliche Weise die Fastnacht feiert, daß es der Erwähnung nicht unwerth dünken mag. Die Bemerkung des Chronikschreibers Pfeifer von Leipzig, daß sich junge Leute dieser Stadt in der Fastnacht verkleidet, und einen Pflug durch die Straßen gezogen haben, rief mir wieder lebhaft jene sogenannte Narrenfastnacht zu Salzburg ins Gedächtniß zurück, die ich hier in Kürze so mahlen will, wie ich sie noch im vorigen Decennium selbst mit angesehen habe.

Es war, wenn ich nicht irre, am letzten Carnevalstage, wo sich ganz Juvavia erhob und die Augen mit Brillen bewaffnete, um den „Ferenzug der Marglaner," wie es hieß, in Augenschein zu nehmen. Das Dorf Marglan nämlich, welches nordwestlich von der Kreisstadt liegt, genießt mit den nachbarlichen Weilern von Alters her schon das Vorrecht, einen burlesken Maskenzug durch die Stadt machen zu dürfen, und bediente sich, wie gesagt, dieser Freiheit noch im letzten Decennium (wie ich aber vernahm zum letztenmahl). Das war denn auch ein wahrhaft bacchantischer Narrenzug, zu dem man sich höchstens nur die rasenden Mainoten mit den Thyrsusstäben denken durfte. An

Digitized by Google

der südwestlichen Seite der Stadt kam der triumphalische Heereszug angerückt, und nahm seine Richtung gegen Nordwest, gegen Moellen oder Mühlen, einem nachbarlichen Marktflecken. Auf mehr als 100 Leiterwägen und Karren sah man nichts als Possenspiel, Narrentand, Popanz und Burleske in den buntesten Masken und extravagantesten Gestalten, dazwischen ritten manche auf Ochsen, Kühen, oder verkehrt auf elenden ebenfalls maskirten Kleppern, und nur wenige gingen zu Fuß. Auf dem einen Bauernwagen wurde gepflügt, gesäet; auf dem andern gedroschen; auf dem dritten war ein großes Schiff, wo man Netze auswarf, und Fische in der Luft fing; auf dem vierten und fünften wurde getanzt, und (wirklich wie man sagte) Hochzeit gehalten in reichlichen Trink- und Schmausgelagen; auf dem sechsten wurde mit Würfeln und Karten gespielt, und dabei absichtlich zum Scherze viel gezankt, gestritten und herumgerauft, wie sich überhaupt das Schlagen, Balgen und Prügeln noch öfter wiederholte. Hier hielt man Schule, wo die Schüler durch Erwachsene, der Lehrer durch ein Kind vorgestellt wurde; da übten Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Schuster ꝛc. charakteristisch ihr Handwerk aus, und verspotteten sich wieder wechselseitig zur allgemeinen Belustigung. Auf diesem Karren zechten, taumelten und fabelten Betrunkene; auf jenem kochten hübsche Dirnen und bucken Faschingskrapfen, die wie die Kirchweihkrapfen im Salzburgischen wirklich von besonderer Güte sind. Hier brannte man Lichter und Laternen bei hellem Tage, dort spielten Bursche und Dirnen eine Art blinde Kuh. Der Eine war so dick und plump, als trüge er zehn Polster am Leibe, der Andere stellte irgend ein Thier in der Maske vor, der Dritte hatte eine Larve, bei deren Anblick ein Demokrit vor Lachen bersten mußte. Auf einem Platze hielt der ganze Zug an, und versammelte sich um einen Mann, der von einem erhöhten Orte alle die dummen Streiche, lächerlichen Ereignisse und lustigen Schwänke vorlas, die er seit der letzten Jahresfrist in seiner Umgebung beobachtet hatte. Er nennt in seiner Satyre nicht bloß ausdrücklich die Namen, sondern zeigt auch mit den Fingern auf den gegeißelten Gegenstand hin, und erregt ununterbrochen ein gellendes Gelächter. Nach Beendigung dieser Vorlesung begibt sich der Zug in das nahe Moellen, verliert sich dort in die Wirthshäuser und Schenken, und weiht die eigentliche Fastnacht dem Bacchus und der Erato, der Völlerei und dem Tanze.

J. Moshamer.

Bulletin de la Société de l'Histoire de France. Revue de l'histoire et des antiquités nationales. Tom. I. No. 1—3 (1834 Juillet — Septembre.) Paris, chez Jules Renouard 1834. 8.

(Fortsetzung.

No. I und II (in einem Hefte). *Première Partie. Section première. Actes et travaux de la Société.* Plan und Zweck der Gesellschaft; Reglement; Verzeichniß der Gründer und ersten Mitglieder (worunter sich die Minister Guizot und Thiers, viele Pairs und die ausgezeichnetsten Historiker und Alterthumsforscher, Frankreichs befinden); Bildung des »Conseil« und des »Bureau« der Gesellschaft, insbesondere der mit der Herausgabe der Dokumente und der Redaktion des Bulletin beauftragten Comités (Comité de publication und Comité du Bulletin); Verhandlungen der ersten Sitzungen (Procès-verbaux). Aus diesen heben wir, als von allgemeinerem Interesse, aus, daß die Gesellschaft sich zunächst für die Herausgabe folgender Werke entschieden hat: 1. Chronique de l'établissement des Normands en Sicile, suivie de l'histoire de Robert Guiscart, par *Amat* (ou Aimé), moine du mont Cassin. Das lateinische Original der Chronik ist verloren gegangen, und nur diese in einer gleichzeitigen, einzigen Handschrift der königl. Bibliothek befindliche Uebersetzung, die durch einen »escriveor en lettres romanes« in Italien noch im dreizehnten Jahrhunderte gemacht wurde, hat sich erhalten. Von der Geschichte des Robert Guiscart aber hat sich auch das lateinische Original vorgefunden. Die altfranzösische Uebersetzung dieser beiden Chroniken, nebst drei unedirten Urkunden der normännischen Könige von Sicilien, wird mit Anmerkungen in einem Octavbande, zu 500 Exemplaren, von Hrn. Champollion-Figeac herausgegeben werden. 2. »Journal d'un Bourgeois de Paris du temps de la Ligue, et autres documens de la même époque.« Diese ebenfalls bisher ungedruckten Dokumente werden in einem Oktavbande, zu 750 Exemplaren, erscheinen, dessen Herausgabe sich Herr von Monmerqué unterzogen hat. Demnächst soll eine bedeutend verbesserte und nach bisher unbenützten Handschriften der k. Bibliothek vervollständigte Ausgabe des Villehardouin, besorgt durch Hrn. Paulin Paris, nachfolgen. Auch eine neue Ausgabe des Froissart, besorgt durch Hrn. Lacabanne wird vorbereitet. Die Gesellschaft, von dem Minister Guizot aufgefordert, übernimmt in Vereinigung mit der Académie des Inscriptions die Leitung der Herausgabe jener unter der Aufsicht der Regierung zu veranstaltenden Sammlung aller noch unedirten Dokumente der französischen Geschichte, wozu die Kammern 120,000 Francs bewilligt haben; Auszug aus dem Rapport des Ministers an den König.

Section II. Extraits et Analyses. Ueber die neue Karte von Frankreich, welche von dem Kriegsministerium her-

Digitized by Google

ausgegeben wird; Auszug aus dem im VI. Bande des »Mémo»rial du Dépôt de la Guerre« abgedruckten Bericht des Obersten Puissant, nebst etymologisch-historischen Bemerkungen über die eigentliche Orthographie mehrerer Ortsnamen, von B. Guérard. Von dieser Karte, die an die Stelle der veralteten Cassinischen tritt, sind bereits 14 Blätter (Maßstab $^1/_{80000}$) erschienen, 24 gestochen und 51 aufgenommen, sie wird im Ganzen aus 259 Blättern bestehen. Eine geographisch-topographische Beschreibung des Königreichs soll nachfolgen. — Auszug aus der: »Dissertation sur l'étendue du territoire concédé à Rollon, par le traité de Saint-Clair-sur-Epte en 911; par M. Ach. *Deville* (abgedruckt im VI. Bande der Mémoires de la Société des Antiquaires de Normandie, p. 47—69); von J. Desnoyers, dem Secretär der Gesellschaft. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß der Normann Rollo mit der ganzen ehemaligen Provinz Normandie und selbst einem Theile der Bretagne schon im Jahre 911 von Karl dem Einfältigen belehnt worden sey, wird hier bewiesen, daß diese erste Belehnung nur die Normandie, jedoch mit Ausnahme des Bessin, Cotentin und Avranchin in sich begriffen habe. — Ueber: »Les Historiettes de *Tallemant des Reaux*. — Mémoires pour »servir à l'Histoire du XVIIe siècle, publiés sur le manu»scrit inédit et autographe, avec des éclaircissemens et des »notes: par MM. *Monmerque*, de *Châteaugiron* et *Tasche»reau*. Paris 1834. 8. Vol. 1—3,« von P. Paris. Nicht Geschichte, sondern Geschichtchen, d. h. Anekdoten, meist nach den pikanten und medisanten Konversationen (wohl auch mitunter Klatschereien) im Hôtel Rambouillet. — Anzeige der: »Divers Mémoires historiques et archéologiques, communiqués en 1833 à *l'Académie de Rouen*;« insbesondere von Gaillard's Abhandlung über Sibylla von Conversano, die Gemahlinn Robert's de Courte-Hense, und von der Preisfrage: welcher Ort wohl heut zu Tage auf der Stelle stehe, wo zu Cäsar's Zeit Samarobriva stand? (nach der Meinung der Meisten Amiens). — Kurze Anzeige von Fr. Hurter's Geschichte des Papstes Innocenz III. Hamburg 1834. Thl. I. Ehrende Anerkennung deutschen Fleißes und des Talentes des Verf. — Die beiden letzteren Artikel von A. Beugnot.

Section IV. *Mélanges*. „Travaux de la Société archéo„logique du midi de la France." Auszug aus einem Schreiben des Sekretärs dieser Gesellschaft, Herrn Du Mège. Wir heben daraus aus: Daß der Präsident dieser Gesellschaft zu Toulouse, der Marquis de Castellane, nächstens ein Werk in romanischer Sprache nebst Uebersetzung und Commentar herausgeben werde, das vielleicht der Prototyp der Divina Comedia war; ferner, daß sich unter den vorgelesenen Abhandlungen auszeichnen: »Une dissertation sur l'état des arts »chez les Visigoths établis à Toulouse, et les Goths, maîtres »de l'Italie, par M. le Marquis *de Castellane*.« — »Une »dissertation de M. l'abbé *Jamme* sur l'Evangélistaire de »Charlemagne, conservé autrefois à Tolouse.« — »Un mé»moire sur les amphithéâtres du Midi ...... par *Dubarry*; »etc. ....« Auszug aus den Verhandlungen der allgemein-wissenschaftlichen Versammlungen zu Caen im Jahre 1833, und zu Poitiers im Jahre 1834, in so weit sie die von der historisch-archäologischen Section gemachten Fragen und Vorschläge betreffen. — Ueber die durch Testament vom 2. Mai 1833 von dem in Aegypten gestorbenen Bretagner Gobert fundirten jährlichen Preise für die beredteste und die gründlichste Abhandlung über die französische Geschichte, der eine durch die Académie française, der andere durch die Acad. des Inscriptions zuzuerkennen.

Section V. *Bibliographie historique et archéologique de la France*. Dießmal vom Jahre 1833 angefangen. Ist diese Bibliographie einmal im gleichen Schritt mit den Erscheinungen des Tages, so will der Verfasser derselben, Herr J. Desnoyers, zurückschreitend größere Abschnitte wählen, wie seit der Restauration, unter der kaiserlichen Herrschaft, während der Revolution, und so zurückgehend, bis sie sich an das große Werk: die »Bibliothèque historique de France« von Lelong und Fontette (2de éd. 1778) anschließt, und dann mit dem von der Gesellschaft beabsichtigten »Repertoire des sources »de l'Histoire de France« eine vollständige Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel der französischen Geschichte bilden wird. Die dießmahl verzeichneten Schriften sind unter folgende Rubriken geordnet: »*Documens originaux*« (Nr. 1—15); wir heben davon, als auch für unsere vaterländische Geschichte interessant, folgendes Werk aus: »Particularités inédites sur »*Charles-Quint* et sa cour, avec un appendice sur l'ordre »de Saint-Hubert, par M. de *Reiffenberg*. Bruxelles 1833 »4. 79 pages.« — »*Histoire de France en général*« (Nr. 16 bis 59), eine wahrhaft erstaunliche Anzahl von allgemeinen Werken über die ganze französische Geschichte in dem kurzen Zeitraume vom Anfang des Jahres 1833 bis August 1834. — »*Questions diverses. — Biographie*« (Nr. 60 bis 68). — »*Hi»stoires d'Epoques particulières*« (Nr. 69 bis 86). — »*Histoi»res de Provinces, de Départemens et de Villes*« (Nr. 87 bis 264). Abermals eine wahrhaft erstaunliche Anzahl, da überdieß viele Nummern, wegen Einschaltungen, zwei, dreimal wiederholt sind, wenn man auch die einzeln aufgeführten Abhandlungen der Societäts-Schriften davon abzieht. Wir machen unter diesen auf ein hochwichtiges Werk aufmerksam: »Archéologie pyrénéenne, ou Antiquités religieuses, mili»taires, domestiques et sépulcrales de la Gaule narbonaise »et de l'Aquitaine; ....., par *M. Alexandre Du Mège*.« Das Werk wird aus fünf Oktavbänden Text, und zwei Foliobänden mit 145 Kupfern und Karten bestehen.

Deuxième Partie. *Documens historiques originaux*. I. Lettre de *Joseph de Cancy*, Chevalier de l'Ordre de Saint-

Jean-de-Jérusalem, à Edouard I., Roi d'Angleterre, contenant la rélation de la *bataille d'Emesse* et des événemens qui se sont passés dans la Terre-Sainte vers la fin de l'année 1281. Aus diesem Berichte eines Augenzeugen (das Original befindet sich im Archive des Towers von London »en Bundel-»lis) scheint hervorzugehen, daß eigentlich die Mogolen die Schlacht gewonnen, und nur ihren Sieg nicht zu benutzen verstanden (vergl. Michaud Hist. des Croisades. 4. éd. Tom. IV. p. 145, und Bibliothèque des Croisades IVe Partie, p. 539 et suiv. mit Wilken's Geschichte der Kreuzzüge; Tom. VII. p. 667—668). — II. Procès verbaux et Enquêtes faits en 1521 et 1522, à la requête des doyens, chanoines et chapître de l'église Notre-Dame de *Nesle,* pour constater la perte et destruction de titres de ladite église, *lors du pillage de la ville de Nesle, en 1472, par Charles-le-Téméraire, duc de Bourgogne.* Die Original-Aktenstücke sind im Besitz des Herrn Quénescourt, k. Notars zu Nesle (im Arrondissement von Noyon), und enthalten neue Details über ein bekanntes Factum, wodurch die treulose Grausamkeit Karls des Kühnen gegen die durch Kapitulation sich sicher wähnenden Einwohner von Nesle, welche Comines (mém. livre 9. chap. 3) nur schwach zu entschuldigen sucht, in grellen Zügen hervortritt. —

III. Lettre de Charles IX. au Duc de Longueville, Gouverneur de Picardie (vom letzten September 1572). — IV. Lettre de Léonor d'Orléans, Duc de Longueville, à Marie de Bourbon, sa femme. — V. Lettre de Marie de Bourbon-Vendôme, Duchesse de Longueville, à la Marquise de Rothelin, sa belle-mère. — VI. Lettre de la Princesse de Condé, à la Duchesse de Longueville, sa belle-soeur (vom 11. April 1587). Diese Briefe (aus der Sammlung des Hrn. von Monmerqué) enthalten interessante Winke über den anfänglichen Plan Karl's IX., La Noue, den bekannten Geschichtschreiber und Anführer der Hugenotten, der nach der Uebergabe von Mons an den Herzog von Alba nach Frankreich zurückkehren wollte, dahin zu locken, um ihn wahrscheinlich auf ähnliche Weise, wie den Admiral Coligny zu behandeln (vergl. *de Thou,* livre LIII, und Vie de la Noue, par *Amirault,* p. 70), und über die Absichten Heinrichs III. und seiner Mutter, den Hugenotten eine zweite Saint-Barthélemy zu bereiten. — VII. Lettres closes, en forme de circulaire, de Charles-le-Mauvais, Roi de Navarre, relatives à *l'assassinat de Charles d'Espagne,* connetable de France. — VIII. Lettres closes de Charles-le-Mauvais, Roi de Navarre, adressées, le 6 juillet 1370, au vicomte de Valognes. In dem ersteren dieser Briefe (beide ebenfalls aus der Sammlung des Herrn v. Monmerqué) an die Stadt Rheims vom 17. Jänner 1354, sucht sich der König von Navarra wegen des auf sein Anstiften den 6. Jänner 1354 an dem Connetable von Frankreich verübten Meuchelmordes (»nous avons fait mourir ledit Charles«) zu rechtfertigen (vergl. Chroniq. de *Froissart,* publ. par J. A. Buchon. Paris 1824. 8. Tom. III. p. 59—63). In dem zweiten befiehlt er, seinem Thorwärter (»portier«) von Cherbourg den rückständigen Lohn, von 3 Francs monathlich, auszubezahlen. — IX. Documens relatifs au *soulevèment des paysans* du Périgord, du Limousin etc., sous le nom de *Croquans.* Und zwar: 1. Circulaire adressée par les Croquans aux officiers qui commandoient dans les diverses châtellenies situées sur leur passage (aus der k. Bibliothek); dagegen 2. Convention des nobles du Périgord pour défendre le service du Roi et repousser les paysans révoltés (nach einer Abschrift des Abbé Prunis, aus dem Archive des Schlosses Baynac-sur-Dordogne, im Sarladais). Merkwürdige Beiträge zur Geschichte der Bauernaufstände. Der Aufstand der Croquans, die sich den »tiers-estat« nennen, entstand im Jahre 1593 wegen der Abgaben (»dismes« und »tailles«) an die Geistlichkeit und den Adel, und dauerte zwei Jahre.

X. Procès-verbal de ce qui s'est passé au sujet de *l'exécution à mort du maréchal de Biron,* décapité en la cour de la Bastille le 31 juillet 1602 (aus den Registern des Hôtel-de-Ville)[1]. (Der Schluß folgt.)

Meine Ansicht.

Herr Saphir berichtet in einem der jüngsten Blätter der Wiener Theaterzeitung: Ein mittelmäßiger Schriftsteller habe gesagt: Es wäre eine glückliche Zeit gewesen, da es noch keine Kritik gab. Da nun unser Landsmann Bauernfeld sich vor Kurzem auf eine ähnliche Art über die Nachtheile der Kritik geäußert hat, sind Einige auf den Gedanken verfallen, Herr Saphir habe mit seinem mittelmäßigen Schriftsteller auf Bauernfeld anspielen wollen. Ich glaube es nicht. Erstens weiß Herr Saphir, wie ganz Deutschland es weiß, daß Bauernfeld kein mittelmäßiger, sondern ein sehr guter Schriftsteller ist. Dann — wollte man auch das Wort gut in einer so übertriebenen Steigerung gebrauchen, daß es mit fehlerlos zusammenfiele — auf welcher Stufe müßte derjenige selbst stehen, der über Bauernfeld das Mittelmäßig aussprechen wollte? Nein, nein, Herr Saphir denkt nicht daran.

Grillparzer.

[1] Neue Aufschlüsse über die geheimen Ursachen dieses Aktes ungewöhnlicher Strenge Heinrich's IV. findet man im letzten, so eben erst erschienenen Bande von *Capefique:* Hist. de la Réforme, de la Ligue et du règne, de Henri IV.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

15. Sonnabend, den 21. Februar 1835.

Bulletin de la Société de l'Histoire de France. Revue de l'histoire et des antiquités nationales. Tom. I. No. 1—3. (1834 Juillet — Septembre.) Paris, chez Jules Renouard 1834. 8.

(Schluß.)

No. III. *Première Partie. Section II. Extraits et analyses.* Notices sur les principaux Recueils de Documens originaux relatifs à l'Histoire de France, publiés jusqu'à ce jour. Unter dieser Rubrik soll nach und nach eine Uebersicht aller vom 16ten Jahrhunderte bis jetzt gedruckten Sammlungen von Quellenschriften, in so ferne sie auf die französische Geschichte Bezug haben, gegeben werden. Hier wird der Anfang mit dem: »Recueil des Historiens des Gaules et de la France« (bis jetzt 19 Bde. in Fol.) gemacht, und der, nur in sehr wenigen Exemplaren abgezogene »Rapport fait à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, sur la continuation de ce Recueil, par MM. *Naudet* et *Daunou*, éditeurs du XIX. tome« (vom 19. October 1832) ist abgedruckt. Die in Beziehung auf die Fortsetzung dieser Sammlung aufgeworfenen Fragen, womit sich hauptsächlich dieser »Rapport« beschäftiget, sind: 1. Ob jene, die Kreuzzüge zum Hauptgegenstande machenden Quellenschriften auch dieser Sammlung einverleibt, oder, wie die Berichterstatter antragen, nicht vielmehr in einem eigenen Corpus herausgegeben werden sollen? 2. Ob die nächste (10te) Serie bloß die Regierungen Ludwig's IX. und Philipp's III., oder, wie die Herren Daunou und Naudet vorschlagen, die ganze Epoche von Ludwig IX. bis auf Philipp von Valois umfassen soll? Beide Fragen wurden von der Akademie im Sinne der Berichterstatter entschieden. — Musées d'antiquités dans le Département du Jura. — Du Culte des esprits dans l'ancienne Séquanie; par M. *Monnier*. Auszug aus dem: Annuaire du départ. du Jura. an 1834 von A. Beugnot. Dieses »Annuaire« besteht nämlich aus zwei, besonders paginirten Abtheilungen; die erste bildet der Bericht über die Alterthümer-Sammlungen des Departements, eine zu Lons-le-Saulnier, und die andere zu Dôle; die zweite Abtheilung enthält die Abhandlung über den Volksglauben an Geister, Feen, weiße Frauen, den wilden Jäger u. s. w. im Depart. Jura von Hrn. Monnier, der schon im Jahre 1823 einen eben so interessanten Aufsatz (»Sur les moeurs et usages singuliers du peuple dans le Jura«) herausgegeben hat. — Histoire du *Privilège de Saint-Romain*, en vertu duquel le chapitre de la cathédrale de Rouen délivroit anciennement un meurtrier, tous les ans, le jour de l'Ascension, par M. *Floquet*. Rouen 1833 — 1834. 2 Vols. 8. Angezeigt von A. Teulet. Nur historisch unbegründbare Sagen knüpfen den Ursprung dieses, in seiner Art einzigen Privilegiums an den heil. Romanus selbst. Urkundlich geschieht davon erst im zwölften Jahrhunderte Meldung; doch dauerte es, was kaum zu glauben, bis zum Jahre 1791. Das Merkwürdigste dabei ist, daß die Wahl des Kapitels gerade immer auf die schwersten Verbrecher fiel, — »pour lever la fierte[1].« Dieses Buch ist ein höchst interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. — Recherches sur *Randan*, ancien Duché-Pairie; par M. le vicomte *Henri de Bastard*. Riom 1830. Im Auszuge mitgetheilt von M. L. Boutteville. Diese Monographie von dem Schlosse und Städtchen Randan (Hauptort des Kantons gleiches Namens, Arrondissement von Riom, Departement Puy-de-Dôme) ist deßhalb von allgemeinerem Interesse, weil mehrere seiner Besitzer aus den berühmtesten Familien Frankreichs waren (wie die Chalençon, Polignac, Rochefoucauld &c. ...), deren Geschichte, so wie die der Auvergne überhaupt dadurch manche Aufklärung erhält.

Section IV. Mélanges. Rapport fait, dans la séance du 25 juillet 1834, par la commission des Antiquités de la France, sur les mémoires envoyés au Concours pour les trois médailles d'or accordées en prix par M. le ministre de l'Instruction publique, aux trois auteurs qui, au jugement de l'Académie royale des Inscript. et belles-lettres, auroient composé *les meilleurs mémoires sur nos antiquités*, depuis le 25 juillet 1833, jusqu'au 25 juillet 1834. Dieser Bericht liefert abermals den Beweis, daß die Geschichte, Geo-

[1] »Fierte« hieß der Kasten oder Sarg des heil. Romanus zu Rouen. Daher »Crime fiertable« ein Verbrechen, das durch Tragung dieses Kastens abgebüßt werden konnte.

Digitized by Google

graphie und Alterthumskunde von Frankreich nie mit so regem und erfolgreichem Eifer betrieben wurde, wie gegenwärtig, und daß insbesondere die Geographie von Frankreich unter den Römern und im Mittelalter durch die Sammlungen, Nachforschungen und Arbeiten der gelehrten Gesellschaften in den Provinzen, und die dadurch nur möglich gewordenen topographisch-antiquarischen Monographien die wichtigsten und überraschendsten Aufklärungen erhalten habe. Leider verbietet uns der Raum, auf die vielen einzelnen in diesem interessanten Berichte angeführten, mit dem Preise gekrönten, oder durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichneten Abhandlungen einzugehen. — Extraits des Procès-verbaux des séances de *la Société royale des Antiquaires de France*, depuis le 9 Janvier jusqu'au 19 Juillet 1834; par M. *Allou*, secrétaire de cette Société. Auch durch diese Verhandlungen wird unsere so eben gemachte Bemerkung bestätiget; aber auch hier können wir, aus Mangel an Raum, auf das Einzelne uns nicht einlassen, obgleich manche der abgehandelten Gegenstände von allgemeinem Interesse sind. — Congrès méridional. Première session, à Toulouse, en Mai 1834. Toulouse 1834. 8. Auszug der auf Geschichte und Alterthumskunde bezüglichen Wünsche und Vorschläge.

Section V. Bibliographie historique et archéologique de la France. Catalogue descriptif et raisonné des *manuscrits de la Bibliothèque de Cambrai*, par *A. Le Glay*. Cambrai 1831. 8. Auszug aus diesem wichtigen Katalog einer der an handschriftlichen Schätzen reichsten Provinzial-Bibliotheken Frankreichs, in Bezug auf Kirchen- und politische Geschichte, Genealogie u. s. w., von M. L. Boutteville. Zugleich Ergänzung des bei Haenel (Catalogi libr. mss. Lips. 1830. 4. p. 99—115) abgedruckten älteren Katalogs, da seitdem durch die Emsigkeit des Herrn Le Glay 168, meist historische Handschriften neu hinzukamen. Wir machen auf folgende für unsere vaterländische Geschichte interessante aufmerksam: 693. Joyeuse entrée des archiducs en diverses villes des Pays-Bas. fol.[1] — 704.... Item les privilêges impériaulx octroyés par les empereurs de haulte et heureuse recordation et mémoire, Maximilien et Charles-le-Quinct, l'an 1518 et l'an 1521 respectivement. fol.

Deuxième Partie. Documens hist. originaux. XI. Remonstrances des Grands d'Angleterre, Prélats, Comtes et Barons, à Edouard Caernarvon (Edouard II.) 1310. Nach der gleichzeitigen Copie im Trésor des chartes (Archives du Royaume, T. 655, p. 28) mitgetheilt von Teulet. Diese bisher unedirte Vorstellung der englischen Prälaten und Barone an den König Eduard II. von England, zur Regulirung seines Haushaltes, besseren Verwaltung der Staatseinkünfte und Aufrechthaltung ihrer von ihm beschwornen Privilegien, mehrere aus ihrer Mitte (ordinatores regni Anglie) zu erwählen, ist nicht nur in historischer Hinsicht, sondern auch als Sprachdenkmal höchst merkwürdig. — XII. Lettres de Charles de Lannoy et de Charles-Quint, relatives à *la bataille de Pavie* (1525). Die Originale dieser Briefe befinden sich seit dem Jahre 1794 in dem k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv, früher waren sie in dem Archiv zu Brüssel, und wurden nach einer damals gemachten, von Hrn. Gachard mitgetheilten Abschrift zuerst von Hrn. Arthur Dinaux, nebst einer historischen Einleitung, in den »Archives historiques du Nord de la France« (Tom. III. 3. livr. p. 216, Valenciennes 1833) im Druck herausgegeben. Dieser Aufsatz wird hier im Auszuge von Hrn. Tailliar, Rath am königl. Gerichtshof zu Douai, mitgetheilt, und auch wir wollen zum Andenken an den für jeden Oesterreicher höchst merkwürdigen 24. Februar, den Geburtstag Kaiser Karls V., an dem im Jahre 1525 dessen Feldherr, Karl von Lannoy, Herr von Maingoval, in der Schlacht von Pavia den König Franz I. von Frankreich besiegte und gefangen nahm, diese Briefe abermals abdrucken lassen.

Lettre de Charles de Lannoy à l'Archiduchesse Marguerite d'Autriche, Gouvernante des Pays-Bas.

Madame,

Par mes dernières lettres du 21 de ce mois, vous ay advertis de tout ce qu'estoit survenu jusques ce jour là, et que à la fin de ceste sepmaine vous advertiroie ce que auroit esté fait de la conclusion par nous prinse, que estoit meetre peine de combattre le roy de France du moins à nostre désavantaige qu'il seroit possible.

Madame, hier au soir à la mynuyt, levasmes l'armée de l'Empereur du camp là où estions logez, et fismes rompre le mur du parcq de Pavie en trois lieux pour entrer en escadron de pied et de cheval, ce que se fist, et donasmes la bataille au roy de France, laquelle il perdit, et a pleut à Dieu donner victoire à l'Empereur. J'ai le roi prisonnier en mes mains; le filz du roy Johan de Navarre et tous les nobles gens qu'il avoit avec lui sont prins ou mort, comme entendrez par le sieur de Grospin, présent porteur, lequel vous supplie très humblement croire de ce qu'il vous dira, car je l'envoie tout exprès pour vous advertir comme les choses sont passez.

Du camp de l'Empereur, à Saint-Pol près Pavie, ce 24e de février 1525.

Charles de Lanoy[1].

[1] Bei Haenel (l. c. p. 110) findet sich diese Handschrift durch einen etwas argen Verstoß so katalogisirt: »Joyeuse entrée des *archevêques de Cambrai!*«

[1] Dieser Brief, gleichsam das officielle Bulletin von der Schlacht, ist von Lannoy nur andiktirt und unterschrieben. Der nachfolgende, die confidentielle Depesche, ist ganz von seiner Hand.

Digitized by Google

Lettre du même à l. même.

Madame,

Vous entendrés par Gropain la victoire qu'il a plut à Dieu doner à l'Empereur, et come le roy de Franse est mes mains. La plus part de gens de bien de Franse sont demorés pris ou mors. Des Suisses il en net peut eschapez: leurs Almans sont tous mors. Le roy m'a dit qu'il avoit viij mille Suisses, v mille Almans, eette mille piétons françois et vj mille Italliens. La batalle a etté bieu disputé de quoté et d'autres, et ont nos gendarmes et piétons fort bien fait leur devoir, et principalment les Espagnoz, qui ont etté cause de la victoire. Madame, je prie Dieu vous doner bone vie et longue. Du camp de Pavie, là où le roy de Franse étoit logié, le XXV de février. Votre tres humble et obéissant serviteur.

Charles de Lanoy.

Lettre de Charles-Quint à Charles de Lannoy [1].

Maingoval,

Je ne fis iamais doute de chose que me distes; mais puis qu'auez si bien accomply vostre parolle, vostre crédit en sera de plus grand. Vous me disiez bien par vos lettres que n'espargneriez la vie pour me faire quelque bon seruice. Et vous l'auez aussy accomply. Dont ie loue Dieu de ma part: et à vous me sens tenu, et vous en mercie, et sçay bon gré, et si sçavoy parolle suffisante pour satisfaire à ce seruice, elle ne seroit en ce espargné. Mais ie vous promets que beaucoup moins le seront les biens, que i'entends vous faire, comme cognoistrez par oeuures. Mes affaires sont à ceste heure de la sorte que par le seigneur de Roeux, et par lestres escrites de la main du secrétaire, vous verrez et saurez: pourquoy en ceste ne feray autre mention. Ce qu'auez le plus à diligenter, c'est d'assembler argent; car à tout il vient à poinct. Je feray le semblable de costé de deçà. Si vous prie tost de me dépescher ledit du Roeux avec votre aduis, de ce qu'il vous semble que i'auray à faire. Car ie désire tost me resoudre quel chemin i'auray de tenir, et l'exécuter sans perdre temps. Aussy puisque m'auez pris le roi de France, lequel vous prie me bien garder la bouche, et le demeurant, comme ie suis seur que bien vous ferez. Je voy que ie ne me sçauray où employer, si ce n'est contre les infidèles. J'y ai tousiours eu volonté, et à ceste heure ne l'ay moindre. Aidez à bien dresser les affaires: afin qu'auant que je vienne beaucoup plus viel, ie face quelque chose par où Dieu puisse estre seruy, et que ie ne soye à blasmer. Je me dis viel, pour ce qu'en ce cas, le temps passé me semble long, et l'aduenir court. Et à tant feray fin, priant Dieu que mon désir en ce puisse estre mené à bonne fin; vous assurant que tousiours me trouuerez un vray bon maistre.

Charles.

[1] Dieser Brief hat sich zwar nur in der Abschrift, die der Secretär des Herrn v. Lannoy, Jean Bouchet, davon machte, erhalten; aber noch Peter Outreman, der bekannte Historiograph von Valenciennes, sah das Original von Kaiser Karls V. eigener Hand.

XIII. Comment Chartres entra dans le parti de la Ligue (1589). Aus einer von P. Pithou angelegten Sammlung von Schriften über die Ligue, mitgetheilt von Herrn v. Monmerqué. Die Einwohner von Chartres, wie die der meisten Städte Frankreichs, insgeheim dem Herzoge v. Guise zugethan, wurden nach dessen Ermordung zu Blois den 23. December 1588, troß der standhaften Anhänglichkeit ihres Gouverneurs, des Hrn. v. Sourdis, an den König, und troß des ihm gemachten Versprechens, sich für Heinrich III. zu erhalten, durch den Verrath seines Lieutenants, der sein Vertrauen mißbrauchte, und die Ueberrumpelung der Stadt durch du Mayne veranlaßte, zum öffentlichen Uebertritt zu der Partei der Liguisten bewogen.

Wir hoffen, selbst durch diese dürftige Inhaltsanzeige die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des vorliegenden »Bulletin« dargethan zu haben. Schon durch diese Zeitschrift allein hat sich die Gesellschaft um die Landeskunde und Geschichte ihres Vaterlandes hochverdient gemacht, und auch die Rückwirkung derselben auf das praktische Leben kann nicht ausbleiben. Denn wir sind der Ueberzeugung, daß wenn in einem Lande nur einmal eine zweckmäßig geleitete historisch-patriotische Zeitschrift fest begründet ist, sie einerseits die Thätigkeit der Forscher neu beleben und unterhalten wird, die hiedurch für ihr, sonst vereinzeltes Streben ein Centrale, und ihre, sonst so oft vergeblich unternommenen Arbeiten ein sicheres Repertorium erhalten, ihre gegenseitigen Kräfte und die nur durch vereintes Streben noch auszufüllenden Lücken der Wissenschaft kennen lernen; andererseits wird dadurch der historische Sinn der Nation geweckt, und das patriotische Gefühl erhält durch das historische Bewußtseyn erst seine tiefere, festere Begründung und eine sichere Richtung, deren segensreiche Wirkung auf das praktische Leben am Tage liegt. Ferdinand Wolf.

Der ärztliche Wegweiser nach den vorzüglichsten Heilquellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates. Monographische Skizzen für Aerzte, Heilbedürftige, und Freunde der Vaterlandskunde; von Leop. Fleckles, Doctor der Heilkunde, Mitglied der med. Facultät zu Wien, und prakt. Arzte in Karlsbald. Wien bei Gollinger 1834. XVI u. 391 S. 8.

Was, mit Recht und mitunter mit Uebertreibung, gegen alle populär-medicinischen Schriften gesagt worden ist, soll

Digitized by Google

hier nicht wiederhohlt werden. Populär ist, genauer betrachtet, ein relativer Begriff. Für den Höchstgebildeten ist auch das Wissenschaftlichste populär. Jeder bleibe und wirke in seinem Fache; aber eine kastenmäßige Abschließung ist — selbst wo sie wünschenswerth wäre — kaum mehr zu bewirken. Wähle man also sein Publikum wie man will; aber man wähle doch eins! Vorliegende Schrift will allen Herren dienen, und so dient sie keinem nach Wunsche, als etwa dem Verfasser und Verleger. Habeant sibi!

Schon der Titel dient zur Charakteristik. Der echte Wegweiser nach Heilquellen ist der Arzt, den man zu Rathe zieht; Aerzte wären zu bedauern, wenn ihnen diese Skizzen zur Indication, und zum Entschluß genügten, den Kranken da oder dort hin zu ordiniren; Heilbedürftige werden sich, wenn ihnen der Arzt das entsprechende Bad angezeigt, nach detaillirten Monographien umsehen; Freunden der Vaterlandskunde wird nichts gebothen, was sie nicht schon anderswo completer gefunden hätten.

Die alphabetische Anordnung hätte, wenn nicht einer therapeutischen, doch einer chemischen (sey sie auch in ihrer Schärfe unausführbar) weichen sollen. Sollte sie aber, als die laxeste Statt finden, so mußte mindestens in ihr Consequenz seyn. Man mußte nicht, da im Ganzen der Ort als bestimmend für den Anfangsbuchstaben angenommen ward, in Gefahr gerathen, den Besitzer des Meidlinger Bades, Hrn. Pfann, für einen Ort anzusehen; denn es heißt, wie bei R »das Rauschenbacher Kalkbad in der Zips«, so bei P »die Pfannische Mineralquelle zu Untermeidling.« Derselbe Fall ist mit Hercules, da man die Bäder von Mehadia bei H findet. Das sind Kleinigkeiten! Gut, wenn plurima nitent, wollen wir sie nicht achten.

Aber was soll der Arzt anfangen, der, nach Indicationen dürstend, liest: »Die passendste Tageszeit zur Quellencur ist »der Morgen; denn 1. die Morgenluft ist mild und labend »(scheint der Anfang eines Gedichtes zu seyn, Ref.); 2. der »Mensch fühlt sich . . . . . . gestärkt; alle Organe und Systeme sind reich an Kräften (auch bei Schwachen, Ref.); und »beginnen mit Eifer ihre Functionen (auch da, wo sie unthätig sind, Ref.); 3. auch die Quelle belebt, wie sich die Alten ausdrückten, am Morgen der schützende Brunnengeist »(ein Umstand, den die meisten Pharmakologen vergaßen, »Ref.), oder nach unserer Erklärungsweise, es ist »durch die nächtliche Ruhe der Heilbrunnen an Bestandtheilen »reicher (??) und wirksamer geworden;« u. s. f. (S. 17), oder wenn er (S. 36) »Flechte, Krätze, Kopfgrind« als »Reflex der »vegetativen Sphäre aufs Hautorgan« betrachten lernt; oder wenn (S. 50) er unter »Nervenleiden, deren Charakter erhöhte Reitzbarkeit, Empfindlichkeit und Beweglichkeit ist« . . »Lähmungen« mit aufgezählt sieht, so wie an eben demselben Ort »verschiedene Krankheiten des schönen Geschlechts« auch als nosologische Gattung passiren; wenn er liest, daß »ein Statthalter eine Quelle bei ihrer Verkostung sogleich als ein gutes Mineralwasser erkannt, und »sofort verschiedenen Kranken empfohlen habe (S. 64);« wenn er (S. 75) nebst »Verdauungsbeschwerden, chronischen Hautleiden« u. dgl. auch »die Krankheiten unserer Tage« (die wie noch in keiner spec. Pathologie vorfanden) aufgeführt findet; u. dgl. m. Niemand wird verlangen, daß wir mehr detailliren.

Der Styl sucht überall zu blühen; was überhaupt zu nichts gut ist, — hier am wenigsten. So lesen wir (S. 47): »Ehe »die Sonne das Fest ihres Aufganges feiert, und bald nachher, wenn sie uns am Himmelsgewölbe lächelt, ist das Wasser stärker reitzend,« u. s. w. Bei solchen Bemühungen sollte aber mehr copia verborum und Correctheit Statt haben. Ewig kehrt für »Krankheit«: »Störung des menschlichen Wohlseyns,« ewig für »Quelle«: »wohlthätiges Geschenk der Natur,« ewig das Epitheton »großartig« wieder. Wozu auch die eingestreuten Verse? Das »Neubeck singt« — — u. s. w.? Anführen darf man übrigens, wen man will, aber nennen sollte man ihn. So nimmt der Verfasser, abgesehen von dem, was er wörtlich aus Hufeland und den Badeschriften entlehnt (S. 210 u. 211), eine lange Stelle aus Jean Paul und ein Gedicht von Körner ganz in sich auf.

Die abscheuliche Menge der Druckfehler mag wohl durch die Entfernung des Verfassers vom Druckort veranlaßt seyn; aber so arge sollten nirgends vorkommen, wie (S. 206) »phorisch« statt »psorisch«, (S. 262) »Hystoriographen«, (S. 373) »Valvassos« statt »Valvasor« u. dgl. m. Sonst wäre die Ausgabe hübsch und bequem.

Und so wünschen wir dem Buche, dem es übrigens an Freunden nicht fehlen wird, recht viele Abnehmer; damit es, wie alles was einmahl da ist, seinen eigentlichen Zweck erreiche.

Dr. F.

Ankündigung.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Man pränumerirt auf beide ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, und für den Platz Wien auch bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden wollen, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterreichischen Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

16. Mittwoch, den 25. Februar **1835.**

Der Würfel[1].

Gedicht von Suchenwirt.

Mitgetheilt von Joseph Chmel.

Wurfel spil du snodes ampt
Welich edel herez sich dein nicht schamt
Daz phligt nicht chluger sinn
Dez pin ich warden ynn
Ich hab sein layder fil gephlegen
Nu lazz ich ez vnder wegen
Seynd mir got die seld gab
Daz mir meines eben christen hab
Nicht lyebet czu solhen sachen
Wurfl spil chan machen
Daz maniger frecher wirt erhang
Der wol leben mocht laug
Wolt er seyn spil lazzen
Eyn edel herez schol hassen
Wurfl spil vnd auch sein gunst
Erlert vil manigew valsche chvnst
Gefült gesliffen vber gleich
Er lert vil maniger maisterleich
Zu tragen vnd verslahen
Er let ym nicht versmachen
Abrayttn vnd vberzelen
Grozz pozhayt chan er welen
In meinem herczen muezz ich chlagen
Von spil maniger wirt erslagen
Wann ez vil laster pruefet
Alt veint schaft ez vernewet
Sam sy hewt gescheln sei
Spil ist nicht liegens vrey
Man swuir ist sein maistew art
Der wurfl trew vnd warhait span
Daz merk ein yesleich pider man
Ein Kind geb im seinem vatter an
Phlag ez mit ym wurfel spil
Hat ez trew der ist nicht vil
Der wurfl dez mit nichte lät
Er set was er hat geset
Dez nachez so hat oft einer guten mutt
Wan er mit spil gewint ein gut
Er siez die nacht vnd den tag
Leib vnd gut leit auf der wag
Wann se gemüt in spil der hiczt
Dez morgens er hin wider siczt
Vnd wil gewinnen aber mer
So leit der burfl an der cher
Daz er den man pringt vmb daz gut
So fleust er gelt vnd guten mut
Die weil er gewinnt so muez er gebn
Wer do siczt vnd stet da neben
Fleust er dann daz ist ein spot
Daz schat der sel vnd auch dem leib
Maniger nymt es chinden vnd weib
Vnd tret ez nur dem wurfl czue
Ein spiler der hat nymmer rue
Wann er sein gut mit spil verleust
So levt er an dem pett vnd reust
Er grimt sich ser vnd strast sich auch
Vor czarn chraczt er sich vber den pauch
Er spricht ich armer tummer man
Daz ich mein hab verlorn han
Dew after rew dew ist enwicht
Man geit yem daz gelt hin wider nit
Spil machet frawn an wirden chranckch
Wann er mit ainem fuzz stet auf der panckch
Der ander auf der erden
Schol daz gelobt werden
An Frawnen czucht dez wen ich nicht

---

[1] Aus dem Papier-Codex in 4to Nr. 69 der Stiftsbibliothek zu Kremsmünster. S. Primisser's Ausgabe von Suchenwirt, Wien 1827, S. LII die Einleitung: »Ein Gedicht von dem »Wurfelspiel, von Suchenwirt, kenne ich nur aus dem »Inhaltsverzeichnisse der oben (S. L) unter 2 erwähnten »Handschrift. Das Gedicht selbst ist wohl verloren.«

Digitized by Google

Siczt sy den vnd hat die phlicht
Daz sy den gern prawtet
Vnd die phening darin laitet
Die sy mit wurfl gewint
Jr wepplich zucht ist nicht pesint
Ffur ettleich fraw mit spil yer gut
Sy mecht gewinnen wanchel mut
Daz sy ains vmb phennig tat
Daz sust ain fraw mit zuchten lat
Da von rat ich den frawen zart
Daz sy vor spil sein bewart
Chain hantwercher nicht spilen schol
Daz ist ym gut vnd ezimt yem wol
Wann er ezu dem wein gat
Chainen frwm er dez hat
Dye chnecht feyrent halbn czeyt
Der schad ym in dem peutl leyt
Seyn werichstat wirt yem ewicht
Man suecht yn oft vnd vint sein nicht
Er spilt vnd luedert daz dem wein
Da von so muez er notig seyn
Noch ains daz mut mich ser
Durich aller priester er
Welichs tags ein priester mezz hat
Vnd gotleich vber den alter stet
Der pringt in sein hende
An alle misse wende
Gotes leichnam vnd sein plut
So haist er gotes alter [1] gut
Er chempst für vns mit seinem pett
Nach ezzen wol her in daz prett
Zwen scharf wurfll in die hant
Daz ist paydew sunt vnd schant
Daz er gotes so schir vergist
Als vol er getrincht vnd izt
Mit spil mit luder sweren
Daz schol ir obrister weren
Der in da gewaltig wer
Dez tags ein priester an gever
Scholt meyden spil vnd trunkchenhant
Welich priester vns rechte pild trayt
Mit tugenthaften leben vor
Der weist vns auf der hymel spor
Jr werden prister hochgemüt
Jr habt die ler von mir vergut
Welichs tags ir mez habet (haldet?)
Daz yr chains spils waldet
Wan den wursel lernt vntugent
Er schendet alt und jugent

[1] Ist undeutlich, oder atter?

Frawen priester ritterschaft
Mit sunden vngeschlachten
Daz merket zu weinachten
Nach christ mez hebt man
Vil vppichait mit sunden an
Spil lupeln ludern schulln
Die sund lasse schulln
Vnd got enpfahen mit vernunft
Sein heiling edl rzuchunft
Als christenleichn avn czymt
Die tugent auch der wurfl nympt
Er pringt zorn vnd vngedult
Ein edl hercz daz nymmer schult
Daz macht der wurfl schelten
Dez muez dew sel entgelten
Er macht yn an wiczen plint
Vil maniges pider mannes chynt
Lert er zu pueben werden
Daz lesterleich auff erden
Mues verschwenden seinew iar
Nu merkchet vnd hört offenbar
Waz der wurfl pringen chan
Von got so chayt er mangen man
Nymt er ezbay ezz in seynnen mund
So vergist er czu der stund
Got vnd vnser frawn
Spil schol nyemant getrawen
Mit tanz (?) ez die driualtichait
Der vier ewangelisten
Vergist er mit vir augen
Offenbar vnd taugen
Mit funf augen zu den stunden
Spott er dee funf wunden
Die got durich vns erlittn hat
Mit sechsen er auch wider stat
Sechs werich der parmherczichait
Mit siben er auch widersayt
Dez heyligen geystes siben gab
Der acht augen im genomen hat
Der verlauget der acht selychait
Newn from sund sind perält
Newn vnd auch vnder tan
Wil einer zehen augen han
So verlaugent er der zehen pot
Die uns sant christ der war got
Pey mayn dem vil werden held
Wer aindleff augen in der welt
Der verlauffet an der stat
Der aindlef junger davon trat
Judas do er got verchaust

Digitized by Google

Mit zwelif gacht er vnd lauft
Von zwelif stucken merket wie
Dez christenleichen gelaubn hie
Jr iungen vnd yr altn
Welt yr mein ler pehaltn
Schant den wurfl fru vnd spat
Durich got der euch erarnet hat
Lert zucht von chindez iugent
Der wurfl pringt vil vntugent
Trew vnd warhait er verpirt
Daz chiund ich peter suechenwirt
Allen den ich guetes gan
Spil hat verderbet manigen man
An leib an sel an er vnd an gut
Da von lat spil auz ewrm mut.

Episch-lyrische Dichtungen von Ludwig August Frankl. Wien und Leipzig, bei Sollinger und Liebeskind. 1834. 223 S. 8.

Sagen aus dem Morgenlande, von L. A. Frankl. Leipzig bei Leo 1835. 92. S. kl. 4.

Kaum gibt es eine andere Dichtungsart, in welcher die Dichter der neuesten Zeit sich vielfacher versucht hätten, als in der Romanze, und ihrer Zwillingsschwester, der Ballade. Diese Gunst läßt sich leicht erklären. Keine andere Dichtungsart biethet dem Dichter so viele Vortheile, wie die Romanze. Nicht nur nimmt sie fast jeden Stoff auf, und verträgt jede Färbung: sondern sie vereinigt, was von keiner andern Dichtungsart gesagt werden kann, das lyrische, epische, und dramatische Element in sich, und biethet dem Dichter so Gelegenheit, sein Talent in jeder dieser drei Darstellungsweisen zu entfalten. Wenn sie ihm nur einen beschränkten Raum dazu gestattet: so kann das kein unbedingter Nachtheil genannt werden. Denn wenn er nur sonst die Mittel dazu in sich findet, so mag er durch das Bedeutende der einzelnen Züge seiner Darstellung, und durch das Ergreifende der Akkorde, welche er anschlägt, jenen Nachtheil leicht ausgleichen. Daß daher jeder Zug ein aus echt poetischer Auffassung hervorgegangener, der Eigenthümlichkeit des Stoffes entsprechender, und darum auch ein bedeutender; jeder Ton der Empfindung aber ein aus der Tiefe hervorquellender sey, ist diejenige Forderung, welche bei dieser Dichtungsart sich am wenigsten abweisen und abfinden läßt. Eine zweyte, eben so unabweisbare Forderung aber ist es, daß jene Züge nicht in schwankender Unbestimmtheit, sondern mit fester, sicherer Hand hingezeichnet werden, wenn sie eine bedeutende Wirkung hervorbringen sollen.

Herr Frankl hat in seinem Habsburgliede ein erfreuliches Talent für die in Rede stehende Dichtungsart gezeigt, und die Gabe, seinen Gegenstand poetisch aufzufassen, wird man auch in der unter Nr. 1 angezeigten Sammlung von Romanzen nicht vermissen. Denn das sind sie doch, dem Stoff wie der Form nach; und das einzige Stück, welches nicht unter diese Kategorie fällt: Johann Paneir, hätte, als das am wenigsten gelungene, füglich wegbleiben können. Die poetische Auffassung eines Stoffes aber, obgleich die erste Bedingung eines guten Gedichtes, macht noch kein gutes Gedicht, wenn nicht der Dichter, was er selbst in poetischer Anschauung erfaßt hat, auch uns in gleicher Klarheit und Lebendigkeit schauen läßt. Hier fällt nun der Dichter von geringerem Talent gewöhnlich zu kurz, weil seine eigene Auffassung der Klarheit, Lebendigkeit und Tiefe entbehrt: das Ausgezeichnetere hingegen verfehlt seinen Zweck oft nur darum, weil es sich nicht sorgfältig und beharrlich genug um jene Vollendung bemüht, welche zu erreichen in seinem Vermögen liegt. Wenn nun Herr Fr. diese schwere Mühe nicht scheut: so wird es ihm gewiß gelingen, sein schönes Talent zu jener Reife auszubilden, die es außer allen Bereich der Mißgunst setzen, und ihm allgemeine Anerkennung sichern wird.

Nicht leicht wird es Jemand bereuen, Nr. 2 zur Hand genommen zu haben. Lassen gleich auch diese Sagen den Leser oft genug jene Korrektheit der Form, und jene logische Richtigkeit des Ausdrucks vermissen, ohne welche es nun einmal kein treffliches Gedicht gibt, noch jemahls gegeben hat: so ist doch ihr innerer Gehalt ein so gediegener, daß sich über diesem jene Mängel leicht vergessen lassen. Einige dieser Sagen sind aus dem Talmud, andere aus Hrn. Hofrath von Hammer's Rosenöhl genommen; einem Buch, welches uns mit dem Geiste des Orients auf die geistreichste und anziehendste Weise bekannt macht. Am Schlusse findet man eine Uebersetzung von Moore's bekanntem Gedicht: Das Paradies und die Peri.

Die typographische Ausstattung dieser Dichtungen ist höchst geschmackvoll, nur trifft man öfters, als es dem Dichter vortheilhaft ist, auf sinnentstellende Druckfehler.

M. Enk.

Bretislaw und Jutta. Dramatisches Gedicht von Carl Egon Ebert. Prag. Ender's Buchhandlung. 1834. 128 S. gr. 8.

Das Stück ist mit warmer Vaterlandsliebe geschrieben; und das verdient immer Anerkennung: wenn der Verfasser gleich von der Tiefe dramatischer Auffassung, und der nur aus dieser hervorgehenden Ruhe und Besonnenheit in der dramatischen Entfaltung und Darstellung noch ziemlich weit entfernt ist. An prosaischen Stellen ist kein Mangel. Auf eine nonsensikalische ist Ref. nur einmahl gestoßen.

Otto.

— — Du bist nicht Jutta, Rasende.

Digitized by Google

Jutta.
Ich bin's, ich bin's! o fühlst du nicht dein Blut
In meinen Pulsen schlagen?

Umgekehrt ginge es an. Dafür trifft man auch auf Stellen, wie folgende:

— — — Sieh in's Land (Böhmen) hinein;
Wie herrlich prangt's mit dunklen Wälderkränzen,
Wie lacht es außen in so buntem Schein,
Indeß im Innern reiche Schätze glänzen!
Die Flüsse schäumen Gold empor zum Strand,
Und Perlen ruh'n auf ihrem reinen Grunde,
Und schützend, eine felsgethürmte Wand,
Steh'n rings die ries'gen Berg' in weiter Runde.
Dieß Land bewohnt ein Volk, voll Geist und Kraft
Mit treuem Glauben und mit reinem Willen;
Ein Volk das ohne Glanzbegier, im Stillen
Das Herrlichste in seinem Kreise schafft. rc. rc.

Den jambischen Vers mit einem Daktylus anzufangen, ist eine prosodische Schooßsünde des Dichters. Druck und Papier sind gut. M. Enk.

1. Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungs-Anstalten, von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien rc. rc. Wien, Beck 1832. 8.

2. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf das wissenschaftliche und praktische Leben, von eben demselben. Wien, Beck 1833. 8.

Das zeitgemäße Interesse und die praktische Brauchbarkeit dieser zwei Schriften möge entschuldigen, daß wir zurück in die Zeit vor Entstehung dieser Blätter greifen und etwas besprechen, was dem Jahre seines Erscheinens nach bereits vergangen scheint. Noch immer ist die Frage der Fortdauer oder neuen Organisirung einer der wichtigsten Versicherungs-Anstalten unseres Vaterlandes unentschieden, noch immer kündigen sich neue Anstalten dieser Art an, oder werden die ältern von Menschenfreunden und Andern, die sich nicht so nennen, vielfach lobgepriesen. Die Ereignisse des vergangenen Jahres, so unerwartet und unheilvoll in ihrem Erfolge, die Feuersbrünste, Erderschütterungen, Ueberschwemmungen, erregen mancherlei Besorgnisse über das Princip solcher Versicherungen, und noch ängstlichere Zweifel, die ihren Grund tief in den gegenwärtigen bürgerlichen und politischen Verhältnissen der Gesellschaft suchen, zwingen die Wissenschaft, die Fälle der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit mit mathematischer Bestimmtheit auszuzählen.

Das Leben verliert allgemach seine Poesie, und die Zukunft hört auf romantisch zu seyn. Die Jahre reihen und ordnen sich, und — der Freiheit und Zurechnungsfähigkeit des Einzelnen unbeschadet — tritt das strenge eiserne Band der Nothwendigkeit immer sichtbarer hervor, das ein Geschlecht an das andere und alle an das ewige Geschick der Planeten kettet. Die Macht des Menschen über die Elemente wächst, aber gleichzeitig lernt er das unabänderliche furchtbare Gesetz kennen, dem er gehorchen muß. Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, der lese in den genannten zwei Schriften, welche sonst für regellos gehaltene Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt die Mathematik bereits unter Maß und Zahl und unabweichliche Ordnung zu bringen gewußt hat. Wenn auch die zweite von ihnen in ihrem allgemeinen Theile zu unbestimmt, und manches höhere geistige Interesse nicht genug berücksichtigend erscheint, und in ihrem speciellen Theile vielleicht zu wenig systematisch, vollständig gedrungen genannt werden könnte; so ist doch die erste über die Lebensversicherungs-Anstalten in jeder Beziehung ausgezeichnet zu nennen, und wird den erwähnten Zweck in vollem Maße erfüllen. Die mathematische Grundlage, die praktische Einrichtung, die äußern Lebensbedingungen, die gewöhnlichen Fehler und Uebelstände solcher Institute sind berücksichtigt und so klar, scharf, mit solcher Wärme und Wahrheit dargestellt, daß man wohl fühlt, selbst ein so hochbegabter Mann, wie Herr Littrow, hätte es nicht so zu schreiben vermocht, wenn ihm nicht die Gelegenheit geworden wäre, Institute dieser Art in der Nähe und zu einer Zeit, wo sie, wie der Kranke für den Arzt, der interessanteste Gegenstand der Beobachtung sind, nämlich in einem Zustande der Gefahr, der Krisis, der Auflösung kennen zu lernen. Möge nur der würdige Herr Verfasser seine Mühen bald wieder einem ähnlichen, der Erde und ihren Bewohnern gleich nahe liegenden Gegenstande widmen. D. Hock.

Die ersten Elemente der lateinischen Sprache rc. für angehende Studierende, einfach und faßlich dargestellt von „Isidor Täuber." Wien 1835 bei Franz Tendler. X. 163 S. 8.

Wenn der deutsche Normalschüler ins Gymnasium übertritt, wird er gleichsam aus einem Plebejer ein Novus homo, wie sich der neugeadelte Cicero nennt. Daß die zwischenliegende Stufe höher sey, als sie scheint, beweiset der Erfolg, da aus den Legionen; die jährlich hinaufspringen, so viele Cohorten wieder zurück baumeln. Der Grund hievon liegt offenbar entweder in dem Mangel an Talent, oder in dem der Vorbereitung und Verwendung.

In Bezug der Vorbereitung gibt vorliegendes Werk das Nöthigste und Zweckmäßigste an die Hand, der Verfasser bewährt darin eben so viel Sachkenntniß als Fleiß, und hilft durch Legung einer festen und bequemen Mittelstufe wahrlich einem großen Bedürfnisse ab. Auch im Aeußern ist das Buch würdig ausgestattet, und verdient in jeder Rücksicht unsere Anempfehlung. M.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

17. Sonnabend, den 28. Februar **1835.**

Die Türken vor Wien.

Ein Beytrag

zur Geschichte des österreichischen Schauspieles.

Von J. Scheiger.

Durch die Güte eines meiner Freunde wurde mein kleiner Bücherschatz mit einer bedeutenden Zahl handschriftlicher Theaterstücke (ihr schillernder Charakter erlaubt keine bestimmtere Benennung) aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts bereichert. — Sie sind größtentheils in Wien geschrieben, und wahrscheinlich aus der Bibliothek einer Wienerischen Thespispriesterschaar entnommen — eines derselben ist sogar mit Stranizki's Namen bezeichnet. Unter allen diesen Tragi-Comödien schien mir die wichtigste jene, deren Titel folgender ist:

„Türkisch bestrafter Hochmuth, oder das Anno 1683 „von denen Türken belagerte und von denen Christen entsetzte Wien, und Hanns Wurst, die kurzweilige Salveguarde des Frauenzimmers, lächerlicher Spion und zum „Tode verdammter Missethäter."

Die Handschrift ist ungefähr von 1720, das Stück selbst mag vielleicht schon einige Jahre früher gegeben worden seyn — also dreißig Jahre ungefähr nach jenem welthistorischen Ereignisse, als noch viele der wichtigsten Personen desselben am Leben waren, ging seine Geschichte, mit den lächerlichsten Zuthaten ausstaffirt, in dem Orte der ewig denkwürdigen Begebenheit selbst über die Breter! —

Es dürfte den Freund der Geschichte des vaterländischen Schauspieles ansprechen, zu hören, wie die wahrhaft schwierige Aufgabe gelöset wurde — wie der unbekannte Dichter seine Helden sprechen ließ, ihre Charaktere auffaßte, wie er die Scenerie ordnete.

„Agirende Persohnen [1].

1. König in Pohlen.
2. Churfürst von Sachsen.
3. Churfürst von Baiern.
4. Hertzog von Lotthringen — zum Entsatz gehörig.
5. Marggraff von Baaden, des geheimen Kriegsraths Präsident.
6. Hertzog von Würtenberg, General der Kayserl. Infanterie.
7. Graff von Stahrenberg.
8. Aloysia dessen Gemahlinn.
9. Euphrosina ihre Fräuleyn Tochter.
10. Graff von Capliers Director des geheimen Consily.
11. Graff von Serini kaiserl. General-Feld-Zeug-Meister.
12. Graff von Daun Hauptmann der Stadt-Guarde.
13. Adelgunde deßen Gemahlinn.
14. Liebenberg Burgermeister.
15. Koltschützky ein Spion.
16. Sophia eine Auffwartterin der Gräffinn von Stahrenberg.
17. Hannswurst ein abgebranter Innwohner, hernach ein Diener des Commandanten.

ein Page, ein Führer des Pöbels } so etwas reden.«

„Türken.

18. Kara Mustapha Groß-Vezier.
19. Tekely Rebell.
20. Ibrahim Bassa von Algier.
21. Selim Janitscharen-Aga.
22. Portachill, 23. Valide } zwei Kebsweiber des Groß-Veziers.

„Stumme Christliche.

Die Stadt-Guarde.
Die Burger.
Die Kauffleut und Niederläger.
Pohlnische, Sächsische, Bayrische } Soldaten.«

[1] In den zwischen Anführungszeichen eingeschlossenen Stellen wurde die Schreibart des Manuscriptes buchstäblich beobachtet.

Digitized by Google

Thanon oder der Baron Zwiefil.
Ein stummer Secretarius.
Viel Männer, Weiber und Kinder anstatt des Pöbels.«

„Stumme Türckische.

Spahi oder türckische Reuterey.
Janitscharen oder Fußvolk.
Tartarn.

NB. Die übrige türckische Stumme sind im 1. Acte im 8 Scen. zu ersehen.«

Diesem Personen-Verzeichniß folgt: Actus primus. Zimmer. Stahrenberg und Aloysia.

Stahrenberg tröstet die über seine gefährliche Stellung betrübte Gemahlin. Ihr sehr geschraubtes Gespräch endet mit den Worten:

„Aloysia: Und wer wird von euerer glücklichen Wie„derkunfft mir Bürge werden?“

„Stahrenb. Dieser Kuß, welcher nebst dem Hertzen „euch zum Unterpfande verbleiben soll. (Umbarmet sie und „gehet ab.)“

Nun kommt Euphrosina, und beginnt, ihre Mutter nicht bemerkend, folgenden Monolog:

„Wer mag doch aussprechen dasjenige Elend, so die „schädliche Kriegsflammen verursachen, und den Jammer, „so die Einwohner einer belägerten Stadt betrifft, Handel „und Wandel wird auffgehoben, die allgemeine Ruhe und „gute Ordnung gestört, die Spatzierfahrten, Assembléen „und andere Lustbahrkeiten unterbrochen, und die Liebe „wird an ihrem Lauff gehemmet. Wie unglückseelig ist doch „ein Frauenzimmer, welche ihre Neigungen einem schenket, „der unter des Martis Fahnen streitet, wo manche edle „Blume in ihrer zarten Blüthe ersticken muß. Aber siehe „da, meine Frau Mutter gegenwärttig, welche meine un„bedachten Reden vielleicht vernommen haben wird.“

Doch die gute Gräfin hat in ihrem Kummer nichts vernommen — es hätte auch wenig geschadet, denn im ganzen Stücke kommt von Euphrosinen's Neigung zu einem Martissohne nichts mehr vor, und es bleibt in dieser Beziehung keine andere Vermuthung übrig, als daß der Dichter diese Anfangs in seinem Plane gelegene Liebeshistorie im Feuer der sich durch das ganze Stück drängenden kriegerischen Ereignisse rein vergessen habe! —

Die Gräfin theilt ihren Kummer der Tochter mit, diese discurirt sehr viel von „denen Amazoninen und der Semi„ramis,“ wird aber von der Mutter zurecht gewiesen: „Schweige Tochter, denn mein Hertz ist viel zu ungedultig, „daß es dergleichen Reden nicht anzuhören vermag, und „ich anjetzo der Ruhe genießen will.“ Euphrosine entschuldigt ihr Gespräch, beide gehen ab.

„Scena II. Marggraff von Baaden, Liebenberg und „etliche Stumme anstatt des Raths.“

Die Scene bleibt unverändert, das Gespräch zwischen dem Markgrafen und dem Bürgermeister betrifft die Vertheidigungsanstalten und wird von jenem mit den Worten eröffnet: „Dises ist nehmlich dasjenige, umb welcher wil„len man den Senat anhero hat berufen laßen, daß nach„dem u. s. w.“ Bemerkenswerth ist des Markgrafen entschiedener, hoher Ton gegen den Bürgermeister, und des letzteren auch im Verlaufe des Stückes consequent demüthiges Betragen gegen das Militär.

Scena III. scheint gleichfalls ohne Verwandlung des Schauplatzes zu spielen. Stahremberg und Daun besprechen die Vertheidigungsanstalten.

Scena IV. setzt eine Verwandlung voraus, welche jedoch nicht angegeben ist. Die Herzoge von Lothringen und von Würtemberg treten auf. Ersterer verkündigt diesem mit den Worten: „Dem zu folge habe ich mich bei „Euer Liebden eingefunden, umb ihnen zu benachrichtigen „u. s. w.,“ daß er ausmarschire, und wird vor Gefahr gewarnt. Er erwiedert: „Mein Printz, ich als ein unermüdeter Verfechter des Heyl. Röm. Reichs scheue eine Ge„fahr im mindesten nicht, der römische Adler, so mit un„verwandten Augen in die Sonne siehet, verachtet billig den „blassen Mond u. s. w.“

Würtemberg lobt den heroischen Entschluß: „Aber dort „sehe ich den An-Marsch jener Regimenter, welche ich zu „besichtigen belieben trage.“ „(Alhie kommen die Gräntz„völker an: marschirt, gehend Fuß vor Fuß, wo die er„stere, nachdem sie das Theater passiret, sich hinter dem „Prospect an die letztere anschließen und also eine ansehn„liche Parade formiren.“

Die Herzoge sprechen über die Truppen, wobei jener von Lothringen „Romus und Remulus, Jul. Cäsar, Mar„cum Antonium, und Tamerlan“ citirt.

Scena V. Die Stadt von Außen mit dem Stephansthurme, an dessen Spitze der Mond und Sterne erscheinen. Die Leute aus der Vorstadt flüchten ihr Geräthe in die Stadt, Hannswurst kommt dazu, sein Weib[1] auf einer

[1] Warum diese Person im Verzeichnisse weder unter den sprechenden, noch stummen Personen angeführt ist?

Scheibtruhe bedeckt führend, und mit Hausgeräthe überall behangen.

Er beklagt sein Schicksal, die baldige Verbrennung seines Hauses, dann, daß er seiner Frau keinen bessern Wagen verschafft, und „ihr in seinem Leibwagen der Wind „gar zu stark angeht.“ — Dann liest er eine Specification[1] von Habseligkeiten, welche er den Türken überläßt, und beschließt, sich selbst zu verbrennen, und so in die Fußstapfen seiner Großmutter zu treten, welche auch „mit sechs Klaftern Holz gen Himmel gefahren ist.“ Hierzu kommt Liebenberg und die Bürgerschaft mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel. Hannswurst wirft vor Schrecken die Scheibtruhe um, und „begiebt sich in etwas auf die Sei„ten“. — Der Bürgermeister ermahnt das Volk, welches Treue gelobt, dann wird die Trommel gerührt, und ein Edikt vorgelesen. Hannswurst kehrt zurück, enthüllt sein Weib, welche nichts spricht als: „Ah Ah Ah' und Uh Uh „Uh,“ und fährt vor Liebenberg, welcher eben die Bürger entläßt, vorüber. Auf Liebenberg's Frage, was Hannswurst für einen Kranken da habe, erwiedert Hannswurst: Sein Weib leide schon 15 Jahre an großen Kopfschmerzen, er glaube, es werde das Podagra seyn, er habe ihr die schönsten Pflaster eingegeben, es wolle aber alles nichts helfen. Auf die Frage um seine Kinder erzählt er, daß er zwei Jahre verheirathet sey und eilf Kinder habe, deren ältestes drei, das kleinste neun Jahre alt sey u. s. w. — Befragt, wo sein Haus sey, antwortet er: »Ich habe »es auf dem Boden eingesperrt, als ich ausgezogen bin.«

Graf Stahremberg tritt auf und spricht mit Liebenberg von der Errichtung mehrerer Corps, endlich auf Hannswurst vom Bürgermeister aufmerksam gemacht, redet er jenen an: »He du, wer und von wannen bist du?«

Hannswurst: »Ich bin generis masculini und wollte »mit diesem meinem genere fömenino in die Stadt hin»ein.«

Stahremberg: »Dahinein braucht man deines gleichen »Leuth nicht, weil es unnütze Brodtfreßer ohnedem gnug »darinnen giebt.«

Hannswurst: »Haben's etwan ihre Gestreng auch her»ausgeschafft?«

Nach einigen ähnlichen Späßen biethet ihm Strahremberg Dienste an, Hannswurst erwiedert: »Ja, wenn ihr »gut thätet, ich wollte euch schon zu meinem Herrn aufneh»men, weil ich so nichts zu fressen hab'.« — Alle ab, indem Hannswurst spricht: »Nun ich werd' schauen, wie »sich mein neuer Dienst anlaßt, wenn mein Herr treu und »fleißig ist, bleib ich schon á Weil bei ihm.«

„Das foderste Scena wird zugemacht, und stellet vor die Colline [1].“

Scena VII. Cappliers und Serini sprechen, die Einäscherung der Vorstädte bedauernd, von den Vertheidigungsanstalten. Gleich einförmig ist Scena VI., welche die Stadt von Außen und die mit Setzung der Pallisaden beschäftigten Arbeiter zeigt. Liebenberg ermahnt sie »extemporirt und or»diniret hin und wieder nach Belieben.« Ein Tambour liest ein Edikt: »Die hinterste Scena wird nochmals zugemacht, »die Stadt weggethan, und die türkische Kavallerie dahin»ter verfertigt.«

Scena VIII. Wald, Marsch der Türken mit Janitscharenmusik. Dieser Aufzug wird sehr ausführlich beschrieben, und man scheint auf die Wirkung desselben besonders viel gerechnet zu haben. — Kara Mustapha, Selim und Ibrahim bleiben auf der Bühne zurück, ersterer bramarbasirt gewaltig, und da Ibrahim aus einem eben ausbrechenden Ungewitter Unglück verkündet, ruft der Vezier unwillig: »Wie »zum Teuffel, was höre ich, seyd ihr auch furchtsam und »habt eure Löwenhaut in einen Hasenbalg verwandelt? — »wann auch unter unsern Vorfahren verzagte Hudler sich »gefunden, wollen wir umb desto beherzter seyn.« — Ibrahim entschuldigt sich: »aus diesem meinen Leib wird auch »nicht Milch, sondern Blut fließen.« — Nach Verabredung einiger Dispositionen zum Angriffe Alle ab.

Scena IX. »Wird hinten aufgezogen und präsentirt die »türkische Reuterey auf folgende Art, daß eine dazu verfer»tigte Bank mit vielen Roßfüßen von Holtz gemacht, forne »aber zwey gegeneinander schauende Pferde so gemahlen »und vermittelst eines von unten herfürgehenden Wahles »befestigt, worauf vornen einer und also nach der Reihe »sitzen.« (Diese etwas undeutliche Erklärung wurde sogar durch eine Abbildung versinnlicht.) —

Ibrahim »kommt dazu« und hält eine Rede an die Spahis, in welcher die schöne Stelle vorkommt: »O wie werden »diese Hunde zappeln, wenn man ihnen die Köpff nachein-

[1] Der Inhalt dieser Specification, dann einige Edikte, Briefe u. s. w., welche im Laufe des Stückes von den handelnden Personen abgelesen werden, kommen nicht im Contexte vor, sondern bilden einen eigenen, der Comödie einen beinahe gelehrten Anstrich gebenden Anhang.

[1] Soll wohl irgend einen Theil der Festung bedeuten.

Digitized by Google

»ander abschlagen und aus ihren Hirnschalen auf unsers »Sultans Gesundheit trinken wird u. s. w.«

Scena X. Zimmer. Aloysia betrauert die Gefahren ihres Gatten. Sophie meldet einen »Kerl« mit einem Brief. Die Gräfin erwiedert: »Ob ich zwar dergleichen Leuthe, »welche ich nicht kenne, ungerne vorlaße, so treibt mich »doch die Begierde, sein Anbringen zu vernehmen, derowe»gen führe ihn anhero.«

Hannswurst übergibt den Brief, welchen er »von dem »Comödianten« (statt Commandanten) erhalten hat, den die Gräfin liest, und hierauf, nachdem sie den Hannswurst wegen seiner Dienstleistung an Sophie gewiesen hat, abgeht. Das Gespräch zwischen Hannswurst und Sophie wird in gezwungenen, platten, zum Theil höchst unflätigen Späßen beendet, und nur jene Stelle erscheint bezeichnend, wo Sophie den Hannswurst, der einige Worte der Gräfin nicht verstanden hatte, belehrt: »Dieses ist »frantzesisch, welches dergleichen hohe Standespersonen »reden, und davon zu Zeiten ein Wort in das Deutsche »einmischen.«

Scena XI. Die Stadt mit den brennenden Vorstädten und Leuten, welche Einiges retten, ihr Elend beklagen, und »nach Belieben extemporiren können.« Stahremberg beklagt in einem Monologe die Bewohner der Vorstädte, welche jedoch Wien »als eine mitleidige Gluckhenne unter ihre Flü»gel nehmen wird,« und prophezeit, daß die Türken, welche dieses Elend verschuldeten, zur Wiederaufbauung dienen werden.

Diese Stelle mußte noch lange nach der Belagerung großen Eindruck auf das Publikum in Wien machen, wo manches Vorstadthaus durch die nach dem Entsatz gefundene Beute aus dem Schutt erhoben wurde, wo Hunderte von türkischen Gefangenen an der Herstellung von Wiens Wällen und an manchen Privatbauten arbeiteten.

Liebenberg kommt mit der Meldung einer gefahrvollen Feuersbrunst. Alle ab. (Der Schluß folgt.)

Ueber die Statution in Ungarn; veranlaßt durch die gesetzliche Verleihung der weiland fürstl. von Kohäry'schen Güter an Se. Durchlaucht den Herzog Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, zu Murány am 5. December 1831. Beschrieben durch D. L. A. Zipser, Professor in Neusohl, Ritter des großherzogl. Hessischen Ludwigs-Ordens erster Klasse rc. rc. Mit zwei Steintafeln. Kaschau. G. Wigand's Verlag. 1834. 84 S. gr. 8.

Der Hr. Verfasser hätte sein Schriftchen jeden Falls auch: »Ueber den Adel, das Indigenat, die k. Schenkung, die Einweisung und den Einspruch in Ungarn,« taufen können; über alles dieses wird darin gleich viel, oder vielmehr gleich wenig gesagt.

Inhalt: Eine weitläufige Beschreibung (S. 30—64) der Festlichkeiten, welche bei der öffentlichen Uebergabe (Einweisung, Statution) der fürstl. Kohäryschen an den herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischen Bevollmächtigten Statt fanden; ihr geht vor ein ziemlich mangelhafter Schulbuchauszug über die Art der adeligen Besitzerwerbung in Ungarn, und folgen vier Beilagen nebst einer Steintafel. Beilage A. ist der Einladungsbrief des herzogl. Bevollmächtigten; B. die Vollmacht desselben in lateinischer Sprache; C. das Mandatum Statutorium (Einweisungsbefehl, nicht Schenkungs-Urkunde, wie der Hr. Verfasser meint), ebenfalls in lateinischer Sprache; D. ein lateinisches Festkarmen. — Die Steintafel endlich gibt die, nach des Hrn. Professors Urtheil, sehr sinnreiche Zeichnung und Inschrift einer Pyramide, welche vor dem Hause des Bevollmächtigten aufgestellt war.

Stylprobe. Die Beschreibung der Festlichkeiten beginnt der Hr. Verfasser mit folgenden Worten:

»Mit dem grauen Winter-Morgen, der über Berg und Thal sein kaltes Leichentuch ausgespannt hatte, war Alles munter. Froh sah jeder dem Tage entgegen, dessen Vorfeier schon allenthalben Hülle und Fülle bezeichnet hatte. — In der siebenten frühen Stunde der Morgendämmerung (!) ertönten vom Fuße des Schloßberges 101 Pöllersalven, deren wiederhallender Donner sich in den Trompeter-Reveil mischte, der die Gassen der Ortschaft durchzog. Ein buntes Menschengewühle (sic) belebte den Platz, denn die Bewohner der umliegenden Dörfer und Nachbarstädtchen waren in festlicher Kleidung schon früher herzugeströmt, oder im fortwährenden Herankommen, um bei einer Feier nicht zu fehlen, die zu den nicht alltäglichen der hochherzigen ungarischen Nation gehört, — die ein großer Theil nie gesehen.« —

Die typographische Ausstattung des Schriftchens ist vorzüglich. J. E. Klemm.

Berichtigung. In einigen Exemplaren der Zeitschrift Nr. 3, S. 12, lies Zeile 17 von unten statt fünfzehnten, sechzehnten; und Blätter Nr. 14, zweiten Spalte, letzte Zeile soll es statt Mainoten, Mänaden heißen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

18. Mittwoch, den 4. März **1835.**

Die Türken vor Wien.

Ein Beytrag
zur Geschichte des österreichischen Schauspieles.

Von J. Scheiger.

(Schluß.)

ACTUS II.

Scena I. Türkisches Lager. Mustapha apostrophirt Wien, und schwätzt wunderliches Zeug von Nero, Caligula, Diocletian, Athen und Carthago. Tekely versichert, daß die Stadt sich nicht ergeben werde, der Vezier schwört ihr den Untergang, nennt seine Soldaten »des Großsultans Zähne,« welche die Christen beißen und zerreißen werden, und geht mit den Worten ab: »Anjetzo folget mir Graff Tekeli, indem ich mich noch heut in der Christen Blut waschen muß.«

Scena II. Zimmer. Gespräch von den Kriegsereignissen und wechselseitige Complimente zwischen Serini und Daun.

Scena III. Der Kriegsrath. Markgraf von Baden, Herzog von Würtemberg, Stahremberg, Capliers, Liebenberg [1], ein stummer Secretarius. Koltschützky wird von Liebenberg zum Spion vorgeschlagen, erscheint und gelobt Treue. Nach seiner Entlassung meldet Serini eine Feuersbrunst im Schottenhofe. Alle ab.

Scena IV. Zimmer. Aloysia. Euphrosina. Die Gräfin erklärt sich durch einen Traum beängstigt. Ihre Tochter spricht sehr vernünftig: »Träume sind Träume, welche »kluge und beherzte Gemiether billig verlachen. Ich bitte »kindlich, Sie wolle durch übermäßiges Trauren nicht meine »Schmertzen noch mehr vergrößern.« Die Gräfin aber citirt Pharao, Nebukadnezar und König Ludwig, der durch Außerachtlassung eines Traumes bei Varna sein Leben einbüßte. —

Hannswurst im Thorsteherhabit meldet sehr ungeschickt die Gräfin Daun, »welche sich ganz schön incommodiren »(recommandiren) laßt.« Indem er die angemeldete Dame in das Zimmer führt, spricht er: »faßen sie mich bei der »Hand, daß sie nicht fallen, die Stiegen ist gar finster.« Der Empfang der Frauen wird in der scenischen Anordnung mit den Worten angedeutet: »Hie empfangt das Frauen»zimmer einander auf frantzesische Manier.« Hannswurst mischt sich in das Gespräch, schwätzt dummes Zeug von seinen Kriegsthaten, als die Moscoveter Salzburg belagerten, wird mit einem Briefe weggeschickt, und die Damen gehen, von Sophien durch die Nachricht von einer Feuersbrunst und Unruhen unter dem Volk erschreckt, ab.

Scena V. Gasse. Das Volk mißhandelt den unglücklichen Thanon oder »Baron Zwiefſl,« Stahremberg stillt den Auflauf.

Scena VI. Die Donaubrücke, die brennende Leopoldstadt, rechts der Wienerwald, links das türkische Lager. — Das mag man doch poetische Kühnheit nennen! —

Selim und Ibrahim von einigen andern Türken begleitet, beklagen den Verlust mehrerer Schiffe, besonders pathetisch spricht Selim: »Ala Musay, sonst ist alles ver»lohren — o Mahomet o Hali — — und du großer Pro»phet schaue uns doch an, eröffne deine beide Augen — »die Christen halten dich vor einen Bärenhäuter — — stoß »sie hinunter in die finstere Schwefelpfützen, wo lauter »Bellen und Brüllen ist, und die schwartzen Geister ihnen »die Haut über die Ohren ziehen u. s. w.

Ausfall der Christen, die Türken werden geschlagen. Alle ab. —

Scena VII. Würtemberg und Daun mustern die Kaufleute und Niederläger, welche vor ihnen im Feuer exerciren. Alle ab.

[1] Vorsichtig wird, um des Bürgermeisters untergeordnetes Verhältniß zu den hohen Offizieren zu bezeichnen, in der scenischen Anordnung bemerkt, daß Liebenberg »unten an« zu sitzen habe.

Digitized by Google

Scena VIII. Geheimer Kriegsrath. Baden, Stahremberg, Capliers, ein Secretär. Ersterer verspricht »nahmhafften Succurs deren christlichen Puissancien« u. s. w. Hannswurst bringt einen Brief von der Gräfin Stahremberg, und da er von Baden, wegen seines vorlauten Wesens, das den geheimen Rath störe, zurecht gewiesen wird, replicirt er: »Was geht mich euer Camerad (ghamer Rad) an?« — Koltschützky erscheint, und wird noch deutlicher, als früher, als ein affectirt schlichter, aber listiger Bürger gezeichnet. — Hannswurst wird ihm als Begleiter zugewiesen.

Scena IX. Türkisches Lager. »Hie müßen die Auffzüge[1] zu ebener Erden eröffnet seyn anstatt derer Minen und Approchen, aus welchen die Türken auff der Leitter aus- und ein steigen.« — Kara Mustapha, Tekely und alle Türken. Der Vezier schwört der Stadt den Untergang, Tekely hegt bescheidene Zweifel, jener wird grob: »Wie zum Teuffel, wer hat denn außer dem Sultan uns zu befehlen« u. s. w.? »Hie kann nach Gutbefinden eine Mina von Pulfer, Calvonium, Papier, Hanf und andern leichten Sachen gesprengt, auch in die Stadt geschoßen und Granaten hineingeworfen werden.«

Scena X. Wald. Lothringen mit Soldaten. Koltschützky und Hannswurst übergeben die Briefe. Letzterer erzählt seine Fata im türkischen Lager, er hat nemlich einen Feuermörser für ein »Knödelhefen« gehalten, sich darauf gesetzt, und ist in die Luft geschossen worden. — Zum Glück begegnete ihm eine aus der Stadt kommende Bombe, die er packte und als Retourgelegenheit benützte.

Scena XI. Türkisches Lager. Portachill nnd Valide beklagen die Greuel des Kriegslebens, Mustapha wird mit dieser sehr zärtlich, Portachill darüber sehr eifersüchtig; ein Aufruhr im Lager verjagt alle von der Bühne.

Scena XII. Platz vor der Stadt. Selim und Ibrahim mit einigen Türken. Die Führer prahlen und thuen sehr grimmig. Ibrahim will, wenn es an Stricken und Feßeln fehlt, aus der Haut einiger Christen Riemen schneiden, um die andern zu binden. — Dazu Kara Mustapha, Tekely und Tataren. Endlich Hannswurst als Gefangener in türkischer Kleidung. Bei dem Verhör gibt er sich für einen Araber aus, reißt Zoten, wird als Christ erkannt, zum Spieße verurtheilt und abgeführt. Sturm auf die Stadt, welcher abgeschlagen wird. —

[1] Versenkungen.

ACTUS III.

Scena I. Colline. Koltschützky berichtet dem Bürgermeister den Erfolg seiner Sendung, erzählt Hannswurst's Gefangenschaft, und übergibt die erhaltenen Briefe. Dazu kommen Schanzgräber, welchen Liebenberg Befehle ertheilt. Alle ab.

Scena II. Geheimer Kriegsrath, Baden, Würtemberg, Serini, Daun, ein stummer Secretarius. Man spricht über die Hinrichtung dreier Verräther, den Mangel an Wundärzten und Bäckern, endlich über einige Erfindungen des Grafen Volkhra im Granatengießen u. s. w.

Scena III. Der Galgen mit zwei daran hangenden Soldaten. Einem Knaben wird der Kopf abgeschlagen[1]. Der Stadtcommandant redet das Volk an. Ein Tambour publicirt ein Edikt. Alle ab.

Scena IV. Wald. Die Churfürsten von Sachsen und Baiern und der König von Pohlen treten nach und nach mit ihren Truppen auf, begrüßen und umarmen sich. Ihre Anreden an die Krieger (besonders die Worte des Pohlenkönigs) sind, wenn auch nicht frey von Schwulst, doch voll Feuer.

Scena V. Lager vor der Stadt. Die Türken wollen Hannswurst spießen, welcher dagegen aus medicinischen Rücksichten protestirt, und sich die Wahl seiner Todesart durch Schmeicheleien erfleht. Sie wird ihm zugestanden, aber sein unsauberer, wenn gleich sehr lächerlicher Vorschlag erbittert die Barbaren so, daß sie ihn niedersäbeln wollen. Ein Ausfall der Belagerten rettet ihn.

Scena VI. Selim mit Tataren und die vorigen Türken. Alle lagern sich, trinken, spielen und tanzen. Ein neuer Ausfall verjagt sie.

Scena VII. Stahremberg. Aloysia. Euphrosina. Stahremberg: „Verzeihet geliebtestes Leben, daß bisher indem ich dem Marti gedienet ich den Blicken der Veneris ihren Tribut entzogen. Anjetzo aber will das Glück euch wiederum in meine Arme lieffern.“ In diesem Tone beginnt ein langes Gespräch, in dem Stahremberg die Stärke des anrückenden Entsatzes, der Türken, und die Menge der in die Sklaverei geschleppten Christen erzählt.

Scena VIII. Lager und Stadt. Kara Mustapha und die Türken. Ersterer freut sich auf die Schlacht, erzählt sehr eckelhaft, wie er einem Ueberläufer die Haut abziehen

[1] Wie wenig kümmert den Verfasser das: Ne coram populo Medea u. s. w.

Digitized by Google

ließ, prahlt anfangs und verzweifelt, als später Ibrahim die Nachricht des anrückenden Entsatzheeres bringt. „Was „wird Asia sagen, was wird Afrika gedenken, wie wird „Europa die Ohren spitzen? — — O Hölle und Teuffel „was fang ich an — o höllische Furien!" u. s. w. Endlich ermannt er sich, die Schlacht beginnt, die Türken werden geworfen, Alle ab.

Scena IX. Hannswurst geharnischt, mit zwei Säbeln kommt aus der Stadt, und treibt plumpe Späße mit den todten Türken.

Scena X. Der König von Pohlen, die Churfürsten von Sachsen und Baiern, der Herzog von Lothringen, mit ihren Truppen, welche theils gefangene Türken führen, theils Köpfe auf Stangen, theils endlich Beute, und darunter „die große Standarte des Mahomet" tragen. — Die Fürsten besprechen die Schlacht, Lothringens Verwundung und den Tod der beiden Herzoge von Croy.

Würtemberg, Caplicrs, Stahremberg und Daun aus der Stadt kommend, bringen die Schlüssel derselben, und reichen sie knieend dem Könige, der sie zurückgibt, Stahremberg belobt und mit den Worten schließt:

„Anjetzo tragen wir Verlangen Seiner Röm. kayserl. „Majestät das Haupt zu entblößen und dise Stadt welche „eine Fürstin europäischer Festungen und eine Saugamme „der wahren christlichen Leere inwendig zu sehen."

»So will Kaiser dir des Urim Thurim bleiben
»weil dieses deinen Thron bis an die Wolken hebt
»und jenes will dein Lob in aller Hertzen schreiben
»weil jetzo Leopold ein wahrer Leo lebt.«

Die übrigen Personen rezitiren nun die Fortsetzung dieses Lobgesanges, und zwar jeder vier Zeilen, die letzten Worte:

»Es leb und blühe stets das Erzhaus Oesterreich«

werden von Allen wiederholt.

Ohne in irgend eine weitere Beurtheilung dieser Darstellung einzugehen, sey nur die wiederhohlte Hinweisung darauf vergönnt, wie sie, die wichtigsten Punkte der Belagerung beinahe ohne Ausnahme vor die Augen der Zuschauer zurückführend, auf ein Publikum von Wienern jener Zeit, denen die Mängel des Stückes nicht so sichtbar waren, als sie es uns sind, wirken mußte?

Ueber die Beurtheilung des Leitfadens der Geschichte von Hofrath Lehmann in Nr. 8 dieser Blätter.

Herr Graf von Mailáth hat mein kleines Buch so gütig beurtheilt, und Einiges, was er schonend Versehen nennt, so mild berührt, daß ich ihm hier vor Allem meinen aufrichtigen Dank zolle.

Sollte sein mir so schmeichelhafter Wunsch in Erfüllung gehen, — sollte das Buch eine zweite Auflage finden; so werde ich durch manche Berichtigung und Verbesserung zeigen, wie willkommen mir dergleichen Winke von solchen Männern sind.

Ueber einige Bemerkungen, über welche ich mit Hrn. Gr. Mailáth nicht vollkommen einig bin, wünschte ich in diesen Blättern, wenn es die Redaktion genehmigte, mich mit dem verehrten Recensenten näher zu verständigen.

Solche Untersuchungen dürften meines Erachtens eher in einer Zeitschrift für Geschichte, als in einem (besonders kurzen) Geschichtsbuche ihren Platz finden.

Zum vorhinein versichere ich dem Hrn. Recensenten, daß ich so frei als irgend ein Mensch von Eigendünkel und Rechthaberei bin.

Ich habe in meinem Leitfaden manche Winke von Freunden, welche das Manuscript gelesen hatten, dankbar benützt; — selbst in Fällen, wo mir eine vorgeschlagene Aenderung nicht immer eine entschiedene Verbesserung schien, gab ich meistens der freundlichen Erinnerung Gehör, in der Ueberzeugung, daß der Autor aus Vorliebe für das Produkt seines Geistes nicht in gleichem Grade unbefangen urtheile, als der Leser.

In diesem Geiste werde ich stets jede, seye es mündliche oder schriftliche Belehrung aufnehmen.

Bereits habe ich selbst schon noch andere Versehen in dem Buche zur Verbesserung in einer etwa erfolgenden neuen Auflage vorgemerkt.

Manches würde schon vor dem Drucke berichtiget worden seyn, wenn nach meinem ursprünglichen Vorsatz das novum (wenn auch nicht nonum) prematur in annum erfolgt wäre.

Allein einige Leser des Manuscripts, welche ich nach ihrer amtlichen Stellung als befugte Richter glaubte ansehen zu dürfen, drangen in mich, zu bewirken, daß das Buch schon im Jahre 1834/5 in die Hände der militärischen Jugend gelange, indem sie glaubten, daß dieser Leitfaden unter allen bisher zum Druck gelangten Kompendien für die Jugend, und insbesondere für die österreichische Jugend, das entsprechendste sey. Nun auf die Erinnerungen des Hrn. Gr. v. Mailáth:

Die Verzeichnisse der böhmischen Regenten (Herzoge und Könige), so wie der Päpste und anderer europäischer Regenten werden bei einer neuen Auflage unfehlbar geliefert werden.

Ueber die Abgränzung der verschiedenen Abschnitte der Geschichte habe ich in der Einleitung kurz meine Gründe angegeben. Insbesondere für den Uebergang von der alten zu der Geschichte

Digitized by Google

des Mittelalters führte ich den Grund an, daß mit dem Sturz des weströmischen Kaiserreichs einige noch jetzt bestehende westeuropäische Staaten entstanden. Eichhorn schloß die alte Geschichte mit der Niederlage des Syagrius. Mir schienen die Folgen dieser Schlacht zu unwichtig, um einen Abschnitt der Geschichte darauf zu gründen.

Wenn es dem Hrn. Recensenten gefällig wäre anzugeben, wo er die alte Geschichte zu schließen gedächte, so würde ich für eine zweite Auflage seinen Vorschlag unbefangen in Erwägung ziehen.

Ueber einige nun folgende Erinnerungen des Gr. Mailáth glaube ich meine Ansichten über die alte Geschichte, besonders über die Geschichte der Griechen und Römer vorausschicken zu müssen.

Allerdings ist es Zweck der Geschichte, durch dargestellte Züge von Seelengröße, von Heldenmuth zur Bewunderung, und, wo sich Gelegenheit gibt, zur Nachahmung aufzuregen.

Aber immer schien es mir, daß man in vielen Fällen bei den Alten theils die Größe ihrer Handlungen, theils die Reinheit ihrer Absichten überschätzt habe.

Ob diese oft nicht ganz wahre Richtung der ersten Eindrücke unserer Jugend fromme? möchte ich nicht bejahen.

Mein Streben war, das Löbliche und Große, so weit es in einem kurzen Leitfaden möglich ist, auf den wahren Gehalt gesetzt, ohne Uebertreibung der Jugend darzustellen, aber auch, wo die Geschichte auf unlautere Absichten deutet, diese nicht zu verschweigen.

Dieses nun angewendet auf das Ereigniß bei den Thermopylen, wird nach dem richtigen Wink des Gr. Mailáth in einer neuen Auflage die Darstellung deutlicher werden, aber doch dahin berichtiget, daß auch bei dem letzten Kampfe Leonidas nicht bloß 300 Spartaner bei sich hatte; 700 Thespier trennten sich nicht von ihm, und jeder Spartaner hatte immer im Felde einige Heloten im Gefolge. Immer bleibt noch die That des Leonidas eine der ruhmvollsten in der Weltgeschichte.

Was ich tadelnd über Alexander sagte, ist doch Wort für Wort auf unläugbare Thatsachen gegründet. Ich gestehe, daß mir schon in meinem Knabenalter dieser Völkerstürmer eine der unerfreulichsten Erscheinungen war; nie konnte ich etwas Gutes finden, was aus seinem ganzen Wirken hervorgegangen wäre.

Tarquinius Brutus ließ noch vor der Vertreibung des Königs durch das Orakel verkünden, daß derjenige auf den Thron gelangen würde, welcher nach der Zurückkunft der Erste seine Mutter küßen würde. Um das Orakel in sich zu verwirklichen, fiel er bei der Landung sogleich zu Boden und küßte die Erde als die Mutter von Allem. Thut man diesem Manne zu viel, wenn man ihm Absichten auf den Thron zuschreibt? Freilich kam er zu früh um das Leben, als daß die vorliegende Frage entscheidend könnte gelöst werden.

Den Verfall des römischen Reiches habe ich nicht ausschließlich der mangelnden Thronfolgeordnung zugeschrieben. Am Schluß der alten Geschichte führte ich als Hauptursachen den gesunkenen Muth und militärischen Geist der verweichlichten Römer, und die Ergänzung der Legionen mit Barbaren an. — Die Ermanglung einer Thronfolgeordnung führte ich S. 95 als die Hauptursache der vielen Kriege um den Thron an.

Ueber das, was der Hr. G. M. zu Seite 150 meines Leitfadens äußert, ersuche ich ihn um freundliche Belehrung. Bisher war ich wirklich der Meinung, Leopold VI. von Oesterreich habe die Regierung von Steyermark erst nach Ottokar's Tode angetreten. Da mir mein Beruf nicht erlaubt, alle zeitraubenden Forschungen anzustellen, non nobis Deus haec otia fecit; so hielt ich mich an die österreichische Geschichte von Schrötter und Rauch, wo im Jahre 1186 Ottokar (2ter Band S. 115) sagt: Ducem Austrie Leopoldum — *si* sine herede *decesserimus* succesorem nobis designavimus, — und später: De prediis, que duci Austrie *post obitum nostrum* designavimus. Als Ottokar sechs Jahre später starb, eilte Leopold 1192 nach Worms, und empfing von Kaiser Heinrich VI. die Belehnung mit Steyermark (ganz richtig! d. R.).

Schon Johannes Müller in seiner Geschichte der Schweiz kann sich des Zweifels über die Echtheit der Geschichte Tell's nicht erwehren, da durch länger als ein Jahrhundert nach Alberts I. Tode kein Schriftsteller ein Wort von diesem Tell erwähnt. Nur am Ende des 14ten Jahrhunderts (also 90 Jahre ungefähr später) soll sich das Volk mündlich von einem Tell, Befreier von Uri, unterhalten haben.

Mummelter (Verdienst österreichischer Regenten ic.) hat, wie mir scheint, die Sage von Tell siegreich widerlegt. Mir scheint sie ein Mährchen. So absprechend wollte ich jedoch in einem Leitfaden für die Jugend mich nicht äußern.

Ueber Friedrich IV. theile ich vollkommen die Ansicht des G. M.; — ich nannte ihn unschlüssig, sagte, daß während seiner 53jährigen Regierung wenig durch ihn geschah. Sollte in einem Kompendium über einen moralisch nicht bösen Monarchen Härteres gesagt werden?

Gustav Adolf äußerte selbst, es fehle nur an dem Geiste eines Alexander, Hannibal und Cäsar, sonst würden noch Eroberungen gleich den ihrigen bewirkt werden. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen führt dafür Gewährsmänner an, welche man gewiß nicht parteyisch gegen G. Adolf nennen kann. Hätte ihn das Glück dauernd so begünstigt, wie im ersten Jahre nach seinem Siege bei Leipzig, die deutsche Jugend wäre wahrscheinlich schon damals, wie 180 Jahre später, über die Pyrenäen und über den Niemen geschleppt worden.

Die Erinnerung über das Dekret des Königs Andreas II. werde ich dankbar benützen. Der Ausdruck Seite 215 meines Leitfadens muß allerdings berichtiget werden.

Daß ich die Jugend nicht auf Joh. Müllers allgemeine Geschichte gewiesen habe, rührt daher, daß ich dieses Werk nicht so vorzüglich finde. Es ist individuelle Ansicht. Ich stelle diese Compilation (!) tief unter dessen Schweizer-Geschichte. Uebrigens wollte ich der österreichischen Jugend den ärgsten Feind Oesterreichs nicht als Orakel hinstellen. Der tiefgelehrte aber wetterwendische Mann sollte nicht der Führer unserer Jugend seyn.

Dieses zu meiner Entschuldigung, wenn ich bei einer etwaigen zweiten Auflage meines Leitfadens nicht alle Winke des verehrten Hrn. Recensenten unbedingt befolge.

Hofrath Lehmann.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

19. Sonnabend, den 7. März **1835.**

Ein Brief der berüchtigten Marion Delorme an den Marquis de Cinq-Mars[1].

Paris im Februar 1641.

Mein lieber Effiat![2]

Während Sie mich zu Narbonne vergessen, und sich dort den Vergnügungen des Hofes und dem Genusse, dem Cardinal Richelieu entgegen zu arbeiten, überlassen, mache ich nach Ihrem eigenen Wunsche Ihrem englischen Lord, dem Marquis Worcester hier in Paris den Hof, und führe ihn, oder vielmehr er führet mich von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit. Dabei wählt er freilich fast immer die traurigsten und ernsthaftesten, spricht wenig, hört aber mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und heftet auf Jene, welche er fragt, zwey große blaue Augen, welche in das Innerste der Gedanken zu bringen scheinen. Uebrigens begnügt er sich nie mit den Erläuterungen, die man ihm gibt, und nimmt die Gegenstände eben so wenig von jener Seite, von welcher man sie ihm zeigt. Einen Beweis davon mag Ihnen der Besuch geben, den wir beide im Bicetre gemacht haben, wo er behauptet, in einem Narren einen Mann von großem Verstande gefunden zu haben.

Wenn der Mensch nicht manchmahl wüthend würde, ich glaube wahrhaftig, der Lord würde alles angewandt haben, um seine Freiheit zu erwirken, und ihn mit sich nach London zu führen. Als wir die Gänge des Narrenhauses durchschritten und ich so sehr mich fürchtete, daß ich mich bebend näher an meinen Beigleiter drückte, zeigte sich uns hinter eisernen Stäben ein häßliches Gesicht, welches mörderlich zu schreyen anfing: »Ich bin kein Narr, ich habe eine Entdeckung gemacht, welche jenes Land reich machen wird, welches sie in Ausübung bringt.« — Was hat denn der Mensch entdeckt? fragte ich unsern Führer. »Ach«, antwortete dieser, mitleidig die Achseln zuckend, »etwas ganz Einfaches: die Anwendung des Dampfes von siedendem Wasser.«

Ich mußte lachen. Dieser Mensch, fuhr der Wächter fort, nennt sich Salomon de Caus. Er ist vor vier Jahren aus der Normandie hieher gekommen, um dem Könige ein Memoire über die wunderbaren Vortheile, welche man aus seiner Erfindung ziehen kann, zu überreichen. Bedenken Sie, er behauptete, man würde sogar Wagen mit Dampfe treiben können. Aber der Hr. Cardinal schickte den Narren fort, ohne ihn zu hören.

Salomon de Caus aber, anstatt sich entmuthigen zu lassen, folgte dem Herrn Cardinal überall, welcher, endlich müde ihn überall zu finden, und durch seine Zudringlichkeit und Narrheit zu sehr belästigt, befahl, ihn hier einzusperren. Er ist schon 3 ½ Jahr hier, und schreyt noch immer, wie Sie selbst gehört haben, jedem Besucher zu, daß er kein Narr sey, und daß er eine erstaunenswürdige Entdeckung gemacht habe. Er hat sogar in diesem Bezuge ein Buch geschrieben, welches in meinen Händen ist[1]. Mylord Worcester, welcher ganz nachdenklich wurde, verlangte das Buch zu sehen, und sagte, nachdem er einige Seiten gelesen: Der Mensch ist kein Narr, und in meinem Lande würde man,

[1] Dieses historische Dokument schien mir wichtig genug, um es in diesen Blättern mitzutheilen, da es den Beweis liefert, daß in Frankreich im Bicetre schon vor zwey Jahrhunderten jenes ungeheure Geheimniß vergraben lag, welches jetzt das Los Englands so außerordentlich verbessert hat, nämlich das Geheimniß der Wirkungen des Dampfes. Castelli.

[2] Henri-Coifier de Rusé d'Effiat, Marquis de cinq-Mars enthauptet zu Lyon. Man sagt, er sey insgeheim mit Marion Delorme vermählt gewesen.

[1] Dieses Buch Salomons de Caus führt den Titel: Les Raisons des forces mouvantes, und ist im Jahre 1615 in Folio erschienen. Marquis von Worcester, welcher von den Engländern als Erfinder der Dampfmaschinen angesehen wird, hat sich der Entdeckung des unglücklichen Caus bemächtigt, und dieselbe in einem Buche, erschienen im Jahre 1663 und betitelt „Century of inventions“ verzeichnet.

Digitized by Google

anstatt ihn einzusperren, ihn mit Reichthümern überschüttet haben. Er verlangte dann auch einige Zeit mit ihm allein zu sprechen, nachdem dieses aber geschehen war, kehrte er traurig zu uns zurück, und sagte: Jetzt, ja jetzt ist er wirklich närrisch, aber ihr habt ihn dazu gemacht, ihr habt durch die Gefangenschaft seinen Geist zerrüttet, vielleicht den größten Geist unserer Zeit.

Dann verließen wir Bicetre, und seit dieser Zeit redet Worcester immer nur von diesem Narren. Adieu, mein theurer Freund Henry, kommen Sie bald zurück, und seyen Sie in der Ferne nicht gar so glücklich, daß Ihnen nicht noch ein wenig Liebe übrig bleibt für Ihre

Marion Delorme.

Kaiser Joseph der Zweite in seinem Leben und Wirken. Für das deutsche Volk dargestellt von D. Eduard Burckhardt, Privatdocenten der Geschichte zu Leipzig ꝛc. Erstes Heft mit vier Abbildungen. Meissen, bei F. W. Goedsche. 1835. 112 S. 8.

Vorliegendes Werk kündigt sich durch den Titel als ein »populäres« an; wir müssen gestehen, daß weder Auffassung noch Darstellung dem entspricht. Erstere ist durchaus eine gewöhnliche, mitunter auch unwahre; letztere zu vornehm, um ihrem Zwecke zu genügen. Wir wollen die übrigen Hefte abwarten, und dann unser Urtheil begründen; indessen aber dem Verfasser rathen, sich inniger, als er es bis jetzt gethan hat, mit seinen Vorgängern vertraut zu machen. In der Folge (das erste Heft geht bis zum Jahre 1779) dürfte dieser Mangel noch verletzender hervortreten: der Standpunkt, von dem aus Kaiser Joseph II., als Mensch und Fürst groß wie Wenige, allein nur vollkommen begriffen, und wahrhaft gewürdigt werden kann, hängt von Bedingungen ab, die zu erfüllen keine leichte Aufgabe ist! Die vier lithographirten Abbildungen: Maria Theresia, Joseph II. und zwei scenische Darstellungen sind genügend; Druck und Papier ausgezeichnet.

K.

Die Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation zunächst in Deutschland. Aus Quellen dargestellt, und mit den vollständigen Beweisstellen belegt, von Jac. Marr, Kaplan in Wittlich. Mainz, Druck und Verlag von Florian Kupferberg. 1834. VIII. 196 S. 8.

Das vorliegende Werk ist eine gute, aber keineswegs erschöpfende Arbeit. Die Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation, welche der Verfasser angibt, sind vollkommen wahr; sie sind aber nicht die einzigen. Ich möchte sagen, die sittlichen Motive der Reformation fehlen, oder, in so ferne sie angedeutet sind, erscheinen sie nicht mit philosophischem Geiste gewürdiget. Die höhern Motive sind: der dogmatische Artikel über die rettende Macht der Gnade, streitend mit dem praktischen Vertrauen auf bloße äußere Werkheiligkeit; die moralische Aufregung über das Verderbniß in der kirchlichen Disciplin; die grandiose Einwirkung der heiligen Schrift, welche durch Luthers glänzende Uebersetzung in alle Hände, und nach seiner Lehre zu Jedermanns freier Deutung kam; erhöhter Fleiß für die sogenannten weltlichen Studien; vernünftigere Anordnung der Staatsverwaltung durch Vergrößerung der Fürstenmacht; zuletzt Muth, die heilig geachtete Meinung nicht weltlicher Rücksicht wegen aufzugeben; denn obschon es unbestreitbar ist, daß viele protestantische Prediger sich schamlos jeder Gemeinheit hingaben, und nicht selten dem Protestantism aus den verächtlichsten Motiven anhingen, wie dieß der Verfasser sehr richtig aus einander setzt: so ist anderer Seits nicht zu übersehen, daß viele wieder aus vollkommener Ueberzeugung, mit Kühnheit und Seelenstärke sich für die neue Lehre aussetzten. — Kurz: der Inhalt des vorliegenden Werkes ist durchaus wahr, aber einseitig.

Johann Graf Mailáth.

Die feindlichen Brüder, oder Homöopath und Allopath. Possenspiel in drei Aufzügen von D. Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe 1834. 116 S. 8.

Die Fabel ist lose geknüpft und nachlässig ausgearbeitet, aber den geschilderten Charakteren mangelt es nicht an Originalität und komischer Lebendigkeit, die Situationen sind gut gewählt und die einzelnen scherzhaften Momente wohl benützt. Von großer Wirkung ist der in den Raupach'schen Komödien mehrfach wiederkehrende Charakter des Till, des Humoristikers unserer Zeit, der sich zwar einen besondern Standpunkt wählt, von dem aus er die ganze übrige Welt bekrittelt und belächelt, aber der zuletzt auch an diesem seinen eigenen Thun und Lassen nichts findet als Verspottenswerthes. — Ueber den Vorzug der einen oder der andern der beiden Heilmethoden wird, wie es sich ziemt, in dem Stücke nichts entschieden.

Uebrigens ist durch diese Posse das reichhaltige Thema bei Weitem nicht erschöpft. So bleibt noch immer übrig, einen Vormund oder dergleichen zu schildern, der die Symptome eines sich entwickelnden Liebeshandels seiner Mündel für Wirkungen eines an ihr versuchten Arzneistoffes ansieht, oder einen Arzt, der eine solche Furcht vor den erstaunlichen Wirkungen seiner Streukügelchen oder der in der Atmosphäre verstreuten arzneilichen Potenzen äußert, daß er zu den abentheuerlichsten Gegenmitteln seine Zuflucht nimmt, oder auf der andern Seite einen besorgten Hausfreund, der Liebeswahnsinn und Geldschwindsucht mit Eisenpillen, Purgiermitteln und Aderlässen heilt. Doch schon das letzte Beispiel zeigt, daß die Allopathie viel schwieriger komisch zu behandeln sey, als die

Digitized by Google

Homöopathie, was wohl darin seinen Grund hat, daß sie gar zu viele tragische Elemente enthält. Hock.

Elisabeth von Guttenstein. Eine Familiengeschichte aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. 3 Theile. Wien 1835, gedruckt und im Verlage bei Anton Pichler. Leipzig in Commission bei August Liebeskind. (Sämmtlicher Werke 47ster bis 49ster Band.)

Wem ist Caroline Pichler als Schriftstellerin unbekannt? Ihr Name hat die Gränzen Deutschlands überschritten, mehrere ihrer Werke sind in fremde Sprachen, meistens in die französische, übergegangen, ihr Agathokles ist in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Abgesehen von den Werken, die einzeln erschienen, tritt die große, bald ein halbes hundert Bände füllende Sammlung ihrer sämmtlichen Werke in zwei Auflagen zugleich vor das Publikum, es braucht also keines weiteren Beweises, wie sehr die Verfasserin im Allgemeinen geachtet, von jenen aber, welche der Romanenliteratur vorzugsweise zugewendet sind, besonders geliebt wird.

Die literarische Thätigkeit der Verfasserin ist um so erstaunenswerther, da sie erst spät, nämlich im 31sten Jahr ihres Lebens, zuerst mit einem selbstständigen Werk (die Gleichnisse 1800) als Schriftstellerin auftrat. Durch günstige Aufnahme ermuntert, folgten sich aber nun ihre Werke um so schneller. Leonore 1803, Agathokles 1808, die Grafen von Hohenberg 1810, Frauenwürde 1819, die Nebenbuhler 1821, die Belagerung Wiens 1824, die Schweden in Prag 1826, die Wiedereroberung von Ofen 1828, Friedrich der Streitbare 1830, Henriette von England 1832, Elisabeth von Guttenstein 1835, sind die größeren Romane der Verfasserin, die, abgesehen von den mittlerweile erschienenen Opern, Cantaten, Dramen, sehr vielen kleinen Erzählungen, die große literarische Wirksamkeit der Verfasserin hinlänglich beurkunden. Die wohlwollende Theilnahme des Publikums blieb sich gleich, und Agathokles erfreute sich eines, ich möchte sagen europäischen Rufes. Die Geistesgewandtheit der Verfasserin tritt sichtbar vor das Auge, wenn man bedenkt, wie seit ihrem ersten Auftreten in der literarischen Welt die Richtung der Romanenliteratur sich geänderr. Damals bewegten sich die Romane zumeist in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, später war die ideale Ritterzeit vorherrschend, bis Walter Scott die unbetretne Bahn der historischen Romane öffnete. In allen diesen drei Perioden hat die Verfasserin mit entschiedenem Erfolg gewirkt.

Nach dem bisher Gesagten dünkt es mir überflüssig, in die ausführliche Beurtheilung des hier angezeigten Romanes einzugehen; es genügt, wenn ich sage, daß er mit seinen Vorgängern ebenbürtig scheint. Mit Vergnügen aber habe ich dem Ansinnen der Redaktion willfahren, das Erscheinen dieses Romanes zu besprechen, da es mir Gelegenheit darboth, der vieljährigen Leistungen eines rein österreichischen Talentes in einer Zeit zu erwähnen, in welcher die bewegte Gegenwart, auch in der Literatur, alle Erinnerungen zu verschlingen droht.

Johann Graf Mailáth.

Das Historienbuch des Jongleurs. Altfranzösische Novellen, herausgegeben von O. L. B. Wolff. Stuttgart 1834. Hallberger. 274 S. 8. (als IV. Band der Maja, oder Bibliothek neuer Originalnovellen!?).

Wir verstehen in der That nicht, wie sich mit dem Titel: »Bibliothek neuer Originalnovellen« die Aufnahme eines ganzen Bandes vertrage, nämlich eben des zu besprechenden, in welchem bloß Uebersetzungen enthalten sind, denn als etwas Anderes wollen und können die Geschichten des Jongleurs sich nicht geltend machen; da wir jedoch den Plan des Unternehmens, in welchem vielleicht neue Bestimmungen über Originalität aufgestellt sind, nicht kennen; so wollen wir obigem Widerspruche nicht weiter nachspüren und uns auf die Beurtheilung der Wolffschen Sammlung beschränken.

Mit der Novelle hat es eine eigene Bewandtniß, und so wie man sagt, daß beim Weine sich der Charakter des Individuums ausspreche, so möchten wir gerne behaupten, wie barok es auch klingen dürfte, daß in der Novelle der Charakter einer Nation offenbar werde. Man vergleiche nur, was Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche in diesem Fache geleistet haben, und man wird vielleicht unsere Behauptung minder seltsam finden. Boccaccio, Bandello sind in dieser Beziehung die Repräsentanten der Italiener und die eigentlichen Begründer der Novelle, welche von ihnen auf die Spanier vererbte, und ursprünglich ein einzelnes, meistens erotisches Abentheuer mit seinen Folgen, in südlich glühender Darstellung, häufig sehr lasciven Inhaltes brachte, das durch sein eigenthümliches, keckes Kolorit interessirte. In der Folge und durch die Anwendung der Idee der Novelle von Seiten anderer Nationen, ist die Form in eine ganz verschiedene übergegangen, und hat mancherlei Schicksale erlitten; doch in der wahren Novelle hat es wohl kaum ein Volk weiter gebracht als die Deutschen, deren behagliche Intuizion sich da nach Herzenslust breit machen kann, während den Engländern die höchste Vollendung im eigentlichen Romane nicht abgesprochen werden darf. Die Erzeugnisse unserer vorzüglichsten Novellisten, eines Tiek, Hoffmann, Schefer, W. Alexis und Anderer haben der gebildeten Welt gezeigt, welch ein reicher Schatz von praktischer Lebenserfahrung, welch eine Fülle von Gemüth, Humor und Kunst-Tendenzen aller Art in das Gewand der Erzählung eingekleidet, welche tief eingreifende Schilderung des inneren Lebens, welcher blühende Geist der Romantik darin entwickelt werden könne, und es erscheint wohl als kein geringer Beweis von Anerkennung, daß Engländer und Italiener unsere Novellen mit Liebe aufsuchen, und ihrem

Digitized by Google

Publikum mundrecht machen, während die Literatoren Frankreichs durch die Novellistik der Deutschen erst zu dem rechten Begriffe von dem Wesen dieser Gattung gekommen sind, und ihre vorzüglichsten Talente in der Nachahmung der deutschen Novelle wetteifern, so, daß wir kaum weit fehlen dürften, wenn wir annehmen, die neue romantische Schule der Franzosen sei unter theilweisem Einflusse unserer Literatur auf ihre Kunstansichten entstanden. In der That hatten die Franzosen auch bisher gar keine wirklichen Novellen; ihre Contes, die Erzählungen ihrer Fabliaux, und was sie noch sonst von kleineren epischen Produktionen besaßen, sind nichts weniger als Novellen; ja, sie tragen auch nicht eine Spur von deren Charakter an sich, welcher auch den oberflächlichen, leichtfertigen Bestrebungen, der quecksilbernen Natur ihrer Belletristen, der ganzen Nationalität nicht zusagt, und überhaupt leichter zu fühlen als zu definiren ist. Was der Deutsche thut und schafft, erscheint ernst, männlich gediegen, edel, mitunter wohl auch ein bischen schwerfällig; seiner Wirksamkeit liegt eine tiefe Idee zu Grunde, er verträgt kein leeres Tändeln, keine zwecklose Verschwendung von Materialien: er verlangt eine bestimmte klar ausgesprochene Tendenz, und selbst in den bloß zerstreuenden Ergebnissen seiner Geistesthätigkeit will er mehr als eine leidige, keinen ernsteren Gedanken veranschaulichende Erzählung von Thatsachen, seyen diese nun dem Gebiethe der Wirklichkeit entnommen, oder frei im Reiche der Phantasie aufgeschossen; er will sich belehren, will Seelenzustände, aus Handlungen entstehend, will das Spiegelbild des Daseyns auch in den Schöpfungen der Kunst wiederfinden, und das muß leichtfertigen Nachbarn allerdings ein wenig langweilig vorkommen; allein es imponirt ihnen, weil sie es nachahmen, und vielleicht käme es nur auf uns an, die deutsche Literatur in ihrer Meinung noch weit höher zu stellen; doch dann müßten wir uns vollends emanzipiren, müßten nicht den Abfall ihrer Komödienschreiber, die Mohnköpfe ihrer Tagesschriftsteller begierig auf unsere Tafeln ziehen, müßten uns selbstständig machen, und das werden immer pia vota bleiben, so lange Buchmacher und fixfingerige Uebersetzer in ihrem bequemen Gewerbe eine willkommene Verhüllung für die eigene Impotenz finden werden.

Wir denken in diesen Blättern einmal eine ausführliche Darstellung über das Wesen der Novelle niederzulegen, und verspaten uns für jene Gelegenheit die weitere Charakteristik des genannten Faches; um wieder zu unserem Gegenstande zurück zu kehren, von welchem wir schon allzu weit irre gingen. Indessen mag das Vorstehende immerhin einiger Maßen zu unserer Rechtfertigung dienen, wenn wir rundweg die Ueberzeugung aussprechen, daß durch die Bearbeitung und Herausgabe des Eingangs genannten Historienbuches der Lesewelt eine kaum dankenswerthe Gabe zugewendet worden sey, warum aber auch Zinnstollen ausbeuten, wenn man aus den heimischen Schachten die schönsten Silberstufen zu Tage fördern kann?

Die vorliegende Schrift enthält vier Piecen: »Das Gottesgericht« — »der kleine Page« — »von dem Mönch, den der heil. Petrus liebte,« und »das verhängnißvolle Veilchen,« von welchen keine sich über die Mittelmäßigkeit erhebt und von denen die beiden ersten auch in Bezug auf die Sittlichkeit des Princips Manches zu wünschen übrig lassen. Inzwischen erscheint im »Gottesgericht« die, allem Vermuthen nach, aus einer alten Chronik entlehnte Beschreibung des bei einem solchen Zweikampfe landesüblichen Zeremoniels anziehend und die Geschichte ist wohl nur als Beigabe zu betrachten, wodurch der Verfasser seinen antiquarischen Fund für den Leser appetitlicher zustutzen wollte. Aus den Volksscenen hätte sich ungemein viel machen lassen; allein dazu gehörte Geist, Humor; dazu gehörten tüchtige historische Vorbereitungen und — non omnia possumus omnes. — Nr. 2, obwohl ebenfalls nicht ohne ansprechende Einzelnheiten, muß wegen der plumpen Unzartheit des Stoffes gänzlich verworfen werden; überdieß ist der Schluß so unbefriedigend, daß man von demselben; wenn wirklich im Verlaufe der Erzählung einiges Interesse aufgekeimt wäre, wie mit lauem Wasser überschüttet wird, — ein Gebrechen, das alle vier Stücke dieses Bandes an sich tragen und welchem der Uebersetzer nicht abzuhelfen vermochte. — Nicht übel, wenn gleich etwas mager, wäre der Vorwurf von Nr. 3 für eine Legende; doch die Verse, in denen sie gebracht wird, schmecken allzu sehr nach der lieben Nonchalance des Improvisators, als daß wir sonderlich davon erbaut worden wären. — »Das verhängnißvolle Veilchen« ist, wenn wir nicht irren, schon von Shakespeare im »Cymbelin« benützt und auch anderweitig bearbeitet worden; die Art, wie es hier geschieht, erinnert an die einfache Darstellung der Sagen und Ammenmährchen, ohne deren kindliche Einfalt und naive Grazie zu erreichen, somit können wir keiner der Leistungen dieses Buches das Wort reden, da sie in Sujet und Behandlung sämmtlich sehr untergeordneten Werthes sind.

Ob und welches Verdienst sich Hr. Wolff um die Adaptirung der Jouglenr-Erzählungen erwarb, können wir, da uns die Originalien nicht zugänglich sind, keiner Würdigung unterziehen; sprachliche Gewandtheit läßt sich jedoch nicht verkennen und nur rücksichtlich des Schliffes seiner Arbeit möchten wir Hrn. O. L. B. Wolff auf den Horazischen Spruch verweisen:

> Saepe stylum vertas iterum, quae digna legi sint,
> Scripturus — — — —.

Die Auflage ist gefällig, wie denn überhaupt Hallberger's Officin alle Anerkennung verdient.

K. Straube.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

20. Mittwoch, den 11. März **1835.**

Anakreon, nach seinem Leben beschrieben, und in seinen poetischen Ueberresten nebst deren Nachahmungen übersetzt und erklärt von Prof. Frz. W. Richter, Director des gemeinschaftlichen Hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen. Quedlinburg und Leipzig in der Becker'schen Buchhandlung 1834. 162 S. 8.

Das Büchlein enthält, nebst einer Widmung an Se. Exc. Hrn. Ferdinand Grafen v. Stein, k. preuß. Staatsminister, der Vorrede (pp. XII) und einer Uebersichtstabelle der Liederordnungen, zur Erleichterung des Nachschlagens der Originale in den gangbarsten Ausgaben (pp. XIII—XVI), 1. Anakreons Leben; 2. Anakreontische Lieder von beglaubigter Echtheit (p. 28—50); 3. Bestrittene und unechte Anakreontische Lieder (bis 109); den übrigen Raum nehmen die Anmerkungen ein.

Schon diese kurze Inhaltsanzeige weist darauf hin, daß Herr Professor Richter den gelehrten Theil seiner Arbeit als den wichtigeren betrachtet habe. Auch hier, wie in seiner Sappho und Erinna ist die Lebensbeschreibung des Dichters und die Kritik des Textes mit großer Vorliebe und mit vieler Gründlichkeit behandelt. Die Bemühungen des gelehrten Melhorn (Glogau 1825) und Hermann (Elementa doct. metr.), Fischer, Boissonade, und die ebenfalls von Melhorn redigirte Anthologia lyrica, Leipzig 1827, dienten ihm in der Hauptsache zu Führern. Das Wenige, was über Anakreons Leben bekannt ist, wurde in dem bündigen Aufsatze: »Anakreons Leben« mit Gründlichkeit und Scharfsinn geprüft. Auch gebührt dem Verfasser das Lob, daß er sein ausgebreitetes Wissen nirgends auf Kosten des Geschmackes zur Schau trägt.

Die Uebersetzung selbst verdient als gelehrte Arbeit einigen Dank, und dürfte in so ferne wenigstens, als sie auf der Kritik des Textes beruht, Vorzüge vor Overbeck und Jordan haben. Die Form wurde gewissenhaft beobachtet; sie ist jedoch nicht frei von Sprachfehlern. So heißt es zum Beispiele: III. 3. 11:

»Denn versagt wird unabwendbar —
»Nach der Niederfahrt die Auffahrt.«

Der Ausdruck »unabwendbar versagen« — geht wohl nicht an, und ist gegen die Logik der Sprache. Der Herr Uebersetzer ließ sich offenbar durch den Wunsch, klangvolle spondäische Ausgänge aneinander zu reihen, zu dieser unrichtigen Wahl verleiten.

Die Wortfolge in Nr. IV:

»Nur genetzt will ich mit Weine
»Den Lyäos ziemend feiern —«

ist in diesen zwei Zeilen nicht das einzige Fehlerhafte; denn — »ziemend« ist ein unstatthaftes Einschiebsel. Entweder: »Mit Wein genetzt will ich den Lyäos ziemend feiern« oder: »Nur mit Wein genetzt will ich den Lyäos feiern. —«

So mißfällt uns in Nr. VI der Ausdruck:

»Denn du schirmest in Obhuth hier —«

Wen die Götter schirmen, den nehmen sie auch in Obhuth. Obhuth ist in diesem Falle coordinirter Begriff.

Doch wir wollen mit einem Werkchen, das in so vielen anderen Beziehungen Anspruch auf Würdigung, insbesondere aber als gelehrte Arbeit auf — Nachsicht sprachlicher Vollkommenheit hat, nicht allzustrenge ins Gericht gehen. — Bekümmern sich doch in unsern Tagen die Dichter selbst so wenig um ihre Sprache! Wie mancher sich genial anstellende episch-lyrische Dichter trifft unter fünfzehn Epitheten nur Einmal das rechte!

Die Anmerkungen sind, wie der Hr. Verfasser passend bemerkt, im Wesentlichen nur für diejenigen beigegeben, welche keine gelehrte Bearbeitung des Originaltextes zur Hand haben.

Die Verlagshandlung ließ das Werkchen recht anständig erscheinen. Leider ist das

Vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna —

so sehr aus der Uebung gekommen, daß wir zwar den Wunsch — aussprechen, sie möge ein Aehnliches für die übrigen griechischen Dichter thun, deren gelehrte Bearbeitung der Verfasser verspricht, kaum aber die Erfüllung desselben verhoffen.

A. Schumacher.

Digitized by Google

Johann Andreas Eisenmenger und seine jüdischen Gegner, in geschichtlich literarischen Erörterungen kritisch beleuchtet von Anton Theodor Hartmann, großherzogl. Meklenburgischem Consistorialrathe, Dr. und Professor der Theologie in Rostock. Parchim 1834. II. 40. S. 8.

»Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seitdem das verhängnißvolle Werk: Das entdeckte Judenthum ans Tageslicht gefördert worden, und noch dauern die gewaltigen Wirkungen, die dasselbe bei seiner Erscheinung erregte, wenn gleich in verringerten Graden fort; noch immer werden von der Parteisucht und der Vorliebe Stimmen des Tadels und des Lobes, der Verdächtigung und der Verherrlichung erhoben, ohne daß eine ruhig prüfende, umsichtige Kritik hätte hervortauchen können. Sie herbeizuführen, dazu sind nachstehende Bemerkungen bestimmt.«

Diese Worte eröffnen die geschichtlich literarische Erörterung über die Person des Verfassers, die Entstehungsart des Werkes, und die Schicksale desselben. J. A. Eisenmenger, im Jahre 1654 zu Manheim geboren, starb am 20. December 1704 als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Heidelberg. Bereits 1700 lagen 2000 Exemplare des genannten Buches im Drucke vollendet; da erwirkten die Frankfurter Juden einen kaiserl. Befehl zur Beschlagnahme, und alle Gegenbemühungen blieben fruchtlos. Auch der König von Preußen Friedrich I. nahm sich der Gefangenen thätig an, und als auf mehrjährige Vorstellungen keine Entscheidung erfolgte, ließ er auf eigene Kosten 3000 Exemplare drucken (Königsberg in Preußen 1711). Die Erscheinung wirkte allenthalben elektrisch: Verunglimpfungen auf der einen, Lobeserhebungen auf der andern Seite waren an der Tagesordnung, selbst in unserer Zeit hat es an ihnen nicht gefehlt.

So viel aus dem historischen Abschnitte; diesem folgt die kritische Untersuchung der beiden Fragen: »Welchen Zweck hat Eisenmenger sich vorgesetzt? Welche Aufgabe zu lösen unternommen?« Zum Theile beantwortet sie schon der Titel. »Es wird uns nämlich in dem Entdeckten Judenthum dargeboten ein gründlicher und wahrhaftiger Bericht, welchergestalt die verstockte Juden die hochheilige drei Einigkeit Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, erschrecklicher Weise lästern und vermehren, die Heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die Christliche Religion spötisch durchziehen, und die gantze Christenheit auff das äusserste verachten und verfluchen. Ferner, also gleichsam in einem Beiwerke, sollen noch viele andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der Jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln, und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles dieses, so wird auf demselben Blatte uns offenbart, sey aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Auszziehung der hebräischen Worte, und deren treue Uebersetzung in die Teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen.«

Dieser ziemlich weitläufigen Erklärung auf dem Titelblatte schließt nun D. Hartmann seine parteilose, umsichtige Prüfung an. Mit Recht vorerst die derbe Einkleidung tadelnd, die zum Theile auch der Zeit angehört, hebt er siegend den inneren Gehalt hervor, dessen Basis vielseitige und sehr gründliche Studien sind. Den Schluß machen mehrere, als unhaltbar bezeichnete Aussprüche späterer Schriftsteller, unter denen selbst die Namen eines Dohm, Michaelis, Ewald u. s. w. erscheinen.

K.

Die neueste Geschichte von Frankreich und Oesterreich (vom Jahre 1789 bis 1834), von J. A. Boost. Erster Theil. Regensburg. Pustet 1834.

Auch unter dem Titel:

Die neueste Geschichte der Menschheit (vom Anfange der Französischen Revolution bis zu unsern Tagen).

Der Verfasser dieser Geschichte, die nur in ihren ersten Anfängen, die Geschicke Frankreichs bis zur Auflösung der constituirenden Versammlung enthaltend, uns vorliegt, sucht sich auf den höchsten Standpunkt zu erheben, dessen der Historiker fähig ist, auf jenen, von dem aus die Reihenfolge der Begebenheiten auf das bezogen wird, was allein ihren Werth bestimmt, was der Möglichkeitsgrund und das Ziel aller Geschichte ist, und in jeder wissenschaftlichen Betrachtung als der Lichtpunkt erscheint, von dem aus die Perspective in gesetzmäßiger Ordnung sich entfaltet, auf jenen des Christenthums nämlich in der Fülle seiner Entfaltungen, als Gewissen, Gesetz und Kirche. Allein er fehlt von vorn herein darin, daß er den eigenthümlichen Charakter menschlicher Bestrebungen und das, was der Geschichte ihren Werth als Kunstwerk sichert, viel zu sehr in den Hintergrund stellt. Sein Buch gleicht, wie es wenigstens bis jetzt sich darstellt, eher einer Vertheidigungsschrift zu Gunsten gewisser Doctrinen, als einem lebensvollen Gemälde jener großen Charaktere, gewaltigen Anstrengungen, nie geahnten Ereignisse, jenes riesenhaften Kampfes aller Elemente der Menschenbrust, der Wissenschaft, des religiösen und politischen Beisammenseyns, der in erschütterndem Wechsel durch beinahe ein halbes Jahrhundert an uns und unseren Vätern vorüberzog. Der Verfasser begibt sich im Verlaufe seines Werkes eigenwillig des Vortheiles, den er durch Festhalten jenes höchsten Standpunktes erreicht hätte, er sinkt zum Wortführer einer Partei herab, deren Schwächen er beschönigt,

Digitized by Google

deren Mängel er verschweigt, deren Unvollkommenheiten er weder entfernt noch geahndet wünscht. Er läugnet die lebendige Entwicklung, der kein Element des irdischen Seyns sich ungestraft entziehen darf, und die sogar desto umfassender und durchgreifender ist, von je allgemeinerer Geltung und höherer Bedeutsamkeit jene Elemente sich erweisen.

Neue Thatsachen oder überraschende Zusammenstellungen der schon bekannten, tiefe Blicke und gründliche Forschungen sucht man in dem Buche vergebens, so wenig man ihm Gewandtheit der Darstellung und Klarheit des Ausdruckes absprechen kann. Hock.

Erwiederung.

Herr Hofrath Lehmann hat mit wahrhaft literarischer Humanität einige Bedenken über meine Beurtheilung seines Leitfadens der Geschichte in Nr. 18 dieser Blätter niedergelegt, und den Wunsch ausgesprochen, daß ich einige meiner Andeutungen näher ausführen möchte; mit Vergnügen entspreche ich hiermit seinem Ansinnen.

Ueber die Abgränzung der alten und mittleren Geschichte, welche der Hr. Verfasser annimmt, habe ich durchaus keinen Tadel aussprechen wollen, denn jede der mir bekannten Ansichten, und somit auch jene des Hrn. Verf. hat gute Gründe für sich; es wäre daher Schade, wenn der Hr. Verfasser wie sein Leitfaden wirklich ist, ihn ändern wollte, weil ein Anderer hierüber anderer Meinung ist. Ich glaube, daß mich dieß der Pflicht überhebt, hier und jetzt über meine Abgränzung der alten und mittleren Geschichte zu sprechen; wenn ich Zeit gewinne, soll es ausführlich in diesen Blättern geschehen.

Ueber die Art, wie der Herr Verfasser in einer zweiten Auflage der Spartaner und ihres Königs bei den Thermopylen erwähnen will, bin ich ganz mit ihm einverstanden.

Von Alexander dem Großen gilt wohl, was Zedlitz in den Todtenkränzen singt:

»Denn was ist werth noch Mitleid zu gewinnen,
»Werth, daß ihm Thränen rinnen,
»Ist's nicht der Blick auf Jene, die gesunken
»Dem Arm der Rachegöttin, weil, vermessen,
»Sie der gemeinen Sterblichkeit vergessen,
»Vom Uebermuthe eig'ner Größe trunken?!«

Was der Hr. Verfasser über die Absicht des Brutus, sich auf den römischen Thron zu erheben, sagt, überzeugt mich aufrichtig gestanden, nicht; ich glaube, wenn Brutus hätte König werden wollen, würde er nach der Vertreibung des Tarquinius Superbus nicht die Republik, sondern sich zum König ausgerufen haben.

Daß ich in meiner Beurtheilung gesagt, der Verfasser schreibe den Verfall des römischen Reichs ausschließlich der mangelnden Thronfolge-Ordnung zu, ist meinerseits ein Uebersehen dessen, was der Verfasser S. 95 sagt, welches ich sehr gerne zurück nehme.

Meine Behauptung, Herzog Leopold habe schon bei Ottokar's Leben die Regierung der Steiermark angetreten, beruht auf zwei Stellen in Baron Hormayr's österreichischem Plutarch, Band 19, S. 154, steht: »Am 17. Augustmonaths des 1186sten Jahres, saßen beisammen auf dem Georgenberge an der Stadt Enns der 22jährige, aber in qualvollem Siechthum hinwelkende Ottokar, um hier von Land und Leuten, von aller irdischen Hoheit zu scheiden — dagegen sie zu empfangen aus seiner zitternden Hand Herzog Leopold von Oestreich[1].« Eben daselbst S. 156: »Reiches Einkommen und 500 Hufen Landes behielt sich Ottokar vor zum Unterhalt und zu frommen Gaben.« Beide Stellen haben keinen Sinn, wenn man nicht annimmt, daß die Vertragsurkunde zwischen Ottokar und Leopold zwar das Successionsrecht des Letztern nach Ottokars Tode festgesetzt, Leopold aber als präsumtiver Erbe schon früher die Verwaltung des Landes angetreten hat. — Durch die Frage des Hrn. Verfassers veranlaßt, habe ich die Quellen zu Hormayr's Aeußerungen gesucht; in der kurzen Zeit aber, welche zwischen des Hrn. Verfassers Aufsatz und meinem, nicht auffinden können; sollte ich sie auch später nicht entdecken, werde ich meine Aeußerung zurücknehmen.

Bei Wilhelm Tell ist der Mann und die Ausschmückung zu unterscheiden; die letztere kann vielleicht bezweifelt werden, die Existenz und Wirksamkeit des Mannes aber nicht. Johannes Müller (der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, 1. Theil, neue verbesserte und vermehrte Auflage, Leipzig 1825 in der Weidmann'schen Buchhandlung) sagt S. 640: »Gewiß »hat dieser Held im Jahre 1307 gelebt, und an den Orten, »wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche »Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstädte ge»than, durch die dem Vaterland Vortheil erwachsen, so daß »er das dankbare Andenken der Nachkommen verdient.« Eben daselbst sind die Beweise für die Existenz Wilhelm Tells, so wie die ganze Geschichte desselben von S. 644—648. Was Mannert dagegen sagt, scheint mir keineswegs so beweisend, als der Hr. Verfasser meint.

Das Urtheil, welches der Herr Verfasser über Johannes Müller's Weltgeschichte fällt, wird von Wenigen unterschrieben werden. Ich halte ihn für den größten Geschichtschreiber, der seit Tacitus gelebt. Feindschaft gegen Oesterreich ist in gedachter Weltgeschichte wohl kaum zu finden, wenn aber der Herr Verfasser auch Johannes Müller's Werk der Jugend nicht anempfehlen will, erneuere ich doch die Bitte, er möchte bei einer zweiten Auflage ein Verzeichniß jener Geschichtswerke

[1] Ein auffallender Beweis, wie nicht selten der Sucht, mit Worten zu prunken, die historische Bestimmtheit und Klarheit geopfert wird. Zuweilen dürfte wohl auch Betäubung der Leser die versteckte Absicht seyn; gewiß ist es, daß Hormayr's frühere und neueste Arbeiten für beide Fälle mehrere Beispiele geben. Red.

Digitized by Google

beifügen, die seiner Meinung nach der Jugend zum Selbststudium empfohlen werden können. Sein Werk und die Lernenden würden dadurch gewinnen.

Schließlich muß ich dem verehrten Hrn. Verfasser noch meinen Dank ausdrücken für die Aufmerksamkeit, die er meiner Beurtheilung geschenkt, und die freundliche Weise seiner Antwort. Aufgeblasene Autoren und Recensenten, die das Haupt leicht erheben, weil es hohl ist, können aus des Herrn Verfassers Erwiederung lernen, wie ein wissenschaftlich gebildeter Mann literarische Erörterungen seiner und der Wissenschaft würdig zu führen hat. Johann Graf Mailáth.

Bemerkungen zu einer Stelle im letzten Hefte des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur (Leipzig, Brockhaus).

Bei dem Aufsatze über den Freiherrn v. Zedlitz ist in Bezug auf die Todtenkränze Folgendes zu lesen: „Graf Bolza »ließ 1833 zu Mailand eine italienische Uebersetzung — unbe»greiflicher Weise (?) mit Verzichtleistung auf die Canzonen»Form in reimlosen Jamben (??) — drucken.«

Ohne mich, wie es mir wohl zustünde, über den Verfasser jenes Aufsatzes zu beklagen, daß er eigenmächtig meinen Namen der Oeffentlichkeit Preis gab, während der Umstand, daß jene Uebersetzung bloß mit dem Namen G. B. B. bezeichnet war, meinen Wunsch, dem Publikum verborgen zu bleiben, hinlänglich zeigte, sehe ich mich genöthigt, auf die hinzugefügte Bemerkung »unbegreiflicher Weise u. s. w." Einiges zu erwiedern.

Was man für eine Gedichtgattung im Deutschen durch das italienische Wort Canzone bezeichnet, ist eine Frage, die mich als Uebersetzer nicht angehet, wohl aber die andere, welche ich vielmehr in dieser Beziehung nicht übersehen konnte: ob eine Uebersetzung der Todtenkränze, selbst mit Beibehaltung der Form, auch im Italienischen eine Canzone heißen dürfte. Ist die italienische Canzone, wie ich glaube, ein im strengsten Sinne lyrisches Gedicht, das heißt ein solches, welches, seinem Wesen nach, die unmittelbare Aeußerung des Gefühles zum Gegenstande hat, unterscheidet sich somit diese Dichtart von den anderen nicht nur durch die eigenthümliche, wenn auch sehr mannigfaltige Form, sondern auch durch den inneren Charakter — wogegen in der Unzahl von Canzoni, die wir von Petrarca's Zeit bis zu der unserigen aufzuweisen haben, keine einzige Ausnahme zu finden ist — so muß ich gestehen, daß ich nicht auf mich hätte nehmen wollen, ein Gedicht »das, seiner Natur nach, historische Charaktere zu berühren und zu behandeln (?) hat,« wie sich Freiherr von Zedlitz selbst in dem Vorworte zur zweiten Auflage ausdrückt, welche auch immer seine Form wäre, unter der Bezeichnung einer Canzone in Italien erscheinen zu lassen; zumahl die Todtenkränze selbst hinsichtlich der Form, von unseren Canzoni wesentlich darin abweichen, daß sie die längsten unter diesen ums Zehnfache an Länge übertreffen.

Allein — wird man einwenden — wollte man auch im Italienischen die ursprüngliche Bezeichnung nicht behalten, so hätte man doch immer die ursprüngliche Form beibehalten können oder sollen. Können — ja; sollen — ich glaube nein. Die Länge der Strophen, der Umstand, daß alle Verse derselben, mit der einzigen Ausnahme des siebenten, gleich sind, vor Allem aber die Art des Stoffes, erlaubten wohl dem Uebersetzer, um die Schönheiten des Textes um so ungebundener und treuer in seine Sprache übertragen zu können, mit Beibehaltung des Versmaßes den Reim auszulassen, und den einzigen kürzeren Vers jeder Strophe durch einen zu ersetzen, der allen Anderen gleich wäre. Diese Veränderung, die um so weniger als wesentlich zu betrachten ist, als die von mir gebrauchten Endecassillabi — nicht Jamben, die wir nicht haben — den fünffüßigen Jamben an Sylbenmaß ganz ähnlich sind, erscheint, nach meiner Meinung, als vollkommen gerechtfertigt, wenn man weiß, welchen hohen Rang die Versi Sciolti unter den italienischen Gedichtsformen einnehmen. Die italienischen Endecassillabi, welche durch die wunderbare Mannigfaltigkeit ihres Ganges den Reim ganz entbehrlich machen, vielmehr durch erhöhte Kraft und Harmonie sowohl, als durch eine freiere und gewähltere Diktion den Mangel desselben so reichlich ersetzen, daß es keine Art Dichtung gibt, in welcher man nicht im Italienischen ein klassisches Werk in reimlosen Versen aufzuweisen hätte, könnten allein im Italienischen alle poetischen Formen vertreten; und wer Foscolo's Sepolcri, Manzoni's Carmi und Parini's Giorno, dann die äußerst gelungenen Uebersetzungen Ossian's, Schiller's, Byron's und Anderer in Versi Sciolti kennt, wodurch sich die Italiener die Verse dieser Unsterblichen so zu sagen aneigneten, wird sicherlich nicht unbegreiflich finden, daß ich mich derselben bei der Uebersetzung eines Gedichtes bedient habe, welches durch das Interesse des Stoffes, durch die Fülle der Gedanken, durch den Reichthum und die Schönheit der Bilder, den Schmuck des Reimes nicht bedarf. Wenn es mir daher auch nicht gelang, in meiner Uebersetzung das Original zu erreichen, — welches zum Theil dem Umstande zuzuschreiben wäre, daß die in den Mussestunden eines Sommeraufenthalts vollendete Uebersetzung, in der Eile, ohne gehörig gebessert und gefeilt worden zu seyn, dem Druck übergeben wurde, was auch zum Theil die vielen unterlaufenen Interpunktionsfehler beweisen — so kommt dieß auf meine Rechnung, nicht aber auf die von mir für die Uebersetzung gewählte Form. Graf Bolza.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

سفارت مخصوصه ایله لوندره یه عزیمت متمنده بکه ورود ایتمش اولدیغمزده مکتوبچی دیوان همایون
نوری افندی برادری زیارت ایدوب بیک ممنونه ومحظوظ اولمشدر.

قلمه یوردی بو سطوری
قلم همایونک نوری نوری
بایمن و اقبال
در بیستم شوال

Digitized by Google

\# Blätter

für

\# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

21. Sonnabend, den 14. März 1835.

Die orientalischen Frauen.

Von Caroline Pichler.

Die arabischen und persischen Mährchen von Tausend und eine Nacht, tausend und ein Tag, tausend und eine Viertelstunde u. s. w., welche ich alle in meiner Kindheit und ersten Jugend mit unaussprechlichem Vergnügen gelesen habe, wie denn überhaupt die Kindheit die rechte Zeit der Mährchenwelt ist, sind seit vielleicht hundert Jahren in Jedermanns Händen. Es wird nicht viele Menschen aus den gebildeten Ständen geben, denen sie nicht ganz oder theilweise, oder wenigstens durch Berichte Anderer bekannt geworden wären, und ihnen, nebst dem lieblichen Genusse phantastischer Gebilde, auch manche nützliche Kenntniß von der Sinnesart und Lebensweise jener weitentfernten Völker und Länder gegeben hätten, die der Gegenstand und Schauplatz jener Dichtungen sind.

In neuerer Zeit sind durch die Bemühungen großer Orientalisten noch viele andere Dichtungen, aus verschiedenen Ländern des Aufgangs, in europäische Sprachen übertragen, und ein Gemeingut der lesenden Welt geworden. Wir haben Indische Heldengedichte und Dramen, Persische Epopöen und Gedichte, Chinesische Romane und Lieder erhalten, und der fremdartige Charakter dieser Dichtungen, die Schilderungen uns unbekannter Naturscenen, die Kühnheit und oft Abentheuerlichkeit der Erfindung; die bilderreiche Sprache; die tiefe und zugleich zarte Sinnigkeit der Anspielungen und Vergleichungen; der erhabene religiöse Schwung, der in manchen herrscht, ist für uns Abendländer ein wunderbarer und immer neuer Reitz. Aber wenn wir uns an den Schönheiten derselben genugsam ergötzt, und ihre wunderbare Gestaltung lange genug betrachtet haben, so wendet sich der Blick des beobachtenden Lesers von dem, was Dichtung, äußere Form, klimatische und nationelle Verschiedenheit ist, zu dem eigentlich sittlichen Inhalt derselben, und sucht und findet den Menschen oder vielmehr die Menschheit, die bürgerlichen, häuslichen, ehelichen, älterlichen Verhältnisse, kurz das aus jenen Werken heraus, was wir, trotz der Verschiedenheit des Himmelsstriches und der Religion, mit ihnen gemein haben. Wir forschen jenen Beziehungen in den Dichtungen dieser fernen Völker nach, wir suchen uns diese Verhältnisse aus den Schilderungen, die wir lesen, aus deutlichen Beschreibungen wie aus hingeworfenen Andeutungen klar zu machen, denn das Leben jener Nationen spiegelt sich in ihren Dichtungen, vorzüglich in Erzählungen und Dramen ab, die ja ganz aus der Wirklichkeit gegriffen seyn müssen. Und wer weiß, ob ein aufmerksamer Forscher hier nicht mehr und sichereres finden würde, als in statistischen und gelehrten Erörterungen über den wirklichen Kulturzustand einer Nation in irgend einem gegebenen Zeitraume.

Hier nun fällt der Standpunkt, auf welchem das weibliche Geschlecht in jenen Ländern gehalten wird, einer Europäerin vor vielem Andern befremdend ins Auge, und die allgemeine Bemerkung und Klage von der harten Knechtschaft und Erniedrigung, in welcher die Frauen in den meisten Ländern des Orients leben, drängt sich uns sogleich auf. Wir finden den Zustand jener Frauen beklagenswerth; sie scheinen uns zu bloßen Werkzeugen des Vergnügens, ja zu dem niedrigen Rang von Geräthschaften herabgesunken (wie bei den Römern die Sclaven als res (Sachen) behandelt wurden), die man erhält und pflegt, insofern man ihrer um anderweitiger Zwecke willen bedarf; aber sie ohne Barmherzigkeit, ohne Reue, und ohne vom Arm der strafenden Gerechtigkeit etwas zu befürchten zu haben, beseitigt, und aus der Welt schafft, sobald sie jenen Zwecken nicht entsprechen. In diesem Sinne scheint auch ihre ganze Erziehung eingerichtet. Sie lernen nur jene Künste, womit sie ihre körperlichen Reize erhöhen, oder für die Unterhaltung und Zerstreuung ihres Gebiethers zu sorgen im Stande sind: schöne Arbeiten, Tanz, Musik u. s. w., und im Paradiese Mohammeds sind sie sogar von dem Genuß seiner himmli-

Digitized by Google

schen (im Grund aber recht irdischen) Freuden ausgeschlossen; sie dürfen, so sagt man, nur von fern zusehen, und ihren Platz an der Seite der hochbevorrechteten Gatten nehmen die ewigblühenden Huri's ein.

So erniedrigend uns Abendländerinen dieser Zustand erscheint, hat doch Mohammed's Lehre, wie Herr Hofrath von Hammer in seiner gekrönten Preisschrift über den Einfluß dieser Religion auf das Wohlseyn des Menschengeschlechts in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Entstehung beweiset, den Zustand des weiblichen Geschlechts ansehnlich verbessert. Er hat ihre Verhältnisse zu Gatten und Verwandten besser gestellt, er hat ihnen bürgerliche Rechte eingeräumt, die sie vorher nicht hatten, und man kann aus diesen Verbesserungen schließen, in welchem Zustand gänzlicher Herabwürdigung sich das weibliche Geschlecht in jenen Ländern vor der Erscheinung Mohammed's befunden haben müsse.

Und dennoch — sonderbar! wenn wir die Dichtungen und Schriften morgenländischer Autoren mit Bedacht lesen, und mit einander vergleichen, drängt sich uns sehr häufig die Bemerkung auf, daß in den allermeisten derselben die Frauen sich klüger, vorsichtiger, ja sogar oft standhafter und muthiger als ihre hochgestellten Gebiether betragen. Erbärmlich sind — die einzige hellleuchtende Gestalt des edlen Harun Al-Raschid ausgenommen — alle Sultane und Herrscher der Tausend und einen Nacht gezeichnet. Diese Zeichnung fängt bei den zwey betrogenen Brüdern Schah Riar und Schah Seman an, deren Geschichte den Rahmen ausmacht, worin alle die Mährchenbilder gefaßt sind, und geht bis herab zu der letzten Erzählung, womit Scheherfade, die sanfte, kluge Frau, den Grimm ihres blutdürstigen Gemahls aufzuhalten, zu entwaffnen, und ihm endlich durch die Ueberzeugung von ihrem eigenen tadellosen Lebenswandel wieder Glauben an weibliche Tugend einzuflößen versteht.

Der chinesische Roman: Die beiden Muhmen, welchen wir den gelehrten Bemühungen des leider schon verstorbenen Hrn. Abel Remusat verdanken, hat — zwar nicht als poetisches Erzeugniß, aber als treuer Spiegel chinesischer Sitte und Denkart — ein ungemeines Interesse. Man ist nicht angesprochen von den Charakteren, man wird nicht durch eine interessante Folge und Verwicklung der Begebenheiten angezogen, aber man lernt Menschen kennen, denen ihre Erziehung, ihre Religion, ihre Landesverfassung einen von dem unsern ganz verschiedenen Typus aufgedrückt hat. Da sind gelehrte Herren, die sich einander auf einen Wettstreit im Versemachen herausfordern. Diese Verse sind voll zierlicher Redensarten, witziger Anspielungen, aber so ziemlich leer von aller Poesie, und der Besiegte muß zur Strafe so und so viele Tassen Wein oder Thee austrinken. Da sind Complimente, Höflichkeitsbezeugungen, Beobachtungen steifer Etikette ohne Zahl, das ganze Leben scheint zur bloßen Form geworden, — und diese so unnatürlich, wie es uns vorkömmt, verschraubten Chinesen feyern wie ein Fest das Aufblühen einer schönen Blume, oder fahren meilenweit, um die Pflaumenbäume in der Blüthe zu sehen! Da sind angesehene reiche Männer, die hohe Würden im Staate bekleiden, und die sich's zur Ehre rechnen, wenn ein unbekannter armer Jüngling, der aber ein glücklicher und berühmter Dichter ist, ihre einzige Tochter und Erbin zur Frau nehmen will; und noch viele andere solche seltsame Erscheinungen mehr. Ungemein anziehend hat mir dieser Roman eben in dieser Hinsicht als Sittenspiegel gedünkt, und als ein Beweis, wie Natur und wahres Gefühl sich durch alle Verschnörkelungen und Verzerrungen falscher und übertriebener Kultur dennoch im Herzen des Menschen Platz zu machen und ihren Einfluß zu behaupten weiß.

In diesem Romane nun sind die beiden Mädchen, eben die Cousinen, von denen er den Rahmen hat, und die Beyde den nämlichen jungen Mann, den glücklichen Dichter und Helden des Romans lieben, der sie, auch Beyde nach der Sitte des Landes heirathet, nicht nur besonnener als dieser junge Mann und sein eben so boshafter als alberner Nebenbuhler, sondern auch viel klüger als ihre beiden Väter, die Herren Pe und Su. Diese Mädchen wissen und schaffen Rath, wenn die Herren sich nicht mehr helfen können, und zeigen so viel praktischen Verstand, als nur immer eine Abendländerin in ihrer viel ungezwungeneren Stellung entwickeln könnte.

In dem schönen Indischen Gedicht: Nal und Damasanti, womit Hrn. Rückerts Uebersetzung unsere deutsche Literatur bereichert, und ihr einen wahrhaft köstlichen Juwel geschenkt hat, ist Nal als ein tapferer, zärtlicher, ritterlich gesinnter, höchst liebenswürdiger Sterblicher geschildert. Treu und leidenschaftlich liebt er seine Damajanti und wird eben so von ihr wieder geliebt. Aber seine Heftigkeit und Unbesonnenheit läßt ihn in die schlau gelegte Schlinge eines feindseligen Dämons oder Zauberers fallen, der ihn seines Vermögens und seiner Freiheit beraubt. In dieser Bedrängniß wird seine Gemahlin Damajanti durch ihre Klugheit und Besonnenheit seine Retterin, und befreyt ihn aus den Klauen jenes bösen Wesens.

Selbst in der Saccontala leidet Duschmanta (der übrigens liebenswürdig und heldenmäßig genug dargestellt ist) freilich schuldlos unter dem Einfluß eines bösen Zaubers. Er verstößt, hierdurch geblendet, seine geliebte Saccontala und findet erst nach langer Zeit sie wieder, die indeß, unberührt von dieser Verirrung, einsam, würdig, und nur an ihre Liebe und Duschmanta denkend, fern von ihm gelebt hat.

Herr von Hammer führt in dem Rosenöhl eine geschichtliche Sage an, die in Einer Beziehung hieher gehört, obwohl sie auf einem andern Grunde beruht. Sie betrifft die Stellung der ägyptischen Frauen gegen ihre Männer. Er erzählt uns, daß die Frauen der ägyptischen Großen und Mächtigen, deren Männer in jenem unglücklichen Kriegszuge, als Pharao den ausziehenden Israeliten nachsetzte, mit dem König und dem ganzen Heer in den Fluthen des rothen Meeres — wie Bley in rauschenden Wassern [1] — versunken waren, sich, bey dem gänzlichen Mangel an ebenbürtigen Freyern, zu Mißheirathen entschlossen, und theils ihre Sclaven, theils Männer geringen Standes geehelicht hätten. Gegen diese nun, die sie als untergeordnet zu behandeln gewohnt waren, behielten sie auch in der Ehe den vorigen Ton bei, und diese Herrschaft der Frauen über die Männer hat sich — im Widerspruche mit den dienenden Harems-Verhältnissen in den übrigen islamitischen Ländern, — bis auf diesen Tag in Aegypten erhalten.

Es soll nun zwar ein historischer, auf einem seltsamen Faktum — dem Untergang so vieler vornehmer Männer — beruhender Grund für diese Oberherrschaft der Frauen in Aegypten vorhanden seyn. Aber abgesehen davon, daß es beynahe unmöglich ist, zu glauben, daß alle oder doch die meisten Adeligen und Vornehmen dieses Landes in diesem Kriegszug und Untergang mitbegriffen waren, so sind seitdem so viele Hunderte, ja Tausende von Jahren verflossen; die Söhne jener Sclaven und Gemeinen gehörten in der vierten, fünften Generation doch schon der Classe der Edlen an, und ihr Ursprung mußte vergessen seyn; und sollen denn in diesem unermeßlich langen Zeitraume die ägyptischen Männer nie die überwiegende Geistes- und Körperkraft, welche das männliche Geschlecht in der ganzen Welt vor uns voraus hat, gefühlt und geltend zu machen gesucht haben? Sollte das Beispiel anderer islamitischer Länder von so wenigem Einfluß auf die Aegyptier gewesen seyn? Es ist schwer zu begreifen und noch schwerer zu erklären.

Doch, möge es nun mit den armen ägyptischen Ehemännern beschaffen seyn, wie es wolle, so bestätiget doch auch dieses Beyspiel die Erfahrung von der Ueberlegenheit des Geistes, welche die orientalischen Frauen so oft über ihre Männer üben.

Aber wie lassen sich diese Erscheinungen sowohl in der wirklichen Welt als in Gedichten und Romanen, welche doch aus dieser wirklichen Welt geschöpft sind, mit der oben geschilderten Lage und Erziehung der orientalischen Frauen vereinigen? Wie wird es wahrscheinlich oder auch nur möglich, daß weibliche — menschliche Wesen, die in solcher Erniedrigung gehalten, und bloß als Werkzeuge häuslicher Bedürfnisse geachtet werden, sich in ihren geistigen Fähigkeiten so hoch, ja selbst höher als ihre Unterdrücker erheben, und denen, von denen sie mißhandelt werden, zur Stütze und Rettung werden können?

Nur Eine Erklärungsart biethet sich meinem Nachsinnen dar, aber ich will gern gestehen, daß der Mangel an genauerer Kenntniß des Orients mich hier leicht auf einen falschen Pfad hat leiten können. Es ist mir nämlich wahrscheinlich geworden, und manche leise Andeutung, mancher kleine Zug in jenen Werken scheint es zu bestätigen, daß die Unterjochung der morgenländischen Frauen mehr eine bloß äußerliche, formelle ist, welche gar nicht dahin strebt, die Verstandeskräfte des weiblichen Geschlechts unter einem niedrigeren Niveau zu halten, sondern die nach der leidenschaftlichen und eifersüchtigen Gemüthsart der Orientalen nur dahin zielt, des Mannes kostbarsten Schatz — seine Frau — nicht allein allen fremden Wünschen, sondern selbst allen fremden Blicken zu entziehen, und sich somit das unbestrittene Eigenthum derselben zu sichern. Im Innern des Harems ist der rechtmäßigen Frau eine unumschränkte Herrschaft zugesichert, und selbst der Ehemann respektirt hier ihre Rechte. Sie sieht ihre Freundinnen bey sich, sie besucht diese, sie geht in das öffentliche Bad, in Kaufläden, wie sie will; aber alles unter den nöthigen Sicherheitsmaßregeln, damit ja kein fremdes Männerauge das Heiligthum des Gemahls auch nur durch einen Blick entweihe. Einen Ehemann um seine Frau oder deren Befinden zu befragen, wird für ein Zeichen mangelhafter Lebensart, ja wohl sogar für eine Beleidigung angesehen, und so scheint es denn aus diesen und noch mehreren Zügen, die ich bemerkt, aber deren ich mich nicht mehr lebhaft erinnere, so wie aus dem Einfluß und der Ueberlegenheit, welche wir so manche Frau des Orients über ihre männlichen Angehörigen üben sehen, daß diese so oft besprochene und beklagte Sclaverey der Frauen sich mit einem gewissen Grade von Freiheit, ja von Herr-

[1] S. Moses Triumphgesang.

Digitized by Google

schaft gar wohl vertrage, daß sie ihren Grund in der Eifersucht, folglich in der Liebe, nicht aber in der Grausamkeit der morgenländischen Männer habe, und daß sie den Geist, wo einer vorhanden ist, nicht unterdrücke, sondern vielmehr, im Schatten stiller Häuslichkeit, und von dem rastlosen Treiben unsers geselligen Verkehrs geschieden, sich tiefer und kräftiger zu entwickeln erlaube.

Wir sehen auch, wie sich die Nationen weiter vom Orient und dessen Denkart entfernen, diese Sitte sich allmählig verändern und verlieren. Bei den Griechen waren die Frauen wohl auch in das Gynecäum verschlossen, aber, ganz wider die Erwartung, welche man von dieser geistreichen und für die Schönheit so empfänglichen Nation hegen sollte, wirklich zu einer tiefen Entwürdigung und Vernachlässigung verdammt. Außer ein Paar Zügen von Muth und Schmerzenverläugnung bei Spartanerinen sind alle denkwürdigen Aeußerungen und Handlungen griechischer Frauen auf die Classe der Hetären beschränkt, in denen bei freyerer Erziehung und Lebensweise der Geist sich ungehindert entfalten konnte. Unter den Römern war das Verhältniß der Frauen schon viel ehrenvoller, und wenn sie gleich nur selten sich öffentlich zeigten, so wurden sie doch von ihren Männern und Söhnen geachtet, ihr Rath gesucht und zuweilen befolgt, und wir wissen sogar, daß man in den spätern Zeiten der Republik junge Männer, welche sich dem Staatsdienste widmen wollten, auf einige Zeit an den Umgang würdiger hochgebildeter Matronen wies, um von ihnen feine Sitte, Anstand und eine reine Sprache zu erlernen, welches Alles ihnen als Staatsmännern, die öffentlich auftreten und vor den Versammlungen Reden zu halten bemüssigt waren, unentbehrlich war.

In Spanien, das sein Klima, der Nationalcharakter der Bewohner, vielleicht auch der lange Verkehr mit den Mauren dem Orient und seiner Denkweise mehr genähert hat, finden wir in der Behandlung der Frauen auch selbst in der neuern Zeit viel Morgenländisches, und dort ist auch die nationelle Eifersucht der Männer durch ein außerordentliches Ehrgefühl ungemein erhöhet. Dort gehen die Frauen verschleyert aus, dort gibt es Abentheuer unter vergitterten Fenstern, dort endlich — ich berufe mich, wie im Anfange, auf die Theaterstücke, die gleich den Romanen das Leben schildern — dort endlich läßt Don Gutierre seiner Frau die Adern öffnen, nicht sowohl weil ihre Untreue sein Herz zerreißt (denn ihm ist die Prinzessin nicht gleichgültig), sondern weil ihre Aufführung seine Ehre verletzt hat, die er als ihr eigener Arzt durch den Tod der Schuldigen wieder herstellen will. Und wenn wir den Reisebeschreibungen und Schilderungen spanischer Sitten glauben, so sind es eben diese bewachten, umschlossenen, bedrohten Frauen, welche über ihre Liebhaber und Gatten eine unbeschränkte Herrschaft üben, und deren leidenschaftliche Glut den Geist ihrer Gebiether unterjocht und diese zu ihren Sclaven macht.

Im übrigen Abendlande herrscht ein ganz anderes Verhältniß beider Geschlechter, und es ist gewiß eine anziehende Beschäftigung, diese Verschiedenheiten zu betrachten, und ihren Ursachen in Klima, Lebensweise, Religion und Staatseinrichtungen nachzuspüren. Bei dieser Gelegenheit kann ich es mir nicht versagen, die Ansicht einer sehr geistreichen Frau, der Frau v. Remusat, in ihrem Werke sur l'éducation des filles (wenn ich nicht irre, denn ich schreibe den Titel aus dem Gedächtnisse) anzuführen. Diese Frau sucht nämlich eine Hauptursache der ganz verschiedenen Stellung der abendländischen Frauen zu ihren Männern im Klima und der durch dasselbe nothwendig gewordenen Lebensweise. Im Morgenlande, in Griechenland, in Spanien, Italien erlaubt der milde Himmel, ja nöthigt fast dazu, sich viel außerhalb der Mauern des Hauses aufzuhalten. Die Männer, welche die Ausübung ihres Gewerbes, ihre anderweitigen Beschäftigungen, und in den alten Republiken die Volksversammlungen aus dem Hause riefen und die größte Zeit des Tages außer demselben hielten, lernten ihre Weiber und deren Umgang entbehren. Es gab für diese außer den täglichen Mahlzeiten und der Schlafenszeit wenig Gelegenheit, sich mit ihren Männern zu unterhalten, sich in ihren Eigenthümlichkeiten vor denselben zu zeigen, und als denkende, empfindende Wesen, nicht bloß als dienende und leistende von ihnen erkannt zu werden.

In unsern kältern Klimaten, wo die Unfreundlichkeit des Himmels die Einwohner den größten Theil des Jahres hindurch innerhalb der schützenden Mauern des Hauses hält, wo der alte Deutsche, wenn er auch den halben Tag müßig auf seiner Bärenhaut lag, oder mit seinen Waffengefährten zechte, doch sich im Hause und in der Nähe seiner Frau befand; wo endlich die Sorge für die Ernährung, Bekleidung, Bedienung des Mannes und Gesindes die Frau in der Gegenwart ihres Gemahls beschäftigte, und ihm Gelegenheit gab, ihren Fleiß, ihre Anstelligkeit, ihre rege Aufmerksamkeit zu sehen und zu schätzen — hier schloß der Mann sich inniger und offener an ein Wesen an, welches ihm eine wahre Lebensgefährtin, eine Gehülfin und verläßliche Freundin, nicht bloß eine dienende Sclavin, oder ein Gegenstand seiner sinnlichen Freuden war, den er als solchen vor jedem fremden Wunsche und Blick mit Eifersucht verwahrte.

So entwickelt Frau v. Remusat eine der Hauptursachen des veränderten Standpunctes der Frauen im Morgen- und Abendland in alter und neuer Zeit, und mich dünkt, es sey viel Wahres in dieser Ansicht. Welches aber immer der wahre Grund dieser großen Verschiedenheit in dem Zustande unseres Geschlechtes nach den verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen seyn möge, so glaube ich doch, daß wir nicht Ursache haben, das Loos unserer Schwestern im Morgenlande so sehr zu beklagen, als es gewöhnlich geschieht, wenn man es nur oberflächlich betrachtet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

22. Mittwoch, den 18. März **1835.**

Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Von Joseph v. Hammer. Eine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1832 gekrönte Preisschrift. Berlin. Gedr. in der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften. 1835. In Kommission bei F. Dümmler. gr. 8. XVI. 262 S.

Bekanntlich ist der Teutsche in Anerkennung der Verdienste seiner Zeitgenossen allzu rückhaltend. Es gibt aber Verdienste, die zur Anerkennung zwingen, die dem phlegmatischesten Nationalgefühle eine freudige Bewegung abnöthigen, die alle Tücken eingewurzelter Schelsucht mit der siegenden Kraft der Wahrheit bewältigen. Solche sind die Verdienste eines Joseph v. Hammer, auf den das Vaterland mit Stolz hinblickt, dessen Name im Morgen- und Abendlande mit Ehrfurcht ausgesprochen wird. Die Menge und die vollendete Gediegenheit seiner literarischen Leistungen, die fast alle Bahnen der Geschichts- und Sprachkunde, so wie der schönen Redekünste betreten, bringen Jedem, mit literarischer Produktivität vertrauten, das gerechte Erstaunen auf, wie es möglich sey, daß ein Mann, dessen Thatkraft durch öffentliche, gesellschaftliche und gesellige Verhältnisse so vielseitig in Anspruch genommen wird, so Vieles und so Inhaltreiches schaffen und fördern könne?

Gleichwie Herr v. Hammer in seiner Geschichte des osmanischen Reichs durch Eröffnung bisher noch unbebauter Schachten die Schicksale des wichtigsten der aus Vorderasien hervorgegangenen Volksstämme mit Vollendung dargestellt; gleichwie er in den persischen Redekünsten ein vollkommenes Bild der geistigen Entwicklung und Kultur einer, den Germanen so nahe verwandten Nation vor unsern Augen aufgerollt: so hat er in der vorliegenden gekrönten Preisschrift einem anzuhoffenden Geschichtschreiber des welthistorischen Volkes, der Araber, des größten und erhabensten Stammes der semitischen Zunge, eine unentbehrliche Hülfsquelle eröffnet, ja vielmehr eine bereits abgethane Vorarbeit geliefert.

Die Geschichtskunde der Araber, deren Herrschaft sich einst über mehr als den vierten Theil der Länge der Erdkugel erstreckte, ist bisher von dem gelehrten Europa nur stiefmütterlich bedacht worden.

Wir sollten schamroth werden, so wenig von einem Volke zu wissen, dem wir in den Wissenschaften und der Kultur so viel verdanken; von einem Volke, das nach einer scheinbaren Lethargie von Jahrhunderten mit einem Male die Gegenwart überrascht, und in Arabien, Syrien und Egypten in seiner urkräftigen Natur, eingeweiht in die Künste europäischer Ueberlegenheit, mit siegreichem Einflusse auftritt.

Die wichtigste Periode der arabischen Geschichte ist die der Selbstständigkeit des Chalifats. — Um diesen Theil der Geschichte einer erschöpfenderen Behandlung, als es bisher geschehen, allmälig näher zu rücken, fand sich die philosophisch-historische Klasse der königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt, für das Jahr 1832 nachstehende Preisfrage auszusetzen: Wie war die Verwaltung der Provinzen des arabischen Reiches in der Zeit der Selbstständigkeit des Chalifats, also seit der Entstehung des arabischen Reiches und dessen Begründung durch den Islam, bis gegen Ende des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, beschaffen?

Die Schwierigkeit der Lösung, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Seltenheit der darüber zugänglichen Quellen, erhellt aus dem Umstande, daß außer der obigen Abhandlung kein einziger Aufsatz zur Preisbewerbung eingelaufen ist. Wer wäre aber auch der Beantwortung dieser Frage mehr gewachsen gewesen, als unser größter Orientalist?

Der verehrte Hr. Verfasser hat im vorstehenden Geschichtwerke alle ihm zugänglichen Quellen sorgfältig zusammengetragen, und jede Quelle treu angeführt. Als ergiebigste Quelle wird der, bisher noch fast unbenützte (und aus den schönen Redekünsten Persiens bekannte) Wassaf genannt, der, das historische Verdienst mit andern persischen Geschichtschreibern theilend, an Redeschmuck bei Weitem die größten Meisterstücke arabischer, persischer und türkischer

Digitized by Google

Redekunst übertrifft. Bei dieser Gelegenheit vernehmen wir mit freudiger Ueberraschung, daß sich der gelehrte Hr. Verf. so eben mit einer Verteutschung der Geschichte Wassafs beschäftige.

Die vorliegende gekrönte Preisschrift zerfällt in drei Hauptstücke und einen Anhang. Im ersten Hauptstücke werden die Hauptmomente der Entwickelung arabischer Staatseinrichtungen des Chalifats bloß nach der Zeitfolge historisch aneinander gereiht. Das zweite Hauptstück enthält die tabellarische Uebersicht der Ländereintheilung des Chalifats in Osten und Westen, mit der statistischen ihres Steuerertrags und den über die Verwaltung einzelner Provinzen aufgefundenen Angaben. Das dritte Hauptstück stellt das Gebäude der Staatsverwaltung des Chalifats, sowohl im Mittelpunkte, als in den äußersten Enden des weiten Umkreises nach seinen verschiedenen Abtheilungen und ihrem Verhältnisse dar. Im Anhange folgen die benutzten Originalstellen ungedruckter Quellen und die literarisch-kritische Notiz der benutzten arabischen Schriftsteller.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes verlangt ein tieferes Eingehen. Der Inhalt des ersten Hauptstückes ist historisch-chronologisch. Mohammed begann seine Herrschaft mit der Eroberung von Mekka. Ebubekr, der erste Chalife, beschäftigte sich mit den Einrichtungen der Rechtsverwaltung; Omar, der zweite Chalife, war der eigentliche Gründer der Staatsgewalt des Islam. In das 15te Jahr der Hidschret (636) fällt die Einrichtung der Diwane, d. i. der Finanzkammern und Staatskanzleien, und die Anweisung bestimmter Gehalte. Omar, unter dessen Herrschaft Persien und Egypten, wie Syriens und Afrika's Nordküste dem Chalifate steuerbar geworden, führte auch die Benennung des Fürsten der Rechtgläubigen, und die Aera der Hidschret (nicht Hedschira) ein. Osman, der Nachfolger Omar's, legte den Grund des noch jetzt im osmanischen Reiche fortdauernden militärischen Lehensystems, indem er den Truppen Ländereien zum Unterhalte anwies; auch vertilgte er alle Exemplare des Korans, welche von der, in den Händen Hafsa's, der Gemahlin Mohammed's, hinterlegten Handschrift abwichen. Der gelehrte Chalife Ali legte das erste Archiv an. Moawia, der Gründer der Chalifenherrschaft des Hauses Ommeije, ging von der Politik seiner Vorfahren darin ab, daß er die Macht der Statthalter durch Centralisirung der Provinzialverwaltung vergrößerte; auch machte er aus dem Chalifenthum, das vor ihm ein Wahlreich war, ein Erbreich, indem er das Heer zwang, seinem Sohne Jesid als Nachfolger zu huldigen. Der berühmte Chalife Abdolmelik schlug im J. 75 d. H. die ersten Münzen des Islam unter seinem Namen. Während der ersten 130 Jahre der Herrschaft des Islam wurden sechs große Städte, Mittelpunkte der Kultur- und Provinzial-Verwaltung: Kufa, Baßra, Fostat, Kairewan, Wasit und Erdebil erbaut. — Während nach dem Untergange der Ommeijiden Seffah die berühmte Dynastie Abbas im Mutterlande stiftete, erhob sich in Andalus, in Spanien, die zweite Dynastie der Beni Ommeije, als ein vom Osten unabhängiges Reich, dessen Gründer im J. d. H. 139 (756) Abdurrahman Ben Moawia war. Manßur legte am Tigris die Grundfeste Bagdad's, der Hauptstadt des Chalifates der Abbassiden. Einen welthistorischen Einfluß übte unter dieser Dynastie das Wesirat des erlauchten Geschlechtes der Barmekiden aus. Der Chalife Harun Raschid, dessen Apotheose die Mährchen der Tausend und Einen Nacht enthalten, und seine Gemahlin Obeide, zeichneten sich durch gemeinnützige und wohlthätige Bauten aus. Harun's Hoflager war ein Sammelplatz für Rechtsgelehrte, Philologen und Dichter. Von Motewekkil, dem zehnten Chalifen der Familie Abbas, ging die Verfolgung und Knechtung der Christen und Juden aus, welche allmälig zur niedrigsten Sklaverei herabsanken. — Mit dem Ende des dritten Jahrhunderts der Hidschret hatten die ungetheilte Herrschaft des Islam und der Flor des Chalifats ihr Ende erreicht. Die Macht und das Ansehen des Chalifen versank allmälig, von Außen durch den Abfall der Provinzen, von Innen durch die Uebermacht der türkischen Oberkämmerer und des Präfekten der Leibwache. Höchst merkwürdig für die Kulturgeschichte ist es, daß Zeid Ibn Rifaa zu Ende des vierten Jahrhunderts d. H. zu Baßra den ersten Gelehrtenverein des Mittelalters stiftete, welcher die lichtvolle Idee der nothwendigen Läuterung des Islam durch die Philosophie gefaßt, und lange vor Baco den großen Gedanken eines, alle Zweige menschlichen Wissens umfassenden Denkmals auszuführen bemüht war. Der Beginn des fünften Jahrhunderts der Hidschret bestimmt die Zeitgränze der vorliegenden Abhandlung.

Das zweite Hauptstück ist geographisch-statistischen Inhalts. Es beginnt mit der Uebersetzung eines statistischen Finanzausweises des Chalifats unter der Regierung Mamun's, des siebenten Chalifen der Familie Abbas, unter welchem das Reich der Araber auf der höchsten Stufe seines Flors und seiner Macht stand. Nach den glaubwürdigsten Quellen beliefen sich die Einkünfte des Chalifats zur Zeit Harun Raschid's jährlich auf 7500 Zentner Goldes. — Die Länder des Chalifats, aus einem geographischen Standpunkte betrachtet, gruppirten sich nach den Himmelsgegenden in drei große Abtheilungen. Im Süden waren Arabien, Syrien und Egypten die Wiege, der Kern und der Mittelpunkt des Chalifats, welches sich erst später gegen Osten, noch später gegen Westen ausdehnte. Im Osten begriff es Persien in seiner weitesten Ausdehnung zwischen dem Kaukasus und dem Paropamisus, zwischen dem kaspischen und indischen Meere; im Westen die Meeresküste der Barbarei und Mauritanien, Sicilien und Spanien. Arabien, mit seinen beiden heiligen und bevor-

Digitized by Google

rechteten Städten, Mekka und Medina, war die eigentliche Wiege des Islam, und wurde ausschließend von Rechtgläubigen bewohnt. Gleichwie diese früher gegen die Juden gewüthet, wurden später die raubsüchtigen Karmaten eine Geißel des Landes. — Syrien war das Vaterland der ersten politischen und militärischen Einrichtungen; der Schauplatz, auf welchem die schönsten Werke arabischer Baukunst in den Moscheen zu Jerusalem und Damaskus sich erhoben. Es war auch von jeher der Sammelort verschiedener Religionssekten; griechische und syrische Christen, Chaldäer und Nestorianer, Melekiten und Jakobiten, Hebräer und Samaritaner, Drusen und Maroniten, Mewali und Ismailiten leben daselbst neben einander unter gemeinsamer Duldung des Islam. Syrien genoß eines vorzüglichen Wohlstandes; Ackerbau und Gartenkultur wurden mit erfolgreichem Fleiße gepflegt, und Damaskus ist eines der vier Paradiese des Ostens. — In Afrika, das sich in viele Statthalterschaften zersplitterte, zu denen aber Egypten nicht gerechnet wurde, trat der arabische Einfluß hemmend und sogar zerstörend auf. — Sicilien stand v. J. 212 (827) bis 444 (1052) unter arabischer Herrschaft, deren Spur sich noch in manchem Denkmale der Baukunst, in Inschriften, Ortsbenennungen, und selbst in Ausdrücken der Umgangssprache erhalten hat [1]. — Nirgends äußerte sich der Einfluß der Araber so segenbringend als in Spanien, das, in sechs Statthalterschaften getheilt, während der arabischen Herrschaft den höchsten Flor des Ackerbaues und der Wissenschaft, den größten Wohlstand des Handels und des Kunstfleißes genoß. In keinem Lande Europa's finden sich so viele Spuren arabischer Kultur, als in Spanien. Die spanische und auch die portugiesische Sprache ist voll von arabischen Wurzelwörtern [2]. Die Geschichte der Mauren in Spanien ist öfters und zwar mit Glück bearbeitet worden. Eine interessante, noch nicht genügend gelöste Aufgabe der Literärgeschichte wäre die Nachweisung des Einflusses der arabischen Redekünste auf das Wesen und die innere und äußere Form der spanischen Poesie. — Persien in seiner weitesten Ausdehnung begriff das arabische Irak, den Mittelpunkt des Chalifats der Beni Abbas, mit Bagdad, dem Sitze des Chalifen, das persische Irak, ein Gebirgsland, Chusistan mit dem angränzenden Ahwas, Mesopotamien, Fars oder Persis, Chorasan, die Wiege der persischen Dichtkunst, Dilem, Taberistan, Dschordschan und Derbend. — Egypten, über dessen Geschichte und innere Verwaltung wir in Makrisi eine reichhaltige Quelle besitzen, blieb lange der Schauplatz der schrecklichsten Christenverfolgung. Deßungeachtet hob sich dessen Wohlstand, besonders unter der Dynastie der Fatimiten. Egyptens Bodenkultur, Bewässerungs-System und die zu diesem Behufe ausgeführten Bauwerke werden ewig Gegenstände der Bewunderung bleiben.

(Der Schluß folgt.)

[1] Wir machen bei dieser Gelegenheit auf nachstehende interessante Erscheinung aufmerksam: Notizie storiche dei Saraceni Siciliani, ridotte in quatro libri da Carmelo Martorana. 2 Vol. Palermo 1832. 12. Dieses Werk enthält die Geschichte der Araber in Sicilien von ihrem ersten Erscheinen daselbst bis zum Untergange ihrer Herrschaft und beleuchtet Trinakriens öffentliche Zustände während dieser Epoche, dessen Regierungsform, Religion und Kultuswesen, Gesetzgebung, Finanzsystem und Administration, woran sich ein reichhaltiger Apparat von Anmerkungen und angeführten Stellen aus abend- und morgenländischen Quellen reiht.

[2] Wir verweisen auf nachstehende Abhandlungen, die wichtigsten und reichhaltigsten, die dießfalls bestehen: Catalogo de algunas voces Castellanas puramente arabigas o derivadas de la lengua griega, de los idiomas orientales pero introducidas en España por los Arabes. Abgedruckt in: Memorias de la Real Academia de Historia. Madrid 1805. 4. Tom. IV. — Vestigios da lingua Arabica em Portugal, ou Lexicon Etymologico das palavras, e nomes Portuguezes, que tem origem Arabica, por Fr. João de Sousa. Lisboa 1788. 4.

Theatralische Zustände.

Dreierlei Ursachen sind es, welche dem augenscheinlichen Verfalle der theatralischen Kunst, im deutschen Vaterlande mehr als in anderen europäischen Ländern sich offenbarend, unseres Erachtens zum Grunde liegen: die Rechtlosigkeit der dramatischen Literatur, die Emancipation der Schauspieler durch die Zeit, und die allgemeine Unzulänglichkeit der Verwaltungen. Wie wollen uns näher erklären:

Daß die dramatische Literatur Deutschlands in einem Zustande völliger Rechtlosigkeit und allen Angriffen des Eigennutzes ohne Schutz und Schirm Preis gegeben sey, wird Niemand in Abrede stellen können. Allen bisherigen Bemühungen zu gesetzlicher Sicherung des literarischen Eigenthums überhaupt ist die dramatische in so fern fremd geblieben, als von den Bedingungen der Darstellung, welche doch deren eigentliche Natur und Bestimmung ausmacht, bis jetzt nirgendwo die Rede gewesen ist. Gleichwohl ist die unerlaubte Darstellung eines dramatischen Werkes, als Vervielfältigung desselben, gleichfalls eine Art des Nachdrucks, nur durch ein verschiedenes Organ, und daher die Wahrung des schriftstellerischen Rechtes gegen diesen um so dringender, je häufiger und leichter die Verletzung bewerkstelligt wird. Denn sehen wir nicht täglich die Werke unserer

Digitized by Google

armen Dramatiker der Habsucht zur Beute, ja zum Gegenstande eines schimpflichen Handels werden, wobei Alle, — Abschreiber, Direktionen, Schauspieler und Publikum gewinnen und nur der Verfasser allein leer ausgeht, — sehen wir nicht die Handschriften aller nur irgend mit Beifall aufgenommenen Stücke, durch diebische Hände vervielfältigt, von den geringern Theatern, ohne die mindeste Rücksicht auf den Verfasser, zu ihren Zwecken benutzt, — der gedruckten nicht zu gedenken, deren Gebrauch allgemein sogar für erlaubt und völlig unsträflich gehalten wird! Dennoch sind vor dem Gesetz der Billigkeit und der Vernunft die gedruckten Theaterstücke lebender Autoren, nicht minder als die handschriftlichen, deren unmittelbares, keiner fremden Bestimmung unterworfenes Eigenthum, und daher zur Aufführung nicht willkührlich benutzbar, wie solches auch von einem der ersten Rechtskundigen Teutschlands, dem gelehrten und scharfsinnigen Professor Gans [1] in Berlin bis zur Evidenz bewiesen worden ist. Denn ein dramatisches Werk hat, seiner Natur nach, zweierlei Bestimmung, mithin auch zweierlei Standpunkte der Beurtheilung. Es kann gelesen und es kann aufgeführt werden! Zu ersterem berechtigt der Verfasser durch den Druck, und jeder Käufer kann daher, in den Gränzen dieser einen Bestimmung, von seiner Acquisition den beliebigen Gebrauch machen. Nicht so in Betreff der Darstellung, in so fern dieselbe öffentlich, also Gegenstand eines neuen Erwerbes, und zugleich einer neuen Kritik ist, worauf der Urheber bei dem Drucke vielleicht nicht mitgerechnet hatte. Sein Werk kann, wie nicht selten der Fall, und von den Dichtern ausdrücklich bevorwortet ist, bloß zum Lesen bestimmt und geeignet seyn, der Verkündigung von den Brettern herab, die ihre eigenen Forderungen und Gesetze haben, nicht ausgesetzt werden sollen, daher es denn als ein offenbarer Eingriff in die Rechte eines Andern erscheint, dessen Arbeit, ohne seinen Willen, einer fremdartigen, seiner Absicht vielleicht widersprechenden Bestimmung Preis zu geben. Schon von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist also die Darstellung eines gedruckten Theaterstückes, ohne die ausdrückliche Einwilligung des Verfassers, ein Unrecht, wenn auch die unvermeidliche Folge davon: Verkümmerung der dramatischen Dichter und der dramatischen Kunst selbst, dabei nicht mit in Anschlag gebracht wird. Daß aber dieses Unrecht fast überall, außer in Teutschland, als solches anerkannt und auch die Abhülfe leicht sey, dafür kann namentlich Frankreichs Beispiel, durch dessen Gesetzgebung am gründlichsten und entschiedensten für die Rechte der Schriftsteller gesorgt ist, zum Beweise dienen, wenn es eines solchen noch bedürfte, indem dort jedes neue Stück zugleich mit seinem Erscheinen auf der Bühne auch gedruckt erscheint, ohne dadurch zu irgend einer andern als zur Privat-Mittheilung zu berechtigen, da jede neue und wiederholte Veröffentlichung durch das Theater den gesetzmäßigen Abgaben an den Verfasser unterworfen ist. Wie heilsam aber solches Verfahren, gegen das in Teutschland übliche, an den dramatischen Dichtern nicht bloß, sondern auch an der dramatischen Dichtkunst sich zeige, bedarf keines andern Beweises, als den verhältnißmäßigen Reichthum beider im Nachbarlande, wogegen die Armuth der einen und der andern bei uns einen fast zu grellen Gegensatz bildet. Was würden, fragen wir, jene glücklichen Dichter und Componisten des modernen Frankreichs, welche bloß durch ihre Arbeit in kurzer Zeit zu ansehnlichem Vermögen gelangten, — was würden sie seyn und besitzen, wenn sie Teutsche wären und für Teutschland gearbeitet hätten? — Was haben dagegen unsere ersten und fruchtbarsten Geister, Schiller, Kotzebue, Mozart, Maria v. Weber für sich erringen und ihren Erben hinterlassen können? — Während aber die französischen Autoren für jeden Akt, nach jeder Vorstellung, auf jedem Theater ihres Landes die gesetzlich bestimmte Gebühr empfangen, wodurch bei nur mäßigem Glück und Fleiß ein namhaftes jährliches Einkommen sich bildet, wird dem teutschen Schriftsteller von einer, oder höchstens von einigen Bühnen ein mäßiges Honorar zu Theil, womit er ein für allemal abgefunden, und nebenher zu verhindern außer Stande ist, daß nicht von seinem Werke sogleich Abschrift genommen und damit nach Gefallen herum hausirt werde, bevor er noch mit sich selbst Rath pflegen, und zu dessen Verbreitung die nöthigen Schritte thun kann. Dieß ist, trotz aller Vorschritte der Zeit und der anerkannten Billigkeit teutscher Regierungen, ja trotz Rußlands Beispiel, das durch ein vortreffliches Gesetz allem geistigen Eigenthum seit Kurzem Achtung und Schutz gewährt, — dies ist, sagen wir, die trostlose Lage der dramatischen Dichter in Teutschland, durch hundert Erfahrungen bekannt und bestätigt, wovon nur Weniges aus eigener Wahrnehmung hier mitgetheilt werden soll. So wurde z. B. das dramatische Spiel »Komm her!« dessen Inhalt solchen Anspruch am wenigsten erwarten ließ, kaum acht Tage nach der ersten Darstellung in Berlin, auf der Messe zu Frankfurt an der Oder aufgeführt, und der Verfasser, zu seinem Schrecken davon unterrichtet, als er über das Wie und Warum Nachfrage hielt, mit der Antwort abgespeiset, daß man durch einen reisenden Schauspieler in den Besitz des Stückes gelangt, und daher zu einer Honorar-Zahlung keineswegs verpflichtet sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1] Sieh dessen Beiträge zur Revision der preußischen Gesetzgebung.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

23. Sonnabend, den 21. März **1835.**

Von der Beurtheilung Andrer. In sechs Büchern. Von M. Enk. Wien. Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold. 1835. 8.

Die ruhig sinnende Muse des Hrn. Enk hat uns bereits mit mehreren schätzbaren Schriften beschenkt, die, in ihrem Gehalte einander ziemlich ähnlich, obwohl von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, doch immer das sehr ehrenwerthe Streben beurkunden, eine Philosophie auf empirischem Wege aufzustellen, die, ohne den streng wissenschaftlichen Boden zu betreten, dem Bedürfnisse praktischer Lebensweisheit entgegen zu kommen, geeignet ist. Seine Schriften, als die eines Autodidakten sind vorzugsweise geeignet, von der breitgetretenen Heerstraße der Schule ab-, und auf selbstständige Forschung hinzuleiten. Bei dem Bemühen, die Wissenschaft dem Leben zuzuwenden, kömmt es dem Schriftsteller nicht wenig zu Guten, wenn er die Resultate seines Nachdenkens poetisch zu verkörpern versteht — da sie der Leser auf diese Weise gleichsam miterlebt und mitempfindet. Durch die mit in der Charakter-Entwicklung nothwendig bedingte Empirie gewinnt die Reflexion an Anschaulichkeit, die Darstellung wird wärmer, die Sprache lebhafter. — Nebstbei genießt der Schriftsteller alle Vortheile, welche die synthetische Darstellung und aphoristische Behandlung zu gewähren vermögen.

Dieser Vortheile hat sich Hr. Professor Enk in dem vorliegenden Werke jedoch größtentheils begeben. Sein Buch von der Beurtheilung Andrer trägt das, was das letzte Resultat des Nachdenkens über diesen Gegenstand in dem Autor genannt werden muß (wenigstens in diesem Buche das letzte) auf der ersten Seite zur Schau, und uns dünkt alles, was weiter folgt, die analytische Vertheidigung dieses Satzes.

Dieser Umstand deutet, wenn wir nicht zu viel voraussetzen, vielleicht darauf hin, daß der Verfasser dießmal mit einem Gegenstande zu thun haben will, über welchen unser Nachdenken zu einem bestimmten Resultate gelangen kann, mit einer Wahrheit, welche über die individuelle Anschauung des Verhältnisses zwischen innerem und äußerem Leben erhaben — eine in der menschlichen Vernunft im Allgemeinen begründete Darstellbarkeit für sich hat. Dem Denker, welcher den Kreislauf der Philosophie, welchen sie — seitdem sie beinahe ausschließend spekulirend ward — durchlaufen, müssen solche Wahrheiten insbesondere schätzenswerth seyn, — ihr Reich urbar zu machen, zu bebauen, und seine Gränzen so viel möglich zu erweitern, muß der heißeste Wunsch, der regste Trieb in dem Herzen des Humanisten seyn.

Diese Hoffnung scheint hingegen durch den Titel der Schrift: »Von der Beurtheilung Andrer« bedeutend ermäßigt, und durch die Verwahrung des Autors in dem Satze: »Mit voller Sicherheit vermögen wir in keinem einzigen Falle, weder über uns selbst, noch über Andere ein Urtheil festzustellen« — völlig niedergeschlagen zu werden. Allein von diesem Satze ausgehend, und geleitet von Auseinandersetzung der Mittel, welche dem Menschen gebothen sind, sich bei der Beurtheilung Andrer wenigstens möglichst wahrscheinlicher Resultate zu erfreuen, geht er auf die hierbei ganz unentbehrliche »Beurtheilung des Menschen« über, und entwickelt seine intellektuellen und moralischen Anlagen und Kräfte — aus dem Gesichtspunkte des Psychologen.

In diesen Abschnitten seines Buches liegt nach unserer Meinung das Verdienst des Verfassers. Hier sind die Verrichtungen der Seele nicht sowohl nach ihrer Anwendung auf verschiedene Stoffe, wie bisher, unter einer Nomenclatur zusammengestellt, welche uns beinahe vergessen lassen möchte, daß wir immer mit ein und der nämlichen Seele zu thun haben; sondern nach den begriffsfähigen, in der Sprache angedeuteten Abstufungen intensiver und extensiver Entwicklung eingetheilt.

Wie schwierig es sey, einen solchen Entwurf nach allen Richtungen hin auszuführen, sieht gewiß jedermann ein; — wer wird es daher dem Verfasser zum Vorwurfe machen wollen, wenn seine Schrift, nachdem sie uns auf eine höchst interessante Erweiterung der Seelenkunde hingewiesen, ihren Gegenstand nicht erschöpft? Uns dünkt, es wird noch vieler Hände bedürfen, um einen solchen Bau zu vollenden, mit dessen Schluß die Philosophie der Sprache, in ihren wichtigsten Theilen, construirt wäre?

In so ferne dürfte dieses Buch die Philosophen jeder Meinung lebhaft anziehen, denn so wenig mancher Leser, und auch Verfasser dieser Zeilen gehört unter die Zahl dieser Manchen,

Digitized by Google

mit dem Verfasser auf dem Punkte, wo er ausläuft, und auf jenem, wo er einläuft, mit ihm einig werden dürfte, indem bei der Beurtheilung Andrer die Höhe ihrer moralischen Entwicklung häufig ganz sichere Resultate gewährt — ohne welche das Wort Vertrauen in gar keinem Wörterbuche vorkommen könnte — so gerne wird jedermann die Trefflichkeit dessen anerkennen, was zwischen diesen beiden Aeußersten liegt.

And. Schumacher.

Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Von Joseph v. Hammer. Eine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1832 gekrönte Preisschrift. Berlin. Gedr. in der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften. 1835. In Kommission bei Fr. Dümmler. gr. 8. XVI. 262 S.

(Schluß.)

Das dritte, das längste und zugleich wichtigste Hauptstück behandelt das bisher noch in keinem europäischen Werke dargestellte System der Staatsverwaltung des Chalifats mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, die nur bei der innigsten Vertrautheit mit den öffentlichen Zuständen des Orients erreichbar sind. Als Quellen wurden hiezu Mawerdi, Suhrwerdi, Ibn Chaldun und Makrisi benützt. Die Ordnung, in welcher die einzelnen Theile des islamitischen Staatsgebäudes erörtert werden, richtet sich nach der historischen Entwicklung.

1. Die Rechtspflege. Hieher gehören die Verwalter des Rechts mit dem Richteramte. Der Rechtssprechende hieß Kadhi, d. i. der Richter; der Entscheidende Mufti. In den spanischen Gerichtshöfen bestand eine Art Jury. Es ist überhaupt merkwürdig, wie in Spanien und Portugal das Privat- und öffentliche Recht, und das gerichtliche Verfahren der Mauren auf ähnliche Institutionen der Christen einwirkte. Dieser Einfluß that sich sogar in Beibehaltung der Amtsbenennungen kund. Diese innigen Wechselwirkungen zwischen dem Islam und dem Christenthume dauerten bis in das sechzehnte Jahrhundert fort [1]. Eben so wird uns hier die gehörige Aufklärung über den Aufseher der Stiftungen und den Nakib, den Vorsteher der Emire oder Scherife, d. i. der Propheten-Verwandten. 2. Die Diener der Moscheen. 3. Der Lehrstand. Die Eintheilung der Hochschulen in vier Fakultäten wurzelte bereits an den arabischen Moscheen. 4. Die Kopfsteuern und Grundsteuern. Dieser Abschnitt handelt von den friedlichen Abgaben (Fei), worunter alle Vermögensbeiträge zu verstehen sind, welche von den Giauren an die Moslimen ohne angewandte Gewalt der Waffen entrichtet werden, wie Kopfsteuer, Zoll, Tribut, Zuwachs, Heimfälligkeiten und Fiskalitäten; dann von der Grundsteuer (Charadsch); von dem Zehent (Aascher), und von dem Staatsschatze (Beitolmal), in welchen die obigen Abgaben sammt dem gesetzmäßigen Fünftel der Beute fließen. — 5. Die Diwane, d. i. die Finanzkammern oder die Kriegs- und Staatskanzlei. Die Diwane zerfielen in fünf Sektionen, in die des Heeres, der Steuererhebung, der Verwaltung, der Staatsbuchhalterei, und des Staatssekretariats, und wurden unter dem Chalifate Hakim Biemrillah's noch mit dem sechsten Diwane, jenem des Privatschatzes, vermehrt. Sie bestehen alle noch heute in den Kammern des Defters, des Chasnie, und in der osmanischen Staatskanzlei. — 6. Die Polizei. Die Amtswirksamkeit derselben bestand in den Befehlen des allgemein Gebothenen, und im Abhalten von dem allgemein Verbothenen; sie trat als Sitten-, Sicherheit-, Markt- und Armen-Polizei auf. Dieser Abschnitt belehrt uns auch über den Zustand und die Verhältnisse der Münze. — 7. Die Schaarwache (Schorta) war zur Zeit des Chalifats die bewaffnete, zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung und Sicherheit, und zur Vollstreckung der richterlichen Sprüche bestimmte öffentliche Macht. Der Befehlshaber der großen Schorta war später der Großprofoß, welcher darüber wachte, die Statthalter des Reichs in ihren Schranken zu erhalten, und der die Ungerechtigkeiten derselben bestrafte. 8. Die Emire in der Bedeutung als Statthalter des Landes und Befehlshaber der Armee. Hieher gehörten der Emir Statthalter oder Wali, der Emir Befehlshaber einer Abtheilung des Heeres, der Emir Steuereintreiber, der Emir der Pilgerkarawane, der Emir Befehlshaber eines besonderen Streifzuges. — 9. Die Wesire sind theils Wesire der Uebertragung, d. i. Großwesire, auf deren Schultern der Imam die ganze Last der Regierungsgeschäfte bürdet; theils Wesire der Bekleidung oder des Nachdrucks, denen mit der Würde der Wesirschaft bloß größerer Nachdruck in Geschäften verliehen wird. — 10. Der Chalife, d. i. der Nachfolger des Propheten, in der höchsten Gewalt des Islam zugleich der Imam, d. i. der Vorsteher, und der Emir ol-muminin, d. i. der Fürst oder Befehlshaber der Gläubigen, war der Mittelpunkt, aus welchem alle Strahlen der Gewalten der Provinzialverwaltung ausgingen. Der Chalife war zugleich der Papst und der Kaiser des Islam. Das Chalifat, d. i. die Nachfolge des Propheten als Schatten Gottes auf Erden, ruhte nur in der Familie des Propheten und ist die eigentliche Legitimität des Islam. Von der legitimen obersten Herrschergewalt des Chalifats trennte sich in

---

1 Nicht uninteressante Belege für die Rechtsverhältnisse der Araber, insbesondere für deren Strafrecht, fand Ref. in nachstehendem, höchst verdienstvollen Werke: Documentos Arabicos para a historia Portugueza, copiados dos originaes da torre do tombo, por Fr. João de Sousa. Lisboa 1790. 4. Mit arabischem und portugiesischem Text.

Digitized by Google

der Folge die übertragene oder entrissene der Emirschaft oder Sultanschaft. Die Sultane der Osmanen haben auf den Chalifentitel kein anderes Recht, als das der Eroberung Egyptens, in welchem Lande das Chalifat der Dynastie Abbas mit der Eroberung erloschen war. Mit gleichem Rechte mag der jetzige Statthalter von Egypten sich den Chalifentitel anmaßen, und selben behaupten. Die neun Majestätsrechte und Insignien des Sultans sind: die Musikkapelle, die Fahnen, der Thron, die Münze, der Ring, der Saum, die Zelte, die Emporkirche (Makßure), die Rednerkanzel (Minber) und die der Anrede des Freitags (Chutbe). — 11. Den Schluß dieser Abtheilung macht eine vollständige, höchst interessante Uebersicht der Verwaltung Egyptens während der ersten vier Jahrhunderte der Hidschret, indem über dessen innere Verwaltung die bekannten und zugänglichen Quellen arabischer Geschichte größeren Aufschluß ertheilen, als über die anderen Länder des Chalifenthums. Diese Uebersicht ergänzt und berichtigt, was Mouradjea d'Ohsson in seinem Tableau de l'Empire ottoman, und Freiherr S. de Sacy in seinen drei Memoiren über das Grundeigenthum Egyptens vorausgearbeitet haben.

Der Anhang bietet uns sieben höchst denkwürdige Beigaben, und zwar 1) eine Uebersetzung des Schreibens Osman's an Ebu Musa El-esch-aari über die Pflichten des Richteramtes, worin in gedrängter Kürze die Gerichtsordnung des Islam abgehandelt wird; 2) eine Uebersetzung des Sendschreibens Abdol Hamid's an die Sekretäre, eigentlich eine vortrefflich stylisirte Instruktion für alle Staatsbeamten, mit goldenen Maximen der Politik und Regierungskunst; 3) eine Uebersetzung des Schreibens Husein Ben Tahir's an seinen Sohn, den Statthalter, welches Schreiben seiner wirklich klassischen Gediegenheit wegen von Mamun in Abschrift an alle Statthalter des Reichs mit dem Befehle gesendet wurde, nach dieser Vorschrift ihr Betragen einzurichten; 4) die Uebersetzung der Aufschriften des Buches der Herrschergebothe von Mawerdi (gest. 450); die Ueberschriften der Beschreibung der Regierung der Moslimen, vom Richter Ebi Abdullah Mohammed ꝛc. ꝛc. (gest. 819); 6) die Prolegomenen Ibn Chaldun's; endlich 7) eine Auskunft über die Politik und Herrscher-Ethik Ebu Nedschib Suhrwerdi's, worin auf eine ganz originelle Weise die Regierungskunst durch acht Sinnbilder, nämlich: Regen, Sonne, Mond, Wind, Feuer, Wasser, Erde und Tod, versinnlicht wird.

Am Schlusse folgen 164 arabische, persische und türkische Originalstellen, auf die sich im Texte berufen wird, und die der Bequemlichkeit halber wohl gleich unter demselben stehen dürften.

Die typographische Ausstattung des Werkes ist sehr anständig; das Papier ist schön, der Druck rein und gefällig. Die Druckfehler sind größtentheils am Schlusse verzeichnet, und finden in der Entfernung des Hrn. Verf. vom Druckorte ihren Entschuldigungsgrund. Manche mögen bei der Korrektur durch das schwankende System veranlaßt worden seyn, wornach orientalische Namen mit teutschen Buchstaben ausgedrückt werden. Wenn auch Italiener, Spanier, Franzosen und besonders Engländer die orientalischen Eigennamen auf eine oft grauenhafte Weise entstellen, so wäre es doch höchst erwünscht, wenn die Teutschen mit ihren Stammgenossen, den Dänen und Schweden, bei der festgestellten Aussprache ihrer Buchstaben nach einem und demselben Systeme verführen. Doch müßte dann auch der richtige Klang des Arabischen, das noch von den meisten teutschen Lehrkanzeln herab mit übertriebener, mehr als maronitisch-emphatischer Härte, meistens nach Klang-Traditionen, ausgesprochen wird, allen Orientalisten befreundet seyn. Die Wissenschaft würde viel gewinnen, wenn man sich an die von Herrn v. Hammer, unserem größten Orientalisten, seit Jahren mit dem besten Erfolge angewandte Methode, den orientalischen Laut, das lebendige Wort, zu übertragen, allgemein nach getroffenem Uebereinkommen halten möchte! —

Somit müssen wir nochmals dem hochverehrten Herrn Verfasser unseren innigsten Dank für ein Werk zu erkennen geben, das, ein bisher noch fast unenthülltes Gemälde eines großen Volkes der Vorzeit und Gegenwart aufrollend, im höchsten Grade belehrend und erweckend, eine neue Leuchte angezündet hat, die auf die vielverschlungenen Bahnen der Welt- und Menschengeschichte einen sicheren Lichtstrahl wirft.

Christian Wilhelm Huber.

Theatralische Zustände.

(Fortsetzung.)

So ging es mit weniger Ausnahme, aller Orten, am schlimmsten in Mainz, woher, statt eines Ehrensoldes, sogar ein Ehrenabbruch zurückkam, so daß denn für dieses in unzähligen Abschriften und Lesarten über halb Europa verbreitete Werkchen, statt des bedeutenden Gewinnes, den ein so allgemeiner Erfolg hoffen ließ, kaum einige Dutzend Dukaten der Preis waren, was freilich erklärlich scheinen wird wenn man erfährt, daß selbst von Hoftheatern, wie München, Stuttgart und Mannheim, die Verpflichtung gegen den Autor unerfüllt blieb. Noch greller, ja wahrhaft komisch stellt das Verhältniß durch folgende, von dem Herrn Professor Gubitz in Berlin uns mitgetheilte Thatsache sich dar, welche zugleich den Grad von Naivität anschaulich macht, womit der schreiende Mißbrauch betrachtet und gehandhabt wird. Nachdem nämlich jener, den Klagen und Bitten des verstorbenen Schauspiel-Direktors C.. in Magdeburg nachgebend, sein damals mit Beifall aufgenommenes Lustspiel: Lieb' und Versöhnung

Digitized by Google

dem Bedrängten zum unentgeltlichen Gebrauch, bloß gegen Entrichtung der Copialien, zu überlassen versprochen hatte, empfing er von diesem die Aufforderung, das gedachte Lustspiel nur einzusenden, vorausgesetzt, daß die Copial-Gebühr die Summe von 1 Rthlr. 8 gr. nicht übersteige. Nun seht Ihr Dichter, mit welchem Maßstabe das Werk Eurer schlaflosen Nächte gemessen wird, — ein Maßstab, der freilich weder für sein Selbstgefühl noch für sein Interesse große Befriedigung verspricht! Und dennoch, ihr armen Märtyrer, dennoch gibt es eurer noch immer in einem Lande, wo die Dornen der Kritik scharf, und die Kronen des Ruhmes so unfruchtbar, also bloß Dornenkronen euer bestimmter Theil sind!

Daß aber diese Gestalt der Dinge auf das Wesen der deutschen Bühnen-Literatur von lähmender, ja vernichtender Wirkung sey, könnte selbst dann nicht in Abrede gestellt werden, wenn auch die Erfahrung weniger laut und vollständig dafür zeugte. Gegen zehn Novellendichter ist in Teutschland kaum ein dramatischer zu finden, da wir alle Kraft der schöngeistigen Produktivität nach jener Seite sich hinrichten und entfalten sehen. Dennoch wird das Theater täglich mehr eine Foderung des Daseyns, das wichtigste Element des öffentlichen Vergnügens, daher denn, bei der Armuth des eigenen Bodens, das stets wachsende Bedürfniß theils von außenher, theils durch die armseligsten Nothhelfer befriedigt werden muß. Wie wäre sonst die Geduld zu erklären, womit das teutsche Publikum einerseits die leersten und unbedeutendsten Arbeiten der Pariser Fabrik in den jämmerlichsten Uebertragungen, andererseits die langweiligsten und geschmacklosesten Machwerke der eigenen sich tagtäglich vorspielen und es sich gefallen läßt, daß, wie der schon erwähnte geistreiche Kritiker, Wilhelm Neumann, sich ausdrückt [1], »das Wunderhafte nicht mehr als Zuthat, sondern als Grundstoff des Tragischen gebraucht, und auch im komischen Drama, das Gemeine widrig entblößend, fast nur noch durch die karrikirten Gestalten der Posse ein Erfolg zu erzwingen gesucht wird.« Nur durch den Mangel an edleren Genüssen also, welcher den Geschmack jenem anderen geebnet hat, dürfte die Genügsamkeit des deutschen Volkes und die Abstumpfung desselben für das Wahre und Naturgemäße zu erklären seyn, ja hiermit zugleich unsere Ansicht gerechtfertigt erscheinen, daß in der Vernachlässigung ihrer dramatischen Literatur von Seiten der Gesetze eine der Hauptursachen des Verfalles der dramatischen Kunst überhaupt sich kund gebe.

Zu dem zweiten der oben bezeichneten Gründe, der Emanzipation des Schauspielerstandes durch die Zeit, übergehend, müssen wir zuvörderst gegen jede fälschliche Auslegung und Verketzerung unsere Ansichten und Grundsätze überhaupt uns feierlich verwahren, ja ausdrücklich erklären, daß, weit entfernt, dem allgemeinen Fortschreiten der Menschheit zu einer höheren geistigen und bürgerlichen Entwicklung, entgegen zu seyn, wir demselben vielmehr mit feuriger Seele zu folgen und förderlich zu werden bemüht sind, wo und wie es unsere geringen Kräfte nur irgend gestatten wollen. Mit dessen großen und wunderwürdigen Erscheinungen darf aber dasjenige nicht verwechselt werden, was zu einer gänzlichen Verrückung der Verhältnisse und Interessen aus ihren bisherigen Standpunkten seit einem halben Jahrhundert geschehen und von verkehrter Neuerungssucht vielfältig als höchste Frucht der Civilisation erstrebt und gepriesen worden ist. Denn trotz der erwünschten allgemeinen Freiheit und Sicherstellung eines Jeden in seinem Recht, nach den ausgedehntesten Begriffen, soll doch Jeder, meinen wir, sein Recht behalten, er selbst und in seiner Sphäre bleiben, der Bauer ein Bauer, und der Schauspieler eben ein Schauspieler seyn. Statt dessen aber mag jetzt der Bauer gern als Edelmann, und der Schauspieler als Centralpunkt aller geistigen und geselligen Interessen sich angesehen wissen, wie es denn in der That dahin gekommen ist, daß die Angehörigen der Bühne mit ihren Leistungen nicht bloß, was noch seyn möchte, sondern auch mit allen Geringfügigkeiten ihrer Personen und Verhältnisse, zum Hauptgegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit und Unterhaltung gemacht werden. Dieß eben kommt daher, weil sie, anstatt in einer gewissen Zurückgezogenheit ihrem Beruf obzuliegen, und der Menge sich nur innerhalb des magischen Raumes zu zeigen, welcher die Welt bedeutet, in die Welt selbst, und in alle die kleinlichen Beziehungen gemeiner Bürgerlichkeit eingedrungen sind, die ihnen, — wie sie ihr, — ewig fremd bleiben sollten, um nicht den Trug, worauf ihr künstlerisches Seyn sich gründet, tagtäglich zerstört zu sehen. Wie kann Herr A. oder B., mit dem wir gestern bei Herrn C. Thee getrunken, dessen Frau und Kinder und häusliche Umstände wir genau kennen, der einen schönen Brillantring am Finger, und vielleicht eine Warze an der Nase hat, — wie kann der uns heute als Moses oder Wallenstein mit tragischem Staunen durchdringen, und dem gestaltlosen Bilde der Phantasie durch seine Erscheinung wirksam zu Hilfe kommen? — Müssen wir nicht unwillkührlich an die Warze denken, oder an den Brillantring, oder daran, wie Moses gestern Thee mit Rhum geschlürft, eine Speise genommen, und sich geräuspert hat? — Oder laßt einmal Mad. Z., mit der wir gestern Gevatter gestanden, die selbst schon fünfmal taufen lassen, heut als Iphigenie erscheinen, und seht zu, ob deren Gigot-Aermel und die Art, wie sie den Säugling im Arme hielt, auch die antiken Vorstellungen von der jungfräulichen Priesterin nicht verwirren, und die Seele dem Ideal entfremden werden, worauf sie hingerichtet seyn soll?! —

(Der Schluß folgt.)

[1] Siehe Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik Nr. 70, October 1830.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

21. Mittwoch, den 25. März **1835.**

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Bände. Berlin 1834. Bei Dunker und Humblot. 8.

»Wer sich ehrlich fragt und aufrichtig antwortet, ... er-
»findet unablässig ... und wird stets originell seyn. (I.)...
»Warum soll' ich nicht natürlich seyn? ich wüßte nichts
»Besseres und Mannigfaltigeres zu affectiren. (II.)« —
Rahel.

Schon vor mehreren Jahren bekamen wir, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt, und darauf in den Blättern für literarische Unterhaltung, Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen der Frau R. Fr. Varnhagen v. Ense zu lesen, die durch eine blitzartige, aphoristische Lebendigkeit die Aufmerksamkeit des Lesers anzogen, und sobald diese gefesselt war, sofort die ernsten Kräfte des Geistes und Gemüthes in Anspruch nahmen. Man war dabei mehr angeregt als befriedigt, und wünschte eine deutlichere Vorstellung von der Bildung, Denkart, und den Verhältnissen einer so merkwürdigen Frau erlangen zu können. Der Wunsch ist erfüllt. Der Gemahl der Verewigten, der als Biograph und als Literator im edelsten Sinne des Wortes rühmlichst bekannte Varnhagen von Ense, legt erst einem engern Kreise von Freunden und »Gleichgesinnten«, und nun auch dem größern Publikum in drei ziemlich beleibten Bänden die Schätze eines reichen, gebildeten Lebens vor. Wenn ich diese Notizen der folgenden Darstellung vorsetze, so geschieht es, um mit wenigen Zügen die Schwierigkeiten anzudeuten, die dem Besprecher eines solchen Buches entgegentreten. Der Leser wird also nicht die Lösung eines so verwickelten lebensgeschichtlichen Problems, sondern die Darlegung desselben, wie sie sich auf wenigen Blättern geben läßt, erwarten.

Wir haben es hier mit einer Natur zu thun, und zwar mit einer eben so zarten, als grandiosen; dabei haben wir die Verhältnisse zu betrachten, unter welchen sie sich entfaltete, und diejenigen, welche — ich weiß nicht, soll ich sagen: hemmend oder bestimmend — auf sie zurückwirkten. Unter diesen letztern verstehe ich die kranken Zustände, die Raheln durch ihr ganzes Leben begleiteten, ja, so sehr in dasselbe verflochten waren, daß man wohl ihre Krankheit ihr Leben nennen dürfte. Man sieht, daß hier, wenn ein vollkommenes Verständniß bezweckt werden soll, eine pathologische Betrachtungsweise einzutreten hat; man sieht ferner, daß sich ein Naturell dieser Art in einem Jahrhunderte die innigste Theilnahme zu versprechen hat, welches, in einem ähnlichen krankhaften Prozeß begriffen, einer ähnlichen Betrachtungsweise anheimfällt.

Die Zartheit dieser Natur ist so ungemein, daß auch die winterlichsten Stürme des Lebens, und, was mehr ist, die nüchternste Wahrheit und eisige Strenge der Reflexion ihr keine Rauhheit aufzudringen im Stande waren. Daher die schöne Eigenschaft, welche gewiß jeden fühlenden Leser dieses Buches auf's Freundlichste anspricht, daß, bei allem tiefen Ernste ihrer Studien, bei aller Gründlichkeit und Schärfe ihrer Untersuchungen, bei aller Kraft und Freiheit ihrer Ansichten, Rahel nicht einen Augenblick das Weib verläugnet. Sie wird vielmehr, was sie im innersten Gemüthe zu seyn nie aufgehört, noch in den letzten Momenten ihres von Schmerzen jeder Art zerrissenen Daseyns, wieder: Kind, in der rührendsten Bedeutung des Ausdrucks. »Ich darf mich im Leiden auf eine Ecke von Gottes Mantel legen; er erlaubt es;« — ist ihr Trost in den bittersten Prüfungen. Eine stille Redlichkeit, eine heitere Einfalt bleibt ihr Ariadnens Faden in dem Labyrinthe des socialen und literarischen Wirrwars, und nur dadurch ward ihr die Gunst, die sie mit Dank zu rühmen weiß: »bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe zu behalten.«

Großartig ist der Urtrieb ihres Wesens; er ging schon vor dem Erwachen der Denkkräfte außer die Schranken ihres eigenen Wohles und Wehes, wie wir mit Erstaunen aus ihren ersten, kindisch-erhabenen Briefen sehen. Er blieb in spätern und den spätesten Jahren der Richtung ins Unendliche, ins Menschliche-Große treu. »Ist,« frägt sie mit mahnender Würde, — »ist Bewunderung nicht die eigentlichste Rührung, und das andere nur Mitleid?« — Griechen und Römer würden sie hierin begriffen haben. — Bei den kleinsten Objecten wendet sich ihr freier Blick auf die unendliche Verkettung, in der sie mit dem großen Ganzen leben; eine Großheit, die hin und wieder an die Selbstbetrachtungen Marc Aurels mahnt; in allem forscht und gräbt sie nach der Wesenheit; überall frägt sie sich kühn, und antwortet sich unverzagt, wodurch alles,

Digitized by Google

was sie sagt, den Charakter fester Originalität und Sicherheit erhält; welche Färbung noch dadurch erhöht wird, daß sie für jeden Zustand, jedes Aperçü, jede Phantasie, jedes Object des äußern wie innern Daseyns in allen Winkeln der teutschen und französischen Sprache, und sey es in denen des Dialekts und Jargons, den wahrhaft congruirenden Ausdruck sucht, so, daß denn auch ihre Terminologie ein ganz eigenes, anfangs dunkel und bunt aussehendes Colorit bekommt, mit dem man sich aber, dem bedeutenden Gehalt zu lieb, von dem es nicht zu trennen ist, gar bald und gern befreundet. Vielmehr erscheinen eben durch diese Eigenheit selbst gemeinere Erfahrungen, alltägliche Ergebnisse, einfache Betrachtungen in einem lebendigen Glanze selbst ausgestrahlten Lichtes, und wir erinnern uns an Goethe's »wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war.« Diese Richtung ihres Geistes ins Große, ausgehend vom Bewußtseyn eigener Kraft, verbunden mit tiefer und ausgebreiteter Bildung, macht es möglich, daß ihre Betrachtungen, wenn gleich nicht in einer abgeschlossenen, sich gegenseitig begründenden Gliederung, wie sie mehr dem männlichen Verstande zusagt, sie doch jederzeit von da, wo sie eben steht, auf die sonnenhellen Gipfel menschlichen Erkennens und Glaubens leiteten; daß sie zu Resultaten gelangte, die nur dem Gesetzgeber, dem Erzieher des Menschengeschlechtes in der Stunde der Weihe sich offenbaren; und die ihrem Detaillir-Naturell ohne jene Tendenz ihres höchsten Sinnes wohl immer fremd geblieben wären. Bleiben sie es doch ewig dem größern Theile des menschlichen, dem größten Theile zumal des weiblichen Geschlechts! — Und so gelingt es ihr, mit der Unschuld eines Kindes und dem Scharfsinn eines Sophisten Probleme zu lösen, welche nur aufzustellen die Schule Bände bedarf. Wenn sie z. B. die Verse hinschreibt:

Unser Wille ist der Gang
Nach dem Zwang;
Immerhin, es sey!
Einsicht macht uns frei —

so können wir nicht verheimlichen, daß allen Dialektikern über das grilligste Thema der Metaphysik ein solcher Blick zu wünschen wäre. Ja, man muß zugeben, daß eben die rhapsodische Art, mit der sie in den Lehren der Philosophen gleichsam die Lebenspunkte (die puncta salientia) aufzuspüren weiß, ihr wie im Spiele einen letzten harmonischen Zusammenklang vernehmbar macht, in dem sich die verschiedensten Stimmen zuletzt vereinen, ohne es zu wissen, weil jede, gewohnt nur sich zu lauschen, die Schwestertöne überhört. »Mir kommt immer vor,« sagt sie, »als sagten alle Philosophen dasselbe, wenn sie nicht seicht sind;« den Unterschied findet sie nur darin: »daß sich Jeder bei einem andern Nichtwissen beruhigt.« Die Geister der Weisen werden ihr hier lächelnd zunicken; wissen sie doch, daß sie Alle Spiegel Eines Lichtes sind, — freilich vom klarsten zum trübsten in gar vielfachen Abstufungen!

Die Verhältnisse, unter deren Aegis sich eine solche Natur entwickelte und zur Reife gedieh, waren wohl geeignet, eine schöne, vielseitige, intensive Ausbildung zu erzielen. Im Mittelstande geboren, früh dem Einfluß einer Glaubensgenossenschaft, in welcher effrene Imagination, Sentimentalität, Bizarrerie und Witz heimisch sind, — so wie dem einer nordteutschen, städtischen Ueberbildung hingegeben, welcher die Wirkungen des erstern noch erhöhte, — früh als eigenkräftig und einsichtsvoll anerkannt, und diese Vorzüge praktisch im Familien- und nächsten Freundeskreise bethätigend, — früh in der strengen Schule körperlicher und geistiger Leiden durchgearbeitet, — allmählig in die Zirkeln der feinern, zumal mit Literatur verflochtenen Gesellschaft hineingezogen, die Welt und ihre Interessen beim Scheine der Lampe mit ihren Büchern, wie im verworrenen Geräusche des Salons übersinnend, und nach und nach mit den Sternen des socialen wie des literarischen Himmels vertraut gemacht, — kann Rahel uns und der Nachwelt zum Maßstab des Höchsten dienen, was einer Frau unserer Zeit und unseres Vaterlandes an Kultur erreichbar ist. Wir müssen aber den Leser auf den Briefwechsel verweisen, wenn er sehen will, wie aus den rohen Zügen, die wir entwarfen, das interessante Bild sich zusammenfügt. Goethe's mächtige Einwirkung darf hier nicht unerwähnt bleiben. Sie war weit mehr, als eine persönliche zu seyn pflegt; und wenn dieser große Geist in allen edleren Gemüthern seines Volkes lebt und leben wird, so hat Rahel ganz und gar in ihm gelebt. Ein Verhältniß, welches mit dem sogenannten magnetischen Rapport die größte Aehnlichkeit hat, trat hier ein: und dieses führt uns auf das Hemmende in ihren Verhältnissen, das wir oben angedeutet, und nun genauer zu bezeichnen haben.

Rahel kann nämlich nicht verstanden werden, sobald man sie nicht als krank versteht. Eine bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewußtseyns erlaubt, gesteigerte Sensibilität, mit verhältnißmäßig zurückgehaltenem vegetativen Leben, constituirt die Eine Hälfte ihres Wesens, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geistes zugestehen müssen. Nur einige Züge zu diesem Bilde: »Um 2 Uhr in der Kirche;« schreibt sie im Jänner 1820... »hinter mir ein Mensch umgefallen. Ich erschrocken, krank davon den ganzen Tag;« — bald darauf: »dann den Abend im größten Schnee zu Hause; mir verging dreimal die Luft gänzlich; ich glaubte zu sterben, und rang wie im Wasser... Ich war den ganzen Tag zittrig und krank davon.« Im Jahre 1832 wünscht sie Ernestinen Robert »Harmonie mit der Atmosphäre« als das Erste, Unentbehrliche; »wem Hygiea den Rücken kehrt« — fügt sie schön hinzu, »der sieht Apoll auch nur abwärts gewendet.« Ihre Briefe zur Zeit der Cholera sind in diesem Betracht merkwürdig. So floß ihr Leben zwischen Briefschreiben, Theetrinken und Kranksеyn hin, ein Kampf-Terrain wechselnder Einwirkungen von Außen, und einer höchst erregbaren Stimmung von Innen. Durch diese

Digitized by Google

Stimmung wird die bis zum Durchsichtigen geläuterte Empfänglichkeit für Influenzen jeder Art, von denen der Witterung bis zu denen menschlicher Geister auf sie begründet; wodurch sie gleichsam eine conductorische Eigenschaft erhielt; durch sie das Abspringen von einem Objecte zum andern, die Geistes-Oscillation; Resultat einer krankhaften Reizbarkeit, der ein behagliches Verweilen unmöglich ist; weßhalb denn ihr bunter, zerrissener Redestyl dem an schrittweise Folgerichtigkeit, an Steigerung und Entwicklung gewohnten männlichen Leser Unbehagen verursacht, so daß man sich in ihre Briefe mit Neigung hineinlesen muß, um sie, in ihrem Sinne, zu »goutiren«; durch sie das stete Aufmerken auf sich selbst, nicht bloß in sittlicher, sondern auch in materieller Beziehung, wobei sie sich, so gut es gehen will, als Phänomen zu fassen und zu zergliedern sucht; ein Geschäft, welches vom Gesunden nie so sorgfältig ausgeübt wird, welches ihm auch nie in diesem Grade gelänge. Und da der Mensch doch nie aus seiner Haut heraus kann, stelle er sich wie er wolle, so mag man unsere Zeilen als Ergänzung des Bildes von fremder Hand betrachten, welches die eigene so musterhaft zu skizziren wußte.

Ich habe oben diese krankhaften Zustände nicht bloß hemmend, sondern überhaupt bestimmend genannt; und in der That, wenn es im Allgemeinen wahr ist, daß Fehler so gut wie Tugenden zum Ganzen eines Menschen gehören, so tritt hier insbesondere der Fall ein, daß wir uns eben die schönsten, merkwürdigsten und eigensten Vorzüge Rahel's nicht ohne ihre Mängel, nicht ohne ihre Krankheit denken können. Ihre penetrantesten Aussprüche, ihre, wie Blitzstrahlen, sternenlose Nächte aufhellenden Seherworte, ihre tiefsten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unseres Herzens ertönen machen, — was sind sie anders, als Divinationen einer Clairvoyante? Nicht einer eisernen Kette von Schlüssen entgliedert, sondern Blüthen und Früchte, dem Wunderbaum erhöhten Gemüths- und Nervenlebens im Zauber des Augenblicks entwachsen. Ich fürchte, für manchen meiner Leser hier seltsam und mystisch zu werden, und breche deßhalb ab. Das Gesagte reicht hin, ihre Zustände zu beleuchten; und wer die angedeuteten Wege verfolgt, wird mehr inne werden, als ich sagen konnte; wird in dem Wechselwirken einer zart organisirten Natur, eines frühreifen Geistes und schmerzenreicher Jahre, leicht auch die Wurzelfasern jener schönen Religiosität finden, welche Rahel's eigenstes Lebens-Ergebniß, und worin sie Virtuosin war.

(Der Schluß folgt.)

Theatralische Zustände.

(Schluß.)

Man sage nicht, daß der Umgang der Welt im angedeuteten Sinne zur Bildung des Schauspielers nothwendig, daß sie die Schule sey, wo Anstand und äußere Grazie gewonnen werden müsse. Wehe dem Liebhaber, der den seinigen einem diplomatischen Salon entlehnt; wehe dem Helden, welcher die Feldherrn-Miene von der Parade geholt hätte! Denn nicht die Menschen aus der Wirklichkeit, — die Geschöpfe der Kunst wollen wir auf der Bühne gewahr werden, und darum soll zwar die Welt, aber die Welt in anderem als dem obigen Sinne, des Schauspielers Studiersaal und Werkstätte seyn. Ihre Geschichte mög' er lernen, und soll das Leben dazu seinen Beitrag liefern, so such' er diesen im Volke, der Original- und Urschrift des Menschenthums, wo dessen charakteristische Zeichen noch am deutlichsten und unverfälschtesten sich kund geben. Wer aber weiß, wie ein Mensch in der Leidenschaft sich geberdet, der weiß auch, wie ein König es thut, denn die Menschheit ist nur eine und die Leidenschaft auch, der König aber nichts als ein modificirter Mensch; daher denn, wer den Menschen begreift, auch das Wesen des Königs seinen Blicken entschleiert sieht!

So würde, wenn der jetzt allgemeine und vertraute persönliche Verkehr der Bühnenkünstler mit der bürgerlichen Gesellschaft für das Kunstleben der ersteren von so erwiesen nachtheiligem Einfluß ist, die Betrachtung nicht unterdrückt werden können, daß der frühere Zustand in dieser Hinsicht als besser, und dem gegenwärtigen vorzuziehen sich bewährt habe. Fern sey es jedoch von uns, die Zeiten zurück zu wünschen, wo der Stand der Schauspieler einer Art von öffentlicher Reprobation unterlag, und die Mitglieder desselben, als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, nur ein sehr beschränktes Ansehen genossen. Gleichwohl war jene Zeit die reichere an dem Genius, welcher die Besitzer zur Unsterblichkeit geführt, und deren Namen noch jetzt als das Signal aller Vollkommenheit in ihrer Kunst erscheinen läßt. Garrick, Lecain, Eckhoff, Schröder haben in dieser Zeit gelebt, Beck, Iffland und Fleck waren ihre Schüler, und Allen haben die Säle des Ruhmes sich um so williger aufgeschlossen, je mehr die der Gesellschaft ihnen zugeschlossen, und sie selbst mit sich und ihren Studien abgeschlossen waren. Was aber hat unsre Zeit, worin wir Ludwig Devrient, der auch zum Theil jener noch angehört, ausnehmen, — was hat unsre Zeit dem Aehnliches hervorgebracht? — Möchten daher, da diese Zeit zu groß und herrlich ist, um ihre eigenen Gaben zurückzunehmen, die Beschenkten selbst sich davon mit Mäßigung bedienen, und durch freiwillige Zurückgezogenheit die guten Wirkungen der früheren, durch Zwang ihnen auferlegten, sich zu erhalten suchen! Vieler Dinge, wodurch andere Menschen erweckt und erfreut werden, bedarf der Schauspieler nicht zur Stärkung in seinem Beruf. Sein Beruf selbst ist sein Lohn, ein steter augenblicklicher, immer sich erneuernder, und die ideale Welt, wohin er durch ihn geführt wird, seine eigentliche Heimath. Was Menschen wünschen und erstreben können, — der Schauspieler hat es; was jenen Genuß ist, er-

Digitized by Google

genießt es! Hoheit, Ehre, Macht und Reichthum, Glanz und Befriedigung der Eitelkeit, nichts fehlt ihm; ein König, ein Dichter, ein Schooßkind des Glückes und der Frauen, — er ist Alles, wozu seine Rolle ihn beruft, — er ist es, oder die Kunst hat keinen Theil an ihm! So gehören ihm alle Gefühle, Sensationen und Entzückungen, freilich auch die Leiden und Schmerzen, die er darstellt, und mithin jede irdische Erhebung; da Leiden und Schmerzen selbst, — wie die wirklichen, wenn sie vergangen, — zu Freuden sich wandelnd, seine Glückseligkeit noch erhöhen. Wozu also bedarf er der wirklichen Eindrücke, dem die lebhaftern der Phantasie Alles gewähren, — wozu bedarf er der Einräucherung und Schmeichelei eines beschränkten Theezirkels, welcher täglich der erneuerten Huldigungen von Tausenden genießt?! Sein ganzes Daseyn ist eine selige Trunkenheit, ein unaufhörliches Ernten nach kaum augenblicklicher Anstrengung und Saat. Wie arm und bedürftig ist gegen ihn der Dichter, sein Ernährer und doch zugleich sein Klient, dessen Werk erst nach langer Arbeit gedeihet, und dennoch nicht selbstständig, als sein Werk, vor die Menge tritt, der betteln muß vor der Thür des Mäzens, von dessen Gunst oder Ungunst der Erfolg abhängt. Wie schwer und wie lang ist ihm die Zeit der Aussaat, und wie kurz doch, wie unwiederbringlich die Ernte! Ja wie karg sind die Genüsse selbst ihm zugemessen, die er dem Schauspieler so reichlich spendet, die Genüsse jener geistigen Transfiguration, wovon wir geredet, und die um so vollkommener erscheint, als sie von einer zugleich körperlichen getragen und unterstützt wird. Denn was der Dichter nur sehen darf, mit dem innern Auge, damit er's regiere, das darf der Schauspieler seyn, soll es seyn, um den Lorbeer heimzutragen. So sey er's denn auch, sey es ganz, und verkümmere sich nicht muthwillig den Sieg durch unnütze Schaustellung seiner Person, ja die Kraft zum Siege durch eitles Zudrängen zur Prosa des Alltaglebens, indem durch dieses sein Daseyn verflacht und verzettelt, durch jene aber das Mysterium entweiht wird, kraft dessen allein die magische Wandlung ganz und vollständig gelingen kann, der wir die höchsten Kunstgenüsse verdanken.

Wie häufig aber, ja wie allgemein das Gegentheil hiervon sey, und wie nachtheilig es auf die heutige Schauspielkunst einwirke, ist leider hinreichend bekannt, und namentlich denen am wenigsten verborgen, welche die Geschichte derselben in jener früheren, barbarisch gescholtenen Zeit, mit den Erscheinungen des Tages am aufmerksamsten verglichen haben. Denn von der Schmach des bürgerlichen Lebens, welche den Schauspieler drückte, ins stolze Reich der Phantasie sich zurückzuziehen gezwungen, war damals nicht bloß echte Begeisterung, die keiner Fessel achtet, Antrieb und Führerin zur Breterwelt, sondern auch aller errungener Beifall nur des Künstlers Antheil, ja um so mehr sein ausschließliches Eigenthum, als der Mensch mit ihm im Zwiespalt erschien, und daher der Künstler mit dem Menschen, dem Gegenstande des Vorurtheils, sogar zu versöhnen gezwungen war. Jetzt aber, wo durch den täglichen, geselligen Verkehr und die den Schauspielern dabei zugetheilte Rolle eine dauernde Verwechselung zwischen der Person des Künstlers und des Menschen herbeigeführt, und die Eigenliebe des letzteren im Namen und auf Kosten des anderen so sorgsam gehegt wird, wie ist es da möglich, die nothwendige Sonderung festzuhalten, so daß einerseits nicht dem Menschen gegeben werde, was des Künstlers ist, und andererseits nicht der Künstler sich aneigne, was dem Menschen gehört, — wie ist es möglich, den Wirkungen solchen Irrthums ein Ziel zu setzen, welche in immer erhöheten Ansprüchen, der Anmaßung und Eitelkeit dort, und urtheilsloser, parteinehmender Verblendung hier, sich kund geben? Von beiden liefert jeder neue Tag neue, mehr niederschlagende Beweise, indem eine reine Schätzung der Gegenstände fast nirgends mehr anzutreffen, vielmehr der Gesichtskreis des einen Theiles durch Vorliebe, des andern Theiles durch Eigenliebe verdunkelt wird. Und so erklärt es sich denn, daß selbst Anfänger, ja Stümper, ohne Beruf und Talent, weil sie durch äußere Gaben und Annehmlichkeiten, oder gar durch Empfehlung einen Kreis von Bekannten und Verehrern sich zu gewinnen gewußt, nicht selten mit rasendem Beifall beschenkt, ja der Menge, die überall voreilig und leicht hinzureißen ist aufgedrungen, und als Lieblinge der Kunst gepriesen werden; so erklären sich ferner die tausend Proben unglaublicher Blindheit der Schüler Thaliens über sich selbst, wovon wir so oft die erstaunten Zeugen und die unwilligen Opfer sind.

Was endlich den dritten unserer Gründe des Verfalles teutschen Theaterwesens: die Unzulänglichkeit der Verwaltungen, betrifft, so bedarf die Sache selbst zu ihrer Anerkennung keines Beweises mehr, da jeder Ort und jeder Tag davon die Erfahrung biethet, und jedes Publikum, der größten wie der kleinsten Städte, ununterbrochen von dieser Erfahrung zu leiden hat. Denn wo nicht über Unbildung, Geschmacklosigkeit, Verletzung des Anstandes, bettelhaftes Wesen, Rohheit und Schmutz der Sitten zu klagen ist, da werden Mangel an Umsicht und Energie, Protektions-Herrschaft, Zwiespalt und Intrigue, Versplitterung, Stillstand, Willkührlichkeit und Veränderungssucht noch mehr und mit größerem Recht als Gegenstände der Unzufriedenheit in der Regel sich kund geben.

Fr. v. Elsholtz.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

25. Sonnabend, den 28. März 1835.

Der Grandmusketier. Eine Erzählung aus der Zeit des merkwürdigen Campements bei Mühlberg 1730, von Friedrich von Sydow. Leipzig, bei Herrmann Reichenbach 1834. 8.

Nur das Mittelmäßige ist das eigentlich Widerliche und Langweilige; das wahrhaft Schlechte biethet das natürlichste Heilmittel gegen seine Eindrücke dadurch dar, daß es in seiner Nichtigkeit sich selbst aufhebt, spaßhaft und lächerlich wird, und das Ideal, dessen vollendeten Gegensatz es bildet, desto deutlicher und klarer in das Bewußtseyn zurückführt. Ich darf es daher offen gestehen, mit so unangenehmen Gefühlen mich die Lectüre der neuesten bändereichen Romane eines Hering, Storch und Spindler erfüllt, wo der immerwährende Kampf zwischen innerer Oede und äußerer Zierlichkeit, oder umgekehrt zwischen unverwüstlichem angeborenem Talente und der gröbsten Verwahrlosung, der schlimmsten Richtung desselben jeden Genuß verkümmert; mit solchem reinen, ungestörten Vergnügen habe ich das Anfangs genannte Buch durchlesen. Der ganze verschollene Apparat der abgelebten 80er Jahre: biedere grobe Förster, tugendhafte Bürgermädchen, wollüstige Kammerjunker, leichtsinnige Lieutenante voll Edelmuth, sentimentale Fräulein, verbuhlte Kammerjungfern u. dgl., wird auf die naiveste Weise von der Welt wieder zum Vorschein gebracht, und neben dem eigentlichen Roman zieht sich das Lustlager, das August von Polen dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen zu Ehren 1730 veranstaltete (nach alten Zeitungen, wie es scheint dargestellt), ganz unbefangen und ohne unnöthige Mühe, einen nähern Zusammenhang zu vermitteln, auf das Bequemste hin. Auch die Sprache ist plan und klar, man begegnet keinem gezwungenem Streben, den ceremoniösen Curialstyl jener Zeit nachzuahmen, oder den überspannten Ansprüchen neuerer Ueberbildung genügen zu wollen; so wie es hier geschieht, könnte auch Bruder Kunz und Heinz erzählen, es ist alles natürlich und frei. Doch kann ich einen Wunsch nicht unterdrücken: Wann wird der rechte Mann kommen, der das achtzehnte Jahrhundert uns schilderte mit seinen Zöpfen und Haarbeuteln, Perrücken und Puderquasten, Vertugadins und Reifröcken, französischen Gouvernanten und italienischen Hofpoeten, holländischen Gärten und deutschen Kunstakademien, improvisirten Gesetzbüchern und weitläufigen Reichskammergerichten, das frivole, langweilige, lasterhafte, erleuchtete Jahrhundert mit seinem Voltaire und Holbach, Grimm und Casanova, Hume und Condillac, dem Prinz-Regenten von Frankreich und Friedrich II. von Preußen, das sich für so groß hielt und musterhaft, und doch so jämmerliche Ideale hatte, und gleich allen Projectanten, Alchymisten und Adepten seinen Kindern nichts hinterließ, als Schutthaufen und Trümmer, leere Cassen, abgewirthschaftete Landgüter, verfallene Klöster, den Keim zur Zwietracht, die Saat manchen Unheils, an dem wir leiden! — Es müßte durch eine solche Schilderung ein reiches tragikomisches Gemälde entstehen. Die sittliche Verworfenheit könnte durch die lächerliche Außenseite, in der man sie erscheinen lassen könnte, in so weit gemildert und verdeckt werden, daß kein ästhetisch abschreckendes Bild entstünde, und um gerecht zu seyn und dem Ganzen eine höhere Bedeutung zu geben, müßten auch solche Charaktere und Tendenzen des Jahrhunderts gewürdiget werden, welche thatsächlich das Bessere und Beste wollten und erstrebten, und deren es jedenfalls mehrere gegeben hat.

C. F. Hock.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Bände. Berlin 1834. Bei Dunker und Humblot. 8.

(Schluß.)

Aus den, im Allgemeinen über eine so denkwürdige Erscheinung angestellten Reflexionen, wird sich sofort manche Einzelheit, die, aus dem Ganzen gerissen, räthselhaft dasteht, erklären lassen. Ihr Verständniß z. B. Goethes, tief und lebendig wie es ist, ist doch kein solches, wie man es dem Philosophen, dem Naturforscher zuschreibt, wenn er ein Gegebenes aus seinen nothwendigen Bedingungen, in seinen nothwendigen Folgen, begreift; es ist eher eine Sympathie als eine Einsicht zu nennen. Sie faßt das einzelnste, das gelegentlichste, bedingteste, flüchtigste seiner Worte auf, und weiß — man darf nicht sagen: etwas unterzulegen, sondern — das Lebendige darin dergestalt herauszufühlen, daß den,

Digitized by Google

der mit ihr zu fühlen geeignet ist, ein Staunen überfällt, welche Fülle des Erlebten ein echtes Dichterwort in sich schließt. Selbst die abgeschlossensten Philosophen, einen Spinoza, den »ehrlichen, unpersönlichen, stillen, milden Denker« von dem sie aber gerade das wunderbarste und zugleich praktischeste Kapitel de affectibus »ennuyirt«, St. Martin, Fichte, »ihren Herrn und Meister«, nimmt sie so bei Einem Ende des Fadens auf, entwickelt mit glücklichem Takt Resultate aus dem Knäuel, und so geschieht es, daß, indem sie Jedem das Erlebte nachlebt, in ihr die separatesten Ansichten und Credo's sich vertragen. Denn freilich liegt in jeder consequenten philosophischen Doctrin etwas Echtes, das zum Höchsten führt: nämlich die Procedur des menschlichen Denkvermögens. Rahel weiß nichts von der Unverträglichkeit jener drei erwähnten Confessionen; sie weiß nur, daß alle der Einen Sonne zustreben, die ihren Strahl auf alle herabsendet.

Wenn wir nun diesen Gesichtspunkt festhalten, so werden wir billiger gegen ihr nicht selten befremdendes Urtheil über Schriftsteller und öffentliche Charaktere, mit dem man durchaus nicht übereinzustimmen vermag; selbst über ihren Goethe, den sie nicht immer völlig erräth; man begreift ihre eigene Verwunderung über das, was ihr an manchem ihrer Lieblinge unbegreiflich erscheint, weil sie das Woher und das Wozu vergißt. Dahin zähle ich ihre Kritiken über die Novelle vom Prokurator und der jungen Frau in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die der Erzähler vorzugsweise »moralisch« nennt; über Hoffmanns Fräulein von Scuderi; über Walter Scott; wohl auch über die Briefe eines Verstorbenen; und so manches andere; dahin ihr Staunen über Novalis Nichtverstehen Wilhelm Meisters, u. dgl. m.

Ein dem Leser sehr zu Hülfe kommendes Beispiel von der Art, wie sie über sich selbst raisonnirt, ist die Vergleichung, die sie zwischen sich und der Frau von Staël anstellt: »Sie war gutmüthig und haßte Affectation; oder vielmehr: die ennuyirte sie zu Tod; und Ennui war ihr Aergstes: dieß ist auch mein Aergstes; sonst vergeben wir viel. Die armen Menschen! sag' ich immer; pauvre nature humaine! sagt sie; aber wir sind sehr verschieden. Sie hat Talent, ich nicht. Wenn ich auch Bücher machte, so schrieb ich nicht ...... Sie vergriff sich sonst in Schätzung der sentiments; und das sah aus wie Affectation in ihren Büchern; so etwas that ich auch in der frühesten Jugend nicht.« — Zu ihrer Selbstbeobachtung gehört es, daß sie häufig am Eingange ihrer Briefe die Witterung und andere äußere Umstände, die während des Schreibens Statt fanden, zu schildern sucht. Sie will damit ihre ganze Situation, und die durch sie erregte Stimmung dem Empfänger vor die Seele bringen; sich als einen Complex bestimmter Wirkungen heterogener und gleichartiger Elemente naturgeschichtlich darstellen. Aber nicht bei der unfruchtbaren Beschauung dessen, was nicht in des Menschen Willkühr gegeben ist, blieb sie steh'n; sondern sie hörte nicht auf, wie sie es nennt, »an sich zu zimmern« — was ihr in den Stunden bitterer Prüfung, die ihr so zahlreich beschieden waren, heilsame Labungen bereitete. So kennt sie auch die in ihren krankhaften Zuständen begründete Unmöglichkeit, ein Ganzes frisch in sich aufzunehmen, treu zu hegen, und mit stiller Ausdauer zu vollenden. Es war wohl diese Erkenntniß, die sie bewog, wiederhohlten dringenden Aufforderungen zur Ausarbeitung irgend eines gegliederten Werkes zu widerstehen. Zur poetischen Hervorbringung, der lyrischen zumal, war sie übrigens befähigt genug, und obendrein getrieben. Nicht aus den eingestreuten Versen und gelegenheitlichen Gedichtchen, die höchst ungelenksam sind, ist dieß zu schließen; sondern aus ihrer Individualität und einzelnen Flügen ihrer Fantasie. Statt jeder weitern Erörterung folgende Zeilen, die sie zu einem ausgeschnittenen Bildchen schrieb: »In milder Nacht, bei hellem Mond und sanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüstern, was sie bei Tag verschwiegen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verspätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt, still eine Biene einholt was sie Tags im Reiche lassen mußte, der Schlaf die Welt gefangen hält und befreit, Weste nur leise sich und schmeichelnd zu den Aesten wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräser und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen, das ganze Thal ein Fest der Sehnsucht und der Ruh', ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: fehlt nichts als eines lieben Mädchens Gegenwart; ihr Aug' und ihre Brust, dieß Fest zu überschau'n und zu empfinden; und was dem schönen Kinde nun noch mangelt, wird sie im Liedeston uns nun berichten.« — So denkt, so wünscht man sich weibliche Dichtungen. Dieses liebevolle Eingehen in das heilige Stillleben der Natur, mit der Fertigkeit, die Fäden dieses Lebens durch angemessenen Ausdruck mit denen des menschlichen zu einem schönen Bilde zu verweben: ist Grundbedingung zur Lorik. Auch an Betrachtungen über das Wesen der dichterischen Produktion ließ sie es — wie man denken kann — nicht fehlen. »Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein« sagt sie »macht den Dichter; wie es den Menschen macht«; — und: »der Dichter brauche seine Stimmung wie der Bildhauer den Marmor;« und so ist ihr der poetische Zustand ein fruchtbares Gleichniß des menschlichen. Vortrefflich unterscheidet sie die »Beschreibung« als subjectiv von der objectiven »Darstellung«, und weiß mit Geschmack und Schärfe einzelne Schönheiten der Dichter zu deuten.

Wenn sie häufig Bücher wie Menschen überschätzt, so hat sie dieß mit allen Bessern gemein, und es hat seinen Grund in der Schönheit ihres Gemüthes, dessen Spiegel reinigt und verklärt. Und hier wäre es am Orte über das, was Rahel eigentlich war, über die sittliche Würde ihres Charakters.

Digitized by Google

den Kern und Gehalt ihres Lebens etwas beizubringen, wenn nicht alles Vorhergehende, wie Radien aus einer Peripherie, nur nach diesem Zentrum hinwiese; wenn nicht die Erzählungen und Zeugnisse ihres Gatten und Andrer ihren Wandel als würdig und segenvoll darzustellen genügten; wenn endlich nicht jedes Wort über den eigentlichen und innersten Werth eines Menschen ein überflüssiges, ungenügendes, ja entheiligendes Zeichen dessen wäre, was nicht auszusprechen, und nur durch Schweigen genugsam zu ehren ist.

Doch fehlt es in ihren Briefen auch nicht an Aussprüchen, welche in bedeutungsvoller Kürze die tiefsten Geheimnisse einer schönen Seele wie die reifsten Früchte eines langen, der Menschheit liebevoll geweihten Nachdenkens, dem Gleichgesinnten erblicken lassen. »Jeder trägt sein Schicksal in sich: Wünsche nach Dingen, ohne die er nicht weiter leben kann; ...... So lange wir nicht auch das Unrecht, was uns geschieht, für Recht halten, sind wir noch ohne Dämmerung; ... Einsicht macht uns Menschen zu Sclaven der Pflicht, ... Handeln ist an und für sich sittlich; da hebt es an; ...... Billigkeit, Haß, Liebe wird geübt, aber keine Gerechtigkeit; ...... Man hat sich nicht, wenn man sich nicht streng faßt; man hat Keinen, den man nicht mit Liebe faßt; ...... Was in der Welt ist liebewürdiger und glücklicher als eine aufgeschlossene Seele für Alles, was Menschen betreffen kann? ...... Es gilt in allen Fächern, Handlungs- und Gedankenkreisen um dieselbe Sittlichkeit. Wahrheit oder Nicht-Wahrheit; die lieben ist sittlich seyn; sie zu finden wissen, Verstand haben, — der Vernunft folgen; und niemals darin ermüden: ist der höchste Bund.« ... In diesen Ueberzeugungen blickt sie auf ihr Leben zurück; das Hochgefühl ihres eigenen Werthes geht ihr auf, und eine tröstliche, einzige, unentreißbare Empfindung beruhigt ihr Gemüth, wenn sie die Zeilen niederschreibt: »Beim Schlimmsten, beim Tode selbst — laß uns denken, daß wir zu den Edelsten gehörten, und mit offenen Augen lebten.«

Mit offenen Augen sieht sie ihre Zeit an, ihr Berlin, ihre Bücher, ihre Menschen, ihre Leiden; und, wie sie, vor und mit den Besten ihres Volkes Goethen zu würdigen weiß, so spricht sie sich gründlich und frei über alles aus; und oft genug haben Erfolg und Nachwelt das Siegel auf ihre Orakel und Prophezeiungen gedrückt. Die Urtheile über Tiecks Phantasus (zu jener Zeit, manches über Jean Paul und Schiller, über Frd. v. Schlegel, Schleiermacher (im J. 1816, über Madame Staël, über Thiers (prophetisch), und wie viele politische Reflexionen und sibyllinische Blätter (z. B. St. Simonismus lange ehe er war) wären hieher zu zählen! Durch diese Schärfe und Tiefe ihres Blickes macht sie uns, wenn er in den Kreis ihrer Freunde fällt, denn auch mit mancher anziehenden oder instructiven Persönlichkeit bekannt, die, wie Frau v. F. unsre Neigung, wie Alexander von der Marwitz unsere Achtung zu erwerben verdient.

Das Bildniß der Verewigten ist dem ersten Bande mitgegeben, nebst einem Facsimile. Jenes drückt den Kampf zwischen Krankheit und angeborner Heiterkeit und Stärke, die bedeutende Mischung von liebevollem Ernst und feinem, klarem Spott, das Mitgegebne und gesellig Erworbne, sehr wohl aus, und möchte demgemäß als ähnlich anzusprechen seyn. Dieses ist ein Denkspruch aus dem Lieblings-Mystiker Rahel's, dem Dichter des »cherubinischen Wandersmannes,« — ein Spruch, dessen Anwendbarkeit auf sie selbst alsbald in die Augen fällt. Daß ihr die Mystiker überhaupt zusagen, indem sie jedes Bedürfniß des menschlichen Gemüthes mit ahnungsvollen Klängen beschwichtigen, wird Jeder, der unsre Zeilen einiger Aufmerksamkeit werth fand, natürlich finden.

So gewährt uns denn diese merkwürdige Briefsammlung vom Neuen die Ueberzeugung, daß, unabhängig vom Einflusse geschlechtlicher Verhältnisse, wenn gleich durch sie eigenthümlich gefärbt, sich die Blüthe veredelter Menschheit, — so wie, unabhängig von gesellschaftlichen Einwirkungen und Doctrinen, in der Stille eines gereinigten Gemüthes, sich das Gefühl und die Einsicht der höchsten menschlichen Interessen entfalten könne. Wenn jeder Einzelne, mit strenger Beharrlichkeit, wie diese Frau, über sich wachend, diese Pfade ginge, so würden Alle auf dem Gipfel zusammentreffen, und das Ganze würde den unvergänglichen Segen der schmerzlichen Bemühungen empfinden.

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Nachlese zu Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. Zeitz bei Immanuel Webel. 1835. XVI und 604 S. 12.

Bekanntlich hat sich Dr. H. Döring durch einige frühere, Friedrich Schiller betreffende Werke bekannt gemacht. Seine Biographie Schillers, erste Ausgabe, Weimar Hoffmann'sche Hofbuchhandlung 1822, und zweite völlig umgearbeitete Ausgabe 1824, so wie seine Sammlung der Schiller'schen Briefe, Zeitz bei Webel 1834, waren Unternehmungen, die einem lautausgesprochenen Bedürfnisse entgegenkommen sollten, und denen man, ohne ungerecht zu seyn, nicht alles Verdienst absprechen darf. Wurde das erstere dieser beiden Werke auch in Hinsicht des benützten Materiales sowohl, als der Darstellung durch Carolina Wolzogen's »Erinnerungen aus Schillers Leben, Stuttgart und Tübingen 1830,« und durch Thomas Carlyles »Schillers Leben,« durch die Tüchtigkeit des kritischen Urtheils bei Weitem überbothen, — ließ die Briefsammlung eine größere Vollständigkeit — und insbesondere die unverkümmerte Mittheilung der Briefe zu wünschen übrig, so behaupten sie doch beide das erste mit einiger Befähigung unternommene Werk dieser Art zu seyn — und die Biographie zeichnet sich durch

Digitized by Google

eine, wenn auch bereits nicht mehr zureichende — doch immer noch schätzenswerthe Literatur zu Schiller von beiden später erschienenen Werken Carlyle's sowohl, als Carolina Wolzogen's aus. Weniger dürfte die in Rede stehende Nachlese zu Friedrich v. Schiller's Werken die Wünsche der wahren Verehrer des großen Dichters befriedigen. Zwar wird schon die oben angegebene Seitenzahl hinlänglich darthun, daß die gewonnene Ausbeute nicht unbedeutend war; allein es frägt sich — ob der Grundsatz, ganz ohne Auswahl zu verfahren — eben ein löblicher, und ob die Mittheilung dieser von Schiller selbst bei der Herausgabe seiner Werke — abgelehnten Aufsätze — ohne alle Beigabe von Erläuterungen, der rechte Weg war, das Publikum mit ihnen bekannt zu machen. Bevor wir diese Frage beantworten, wollen wir einen Blick auf den Inhalt des Werkes werfen, um zu sehen, was es Neues, und was es Gutes bringt.

1. Morgengedanken am Sonntage. Aus Balthasar Haug's schwäbischem Magazin 1777, St. 2 S. 129 u. f. Früher bereits in Johann Lorenz Greiner's Taschenausgabe (Grätz 1829, Ergänzungsband zu Fr. v. Schiller's Werken) wieder gedruckt. Der sechzehnjährige Schiller fleht Gott um Wahrheit und Befestigung im Glauben an. Der Aufsatz ist rührend durch seine Innigkeit, und die Entschiedenheit und Kraft des Ausdrucks muß das Staunen eines Jeden erregen, der bedenkt, was ein sechzehnjähriger Jüngling ist.

2. Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. — Zuerst gedruckt zu Stuttgart 1780, 4., dann zu Wien 1821, in Nasse's Zeitschrift für Aerzte 1820, in der neuen Berliner Monathschrift 1821, Heft 12, in allen Wiener Ausgaben der Schiller'schen Werke, und neuerlich in Kienreich's Ausgabe, Grätz 1834, 10. B. — Bekanntlich ist dieser Aufsatz Schiller's Inaugural-Dissertation, welche er bei seinem Austritte aus der Carls-Akademie zu Stuttgart in Gegenwart seines Landesherrn, dem dieselbe dedicirt ist, vertheidigte. Ihr Werth dürfte bei der vielfältigen Verbreitung dieser Schrift hinlänglich bekannt seyn. Döring hat sie aus dem Grunde aufgenommen, weil die Abdrücke, die in den österreichischen Ausgaben und an andern Orten davon erschienen — nicht als existirend betrachtet werden können — — sie aber selbst zu benützen hat er keinen Anstand genommen.

3. Die Selbstrecension der Räuber — aus dem Würtembergischen Repertorium der Literatur 1782, St. 1. S. 134 u. ff. Auch sie ist hinlänglich bekannt. In der neuesten Grätzer Ausgabe Kienreich's ist sie den Räubern beigedruckt. S. 3 B.

4. Zueignung der Anthologie auf das Jahr 1782.

5. Vorrede zur Anthologie. — Beide Numern sind in Greiner's Supplementband zu Sch's Werken abgedruckt.

6. Ankündigung der Mannheimer Dramaturgie. Dieser Aufsatz ist wörtlich aus Schiller's Briefen an den Freiherrn von Dalberg (Carlsruhe 1819), dann wiederhohlt in Körner's Schiller's literarischer Nachlaß — und mit diesem in allen bestehenden Ausgaben des Dichters abgedruckt. Bekanntlich kam die Mannheimer Dramaturgie, wenigstens in dieser Gestalt nie zu Stande, und diese Ankündigung selbst wurde dem Publikum erst mit den Briefen vorgelegt. Aus welchem Grunde Döring diesen Aufsatz seinem Buche einverleibt haben kann? — — Dicker ist's dadurch geworden — — um drei Seiten!

7. Ankündigung der Rheinischen Thalia. Ist aus dem deutschen Merkur, December 1784, entnommen. Für den Biographen Schiller's ist dieser Aufsatz der wichtigste von allen, die hier mitgetheilt wurden, schwerlich aber dürfte ihm ein selbstständiger, von dieser Rücksicht unabhängiger Werth zuerkannt werden.

8. Zueignung der Rheinischen Thalia an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar.

9. Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? — Diese schätzenswerthen Blätter bilden die Einleitung zu Schiller's Aufsatz: Die Schaubühne, eine moralische Anstalt, welchen der Dichter zur Zeit, da er die Mannheimer Dramaturgie beabsichtigte, der dortigen deutschen gelehrten Gesellschaft, deren Mitglied er war, in voller Sitzung vortrug. — Schwerlich dürften jemals inhaltschwerere Worte über diesen Gegenstand gesprochen worden seyn; und ermißt man den Verlust der deutschen Literatur, der sie durch Vereitlung von Schiller's Plan betroffen nach dem Maßstabe, den er an den Gegenstand legt, — und nach der hier abgelegten Probe; so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Hoffnung, ein klassisches Journal für Theaterkritik zu erhalten, welches jedem späteren Beurtheiler zur Grundlage dienen könnte, damals für immer scheiterte.

10. Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. (Aus einem Manuscripte des verstorbenen Diderot — übersetzt von Schiller.) Einige Jahre später übersetzte Jünger den ganzen Roman, aus dem dieses Fragment genommen ist. Es verdient indessen noch immer gelesen zu werden.

11. Ueber Don Carlos. 1785. — Die Vorrede zu dem Abdrucke der ersten Szenen dieses Trauerspiels, zu welcher Döring noch die am Schlusse der ersten Mittheilung befindliche Anmerkung aufnimmt. Die Vorrede dürfte durch die völlige Umänderung, welche die Ansicht des Dichters über dieses Werk erlebte — in die Kritik und Geschichte des Don Carlos zu verweisen seyn — und die Anmerkung der Erklärung bedürfen, daß sie die Antwort auf die vielen und lebhaften Einwürfe Wieland's gegen dieses Werk enthält.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

26. Mittwoch, den 1. April **1835.**

Rosamunde. Ein Trauerspiel von Friedrich v. Uechtritz. Düsseldorf 1834. Bei J. H. C. Schreiner. 149 S. 8.

Das Sujet dieser Tragödie ist durch die Bearbeitung eines vaterländischen Talentes, des Hrn. Panasch, welcher dasselbe unter dem Titel »Alboin« dramatisirte, zur Genüge bekannt, und dürfte in der That als ein wenigstens nicht undankbarer Stoff anerkannt werden. Hr. von Uechtritz hat ihn, so gut oder so übel er es vermochte, für seinen Zweck appretirt und daraus ein Theaterstück gemacht, das sich einiger Bühnen-Effekte erfreut, und mit erklecklichen Tiraden zur Genüge herausgeputzt ist. Wäre das Ding als ein bühnengerechter, französischer Melodramen-Gräuel in die Welt geschickt worden; so hätten wir gegen diese »Rosamunde« auch weiter gar nichts Erhebliches einzuwenden; doch der Gegenstand ist ein historischer, die Piece präsentirt sich als ein Trauerspiel; somit haben wir das Recht, ein Gedicht, ein Kunstwerk zu verlangen und vor solchen Forderungen kann die Arbeit des Hrn. von Uechtritz nicht bestehen. Der Verfasser gehört in die Kategorie der Halbdichter: es geräth ihm hie und da ein recht wohlklingender Vers; er hascht bisweilen einen glücklichen Moment im Fluge weg; er bringt eine blendende Variation fremder Gedanken auf eine frappante Weise an, und Mancher verspürt etwas weniges von Versuchung in sich, wenn eine derlei Sternschnuppe vor ihm zerplatzt, zu denken: Sieh, sieh, hinter dem Manne steckt Etwas! — Aber, — es steckt nichts dahinter, als zusammengeflickter Lumpenkram, ein Bettelstaat, dessen Werth man bei guter Beleuchtung gleich weg hat. Man lese nur die Szenen zwischen Alboin und Rosamunde S. 25, u. w. zwischen Helmichis und Rosamunde S. 41, u. w. zwischen eben demselben S. 103 u. w. und den ganzen letzten Akt, in welchem die poetische Gerechtigkeit mit dem Schlächtermesser ganz ungeberdig wüthet, und man wird an unserer Behauptung kaum mehr Zweifel hegen: solche alltägliche, für Conversations-Intriguen bereits über die Gebühr abgenützte Diskurse, solche ganz ordinäre Komödienhelden und Theaterbösewichte könnte ein Dichter von Beruf unmöglich aus Personen herausraffiniren, denen ein historisches Interesse den Stämpel aufgedrückt hat. Nirgends wird ein höherer tragischer Charakter geltend gemacht, nirgends tritt eine poetische Begeisterung hervor, und das ganze Stück ist im eigentlichsten Sinne gemacht, nie von wahrer Begeisterung angeweht — eines jener Produkte, auf welche der biblische Spruch paßt: »Weil Du weder warm bist noch kalt, sondern lau, so will ich Dich aus meinem Munde auswerfen.« Von der Diktion führen wir als Proben ein paar Stellen zur Erbauung der Leser an:

S. 17. Beinah'
Werd' ich noch glauben müssen, daß sie nur
Mit Hülfe zauberischen Höllentranks
Mich so berücken können. (sic.)

S. 21. Von uns beiden eins
Mußt' auf die Bahr' eh' Kirch' und Priesterspruch
Den Bund gesegnet.

S. 27 wird Herkules skandirt Herkules;

S. 37 wird von einer »eisumfrornen Einsamkeit« geredet;

S. 87 trinkt man »blutrothlachenden Wein« u. s. w.

Uebrigens zeigt die Anlage der Szene, in welcher Alboin ermordet wird, dann einiges Andere von Geschick, und wenn Hr. von Uechtritz seinen Bestrebungen ein bescheideneres Ziel stecken, und die Behandlung des Rhytmus fleißig kultiviren wollte, möchte er, wie gesagt, immerhin berufen seyn, ein gutes Theaterstück zu schreiben, und das ist heut zu Tage auch nicht zu verwerfen. — Die Auflage des Buches ist gefällig. C. Straube.

Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. Berlin 1834. 380 S. 8.

Eine Verschmelzung der Romantik mit dem Modernsten, die in einigen Partien sehr glücklich, in den meisten aber geschraubt und erzwungen genannt werden muß. Ein Gemisch von Schönem und Gemeinem, natürlich anmuthiger und wild verzerrter, künstlich verworrener Erfindung, warmen, funkensprühendem und frostigem, gemachtem Humor. Zwischen das Tiefempfundene und Wahre drängt sich so viel Fratzenhaftes,

Digitized by Google

daß der Totaleindruck zuletzt kein erfreulicher ist. Es ist als wäre ein Traum an uns vorüber gezogen, der ohne uns gerade zu erschrecken, schon durch den bunten Wechsel phantastischer, die Willkühr höhnender Gebilde uns betäubt hat. Uebrigens spielen fast alle bedeutenden Szenen der Erzählung bei Nacht; es sind keine schreckensvollen Sturm- sondern lauter warme, stille, duftige, feuchte, sternenhelle Mondschein-Nächte, durch welche die handelnden Personen, als lustige, aber darum nicht minder unheimliche Gespenster schwirren. Schlaf scheint nicht zu den Bedürfnissen der hier auftretenden Menschen zu gehören. Diese Eigenthümlichkeit bringt bei aller Wunderbarkeit der geschilderten Verhältnisse eine Monotonie in die Novelle, welche zuletzt lästig wird. Eine ähnliche Bemerkung dringt sich auch rücksichtlich der vielen eingestreuten Lieder auf, von denen mehre von der höchsten Vortrefflichkeit und allein hinreichend sind, uns zu überzeugen, daß wir es hier jedenfalls mit einem herrlich begabten Dichter zu thun haben. Max. Löwenthal.

Nachlese zu Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. Zeitz bei Immanuel Webel. 1835. XVI. und 604 S. 12.

(Schluß.)

12. Repertorium des Mannheimer National-Theaters. — Sehr flüchtige, wenn gleich mitunter geistreiche Winke über die damals auf dem Mannheimer Hoftheater aufgeführten Stücke, so wie über die Darstellung von Seite des Schauspieler Personals. Sie sind vielleicht bloß deßwegen beachtenswerth, weil sie die Veranlassung von Schiller's Uebersiedlung nach Leipzig wurden.

13. Philipp der Zweite, König von Spanien. Nach Mercier. Sieh den Précis historique zu Mercier's Portrait de Philippe second. Amsterdam 1785. Schiller's Antheil an diesem Aufsatze besteht nur in der Uebersetzung. Die hier aufgestellte Charakteristik Philipp's wird übrigens zu einem interessanten Vergleiche mit der in Don Carlos dienen.

14. Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618. Ist der Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen entlehnt, welche Schiller im Jahre 1787 herausgab, und von welcher nur ein erster Band erschien. Der vorliegende Aufsatz ist Schiller's eigener Erklärung zu Folge eine wörtliche Uebersetzung St. Real's.

15. Des Grafen Lamoral von Egmont Leben. Schiller's Recension über Goethe's Egmont, welche im Jahre 1788 in der allgem. Lit. Zeitung erschien (befindet sich in der Sammlung seiner Werke), scheint ihn zuerst auf das Studium dieses Theils der niederländischen Geschichte geführt zu haben, die sich später mit seinen Vorstudien zum Don Carlos zu einem so bedeutungsreichen Ganzen verband. Schiller hat einen Theil dieses Aufsatzes in seine Geschichte der Befreiung der Niederlande aufgenommen.

16. Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoires. 1789.

17. Vorerinnerung zu dem dritten Bande der ersten Abtheilung der allgemeinen historischen Memoires.

18. Erklärung des Herausgebers der Rheinischen Thalia.

19. Vorbericht zu den kleinen prosaischen Schriften. 1792.

20. Vom Erhabenen. Zur weiteren Ausführung einiger Kanntischer Ideen. 1793. — Ein Aufsatz, der mit dem in Schiller's Werken befindlichen: »über das Erhabene« nicht zu verwechseln ist, bildet die Einleitung zu der in der Abhandlung »über das Pathetische.«

21. Die Ankündigung der Horen. 1794. Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttgard 1828. Th. 1. S. 2 u. ff. Auch diese Ankündigung gehört im strengsten Sinne in die Sammlung der Schiller'schen Briefe, da sie als Ankündigung ein rein erfundener Artikel ist.

22. Vorrede zu den Horen. 1795. B. 1.

23. Vorerinnerung zu den Gedichten. 1803.

24. Nachträge zu Schiller's Briefen. a) Briefe an Petersen, Cotta, Abel. b) Auszüge aus Briefen an eine junge Dichterin.

Auch diese Briefe, dünkt uns, so interessant auch mehrere derselben seyn dürften, gehören wohl kaum in eine Nachlese zu Schillers Werken. Die ersteren sind aus der Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke in Einem Band, die zweiten an Sophie Mereau, geborne Schubart — aus der Zeitung für Einsiedler, und beide wären Hrn. Dr. Döring für seine Briefsammlung zu Gebothe gestanden, wo sie jedermann ungerne vermissen wird.

Hiermit endigt die Nachlese der prosaischen Aufsätze. Die folgenden Blätter von S. 499—604 enthalten die Jugendversuche: Der Abend, der Eroberer, der Sturm auf dem Tyrrhenner Meer, alle drei aus Balthasar Hang's schwäbischem Magazin (auch in Greiner's Ausgabe im Ergänzungsbande) abgedruckt; Lesarten zu den Gedichten: An die Parzen, Vorwurf an Laura, Hymne an den Unendlichen, die Pest, Monument Moor's des Räubers, die schlimmen Monarchen, und ein hier zum erstenmale mitgetheiltes Gedicht: Die Winternacht, sämmtlich aus der Anthologie; an Rousseau, die seligen Augenblicke (Entzückung der Laura), an einen Moralisten, Castraten und Männer (Männerwürde), meine Blumen, das Geheimniß der Reminiscenz — ebenfalls sämmtlich der Anthologie entlehnt, und größtentheils aus allen besseren Ausgaben der Schiller'schen Gedichte bekannt, ein Hochzeitgedicht auf ein im Hause der Frau v. Wolzogen erzogenes Mädchen (aus der Biographie Schiller's von Caroline Wolzogen)

Digitized by Google

—die ebenfalls bekannte »Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputation,« eine Lesart des Gedichtes: Freigeisterei der Leidenschaft (aus der rheinischen Thalia), an Gräfin v. K., geb. v. A. (s. Gedichte in Kienreich's Auflage), zwei Zeilen: »In das Tagebuch der Schwarzburg,« der Dichter (aus Jens Baggesen's Stammbuch, in Greiner's Auflage bereits abgedruckt), Stammbuchblatt für Aug. v. Goethe (Abendzeitung 1825), am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach, im Namen seines kleinen Sohnes Carl, 1796; Wallenstein und Seni (s. Kienreich's Auflage, Anhang zu dem Trauerspiele Wallenstein), Monolog Buttler's am Schlusse des dritten Akts von Wallenstein's Tod (bisher ungedruckt), Trost am Grabe (aus Greiner's Ergänzungsband — jedoch den inneren Kriterien nach unecht, oder wenigstens der Bekanntmachung nicht werth) und Kampf und Ergebung (Dresdner Morgenzeitung, 1827).

Diese Inhaltsanzeige wird hoffentlich zur Genüge andeuten, wie wenig dieser Band von selbstständigem, von der Bildungsgeschichte des Dichters unabhängigem Werthe enthält. Die größeren Aufsätze sind, mit Ausnahme von zweien, sämmtlich Uebersetzungen, die kleineren sämmtlich Ankündigungen, Jugendversuche, Lesarten. — Daß die Sammlung dieser Materialien also nur in Verbindung mit einer verbindenden kritischen Abhandlung über des Dichters Leben von Nutzen seyn kann, scheint außer allen Zweifel gesetzt. Was nun die Vollständigkeit, das Wort in Döring's Sinne genommen, anbelangt, so fehlen mehrere — eben nicht verborgen liegende Aufsätze, und eben solche, mit denen die meisten der hier mitgetheilten nicht in Vergleich zu stellen sind.

Wer übrigens die Schwierigkeit kennt, welcher die Beischaffung der zu solchen Unternehmungen nöthigen Materialien unterworfen ist, muß Hrn. Dr. Döring entschuldigen, wenn er nicht Alles leistete, was geleistet werden konnte. Insbesondere dürfte sich noch manches Werthvolle in Privathänden befinden, vielleicht wären auch die Besitzer der Papiere der deutschen Gelehrten-Gesellschaft zu Mannheim aufzufordern, jene Aufsätze Schiller's bekannt zu machen, welche dieser in den Sitzungen der Gesellschaft vorgetragen, und unter denen sich namentlich eine detaillirte Kritik der Preisschrift für das Jahr 1784 befinden muß, in welcher Schiller auf ein Accessit für Petersen antrug. — Was aber die jedem zugänglichen gedruckten Aufsätze anbelangt, so vermissen wir namentlich zwei ästhetischen Inhalts, und zwei andere — über eines der Schiller'schen Trauerspiele.

Wie wichtig, wie lehrreich würde jedem Freunde der Schiller'schen Muse die gewonnene Ausbeute erscheinen, wäre sie für die Geschichte seines dichterischen Wirkens und Strebens — — an die sich noch immer Niemand gewagt hat — mit den nöthigen Winken über die Veränderungen, welche Schiller's Ansichten in philosophischer und artistischer Beziehung durchlebten — — benützt worden; wie unerquicklich, wie unerfreulich sieht dagegen diese Arbeit des Hrn. Döring her, dessen eigentliches Verdienst darin besteht, die von Schiller selbst — der Aufnahme in seine Werke unwürdig befundenen, unreifen, oder wenigstens flüchtigen Entwürfe seiner Feder — aufgefrischt zu haben!

In diesem Sinne, jedoch auch nur in diesem, wären die zuerst mitgetheilten Scenen aus Don Carlos zu benützen, deren Vergleichung mit diesem Werke in seiner jetzigen Gestalt zu interessanten Winken über das Fortschreiten des Dichters führen müßte.

And. Schumacher.

Schiller's Denkmal.

Der unterzeichnete Ausschuß des in Stuttgart bestehenden Schiller-Vereins, dessen Zweck die Errichtung eines Denkmals für unsern großen Dichter Schiller ist, erlaubt sich folgende Erklärung an das deutsche Publikum zu richten.

Eine kolossale sitzende Statue des Dichters, der Kopf nach der herrlichen Büste von unserm hochberühmten, jetzt auf seinen Lorbeeren ruhenden Veteranen Dannecker, scheint uns dem Zwecke am angemessensten, und wir haben die Freude, verkündigen zu können, daß der Koriphäus der gegenwärtigen noch thätigen plastischen Künstler, Thorwaldsen in Rom, es mit der ehrenwerthesten Bereitwilligkeit übernommen hat, die Skizze dazu zu fertigen, und die Ausführung des Modells zu beaufsichtigen, als einen Tribut, den er dem großen germanischen, ja europäischen Dichter zu zollen sich gedrungen fühlt. — Ob nun diese, unter solchen Auspicien sich bereitende Ausführung in Erz oder Stein, oder auch nur überhaupt in dieser großartigen, Deutschland ehrenden Weise wird Statt finden können, das hängt gänzlich von der weiteren Theilnahme ab, die sich thätig für den großen Zweck des gemeinsamen deutschen Vaterlandes beurkunden wird, und wozu wir achtungsvoll alle Deutsche, wo sie auch und weß Standes sie seyn mögen, besonders aber auch die Bühnen Deutschlands, aufs Dringendste auffordern, wobei wir zugleich die treueste Verwendung der eingehenden Gelder und die genaueste öffentliche Nachweisung dieser Verwendung wiederhohlt feierlichst zusichern. Der so erfreuliche Beweis der hohen Achtung, welche ein den Deutschen und der Dichtkunst nur verwandter Künstler dem Andenken des deutschen Dichters so öffentlich darlegt, erweckte in uns den Gedanken, daß eine solche großartige Huldigung dem Unsterblichen wohl vor allem von Deutschlands lebenden Schriftstellern und Künstlern, und dann insbesondere von den Frauen, deren Sänger Schiller war, gebühre, und daß es diesen allen gewiß höchst erwünscht seyn würde, dazu eine einfache Veranlassung zu finden, und daher wagen wir voll Vertrauen folgende:

Digitized by Google

I. Aufforderung an Deutschlands und insbesondere an Oesterreichs Schriftsteller und Künstler.

Um den pekuniären Zweck auf eine für die Theilnehmer wie für den großen Dichter selbst, dem das Denkmal gewidmet werden soll, möglichst ehrenvolle und zugleich der Mit- und Nachwelt interessante Weise zu erreichen, beabsichtigen wir, ein

Schiller's-Album

zu eröffnen, und bitten alle Schriftsteller und Künstler, die den unsterblichen Todten ehren, sich in dasselbe einzuschreiben, als ob dieses Zeichen der Freundschaft noch dem Lebenden gälte.

Jeder der Herren Einsender wird ersucht, in Form eines Stammbuchblattes einen kurzen, wo möglich im Druck eine halbe Oktavseite nicht überschreitenden eigenen Spruch oder Gedanken (der übrigens nicht nothwendig eine unmittelbare Beziehung auf Schiller zu haben braucht), in gebundener oder ungebundener Rede, mit Beifügung seines vollständigen Namens, seines Geburtsjahrs und Tages, seines Geburts- und dermaligen Wohnortes und seines Standes, deutlich geschrieben an die J. G. Cotta'sche oder J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart zu Handen des Comité für das Schiller-Denkmal« mit Buchhändlergelegenheit portofrei einzuschicken, und zwar bis zum 1. August 1835 als letzten Termin. Durch jede solide Buchhandlung können die Zusendungen und Bestellungen stattfinden.

Die Originale dieser Handschriften werden wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt.

Jeder der HH. Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blattes, später ein gedrucktes Exemplar des Albums gegen drei Gulden rheinisch an sich zu nehmen.

Das Album wird in groß Oktav schön gedruckt und mit vier und zwanzig Bogen geschlossen. Sollten Supplemente erfordert werden, so wird darüber erst später eine Entscheidung zu treffen seyn.

II. Aufforderung an die deutschen Frauen in Oesterreich.

Mit ehrerbiethigem Vertrauen wagen wir es, die Mitwirkung der edlen gebildeten deutschen Frauen bei Ausführung des Denkmals deutscher Verehrung und Liebe für den Dichter besonders in Anspruch zu nehmen, der von ihnen sang:

In der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand —

und von dem wohl mit vollem Rechte sich behaupten läßt, daß er vor allen deutschen Dichtern auf die Bildung der deutschen Frauen den vorzüglichsten Einfluß gehabt und unter ihnen die wärmsten Verehrer zählt. — Was in dem Kreise männlicher Wirksamkeit gethan werden konnte, ist gethan; wir würden uns aber eines Vergehens schuldig zu machen glauben, wenn wir nicht den edlen deutschen Frauen einen Weg eröffneten, ihre Theilnahme an einem in sich so bedeutungsvollen Nationalunternehmen öffentlich und thätig zu beurkunden. — Aus diesem Grunde erlauben wir uns, ihnen einen Plan an's Herz zu legen, dessen Ausführung ganz in ihren Händen liegt.

Wir wünschen, daß in den Städten Deutschlands edle, gebildete Frauen von allen Ständen es übernehmen möchten, im Kreise ihrer Bekannten die Einsammlung von Beiträgen für das bei Stuttgart dem unsterblichen Schiller zu errichtende Denkmal zu veranstalten. — Damit aber die Mitwirkung dazu sich so weit als immer möglich verbreite, so daß recht viele Deutsche daran Theil nehmen können, so wünschen wir, daß der Beitrag des Einzelnen nicht höher bestimmt werde bei diesen Einsammlungen, als zu 20 Kreuzern Conventions-Münze, da dann Jeder mit so vielen Zwanzigern Theil nehmen kann, als ihm beliebt. — So kann zugleich der Beweis geführt werden, was ohne Beschwerde des Einzelnen durch ein allgemeines Zusammenwirken geleistet werden kann.

Die Art der Einsammlung überlassen wir gänzlich dem Ermessen der edlen Frauen, und bitten, die etwa durch die Aussendung von Namenverzeichnissen und Aehnliches verursachten Kosten von dem Betrage abzuziehen. — Einer besondern vorläufigen Anzeige ihrer Bereitwilligkeit bedarf es nicht von ihrer Seite, um jede Mühewaltung und auch das Porto zu ersparen.

Wir wünschen aber, daß diese Einsammlungen mit dem 1. August 1835 geschlossen, und uns dann gütigst die kurze Anzeige gemacht werde, was eingegangen ist, da wir dann anzuweisen die Ehre haben werden, wie ohne weitere Beschwerde der edlen Frauen die Gelder uns zukommen können. — Wir werden den Empfang bescheinigen, und in öffentlichen Blättern den Betrag mit Nennung des geehrten Namens der Theilnehmenden bekannt machen, damit eine Jede sich von dem richtigen Eingange ihrer Sammlung überzeugen kann.

Die Anzeigen der Sammlungen werden gleichfalls wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt, und von der zweckmäßigen Verwendung der Gelder wird seiner Zeit öffentlich Rechnung gestellt werden.

Der Ausschuß des Schiller-Vereins:
Der Vorstand: Dr. Reinbeck, Hofrath und Professor.
Heinrich Erhard, Inhaber der Metzler'schen Buchhandlung.
Grüneisen, Hofkaplan.
Dr. H. Hauff.
Dr. Wolfgang Menzel.
Dr. Schott.
Gustav Schwab, Professor.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

27. Sonnabend, den 4. April 1835.

Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. 1834. Hamburg bei Friedr. Perthes. gr. 8. I. Bd. (XVI und 717) und II. Band (X und 755 S.)

Reich an Ereignissen von weitgreifendem Erfolge war das Ende des zwölften, der Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Heinrich VI., der gewaltigste der Hohenstaufen, war am 28. September 1197 gestorben, ohne einen andern Erben zu hinterlassen, als ein dreijähriges Kind (geboren den 26. December 1194), das ferne in Sicilien, unter der Pflege seiner Mutter lebte, und auch diese bald darauf (2. November 1198) verlieren sollte. Da standen die alten Feinde des schwäbischen Hauses auf, die Nachkömmlinge des alten Welf, die sächsischen Fürsten, die Anhänger des vertriebenen normännischen Herrscherstammes, ehrgierige Vasallen, freiheitsstolze Städte, selbst Männer edlerer, fürsichtigerer Art, denen die Selbstständigkeit der Kirche, der Edlen und des Volks bedroht schien durch Macht, Richtung und Geistesgröße der Staufen, und in Deutschland ward Otto IV., nicht eben der würdigste Sohn Heinrichs des Löwen, gegen Herzog Philipp von Schwaben zum Könige gekrönt, in Italien erhoben sich aller Orten Städtebündnisse, Herrschaften eingedrungener Fremdlinge und aufrührerischer Großen, ja selbst die Königsburg in Palermo ward durch Gewaltthat von fremden Söldlingen besetzt. Als sich die Wage des Geschicks endlich dennoch für Philipp neigt, rafft ihn das Schwert des Mörders hinweg, Otto wird Kaiser, durchzieht Italien als Gewaltherr, raubt Apulien, droht in Sicilien einzudringen; aber — da wird er gestürzt, gebannt, Italien und Deutschland fallen von ihm ab, Frankreich erneut die alte Feindschaft, und im Jahre 1216 sehen wir jenes Kind als König Friedrich II. in Süd-Italien herrschend über gefriedete Reiche, von der Kirche gefördert und geschützt, den Städten Tusciens und Ober-Italiens mit wenigen Ausnahmen befreundet, über Deutschland, besonders seit Otto bei Bovines vor fränkischen Speeren gewichen, in seltener Herrlichkeit und Ruhe waltend.

In Frankreich herrscht Philipp August, weise, wie wenige seiner Zeit, seine ganze Regierung einem festen Ziele weihend, der Unterdrückung der Obmacht übergewaltiger Vasallen. Aber gegen Ingeborg, die er aus Dänemark mit vielem Aufwande zur Gemahlin erkoren, entbrennt er in unnatürlichem Hasse, er verstößt sie, bannt sie in Klöster, läßt sie am Nothwendigsten darben, freit Agnes von Meeanien, an Schönheit die Blüthe ihrer Zeit genannt, widersteht den Bitten seiner Großen, den Aussprüchen der Gerichtshöfe, der Stimme des Volkes, durch mehr denn 20 Jahre; doch plötzlich — sehen wir beide vereint in Pflicht und Treue, und so weit die Geschichte bezeugt, in gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit. — Gegen Johann von England, den feigen Tyrannen, entbrennt oftmals blutiger Kampf, theils um die Gewaltthat zu rächen, die er gegen seinen Neffen Arthur von Bretagne geübt, theils als die empörten Baronen Ludwig, den Sohn Philipps, auf den Thron beriefen, den sie durch den Frevel ihres Königs erledigt glaubten; aber — beidemal endet ein schneller, billiger Friede den scheinbar unversöhnlichen Zwist.

Dieser Johann selbst, der das Leben eines Hirsches beneidet, weil er keine Messe höre, den seine Zeit des Uebertritts zur Lehre Mahomeds fähig hielt; er sieht sich am Ende seiner Regierung genöthigt, die Bischöfe heimzuberufen, die er früher gebannt, den Schaden zu ersetzen, den er verursacht, öffentlich als Büßender zu erscheinen, sein freies Land zu Lehen zu nehmen vom römischen Stuhle, und jährliche Gaben und Steuern zu geloben.

In Süd-Frankreich treten Sekten auf, gegen das Heiligthum der kirchlichen Lehre, gegen den Bestand aller hierarchischen Ordnung gerichtet; jener Raimund von Toulouse, der Vetter und Schwäher von Königen, unter allen Fürsten, die keine Krone trugen, der mächtigste, der Vicomte von Beziers, die Grafen von Foix und Cominges, der ganze Adel, fast alle Städte des Landes beschützen, begünstigen sie, bald heimlich, bald öffentlich, bald mit größerem, bald mit geringerem Nachdrucke, wie Neigung, Kraft und Klugheit es gestatten. — Im Jahre 1215 sind sie fast verschwunden, der Vicomte von Beziers ist getödtet, Raimund und sein Sohn irren, fast alles Erbes beraubt, als Fremdlinge durch die Länder, die Grafen von Foix und Cominges haben schwer gebüßt, ein fremder Glücksritter, Simon von Montfort, hat seinen Herzogsstuhl

Digitized by Google

im Lande aufgeschlagen, und es ist weit und breit Lehen oder Eigenthum von Bischöfen und geistlichen Gemeinden geworden.

In Spanien hatte die Schlacht bei Alarcos das Land in des Sarazenen Hand gegeben, innerer Zwist veruneinigte die Königreiche von Leon, Arragon und Castilien, selbst Portugal war nicht gefriedet; Ehen verbothener Grade, die, wenn sie wären geduldet worden, die Abgeschlossenheit der einzelnen Familien, die Clanverfassung Hochschottlands, oder die Blutrache der Korsen und Morlaken in Europa verewigt hätten, dienten nicht dem Zwecke, für den man sie geknüpft, und verscheuchten den Frieden, den sie hätten gründen sollen; aber — im Jahre 1212 zogen die drei Könige mit vereinter Macht, unterstützt von Pilgern aller Länder, gegen den Emir-ol-Mumuinim, der mit ungeheuern Scharen von Afrika herübergekommen, und bei Los Naves de Tolosa lagen am 16. Junius die Hunderttausende der Eingedrungenen hingestreckt, die Macht der Asiaten war für immer gebrochen.

Im Jahre 1195 herrschte in Constantinopel erst Isaak, dann Alexius Angelus, in hochmüthiger Pracht, sklavische Unterwerfung heischend, Herrscher und Volk der lateinischen Kirche feindlicher als je gesinnt. — Bereits 1204 sehen wir französische Grafen im Besitz des Kaiserthrons, die Lehensträger vertheilt durch das ganze Land, die Venetianer die Inseln und Küsten beherrschend, den Sitz der Patriarchen von Rom aus vergeben und gelenkt, die Wechselfälle des Glückes gehen in den alten byzantinischen Herrschern, und in Balduin von Flandern, der, ungeahnet, die höchste Würde der Christenheit erlangt, und ungeahnet, nach kurzer Freude, zum Sklaven herabsinkt, in Ketten unter schweren Martern, in der Mitte wilder Horden, stirbt, warnend an uns vorüber.

Die Küste des gelobten Landes wird unter schweren Anstrengungen gegen Feindesangriffe und Freundestücke vertheidigt, in Armenien ein oft gefährdeter Friedensstand kümmerlich erhalten, Bulgarien widerstrebend an die allgemeine Kirche geknüpft, Bruderzwist, Empörung, angestammte Raubgier, wilde Sitten, in Ungarn und Polen ausgeglichen, in Böhmen die Rechte der fürstlichen Gattin gegen die Gewaltthat des Gemahls vertheidigt, der Glaube nach Preußen, nach Lief- und Esthland verpflanzt, in den skandinavischen Reichen der Krieg zwischen feindlichen Volksstämmen und gleich berechtigten Häuptlingen, der Hader zwischen geistlicher und weltlicher Wirksamkeit nach Umständen besänftigt und beigelegt.

Ein Concilium wird gehalten, von 4 Patriarchen, 71 Primaten und Metropoliten, 412 Bischöfen, 900 Aebten und Prioren, Abgeordneten der Nationen, Städte, Fürsten, im Ganzen von 2283 Personen besucht, die den Versammlungen beizuwohnen hatten; die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, vom heil. Abendmahle, die Gerechtsame der einzelnen hierarchischen Abstufungen werden aufs neue festgestellt, einzelne Irrlehren verdammt, ein allgemeines Verfahren gegen Abtrünnige und Widerstrebende vorgeschrieben, manche nützliche Reform in Seelsorge, Lebensweise, Provinzialverband eingeführt, ein neuer Kreuzzug vorbereitet, manches, worin im hartnäckigen Streite gegen die Albingenser zu weit gegangen worden, zurückgenommen, oder wenigstens dem Rechtsspruche unterzogen. Die Orden des heil. Franciscus und Dominicus, jene mächtigen Vorfechter der Kirche und Volksfreiheit gegen fürstliche Allgewalt, entstehen zu jener Zeit und blühen auf, und außerdem, wie mannigfache Händel zwischen Fürsten und Bischöfen, Kapiteln und deren Vorstehern, zwiespältig gewählten Pfründnern, benachbarten Diöcesen, angränzenden Gemeinden, werden geschlichtet und gelöst! Und bei allen diesen Wirren ist der lebendige Mittelpunkt, durch den, für den, unter dem, wegen dessen alles dieses geschieht, der da befiehlt, ordnet, ermuntert, beschwichtigt, zähmt, warnet, zurechtweiset, straft, versöhnt, vereinigt, tröstet und erhält, zu höheren Zwecken benutzt und wendet, der werkthätige Meister und der allbelebende Geist — Papst Innocenz III., aus dem Hause Conti, früher Lothar geheißen, geboren um das Jahr 1160 oder 1161, auf den heil. Stuhl gewählt am 8. Januar 1198 in einem Alter von 37 Jahren, gestorben am 16. Juli 1216, noch in der vollen Kraft des Geistes und des Körpers.

Wenige Päpste haben gleich Innocenz III. die hohe Aufgabe des Primats, die Einheit des Glaubens und die Freiheit der Kirche aus dem Kampfe der Zeiten unangetastet zu retten, so tief erfaßt, so unerschütterlich durchgeführt, für Recht und Billigkeit solchen einfachen, klaren Sinn bewahrt, Menschen und Zeiten mit so weisem, durchdringendem Blick überschaut. Wenige waren gleich ihm — bei demselben Eifer, dem der Angriff gegen die kirchliche Auctorität eben so strafbar, wie der gegen die weltlichen Gewalten schien, — der Milde und Nachsicht hold, den Wissenschaften wohl gesinnt, und selbst in ihnen ausgezeichnet vor den meisten seiner Zeit, — fromm und einfach, von strenger Sittenreinheit, heiteren Gemüthes, und wenn eines Fehlers zu beschuldigen, so nur dessen, alter Jugendfreundschaft, langer Gewohnheit, der Würde des Amts und der Aehnlichkeit der Herkunft bei der Wahl seiner Diener und der Beurtheilung ihres Thuns oftmals mehr nachgegeben zu haben, als es dem Ruhme der Kirche und dem Wohle der Völker zuträglich war. (Wir erinnern an Robert Courcon in England, Cardinal Peter von Capua in Deutschland, Cardinal Peter vom heil. Marcellus im Orient, Cardinal Pelagius von Albano in Constantinopel, Cardinal Milo, Bischof Fulco von Toulouse, und Erzbischof Arnold von Lyon in Süd-Frankreich.)

Ein solcher Mann, von dem schon Johannes v. Müller sagt, daß er die höchsten Tugenden in seiner Aufsicht über die christliche Welt ausgeübt (Briefe zwischen Gleim, Heinse und

Digitized by Google

Müller II. 388), war schon lange eines Denkmals werth, das ihn und die Zeit, die es ihm setzte, gleichmäßig geehrt hätte. Was Raumer in seinen Hohenstaufen (VI. und IX. Buch) über ihn, wenn auch in dem anerkennenden, billigen und versöhnenden Geiste sagt, der alle Werke dieses großen Historikers ziert, war nicht erschöpfend, nicht ausführlich genug, und weil dem Ziele des ganzen Werkes untergeordnet, nicht aus dem rechten Gesichtspunkte, nicht mit der ganzen hier geforderten Liebe und Sorgfalt geschehen. Allein nunmehr ist dieser Pflicht durch das Anfangs genannte Werk, besonders wenn in dessen noch zu erwartendem drittem Bande ein getreues Bild des innern häuslichen, politischen und kirchlichen Lebens jener Periode wird gegeben seyn, auf eine Weise Genüge geleistet worden, die deutschen Fleiß, deutsche Treue, deutschen Tiefsinn und deutsche Frömmigkeit aufs neue rechtfertigt vor einem Volke, das im Drange der widerlichsten Ereignisse fast daran zweifeln gelernt hat.

(Der Schluß folgt.)

Handbuch zur Vorbereitung für das historische Gesammtstudium und Literatur desselben (?!) Von Siegfried Becher, Doctor der Rechte. Wien 1833. Gedruckt bei J. P. Sollinger. VI. 290 S. 8.

Zu einer Zeit, wo man gewohnt ist, ohne weitere Vorstudien an das Werk zu gehen, daher bändereiche Encyclopädien in Jahresfrist fabrizirt werden, und wo zunächst bei historischen und topographischen Schriften Kenntniß und Angabe der Literatur eine immer seltnere Erscheinung wird, die Bibliographie geradezu als ganz überflüssig gelten muß, dürfte schon das Erscheinen eines Buches, welches das allgemeine Bedürfniß erkennend, der verderblichen Richtung entgegentritt, eine besondere Würdigung verdienen. Wir nehmen an, daß Herr D. Becher an so manchem Erzeugnisse unserer Zeit und Umgebung die bezeichneten Gebrechen beobachtet, und sich eben dadurch, was offenbar lobenswerth ist, bestimmt gefühlt habe, seine Arbeit zu unternehmen. Die Bekämpfung einer um sich greifenden Flachheit indessen fordert Kraft, Umsicht, und vor Allem — Gründlichkeit. Herr D. Becher hat des Guten Manches geleistet, wir erkennen es wie billig; doch dem Ernste der Sache gemäß müssen wir eben so frei und offen hinzufügen, daß er auffallend an denselben Gebrechen leidet, die wir im Eingange angedeutet haben. Wir begreifen z. B. nicht, wie des braven Crusius Annales Sueviae sich unter Schwedens Geschichtsschreiber verirrten; wie des Carpentier Histoire généalogique de Pays-Bas; des Dousa Bataviae Hollandiaeque Annales u. a. nach England gehören; und warum Hungarns Nationalgeschichtsschreiber Isthuanfi, Sambucus zu den vorzüglichen Deutschlands gezählt werden?! —

Es sind seit Jahren viele und gute Schriften erschienen, die den Begriff der Geschichte festsetzen, ihren Nutzen entwickeln, die Erforderniſſe darstellen, welche zum Studium, zur Kritik und Bearbeitung derselben unerläßlich, dann die Hülfswissenschaften, als: Diplomatik, Genealogie, Numismatik u. s. w. gehörig beleuchten und würdigen, und zuletzt was von jeher in diesen gearbeitet, was für die allgemeine und specielle Geschichte geleistet worden, zusammenstellen, und so einen literarischen Ueberblick gewähren. Niemand wird den großen Nutzen einer solcher Arbeit verkennen; Hr. Becher verfolgt dieselbe Tendenz, denselben Gang; und in so fern Oesterreich für jetzt kein durchgreifendes Werk dieser Art besitzt, konnte er immerhin auf theilweise Beachtung Anspruch machen. Zweck und Raum dieser Blätter gestatten uns nicht, den mehr theoretischen Theil seiner Arbeit gehörig zu besprechen; im Allgemeinen ist Manches gut entwickelt, mit Umsicht und Wärme ausgeführt; doch dem Ganzen fehlt eine bestimmtere Haltung, und die nur aus fleißigem Studium hervorgehende Beherrschung des Gegenstandes. Wir können hier die Frage nicht unterdrücken, warum der Verf. seine Vorgänger nicht besser benützt, und ihre Ansichten mit den Seinigen (?) nicht eifriger verglichen hat? Nur das Fortbauen führt zur edlen Kürze, zur klaren Ansicht, zum glücklichen Urtheile! —

Nach unserer Ueberzeugung ist bei einem Werke, das ein Handbuch wie das angeführte seyn soll, gerade im praktischen Theile der größte Fleiß und die gewissenhafteste Pünktlichkeit unerläßliches Erforderniß. Wir verstehen unter diesem die literarischen Angaben, die Hinweisungen auf das, was bisher geleistet worden, entweder zur Begründung unserer Meinung, oder als die Quelle, wo dem Wißbegierigen es möglich wird, seinen Durst nach Herzenslust zu stillen. In beiden Fällen ist offenbar schon die kleinste Fahrläßigkeit von den übelsten Folgen; was aber daraus werden muß, wenn unreife Kraft und schwacher Wille ans Werk gehen, läßt sich kaum berechnen. Wir haben in dieser Beziehung schon oben Herrn D. Becher getadelt; die Wichtigkeit des Gegenstandes verlangt, daß wir unserer Behauptung die nöthige Stütze geben.

Weil man voraussehen kann und soll, daß vor Allem Kenntniß des Vaterlandes, und zuvörderst dessen Geschichte jedem Gebildeten am Herzen liege, möge denn die Seite 251 als Probierstein unsere Betrachtung auf sich ziehen. Hier finden wir §. 69 »Vorzügliche Werke der Geschichte Oesterreichs.« Wir wollen mit dem H. Verf. nicht rechten, daß er den Unterschied zwischen Erzherzogthum und Kaiserreich, zwischen Staaten- und Staatsgeschichte nicht festgehalten; daß ihm die Quellenschriften und größeren Hülfswerke gänzlich unbekannt geblieben; allein wir dürfen den Tadel, daß er bei dem Wenigen, was er anführt, nicht mehr Ordnung, nicht mehr Fleiß und Genauigkeit gezeigt

Digitized by Google

hat, durchaus nicht unterdrücken. So hat Schrötter von der Geschichte Oesterreichs, welche S. 252 unter dem Namen Rauch steht, die zwei ersten Bände geschrieben, und die im gerade vorstehenden Artikel angeführte Staaten-Geschichte ist wohl ein Druckfehler. Reiffer's Werk hat 4 Theile in 8 Bänden; Schel's milit. politische Geschichte erschien nicht zu Linz etwa als eine Broschüre im Jahre 1776, sondern in 9 Bänden mit Register und einer großen Karte, zu Wien 1819 bis 1827, und Suntinger's Staatsgeschichte Inner-Oesterreichs gehört wohl zum §. 70, wo Steiermark, Kärnthen und Krain besprochen werden u. s. w.!? Wir rathen dem Herrn Verf. J. Nicolai de Vogel specimen bibliothecae Germaniae Austriacae etc. 3 Tomi. Viennae 1779—1785 in 8., und insbesondere Weber's Literatur der deutschen Staatsgeschichte, 1. Band, von Oesterreich, Böhmen und den Ländern des baierischen Kreises, Leipzig 1800, 8., unverzüglich in die Hand zu nehmen, um sich für eine etwaige zweite Auflage hinlängliche Belehrung zu hohlen. Dann wird er auch sicherlich die, Seite 254—256 angeführten vorzüglichen Werke der Geschichte Mährens und Böhmens vermehren, berichtigen, und die Angaben so einrichten, wie sie beschaffen seyn müssen, wenn sie nicht heillose Verwirrung hervorbringen sollen! Dobrowsky hat wohl eine Geschichte der böhmischen Literatur, nie aber, wie Seite 256 steht, eine Geschichte Böhmens geschrieben. Seine großen Verdienste um die slavische Sprache und ihre Werke sind allgemein anerkannt. Pelzel hat in seiner Geschichte von Böhmen, Prag 1782, als Anhang ein Verzeichniß der Quellen und Hülfswerke geliefert, die er benützt hat, und deren Durchsicht, so wie die der literarischen Handbücher anderer Länder, dem Hrn. Verf. sehr anzuempfehlen ist.

Diese Andeutungen dürften einen Blick auf das Ganze zulassen, und uns wohl zu dem wiederhohlten Ausspruche berechtigen, daß des Verfassers Kraft und Wille zu schwach gewesen, um an ein solches Werk zu gehen. Möge Hr. D. Becher unser Urtheil als Stimme der Ueberzeugung und Wahrheit, die wir nicht überhören durften, anerkennen, und möge er überzeugt seyn, daß uns vorzugsweise die Wichtigkeit des Gegenstandes zu einer ernsteren Haltung veranlaßt hat.

R.

Neue indische Münzen.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, welche der berühmte siebenbürgische Reisende Honigberger aus Indien nach Petersburg mitgebracht hat, zeichnen sich insbesondere zwei Goldmünzen, ungefähr von der Größe und dem Gewichte eines Doppeldukaten, aus. Die erste derselben fand Hr. Honigberger in einem der vielen von Stein aufgeführten Denkmäler, welche sich in der Nähe von Kabul befinden. Er zog nämlich aus dem Fuße des Monuments eine metallene Tasse, welche mit Asche und Erde angefüllt war, in deren Mitte sich aber ein silbernes, kuppelförmiges Schächtelchen zeigte, darin ein rothbrauner Stein und die Münze lag. Dieses merkwürdige Goldstück nun lehrt uns einen bis jetzt in der Geschichte wie in der Numismatik völlig unbekannten König Kadphisis dem Namen und dem Porträt nach kennen. Er erscheint hier im Brustbilde als ein bejahrter Mann von ziemlich unedler Bildung, kahlem Haupte, in sehr einfacher Kleidung, ohne alle weitere Bezeichnung seiner königlichen Würde, und hält in der rechten Hand etwas, das einem Hammer ähnlich sieht. Ringsherum läuft die ganz deutliche Inschrift: ΚΑΔΦΙCΗC ΒΑΣΙΛΕΥC, woran sich noch zwei etwas verwischte Buchstaben schließen, die MO gedeutet werden könnten. Auf der Rückseite erscheint ein völlig nackter Jüngling, auf dessen Haupte Spuren von einer Mütze zu sehen sind, und um welchen herum eine Inschrift in alten Pehlvi-Charakteren läuft, wie sie sich im ersten Bande der Transactions der asiatischen Gesellschaft in London auf verwandten Münzen abgebildet finden. Herr Honigberger behauptet übrigens, von diesem nämlichen Kadphisis noch einige Kupfermünzen zu besitzen, die wir aber wohl erst in der zu erwartenden Beschreibung seiner Reise kennen lernen werden.

Die zweite Goldmünze zeigt auf dem Averse einen indischen Fürsten in ganzer Figur und geharnischt, der in der Rechten eine Art von Dreizack hält. Aus der gut erhaltenen Umschrift entzifferte man nur einige griechische Buchstaben, wie B und O. Auf dem Reverse sieht man eine bekleidete männliche Gestalt, neben welcher ein gehörntes Thier, vielleicht die indische heilige Kuh, steht. Die Umschrift dieser Seite ist ebenfalls Pehlvi.

Nachricht.

Beiträge von Gelehrten, Schriftstellern, Literatoren und Künstlern für das Album Schiller's übernimmt der Unterzeichnete täglich in seiner Wohnung von 4 Uhr bis 6 Uhr Nachmittags, Sonn- und Feyertage ausgenommen. Geldbeiträge, über welche das gedruckte Verzeichniß der Geber erscheinen wird, werden besonders quittirt.

Jos. Ferdinand Weigl,
alten Fleischmarkt Nr. 687, Stiege rechts, 3. Stock.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

28. Mittwoch, den 8. April 1835.

Der ewige Dom. Novelle aus den Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen, von Andreas Schumacher. Wien 1834. Mechitaristen-Congregations-Verlag. 282 S. 8.

Man wird sich erinnern, daß vor ungefähr zwei Jahren von dem hiesigen Verein zur Verbreitung guter katholischer Bücher ein Preis für die beste Novelle aus der Zeit Leopold des Heiligen ausgeschrieben wurde; vorliegende Arbeit nun ist das bedeutendste Resultat der dießfälligen Konkurrenz, indem ihr die festgesetzte Prämie zuerkannt wurde. Herr Schumacher ist durch vielfältige Leistungen als ein gewandter und tüchtiger Schriftsteller bekannt, und auch »der heilige Dom« darf als ein gültiger Beleg für sein Talent angenommen werden. Zwar tritt die Tendenz der Novelle nicht mit voller, durch das Ganze wie ein belebender Hauch hinwehender Energie und Klarheit an den Tag; allein sie ist deßhalb doch erkennbar, und eine so lautere, als man sie irgend wünschen kann; zwar zersplittert sich das Interesse an der Handlung durch gehäufte, obendrein nur lose verbundene Episoden; dennoch aber wird die Theilnahme für das Schicksal der Hauptpersonen nicht beeinträchtigt, und der Leser bis zum Schlusse in genügender Spannung erhalten. Es knüpft sich an die Zeit, in welcher Herr Schumacher die Begebenheiten seines Romans schildert, eine hohe, historische, namentlich vaterländische Bedeutung und eine entsprechende Darstellung der Verhältnisse jener Tage gehört sicher zu den schwierigeren Aufgaben; man kann daher füglich dem Fleiße Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem der Dichter eine Masse von Material aufspeicherte, das ihm sodann zur Grundlage für seine eigene Erfindung dienen mußte. Ob nun Herr Schumacher bei der Sichtung obiger Vorarbeiten die rechte Wahl getroffen, ob er den Charakter der Zeit und der historischen Individualitäten richtig aufgefaßt habe, möge dem Geschichtsforscher zur Beurtheilung überlassen bleiben; wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, da uns des Verfassers vielseitige Bildung und sein Wissen genugsam bekannt ist. Es handelt sich hier vorzugsweise um die Frage: ob der Autor den Forderungen Genüge leistet, die man an eine dichterische Produktion der epischen Gattung zu machen berechtigt ist? und wir stehen nicht an, diese Frage im Allgemeinen bejahend zu beantworten. Die Handlung ist anziehend, die Situationen piquant, die Zeichnung der Individuen lebendig, und die landschaftlichen Schilderungen hier und da ausgezeichnet, wie denn überhaupt jene Momente die gelungensten seyn dürften, wo ein Stillestehen eintritt, und der Verfasser sich einer reflektirenden Tendenz hingibt. Dagegen erhält freilich durch die vielen Nebenhandlungen das Werk etwas Mosaikartiges, fast wie ein Zusammentragen verschiedener Elemente anzuschauendes Aussehen, das wohl bisweilen ein wenig befremdend wirkt, indeß aber dem Werthe des Buches nur geringen Abbruch thut, weßhalb wir dasselbe auch als eine achtungswürdige, dem Berufe des Verfassers das Wort sprechende Erscheinung willkommen heißen, wobei wir die Ueberzeugung hegen, daß Herr Schumacher in der Novelle von geringerem Umfange, und in der Erzählung, wo der Stoff nicht allzugroße Ansprüche macht, Vorzügliches zu leisten im Stande seyn möchte. Rücksichtlich der Ausführung ist es uns aufgefallen, daß, während die eine Hälfte des Romans mit eminenter Politur geschrieben erscheint, der letztere Theil merklich an Flüchtigkeit und Vernachlässigung laborirt. So z. B. lesen wir S. 189: »Eben hatte der König wieder einen neuen glänzenden Sieg erfochten. Diesem war Baldnin mit 1000 Mann Fußvolk und 300 Reitern entgegen gezogen, und der Feind (,) von solcher Kühnheit in Schrecken gesetzt, ließ 5000 Todte auf der Wahlstatt zurück.« — Sollten die 5000 sämmtlich vor Schreck des Todes gewesen seyn? — Von den eingestreuten Liedern sind mehrere trefflich und charakteristisch — die Auflage kann gelobt werden.

C. Straube.

Gedichte von Adelbert v. Chamisso. Zweite Auflage. Mit 1 Kupfer und 6 Bildern von Otto Speckter. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1834. gr. 12. VIII. und 542 S.

Die zweite Auflage dieser ausgezeichneten Gedichte ist mit jenen sehr beträchtlichen poetischen Beiträgen bereichert, die seit Erscheinung der ersten Auflage in dem, von Chamisso und Gustav Schwab herausgegebenen Musenalmanache ab

gedruckt stehen. Ch. ist ein Lieblingsdichter des deutschen Vaterlandes. Er wird es so lange bleiben, als die deutsche Sprache ihre angestammte Kraft, ihren Klang und ihre erworbene Bildung unabhängig bewahrt. Wie schwer es ist, bei der sich gehen lassenden Zerstreutheit der Gegenwart, seiner Stimme Gehör zu verschaffen, wird jeder Dichter erkennen, dem es Ernst mit seiner Sache ist, und der nicht zu unlauteren Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen will. Ch. mit seiner treuen und doch reichbegabten poetischen Natur hat sich diese Bahn gebrochen.

Der Opfertisch, aus welchem die Elementarflamme unseres Dichters emporsteigt, ruht auf drei, von einander charakteristisch verschiedenen, und doch zur schönen Harmonie sich verbindenden Säulen, wovon ihrem Wesen nach die eine angestammt, die zweite angebildet, die dritte erlebt ist. Ch. stammt aus französischem Blute, und ward in der Champagne geboren. Die liebenswürdige Heiterkeit, die in seinen Dichtungen oft aufflackert, die einschmeichelnde Lebendigkeit, der rasche Entschluß, womit er den Moment ergreift und bewältigt, östers der Nachklang provenzalischer Sangesweise, der sich sogar in der Vorliebe zum Refrain kund gibt, und so manche andere Tinten erinnern an seinen französischen Ursprung. Ch. ist aber in frühester Jugend in Deutschland eingewandert. Er versenkte sich in die Tiefen der deutschen Literatur. Deutsche Innigkeit und Sinnigkeit faßten in seiner Brust Wurzel. Das Gemüthsleben ging ihm in seiner schönsten Blüthe auf. Auch jener volksthümliche Hang zu süßen Träumereien, zu seltsamen Gestaltungen der Phantasie ward ihm vertraut und äußerte sich unverkennbar in seinem wundersamen »Peter Schlemihl.« So bildete er sich zum echten Deutschen in Geist und Fleisch heran, und ist nun eine Zierde unseres Volkes. Ch. machte von 1815 bis 1818 eine Reise um die Welt. Was er erfaßt und erlebt, rollt er in großartigen, mit Begeisterung ausgeführten Gemälden vor unseren Blicken auf. Das kolossale dramatische Leben transatlantischer Natur, die urkräftigen Zustände der Indianerstämme, die schauerliche Stille des großen Oceans, der Völker National-Charaktere und Sitten, der Menschen Leidenschaften und Begierden tauchen als treue, lebendige Spiegelbilder aus seinen Dichtungen auf. — Nach diesen drei Richtungen gab sich das Wesen seiner Poesie kund, die mit überraschender Originalität die effektvollsten Momente einer reichen Lebenserfahrung ergreift und beleuchtet.

Chamisso's Gedichte sind realistisch. Sie schildern das Leben im Leben, und bemeistern sich mit ungewöhnlicher Kraft und Wärme meist wirklicher Zustände und Handlungen. Die Objekte erscheinen nicht mehr im Charakter des Symbols, die Idee liegt umdämmert im Hintergrunde und äußert sich nur in einzelnen Worten der Reflexion. Es wird dem Leser überlassen, aus dem Konkreten, Stoffartigen die Idee, den wahren Lebenshauch der Poesie heraus zu finden.

Die vorliegenden Gedichte reihen sich in natürlicher Ordnung aneinander, indem sie vom Liede, von der lyrischen Schilderung gegebener und erlebter Seelenzustände sich durch das Gebieth der Romanze, Sage, Ballade und Erzählung zu den streng epischen Terzinen hinüberschwingen. — Die Lieder und lyrisch-epischen Gedichte beginnen mit dem schönen Cyklus: »Frauen-Liebe und Leben,« worin er uns, — wie in den düstergehaltenen »Thränen« (S. 20), tiefe Blicke in das weibliche Herz werfen läßt. Zarte Wehmuth und Innigkeit durchhauchen das vortreffliche Gedicht »die Blinde« (S. 25), wo diese sagt:

O trauert nicht, ihr Schwestern,
Daß ich dem Licht erstarb;
Ihr wißt nur, was ich verloren,
Ihr wißt nicht, was ich erwarb.

Ich bin aus irren Fernen
In mich zurücke gekehrt,
Die Welt in des Busens Tiefe
Ist wohl die verlorene werth.

Was außen tönet, das steiget
Herein in mein Heiligthum;
Und was die Brust mir beweget,
Das ist mein Eigenthum.

Dem Leben abgelauscht sind die frischen »Lebens-Lieder und Bilder« (S. 30—53), über die eine erquickende Anmuth ausgegoßen ist. »Die Klage der Nonne« (S. 58), ist die süße Träumerei einer Unglücklichen, deren warmer Leib in den Raum kalter Klostermauern eingepfercht ist. In die Lieder (S. 63—84) mischen sich Scherz und Ernst, frohe, gemüthliche und trübe Erinnerungen, wie (S. 76):

Es wallte so silbernen Scheines
Nicht immer mein lockiges Haar,
Es hat ja Zeiten gegeben,
Wo selber ich jung auch war; u. s. f.

Die Klagen um Verlorenes, Versäumtes, arten nie in störende, verletzende Bitterkeit aus. Die Seele hat ihre Lebenskraft nicht eingebüßt; der Muth ist nicht gebrochen, und der Schmerz taucht aus keinem zerklüfteten, verkümmerten Herzen auf. »Das Schloß Boncourt« ist ein lebhaft geschildertes Bild aus der Jugendzeit. Oft prägt seine Laune dem eigenen Mißgeschicke eine heitere Färbung auf (wie S. 87 »Pech«). In der burlesken Jeremiade »Tragische Geschichte« ist der Refrain: »der Zopf, der hängt ihm hinten,« mit schlagender Virtuosität angewendet. Der Refrain, ursprünglich eine provenzalische Erfindung, verleiht, wenn er mit Geschick behandelt wird, kürzeren Dichtungen einen eigenen Reitz und eine angenehme Rundung. Ch. bedient sich desselben mit entschiedener Gewandtheit nicht nur zur Ausschmückung in heiterer, tändelnden und selbst düsteren Gedichten, sondern auch als

Digitized by Google

eines, mit Sinn und Form verwebten Hebels zur Spannung der Theilnahme, zur Schürzung und Lösung des Knotens, zur überraschenden Herbeiführung der Pointe. Hier und da dürfte er wohl nur der Manier sein Daseyn verdanken, und daher die Eindringlichkeit des Gedichtes eher hemmen als fördern. Manchmal verleitet er den Dichter auch zu unnatürlichen Sprüngen, und schadet so der Deutlichkeit. Ueberhaupt wird Ch. durch Leichtfertigkeit und Bequemlichkeit nicht selten zu unklarer Darstellung verführt.

In den Gedichten von S. 90 bis 121 macht sich seine Satyre in einer fröhlichen Stimmung Luft. Er belacht den Obskurantismus, die politische Kannegießerei, das Jahrhundert der Dampfmaschinerie, die Träumereien von der goldenen Zeit, das Spießbürgerthum, die höhnende Herablassung der Bevorrechteten, die schaale Prosa des Lebens u. s. w. Im »Minnedienst« (S. 117) persiflirt er die egoistische Ritterlichkeit der modernen Seladone. »Der vortreffliche Mantel« (S. 114) hätte wohl füglich wegbleiben können.

In allen Gattungen des erzählenden Gedichtes ist Chamisso Meister. Kräftig und warm stimmt er den wahren Volkston an. Auch in der fremden National-Poesie bewegt er sich heimisch. Hierher gehören die lithauischen, russischen und neugriechischen Stoffe, insbesondere »Verrathene Liebe« (S. 132), »Treue Liebe« (S. 156); ferner die Gedichte in malayischer Form, die Nachbildungen nach Millevoye, Victor Hugo, de la Vigne, die ausgezeichnet schönen »Vier Lieder von Beranger« (S. 170), die Gedichte nach dem Dänischen des Andersen. Die versificirten und zum Theile schon verbrauchten Anekdoten »Hans Jörgen und sein Kind«, »Böser Markt«, »der rechte Barbier«, »Hans im Glücke«, und das gar zu frivole »Lied von der Weibertreue« gehen als leichte Waare mit in den Kauf. »Der neue Ahasverus« trägt die düstere Farbe der Verwesung. Unter den folgenden Gedichten, worunter einige freilich auch nur in das Gebieth der Anekdote gehören, bezeichnen wir als ausgezeichnet: »die Löwenbraut«, das herzzerreißende, wildkräftige Gedicht: »Der Bettler und sein Hund« (S. 228), »der Invalid im Irrenhaus«, »der Tod des Räubers« (nach de la Vigne), »der Graf und der Leibeigene«, »der alte Sänger« (S. 271). Vor der grauenhaften »Giftmischerin« (S. 247) bebt die Muse zurück. Nicht minder unheimliche Geburten der Nacht sind »Der Waldmann« und »Vergeltung.« In Schauerlichkeiten und Schreckgebilden, so wie in der Darstellung allein, liegt noch nicht die Poesie.

Mit derselben Leichtigkeit, wie in den Formen der bisher erwähnten Gedichte, bewegt sich Chamisso auch in dem sogenannten Nibelungen-Metrum, obwohl dieses gar zu bequeme Versmaß auch ihn öfters zu Flickwörtern, prosaischen Einschiebseln und Nachlässigkeiten verleitet. Der Ton der »deutschen Volkssagen« (S. 274 u. f.) ist glücklich getroffen. In dem köstlichen Mährchen der Tausend und Einen Nacht »Abdallah« (S. 284) ist die Behandlung zu flüchtig und zu unaufmerksam. Abba Glosk Leczeka (S. 295) hingegen tritt in Idee und Behandlung großartig hervor. Eben so meisterhaft sind die aus dem letzten Freiheitskampfe der Griechen entnommenen Stoffe (S. 307—328) behandelt.

Die eigentliche Sphäre, worin sich Chamisso's Poesie ganz frei und heimisch bewegt, ist die Terzine. Die Natur dieser Form ist rastlos, verfolgend, anstrebend, verkettend. Sie faßt eine Idee, eine Thatsache als unverrücktes Ziel in das Auge, und geht in keilförmiger Schlachtordnung, in jede Reihe ein neues Glied einsetzend, unaufhaltsam darauf los. Welche unglaubliche Wirkung in den Terzinen liegt, zeigte der Altmeister derselben, Dante, bei dem sie bald wie ein geschwungenes, scharfschneidendes Henkerbeil um die Ohren sausen, bald wie der, durch die Sommernacht getragene Ton einer Flöte sich in die Seele schmeicheln. Der deutschen Sprache scheint bei der geringen Anzahl dreimal sich reimender, poetischer Wörter die Terzine minder zugänglich. Ihre Behandlung erheischt auf jeden Fall einen starken Geist, der sich durch den nachkeuchenden Reim keinen lahmen Gedanken aufjochen, keine kränkelnde Flickzeile einschmuggeln läßt. Ch. verstand es, alle diese Klippen glücklich zu umschiffen, und hält nun im ruhigen Bewußtseyn seiner Kraft die offene See. Ihm dient diese Form als Magd, die sich geschmeidig nach seinem Willen fügt. Der Uebermuth der Herrschaft verleitet ihn aber auch nicht selten zu Nachlässigkeiten und Nichtachtung des Sprachzwanges, wodurch die Diction öfters prosaisch, und auch der Klarheit der Darstellung Eintrag gethan wird.

(Schluß folgt.)

Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. 1834. Hamburg bei Friedr. Perthes. gr. 8. I. Bd. (XVI und 717) und II. Band (X und 755 S.)

(Schluß.)

Zwanzig Jahre und darüber hat der Verfasser (wie es verlautet, früher reformirter Prediger und Großrath in Schafhausen, aber wegen seiner kirchlichen Gesinnungen zur Resignation genöthigt) an diesem Werke gearbeitet. Während der Welteroberer nach seinem fernen Exil zog, unhaltbare und unreife Ideen Europa von einem Ende zum andern durcheilten, die wiederhohlten Versammlungen der Volkslenker die mannigfachsten Erwartungen erregten, bis herab auf die Tage, wo Frankreichs Könige zum zweiten und dritten Male den angestammten Thron verließen, neue Reiche sich erhoben, in der Heimath des Verfassers selbst die gewaltsamsten Regungen sich

hervorhrängten, Zwietracht, Aufruhr, Bürgerkrieg bis in die fernsten Gletscher wiederhallte, während dieser ganzen Zeit saß er einsam und dachte der Tage, die kräftiger, edler, gläubiger waren, als jene öden, kalten, selbstsüchtigen, die da draußen gelebt wurden, und die er weder lieben noch achten mochte, und die ihn nur störten in seinem Thun. Und so hat der Verf. mitten unter den Stürmen der Gegenwart ein Werk geliefert, das wir an Kühnheit der Zeichnung, Größe des Umfangs, Fleiß und Treue der Ausführung nur einem alten gothischen Dome vergleichen könnten, dessen Thürme hoch in die Lüfte ragen, dessen Hallen weit in die Breite sich dehnen, wo aber jeder einzelne Bogen, jedes Fenster, jede Rose, jeder Säulenknauf die Spuren der sorgsamen, liebenden Hand des Meisters trägt.

Es zeigt Jahr für Jahr aus Innocenz's Briefen, Registern, Werken von Zeitgenossen, gesammelten Urkunden, was unter seiner Regierung in der christlichen Welt geschehen; der Geist, in dem alles geschah, der alles durchglühte, wird in seiner vollen Herrlichkeit begriffen und dargestellt, ohne daß darum die Abwege, auf die er gerathen, die unedlen Nebenzwecke, die bei untergeordneten Gehülfen sich ihm beigemengt, die oft nicht unedlen Motive, die bei Gegnern der allgemeinen Bewegung eingetreten, engherzig verschwiegen oder hinterlistig gedeutet werden. Das Werk ist, was jede Geschichte seyn soll, eine Offenbarung der Zeit, die ihren Inhalt bildet an uns, ihre Enkel, und zwar eine gottbegeisterte Offenbarung christlicher Seher, nicht Selbsttäuschungen lügenhafter Propheten. Auch der Styl ist des Gegenstandes und seiner Auffassung würdig, klar, ungezwungen, kräftig, männlich, und da, wo es nöthig, auch ergreifend und erschütternd.

Aber Eines hat der hochgestellte Mann dennoch übersehen, und es äußert sich in den oft wiederhohlten geringschätzenden Seitenblicken auf die Gegenwart: Eine Zeit, die solche Schriftsteller hervorbringt, wie Hurter ist — und er steht nicht vereinzelt unter uns; Leo, Raumer, Ranke, Voigt, Bucholtz, Lingard haben Aehnliches geliefert, schon Johannes v. Müller es angeklungen, selbst die Schule der Rechtslehrer (Eichhorn, Savigny, Hugo, Mittermeyer, Haller, Stahl) hat, wenn auch auf den verschiedensten Wegen, gleichem Ziele zugestrebt, und die Mitwelt zählt diese Männer fast einhellig zu den edelsten, geachtetsten ihrer Söhne — eine solche Zeit, sagen wir, ist nicht gar so schlecht und verworfen, wie er sie denkt, wie Leo in seiner Recension des ersten Bandes dieses Werkes (Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik, Jahrgang 1834, Nr. 117 und 118) sie bezeichnet. Die großen geschichtlichen Ereignisse, die seit einem halben Jahrhundert sich über die Erde drängen, haben vielfach einen ernsten, besonnenen Geist geweckt. Da, wo der Glaube und das Recht der Väter gegen frechen Spott und schnöde Gewaltthat vertheidigt werden mußte, oder wo man mit Jammer ihren Verlust beklagte, lernte man ihren Werth achten und verstehen, und da, wo man mit Bestürzung den vorschnellen Fall des für fest und sicher gehaltenen Gebäudes modernen Staatsthums bemerkte, lernte man mit schmerzlicher Wehmuth die Grundlagen vermissen, auf denen einst die Ahnen ihr Haus gegründet.

Die Philosophie, die Schwester und der Dolmetsch der Geschichte, lernte und lehrte den leeren Formeldienst der Kantischen Schule, die kühnen, auf den engen Raum des eigenen Ichs beschränkten Träume Fichte's, die weichlichen Gefühle der Anhänger Jakobi's, und deren ungemessene Ueberschätzung des einzelnen Individuums verlassen, und den Menschen im Zusammenhange mit der Natur, der Geschichte, betrachten, und eine Zeit nicht aus dem ihr fremden Standpunkte des einen oder andern Beobachters, sondern objectiv, nach ihren eigenen Ansichten, Wünschen und Bestrebungen, in ihrer eigenen Wahrheit und Lebendigkeit, als eine bestimmte Stufe in der allgemeinen Entwicklung darstellen. Freilich fehlt noch viel, daß dieses alles auch von der großen Menge erkannt oder wenigstens willig angenommen, und — wie sie es zu thun gewohnt ist — wiederhohlt und nachgebethet werde, es stammeln vielmehr ihre Lippen noch ganz andere, widersinnige Laute, auch getrauten wir uns keineswegs zu behaupten, daß es keinen höheren Punkt der Betrachtung gebe, sondern bauen vielmehr mit Zuversicht auf eine absolute Wahrheit, vor der keine Zeit die Rechtfertigung ihres Thuns und Lassens scheuen darf; allein ein Fortschritt ist wenigstens zu bemerken, ein Fortschritt zum Bessern, und der darf nicht übersehen werden, am wenigsten von Männern, wie Leo und Hurter sind.

Uebrigens möge uns dieses Buch, und die im Allgemeinen günstige Aufnahme, die es in Deutschland erfahren hat, die Aufmunterung geben, daß die alte katholische Lehre kühn und offen ihr Haupt erheben, und wenigstens von ebenbürtigen Gegnern fürder keine vornehme Zurückweisung, keine hämische Mißachtung, keinen unehrlichen Kampf erwarten darf, und daß, wenn ihre Vertreter, treu dem alten Wahlspruch der Wahrheit und des Rechts, Mißgriffe eingestehen, Schwächen aufdecken und Verbesserungen wünschen, solche Geständnisse nicht als ein Bekenntniß der eigenen Schwäche und Unmacht werden aufgenommen werden.

C. F. Hock.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

29. Sonnabend, den 11. April 1835.

Chronologie der griechischen und römischen Künstler bis zu Ablauf des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt. Nebst vorangehender Uebersichtstafel der ägyptischen Kunst. Durch Friedrich von Bartsch, Custos an der k. k. Hofbibliothek. Wien bei Rohrmann und Schweigerd. 1835. Fol. Velin.

Wer im weiten Gebiethe der Alterthumskunde nicht durch eigene Forschung sich so wohl zurecht zu finden gelernt hat, daß er auf den vielfach verschlungenen und manchmal sehr dunkeln Pfaden der alten Kunstgeschichte keines Führers mehr bedarf, der wird die Erscheinung dieser Chronologie um so freundlicher willkommen heißen, da eine Leistung dieser Art, ungeachtet der trefflichen archäologischen Behelfe, die wir seit einem Jahrzehende größtentheils der deutschen Gründlichkeit und dem deutschen Fleiße zu verdanken haben, bisher unläugbar ein Bedürfniß war. Eine Vergleichung dieses Werkes mit den synchronistischen Tabellen, welche J. Sillig's sehr schätzbarem Künstler-Cataloge [1] angehängt sind, wird dieses ohne Zweifel bestätigen; und wer hätte nicht bei Berathung der Quellen, die seit den Vorarbeiten des Franciscus Junius durch Winkelmann's, A. Hirts, K. O. Müller's und Anderer preiswürdige Bemühungen immer ergiebiger geworden sind, schon mehr als einmal den Wunsch gehegt, die mannigfaltigen Elemente der alten Kunstgeschichte nach Art der literar-geschichtlichen Tabellen Bredow's und Anderer chronologisch geordnet und dadurch gleichsam unter Einen Gesichtspunkt gebracht zu sehen? Mit Recht kann man daher diese Arbeit des Herrn von Bartsch eine erfreuliche Gabe nennen, um so mehr, da außer der sehr verdienstlichen Bearbeitung des Namen- und Sachregisters zur neuesten Ausgabe von Winkelmann's Werken, durch welche C. G. Sinbelis den Werth dieser letzteren namhaft zu erhöhen wußte, bei den meisten neueren Leistungen in diesem Fache zweckmäßige Register und Uebersichtstafeln noch immer zu den frommen Wünschen gehören, welche leider, auch bei der zweiten Ausgabe von K. O. Müller's unschätzbarem Handbuche der Archäologie der Kunst durch die untröstliche Besorgniß: »den Umfang des (nur aus 46 Bogen bestehenden) Werkes zu sehr auszudehnen«, vereitelt, oder wenigstens durch Dr. A. Lions mageres Künstler- und Kunstschulen-Verzeichniß eben so wenig befriedigt wird, als bei A. Hirt's trefflicher Geschichte der bildenden Künste bei den Alten durch die Inhaltsanzeige, welche diesem Werke vorangeht. —

Diese Chronologie besteht aus neun Tafeln, deren erste die ägyptische Kunst für sich, und zwar die Epochen der bekanntesten Kunstdenkmähler dieses Volkes, nach Rosellini's, Champollion's und Seyffahrth's Berechnungen, mit Berücksichtigung der Abweichungen der beiden ersteren, bezeichnet, über deren hie und da noch ferner zu gewärtigende, genauere Bestimmung der Verfasser sich in der Vorrede genugsam rechtfertigt.

Die zweite Tafel umschließt die erste Periode der Kunst der Griechen, und reicht vom Uranfange derselben bis gegen die Olympiade 50.

Die dritte Tafel stellt die zweite Periode dar, und zwar von Olymp. 50 bis gegen 80.

Die vierte und fünfte Tafel enthalten die dritte Periode von Perikles bis auf Alexandros, und zwar die Zeit des Pheidias, Polykleitos, Skopas, Praxiteles und Lysippos, oder Olymp. 80 bis 114.

Die sechste Tafel umfängt die vierte Periode. Nach Alexandros bis zur Zerstörung Korinthos, nämlich Olymp. 115 bis 158, 3.

Die siebente, achte und neunte Tafel stellen die fünfte Periode oder den Zeitraum von der Zerstörung von Korinth bis auf Theodorich, nämlich von Olymp. 158, 3, oder 606 der St. bis 493 nach Christi dar.

Auf jeder dieser Tafeln sind die Namen der Künstler, so wie die des Kunstzweiges, den sie betrieben, und die Angabe ihrer

[1] Catalogus Artificum, sive Architecti, Statuarii, Sculptores, Pictores, Caelatores et Scalptores Graecorum et Romanorum, Literarum ordine dispositi a Julio Sillig. Accedunt tres tabulae synchronisticae. Dresdae et Lipsiae. Arnold 1827.

Digitized by Google

Werke, nebst kurzen merkwürdigen Notizen in chronologischer Ordnung angeführt. In gedrängter Kürze stehen diesen Notizen die wichtigeren, gleichzeitigen geschichtlichen Begebenheiten, so wie die vorzüglicheren Erscheinungen in der Literatur, der Agonistik und Didaskalik in zwei besonderen Rubriken gegenüber. Diese Darstellungsweise erhöht den Werth des Ganzen um so mehr, als einzelne Momente sehr häufig durch neben- und gegenüberstehende Licht und Bedeutenheit gewinnen, wodurch so manches, was ohne diesen Zusammenhang dem Leser dunkel oder gleichgültig erscheinen dürfte, desto augenfälliger hervortritt, je deutlicher es seine Beziehungen auf Zeit, Ort, Personen und Begebenheiten übersehen läßt.

Der Verfasser dieses Werkes, das sich insbesondere durch typographische Correctheit empfiehlt, biethet dasselbe mit liebenswürdiger Bescheidenheit nur als ein Hülfsmittel bequemen Ueberblickes für Studien jüngerer Kunstfreunde dar; gleichwohl berechtigt ihn die Gründlichkeit seiner Studien, von der diese seine Arbeit zeugt, bei allen Sachkundigen beifällige Aufnahme zu finden. Die ganze Auflage ist auf Velin gedruckt; ein Aufwand, dem der Drucker, der seinen Namen vielleicht absichtlich verschwiegen hat, durch eine reinere und kräftigere Farbe, als der Titel und die Vorrede zeigen, billig hätte entsprechen sollen.

Georg v. Gaal.

Der Wegweiser in den Umgebungen Wien's. Eine bei Ausflügen auf das Land Jedermann zu empfehlende (?) Skizze. Von Johann Hehl. Mit einem kolorirten Plan. Wien bei J. Bermann, Kunsthändler. 120 S. 12.

Wenn wir uns »nach dem Vorgange anderer kritischer Werke« bewegen wollten, würden wir entweder Alles — loben, oder Recensionen schreiben, deren Gemeinplätze unter die divergirendsten Werke paßten. Damit kann freilich auch die größte Flachheit bestehen, zumal, wenn sie von jenem gewissen Vornehmthun begleitet wird, das hohlen Köpfen selten fehlt. Da wir indessen recht wohl wissen, was der Leser zu fordern berechtigt ist, mögen wir weder Dinge besprechen, die wir nicht verstehen, daher wir sie Andern überlassen, noch Werke unseres Faches loben, welche Tadel verdienen. Und so zählen wir denn unumwunden das angezeigte Werklein zu jenen Fabriksartikeln, welche selbst der Spekulation keine Ehre machen, weil sie zu erbärmlich sind. Jedes Jahr bringt neue Beschreibungen von Wien, und neue mahlerische Streifzüge nach den nächsten Umgebungen hervor; der wackere Pezzl steht seit 40 Jahren noch unerreicht da; obgleich nicht zu läugnen ist, daß einige Wenige nicht ohne Verdienst gearbeitet haben. Was soll aber das Heer zusammengeflickter Wegweiser, nach denen sich Niemand zurecht findet, und die auf jeder Seite Unkenntniß und Nachlässigkeit zu Markte tragen? —

Zur Erbauung des Lesers hier einige Stellen aus dem angezeigten Büchlein, mit der ehrlichen Versicherung, daß es durch und durch an zahlreicher Verwandtschaft nicht fehlt: S. 10 das hölzerne Plafond, und S. 11 »der anstoßende Gesellschaftssaal enthält: ein Plafond, der über vier Jahrhunderte zählt;« S. 39 »eine weite, sanft aufsteigende Wiese, an dessem (sic!) Hintergrunde«; — S. 41, wo die Aussicht geschildert wird, die man vom Tempel in der Brühl aus hat: »Selbst zu diesem hohen Punkte leitet ein bequemer Fahrweg. Der Reiz der Gegend zieht auch hieher (!!) eine solche Menge von Sommergästen, daß von den vielen, und selbst zum Theil unbequemen Wohnungen, kaum eine den Sommer über ungemiethet bleibt.« Zuweilen läßt sich der Verfasser auch zu historischen Andeutungen hinreißen. So weiß er bestimmt, daß der Bau des Klosters Heiligenkreuz im Jahre 1185 beendigt worden. Koll hingegen erzählt: »Im Jahre 1187 wurde das erste Klostergebäude, so wie das Schiff oder Langhaus der Kirche vollendet!« — Von gleichem Werthe ist die Nachricht über Schönbrunn's Gründung und Vollendung, in der That ein auffallender Beleg, wie selbst gute Vorarbeiten mit wenigen Zeilen verbraucht werden können. Doch genug! L.

Abhandlung über das Mückensehen, in diagnostischer und ätiologischer Beziehung. Von J. Brenner Ritter v. Felsach, der Heilkunde Doctor. Wien bei Beck. 1833. 38 S. 8.

Der Verf. schickt in Form einer Tabelle eine übersichtliche Aetiologie des interessanten, delicatesten Phänomens voraus; die er aber nicht »wissenschaftliche Eintheilung« nennen sollte. Sie geht nämlich bloß von Hypothesen, und zwar nicht von allen Hypothesen, aus. Dann stellt er zusammen, was J. Müller, v. Vest, Donne, Vogler, A. G. Richter, Beer, Sömmering, Purkinje, Andreä (mit vorzüglicher Treue und Schärfe), Reuber, Rosas, Jüngken und Kant zur Scotomato-Graphik beigetragen; und nachdem er in Kürze die Meinungen der Autoren über den Ursprung der Erscheinung angeführt, schließt er, ohne eine eigene Stimme abzugeben, seine Abhandlung mit Anführung der von ihm benützten Literatur. Ein im strengsten Sinne physiologisches Mückensehen möchte es kaum geben, wenn man nicht alle krankhaften Zustände, die mit relativem Wohlseyn bestehen können, physiologische nennen will. Einen besseren Eintheilungsgrund dürfte Grad und Art der Beweglichkeit im Verhältniß zum Auge abgeben, welche für die Therapie von Interesse sind. Kupferstecher, Uhrmacher, der beginnende Ophthalmolog, u. a. mit feinen Objecten Beschäftigte leiden manchmal im Anfange ihrer Laufbahn an dem

Digitized by Google

Uebel, das sich bei längerer Uebung, unter günstigen Umständen, allmählich verliert, — wie es unter ungünstigen wächst. Der Einfluß des Willens auf die sogenannte rein dynamische Myodesophie ist bemerkenswerth. Es geht hier wie in sittlichen Lebens-Sphären: wenn man den Blick von den Wahngebilden frei hält, oder sie da, wo sie sich aufdringen, ruhig und fest ins Auge faßt, so zerfließen sie in Nichts. Ich habe hierüber an meinem Auge erfreuliche Erfahrungen gemacht.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur, von Samuel Johnson's bis zu W. Scott's Tode. Von Allan Cunningham. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. Leipzig. Weidmann 1834. 288 S. 8.

Wie Burn's und Hogg sogenannte Naturdichter sind, tritt ihr Landsmann Cunningham hier als Naturkritiker auf. In kleinerem Maßstabe unternimmt er für England, was Dr. Wolfgang Menzel für Deutschland unternehmen zu müssen glaubte. Schwerlich aber dürfte dieser den Beruf seines brittischen Collegen anerkennen. Die eigentliche, ausharrende Lesung dieses Werkchens scheint mir ein völlig unfruchtbares Bemühen, dagegen es als Nachschlagebüchlein sich bequem und nützlich erweisen mag. Doch wird auch hier der Brauchbarkeit durch die Anordnung geschadet, vermöge welcher ein und derselbe Autor als Dichter, Novellist, Historiker, Biograph und Kritiker an fünf verschiedenen Stellen des Buches abgehandelt wird. Daß Cunningham den ganz trefflichen Morier nur nebenbei in einer Zeile abfertiget, während er mancher für das Festland obscur gebliebenen Miß und Mißtreß Seiten widmet, dürfte sich wohl kaum rechtfertigen lassen. Der frappanteste Zug in der neuen englischen Literaturgeschichte bleibt es immer, daß man Byron's Asche den Platz in der Westmünster-Abtei verweigerte! — M. Löwenthal.

Gedichte von Adelbert v. Chamisso. Zweite Auflage. Mit 1 Kupfer und 6 Bildern von Otto Speckter. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung. 1834. gr. 12. VIII. und 542 S.

(Schluß.)

Fast jedes der in Terzinen geschriebenen Gedichte trägt einen eigenthümlichen, dem Stoffe angemessenen Charakter. »Erscheinung« (S. 348) ein schauerliches Selbstgericht, höchst phantasiereich. Eben so ausgezeichnete Schöpfungen der Phantasie sind die drei folgenden Gedichte: »Traum, Θανατος, die Ruine.«

»Don Raphael's letztes Gebeth«, und »Die Verbannten« sind Apotheosen unglücklicher Opfer der Unterdrückung. »Ein Gerichtstag auf Huahine« und »der Stein der Mutter«, jenes eine Handlung südinsularischer Gerechtigkeit, dieses ein Akt christlicher Grausamkeit; »der Szekler Landtag« satyrisch, schlicht vorgetragen; »Sage von Alexandern (nach dem Talmud) (S. 400) ein köstlicher Ausbruch liebenswürdiger Laune; »Rede des alten Kriegers; bunte-Schlange« die rührendste Klage der Indianer gegen die ungerechten Besitz-Vergrößerungen der Weißen; »Das Mordthal« höchst grandios und meisterhaft in jeder Beziehung, der Untergang des letzten Mannes aus einem Indianerstamme; der Letzte seines Stammes zwingt den in der Einöde aufgegriffenen Weißen, seinen Schritten durch den Urwald zu folgen:

. . . . Ruhig schritt voraus,
Der sich in neue Richtung Bahnen brach.
Der Wald erdröhnte von dem Sturmgesaus,
Es gab der Donner schmetternd seinen Klang,
In Strömen fiel der Regen mit Gebraus.
Des Sturmes Stimmen übertönend, sang
In seiner Väter Sprache sonderbar
Der Wilde tief ergreifenden Gesang.
Da ward es mir in meiner Seele klar,
Daß diese seltsam schauerliche Weise
Das eig'ne Sterbelied des Sängers war.
Und bald erschien — es ward mein Blut zu Eise,
Und auf den Lippen mir erstarb das Wort —
Ein schlichtes Grab in hoher Bäume Kreise.
Und er zu mir: halt an! wir sind am Ort.
Du sollst nach unsern Bräuchen mich bestatten.
Es führet dich zurück der Fußsteig dort; u. s. w.

»Verdugo de los Leganes« (S. 422) — ein höchst denkwürdiger Zug spanischen Geschlechtsstolzes, etwas unklar in der Darstellung; »das Vermächtniß« launicht; »die Retraite« durch und durch Poesie, ganz innig, meisterhaft dargestellt; »Ein Baal Teschuba« großartig in Idee und Ausführung; »Mateo Falcone« und »die Versöhnung« zwei korsische Geschichten, herrliche Charakter-Schilderungen, voll Leben, Kraft und Wärme; »das Crucifix« grauenhaft-schön; »Salas y Gomez« das schönste, vollendetste Gedicht in dieser Sammlung, und gewiß eines der schönsten im Reiche der Poesie; tiefe, wundersame Ideen durchzittern die Seele des Lesers, eine oceanische Ruhe beschleicht sein Gemüth; »das Malerzeichen« (S. 483) ein tragi-komischer Jesuitenspuck mit opernartigen Intervallen. — Den Schluß der Sammlung machen einige Gelegenheitsgedichte, zwei etwas schwache Versuche in dramatischer Form, und zwei Uebersetzungen, erstere aus dem Isländischen, worin die isländische Alliteration ziemlich glücklich beibehalten ist, die zweite aus der Tonga-Sprache.

So viel Kraft und Wärme Chamisso auch in der Dar-

Digitized by Google

stellung faktischer Zustände besitzt, eben so wenig fündig und anstellig ist er in Behandlung des Bildes. Dieß ist aber leicht zu erklären. Seine poetischen Erzeugnisse gehen, wie oben bemerkt wurde, meistens von einem Faktum, und nicht von einer Idee aus. Jede Thatsache ist scharf begränzt, und wird dann am besten dargestellt, wenn ihre Umrisse möglichst getreu wieder gegeben werden; sie legt daher dem Bilde ferner, als die Idee, die an und für sich am schönsten durch das Symbol kund gegeben wird, und mit der beinahe gleichzeitig auch das Bild geboren wird. — Der Versbau und die Reime sind, mit wenigen Ausnahmen, regelrecht und rein zu nennen.

Die Auflage ist würdig; das Papier schön, der Druck rein und fehlerfrei. Das Titelkupfer, Chamisso's Porträt (aus dem Musen-Almanache), ist vortrefflich. Die übrigen 6, im Buche zerstreut angebrachten, und zwar aufgeklebten Bilder sind, mit Ausnahme von zweien, unter dem Mittelgute.

Christian Wilhelm Huber.

Literarische Notizen.

Gersdorfs Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1835 (IV. Bd. 3. Heft, S. 183) zeigt die »Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Enns«, von W. C. W. Blumenbach, I. Bd., zweite, sehr verbesserte und vermehrte Aufl. Güns, Reichard. 1834, mit folgenden Worten an:

»Die erste Auflage, welche fast vor einem Viertel-Jahrhunderte erschien, hat sich schon lange vergriffen gehabt, und in dieser zweiten ist das Neuere eingeschoben, das Unvollkommene nach Möglichkeit verbessert worden. Ein flüchtiger Blick zeigt schon, daß der Herr Verfasser die neuesten Schriftsteller über Oesterreich, wie Sartori, Wiedemann u. v. A. bei der Umarbeitung fleißig befragte.«

Kann man in so wenigen Zeilen eine noch größere Oberflächlichkeit zu Markte tragen? Sartori! — Wiedemann! — Ersterer hat durchaus nichts geschrieben, was Ausbeute darböthe; letzterer ist der Verfasser einiger mahlerischer Streifzüge in die Umgebungen Wien's, welche im ersten Decennium dieses Jahrhunderts erschienen sind!! — Ueberdieß dürfte schon die flüchtigste Vergleichung der zweiten Ausgabe mit der ersten selbst dem Uebelwollenden die Ueberzeugung aufdringen, daß hier von »Einschieben« und »möglicher Verbesserung« nicht die Rede seyn kann, wo jede Seite darthut, daß es dem Verfasser wahrlich Ernst gewesen mit seinem Gegenstande! — Da nun der zweite Band bereits erschienen, werden wir in einem der nächsten Blätter eine ausführliche Würdigung dieses in jeder Beziehung höchst schätzbaren vaterländischen Werkes liefern.

K.

•

Fast alle Länder besitzen Vereine für vaterländische Geschichtskunde; wir haben in diesen Blättern vor kurzem der französischen erwähnt; eine nicht minder ehrenvolle Würdigung verdienen die archäographischen Bemühungen Rußlands. Auf Veranlassung der Petersburger Akademie der Wissenschaften unternahm schon im Jahre 1829 Herr Strojew eine Reise durch das weite Reich, um die verborgenen Hülfsmittel zur vaterländischen Geschichte, Diplomatik, Gesetzkunde u. s. w. ans Tageslicht zu fördern. Bis jetzt sind bereits 200 Bibliotheken und Archive durchsucht, und die Ausbeute beträgt 3000 historisch-juristische Urkunden, welche in 10 Foliobänden gesammelt den Zeitraum von 1340—1700 umfassen. Hr. Strojew schließt den darüber an die Akademie gemachten Bericht mit nachfolgenden, merkwürdigen Worten: »Wir stehen nun an der Schwelle unerwarteter Modificationen in unseren Begriffen über die Ereignisse im Norden, im Laufe der verflossenen Jahrhunderte. Es wird die Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß wir so lange mit Eigensinn im Dunkel der fast unglaublichen Vorurtheile beharren konnten!« —

•

Oesterreich ob der Enns, nicht minder reich an seltenen Naturschönheiten, als an großen historischen Erinnerungen, daher vor Vielen würdig poetischer Verherrlichung, dürfte nun diese auf eine ausgezeichnete Weise erhalten haben. Carl Ad. Kaltenbrunner, von dessen lyrischen und epischen Leistungen die Leser vieler Zeitblätter seit Jahren innig erfreut worden, hat, selbst ein Sohn des herrlichen Alpenlandes, in einem Bande »Vaterländischer Dichtungen« die Ergüsse seiner Begeisterung niedergelegt. Sie werden in Kurzem bei Eurich in Linz erscheinen; die Pränumeration (1 fl. 40 kr. C. M.) steht nur noch bis Ende April d. J. offen. — Möge sich allenthalben die regste Theilnahme kund geben, die jedenfalls schon die schöne Richtung verdient, welche aus der vorletzten Strophe des Eingangsgedichtes: »An Oberösterreich« überschrieben, so lebendig hervortritt:

O wäre mein der Dichtung schönste Blume,
Dir brächt' ich sie, du heißgeliebtes Land!
O, würde mir im Sängerheiligthume
Der höchste Preis zu Theil aus Götterhand —
Ich sänge wieder nur zu deinem Ruhme;
Dir schlüg' er auf der Götterflamme Brand!
— Doch auch, was ich in engen Gränzen pflückte,
Nimm hin — es ist ja Liebe, die dich schmückte.

K.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

30. Mittwoch, den 15. April 1835.

Dichter und Bürger.

Ich weiß recht wohl, daß die Ueberschrift dieses Aufsatzes Manchem nicht zum Besten gewählt scheinen wird: glaube sie aber recht gut vertheidigen zu können. Von der Volksthümlichkeit des Dichters hätte besser geklungen. Seit zwanzig Jahren ist dieser Ausdruck nicht wenig beliebt geworden, und ich höre ihn von allen Seiten her wiederhohlen, ohne daß unsere Poesie selbst darum viel volksthümlicher geworden wäre. Soll sie das aber werden, so wird eben Alles darauf ankommen, daß sich der Dichter als Bürger seines Vaterlandes erkennen und fühlen lerne. Denn wenn der Begriff der Volksthümlichkeit des Dichters sich darin abschließt, daß seine Poesie eine dem Geist seiner Zeit, und den Interessen seines Vaterlandes entsprechende sey: wie soll er diese Interessen mit lebendiger Theilnahme ergreifen, ohne sich als Bürger bestimmter Pflichten und Rechte bewußt geworden zu seyn?

Man hat recht gut gethan die Begriffe von Vaterlandsliebe und Patriotismus zu scheiden. Die Vaterlandsliebe beruht auf der Neigung; der Patriotismus auf dem Bewußtseyn von Pflicht. Einer dreyfachen: der Pflicht der Dankbarkeit gegen Diejenigen, welche in einer früheren Zeit für uns gewirkt haben; der Pflicht gegen Jene, welche in der Gegenwart für uns wirken; und der Pflicht, erhaltend und mehrend, für künftige Generationen thätig zu seyn, wie die Hingegangenen das für uns gewesen sind. Aber selbst die bloße Vaterlandsliebe. Ist auch nur diese bei einem Individuum möglich, ohne daß es seine Stellung als Bürger richtig erkannt habe. Wie kann man etwas lieben, woran man keinen Theil hat? Und wieder: wie kann man im gesellschaftlichen Verbande an etwas Theil haben, woran man kein Recht hat? und wie kann man ein Recht haben, ohne eine Pflicht zu haben, und sie anzuerkennen, und ihr zu genügen: da jedes Recht durch eine Pflicht bedingt wird.

„Das gilt von Jedem.“ Ganz recht; denn Jeder ist Bürger; Jeder hat, als solcher, Pflichten und Rechte; Jeder soll die Interessen seines Vaterlandes mit warmer Liebe umfassen; und um das zu können soll er seiner Pflichten und Rechte sich klar bewußt werden; das heißt, sich als Bürger erkennen und fühlen lernen. Jeder soll das; der Dichter aber soll es in einem ganz vorzüglichen Grade.

Zuerst von der Pflicht: denn diese bedingt das Recht. Die Verbindlichkeit, seine Pflicht als Bürger zu erkennen und zu üben, wird für Jeden um so größer seyn: je bedeutender der Einfluß ist, welchen er als solcher auf seine Mitbürger auszuüben vermag. Wer nun von Allen, welche durch die Macht des Wortes auf die Gesinnungen und Empfindungen Anderer einwirken, wirkt allgemeiner, mit größerer Energie und Entschiedenheit, als der Dichter? Nicht der Philosoph, nicht der Geschichtschreiber; selbst der Pamphletist nicht. Die beiden Ersteren wirken nur auf Wenige: denn sie werden nur von Wenigen gelesen und begriffen, sie unterstützen ihre Behauptungen durch strenge Gründe und Thatsachen; wir wollen, und können ihnen überall nachrechnen. Der Pamphletist hängt sich an den Augenblick; und weiß er diesen mit richtiger Einsicht zu ergreifen: so ist die Wirkung, welche er hervorbringt freilich eine außerordentliche. Man denke an Sieye's Pamphlet: Qu'est ce que le tiers état? Dennoch ist sein Einfluß ein sehr bedingter und abhängiger. Wie dieser nur auf den Augenblick berechnet ist: so geht er, als unmittelbarer, wenigstens auch mit dem Augenblick vorüber. Auch rechnet dem Pamphletisten immer wenigstens eine Partei strenge nach — die Gegenpartei. Dem Dichter überlassen wir uns. Er wendet sich zunächst an unsere Phantasie und an unser Gefühl; und hat er diese Beiden gewonnen: so fällt es uns selten bei, sie unter die Controlle des prüfenden Verstandes zu setzen. Er überschleicht, er überrascht uns; er reißt uns mit sich fort, ohne daß wir daran denken, ihm einen Wider-

Digitized by Google

stand entgegen zu setzen. Wie sehr die Liebe zur Poesie, und die Empfänglichkeit dafür sich auch herabgestimmt habe: der Dichter spricht immer als ein Begeisteter; und der Nimbus, welchen dieser Ursprung seiner Kunst selbst auf ihn zurückstrahlt, erlischt nie gänzlich über seinem Haupte. Dabei sind es immer jene Töne, die am tiefsten und allgemeinsten in jeder Brust widerklingen, welche er anschlägt. Was er auch bilde, und in welche Form er seine Gesinnungen auch kleide: immer zeigt er sie uns im Reflex der allgemeinsten menschlichen Gefühle; immer knüpft er sie an die stärksten, wie an die feinsten Fäden des geistigen Lebens. Und welcher Reichthum, Mitteln von Farben und Tönen, steht ihm hier nicht zu Gebothe? vom tiefsten Ernst bis zum keckſten Uebermuth der Laune; vom tragischen Cothurn bis zur Posse; vom höchsten Schwung der Ode bis zum Tragala und zum giftigen Vaudeville.

Ist nun dem Dichter wirklich eine so große Macht über die Gemüther verliehen, und vermag er sie mit gleich großem Erfolg zum Nutzen, wie zum Nachtheil seines Vaterlandes zu brauchen, so ist es seine erste Pflicht zu sehen, wie er sie brauche, und daß er sie als Bürger nicht anders, als zum Wohl seiner Mitbürger brauche.

Richtige Einsicht ist überall die erste Bedingung für alles Wirken zur Wohlfahrt Anderer. Diese richtige Einsicht in die Interessen seines Vaterlandes kann er sich aber hier nur auf historischem Grund und Boden, nur durch eine vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte seines Vaterlandes erwerben. Die Gegenwart kann überall nur aus der Vergangenheit begriffen werden, und nur von dieser läßt sich mit einiger Sicherheit auf die Zukunft schließen. Wenn nun der Dichter die Vergangenheit seines Vaterlandes nur aus historischen Romanen, oder, wenn es hoch kommt, nur aus einem historischen Compendium, und die Gegenwart nur aus Zeitungsberichten kennt: wie darf er sich eine Stimme über die Zukunft desselben, über das, was zu thun und zu lassen, zu erstreben und zu bekämpfen sey, anmaßen; und was kann er mehr, als die Unzahl jener leidenschaftlichen Schreyer vermehren, deren ohnehin mehr als zu viele sind; nur um so schädlicher: je gellender seine Stimme unter ihnen vorschlägt.

Allein nicht bloß um mit richtiger Einsicht seinem Vaterlande nützen zu können, auch um ihm nützen zu wollen, bedarf der Dichter, und Jeder, der das will, einer tiefer geschöpften Kenntniß der Geschichte desselben. Denn der Patriotismus ruht ja, wie oben angedeutet wurde, auf dem Pflichtgefühl. Wie aber kann das Gefühl einer Verpflichtung ein starkes und lebendiges seyn, ohne klares Bewußtsein ihrer Gründe; und wie mag, wenn von Patriotismus die Rede ist, das Bewußtseyn dieser Gründe zu einem höheren Grad von Klarheit und Entschiedenheit gelangen, ohne jene tiefere historische Einsicht? Aus welcher andern Quelle soll insbesondere der Dichter seinen Patriotismus schöpfen; er, bei dem diese Tugend in ihrer höchsten Potenz, als Begeisterung sich äußern soll; und wie anders als aus dieser Quelle schöpfend, kann er, der Aufregung der Phantasie und des Gefühls sich hingebend, sicher sein, daß er

im irren Flug

sich nicht verirre, und daß seine Aufgeregtheit ihn nicht über die Gränze der Wahrheit und Mäßigung hinaus zur Leidenschaftlichkeit fortreiße?

Freilich, wenn man eben die Leidenschaftlichkeit der Parteisucht von dem Dichter fordert: so verschwindet diese Rücksicht. „Die Poesie verlangt, daß man Partei ergreife,“ sagt ein sonst sehr achtbares Blatt; ganz entschieden; und daß man die stärksten Farben auftrage, man sey nun Carlist oder Negro. Sie verträgt sich mit dem Haß eines Chateaubriand, wie mit dem eines Beranger, mit dem eines Stägeman, wie mit dem eines Mickiewicz, mit dem God save the King, wie mit der Marseillaise; sie sieht nicht darauf, ob man die rechte Partei wähle, sondern nur, daß man eine wähle, und unter ihrer Fahne sich so schlagend ausdrücke, als es die Sprache nur gestattet.“ — In der That diese Forderungen sind etwas sonderbar, und man könnte versucht werden, sie geradezu toll zu nennen. „Der Dichter soll Partei nehmen, gleichviel welche, und unter ihrer Fahne sich so schlagend ausdrücken, als es die Sprache nur immer gestattet“; das heißt, nichts Anderes, als: der Dichter soll sich in das wildeste Geschrei der Parteien mengen, und mehr schreien, als alle Anderen; so viel er nur immer aus dem Halse bringen kann.

Es liegt im Begriff jeder Partei — wenn nicht im logischen, doch darin, wie er sich faktisch zu erkennen gibt — daß sie Recht und Unrecht habe. Recht — denn hätte sie nirgends und in nichs recht: so könnte sie auch gar nicht bestehen; ihr Streben wäre dann aber ein unbedingtes Ankämpfen, oder vielmehr eine aberwitzige Empörung gegen alle Begriffe des Rechtes; Unrecht — sie muß es nothwendig wenigstens in demjenigen haben, worin die Gegenpartei Recht hat. Das aber will keine bei der anderen aner-

Digitized by Google

kennen, sondern nur ihr eigenes Recht, als ein unbedingtes geltend machen: da doch jedes Recht seiner Natur nach ein bedingtes ist. So erzeugt das verweigerte Recht überall das Gefühl des Unrechts, und dieses den Haß, der seinerseits Unrecht übend, und dadurch zu neuem Unrecht reitzend, in leidenschaftlicher Erbitterung und in verwerflicher, aber unvermeidlicher Bethörung zuletzt dahin gelangt, sich selbst für gutes Recht, und jedes Mittel zu seiner Befriedigung für erlaubt zu halten. Wäre aber einmal das Uebel bis zu dieser Höhe gestiegen — das ist es aber nicht —: dann würde bei dem Krieg Aller gegen Alle die obige Aufforderung allerdings gültig seyn für den Dichter, wie für Jeden; sich nämlich unbedingt in den Streit der Parteien zu werfen, ohne auch nur unter ihnen zu wählen, damit — dann die fürchterliche letzte Hoffnung — der unvermeidliche allgemeine Zerstörungsprozeß wenigstens so schnell als möglich beendiget würde.

Daß es nun nicht so weit komme: dafür gibt es, und hat es zu allen Zeiten nur einen einzigen Ausweg gegeben. Der Streit feindselig erbitterter Parteien ist faktisch nie, weder durch das Gewicht der Macht, noch durch die Kraft der Massen, sondern immer nur durch die Kraft des Rechtes, als einem seinem Begriff nach Ewigen und Unveränderlichen ausgeglichen worden, an welchem, als an einem durch sich selbst Bestehenden, alles Treiben, alle Wuth und Raserei der Parteisucht sich zerschellte, und nothwendig zerschellen mußte. Was in dem Streben irgend einer Partei dem Recht entsprechend war, und sich auf dieser Linie hielt, das behauptete sich, und lebte fort, weil es einen gesunden Kern seines Bestehens und Fortlebens in sich selbst hatte: was aber über jene Linie hinausging, trug den Keim seiner Fäulniß in sich selbst; sein Unrecht, und in diesem die erlognen Ansprüche seines Bestehens, mit herben, aber gerechten Strafen bezahlend. Darum ist es die Aufgabe jeder Partei, ihres guten Rechtes sich klar bewußt zu werden, weil sie nur darin die Bürgschaft für das Gelingen ihres Strebens, nur darin den festen Sinn ihr gutes Recht zu vertheidigen, und nur darin die Schranke finden kann, welche sie selbst sich setzen muß, wenn sie sich nicht überschlagen soll. Solche Erkenntniß aber, wird sie gleich zunächst durch den Ernst gründlicher Forschung, und die Besonnenheit unbefangener Prüfung erworben, bedarf, um ins Leben überzugehen, und da wirksam zu werden, noch einer höhern Potenz geistiger Kraft, sie bedarf nämlich der Begeisterung für Recht, Wahrheit und Vaterland; und ist diese gleich nicht bloß im Dichter vorhanden, und kann und soll dieser auch nicht ihr ausschließendes Organ seyn, so ist doch er vor andern berufen, sie auszusprechen; so soll ihre Flamme doch in seiner Brust am mächtigsten und kräftigsten, wie am reinsten und lautersten emporschlagen.

Der Dichter soll sich also den Interessen seiner und seines Vaterlandes zuwenden. Nicht des Singsangs

von Cypripor und Hektor,

nicht überschwenglicher poetischer Sentiments, nicht des Spielens und Tändelns mit poetischen Ideen und Empfindungen: des Enthusiasmus bedarf diese Zeit, an dem es ihr nur zu sehr fehlt, und womit sie nur zu oft und zu allgemein jene leidenschaftliche Aufgeregtheit verwechselt, welche ihre schlimmste Krankheit ist. Darum bedarf sie des Dichters; der Dichter selbst aber jener klaren Einsicht in die Bestrebungen seiner Zeit, in ihr Recht und Unrecht, die nur durch gründliche und vielseitige Prüfung erlangt werden mag; und bei tiefem Gefühl für das Recht, und dem festen Muth es zu vertheidigen, vor allem Andern jene Besonnenheit und Mäßigung, die ihn über das leidenschaftliche Treiben der Parteisucht hinausheben muß. Nicht bloß nicht der nächsten, der besten: gar keiner Partei soll er angehören, und in der heitern Höhe seiner Begeisterung ruhig über dem verworrenen Treiben aller Parteien, wie Gottes Geist über den empörten Wassern schweben. Das ist es, was die Zeit von ihm fordert; wodurch allein er ihr nützen kann, und wornach er streben wird, wenn er seine Pflicht als Bürger richtig erkannt hat.

Nach der Pflicht des Dichters, als Bürger, haben wir gefragt: nun wollen wir nach seinem Rechte fragen. Denn wie jedes Recht eine Pflicht bedingt: so bedingt jede Pflicht ein Recht; mindestens das auf Anerkennung der erfüllten Pflicht. Aber ist es wohl nöthig, jene Frage zu stellen. Denn angenommen, der Dichter stehe über dem verworrenen Treiben der Parteisucht auf jener Höhe, auf welche seine Weihe als Verkünder des Göttlichen (Vates), das heißt der Wahrheit und des Rechtes, ihn beruft: wer soll ihm nun das Recht bestreiten wollen, seine Weihe geltend zu machen? Er soll seinem Vaterlande nützen; das ist seine erste und letzte Bürgerpflicht. Wie kann er aber seinem Vaterlande mehr nützen, als wenn er seine eigne Begeisterung für Wahrheit und Recht in Vielen seiner Mitbürger anfacht; und ermahnend und warnend, ermunternd und strafend sie von dem Wahnsinne leidenschaftlicher Parteiwuth zur Besonnenheit und Mäßigung zurückruft. Wer

kann ihn nun hindern wollen, die Pflicht zu erfüllen, seinem Vaterland zu nützen? — »Das Unrecht.« — Jenes Unrecht, das sich selbst als ein solches erkennt, und frech und aberwitzig zugleich im Kampf gegen das Recht bestehen zu können glaubt: oder jenes, welches nur sein Recht sieht, nur für dieses unbedingte Geltung heischt, und bei dem Gegner durchaus kein Recht anerkennt? Beide Arten des Unrechts haben freilich gleich sehr Ursache die Stimme der Wahrheit zu scheuen. Wenn sie aber diese nicht hören wollen: wie werden sie einer herberen Belehrung entgehen? Denn nicht minder streng und unerbittlich straft das Schicksal die Bethörung des Irrthums, als die freche Zuversicht des Uebermuths. M. Enk.

Literarische Notizen.

(Ruthenische Literatur.) Unter dem Titel: Saporoshkaja Starina — Alterthum der Saporogischen Kosaken — erschien ohne Namen des Sammlers zu Charkow (4 Bände, 1833—1834) ein Werk, das vielseitige Beachtung verdienen dürfte. Der erste Band enthält: Lieder und Ueberlieferungen zum Gedächtnisse berühmter Männer und großer Thaten des ruthenischen Volkes aus den Zeiten des Königs Stephan Bathory; der zweite: Sagen der Ruthener aus den Zeiten ihrer dreimaligen Aufstände; der dritte und vierte: Sagen und Lieder der Saporoger bis zu ihrer Uebersiedlung an die Ufer des schwarzen Meeres, mit Bruchstücken aus älteren geschichtlichen Denkmälern. Merkwürdig sind die darin vorkommenden »grauen Sänger,« die theils als solche, theils als Musiker von einem Orte zum andern wandernd, das Volk mit Liedern und Sagen unterhielten, und so die Erinnerung an seine Vorzeit immerfort wider weckten. Mit ihnen haben sich Nachrichten erhalten, die man vergebens in den bekannten historischen Werken suchen würde. Eine Sammlung ähnlicher Art lieferte auch Osnowianenko in seinem zu Moskau 1834 erschienenen Werke: Klein-Russische Sagen (Powesti), eine reiche Fundgrube für die Geschichte der regulirten und nichtregulirten Kosaken. — Solche Arbeiten fordern Nachahmung; wie viele Sagen und Lieder sind nicht unter dem ruthenischen Volke in Galizien und Lodomerien verbreitet! Ihre Sammlung und Aufbewahrung erscheint um so wünschenswerther, je geringer die Anzahl der eigentlichen historischen Dokumente ist, welche diesem Zweige des großen Volksstammes übrig geblieben sind. Denn nachdem das ruthenische Volk von Galizien und Lodomerien seinen eigenen Fürsten verloren, und Pohlens König, Kasimir der Große, ums Jahr 1340 Halitsch und Wladimir zu einer pohlnischen Provinz umgewandelt hatte, ließ er auch an Einem Tage alle ruthenischen Schriften verbrennen. So gingen mit des Volkes Rechten und Freiheiten zugleich seine Denkbücher verloren, und die darauf folgenden Zustände ließen durchaus kein literarisches Wirken zu! — Möge die allseitig bessere Gegenwart auch hierin ihre Früchte bringen! — Michael v. Malinowski.

Die Dubrowskische Sammlung[1] von handschriftl. Denkmälern der ältern und neueren Geschichte, seit 1806 ein Theil der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg, ist ein Schatz, dem schwerlich irgend ein Land etwas ähnliches an die Seite stellen kann. Wir wollen hier, um unserer Behauptung Gewicht zu geben, nur der Aktenstücke zur Geschichte Frankreichs erwähnen:

255 Aufsätze und Originalbriefe der Könige, Königinen und Prinzen, von dem heil. Ludwig bis auf Ludwig XIV., in 3 Bänden; worunter ein Schreibebuch des Letztern aus seinem Knabenalter.

Eine Sammlung von Briefen und Original-Aufsätzen von den Königen Heinrich II. und Franz II.

144 ähnliche von berühmten und merkwürdigen Männern aus den Jahren 1477 bis 1497, größtentheils an Ludwig XI. und Carl VIII. gerichtet.

205 meistens eigenhändige Briefe von Katharina von Medicis, von denen 62 an ihren Sohn Karl IX., 42 an Heinrich III., 59 an den Maréchal de Villeroy u. s. w.

Briefe und Depeschen von Katharina von Medicis, als Regentin von Frankreich, an den Comte de Cizy, ihren Gesandten in Constanz.

137 Briefe, Entwürfe und Instructionen von der Hand Karls IX., in zwei Bänden.

46 Briefe von dem Dauphin François, 1568 — 1586.

80 Briefe und andere Aufsätze des Maréchal de Monluc, 1563 — 1570.

200 Original-Staatsschriften aus den Jahren 1561 — 1588.

353 eigenhändige Briefe Heinrichs III., von denen 64 an die Königin, seine Mutter, und an Karl IX., seinen Bruder.

87 Briefe von François Duc d'Alençon, letztem Prinzen des Hauses Valois.

48 Originalbriefe von den Montmorency's, darunter 3 von dem Connetable und 14 von dem Marschall.

250 eigenhändige Briefe der Könige und Prinzen von Navarra und Bourbon, worunter 32 von Marguerite, Heinrichs IV. Gemahlin.

Mehr als 600 handschriftliche und größten Theils Original-Aufsätze und Briefe von Heinrich IV., nebst mehr als 300 Original-Depeschen an seine Gesandten in Rom, London und Venedig.

Ueber 300 Original-Briefe und Aufsätze Ludwigs XIII., nebst den Depeschen seiner Gesandten und Staatsmänner, namentlich von Colbert, Richelieu, Mazarin u. a.

Mehr als 2000 an den Kanzler Seguier gerichtete Staatsschriften, Berichte und Briefe von Gesandten, Ministern, und den berühmtesten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit.

Endlich Schriften verschiedener Gelehrten, die in den Archiven der Bastillen aufbewahrt waren, darunter einige Aufsätze von der Hand J. J. Rousseau's, und 86 Briefe, Gedichte u. s. w. von Voltaire's eigener Schrift. — Habent et sua fata libelli! —

[1] S. darüber Storch's Rußland unter Alexander I. die XVII. Lief. S. 254 — 277 u. XXII. Lief. S. 82 — 114.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

31. Sonnabend, den 18. April 1835.

1. Commentar zu Goethe's west-östlichem Divan; bestehend in Materialien und Originalien zum Verständnisse desselben, herausgegeben von Ch. Wurm. Nürnberg bei Schrag 1834. VIII u. 282 S. 8.

2. Commentar zum zweiten Theile des Goethe-schen Faust; von Dr. C. Löwe. Mit zwei Karten vom alten Griechenland und von der alten Welt, und mit einer genealogisch-mythologischen Tabelle. Berlin, bei Logier 1834. 109 S. 8.

Beide Schriften, zu gleichen Zwecken, auf gleiche Weise, mit gleichem Geschicke behandelt, verdienen Dank und Anerkennung. Wenn auf diesem, nun eingeschlagenen Wege fortgefahren wird, so werden wir bald der faden, nebligen Goethe-thuerei, die jedes Wort des Meisters beräuchert und mit vornehmer Mystagogengeberde jedes als Orakelspruch commentirt, — so wie der aberwitzigen Beschuldigungen, die der edle Dichter von Halben und Schlechten zu erdulden hatte, los seyn. Ehe wir einem Dichter unsere Träumereien, Steckenpferde oder Wünsche unterlegen, ehe wir im Blauen an seinen Reimen herumdeuten und phantasiren, seinem Idole opfern, seinen Schatten bekämpfen, werden wir gar wohl thun, uns erst um das Verständniß dessen, was er eigentlich will, zu bekümmern. Um aber zu begreifen, was er will, ist es nöthig: zu verstehen was er sagt. Freilich sollten nur Jene, denen die Worte keine Charaden sind, den Dichter lesen, und über ihn sprechen; da es aber einmahl nicht so ist, so sind Erklärer willkommen. Am willkommensten eben bei Goethe, der sich freilich in so mancherlei Sphären bewegt, deren allseitige Kenntniß man selbst bei Gebildeten nicht überall vorauszusehen befugt ist; und der den Hader der Parteien so häufig erregte. Wollte sich ein Freund des Dichters die Mühe gefallen lassen, auch seine auf deutsche Verhältnisse begründeten Werke auf ähnliche Art zu erläutern, so würde er sich den Dank der Nachwelt und des Auslandes verdienen.

Der Verfasser von Nr. 1 würde freilich, wenn er unmittelbar aus den Quellen des Ostens geschöpft hätte, die Durstigen reichlicher erquickt haben. Er hat aber seiner Absicht völlig genügt, die er S. 7 dahin bestimmt: »zum Verständniß des Divan so viel Stoff an die Hand zu geben, daß der Leser, bei einer für diese Lectüre erforderlichen Bildungsstufe, keine größere Schwierigkeit in demselben fände, als in den übrigen lyrischen Produkten des Dichters.« — Er beginnt mit einer Vergleichung der Ausgabe des Divan von 1819 mit der neuen (S. 3 — 5), sammelt Materialien zur Geschichte des Werkes aus Goethe's Tages- und Jahresheften und seiner Correspondenz mit Zelter (S. 6 — 17), folgt dann Seite für Seite den Gedichten mit seinen Worterklärungen, hängt einige Erläuterungen zu andern Gedichten Goethes an (S. 277 — 279), und schließt mit einem alphabetischen Nachschlage-Register. (S. 278 — 282.) Seine Gewährsbücher sind die von Goethe angegebenen, die er sorgfältig berieth, nebst Werken neuerer Literatur des Orients, und, wo Parallelen hülfreich schienen, Goethes eigene Werke. Und, in so fern der Dichter selbst nicht den orientalischen Studien, sondern der Poesie zu lieb dichtete, reichen diese Quellen aus. Dem Orientalisten vom Fach sei immerhin nicht damit gedient! Dieser braucht überhaupt keinen Commentar. Ihn wird es übrigens erbauen, zu sehen, wie der poetische Genius kraft des ihm eigenen Gefühles tiefer als die Gelehrsamkeit in den Kern eines fremden Lebens dringt. Irrthümer finden sich im Buche wenige; und es ist hier nicht der Ort sie zu erörtern. Sie beziehen sich darauf, daß der Commentar manchmal den Orient unterschiebt, wo nur der deutsche Sinn zu Grunde liegt. Dieß ist im Eifer des Erläuterns natürlich, und unschwer zu verbessern. Beim Buch des Unmuths tritt dieser Fall ein; wo das Palingenetische für bloß nachahmende Darstellung genommen worden ist. — Und hätte der Verfasser weniger geleistet als wirklich, so wäre ihm das genießende Publikum schon dafür Dank schuldig, daß er von Neuem die bald erlahmte Aufmerksamkeit nach dem Osten hinweist, wo ewige Quellen des Geistes und Lebens sprudeln. Wie viele Deutsche sind denn mit Hafisen vertraut, diesem hinreißenden Dichter, mit dem kein Lyriker des Morgen- und Abendlandes den Vergleich aushält, der mit Einem Verse tödtet und belebt, — wie viele mit dem reinen Nisami, mit dem wunderbaren Dschelal-eddin, mit dem urkräftigen Firduß, dem fröhlich tiefen Omar Chiam, dem glühenden Dschami,

Digitized by Google

dem erfahrenen Saadi, dem edel-ernsten Saib, dem ahnungsvollen Feisi?

Ganz wie Hrn. Wurm ergeht es dem Verfasser von Nr. 2. Er erklärt gleichfalls (S. 2), daß »ohne weiter das moralische Princip des Dichters zu verfolgen, es ihm ganz allein darauf ankomme, ein unmittelbares Verständniß des Buchs herbeizuführen, so daß jeder Gebildete es lesen könne, ohne eine Menge Bücher nachzuschlagen.« So verfolgt auch er nun sein Gedicht Seite für Seite mit Worterklärungen, wobei er freilich mitunter ein gar wenig belesenes Publikum vor Augen hat, ein Publikum, welches den Faust wohl überhaupt liegen lassen dürfte. Denn, wenn so mancher kenntnißreiche Freund der Musen einiger Notiz über Schehab-eddin's Entmantlung und über die vielen, dem Orient verehrten Liebespaare bedarf, so ist es heut zu Tage durchaus nicht erlaubt, mit den Grazien, Parzen, mit Theseus, Patroclus, oder mit Sardanapal, Peter Squenz, und den Vampyren unbekannt zu seyn; zumal Keinem, der Goethe liest. Wenn z. B. (S. 19) der Verfasser sagt: »Der unsterbliche Dichter Homer in seiner Iliade hat den Krieg gegen Troja für die Nachwelt besungen«; — zu wem glaubt er da zu sprechen? Solchen Lesern ist er erst zu erklären schuldig, was man unter »unsterblich«, was unter »Dichter« verstehe. Bei alle dem wagt er doch hie und da einen Schritt ins Innere; nicht immer einen glücklichen. Auch die Worterklärungen sind nicht durchaus gerathen. So heißt »Trojas Gerichtstag, rythmisch festgebannt« nicht: »durch das Fatum fest bestimmt« — sondern: »durch die Rythmen des Dichters verewigt«; so ist »Paralysis« durch: Lähmung der Nerven (Gicht)« schlecht übersetzt, und dgl. Kleinigkeiten mehr; so reicht die bloß unmittelbare Erklärung des Nereidensangs (S. 59) nicht aus. Fr. Deycks (»Faust u. s. w. S. 53) hat dieß Kapitel gelehrt und umständlich behandelt. Die Karte der alten Welt ist mit Rücksicht aufs Gedicht gezeichnet; denn der Brocken und die kaiserl. Pfalz sind so gut wie die Psyllen und der sich schlängelnde Mäandros darauf zu bemerken. Die genealogische Göttertabelle würde jedem mythologischen Werke zu Statten kommen, wenn sie etwas ausführlicher wäre, und das rc. nicht so oft käme. Daß der Verfasser mannigfache Talente seinem Lieblingswerke zugewendet habe, erfahren wir S. 75, wo Lieder aus dem zweiten Theile Faust's, von ihm componirt, angeführt sind.

So ist denn eine gar große Zahl der Leser den Verfassern den größten Dank für ihre wohlbedachten Bemühungen schuldig; und wir werden die Vorwürfe unserer Dichter über Nichtanerkennung, so wie die des Auslandes nicht länger verdienen, so bald wir, statt über unsere Dichter zu faseln, sie mit nüchternem Sinne erst zu verstehen trachten. Denn der Stoff muß erst in des Menschen Gewalt seyn, eh' er Götter daraus bildet. »Nicht selten,« sagt der Verfasser von Nr. 2, »hört man sagen, daß es um ein Gedicht mißlich stehe, wenn es eines Commentars bedürfe. Uns dünkt es, als wolle diese Bemerkung gar nichts sagen. Sollte man einem Dichter ... einen Maßstab anlegen dürfen, wie schwer oder wie leicht er dichten, wie schwierige oder wie leichte Materien er seinen Produkten unterlegen dürfe? Genug, wenn das Werk in schöner Klarheit da liegt, sobald man sich des Stoffs bemeistert hat.« — Gewiß unterschreibt jeder Verständige diese Aussprüche. Wie tief würde der Werth Homers und Shakespeare's sinken, wenn er von der Verständlichkeit für unser Publikum abhinge! immer tiefer, je mehr Jahrhunderte sich verdunkelnd zwischen sie und ihre Leser drängen. Wie hoch würde der Werth der Bänkelsänger steigen, die man freilich ohne Commentar versteht! Aber so schwindsüchtig, so lethargisch ist unsere Zeit, daß sie selbst zum Genießen (denn was ist das Lesen der Dichter anders?) nicht die geringste Kraft anwenden will. Ein weibisches Sichhingeben soll genügen. Der Dichter aber, der Beruf im Busen fühlt, wird sich wenig darum kümmern, und, dem Pöbel zu lieb, keine Stufe von der Höhe herabsteigen, auf der allein er sich heimisch fühlt. Wer über ihn richten will, der steige hinauf.

D. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Victor Cousin, über französische und deutsche Philosophie. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Hrn. Geheimenraths v. Schelling. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1834. XXVIII. u. 62 S. 8.

Das genannte Buch, so wenig Columnen es füllt, nimmt unter den Erscheinungen des vorigen Jahres einen der ersten Plätze ein. Der bedeutendste Philosoph, den Frankreich seit Descartes und Mallebranche erzeugte, und einer der Heroen der deutschen Nation, er und Alexander von Humboldt die einzig Uebriggebliebenen von Jenen, die den Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts begründen und feststellen halfen, der erste seit Baco, der eine tiefere ideellere Betrachtung der Natur schuf und lehrte, und noch größer dadurch, daß er — was ohne Beispiel in der Geschichte der Philosophie — sein bewundertes System, einer der ersten, ungenügend fand und ein zweites, in der Grundlage verschiedenes hervorzubringen beschloß, gleichsam Titan und Kronide in einer Person; der Mann, der Frankreich mit Deutschland zu versöhnen, und der Genius, der, wie er sagt, die formelle Allgemeinheit des Rationalismus mit dem lebendigen Inhalt der Geschichte zu erfüllen unternahm, diese zwei Talente geben hier Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen, und beurtheilen gegenseitig die Wahrheit ihres Standpunktes, die Schärfe und den Umfang ihrer Methode, den Gehalt der letzten Ergebnisse ihrer Forschung. — Es sei daher dem Beurtheiler vergönnt, diessmal vorzugsweise den Epitomator zu machen, und sich vor allem darauf zu beschränken, die Gedanken Cousin's und Schelling's

Digitized by Google

möglichst genau in gedrängter Kürze wiederzugeben. Es werde ihm aber anderseits nicht als anmaßend und vorlaut ausgelegt, wenn er am Ende der Darstellung auch kritisch, verwerfend und beschränkend, vorzugehen wagt. In der Wissenschaft konnte von jeher den Auctoritäten keine unbedingte Geltung gestattet werden, und wenn das seit dem ersten Auftreten Schelling's unablässig fortgeschrittene Wissen selbst gegen dessen jetzige Ansicht Manches einzuwenden hat, und wenn sie Cousin, den Fremden, mit der Sprache kaum Vertrauten, hie und da der mangelnden Einsicht in die Tiefen ihrer Entwicklung beschuldigt; so stellt darum ihr Organ, der Recensent, sich noch nicht über dieselben, so wenig derjenige, der da sagt, das ist besser, dadurch behauptet, er sei besser.

Wir folgen bei unserer Darstellung der Eintheilung, die Cousin in seinem hier zu besprechenden Aufsatze (eigentlich die Vorrede vor der zweiten Ausgabe seiner Fragments philosophiques, Paris 1833) festgehalten, und die auch Schelling, einige allgemeine Betrachtungen abgerechnet, in seiner Vorrede beobachtet hat; so daß dergestalt von der Methode, der Grundlage, dem Resultate, und dem Verhältnisse der Ansicht zu andern Systemen unserer Zeit wird gesprochen werden.

A. Das System Cousin's.

I.

Cousin erklärt sich entschieden für die Methode, welche den Ausgangspunkt aller gesunden Philosophie in die Erforschung der menschlichen Natur, und demnach in die Beobachtung setzt, und von dieser zur Induction und zum Raisonnement fortschreitet, um aus der Beobachtung alle in ihr enthaltenen Folgerungen zu ziehen. Es folgt hieraus von selbst, daß sich ihm die Philosophie von der Physik nur durch die Natur der der Beobachtung zu Grunde liegenden Phänomene unterscheidet. Die Erfahrung hat ganz unabhängig von den Objekten, auf die sie sich bezieht, immer nur dieselben Bedingungen und Regeln; und indem man diesen nachgeht, gelangt man in der Wissenschaft vom Menschen, wie in der Natur, auf genaue Classificationen. Diese Classificationen füllen den ganzen ersten Theil der Philosophie aus, den die Schule, weil er die menschliche Seele zu seinem eigenthümlichen Objekte hat, Psychologie nennt. Durch dieses Beachten der Erfahrung schließt sich Cousin's Verfahren enge an die Philosophie des 18ten Jahrhunderts; und dadurch trennt es sich im Gegentheile von der neuen deutschen Philosophie, wie sie wenigstens Cousin sich denkt.

Diese, welche in der Folge ihrer Begriffe die Ordnung der Dinge selbst widerzugeben trachtet, fängt mit dem Wesen der Wesen an, um sodann durch alle Stufen der Existenz bis zum Menschen und dessen verschiedenen Fähigkeiten herabzusteigen. Sie kommt zur Psychologie durch die Ontologie und die vereinigte Physik und Metaphysik; allein es ist, nach Cousin, in der Darstellung der Idee die Analyse der Synthese vorzuziehen, weil sie die Ordnung, in welcher die Wahrheit gefunden worden, wiedergibt, während die Synthese, indem sie die nothwendige Ordnung der Gegenstände zu geben sich anheischig macht, nur hypothetische Abstractionen zu erzeugen Gefahr läuft.

II.

In der Anwendung seiner Methode bricht Cousin entschieden mit der ältern französischen Schule, indem er neben den von ihr ausschließend beachteten Thatsachen der Sensation (des Sinneneindruckes) noch die actionellen und die rationellen unterscheidet und ihr Daseyn erfahrungsmäßig darzuthun strebt. Er ordnet sämmtliche Phänomene des Bewußtseyns nach drei Classen, die unter drei großen, elementaren Vermögen stehen, die durch ihre Combinationen alle andern erzeugen und in sich begreifen. Diese Vermögen sind: Sensibilität, Aktivität und Vernunft.

Um von der Vernunft insbesondere zu reden, so entwickelt sie sich nur unter der Voraussetzung, daß das thätige Ich schon da sei, gleichwie das Ich nur unter der Bedingung einer Sensation und vorausgegangener organischer Bewegungen in's Bewußtseyn tritt. Sie schließt sich auf das engste an die Persönlichkeit und Sinnlichkeit an, aber sie ist weder das Eine, noch das Andere; und der Grund davon, daß sie weder das Eine, noch das Andere ist, ist nur dieser, weil sie in uns ist, ohne wir selbst zu seyn, weil sie uns das offenbart, was nicht wir sind, Objecte, die von dem Subjecte selbst verschieden sind und außer seiner Sphäre liegen.

III.

Die Ontologie besteht mit eben so gutem Rechte wie die Psychologie, weil gerade diese letztere, indem sie uns über das Wesen der Vernunft aufklärt, uns selbst zur Ontologie führt, und zwar auf folgende Weise:

Von keiner Thatsache des Bewußtseyns läßt sich die Mitwirkung der Aufmerksamkeit ausschließen, jeder Act der Aufmerksamkeit aber ist ein mehr oder weniger freiwilliger Act, und ein solcher unterscheidet sich eben dadurch und wird daran erkannt, daß wir uns als Ursache desselben betrachten. Das Ich ist uns also unter dem Begriffe der Ursache und der Kraft gegeben. Aber diese Kraft, diese Ursache, die wir sind — vermag sie Alles, was sie will, und begegnet sie keinen Hindernissen? »Tausend Eindrücke bestürmen uns unaufhörlich; nehme ich die Aufmerksamkeit hinweg, so gelangen sie nicht bis zum Bewußtseyn. Füge ich die Aufmerksamkeit hinzu, so fängt das Phänomen der Sensation an. Indem ich nun den Act der Aufmerksamkeit auf mich als Ursache beziehe, kann ich nicht auf dieselbe Weise auch die Sensation auf mich beziehen, aber dennoch kann ich nicht umhin, auch sie auf eine Ursache zurückzuführen, nur ist diese nothwendig eine andere, von mir verschiedene, nämlich eine äußere. Ihre Existenz ist indeß für

Digitized by Google

mich so gewiß, als meine eigene; denn sie wirkt zu demselben Phänomen mit, das mir die Gewißheit meiner eigenen Existenz gibt, und ich kann die beiden Ursachen nicht trennen, ich muß die eine setzen, so wie ich die andere setze.«

Wir hätten also jetzt zwei von einander unterschiedene Ursachen, die eine als persönliche, die wir im Mittelpunkt des Bewußtseyns selbst sehen, die andere, die wir außerhalb des Bewußtseyns denken müssen, und demnach als äußere bestimmen.

Beide diese Ursachen sind aber offenbar beschränkt, unvollkommen und endlich, weil sie sich alle Augenblicke durch einander gehindert und begränzt finden, und die Vernunft bleibt bei ihnen nicht stehen, sondern es ist eine Thatsache, daß, den Begriff endlicher und beschränkter Ursachen einmal gegeben, wir nicht umhin können, eine höhere absolute und unendliche Ursache zu denken, welche selbst die erste und letzte Ursache aller übrigen ist. Sind aber wir selbst, oder ist das Wesen, das wir sind, und ist die äußere Welt, sind beide nur Ursachen; so folgt von selbst, daß das Wesen der Wesen, auf das wir sie beziehen, uns ebenfalls unter dem Begriffe der Ursache gegeben sey. Gott besteht daher für uns nur unter dem Titel der Ursache. Er ist absolute Substanz nur in so ferne, als absolute Ursache, und sein Wesen besteht gerade nur in seiner schöpferischen Macht.

Man hat diesem Systeme vorgeworfen: wenn man vom Bewußtseyn ausgehe, könne man nicht gesetzmäßiger Weise zur Ontologie kommen; allein — so wie man im Bewußtseyn ein Vermögen findet, dessen Charakter in Universalität und Absolutheit besteht, so ist es die Auctorität dieses Vermögens, auf die vertrauend man die Sphäre des Bewußtseyns überschreiten darf.

Man sagt ferner, es huldige dem berüchtigten Systeme des Spinoza und der Eleaten, dem Pantheism; allein — dagegen erwiedert Cousin: »Des Pantheism mich beschuldigen, ist so viel, als mir zur Last legen, daß ich die erste, absolute, unendliche Ursache mit dem Universum vermenge, das heißt, mit den zwei relativen und endlichen Ursachen des Ichs und des Nicht-Ichs, deren Schranken und augenscheinliche Unzulänglichkeit eben das Fundament sind, von dem aus ich mich zu Gott erhebe. Wenn ich indeß Gott und die Welt nicht vermischt habe, wenn mir Gott nicht der bloße All-Gott des Pantheism ist, so ist er mir noch weniger, ich gebe es zu, die Abstraction der bloßen absoluten Einheit, der todte Gott der Scholastik; und da er mir nur als absolute Ursache gegeben ist, kann er aus diesem Grunde, meiner Einsicht zufolge, gar nicht nichtschaffen, wornach die Schöpfung aufhört, etwas Unbegreifliches zu seyn, und es so wenig einen Gott ohne Welt, als eine Welt ohne Gott gibt. Der Gott des Spinoza und der Eleaten ist eine reine Substanz und keine Ursache. Die Substanz des Spinoza hat vielmehr Attribute, als Wirkungen. Im System des Spinoza ist die Schöpfung unmöglich; in dem meinigen ist sie nothwendig. Die Eleaten erkennen weder das Zeugniß der Sinne an, noch eine Realität des Unterschiedes oder irgend eines Phänomens, sondern verschlingen das ganze Universum in den Abgrund einer absoluten Einheit.«

Endlich vertheidigt sich Cousin gegen die Angriffe der Anhänger des sens commun (Lamennais und seine Schule). Die bekannte Argumentation der letztern ist folgende: Die Vernunft ist ein rein persönliches Vermögen; die auf sie gebaute Gewißheit hat also keine andere Basis, kein anderes Criterium, als unseren individuellen Sinn, was absurd ist. So wie aber die Vernunft ihrer Unmacht überführt ist, muß man eine andere Autorität suchen. Diese Autorität gewährt der dem individuellen Sinne entgegengesetzte Gemeinsinn (sens commun), der sich durch die Ueberlieferung erhalten.

Man hat schon hundertmal (behauptet Cousin) dieses Gerüst umgestürzt. Zunächst behauptet die Philosophie, daß, was der Schule Lamennais beliebt, individuelle Vernunft zu nennen, die generelle, universelle Vernunft sei, von der in jedem Menschen gleichsam ein Inbegriff, und die der wahre Gemeinsinn des menschlichen Geschlechtes ist; denn wenn dieser Gemeinsinn in Wirklichkeit dem menschlichen Geschlechte innewohnt, so kann er nicht ein Aggregat aus Bruchstücken der verschiedenen individuellen, mit einander verglichenen und combinirten Vernunften seyn, weil in der Vereinigung nicht mehr, als in jedem ihrer Bestandtheile seyn kann, und tausend individuelle, unechte Vernunften durch ihre Verbindung nicht untrüglich würden. Ferner, gibt es einen solchen Gemeinsinn, so muß, damit jeder seinen individuellen Sinn demselben unterwerfe, jeder wenigstens im Stande seyn, ihn zu erkennen. Aber wie? womit? Etwa mit seinem individuellen Sinn? Offenbar muß das fragliche System dieß annehmen; denn es gibt weiter nichts Besseres in dem Menschen. Aber wie kommt man alsdann dazu, mit diesem individuellen Sinn den Inhalt des allgemeinen auf eine untrügliche Weise zu erkennen? Man kann dieß nicht, ohne vom Individuellen (von dem, wie ich jenes Allgemeine empfinde) auf das Allgemeine zu schließen, und ohne zugleich sich selbst als Maßstab der Gewißheit anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

32. Mittwoch, den 22. April **1835.**

Ueber den gegenwärtigen Zustand der czechischen Literatur.

Erster Artikel.

Rudolph's II. Regierungszeit nennen die Böhmen die goldene Periode ihrer Sprache und Literatur. Seit dem Jahre 1620 rang dieselbe mit einer Reihe ungünstiger Einflüsse, so daß sie nach einem 150jährigen Kampfe zur völligen Unbedeutenheit herabsank. Erst mit dem Jahre 1774 beginnt die Aera des neuen Aufschwunges der lange verwahrlosten czechischen Literatur. Die Veranlassung zu diesem Aufraffen ihrer Lebenskräfte lag anfangs nicht so sehr in äußeren, ihr günstigen Verhältnissen, welche sich sogar nachtheiliger als zu jeder anderen Zeit für dieselbe gestalteten [1]; als vielmehr in dem durch ganz Europa erwachten mächtigen Emporstreben der Wissenschaft und Kunst, vornehmlich aber in der echt patriotischen Gesinnung jener Männer, welche den Adel ihrer Muttersprache, die Nothwendigkeit ihrer Pflege und Cultur erkennend, kräftig mit Wort und Schrift auftraten, um dieselbe vor dem drohenden Untergange zu retten. Balbin's Nachruf [2] wirkte erschütternd — die Bemühungen der edlen Czechen Adauktus Voigt, Fortunat Durich, Fr. Prohaska, Fr. Pelzel, J. Dobrowsky, Feldmarschall Fürst F. v. Kinsky [3], Hanke von Hankenstein [4] u. A. m. brachten es endlich dahin, daß die Nothwendigkeit der Bildung einer Sprache, welche sechs Millionen Unterthanen des Kaiserstaates in Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn sprechen, anerkannt und auch höchsten Orts gewürdigt wurde.

Vor Allem aber haben diese Völker der glorreichen Regierung des verewigten Monarchen Franz I. das Wiederaufblühen ihrer National-Literatur zu verdanken. Sein allerhöchster Wille gründete eine Lehrkanzel der böhmischen Sprache an der Universität zu Prag, welche durch den gelehrten Pelzel, als ersten Professor der böhmischen Sprache und Literatur, am 13. März 1793 würdig besetzt wurde. Durch eine allerhöchste Verordnung vom 23. August 1816 wurde bestimmt, daß in den Gymnasien czechischer Städte die Schüler durch Uebersetzungen der Klassiker und eigene Aufsätze in ihrer Muttersprache geübt werden sollen; ferner wird durch dieselbe Verordnung das Studium der czechischen Sprache den Hörern der Rechte nachdrücklich empfohlen. Die Verordnung vom 13. Februar 1818 dringt auf die Kenntniß der czechischen Sprache vorzüglich bei jenen Rechts-Candidaten, die sich um Stellen bei den k. k. Kreisämtern in Böhmen und Mähren bewerben, mit dem Beisatze, daß die Kenntniß dieser Sprache für einen politischen Beamten, der durch sein unmittelbares Wort auf den Unterthan einwirken soll, unumgänglich nothwendig sey. Eine weitere Verordnung vom 20. December 1818 enthält die Verschärfung des Vorerwähnten, und dringt auf die gründliche Kenntniß der czechischen Sprache bei den Zöglingen theologischer Anstalten und bei den Studierenden der Medizin und Chirurgie in Böhmen und Mähren. Durch diesen höheren Impuls angeregt, begann sich nun das literarische Leben in Böhmen kräftiger zu entfalten. Eine Reihe von Schriften aus allen Zweigen der Wissenschaft arbeitete darauf hin, unter den in geistiger Hinsicht weniger cultivirten Czechen und Mährern die Strahlen der Aufklärung, die Grundsätze einer reinen Moral, so wie die Ergebnisse mannigfacher landwirthschaftlicher Erfahrungen, und Andeutungen über die Emporbringung der Gewerbe und des Landbaues zu verbreiten. Historische und belletristische Schriften lehrten den Eingeborenen die Geschichte seiner Vorfahren, und den Werth seiner Sprache kennen; erhoben sein Selbstgefühl, rüttelten seinen Nationaleifer, und jede bessere und edlere Empfindung auf, die aus diesen empor sproßt, die dem Manne eine kühnere

---

[1] Z. B. das Patent vom 6. December 1774, welches statt der bisher bestandenen czechischen Schulen, die deutschen Normal-Classen einführte.

[2] Dissertatio apologetica pro lingua bohemica. Prag 1775. *Pelzel* edidit.

[3] Erinnerungen eines Böhmen über einen wichtigen Gegenstand. Prag 1774.

[4] Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur. Wien 1783. — Versuch eines Planes über die leichteste und nützlichste Lehrart der böhmischen Sprache und Literatur für einen Curs von 10 Monathen.

Digitized by Google

Zuversicht, ein festes Vertrauen auf den Einzelnen und auf Alle in den Wirren der Zeit verleiht, und sich als die sicherste Stütze des Landes und des Thrones bewährt. —

Viel ist fürwahr in dem Zeitraume von 40 Jahren geschehen, viel, sehr viel bleibt noch zu thun übrig. Zu kurz ist noch die Epoche der Wiedergeburt der czechischen Literatur, als daß ihr geistiges, veredelndes Prinzip durch alle Classen der Bevölkerung gedrungen wäre; gering ist noch immer die Anzahl der Böhmen und Mährer, besonders unter den wohlhabenderen Ständen, welche an den Fortschritten ihrer Muttersprache theilnehmend, die Produkte ihrer Schriftsteller lesen und würdigen — der größte Theil derselben starrt in Unwissenheit oder dumpfer Apathie die Erzeugnisse ihrer National-Literatur an. Doch müssen wir mit Freudigkeit gestehen, daß sich von Tag zu Tag, besonders unter dem höheren Adel, der Geistlichkeit, der studierenden Jugend, den Gewerbs- und Landleuten, der Kreis derjenigen erweitert, welche — wie es die Subscriptions-Verzeichnisse der erscheinenden Schriften ausweisen — die Blüthen ihrer Muttersprache mit Liebe pflegen. Zu diesen muß man die nicht geringe Anzahl der sogenannten Deutschböhmen rechnen, die, wenn sie die Sprache des Landes, dem sie entsproßten, erlernet, die Cultur derselben mit desto wärmerem Eifer begünstigen.

Erwäget man indessen, wie dürftig selbst wackere Schriftsteller in Deutschland für ihre gelehrten Arbeiten gelohnt werden, dort, wo Millionen Leser die Früchte ihres Fleißes genießen — wie geringfügig muß nicht der pekuniäre Gewinn eines Autors in einem Lande seyn, wo kaum Hunderttausende das gesammte lesende Publikum bilden. Der czechische Gelehrte muß, auf jeden Gewinn verzichtend, oft mit eigenen schweren Opfern sein Werk ausstattend, dasselbe der Presse übergeben[1]. Dieses erwägend, muß man fürwahr den uneigennützigen, aus edler Vaterlandsliebe entsprossenen Eifer der czechischen Schriftsteller dieser Periode achten, und noch mehr über die Menge, die Reichhaltigkeit der in diesem kurzen Zeitraume erschienenen Schriften staunen. Es sind wenige Zweige des menschlichen Wissens, die nicht in dieser Epoche von tüchtigen, kenntnißreichen Männern gepflegt worden wären. Theologie, alte Literatur, Sprachforschung, Philosophie, Aesthetik, Pädagogik, Mathematik, Zoologie, Botanik, Chemie, Mineralogie, Agrikultur, Medizin, Geschichte, Dramaturgie, Lyrik (worunter freilich auch manches gebrechliche und unbedeutende Produkt), haben rüstige und talentvolle Köpfe bearbeitet. Ja es kann mit Zuversicht behauptet werden: zu keiner Zeit, in keinem Lande, war, mit so geringen Mitteln, bei einem er Zahl so beschränkten Lese-Publicum je die Hälfte von dem geleistet worden, was Böhmen an Geistesproducten während der glorreichen Regierungs-Epoche Franz I. hervorgebracht. Möge nun auch ferner die Sonne kaiserlicher Huld einem Volke leuchten, das sich voll freudiger Hoffnung nach ihr wendend, die innige tiefempfundene Bitte um Gunst und Schutz für die Sprache seiner Väter stammelt; das bereit ist, mit seinem Herzensblute die Treue zu besiegeln, die es in den Stürmen der verflossenen Jahrhunderte seinem erlauchten Herrscherhause bewährte. — —

Der augenscheinlichste Beweis der immer regeren Theilnahme, deren sich die czechische Literatur erfreut, ist die Zahl der in dieser Sprache erscheinenden periodischen Schriften. In Prag allein kommen neun Zeitschriften in czechischer Sprache heraus! Der höchst billige Preis derselben, durch die patriotische Gesinnung der Mitarbeiter bewirkt, macht den Absatz derselben möglich.

Den Ehrenplatz unter denselben nimmt die, auf Kosten des Nationalmuseums erscheinende, von dem verdienstvollen Palacky redigirte Zeitschrift: (Casopis českého Museum) ein. Sie kommt in vierteljährigen Heften heraus und gewinnt von Jahr zu Jahr an Nützlichkeit und Gediegenheit — ja sie ist bereits eine wahre Fundgrube der czechischen Sprache, Geschichte und Literatur geworden. Unparteilichkeit, edle, versöhnende Ruhe (eine der nothwendigsten, wenn auch leider seltensten Eigenschaften eines periodischen Blattes) charakterisiren vor allen übrigen ihren Inhalt.

Krok. Reihet sich würdig an das vorerwähnte Blatt. Der gelehrte Naturforscher Dr. Swatopl. Presl redigirt dasselbe mit klarer Umsicht und tiefem Forschergeiste. Das gelehrte Publikum muß mit Dank die Verdienste anerkennen, die sich diese Zeitschrift, welche leider nur nach zu langen Perioden zu erscheinen pflegt, um die czechische Terminologie, besonders in Beziehung auf Chemie, Botanik, Mineralogie, Zoologie u. s. w. erworben.

Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit (Casopis pro Katholické duchowenstwo). Mit regem Eifer und günstigem Erfolge redigirt von dem hochw. H. W. Pessina.

Die czechische Biene (Česká wčela), von dem genialen Nationaldichter Celakowsky redigirt. Diese Biene sammelt eifrig gediegene Erzeugnisse der czechischen Muse, obgleich sie, vielleicht nur zu häufig, auf ausländischen Blumen umherflattert.

Czechische Blüthen (Kwěty české). Dieses Blatt, von dem jungen, mächtig aufstrebenden Tyl geleitet, nimmt größtentheils die Erzeugnisse jüngerer Autoren auf, und verdient theils wegen der Originalität ihrer Aufsätze, als vornehmlich deßwegen hohe Beachtung, weil sich in derselben manches reichbegabte Talent für die Zukunft ankündiget.

[1] Möge doch dieses Loos den würdigen Jungmann nicht treffen, der sein großartiges Werk, die Zierde der Literatur aller slavischen Völkerstämme, sein großes Lexikon auf den Altar des Vaterlandes opfert!

Digitized by Google

Die Prager politische Zeitung (Nowiny Prasské). Mit Umsicht kräftiger als je zuvor von Hrn. Czelakowsky redigirt.

Das Panorama des Universums in böhm. Sprache (Swětozor). Der durch seine tiefen und gelehrten Forschungen in der Geschichte und Literatur der slavischen Völker hoch verdiente Safařik leitet die Redaktion desselben. Ein solches, mit Holzschnitten geziertes Pfennigblatt ist für die gemeinere Classe der czechischen Bevölkerung ein weit fühlbareres Bedürfniß, als in jedem anderen Lande, wo Pfennigmagazine ins Leben treten. Hier wird dem Gewerbsmann um einen billigen Preis ein Blatt dargebothen, das ihm mancher wichtige Erfahrung mittheilt, das ihn über viele, ihn nahe berührende Resultate des menschlichen Wissens belehrt, worüber (was in Deutschland, Frankreich und England durchaus nicht der Fall ist) in seiner Sprache nie zuvor, oder höchst selten und ihm unzugänglich, geschrieben worden.

Der Jugendfreund (Přitel mladeže); redigirt von dem hochw. Herrn Ziegler. Eine laue Theilnahme scheint das Aufblühen dieses wahrhaft verdienstvollen Unternehmens zu hemmen. Endlich:

Die Abendunterhaltung (Wečernj wyraženj). —

J. Erasm. Woerl.

Victor Cousin, über französische und deutsche Philosophie. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths v. Schelling. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1834. XXVIII. 62 S. 8.

(Fortsetzung.)

IV.

Cousin legt ein besonderes Gewicht auf die Geschichte der Philosophie, und er findet die Probe der Wahrheit eines Systemes darin, daß es nicht die übrigen zu ächten brauche, um sich zu erhalten, sondern die Elemente der Wahrheit, die in jedem Systeme enthalten sind, brachten und dergestalt jedes derselben, wenn auch auf einer untergeordneten Stufe, in seiner Geltung belassen könne. Diese zugleich philosophische und historische Methode aber, die, selbst im Besitze der Wahrheit, die Bruchstücke derselben in allen Systemen da und dort wieder zu finden weiß, ist Eklecticism, und diesen legt Cousin seinem Systeme vorzugsweise bei.

Von vorzüglichem Interesse ist die Geschichte seiner Entwicklung aus und mit seiner Zeit: Im Jahre 1811, als Zögling der Ecole normale, hörte er Laromiguière; dieser lehrte die Philosophie Locke's und Condillac's mit Wärme, Geschicklichkeit und Klarheit. Im folgenden Jahre zog ihn Royer Collard, und bald darauf Maine de Biran (dem Cousin durch Herausgabe und Bevorwortung seines nachgelassenen Werkes: Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral de l'homme. Paris, Lagrange 1834, ein würdiges Denkmahl gestiftet), hinüber zu dem Systeme der Schotten (Reid), zur Schule des Idealismus; er lernte das active Element, die Personalität, achten und verstehen. Mit solcher Vorbereitung trat er im Jahre 1815 bei der Facultät der allgemeinen Wissenschaften als öffentlicher Lehrer der Philosophie ein. Aber die Lehren seiner Meister genügten ihm nicht; er lernte das Deutsche und studierte Kant.

Die Analyse, welcher Kant die menschliche Vernunft unterworfen, erregte sein Staunen. »Es ist unmöglich,« sagt er, »die Bedingungen und Gesetze ihrer Entwicklung mit größerer Schärfe und Präcision zu beschreiben; aber indem Kant nicht mit gleicher Sorgfalt die freie und wollende Thätigkeit analysirte, hat dieser große Mann übersehen, daß gerade an diese Classe von Phänomenen die Personalität geknüpft ist, und daß die Vernunft, obwohl mit der Personalität verbunden, dennoch von Grund aus sich von derselben unterscheidet. Denn wäre die Vernunft gleich der Aufmerksamkeit und dem Willen persönlich, so folgte daraus, daß alle Begriffe, die sie uns zuführt, ebenfalls persönlich wären, daß alle Wahrheiten, die sie uns entdeckt, bloß unserer Auffassungsweise angehörten. Daraus entspränge ein neuer und origineller Skeptizism, der zwar die in uns vorhandene Vernunft als ein von der Sensibilität nicht verschiedenes Vermögen betrachtete, und auch nicht läugnete, daß die Vernunft bei geregelter Entwicklung uns wirklich die Idee von der Seele, von Gott und der Welt gewähre; aber welche die Befugniß alles Ueberganges von der Psychologie zur Ontologie bestritte, — davon ausgehend, daß die Vernunft, als ein dem Subjecte eigenthümlich angehörendes Vermögen, nur innerhalb der Gränzen des Subjects Gültigkeit habe, und demnach alle objectiven und ontologischen Wahrheiten, die sie uns enthüllt, nur in dem Subjecte selbst ihren Grund haben, und daher nur durch eine selbst nur subjective Kraft gleichsam außer sich gesetzt würden.«

Geht man von Kant auf Fichte über, »so findet man bei ihm die von Kant als subjectiv aufgefaßte Vernunft bereits mit dem Ich in Eins verschmolzen, und zwar unter der Formel: das Ich setzt sich, setzt die Welt, setzt Gott, es setzt sich als die primitive und permanente Ursache, von der Alles ausgeht, und in die Alles zurückkehrt, wie mit dem Kreise zugleich auch nothwendig die Peripherie gegeben ist. — Zwar schon der gesunde Menschenverstand stößt eine solche ausschweifende Consequenz zurück; aber der Philosophie liegt es ob, diese Consequenz in ihrem Prinzipe zu zerstören, und dieses Prinzip ist die Subjectivität und Personalität der Vernunft. Dieß ist der psychologische Grundirrthum, den eine genauere Psychologie entfernen muß.«

Auf dieser Stufe stand aber Cousin, als er zu Ende des

Digitized by Google

Jahres 1817 einen Ausflug nach Deutschland machte. Er lernte hier die Schule Jakobi's kennen (Fries, Schmidt, Köppen und den unlautern Salat); aber eine Theorie, die den Glauben von der Wissenschaft trennt, und ihm auf diese Weise seine Basis und Regel entzieht, allen Verirrungen des Herzens und der Imagination Preis gibt, und der Philosophie keine andere Zuflucht übrig läßt, als einen unbefriedigenden und blendenden Mysticismus, war mit den Ergebnissen seines bisherigen Denkens so wenig im Einklange, als die noch fortkümmernden Ueberreste abgelebter Kant'scher Weltweisheit (Krug und Anderen). Desto gewaltigeren Eindruck machte auf ihn die damals in der Vollkraft ihrer Blüthe stehende Natur-Philosophie.

»Schelling, der Nachfolger Fichte's, hatte vor Allem die Ansprüche der äußeren Welt, der Natur vindicirt; von daher hat seine Philosophie ihren Namen. Im Systeme Kant's und Fichte's ist jede absolute und substantielle Existenz nur noch eine Hypothese, ohne andere Grundlage, außer einem Bedürfniß des Subjectes und des Ichs, das sie nur zuläßt, um sich selbst zu befriedigen. Um über dieses Relative und Subjective hinaus zu kommen, stellt sich Schelling im ersten Anlauf gleich in die Mitte des Absoluten. Nach ihm muß die Philosophie, wenn sie einen festen Boden will, die Psychologie und Dialektik, das Ich wie das Nicht-Ich, zurücklassen, und, ohne sich an die Einwürfe des Skeptizism zu kehren, sich zu allererst zum absoluten Wesen erheben, der gemeinschaftlichen Substanz, dem gemeinschaftlichen Ideal des Ichs und des Nicht-Ichs, das sich weder auf das Eine, noch auf das Andere ausschließlich bezieht, sondern alle beide in sich begreift und ihre Einheit ist. Diese absolute Identität des Ichs und des Nicht-Ichs, des Menschen und der Natur, ist Gott. Hieraus folgt, daß Gott in der Natur eben sowohl, wie im Menschen ist. Es folgt ferner daraus, daß diese Natur eben sowohl als der Mensch, Werth und Bedeutung an sich selbst hat, daß sie, gleich ihm, ihre Wahrheit besitzt, weil sie mit demselben Rechtsgrunde, wie er, existirt, und daß sie ihm gleichen muß, weil sie aus demselben Prinzipe stammt. Ihr ganzer Unterschied ist nur der von Bewußtseyn und Nicht-Bewußtseyn. Von einer andern Seite kann aber auch Gott in der Menschheit nicht weniger, als in der Natur seyn. Wenn die Natur in gewisser Beziehung so vernunftvoll als der menschliche Geist selbst ist, so muß dieser hinwiederum seine eben so nothwendigen Gesetze haben, als sie die Natur hat. Die innere, die Welt der Menschheit, ist eben so regelmäßig geordnet, als wie die äußere Welt. Nun offenbart sich die Welt der Menschheit in der Geschichte; folglich hat die Geschichte ihre Gesetze, und bildet in ihren verschiedenen Epochen und scheinbaren Abirrungen ein harmonisches System, gleichwie auch die äußere Welt in der Verschiedenheit ihrer Erscheinungen nur Eine ist. Aus dieser zweifachen Folgerung und ihrem gemeinsamen Prinzipe erklärt sich das hohe Gewicht der historischen Studien und der Naturwissenschaften.«

»Dieses System ist das wahre; denn es ist der vollständigste Ausdruck der gesammten Wirklichkeit, der universellen Existenz. Sein Urheber hat es aber voll Lücken und Unvollkommenheiten jeder Art gelassen. Hegel, der nach Schelling kam, gehört zu seiner Schule, in der er jedoch sich einen besonderen Platz gemacht hat, indem er das System nicht nur entwickelte und bereicherte, sondern ihm auch eine in mehrfacher Hinsicht neue Gestaltung gab. Hegel wurde von seinen Bewunderern für den Aristoteles eines zweiten Plato angesehen; die ausschließlichen Anhänger Schelling's wollen in ihm nur den Wolf eines andern Leibnitz sehen.«

Cousin will sich nun dadurch von diesen beiden Männern unterscheiden, daß er nicht von der Ontologie, sondern von der Psychologie ausgeht, und für das von ihnen Vorausgesetzte die Begründung sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Bei dem Exemplare des Vocabolario Cateriniano von Girolamo Gigli, das in der Magliabecchia zu Florenz aufbewahrt wird, und, wie fast alle, auch nur bis zur Seite CCCXX reicht, ist am Vorsetzblatte von gleichzeitiger Hand Folgendes bemerkt: »Questo Libro pieno di facezie e monteggi contro l' Academia della Crusca, Fiorentini ed altre persone di qualità, e forse di chi governa; non solo a Roma fu proibito per Decreto del Mro. del Sacro Palazzo de' 21. Agosto 1717, ma bruciato per le mani del Boia nel di IX. Settembre dell istesso anno al Bargello a suona di Campana; oltre l' essere stato l' Autore raso a publica voce da 40 Accademici della Crusca a ciò adunati la mattina de 2. Settembre di do mese d' ordine del Sermo Gran Principe di Toscana Prottettore della preda Accademia e l' Autore esiliato da Roma per 40 miglia.« Hierdurch wurde das Buch so selten, daß in ganz Italien überhaupt äußerst wenige, in Florenz nur zwei complette Exemplare existiren. Das Verhältniß zwischen Gigli und der Crusca, und die Urtheile der verschiedenen Schriftsteller darüber findet man kritisch beleuchtet in Francesco Oresbio Corsetti: Vita di Girolamo Gigli. Fireuze 1746. 4.

Julius Krone.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

33. Sonnabend, den 25. April 1835.

Historisch-statistischer Umriß von der österreichischen Monarchie. Aus den Papieren eines österreichischen Staatsbeamten. Nebst einer ethnographischen Karte von Oesterreich, und mehreren statistischen Tabellen. Leipzig 1834. VI und 302 S. 8.

Wir können nicht bestimmen, ob der Beisatz »aus den Papieren eines österreichischen Staatsbeamten« im Geiste der Wahrheit, oder der Buchhändler-Politik; wir vermuthen indessen das letztere. Dem sey wie ihm wolle, die Arbeit verdient, wenn nicht dem Inhalte, doch der Gesinnung nach Anerkennung. Diese trägt nicht, wie leider so viele Erscheinungen des Tages, den Charakter unverschämter Lügenhaftigkeit, offener oder hinterlistiger Feindseligkeit; sondern ist versöhnend und besonnen in Würdigung und Tadel. Licht- und Schattenseiten hat jeder Staat, wie jedes Produkt menschlicher Intelligenz: der ruhig prüfende Blick wird sie finden, und durch streng und würdevoll abgegränzte Hinweisung gewiß mehr des Guten wirken, als das Marktgeschrei der Arroganz, und die Streif- und Querzüge eklen Witzes! — Zum Glücke für wahre Humanität ist der Schleier zerrissen, in den sich zu unserer Zeit vorzugsweise die Koryphäen des letzteren hüllten; ihre Charakterlosigkeit, ihre Börsen-Politik, ihre Feilheit liegt am Tage. Und so mußte es kommen: wer schamlos die Wahrheit ins Gesicht schlägt, wird und muß unmännlich vom Kampfplatze treten. Die Geschichte der neuesten Literatur liefert mehrere Beispiele; selbst an näher liegenden fehlt es nicht, welche jedem, nur etwas aufmerksamen Beobachter die Ueberzeugung aufdringen, wie Menschen ohne Idee und ohne alle Begeisterung Herolde der divergirendsten Ansichten, und in nackter Selbstsucht Knechte aller Zwecke werden. Wahrlich, wahrlich, daran mögt ihr die Pharisäer erkennen im heiligen Reiche der Wahrheit! —

Doch wir kehren zu unserem Buche zurück.

Das Vorwort belehrt uns, daß der Herausgeber (Groß-Hoffinger?) den Nachlaß des angeblich österreichischen Staatsbeamten geordnet, und mit Hülfe der trefflichen Werke von Blumenbach, Schmidl, Groß, Hebenstreit, Jenny« ergänzt und vervollständigt habe. Wir verkennen die Verdienste dieser Herren, namentlich Blumenbach's nicht; allein bei einem historisch-statistischen Umrisse von der österreichischen Monarchie kommt es uns vor, als wenn bloße Reisehandbücher, die Landeskunde von Oesterreich unter der Enns, der Kahlenberg von Groß (Hoffinger), und Beschreibungen Wien's nicht ausreichen dürften. Diese Ansicht findet wenigstens gleich in der ersten Abtheilung, welche »Oesterreichische Regentengeschichte« überschrieben und in 105 Seiten enthalten ist, ihre vollste Begründung. Die Benützung der ersten besten Compendien würde die zahlreichen Unrichtigkeiten beseitigt haben, und das Studium Schrötter's u. A. vielleicht hinreichend gewesen seyn, die Seite 1 vorausgeschickte Bemerkung, daß eine Geschichte Oesterreichs (des Kaiserstaates und seiner Bewohner?) etwas Unmögliches, zu entkräften. Eine solche allgemeine Bemerkung unterliegt freilich keiner Schwierigkeit; sie ist vielmehr recht eigentlich dazu gemacht, aller Schwierigkeiten uns zu überheben, um auf der weitgetretenen Straße gemächlich fortwandern zu können. Doch wir wollen darüber weder mit dem Staatsbeamten, noch mit dem Herausgeber rechten, sondern uns, wie es im gegenwärtigen Falle billig, an die Regentengeschichte halten. Daß indessen selbst eine solche ohne Fleiß bloßes Flickwerk werden muß, dürfte jedem Leser, der die vorliegende bis auf die letzte Seite durchgebracht hat, zur Gewißheit geworden seyn. Sie erhebt sich in keiner Beziehung über das Mittelmäßige: die Charakteristik der Fürsten ist durchgehends schwankend, nicht selten unwahr gezeichnet, das Verhältniß zu ihren Völkern ohne Kraft und Tiefe geschildert, und selbst das Facten-Verzeichniß, worauf es denn leider auch hier, wie in allen Compendien, großentheils hinausläuft, durchaus entstellt von gröblichen Fehlern. Selbst die Frage aller Fragen: Wie ist der Kaiserstaat das geworden, was er ist? oder in Beziehung auf die Regenten: Wie haben diese den Anwachs und die Ausbildung desselben zu Stande gebracht? fand keine klare, genügende Durchführung, und während manches Unwichtige mit ermüdender Breite abgehandelt worden, sind nicht selten eigentliche Lebensfragen ganz unberührt oder im Dunkel geblieben. Dahin gehören insbesondere: die Theilungsurkunde Ludwigs des Frommen, die Erwerbungen und Privilegien der

Digitized by Google

Babenberger, als Grundsteine des großen Baues, die Rechtstitel der Habsburger u. s. w. Die Seiten 9 und 10 liefern vollgültige Belege; wir heben nur folgende Stelle aus: »Am ersten unter den Provinzen Oesterreichs wurde Kärnthen dem kleinen Staate angeschlossen!!« Dieser gleichen alle übrigen, in der That Meisterwerke unbestimmter, oder irriger Angaben, an welchen übrigens, wie schon gesagt, der ganze historische Abriß keinen Mangel leidet. So werden die Babenberger von vorne herein erbliche Regenten genannt; so steht Seite 11: »Carl der Große starb am 28. Jänner 814, und hinterließ das Reich seinem Sohne Ludwig dem Frommen, der seinen Erstgebornen zum Mitregenten erwählte, während seine zwei jüngern Söhne Pipin und Ludwig die Avaria Hunnia, Oesterreich und Baiern erhielten.« Die Theilungsurkunde hingegen, nachdem sie Aquitanien für Pipin bestimmt, fährt fort: Item Hludovicus volumus ut habeat Bajoariam et Carentanos et Bohemos et Avaros atque Slavos, qui ab orientali parte Bajoariae sunt etc. Wir könnten hier auch fragen, was Verf. und Herausgeber unter Avaria Hunnia und Oesterreich verstanden haben wollen? — S. 12: »Mit Leopold I., der von Otto II. die Ostmark erhielt, beginnt die Reihe der berühmten Babenberger Markgrafen. Das erste Geschäft Leopolds war die Befestigung der österreichischen (!!) Bergschlösser, um das Land gegen die Einfälle der Ungarn zu schützen. Er trieb ihren Anführer aus dem Lande (!) hinaus und schleifte Melk.« — S. 13: »Friedrich Barbarossa forderte von ihm (Heinrich Jasomirgott) Baiern zurück, erhielt es auch, und ertheilte dafür Oesterreich neue Privilegien, und erhob es zum Herzogthume.« — Wann und wie die österreichischen Markgrafen Baiern erhielten, davon wird früher, so wie von älteren Privilegien keine Sylbe gesagt; wenn daher in minder unterrichteten Lesern hier Zweifel entständen, wäre es eben so wenig auffallend, als wenn sie später die Frage stellten, wann denn eigentlich das Land ob der Enns mit der Ostmark vereinigt worden!! —

Es kann wohl nicht unsere Aufgabe seyn, die irrigen Angaben aller Seitenzahlen zu berichtigen; wir halten vielmehr schon die gegebenen Andeutungen über die ersteren für hinlänglich, den eigentlichen Werth des Ganzen außer Zweifel zu setzen. Ein Geschichts-Compendium, soll es seinem Zwecke entsprechen, muß Bestimmtheit in den Angaben, und Klarheit in der Darstellung entwickeln. Jene setzt Kenntniß der nöthigen Quellen, diese tüchtige Studien voraus; beide Bedingungen haben dem angeblichen Staatsbeamten gefehlt. Nur daraus läßt sich erklären, wie er S. 45 Kaiser Friedrichs IV. Regierung segenvoll für die innere Ruhe des Landes nennen, und S. 53 übersehen konnte, daß die schlechte Verwaltung der Finanzen unter dem sonst gewiß großen Maximilian I. zunächst mit Ursache gewesen an dem unglücklichen Ausgange vieler seiner Unternehmungen. Stellen übrigens, wie die S. 55: »Seine (Ferdinand's I.) Regierung und die von Religionseiferern gerühmte Weisheit seiner inneren Einrichtungen hat ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte des katholischen Kirchenthums verschafft« — verrathen geradezu Anlage zur Oberflächlichkeit, wenn nicht auch eine Richtung, die für jeden Geschichtsschreiber verderblich ist. Ferdinand's innere Einrichtungen und Gesetze dürften im Bezuge zu seiner Zeit wohl auch vor dem Richterstuhle der Humanität Anerkennung finden. Zu diesem Schlusse wird sich wenigstens Jeder genöthigt fühlen, der, vom Geiste der Wahrheit beseelt, etwas tiefer in die Sache eingeht. Leider ist es den meisten Historikern, welche bisher über Oesterreichs Regenten aburtheilten, nicht so sehr um die Wahrheit zu thun gewesen, als vielmehr um die Befriedigung jener angeerbten Sucht, ein beliebtes Thema in allen möglichen Variationen wiederzugeben. Wir können zu diesen den Verfasser nicht zählen; vielmehr beurkundet er die schon im Eingange angedeutete gute Gesinnung durch und durch auf eine Weise, die selbst öfters zu weit geht. Hierher möchten wir vorzugsweise die Charakter-Schilderungen Rudolphs II. und Leopold's I. rechnen; die meisten übrigen leiden nur an Einseitigkeit, welche indessen nirgends so verletzend hervortritt, als bei der Würdigung Joseph's II. Das wahrhaft Große wird darum so selten verstanden, weil die Gewöhnlichkeit, über Zufälligkeiten und Nebendinge, die Idee und das Zeugende, Befruchtende und Fortpflanzende ihrer Strahlen vergißt! —

(Schluß folgt.)

Victor Cousin, über französische und deutsche Philosophie. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths v. Schelling. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1834. XXVIII u. 62 S. 8.

(Fortsetzung.)

B. Die Kritik Schelling's.

I.

Allgemeines und Methodisches.

Die speculative Bedeutsamkeit Cousin's besteht darin, deutsche Forschung mit französischer Präcision wieder gegeben zu haben. Allzu lange hat man die Philosophie als ausschließliches Eigenthum einer Nation betrachtet, und in ihrer Unverständlichkeit, ja in dem Unvermögen anderer Völker, sich dieselbe anzueignen, einen eigenthümlichen Vorzug gesucht.

Der Ausgangspunkt war Cousin durch das System gegeben, aus dem er ursprünglich hervorgegangen, an das er seine Bestrebungen in Frankreich anknüpfen mußte: die Beobachtung, leider auf die Thatsachen des Bewußtseyns beschränkt, die so »dürftig« sind in Vergleich mit den großen Thatsachen des Werdens, wie sie z. B. Plato im Philebus dar-

Digitized by Google

stellt. Dieser Ausgang ist übrigens von keinem spekulativen Vortheile, denn zuletzt will man doch auf einen Punkt kommen, von dem aus die »Ordnung der Dinge in ihrer natürlichen Folge« sich construiren läßt, warum sich also nicht gleich auf denselben stellen? Die Schwierigkeit liegt nicht darin, einen solchen Anfang zu rechtfertigen, sondern in der Möglichkeit, von ihm aus fortzuschreiten. Darum hat also nicht bloß, wie Cousin will, die neuere deutsche Philosophie, sondern schon die ältere Metaphysik sich auf einen solchen Standpunkt gestellt.

Irgend einen Erfahrungssatz hat freilich jede Philosophie an ihrer Spitze, wie z. B. selbst Spinoza, wenn er sagt: man müsse von dem anfangen, cujus conceptus non eget conceptu alterius rei, ja überhaupt der Grundsatz alles Rationalismus: »Man müsse von dem nicht Nicht-zu-denkenden beginnen« ist ein solcher; darum aber ist noch nicht das Eingehen in psychologische Thatsachen vonnöthen.

Die Psychologie (nach Sch.) hat bloß einen gewissen propädeutischen Nutzen als Vorübung für die Philosophie überhaupt, wiewohl auch in dieser Beziehung der philosophische Geist selbst bereits besser gesorgt hat, der in den verschiedenen philosophischen Systemen, wie sie aufeinander folgten, seine Lehrjahre zurückgelegt, und im Rationalismus und Empirismus seinen höchsten Gegensatz hervorgebracht hat, und es möchte darum hier allerdings etwas dem von Cousin so wahr und trefflich dargestellten Eklekticismus (wenn dieß gleich nicht das passende Wort ist), Aehnliches an seinem Platze seyn. Indeß auch diese Vorbereitung ist, wie gesagt, nur eine subjectiv nothwendige; nöthig nur für den erst zu jener Philosophie zu Erhebenden, nothwendig nur zum Verständniß der Erklärung, mit der sie rein beginnen könnte: Ich will nicht das bloße Seyende; ich will das Seyende, das ist oder existirt.

Dieß Festhalten am Empirismus, wie wir es auf Seite der Franzosen und anderer nicht minder begabter Nationen gewahren, ist als eine bloße, wenn auch zum Theil nur blinde Protestation nicht gegen Philosophie, sondern gegen den einseitigen Rationalismus zu denken, von dem die Deutschen bis jetzt nicht lassen konnten, und gerade in jener Abneigung gegen diesen ist, wenn auch in ziemlicher Ferne, ein Mittel der künftigen Verständigung zu sehen.

Denn es steht der Philosophie noch eine große, aber in der Hauptsache letzte Umänderung bevor, welche einerseits die positive Erklärung der Wirklichkeit gewähren wird, ohne daß andererseits der Vernunft das große Recht entzogen wird, im Besitz des absoluten Prius, selbst das der Gottheit, zu seyn, ein Besitz, in den sie nur spät sich setzte, der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältniß emancipirte, und ihr die Freiheit gab, die erforderlich ist, um die positive Wissenschaft als Wissenschaft zu besitzen. Hierbei wird also auch der Gegensatz von Rationalismus und Empirismus, jedoch in einem viel höhern Sinn als bisher, zur Sprache kommen, in einem Sinne nämlich, in welchem man sagen kann, daß der wahre Gott nicht das bloße allgemeine Wesen, sondern selbst zugleich ein besonderes oder empirisches ist. Eben so wird dann auch eine Vereinigung beider in einem Sinn, wie sie bisher nicht zu denken war, zu Stande kommen, in einem und demselben Begriff, von welchem, als gemeinschaftlicher Quelle, das höchste Gesetz des Denkens, alle secundären Denkgesetze und die Principien aller negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften eben sowohl, als von der andern Seite der positive Inhalt der höchsten, allein eigentlich (sensu proprio) so zu nennenden Wissenschaft sich herleitet.«

Cousin's Philosophie ist nicht aus einem Gusse, sie besteht aus zwei heterogenen Theilen, in deren einem er das Daseyn eines erkennenden Vermögens zu beweisen sucht, und in deren anderem er dieses Vermögen zum Aufbau einer Wissenschaft von der äußern Welt, von Gott und dem Menschen, benutzt. Sie ist ferner bloß formal, bekümmert sich bloß um das daß, und hat keinen positiven Gehalt, fragt nicht um das Wie? Sie geht nicht über das Maß der früheren Schulmetaphysik hinaus, und ist weit entfernt, eine Realphilosophie zu seyn, wie sie in den neuern Systemen gesucht wird. Ja sie verwickelt sich in einen Zirkel, in dem sie die Vernunft als Mittel der Erkenntniß voraussetzt, und um das Daseyn der Vernunft zu beweisen, sich selbst auf sogenannte Aussprüche derselben beruft. Sie ist endlich pantheistisch, denn Gott ist ihr nur Ursache, als nothwendig mit der Welt verknüpft.

II.

Besonderes und Historisches.

Was die Vernunft betrifft, so ist darunter im Sinne Cousin's bloß die Nöthigung zu verstehen, die wir empfinden, wenn wir dem durch das Bewußtseyn gegebenen Principe der Causalität und Begriffe der Substanz vertrauen, darum konnte Cousin sagen, daß sie sowohl in syllogistischer Form als in Form des Gefühls, als Enthusiasmus, Inspiration sich geltend mache. Er steht in dieser Beziehung ganz auf dem Standpunkte Jakobi's. Die Vernunft kann ihm eben deßwegen nur etwas Negatives, Verwehrendes seyn, er unterscheidet sich in Nichts von dem gewöhnlichen Rationalismus. —

Die Vernunft gilt ihm ferner als etwas Objectives (vom Subject Unabhängiges), dieß hätte aber des Erweises bedurft, der nur darin gefunden werden könnte, wenn nachgewiesen würde, daß sie selbst vom Object abstammt. Jedenfalls setzt diese Erklärung einen Prozeß voraus, mit dem sich Cousin nicht einlassen zu wollen scheint. Darin möchte eben sowohl die Mangelhaftigkeit seiner eigenen, als seiner Darstellung der deutschen Philosophie liegen. Denn gerade der

Digitized by Google

Begriff des Prozesses ist das, was der eigentliche Fortschritt war in der neuern Philosophie, und nicht in dem Materiellen der Sätze, sondern in ihrer Methode liegt das wahre Wesen der deutschen Philosophie, worunter Schelling hier ausschließlich die seinige versteht.

Spinoza z. B. versichert bloß, daß die endlichen Dinge aus dem Begriff der Substanz (wie er das absolute Prius nennt) mit rationeller Nothwendigkeit folgen, aber er zeigt es nicht. Die Identitätslehre (Schelling's früheres System) hatte an ihrem unendlichen Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, »das seiner Natur nach sich objectivirt (zum Object wird), aber aus jeder Objectivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor-, und nur in eine höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie, nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden), als über alles siegreiches Subject stehen bleibt;« ihr Prinzip des nothwendigen Fortschreitens. —

Am bittersten wird Schelling, wenn er auf das Lob zu sprechen kömmt, das Cousin in so reichlichem Maße Hegel spendet. Mit Hohn wird darauf hingewiesen, daß Cousin, der eingesteht, von Hegel anfänglich (1817) wenig oder nichts verstanden zu haben, nach seinem eigenen Ausdruck hingegangen sey, den großen Mann zu prophezeien! Daß unter »jener Erschöpfung und Abstumpfung der Geister, für die das Widrigste und Abstoßendste zum Anziehendsten wird«, der Gemüthszustand der Schüler jenes Meisters gemeint sey, wird wenigstens aus der Stellung der Worte nicht unwahrscheinlich gemacht. Ja das ganze System Hegel's wird aller Originalität baar und ledig, behaftet mit Voraussetzungen am Beginne und im Fortgange der Untersuchung erklärt. »Das Element, wodurch in der Identitätslehre der Rationalismus mit dem Empirismus verschmolzen war, bestand darin, sagt Schelling, daß das rein Rationale, nicht nicht zu Denkende, sobald es, auf die erwähnte Weise sich steigernd, von jeder Objectivität nur zu höherer Subjectivität fortschreitet, das Subject mit dieser, d. i. mit einer durch die lebendige Auffassung der Wirklichkeit oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, aufgedrungene Bestimmung war. Dieses Moment hat ein später Gekommener, den die Natur zu einem neuen Wolfinismus, für unsere Zeit, prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäßig, dadurch hinweggeschafft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über-, und aus diesem in sich selbst zurückzugehen, den logischen Begriff setzte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostafirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb. Das letzte war ganz seine, von dürftigen Köpfen, wie billig, bewunderte Erfindung, wie auch, daß eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Seyn bestimmt wurde. — Die erste Voraussetzung der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie war, daß der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft oder Natur hat, von selbst (denn die Subjectivität des Philosophirenden sollte ganz ausgeschlossen seyn), in sein Gegentheil umzuschlagen (sich gleichsam überzustürzen), um dann wieder in sich selbst zurück zu schlagen; was man von einem Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriff aber weder denken noch imaginiren, sondern nur eben sagen kann. Das Abbrechen der Idee, d. h. des vollendeten Begriffes von sich selbst, war eine zweite Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein anderer, für den es schwer seyn möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem rein rationalen System keine Kategorie gibt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat... Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Realphilosophie (an einer solchen war seit Cartesius gearbeitet worden) auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem rein rationalen, alles Empirische ausschließenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorn abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des Anders- oder sich-untreu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens gedient, aufs Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Josepho HAMMERO suo
cum domus extinctae Purgstallorum
haereditatem cernere sibi contigisset Boettigerus senex
Dresdae a. d. X. April
MDCCCXXXV.

Quo tibi divitiae, quid prodest, dic mihi, quod nunc
Purgstallorum haeres celsus in arce habitas?
Pauper eris, si non, tua me in sacraria conde,
Mens bona, propitium tu mihi numen, ais.
Aurifer in Te ipso est Pactolus, divite vena
Exundas, Tibi mens ingeniumque sapit.
Oscuia dant Tibi filiolae, dat et uxor amata,
Circumstant nati, mox generi advenient.
Suspicit Europa et curru vehit aurea Fama
Scripta Tua, insignem [1] Te orbis uterque colit.
Ergo quod his animus rebus non deficit aequus,
In florente domo vita beata Tibi est.

[1] Hammerum insignibus equestribus ab Orientis et Occidentis regibus exornatum fuisse, nemo nescit.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

34. Mittwoch, den 29. April **1835.**

Gedichte von Franz v. Elsholtz. Berlin (Nicolaische Buchhandlung) 1834. VIII. u. 231 S. 12.

Fr. v. Elsholtz ist der literarischen Welt bereits als Verfasser einer vortrefflichen Reisebeschreibung und als Lustspieldichter auf das Vortheilhafteste bekannt. Unter so vielen Werken, die in neuerer Zeit über Italien erschienen, dürfte wohl in Keinem das buntgestaltige, vielbewegte Leben der Italiener mit mehr Anmuth, Frische und Wahrheit abgespiegelt seyn, als in den von unserm Verfasser herausgegebenen Ansichten und Umrissen aus den Reise-Mappen zweier Freunde (2 Th. Berlin und Stettin, bei Nicolai, 1831). An diesem Buche wird Jeder, der nach Italien zu reisen gedenkt, einen freundlichen Leitstern finden; Jedem, der aus dem gelobten Lande der Kunst und schönen Natur zurückkehrt, wird es die lebhaftesten Erinnerungen wecken. Referent meint sich unverholen über den Werth dieses Reiseberichtes aussprechen zu dürfen, da er dessen Verdienst durch den Augenschein selbst erprobt hat.

Dieses Buch war sein treuer Begleiter in Rom und Neapel. — Jenes glückliche Auffassen und Darstellen der innigsten Verhältnisse und Beziehungen des Lebens, jene heitere Laune, die selbst der Empfindung die Falten des Ernstes von der Stirne hinwegscherzt, jenen köstlichen Leichtsinn, der mit großartiger Ironie Sprünge von einem Extreme zum andern macht, diese und andere Schattirungen, die uns den Verfasser als Reisenden so liebenswürdig machen, finden wir wieder als Typen in seinen Schauspielen, von denen so eben eine zweite Auflage erscheint. Zur Bethätigung dieses Ausspruches verweisen wir auf des Verfassers klassisches Originallustspiel: die Hofdame, worin durch sechs Personen, deren jede in ihrer Individualität abgeschlossen auftritt, ein höchst lebhaftes, in der Zeit bedingtes Charakter- und Sittengemälde eines ganzen Standes dargestellt wird. Für den Werth dieser dramatischen Dichtung dürfte hinlänglich der Umstand sprechen, daß sich Goethe derselben mit besonderer Anerkennung und Neigung zugewendet hat.

Aus dem Gesagten läßt sich beiläufig der Standpunkt entnehmen, von welchem aus die vorliegenden Gedichte aufgefaßt werden sollen. Wir würden ihrer sanguinischen Natur Unrecht thun, wenn wir an sie den schwerfälligen Maßstab anlegen wollten, den die Kritik gewöhnlich bei Beurtheilung deutscher Lyrik zur Hand nimmt. Sie sind leichtbeschwingte, heitere Kinder des Zufalls, die mit Hülfe eines recht artigen, sich besonders in der Pointe kund gebenden Einfalls an das Tageslicht traten. Ihre zarten, aus leichtem Stoffe gewebten Körperchen tragen alle eine bunte, aber frische Färbung; es ist ihnen zwar nicht die rothbraune Farbe angestammter Kraft und Leidenschaft aufgeprägt, aber auch nicht die Bläſſe der Gefühlsüberschwenglichkeit angekränkelt. Stimmung, Laune, Witz, Galanterie und eine gewisse anständige Sinnlichkeit sind die darin vorherrschenden Elemente. Einfälle und Ausfälle biethen sich die Hände, doch sind erstere nicht gesucht, letztere nicht bitter. Das Pikante des Gedankens tritt in elegantem Gewande auf. Ein Anflug von Gemüthlichkeit ist über das Ganze hingehaucht. Die meiste Aehnlichkeit haben diese Gedichte mit den »Chansons« der Franzosen. Man sieht es dem Verfasser auch an, daß er die, zum Französischen sich hinneigende Bildung der höheren Stände Deutschlands genossen habe; doch schimmert überall sein echt deutsches Naturell als haltbarer Grundton durch. Vor Allem kommt diesen Gedichten ihre genuine Einfachheit, und die Reinheit in Form und Sprache zu Statten. In letzterer Beziehung halten diese anspruchslosen Gaben auch die Stahl- und Feuerprobe der anatomischen und chemischen Kritik aus.

Ungünstige Beurtheiler könnten die vorliegenden Dichtungen in die Klasse der sogenannten Gelegenheitsgedichte werfen. Dieser oft mißbrauchte Ausdruck dürfte aber nur in so fern auf unsern Dichter anwendbar seyn, als man voraussetzen kann, daß er nie etwas niedergeschrieben, wenn ihm nichts eingefallen ist, daß mithin ein äußerer Umstand ihm die Veranlassung, ein geeigneter Einfall aber die Gelegenheit zur Hervorbringung eines Gedichtes gegeben habe. Nach dieser Auslegung sind die Mehrzahl und gerade die besseren poetischen Erzeugnisse Gelegenheitsgedichte. Aeußert sich doch Goethe selbst irgendwo, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht seyn müsse.

Die Sammlung, deren Inhalt uns zum Theile schon aus den oben angeführten Ansichten und Umrissen bekannt

Digitized by Google

ist, beginnt mit Liedern, unter welchen wir: Alles zu rechter Zeit (S. 9), die Erwartung (S. 10), Husaren-Lied (S. 17) und der Dryas Rache (S. 36) als besonders gelungen bezeichnen. Weniger sprechen die darauf folgenden Balladen und Legenden an. — Die nächste Abtheilung enthält vermischte Gedichte, unter welchen sich: Der Lauscher, Kahn und Ruder, die satyrische Parabase: Dramatische Kunst im 19ten Jahrhundert, und das launichte Selbstverhör und Urtheil am Neujahrsabend auszeichnen. Ernster gehalten sind: das Kreuz und Grabesbothschaft (geschr. auf dem Gipfel der Simplon-Straße). In den folgenden Huldigungen, Denk- und Sendeblättern (S. 119—194) findet sich viel Zartes, Sinniges, Heiteres und Pikantes. Wir verweisen auf die Gedichte: Subjekt und Objekt (an Stephanie Napoleon, Großherzogin Witwe von Baden), Mir fällt nichts ein! (Ottilien von Goethe in ihr Gedächtnißbuch), und der Donau-Schwan (an Franz Grillparzer auf dem Wege nach Wien). Am Schlusse der Sammlung finden wir gelungene Räthselspiele. Der Verfasser bringt auch Gedichte in französischer Sprache, worunter besonders: Le profit d'avoir tort, und: Les Electeurs ansprechen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist anständig und geschmackvoll. Somit scheiden wir mit freundlicher Erinnerung von dieser heiteren, bescheidenen Spende, die bei allen Wohlwollenden, besonders aber bei dem schönen Geschlechte eine liebevolle Aufnahme finden dürfte. Ch. W. Huber.

Historisch-statistischer Umriß von der österreichischen Monarchie. Aus den Papieren eines österreichischen Staatsbeamten. Nebst einer ethnographischen Karte von Oesterreich, und mehreren statistischen Tabellen. Leipzig 1834. VI und 302 S. 8.

(Schluß.)

Mehr als die Regentengeschichte mag der statistische Abriß, welcher die zweite Abtheilung des vorliegenden Werkes bildet, mäßigen Anforderungen genügen; wenigstens ist hier nicht ohne Fleiß das Bekanntere, Zugänglichere benützt, und in einer lobenswerthen Zusammenstellung wiedergegeben. Im Allgemeinen läßt sich dagegen einwenden, daß viele Daten veraltet, mithin unrichtig; und insbesondere die numerären Angaben häufig an dem zu viel oder zu wenig leiden. So ist z. B. die Volkszahl des Kaiserstaates (S. 118) um mehr als 1 Million zu gering angesetzt; die neuesten Berechnungen haben 34,454,681; darnach müssen denn auch alle speciellen Aufzählungen ergänzt werden. Tirol (S. 169) hat 518 □ M., 22 Städte, 28 Märkte, 1720 (nicht 1588) Dörfer, und 813,308 Einwohner; Ungarn (S. 172) 4196 □ M., 11,821 Dörfer, aber nur 653 (nicht 760) Märkte, und mit Einschluß der Armee eine Volksmenge von 11,068,000; Steyermark 409 □ M. und 902,391 Einwohner; Böhmen 956 □ M., 284 St., 278 M., 11,979 D. und 3,950,826 E. etc. etc. Zu hoch hingegen sind angesetzt: S. 114 die Fechsung des Weines; S. 115 die Schafzahl; S. 117 die Ausbeute an Kupfer, Silber, Blei; die Volkszahl Galiziens, welche nur 4,307,725 beträgt, u. a. m. — Besondere Anerkennung verdienen die vielen Tabellen; und mehrere einzelne Kapitel zeugen von dem rühmlichsten Eifer, das Ausland mit den Fortschritten Oesterreichs bekannter zu machen; nur Schade, daß viele Daten, wie schon gesagt, mindestens um ein Decennium zu alt erscheinen. Auffallend tritt dieses in den übrigens guten Notizen hervor, welche S. 130 »Schifffahrt« überschrieben sind. Wir wollen hier einige Berichtigungen folgen lassen.

An Zustandebringung eines vollständigen Seekodex wird fortwährend gearbeitet, und viele zu dessen politischen (administratischen) Theil gehörige Maßregeln sind bereits in provisorischer Wirksamkeit, wie: das Patentirungs-Reglement vom Jahre 1823, das Reglement für die Küstenschifffahrt vom Jahre 1825 u. s. w.

Seit dem Jahre 1822 hat sich die österreichische Seeschifffahrt wesentlich gehoben. Triest ist jetzt der fünfte Hafen in Europa; er nimmt nach London, Liverpool, Hamburg und Antwerpen den nächsten Platz ein. Hinsichtlich der Zahl der in Triest ein- und auslaufenden Schiffe hätte wenigstens der Herausgeber recht leicht neuere Daten aus der, vom Triestiner Lloyd jährlich im Monate Jänner herausgegebenen Schifffahrts-Uebersicht ziehen können; zumal, da hiervon auch ein Auszug im österr. Beobachter, in der Allgemeinen Zeitung, und in andern Blättern mitgetheilt wird.

Was S. 137 über die Küstenschifffahrt gesagt wird, ist zunächst auch unrichtig. Die Kabotage theilt sich in die große und kleine. Letztere ist in ihren Fahrten auf das Wassergebieth der vier See-Gubernien: Triest, Venedig, Zara und Fiume beschränkt. Die Gränzlinie für die große Kabotage erstreckte sich früher auf der Westseite des adriatischen Meeres bis an das Vorgebirge von Otranto; auf der Ostseite desselben bis zur Küste des Gebirges Cimarra, und namentlich bis zur Spitze dei quaranta Santi, mit Einschluß der jonischen Inseln bis zum Hafen und Canal von Zante. Im December 1831 wurde jedoch die österreichische Kabotage-Linie östlich bis einschließig Napoli di Romania, mit Inbegriff der cykladischen Inseln, westlich bis einschließig zum Hafen von Gibraltar ausgedehnt.

Die unter dem Namen Cottimo (nicht wie der Verf. irrig bald Comitto, bald Kottino schreibt) bekannte Gebühr wurde neuerlich in allen Häfen abgeschafft. Die österreichischen Konsulate sind bereits in den wichtigsten Häfen der Levante organisirt, und die dabei als wirkliche Beamte angestellten Konsule haben einen ausgedehnteren Wirkungskreis erhalten. Sie werden in Gemäßheit ihrer Stellung und ihres Ran-

Digitized by Google

ges aus dem Staatsschatze besoldet. — Dieß die nöthigsten Erinnerungen zum genannten Capitel: eine gute Merkantil-Statistik (vielleicht der wichtigste Theil der Statistik) soll noch immer geschrieben werden!

Unter den Straßen, deren Zusammenstellung (S. 122—130) als gelungen bezeichnet werden muß, fehlt die höchst merkwürdige von Sondrio über das Wormser-Joch nach Tirol; ganz ungenügend aber sind die Artikel: »Oeffentlicher Unterricht« und »Religion.« Im ersteren ist die Zahl der Gymnasien beinahe um 100 zu gering, und die der Universitäten unrichtig u. s. w.; im letzteren hat der Staatsbeamte entweder Tschischka's Reisegefährten (Wien 1834), oder dieser jenen ausgeschrieben: dieselbe Oberflächlichkeit mit denselben Worten; entferntere Verwandtschaften findet man, merkwürdig genug, in mehreren mangelhaften Stellen. So werden bei Beiden unter der Rubrik »Bildung« oder »Geisteskultur« Mathematik, Naturkunde, Rechtsgelehrtheit, Arzneikunde und orientalische Sprachkunde als die Glanzpunkte österreichischer Gelehrsamkeit aufgeführt, nur daß Tschischka für die letzte allgemeinhin »Philologie« sagt, und dadurch ganz gewiß der Wahrheit — zu nahe tritt. Es ist unbestreitbar, daß Oesterreich in der orientalischen unter den Deutschen das Meiste und Außerordentliches geleistet; allein wir können dagegen in der griechischen, lateinischen und selbst in der deutschen eben nicht so viele eminente Leistungen aus der neueren Zeit hinstellen, daß Philologie im Allgemeinen als Glanzpunkt in unserem literarischen Wirken auftauchen sollte. Keine Regel ohne Ausnahme: das Aufstreben der Slaven und Magyaren in dieser Beziehung darf nicht übersehen werden, und auch einzelne Beispiele sollen ihre verdiente Würdigung erhalten. Es wäre in der That ungerecht, wenn gerade wir Titze's Verdienste um den Florus, Höfer's Wörterbuch [1] der oberdeutschen Mundart, diesen unversiegbaren Schatz für deutsche Sprachkunde, u. A. m., nicht hervorheben würden; allein dadurch wird noch keineswegs die Ansicht umgeworfen, daß bei uns ein ernsteres Streben auf dem Felde der alten und zunächst der deutschen Philologie immer noch zu den frommen Wünschen gehört. Vorlesungen über Muttersprache, ihre Meisterwerke, ihre Geschichte u. s. w. waren und bleiben hohes Bedürfniß, ja, ein Bedürfniß, das keinem entgehen kann, der sich etwas mehr, als der alte Haarbeutel, Schlendrian zubenannt, über das Allgemeine hinauswagt. Haben wir aber dieses zur Förderung und im Geiste der Wahrheit angedeutet, so dürfen wir auf der andern Seite nicht verschweigen, daß die beiden Herren immerhin den Kreis der Fächer, in denen die österreichische Literatur Ausgezeichnetes geleistet hat, hätten erweitern können und sollen. Noch immer ist Eckhel's doctrina numorum das größte Werk in der Numismatik; noch immer gehört Denis zu den besten Literatur-Historikern und Bibliographen aller Nationen, und in der Geschichte — sollten Männer, wie ein Hammer, Kurz, Bucholtz, Mailáth und Andere, nicht in die Schranken treten dürfen? Welchen Aufschwung hat in der neuesten Zeit die dramatische und lyrische Poesie in Oesterreich genommen! Ein Land, das nebst vielen Andern einen Grillparzer, Zedlitz, Nik. Lenau, Anastasius Grün, und für das beinahe verwaiste Lustspiel einen Bauernfeld sein nennen kann, darf und mag Anerkennung fordern. Zwar hat neuerlichst ein inländisches Blatt versucht, mit schamloser Gemeinheit das wohlerworbene Verdienst des Letztgenannten herabzuziehen; allein dieses wird einst eben so wenig die Geschichte hindern, ihm den gehörigen Platz anzuweisen, als es uns bei keiner Gelegenheit abhalten kann, der Wahrheit das Wort zu sprechen. — Dem Vaterländischen auswärts Achtung, in der Heimath Anhänglichkeit zu verschaffen: wahr, vorurtheilsfrei und unbefangen, haben wir als Tendenz dieser Blätter hingestellt; dieß mag uns auch entschuldigen, wenn wir etwas weitläufiger geworden sind.

Die übrigen Abschnitte: Verfassung, Einkünfte, Militär u. s. w. lassen noch hie und da Einwendungen zu; sie bewegen sich nach den bekannteren Werken, und geben Vermuthungen, wo die Gewißheit größeren, in einzelnen Fällen wohl auch unübersteiglichen Hindernissen begegnet! — Das alphabetische Verzeichniß aller Provinzen, Städte, Kreise, merkwürdiger Flüsse, Berge, Seen und Canäle im österreichischen Kaiserstaate, die ins Einzelne gehenden Daten über Zoll- und Postwesen, Krankenhäuser, Jahrmärkte u. s. w. sind werthvolle Beigaben; die ethnographische Karte von Groß-Hoffinger aber ist ungenügend. Sehr störend wirken durch das ganze Buch hindurch die häufigen Druckfehler, besonders in den Jahreszahlen und Eigennamen: Brünn f. Brügge, Buquoi f. Bucquoi, Radadaski für Radasdi, Zenka immer f. Zenta — sonst ist übrigens die äußere Ausstattung gefällig.

K.

Victor Cousin, über französische und deutsche Philosophie. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Hrn. Geheimenraths v. Schelling. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1834. XXVIII. u. 62 S. 8.

(Fortsetzung.)

C. Beurtheilung Beider aus dem Standpuncte eines durchgeführten Dualismus.

1. Die Methode.

Von dem »nicht Nicht-zu-Denkenden« zu beginnen, ist unabweisliche Aufgabe der Speculation; denn sonst ist sie

---

[1] Leider erfuhr dieses vortreffliche Werk, das in allen ausländischen Blättern verdienter Maßen gewürdigt worden, in seiner Heimath — keine Anerkennung. Nur gemeiner Neid, oder jene Bosheit, die aus dem vernichtenden Gefühle der Ohnmacht hervorzugehen pflegt, konnte eine Recension darüber wie die schreiben, welche in dem damals bestehenden Conversationsblatte erschienen ist! —

Digitized by Google

einer maßlosen Willkühr anheimgestellt, und hat — ein Widerspruch in sich selbst — ein Prinzip, das selbst noch eines Beweises seiner Nothwendigkeit bedarf. Die Frage ist nun: was ist dieses nicht *Nicht-zu-Denkende*? Schelling meint: das Seyende als solches, denn daß Etwas *ist*, kann nicht nicht gedacht werden. — Allein gibt es ein solches reines, abstraktes Seyendes, ein Subjekt-Objekt im Sinne der früheren Identitätslehre? Ist nicht vielmehr jedes Seyn ein bestimmtes, konkretes, und gibt es nicht vielleicht mehrere von einander spezifisch verschiedene Substanzen, und wenn dieses der Fall ist, von *welchem* Seyn soll begonnen werden? Die natürlichste Antwort ist dann freilich von jenem Seyn, dessen Existenz uns unmittelbar gewiß, das mit dem Gedanken selbst gegeben, ohne das der Gedanke gar nicht möglich ist, *von dem eigenen Seyn*, wie es sich kund gibt im Bewußtseyn unserer selbst, als wirklichen und selbstigen Grundes unserer Thätigkeiten.

Oder ermangelt vielleicht ein solcher Ausgangspunkt jener Vorzüge, die Schelling von dem seinigen zu rühmen weiß? Wir zweifeln sehr! Er ist *rationell*, denn das geistige Seyn gibt sich im Bewußtseyn, im *Gedanken* kund, er ist *empirisch*, denn er beruht auf der *erfahrungsmäßigen* Thatsache der Existenz, er ist das, was Schelling *positiv* nennt, denn nicht ein inhaltsloser Begriff vom Seyn, sondern das Ich, die volle Wirklichkeit, das Ich, das da einerseits reeller Grund von Erscheinungen ist, und das anderseits seiner Naturseite nach, sich erfassen muß als letzten Punkt und vollen Inhalt einer gegebenen historischen Entwicklung, als Glied des Geschlechtes, bedingt durch dessen Wesen und Seyn, das lebendige, organische *Ich* ist Ursprung und Bürgschaft der wahren Philosophie.

Schelling hat also Unrecht, wenn er die Beobachtung seiner selbst so geringe anschlägt, die Reihe ihrer Entdeckungen dürftig und beschränkt nennt, und leider zeigt er dadurch, daß auch sein jetziges, sein *zweites* System, den Standpunkt der Alleinslehre berüchtigten Andenkens noch nicht verlassen hat, und daß es noch gegenwärtig das *Format des Ichs* (wie einst in dem anonymen Buche: Bonaventura's Nachtwachen) für nicht groß genug hält, um den Plan des *All's* darauf zu entwerfen. Wenn der Menschengeist nichts als ein *Theil*, eine einzelne Erscheinung der Weltseele, oder, wie Andere wollen, eine Effulguration Gottes ist, dann freilich kann der Schluß von der Beschaffenheit des Theiles auf die des Ganzen nur dürftige, unzuverlässige Resultate geben. Wenn aber der Mensch erfaßt wird in seiner Wahrheit als sich wissendes Seyn und deßhalb seyendes Wissen, kurz als selbstbewußter Geist, ferner als lebendige Synthese von Geistes- und Naturleben, und in dieser mikrocosmischen Bedeutsamkeit endlich als immanente Relation (Beziehung, Hinweis) auf Gott, als der Schatten der ewigen Sonne, aus dem sich, wie in der Astronomie, letzterer selbst berechnen und erschließen läßt, dann ist wahrlich jene vornehme Verachtung nicht an ihrem Platze.

Und endlich jene »letzte, entscheidende Gestaltung« der Philosophie, von der Schelling in so dunklen mysteriösen Ausdrücken redet, was können wir auf seinem pantheistischen Standpunkte Großes von ihr erwarten? Sollte es nicht erlaubt seyn, den naheliegenden Argwohn auszusprechen, daß darunter vielleicht nichts gemeint sei, als eine neue, wenn auch *geniale* Wiederholung des alten Kunststückes: wo zuerst irgend eine Formel (z. B. das Uebergehn des Subject-Objects in sein Gegentheil und die Rückkehr in sich selbst) als oberstes Gesetz aller Entwicklung *rationalistisch* aufgestellt und dann *empirisch* im Reiche der Natur und der Geschichte der Nachweis versucht wird, wie sich dieses (vermeintliche) Gesetz allenthalben ausgeprägt und durchgebildet habe. Oder ist unter der »Emancipation des Geistes von jedem realen und persönlichen Verhältnisse«, unter dem Gotte, der »zugleich ein allgemeines und zugleich ein empirisches besonderes Wesen« ist, unter der verabsolutirten Idee des »Prozesses« u. dgl. m., etwas Anderes, Höheres zu verstehen? — Fürwahr nach allen den Krisen, welche seit Kant in der Geschichte des Lebens und der Wissenschaft eingetreten sind, kann die Menschheit eine solche oder was immer für eine andere Ansicht, welche der Selbstständigkeit des Geistes so geringe Würdigung schenkt und auf dem alten Sumpf- und Moorboden der Naturvergötterung zurückführt, nun und nimmer als *entscheidend* betrachten, und nie wird der ernste und streng sittliche Geist des deutschen Volkes eine solche Auffassung der Dinge als die *eigentlich deutsche* erkennen, wie Cousin es meint, und Schelling etwas kühn, es in allem Ernste zu bejahen wagt.

Aus dem Gesagten wird im Gegentheile ersichtlich, wie hoch eine besonnene Forschung *die Methode Cousin's* ehren müsse, wenn auch ihr ganz beizutreten nicht räthlich seyn dürfte und am allerwenigsten gleich die ersten Schritte gebilliget werden könnten, die Cousin bei ihrer Anordnung sich zu thun erlaubte. Die Philosophie soll von der Analyse des Selbstbewußtseyns ausgehen, dieß muß gegen alle Angriffe festgehalten werden, allein — eine *vollständige Psychologie* kann nie Anfang, sondern erst Product der Wissenschaft seyn, sonst verfällt sie in ein Gewebe von Hypothesen gleich denen, die an Cousin zu rügen und größtentheils auch bereits von Schelling angedeutet worden sind.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. *Kaltenbaeck*. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

35. Sonnabend, den 2. Mai 1835.

Victor Cousin, über französische und deutsche Philosophie. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths v. Schelling. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1834. XXVIII. 62 S. 8.

(Schluß.)

Daß für den Schüler eine dem Geiste des Systemes folgende Psychologie die beste Einleitung und Vorbereitung zum Systeme sey, wagten wir übrigens selbst gegen den Vorzug zu behaupten, den Schelling der Geschichte der Philosophie in dieser Beziehung einräumt; denn sie gibt Thatsachen, die Jedermann zu prüfen, zu sondern, in sich hervorzurufen und zu wiederhohlen vermag, also ist sie nicht bloß Einleitung sondern auch Bewahrheitung des Systemes. Allein auch uns ist sie dessen ungeachtet nur Vorbereitung, nichts mehr. Am allerwenigsten darf man sie aber der Physik parallelisiren. Die Art und Weise, Erscheinungen im Wege der Induction zusammen zu stellen, aus ihnen das allgemeine Gesetz abzuleiten, und dieses in der konkreten Wirklichkeit sich kund gebende formale Allgemeine als Prinzip, als Kraft, aufzufassen, ist nur im Gebiethe der Natur gestattet. Der Geist als solcher, daher auch in so fern er im Menschen sich äußert, kann nicht als formal Allgemeines in realen Besonderungen, sondern muß als realer Grund von formalen Aeußerungen aufgefaßt werden, auch bedarf es hier keiner Induction, keiner schematisirenden Zusammenstellung der einzelnen Aeußerungen; sondern aus jeder einzelnen kann der Geist erschlossen werden, sie sind alle nur eine, wiederholt gesetzte Manifestation des Geistes vor sich selbst als eines selbstigen, aber in dieser Selbstheit annoch abhängigen, relativen Seyns.

2. Psychologie.

Gleich von vorn herein begegnen wir bei Cousin der alten Vermögenstheorie, die, dem Himmel sei Dank, seit Herbart und Beneke in Deutschland allmählig abzukommen verspricht. Wer redet in der Natur z. B. von einem Wurzel-, einem Stamm-, einem Blatt-, einem Blüthe- und einem Fruchterzeugungsvermögen? und wie schwinden selbst alle andern sogenannten »Kräfte,« diese wahren Gränzpfähle und Nothkrücken einer unvermögenden Naturforschung, allgemach bei der sich vervollkommnenden Wissenschaft in immer wenigere zusammen! Aber beim Menschen, da soll jede in gewisser Eigenthümlichkeit auftretende Aeußerung einem andern »Vermögen« entspringen, und es gibt Psychologien — wo vor lauter Definitionen und Eintheilungen solcher Vermögen und der polemischen Rücksicht auf Definitionen und Eintheilungen anderer gleich tiefsinniger Psychologen, der Leser gar nicht zur Kenntniß der einfachen Thatsachen und bestimmenden Momente des Bewußtseyns kömmt. Und doch ist die Beseitigung dieses morschen Rüstwerkes nicht von besonderer Schwierigkeit!

Wir bemerken im Bewußtseyn Thatsachen zweierlei Art, freie, unfreie, Manifestationen des Geistes, Manifestationen der Natur, alle jedoch relativ, d. i. mit mehr oder minder bedeutendem Einschlage von äußern nicht auf uns als Grund zu beziehenden Einwirkungen. Die unfreien (ursprüngliche und reproducirte Anschauungen und Empfindungen) stehen unter dem Gesetze der Naturnothwendigkeit, also unter der Form der Natur, der Mathematik, und bereits Herbart hat angefangen, den Calcul mit einigem Glücke auf sie anzuwenden. Die freien sind theils Manifestationen des Geistes als eines Lebensprincips (Seyns für sich), theils Reconstructionen jener Manifestationen Behufs der Vergewisserung seiner als des zureichenden Grundes derselben und als Fortführung der hieraus sich ergebenden Folgerungen. Hier bedarf es keiner Vermögen! Der Geist, die Natur, als seyend, als lebend, als wechselwirkend, das sind die wahren »Vermögenden, Lebenskräftigen.«

Aber selbst wenn man als sogenannten Nothbehelf »Behufs einer bessern Eintheilung« gestatten wollte, in die Psychologie solche Vermögen einzuführen, müßte man den Annahmen Cousin's entschieden entgegen treten. Seine Sensation, als Vermögen Eindrücke zu empfangen, die Personalität als Vermögen, auf Anderes und Fremdes einzuwirken, mögen noch unangefochten bleiben, obgleich die deutsche Wissenschaft die passenderen Namen der Receptivität und Reactivität (beim Geiste auch Spontaneität genannt) eingeführt hat, und durch Annahme dieser »formalen Kräfte« die eigentliche Lebensfrage

Digitized by Google

gar nicht berührt ist, auf welche Weise der freie Geist, auf welche die unfreie Natur wirke und gewirkt werde; allein — seine »Vernunft« als das in uns, aber unabhängig von uns wirkende Vermögen zur Auffindung und Fortentwicklung von Prinzipien, diese Hypothese bleibt so gut ein Unding wie alles, was bereits vor Cousin die Jakobi-Salat'sche Schule diesem Aehnliches aufgestellt hat.

Es ist wahr, es ist dem Menschen der hohe Vorzug eigen, von Erscheinungen auf den Grund, die Ursache, die Substanz zu schließen; allein dieses geschieht nur dann und nur in so weit, als Er bereits sich selbst als Ursache und Mitursache jener innern Vorgänge, die sein Bewußtseyn constituiren, gefunden hat, und zu jenen als Veränderungen sich selber als nothwendige Voraussetzung (als Substanz) ansehen muß. Mit demselben Rechte bezieht Er dann auch die, in seinem Bewußtseyn zwar sich kund gebenden, aber nicht auf ihn ausschließlich zu beziehenden Wirkungen auf Ursachen und Substanzen außer ihm, und ist endlich bei der wissenschaftlichen Reconstruction dieser im Wesen des Geistes als freien Substanz gegebenen, unabweislichen, nothwendigen Vorgänge genöthigt (und sei es nur auf die von Cousin eben so klar als richtig angegebene Weise) aufzusteigen zu dem Absoluten, das da Ursache unseres und alles andern relativen Seyns ist. Von diesem Standpunkte aus ist es dann auch vergönnt die Forschung weiter zu lenken und das All aus Gott und der Fülle seines absoluten Lebens nach Möglichkeit begreifen zu lernen.

Aus dem Gesagten erhellt ferner, daß diese allgemeinen Wahrheiten, weil auf dem nothwendigen Prozesse der Entwicklung des realen (wirklichen und selbstigen) Geistes beruhend — trotz des Irrthumes, der bei der freien Reconstruction dieser nothwendigen Entwicklung unterlaufen kann — allerdings als unabhängig von unserer Willkühr, als objectiv gegeben betrachtet werden können, und darum auch wirklich von Cousin so betrachtet worden sind. Auch gibt sich in unserem Selbstbewußtseyn, wie wir ebenfalls oben angedeutet, nicht bloß die Persönlichkeit, sondern auch die Kreatürlichkeit des Menschengeistes kund, wir finden uns als beschränkte Ursache, als bedingte Substanz. Diese Abhängigkeit spricht sich nun ebenfalls, selbst ohne und gegen unsern Willen mit objectiver Nothwendigkeit aus, und kündigt sich im Gewissen (dessen ausführliche Deduction zu geben übrigens hier nicht an seinem Platze wäre) auf apodiktische Weise an; so daß also auch hierin Veranlassung genug liegt, diese Thatsachen einer außer unserer Willkühr stehenden Potenz zuzuschreiben. Allein die Leichtigkeit des Irrthums stämpelt ihn noch nicht zur Wahrheit. Es ist immer derselbe Geist, der dort handelt und hier denkt, und sich als abhängig und als seyend denken — soll!

Schelling macht in dieser Beziehung Cousin mit Recht den Vorwurf, daß er den Nachweis schuldig geblieben sei, warum und wie die (nach Cousin) objective, von uns unabhängige Vernunft in uns, subjectiv sich ankündige. Damit aber Aehnliches nicht auch der hier ausgesprochenen Ansicht begegne (denn auch sie ist den Nachweis schuldig, wie aus Gott die Welt und die in ihr vorhandenen wesentlich verschiedenen Substanzen, der Geist und die Natur, in ihrem organischen Wechselverkehre entstehen); so mögen hier einige Andeutungen folgen, da eine ausführlichere Darstellung wohl die Gränzen einer Recension überstiege.

Das absolute Seyn (Gott) setzt als solches die Vergewisserung seiner selbst, das Selbstbewußtseyn, nicht gleich allem Relativen, in Wechselwirkung mit Anderem, in Veränderungen, Erscheinungen seiner selbst durch; sein Wissen um sich ist nicht formaler Gedanke, sondern ist reale Setzung, Selbstobjectivirung. (Wie hierin ein Beleg für das Mysterium der göttlichen Dreieinigkeit enthalten sei, gehört nicht in den Bereich dieser Blätter.) Mit dem Wissen von sich als Absolutem ist aber auch der Gedanke von einem (möglichen) Seyn verknüpft, das nicht es selbst, also nicht absolut, nicht Seyn durch sich, nicht reales Wissen und Setzen seiner selbst, nicht Ruhepunkt seiner eigenen Entwicklung ist, das anderem (absolutem) Seyn das Seyn verdankt, das relativ und dependent, bedingt im Seyn, beschränkt im Leben ist; kurz mit dem Wissen Gottes von sich (seinem Ich) als höchst persönlichem, ist das Wissen von seinem (möglichen) Nicht-Ich, von einer durch ihn ins Seyn zu rufenden Welt, verknüpft.

In diesem Begriffe: Nicht-Gott, ist der ganze Inhalt und die nothwendige Form der Welt ausgesprochen. Gott ist reale Einheit, die Welt reale Vielheit. In so fern in der Idee Gottes von seinem Nicht-Ich nur die formale Einheit des Begriffs sich geltend macht, wohnt diese auch der Welt bei, tritt aber in der realisirten, wirklich geschaffenen Welt als Organismus hervor, der darum auch die Möglichkeit des Zusammenhangs und des Wechselverkehrs unter der Vielheit der kreatürlichen Substanzen bedingt. Wie ferner in dem Absoluten Selbstbewußtseyn in und durch Setzung seiner selbst (Emanation); so finden wir im Relativen Selbstbewußtseyn ohne Wesensetzung (die formale Uebersetzung des Geistes) und Setzung seiner selbst ohne Selbstbewußtseyn (reale Zeugung der Natur).

Wir glauben durch das Angedeutete, so skizzenhaft es ist, auch das ausgedrückt zu haben, was wir über den Uebergang der Psychologie zur Ontologie und über die Letztere selbst, so weit es zur Würdigung der ebenfalls nur berührenden Aeußerungen Schelling's und Cousin's nothwendig ist, aussprechen zu sollen glaubten. Von dem Vorwurfe des Pantheismus können wir übrigens Beide nicht freisprechen, auf die Gefahr hin, von Cousin der »starren Abstraction der Scholastik«, von Schelling des absoluten Rationalismus und der stumpfen Anhänglichkeit an die verschollene Psy-

Digitized by Google

chologie des Descartes beschuldigt zu werden. Diesen Tadel, so wie den ebenfalls zu befürchtenden Vorwurf, daß deßwegen, weil wir erst vom Relativen (dem Selbstbewußtseyn des kreatürlichen Geistes) zum Absoluten hinauf- und dann vom Absoluten zum Relativen herabsteigen, unsere Philosophie aus zwei »heterogenen Stücken« bestehe und wir in einem »circulus vitiosus« befangen sind, nehmen wir so leichten Muthes auf uns, als Cousin es mit den ähnlichen gegen ihn geschleuderten Bannstrahlen einer Schule gethan haben wird, deren System er nur allzuleicht das Prädicat eines wahren beigelegt hat, und die bei der Identificirung alles Seyns freilich von jeder Gefahr einer Rückkehr zu einem bestimmten Seyn freigesprochen werden muß. Nur wenn Ich-Gott ist, oder Gott-Ich, kann ich unmittelbar den synthetischen Weg einschlagen, und durch das Absolute-Allgemeine das Relative-Besondere begreifen wollen; ist dieß aber nicht der Fall, so muß ich erst von der einzelnen Wirkung auf die Ursache schließen, um dann aus der Ursache alle ihre Wirkungen in ihrem Zusammenhange nach Möglichkeit ableiten zu können. So wenigstens ist auch der Gang in der Naturforschung und sonst überall, wo es sich um wissenschaftliche Ideen und nicht um phantastische Bilder oder bloß schematisirende Inductionen handelt.

In dieser Beziehung muß man über Cousin lächeln: wenn er gegen die Schule des Abbé Lamennais in Frankreich und ihren Gemeinsinn (sens commun) — wohlweislich braucht er nicht das dieser Schule noch gewöhnlichere Wort »allgemeine Vernunft« (raison générale) — mit solchem Eifer zu Felde zieht. Ist denn seine »objective Vernunft« etwas anderes, als ihre »allgemeine?« Kann man nicht gegen beide die Einwürfe Cousin's (vergl. S. 124) selbst wiederhohlen, und sind nicht Beide handgreifliche Uebertragungen des Naturlebens auf Aeußerungen des Geistes? Wie der Charakter der Art im Individuo, so soll die allgemeine Wahrheit (gleichsam eine Incarnation der Gottheit) in dem einzelnen Geiste sich offenbaren. Und ist denn der Unterschied der Art und Weise, wie diese Beiden jene allgemeine Vernunft erkennen wollen (Cousin in den von allem Individuellen losgetrennten Thatsachen unseres Bewußtseyns, Lamennais in dem von allem individuellen Einflusse befreiten Aussprüche der Gesammtheit der Menschen), so gar tiefgreifend, daß man in ihrem speculativen Range bedeutende Verschiedenheiten eintreten lassen müßte? Ich glaube kaum, und wenn es wäre, würde ich fast der letzteren Schule den Vorzug der größeren Folgerichtigkeit zuerkennen.

3. Zur Geschichte der Philosophie seit Kant.

Die Darstellung dieser Geschichte gehört nicht zu den vorzüglichsten Partien der Abhandlung Cousin's. Fast sollte man glauben, er hätte die Schwierigkeiten, die ihm, nach eigenem Geständnisse, das Studium derselben kostete, nicht völlig zu überwinden vermocht. Wer hieran mehr Schuld trage, die Dunkelheit der deutschen Philosophie, oder der Mangel der französischen Vorbildung, hängt von der bereits durch Schelling angeregten und unschwer zu entscheidenden Frage ab, ob den Zwischenraum zwischen der Philosophie und dem Publikum die erstere ganz allein zurückzulegen, oder ob letzteres ihr auf halbem Wege entgegenzukommen habe; ob der Philosophie die Aufgabe gestellt sey, gleich den andern strengen Wissenschaften, nur ihre letzten Resultate und äußersten Umrisse der Benutzung und Theilnahme der Menge hindanzugeben, oder ob sie, gleich den ersten Elementen des Erkennens und den Gegenständen vorübergehender Unterhaltung, Jedermann ohne Unterschied in ihrer ganzen Ausdehnung sich aufdrängen müsse.

Daß Kant den Gedanken vor der That berücksichtigt habe, und seine Kritik der reinen Vernunft immer sein Hauptwerk bleibe, ist wahr; allein unwahr und aus dieser Prämisse gar nicht folgend ist die Angabe: ihm sey daher die Vernunft etwas rein Persönliches gewesen. Im Gegentheil war ihm der Geist gar nicht Handlung, Aktion, Wirksamkeit, sondern fast ausschließend nothwendige starre Form, ein System von Kategorien mit dem Appendix von einigen Postulaten zu Gunsten des sogenannten kategorischen Imperativs, die dem gleich absoluten Stoffe der Außenwelt, Natur, durch eine transcendentale, als solche unerklärbare, über die Gränze der Wissenschaft hinausfallende Synthese angepaßt waren. Richtiger ist bereits von Cousin Fichte aufgefaßt, der diesen unvermittelten starren Gegensatz dadurch flüssig machte und die verschmähte Realität des Geistes dadurch rächte, daß er das Ich (die Kant'sche Form) verabsolutirte, und sich den Stoff, die Natur als Nicht-Ich, ihr gemäß, selber bilden ließ. Auch rücksichtlich der Darstellung der Naturphilosophie Schelling's wollen wir uns mit Cousin vereinen, mußte doch das Bewußtseyn von der Lebensfülle und Vernunftform der Natur und der Beschränktheit unseres Ichs das System Fichte's über kurz oder lang auf diese oder eine ähnliche Entwicklung hinausdrängen; allein über Hegel und seinen welthistorischen Einfluß auf die Philosophie unserer Tage geht Cousin jedenfalls zu oberflächlich hinweg. Mit der leeren Versicherung, er sey ein großer Mann, ein Genie gewesen, und mit der ungenügenden Angabe, er habe die Lücken des Schelling'schen Systemes ausgefüllt, ist hier so viel wie nichts gesagt.

Was Schelling von Spinoza meint, kann mit gleichem Rechte auf ihn selber angewendet werden. Sein ins Gegentheil seiner selbst umschlagendes und in wiederhohlten Ausläufen zu sich selbst zurückkehrendes Subject-Object war bloße Versicherung, Hypothese, und erst Hegel gab ihm die metaphysische Begründung, indem er in jenem Vorgange die Momente der Begriffsbildung erblickte.

Digitized by Google

Schelling fragt zwar, was nöthigt den Begriff, in sein Gegentheil zu überschlagen u. s. w.? Die Antwort aber lautet: Alles Seyn strebt nach Bewußtseyn, nach Innewerden seines Inhalts, nach Offenbarung seines Wesens vor ihm selber; und deßhalb kann auch jenes Wissen, als Resultat des Strebens, nie anders, als jener Prozeß selbst ausfallen. Offenbar beginnt aber bei dem Naturprinzipe (Substanz) — und Hegel hat das Leben der Natur verabsolutirt, als allgemeine Form alles, auch des geistigen und göttlichen Seyns angenommen — jenes Streben mit der materiellen Elementarbildung, als der Basis aller spätern Formationen, durch alle drei Reiche hindurch. — Die Verinnerung der Natur hat jene Veräußerung zu ihrer Voraussetzung, und ist auf sie angewiesen. Jene kann daher nur Hineinbildung der früheren Herausbildungen seyn — eine Schematisirung ihrer Individualisirungen. Das Wissen der Natur ist daher nur ein Wissen um ihre Erscheinung, folglich mit Ausschluß des Wissens um sich als Seyn, als Lebensprinzip. Kurz: ihr Leben geht auf in der Subsumption des unendlich Mannigfaltigen unter jenen vereinfachten Schematismus, d. h. in Begriffsbildung. — Diese nothwendige Veräußerung der Natur (wenn ihr im Gegensatze zum Geiste kein anderes Bewußtseyn zu Theil werden soll) widerlegt auch den zweiten Einwurf Schelling's: daß das Von-sich-kommen der Idee bei Hegel eine zweite Hypothese sey.

Nein, wenn wir einmal einräumen, was wir auf unserem Standpunkte freilich nicht können, alles Seyn sey nur eines, das der Natur — (und ich glaube, Herr Geheimrath v. Schelling verkaufte uns seine Geheimlehre um keinen geringern Preis) — so ist alles Andere nothwendige Consequenz aus dieser Concession, und kein Philosoph der neuern Zeit außer Hegel hat diese eiserne Logik, diese dialektische Schärfe in seiner Gewalt gehabt. Wenn man ihn den Aristoteles des neunzehnten Jahrhunderts nennt, so hat man seine Verdienste noch bei weitem nicht erschöpft, um so mehr, da Schelling mit Plato minder treffende Aehnlichkeiten biethet; wenn man beide mit geringeren Geistern vergleichen dürfte, würde ich den einen den Philo, den andern den Proklus der neuern Akademie nennen. Auch dürfte man Schelling in Beziehung auf Fichte mit vollem Rechte mit Leibnitz, in Rücksicht seiner Stellung gegen die englischen Idealisten, vergleichen; allein dann steht ein Hegel für die Rolle eines Wolf viel zu hoch, und trotz dem, daß Schelling das, was Cousin den »ausschließlichen Anhängern« Schelling's in den Mund legt, sich nicht scheuet, selbst zu wiederhohlen; so glauben wir doch, auf die Gefahr hin, für ein »beschränktes Gemüth« gehalten zu werden, im Interesse der Wissenschaft, die desto höher steht, je klarer der Charakter des Bewußtseyns als immanente Offenbarung des Seyns festgehalten wird, feierlichst gegen diese Entwürdigung des großen Meisters protestiren zu sollen.

Nun und nimmer wird Hegel eine bloße »Episode« in der Geschichte der Philosophie bilden, sondern er ist der große Schlußstein aller pantheistischen Systeme. Nach ihm ist kein höher stehendes, tiefer greifendes mehr möglich, und keines seiner kleinsten Verdienste ist es, auch jenes System, so Schelling an die Stelle seines ersten abgethanen, seit 20 Jahren und darüber vorbereitet, in vorhinein entbehrlich gemacht zu haben. Wir wünschen übrigens glauben zu können, daß ein höheres Motiv und nicht ein dunkles Bewußtseyn von dem nimmer ungeschehen zu machenden Fortschritte, den die Speculation durch Hegel genommen, dem genialen Dichter der Identitätslehre jene ihn selbst herabwürdigenden Ausdrücke eingegeben hat, deren er im Verlaufe seiner Schrift gegen Hegel sich bedient.

Jetzt, nach Hegel, ist nur Eines mehr möglich, und die Wissenschaft rüstet sich dafür auf mannigfache Weise, wie eben auch die bis jetzt auf französischem Boden unerhörten psychologischen Forschungen Cousin's beweisen, und dieses Eine ist: eine Rückkehr auf die seit Spinoza verlassene dualistische Grundlage des ersten Meisters neuerer Philosophie, Renatus Cartesius genannt, ein Schritt, den die warnenden Erfahrungen einer durch mehr als 200 Jahre, trotz alles unläugbaren Fortschritts, irre gegangenen Speculation nothwendig, und die Ergebnisse einer ins Riesenhafte ausgebildeten Naturwissenschaft, einer zum vollen Bewußtseyn ihrer Kraft ihres Zieles, ihrer Bedürfnisse gelangten Geistigkeit möglich gemacht haben. Was wir von dem neuen Systeme Schelling's erwarten, ist daher, in Erwägung seiner Grundansicht, viel weniger die Befriedigung eines speculativen Interesses, als eine volle Reihe von kühnen genialen Combinationen im Reiche der Natur und der Geschichte, die beide auf das Haupt Schelling's, als eines ihrer geliebtesten Jünger, die Fülle ihrer Gaben niedergelegt zu haben scheinen.

D. C. F. Hock.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

36. Mittwoch, den 6. Mai 1835.

Ueber Bauernfeld's Fortunat.

Von Zedlitz.

Am 23. März wurde Bauernfeld's romantisches Volks- und Zaubermährchen: Fortunat, auf dem Theater der Josephstadt gegeben, und zwar mit einem so entschieden ungünstigen Erfolge, daß es sich wohl der Mühe lohnt, ein wenig näher in die Ursachen einzugehen, die eine so feindselige Stimmung hervorgebracht haben können. Es wäre lächerlich, dem Publikum über das, was ihm gefallen oder nicht gefallen soll, eine Meinung aufdrängen zu wollen, und nur ein eitler, talentloser Geck wird der Gesammtheit, ja nur einem einzelnen Individuum das Recht abstreiten, seinen Beifall oder sein Mißfallen mit vollkommener Freiheit und ohne Rücksicht auszusprechen. Wer sich auf die Breter stellt, Dichter oder Schauspieler, muß sich jeden Ausdruck von freundlichem oder feindlichem Antheil gefallen lassen; und wenn in jedem anderen Zweige der Kunst und Wissenschaft es genügt, die Kenner zu befriedigen, so muß der Bühnendichter eben so dem letzten, unwissendsten Theaterbesucher als dem feinsten und scharfsinnigsten Kritiker genug thun; das Glück, das seine Arbeit auf der Bühne macht, hängt sogar meist mehr von der Laune des ersteren, als von dem gründlichen Urtheile des letzteren ab. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter, und behaupte, daß ein Theaterschriftsteller sich nicht nur bescheiden müsse, wenn seine Arbeit dem Publikum wirklich nicht gefällt, sondern sogar auch dann, wenn es nicht will, daß sie ihm gefalle. Uebrigens gibt es, selbst in der wenig gebildeten Menge, einen Instinkt, der sie den Erfolg des Talentes von dem ephemeren Erfolge literarischer Eintagsfliegen recht wohl unterscheiden lehrt, und sie erkennt das Talent, auch wenn sie es mißhandelt, und mißachtet das gehaltlose Schauwerk, selbst wenn sie es beklatscht. Und hierin hat das Publikum unbedingt und vollkommen Recht. Ein Talent, das durch die Laune der Menge, den Tadel des Einzelnen, durch die Ungunst des Augenblicks, durch Intriguen, Verläumdung, kurz, durch irgend eine, von Außen bedingte Ursache um seinen Credit kommen kann, ist kein Talent, und ihm geschieht nur früher was ihm später doch geschehen würde, und so umgekehrt. Daher sehen wir, wie oft die leere Anmaßung bei jedem, noch so gelinden Tadel in Berserkerwuth geräth, während das begründete Verdienst eine unparteyische Würdigung von dem Urtheil der Zeitgenossen mit Ruhe erwartet. — Ich schicke diese Einleitung voraus, um darzuthun, daß unter allen Umständen das Publikum unumschränkt Beyfall oder Tadel spendet, und Niemand, weder Dichter noch Kritiker, in letzter Instanz ihm diese Machtvollkommenheit bestreiten könne. Damit soll indeß keineswegs gesagt seyn, daß das Urtheil, das der Augenblick fällt, auch jedesmahl ein gerechtes, oder auch nur ein billiges seyn müsse. Oder hat vielleicht die Menge nie heute gelobt, was sie morgen getadelt? verachtet, oder doch unbeachtet gelassen, was sie nach Jahren mit einstimmigem Beifalle hervorgesucht? Ich erinnere unter so vielen Fällen dieser Art nur an Heinrich von Kleist. Unser Publikum hat nicht minder, wie jedes andere in der Welt, zu gleichen Bemerkungen Anlaß gegeben. Erinnern wir uns nicht, daß dem Improvisator Langenschwarz, der unter hundert Versen, die er sprach, in neun und neunzig baren Unsinn und den verworrensten Galimathias zu Markte brachte, entgegengejubelt wurde? und die Jubelnden haben keineswegs bloß zum gaffenden und horchenden Pöbel gehört. Sahen wir nicht hier, zu Wien, im Burgtheater, die erste Vorstellung von Shakespeare's Romeo und Julie, bei einer Besetzung und einem Zusammenspiel, wie es seither nie besser gesehen wurde, complett durchfallen? Hat nicht Kleist's vortrefflicher Prinz von Homburg dasselbe Schicksal gehabt? Und doch ist seitdem wohl nur eine Stimme darüber, daß die ganze Taschenspielerei des Hrn. Langenschwarz, der weder poetisches Talent, noch Kenntniß, noch literarische Bildung besaß, in einigen hundert auswendig gelernten Endreimen bestehe. Und ist Romeo und Julie nicht seitdem sogar ein Cassenstück eben für die Menge, die es verwarf, geworden? und schämen sich jetzt nicht die Beklatscher des Herrn Langenschwarz damals geklatscht, und die Zischer in Romeo und Julie damals gezischt zu haben? Die Zeit setzt immer jeden Anspruch in sein vollkommenes und verdientes Recht; daher handelt es sich hier keineswegs um eine Apologie des Bauernfeld'schen Stückes, die ihm schon von selbst werden

Digitized by Google

wird, sondern von einer ruhigen Zergliederung des fraglichen Werkes, um zu sehen, ob hinlängliche Gründe vorhanden sind, auf eine solche besonnene Würdigung rechnen zu dürfen, wenn die Woge der augenblicklichen Impulse zur Ruhe gekommen ist. Ich weiß, daß von manchen Seiten her diesem Blatte die Tendenz untergeschoben worden, als sey es bestimmt, wechselseitige Lobhudeleien literarischer Gevatterschaften aufzunehmen. Einer solchen Tendenz muß ich, wenigstens so weit sie mich betrifft, durchaus und auf das Entschiedenste widersprechen. Ich stehe mit den talentvollsten österreichischen Schriftstellern allerdings in freundschaftlichen und herzlichen Beziehungen, und habe den Einfluß, den mir das Wohlwollen derselben einräumt, nie zu etwas Anderem benutzen wollen, als im Vereine mit ihnen ein Verhältniß zu ermitteln, das unsern, bisher ziemlich verwaisten Literatoren sowohl die verdiente Achtung und Theilnahme unserer Landsleute, als auch eine würdige und ehrenvolle Stellung gegen das Ausland sichern möchte. Ich habe jede skurile persönliche Polemik, sie komme von welcher Seite sie wolle, immer entfernt zu halten getrachtet, eben so wenig würde ich mich je dazu verstehen, den Enkomiasten meines besten Freundes zu machen, wenn meine Ueberzeugung nicht meinem Lobe beipflichten sollte. Ich wüßte keinen Freund, der mir lieber als die Wahrheit wäre. Meine Freunde indessen bedürfen, verlangen und erwarten eine solche Dienstbeflissenheit auch nicht von mir. Wenn ich daher hier als Verfechter des Bauernfeld'schen Stückes gegen die in der ersten Vorstellung ausgesprochene Meinung des Publikums auftrete, so wird man mir nach dem Gesagten, wie ich hoffe, weder einen Mangel an Achtung gegen den richterlichen Ausspruch der Menge, noch eine parteyische Vorliebe für den Dichter vorwerfen können. Ich achte Bauernfeld als ein Talent, das schon viel geleistet hat, und noch mehr zu leisten verspricht, und das zusehends im Vorschreiten begriffen ist. Nichts desto weniger stelle ich nicht in Abrede, und Niemand hat es ihm offener als ich selbst gesagt, daß er mitunter auch wohl ein mittelmäßiges Stück geschrieben habe. Ein solches ist Helene; Franz Walter ist noch lockerer und unbedeutender; aber sonderbar genug, beide Stücke, vorzüglich Helene, konnten kaum oft genug gegeben werden, und der Beifall derselben war entschieden. Wenn man nun sieht, daß ein Schriftsteller selbst in seinen schwächsten und unreifsten Produkten so viel Theilnahme findet, so muß man sich billig wundern, wenn eine Leistung, die bei Weitem höher steht als Alles, was er früher geschrieben, auf eine Art behandelt wird, die wohl Alles eher als ein sine ira et sine studio ausgesprochenes Urtheil einer ruhig wägenden Gesammtheit heißen konnte. Gehen wir nach dieser langen Einleitung zum Stück selbst über.

Bauernfeld hat im Fortunat abermals versucht, den breitgetretenen Weg des modernen, ziemlich abgegriffenen seichten Conversationsstückes zu verlassen, mit dem uns die zahllosen guten und schlechten Bearbeiter französischer Vaudevilles zum Ueberdruß ergötzt haben, und die nach gerade jeden besseren Geschmack, jeden poetischen Aufschwung vollkommen zu nichte machen. Wenn das Theater keine andere Bestimmung hat, als die frivolen Verhältnisse unserer Zeit in locker angelegten und leichtfertig ausgesponnenen Intriguen zur Anschauung zu bringen, wenn man den größten Ruhm der Schauspieler darin findet, daß sie solche flache alltägliche Begebenheiten mit der Wahrheit selbst erlebter Misere darzustellen vermögen, wenn Dichter und Schauspieler der heiteren Seite des Lebens, weder durch die Kraft des Humors, noch der Ironie, eine tiefere Beziehung abgewinnen können; wenn der, mit so unkräftiger Nahrung übersättigte Geist der Zuschauer nicht mehr so viel Phantasie mitbringt, um sich auch nur für einen Augenblick der gemeinen Wirklichkeit zu entschlagen, wenn ihm nichts mehr wahr, oder auch nur wahrscheinlich vorkömmt, was er nicht jeden Tag vor seinen Augen erleben und mit Händen greifen konnte; wenn er bei jedem ihm zugemutheten Aufschwung der eigenen Einbildungskraft wie ein stätiges Roß umkehrt, — dann hat das poetische Element jede Wirksamkeit verloren, dann rühme sich das Theater nicht mehr, einen ästethischen Einfluß auf die Hörer zu üben, dann mag es allenfalls noch nüchterner Zeitvertreib seyn, der uns um ein Paar Stunden betrügt, aber eine Kunstanstalt ist es nicht mehr, eine Schule des Geschmackes ist es nicht mehr, es ist kein Gegenstand mehr, der verdient, daß Männer von irgend einer Tüchtigkeit ihm noch Zeit und Kräfte widmen. Ich weiß wohl, daß bei einem großen Publikum es Gerichte für jeden Gaumen geben müsse, ich behaupte auch nicht, daß für die leichte Waare der französischen Theaterschriftstellerey gar kein Platz vorhanden seyn soll; aber ein ausschließender soll ihm nicht werden, er soll nicht das Bessere verdrängen und den Geschmack daran bis in seinen tiefsten Grundfesten zerstören können, ein Vornehmen, nach dem mit allen Kräften hingestrebt wird, und das man erreicht zu haben sich bald wird rühmen können. Es gereicht daher Bauernfeld zu großer Ehre, daß eben er, der bisher fast nur Triumphe in dieser untergeordneten Sphäre des Lustspiels errungen; dessen nicht entlehnte, ihm wenigstens eigen angehörige Schöpfungen auf dem Repertoire unseres ersten Theaters fast eben so viele Vorstellungen als die französischen Vaudevilles erlebt haben, dessen beste Stücke recht gut neben Scribe'schen stehen können, und jedenfalls um ein gut Theil sittlicher und ehrbarer sind, — es gereicht, sage ich, Bauernfeld zu großer Ehre, daß eben er den glänzenden Erfolg des Augenblicks gegen die höhere Anforderung dichterischer Weihe aufgegeben hat. Bisher zeigte sich Bauernfeld nur als ein talentvoller, fruchtbarer und fertiger Theaterschriftsteller; als Dichter im höheren Sinne des Wortes hat er sich erst durch seine neueste Leistung bewährt. Wenn wir dargethan, was uns die heutige Bühne gar nicht,

Digitized by Google

oder doch wenigstens nicht in diesem Uebermaße biethen sollte, so fragen wir, was hat uns denn Bauernfeld dafür als Entschädigung gebothen? Ein altes Volksmährchen in seiner schönsten Bedeutung; ein Gedicht, dessen Grundidee eben so fruchtbar als tiefsinnig ist, und das eines von jenen, immer neuen und nie ganz zu entziffernden Räthseln, jenen launenhaften Zwiespalt zwischen Glück und Verdienst, zwischen Schein und Wirklichkeit zum Gegenstande hat. Wir sehen, wie das Glück seine Gaben rücksichtlos verschleudert, wie sie der Empfänger leichtsinnig verwendet und eben so leichtsinnig verliert, und wie er erst dann zur wahren inneren Befriedigung gelangt, als er sich derselben mit Bewußtseyn entäußert. Ist dieser Grundgedanke vielleicht ein solcher, der verdient, daß man ihn mit Hohngelächter von der Bühne weist? Ist er minder poetischer Natur? hat er vielleicht weniger sittliche Grundlage als z. B. der junge Ehemann? Sind vielleicht in Flattersinn aus Liebe u. dgl. würdigere Beziehungen, ein tiefer gehendes Eindringen in die verborgenen Irrgewinde der menschlichen Natur? Sind in Helene, in Franz Walter die Gegensätze unseres geistigen und sinnlichen Wesens, die Mysterien des Lebens in bedeutenderen Bildern zur Anschauung gebracht, mit schärferem Blicke enthüllt? Und doch ist nur Fortunat vom ersten Vers bis zum letzten mit Spottgeschrey und Hohngelächter begleitet worden, während die wundgeklatschten Hände sich in Helene noch jetzt in eifrige Bewegung setzen? Oder ist das Wort Seckel, das wiederhohlt vorkommt, ein gar so mächtiges Agens, dem die Lachmuskeln der geistreichen und geschmackvollen Zuhörer nicht widerstehen könnten? Oder soll, weil wir das Mährchen schon mit unseren Kinderschuhen vertreten haben, es vielleicht dem Dichter verwehrt seyn, die flatternde Psyche aus ihrer Blumenhülle herauf zu beschwören? — Mag seyn! — Es kann niemanden zugemuthet werden, daß ihm die Gattung behagen müsse. Ich kann nicht oft genug wiederhohlen, daß hierin das Publikum absolut und in letzter Instanz urtheilt. Damit ist indeß abermals nicht gesagt, daß die Gattung, die eine Idee behandelt wie ich sie weiter oben angedeutet, schlecht, albern, verwerflich sey. Indeß hat das Stück nicht nur einem großen Theile nicht gefallen, es ist von manchen Bänken vom Anfang bis zum Ende mit schallendem Gelächter begleitet worden.

Wenn man den Grund dafür, wie ich zeigte, weder in der Gattung noch dem Gegenstande finden konnte, so lag er vielleicht in der Unzulänglichkeit der Bearbeitung, in der Ungeschicklichkeit des Dichters, der seinem Stoffe nicht gewachsen war? — Wir wollen sehen. — Wie entwickelt sich die Fabel in diesem Stücke? wie ist die Führung, Handlung, wie die Charaktere, wie der poetische Ausdruck? Das alles muß doch über alle Beschreibung grotesk und albern klingen, denn sonst ließe sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge, Ursache und Wirkung nicht recht begreifen. (Der Schluß folgt.)

Literarisch - artistische Notizen.

Rom, am 6. April 1835.

Die öffentliche Kunstausstellung in Rom hat mit Anfang Aprils begonnen; sie ist aber noch sehr sparsam bestellt. Nach Einlangung der noch anzuhoffenden Kunstwerke wird es sich zeigen, wie viele Werke der Mahlerei und Bildhauerei jenen Stämpel der Vollkommenheit an sich tragen, den man bei den Leistungen der in Rom sich ausbildenden Künstler vorauszusetzen berechtigt ist.

Im Studium des bekannten Künstlers Sola, der das ehemahlige Arbeitslocale des verewigten Canova inne hat, ist nun die, in Erz gegossene kolossale Fußstatue des unsterblichen Cervantes zur Schau ausgestellt. Diese gelungene Arbeit ist nach Madrid bestimmt. Es gereicht den Spaniern zur Ehre, daß sie mitten in den Wirren und Zerwürfnissen ihres Vaterlandes darauf bedacht sind, eine längst verdiente Huldigung den zürnenden Manen Eines ihrer größten Schriftsteller, des großen Meisters des echten lebensfrischen Humors darzubringen, den seine Zeitgenossen zwar bewunderten, aber im Elende darben und verkümmern ließen.

Pinelli, der vortheilhaft bekannte Modellmahler im Genrefache, ist vor Kurzem gestorben.

Gegenwärtig befindet sich zu Rom ein gewisser Bull, ein Norwege von Geburt, der ein ausgezeichneter Virtuos auf der Violine ist. Er gab bereits ein Konzert, worin er ungetheilten Beifall einerntete.

D. Wolfgang Menzel, der Bannerherr des Stuttgarter-Literaturblattes, der Prototyp der literarischen Kunstrichterei Deutschlands, der Kritiker ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel, wandelt nun auf dem, von den Stürmen der Weltgeschichte zusammengewirbelten Staube der alten, und dem fußbequemen Pflaster der modernen Roma. Wir werden aus einer, vielleicht schon zur nächsten Michaelismesse erscheinenden Reisebeschreibung entnehmen, ob seine prüfenden Augen, deren Schärfe durch die vorgesteckte Hornbrille noch potenzirt wird, im römischen Leben und Treiben die, von ihm überall verfolgte Tendenz erschaut haben. H.

Nachstehende Bemerkungen, durch die Recension in Nr. 31 veranlaßt, sind uns zur Mittheilung übergeben worden: »Den Commentar zum Diwan könnte nur ein Orientalist auf eine dem Philologen genügende Weise schreiben; weil der Verfasser kein Orientalist, enthält sein Werk eine nahmhafte Zahl von Irrthümern. S. 22. Die mohammedanische Zeitrechnung

Digitized by Google

heißt weder Egere noch Hegiré, wie die Franzosen schreiben, aber Hedschire aussprechen, sondern Hidschret. Selbst die gedruckten vorliegenden Werke citirt er unrichtig, so Hammer's Uebersetzung von Motenebbi durchaus mit einem von ihm eingeschobenen n als Montenebbi; aus Motenebbi Montenebbi machen hieße um Nichts besser, als wenn er statt Voltaire Volontaire schriebe. S. 69. Wenn er die Geschichte des osmanischen Reiches nachgesehen hätte, würde er gewußt haben, daß der berühmte Mufti Ebusuud weder Ebuusud noch Ebusnud (was Druckfehler) heiße. Die Namen des Schahname schreibt er ganz irrig dem Görres nach, Rusthm statt Rustem! Da er die Ursprache nicht kennt, so weiß er auch nicht (S. 117 und 119) ob Schah Schedschaa oder Schah Sedschaa (das letzte ist Druckfehler) das richtige sei. S. 134 wird die Wasserspiegelung (Serab) in Suhrab, was der Name des Sohnes Rustems, verwandelt. Dem Diez schreibt er die verkehrtesten Dinge nach, und macht mit ihm S. 132 aus Büjürdsch mihr (Großlieb) Bugri Dschumhur, was der B— der Republik heißt, denn Dschumhur heißt Republik. S. 174 wundert er sich den Hatem Zogral nicht ausfindig machen zu können; der kein anderer als Hatimtai; das türkische Sprichwort Kakawus! Kakawus dixit; culex tuus niger ist allbekannt, dennoch schreibt er S. 237 den Unsinn des Diez nach: Mühe sagte der Mühe, dein Hinterer ist schwarz; was soll denn das heißen? S. 264 es ist keine Sylbe Wahres daran, daß Musulman eigentlich Musilmaan heißen solle; das Wort ist bloß die persische Form des arabischen Moslim. Da er Hammer's Werke von Anfang bis zu Ende ausschreibt, so hätte er doch vor Allem auf die im LIII. Bande der Jahrbücher S. 53 enthaltene, und mit Textbeweisen belegte Protestation desselben wider die ihm von Goethe angeschuldigte unrichtige Uebersetzung einer Stelle Dschami's Rücksicht nehmen sollen; da diese Berichtigung ganz eigentlich in den Commentar des Diwans gehört.

Ueber die Karaïten und ihre Literatur.

Die Karaïten bilden eine höchst merkwürdige und doch bis jetzt noch wenig bekannte Secte der jüdischen Religion, die, obgleich nur in geringer Anzahl, in meistens nur kleinen Gemeinen, in bedeutender Entfernung von einander und größtentheils arm, doch einen wissenschaftlichen Verkehr in gleichmäßiger Bildungsstufe und in einer todten Sprache, der Rabbinischen, Jahrhunderte hindurch bewahrt und fortgeführt. Die Karaïten sind ein sehr achtungswerthes Völkchen, das sich von seinen Glaubensgenossen durch Rechtlichkeit und Ordnung, so wie durch Liebe zum Ackerbau und zur Reinlichkeit vortheilhaft unterscheidet. Besonders sind sie aber als religiöse Secte dadurch merkwürdig, daß sie die mosaischen Gesetze möglichst rein festzuhalten suchen, den ihnen verhaßten Talmud nur studiren, um ihn zu widerlegen, und von den Rabbinern hauptsächlich durch den Grundsatz abweichen, daß die Auslegung der heil. Schrift, und folglich auch die Gesetzgebung in religiöser Hinsicht, nicht von irgend einer Autorität bestimmt und festgesetzt werden könne. Es sind gegenwärtig 14 Karaïtische Gemeinden bekannt, von denen sich vier in der Krym befinden, und dort unter andern die romantisch gelegene Bergveste Tschufut-Kalé, in der Nähe von Baktschi-Saraj, bewohnen; ferner zwei in Polen, drei in Galizien, zwei in der Türkei, eine in Cairo, eine in Jerusalem und eine in Aleppo. Ihre Schriften, von denen nur wenige gedruckt, die meisten aber, obwohl immer auch nur in geringer Anzahl, handschriftlich vorhanden sind, beschäftigen sich nicht, wie die meisten von ihren Religionsverwandten verfaßten, mit pietistischer Ascetik, sondern mit Exegese, Grammatik, Philosophie und Physik. Vor Kurzem sind in Wien bei dem Buchhändler Schmid vier Karaïtische Werkchen in rabbinischer Schrift gedruckt erschienen, von denen eins bereits im Jahre 1714 von J. Chr. Wolff zu Hamburg unter dem Titel: Notitia Caraeorum herausgegeben wurde, jedoch jetzt schon sehr selten ist, die andern drei aber bisher nur noch in Handschriften vorhanden waren. Die erste Schrift ist im Jahre 1699 in Krasnoi Ostrow von Mardochai Ben Nissan verfaßt, und enthält das hebräische Schreiben des Leydener Professors Trigland an die Karaïten, mit Fragen über ihre Geschichte, Religion und Verfassung, und Mardochai's, vielleicht aus Mißtrauen, ziemlich oberflächliche Beantwortung derselben. Das zweite weit interessantere Werkchen ist die Arbeit des Sincha Isaac Ben Mose aus Luzk, der es im Jahre 1756 in Tschufut-Kalé verfaßte. Es ist ein Auszug eines größern Werkes desselben Verfassers und enthält eine Geschichte des Karaïsmus und seiner im Oriente, in der Krym, in Lithauen und Polen zerstreuten Lehrer, vom Jahre 4400, nach Chr. 640, an, so wie auch eine alphabetisch geordnete Literatur der Karaïten, von welcher er 167 Werke namentlich angibt, und als Anhang noch 19 seiner eigenen Schriften hinzufügt. Der Inhalt des dritten und vierten Werkchens, von denen das erstere von Joseph Malinowskij aus Torok aus dem Buche Adereth des Eliah Beschitza ausgezogen, und das letztere von einem gewissen Israel im Jahre 1306 in Cairo verfaßt worden, ist unbedeutend und bezieht sich besonders auf die Art und Weise, wie die Karaïten die das Schlachten des Viehes betreffenden Gesetze auslegen und anwenden.

Berichtigung. In Nr. 33 der Zeitschrift soll es S. 132. erste Sp. Z. 13 v. u. statt Raststation, Poststation heißen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

37. Sonnabend, den 9. Mai 1835.

Ueber Bauernfeld's Fortunat.

Von Zedlitz.

(Schluß.)

Folgendes ist der Inhalt des Stückes: Fortunat lebt zu Famagusta in dem Hause seiner Aeltern, einer adeligen Familie, die nach und nach in dürftige Umstände gerathen ist. Wir finden ihn, wie wir ihn nothwendig finden mußten, wenn die Laune der Fortuna nicht als Würdigung gegründeten Verdienstes erscheinen sollte. Er vollbringt seine Zeit mit ritterlichen Uebungen, lebt unbekümmert von einem Tage zum andern, und hat nebenher eine, für jetzt ziemlich oberflächliche Neigung zu Pankratius Tochter Rosamunde. Diese Neigung nimmt Pankratius eben nicht wohl auf, indem er seine Tochter einem reichen Krämer zugedacht hat; um so inniger und tiefer aber spricht das Gefühl in Rosamundens Herzen für Fortunat, wiewohl die Hoffnung, mit ihm vereinigt zu werden, immer mehr verschwindet. Inzwischen reist der Graf von Flandern durch Famagusta; die ritterliche Gewandtheit des Jünglings gefällt ihm, er schlägt Fortunat's Aeltern vor, ihren Sohn mit ihm ziehen zu lassen. Die eigene bedrückte Lage macht den Antrag den Aeltern, die Wanderlust und Aussicht auf Abenteuer macht ihn dem Sohne angenehm, und der erste Akt endigt mit Fortunat's Abreise mit dem Grafen von Flandern. Die Scenen, die diese Zustände entwickeln, versetzen in medias res, exponiren durch die Handlung, ohne breite Erzählung, sind lebendig, folgerecht, und zeichnen die Charaktere und Gefühle der Handelnden bestimmt und deutlich. Der zweite Akt zeigt uns Fortunat, der seinen Herrn durch den Tod verloren, nach manchen Abenteuern und langem Umherirren auf dem Wege nach Arles. In einem Walde erscheint dem Verzweifelnden Fortuna, und gibt ihm Seckel und Wunschhut, nachdem er sich aus allen Gaben, die sie ihm both, den Reichthum gewählt hatte. Das Stück schließt sich hier vollkommen an den Inhalt des alten Mährchens. Der Gebrauch, den Fortunat von seinem Glücke macht, ist ganz so, wie man ihn von dem erwarten konnte, der die Gabe der Weisheit ausgeschlagen. Er verschleudert leichtsinnig seine Schätze in schlechter Gesellschaft, während die treue Rosamunde, die dem verhaßten Bande, das ihr daheim drohte, durch die Flucht entrann, und der Spur des Geliebten nachzog, als Knabe verkleidet, unerkannt in seiner Nähe weilt; umsonst versuchend, ihr eigenes Bild durch die Erinnerungen an sein früheres Leben in seinem Herzen aufzufrischen.

Fortunat erwirbt indeß Kriegesruhm und Ansehen am Hofe des Herzogs von Burgund, wird immer übermüthiger im Vertrauen auf die Macht der Zauberkräfte, die ihm zu Gebothe stehen, erhebt seine Wünsche zu Agrippina, der Schwester des Herzogs, und verräth endlich im blinden Taumel seiner Leidenschaft mit unbedachtem, leichtsinnigem Vertrauen Agrippinen die Kräfte des Seckels, und legt dieses Kleinod in ihre Hand, um es nie mehr wieder zu sehen. So schließt der dritte Akt mit der verzweifelnden Klage Fortunat's, die minder dem Verluste seiner Zaubergabe, als dem Verrathe an seinem Herzen gelten:

Ein König war ich, als der Seckel mein,
Und bin ein Bettler, nun ich ihn verloren!
Ein Bettler, weil ich ihn verlor? O nein! ich bin
Ein König noch, wenn ich sonst nichts verlor. —
— — — —
Ich war ein Thor, daß ich das Leben liebte,
Das mir ein blüh'nder Frühlingsgarten schien;
Ich war ein Thor, daß ich an Liebe glaubte,
Die mich des Frühlings milde Sonne dünkte!
Das Leben ist ein neckendes Gespenst,
Das nur den reinen Glanz des Himmels nachtäuscht,
Und nah'st du ihm, die hohle Fratze weist.
So lockt der Irrwisch mit erborgtem Schimmer
Den harmlos Wandernden dem Abgrund zu.
Ich steh' am Abgrund! das Vertrauen schwand,
Die Liebe täuscht, die Tugend ist ein Mährchen
Leer und gleichgültig ist der Tage Lauf. —
Ich will nicht länger athmen, länger leben,
Nicht länger denken, fühlen und entbehren;
Vernichtung wäre mir ein süßes Labsal,
Zerstörung meines Wesens einz'ger Wunsch.
O, Erde, öffne dich, mich zu verschlingen,
Zersprengt, ihr allzu kräftigen Organe,

Digitized by Google

Ihr jugendlichen Adern, schwellet tödtlich,
Und laßt mein Blut durch alle Lebensthore
Mit meinem Leben in den Sand verrinnen! —

Wir sind bis hierher dem Gange der Handlung treulich gefolgt. Ich frage nun: wo ist denn hier der Unsinn, der Hohngelächter verdient? Ist der Bau, ist die Gliederung des Ganzen, wie sie hier erscheint, etwa eine so stümperhafte, daß sie der gesunde Sinn mit Unwillen betrachtet? Ist der Organismus des Stückes unzusammenhängend und folgewidrig? sind die Situationen dem Inhalte der Fabel widerstrebend, ohne innere Begründung herbeigeführt, oder entwickeln sie sich nicht natürlich aus dem Gegenstande? Ich habe hier eine ziemlich lange Rede citirt; sie kann zugleich als Probe der Diction dienen. Ich frage, ist der Ausdruck nicht poetisch, ist er nicht kräftig, ungekünstelt, wahr, der Empfindung angemessen, gedankenreich? — Wo ist denn also die Albernheit, die den Hohn rechtfertigt? Im Stücke, wie wir sehen, ist sie nicht. — Vielleicht kommt sie in den folgenden Akten. Zergliedern wir auch diese. Der vierte Akt erscheint als Wendepunkt in Fortunat's Charakter. Er ist nicht ohne künstlerische Motive herbeigeführt; er ist vorbereitet und mußte nach der Reflexion eintreten, die Fortunat am Schlusse des dritten Aktes anstellte:

Armselig war des Seckels schnöder Inhalt,
In seinem Schooße nährt' er alle Laster:
Geiz, Wollust, und Betrug und Müßiggang.
Er untergrub des Eigners Seelenkräfte,
Leicht biethend, was man sauer soll erwerben.

Fortunat ist von Arles und dem Hof des Herzogs von Burgund, wo mit seinen Schätzen auch sein Ansehen schwand, geflohen, und wir finden ihn mit Proteus (der treuen Rosamunde, die ihn nicht verlassen, und unter dieser Hülle gefolgt ist) einsam, in stiller Abgeschiedenheit, sich den erhabenen Eindrücken der ihn umgebenden Natur überlassend:

— — —

Die Blicke send' ich nach den Hochgebirgen,
Die, gleich des Thoren Wunsch, in Nebel schwinden;
Die Sonne spricht zu mir, der Mond, die Sterne,
Die schweren Wolken, die, ihr lustig Leben
Verdampfend, Blitz und Donner rings versenden,
Und sich in milde Segensströme lösen,
Mit rauher Art erwünschte Gaben biethend,
Gleich einem Biedermann, der murrend wohlthut. —

— — —

O, wer in Einsamkeit stets sich nur lebte,
Wer nie sich ins Gewühl der Menge mischte!
Wo die Gemeinschaft ist, da ist Verderben,
Wo Leben sich an Leben drängt, ist Tod! —
Drum fort aus der verwirrenden Gesellschaft!
Ein Siedler will ich werden ohne Habe,
Und heimisch nur in meiner Seele seyn;
Nicht brauch' ich eines Andern Wort und Gabe,
Der echte Mensch, das ist der Mensch allein! —

Wenn ein Werk Schönheiten wie die hier angeführten aufzuweisen hat, so scheint es allenfalls glaublich, daß der Dichter solcher Scenen noch einigermaßen bei gesundem Verstande sey, und daß es vielleicht ein klein wenig zu voreilig gewesen, ihn als Narren oder Tölpel zu behandeln.

Der Fortgang der Handlung und die vollständige Entwicklung der Charaktere, die versuchte Ermordung Fortunat's durch den Abenteurer Vasco, die Scenen mit Agrippinen, ihre, durch die wunderbaren Begebnisse, die sie treffen, herbeigeführte Sinnesänderung, sind eben so schön gedacht als schön ausgeführt. Die Reue Agrippina's ist von ergreifender, tiefer Wahrheit, und wird auf jedes wohl organisirte Gemüth ihre Wirkung nicht verfehlen:

Herzog.

Was ist es, das so plötzlich dich verändert?

Agrippina.

Ein Wunder.

Herzog.

Gäb' es Wunder?

Agrippina.

Läugnest du's,
Und bist, und athmest, sprichst, und denkst und fühlst? —
Blick' um dich! Himm'l und Erde sind ja Wunder;
Daß Bäume grünen, daß der Vogel singt,
Die ganze Welt ist ein erhab'nes Wunder!
Erstaunst du, wenn ich mit dem Fuße stampfe,
Und rasch ein Fruchtbaum aus der Erde quillt?
Ich staune nicht; denn Größeres erlebt' ich:
In meinem Herzen schoß der Reue Samen
In einem Augenblick zum dichten Wald,
Und darin will ich mich, wie Magdalena,
Vor aller Hoffart dieser Welt verbergen.

Es könnte der deutschen Bühne wahrlich nicht schaden, wenn recht viel solcher Unsinn auf ihr zu Markte gebracht würde! — Wer nur die äußere Handlung berücksichtigt, könnte dieselbe mit dieser Scene für ziemlich geschlossen halten; denn die Erkennungs-Scenen und Rückkunft nach Famagusta verstehen sich wohl ziemlich von selbst; für die innere Entwicklung aber fehlt noch der wesentlichste und wichtigste Theil, ohne den die poetische Idee nicht als vollständig und erschöpft angesehen werden könnte: die freiwillige Entäußerung seiner Gaben, die, wie Fortunat nun einsieht, nicht zufällig erhascht, sondern verdient seyn sollen. Hierin eben liegt eine viel tiefere, fruchtbarere und poetischere Beziehung, als in dem alten Volksmährchen selbst, wo die schlechte Verwendung durch den Verlust gestraft und somit eine ziemlich pro-

Digitized by Google

falsche Gerechtigkeit geübt wird. Die des Bauernfeld'schen Stückes eröffnet uns eine viel reichere Fernsicht: Fortunat, durch sein Schicksal belehrt, verwirft den Reichthum, und wählt die Weisheit. Die später gemeldete Ankunft des Schiffes, noch zu Zeiten seines Reichthums von ihm abgesandt, ändert durchaus nichts an der Consequenz in Durchführung dieses Grundgedankens; denn erstens: kommt das Schiff erst nach der freiwilligen Entäußerung der Wundergaben, und dann handelt es sich, wie schon erwähnt, hier durchaus nicht um einen platten Akt materieller Vergeltung, handgreiflicher Gerechtigkeitspflege, sondern um den Sieg der Idee, um die freiwillige Umtauschung des Besseren für das Schlechtere: der Weisheit für den Reichthum. Ich habe mich bemüht, die innere Bedeutung, so wie die äußere Gestaltung des Stoffes in seinem wahren und vollständigen Zusammenhange zu entwickeln, und habe diesen Zusammenhang großentheils durch die Citate aus dem Stücke selbst nachgewiesen. Ich bin nun am Ende meiner Aufgabe, und frage nur: Ist die hier gegebene Analyse wahr, oder ist sie nicht wahr? Daß sie wahr sey, dafür zeugen die, dem Stücke selbst entnommenen Belege. Wenn sie aber wahr ist, so frage ich weiter: Wo ist der Unsinn, der Verhöhnung verdiente? — Wenn sie wahr ist, dann ist das Stück nicht nur kein schlechtes, sondern ein gutes, denn es ist poetischer als alles, was Bauernfeld bisher geleistet; dann ist es ein Fortschritt des Dichters, und verdiente Beifall und Ermunterung statt Persiflage. — Wenn ich aber behaupte, das Stück sey gut, ja vorzüglich, so habe ich es keineswegs für fehlerlos erklärt; aber die Fehler treffen weit mehr die scenische Anordnung, als den inneren Organismus. Die wesentlichsten Veränderungen wären in der Scenenfolge der zwei letzten Akte vorzunehmen, wie z. B. die Erkennungsscene zwischen Fortunat und Rosamunden zu Anfange des vierten Aktes ihren Platz haben müßte, und nicht am Ende des fünften, wo sie, troß ihrer großen Schönheit, auf der Scene keine Wirkung mehr hervorbringen kann. Die Unwahrscheinlichkeit, die Viele darin finden wollen, daß Fortunat Rosamunden in ihrer Verkleidung nicht erkenne, gehört zu den Vorwürfen, die kaum einer Widerlegung bedürfen. So viel Phantasie muß der Hörer mitbringen, wenn er aus der Wirklichkeit auf den Boden der Poesie hinüber schreitet. Zudem sind Verkleidungs- und Verwechslungs-Scenen dieser Art hundertweise, von der Menächmen des Terenz, bis zu dem verwundeten Liebhaber, auf der Bühne gebraucht worden. Oder bedarf es vielleicht eine geringere Fähigkeit, sich in supponirte Zustände zu versetzen, um die beiden Mädchen in Shakespeare's Kaufmann von Venedig für Richter zu nehmen, die über Leben und Tod zu Gericht sitzen, als um die verkleidete Rosamunde für einen Knaben anzusehen? — Ich habe hier meine begründete Ueberzeugung ausgesprochen; ich habe die Sache nicht aus dem Kreise literarischer Discussion, in den irgend einer persönlichen Freundschaft oder Gegnerschaft gezogen. Ich wiederhohle es: ich halte zu keiner literarischen Gevatterschaft; auch eben so wenig habe ich mich im Laufe meiner schriftstellerischen Thätigkeit über Gegner von irgend einer literarischen Bedeutung zu beklagen; ich wüßte daher keinen Anlaß, warum freundliche oder feindliche Beziehungen auf Personen mein Urtheil influenziren sollten. Ich vertheidige, was mir gut scheint; denn eine verunglückte Sache ist darum noch keineswegs eine verlorene, noch weniger eine unwürdige. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Der Spruch des alten Römers findet auch jetzt noch oft seine volle Anwendung. Wen ich nicht überzeugt habe, mag in seiner Ansicht beharren; Zeit und Unparteilichkeit wird das Wahre aufsinden und das Irrige berichtigen. Ward nicht Goethe's Werther vom alten Nicolai auf den Kopf gestellt? Ward nicht die Fichte'sche Philosophie im hyperboräischen Esel persiflirt? Hat nicht Kotzebue beweisen wollen, daß Herr v. Goethe nicht deutsch schreiben könne? und trotz dem soll sich seither die Meinung verbreitet haben, daß Goethe doch etwas weniges Deutsch zu schreiben verstanden! Mit so großen Beispielen mag sich Bauernfeld trösten!

Die Brüche und Vorfälle; beschrieben und durch Beispiele erläutert von Michael Hager, Dr. der Medicin und Chirurgie, k. k. Rathe und Stabsfeldarzte, ordentl. öffentl. Professor u. s. w. Mit zwei Kupfertafeln. Wien Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1834. VII. u. 404 S. gr8.

Welches Förderniß wäre es für unser gesammtes ärztliches Wissen und Handeln, wenn alle pathologischen Zweige auf dieselbe Weise behandelt würden, welche der Hr. Verfasser an der Bruchlehre mit so schönem Erfolge versucht und durchführt! wie mühsam bleibt es für Jeden, der sich dem Studium irgend eines Krankheits-Genus widmet, die dahin gehörigen Erfahrungen, zumal der neuern journalsüchtigen Zeit, aus allen betreffenden Jahr-, Monath-, Wochen- und Tagblättern, Broschüren, Monographien und Sammelwerken herauszuklauben, zu sichten, zu vergleichen, zu prüfen, zu verarbeiten! und welches weite Feld eröffnet sich hier für die Emsigkeit des Einzelnen, wie für das fruchtbringende Zusammenwirken Vieler! durch das letztere wird Zeit gespart, und das für den Einzelnen Unmögliche möglich gemacht. Der Herr Verfasser reiht mit dem Fleiße eines Lehrlings und mit der Auswahl eines Kenners aus Werken und periodischen Schriften, zumal aus Gerson's und Julius Magazin, Froriep's Notizen, Richter's Bibliothek, Rust's Magazin, A. Cooper's, Scarpa's u. a. Werken, und aus dem Protokoll der chirurgischen Klinik, der k. k. Josephs-Akademie, d. i. größtentheils aus seinen eigenen

Digitized by Google

Erfahrungen, Beispiele von jeder Art und Abart der Brüche zusammen, die aber erst durch seine einleitenden und begleitenden Betrachtungen ihre rechte Stellung, Bedeutung und Anwendbarkeit bekommen. Dabei folgt er diesem Schema: er handelt zuerst von den Brüchen, die er in anatomischer Folge nach den Regionen, wo sie Statt finden, vorträgt, und nach den contentis unterabtheilt, wobei er immer erst die Beschreibung, dann die Causalmomente, Diagnose, Prognose und Therapie aufstellt, und dann die Beispiele anhängt. Hierauf geht er zur abnormen Lage der Weichgebilde im engern Sinne über, und schließt mit den Vorfällen, wobei er stets der bei den Brüchen befolgten Methode treu bleibt. Die Mittelfleischbrüche unterwirft er zuerst einer strengern Anordnung, die als wohlbegründet und ersprießlich anerkannt werden wird. Sich selbst aber hätte der Hr. Verfasser manche Wiederhohlung erspart, und dem Leser Umblick und Application erleichtert, wenn eine etwas ausführlichere Einleitung über Erkenntniß und Behandlung der Brüche im Allgemeinen vorausgeschickt worden wäre. Hier hätte auch eine Beschreibung der Bruchbänder Platz gefunden. Daß überall vorzüglich auf des Hrn. Verf. Schüler Rücksicht genommen ist, ist begreiflich. Dahin gehört auch die S. 150 als Muster aufgenommene Geschichte der Operation eines eingeklemmten äußern Leistenbruches, welche dem Leser durch unnöthige Breite mißfällt, und wohl überhaupt kein Ideal von Krankheitsgeschichte darstellt. Interessant sind übrigens für den denkenden Wundarzt alle angeführten Fälle, da der Hr. Verf. die häufiger vorkommenden Brucharten nur sparsam, die seltnern reichlich mit Beispielen belegt; merkwürdig so manche, welche die Efficacität der Naturwirkungen selbst in so scheinbar hülflosen Zuständen erweisen. Ein sehr bedeutender Fall wird S. 32 von einem, wahrscheinlich vom Herzen gebildeten Zwerchfellbruch erzählt. Es versteht sich von selbst, daß hier der Ort nicht ist, Auszüge zu machen, Raisonnements anzuknüpfen. Neu sind die vom Herrn Verfasser beobachteten Fälle S. 94, 97, 284, 336 u. s. w. Die am Schlusse empfohlene Lufteinblasung durch den After bei Ineinanderschiebung der Därme, verdient Rücksicht. Unvollständigkeit wird dem Werke nicht zur Last gelegt werden können; ja, der Hr. Verfasser war noch nach dem Abschlusse bemüht, aus Weitz's »Auszügen aus Dissertationen« zwei Beispiele dem Index einzuschalten.

Und so kann man den Schülern des Hrn. Verfassers Glück wünschen, daß ihnen der wohlwollende Lehrer das Nachlesen so sehr erleichtert und nützlich gemacht hat, indem er sie in den Stand setzt, zerstreute Experienzen im Zusammenhang und mit Kritik zu genießen. Ob aber auch, dem Wunsche der Vorrede gemäß, Bruchkranke sein Buch mit Nutzen lesen werden, steht dahin. Den Lernenden würde das Studium noch erleichtert worden seyn, wenn die Darstellung überall so klar, präcis und bequem wäre, als sie es größtentheils bei Beschreibung der Operationen ist. Eine verdunkelnde Ineinanderschiebung der Perioden findet öfters Statt. Tautologieen sind nicht selten; z. B. S. 114: »Desto schneller muß man die einklemmende Stelle erweitern, **oder mit andern Worten**, zur Operation schreiten; S. 116: »ist die Entzündung in Eiterung übergegangen, **oder besser**, hat sie den Ausgang in Eiterabsonderung genommen, u. dgl. m. Die Definitionen sind nicht immer strikt, oft weil sie es gar zu sehr seyn wollen. Ueberhaupt hat es mit dem Definiren in unserer Wissenschaft seine Wege. Ein Schelm thut mehr als er kann: und wenn wir nur einmal so **beschrieben** haben, daß das Verwechseln **schwer** gemacht ist, so haben wir, dünkt mich, gethan was wir können. — In der Terminologie muß es statt: Pneumatocele heißen Pneumonocele; das erstere heißt Luftbruch, und bedeutet meist eine Ausdehnung des Scrotums durch Luft; so statt Lienocele besser Splenocele; statt Ovarocele lieber Oophorocele, damit man schon bei einem Idiome bleibe. Möchten die Schüler des Hrn. Verfassers das treffliche Werk diurna nocturnaque manu so emsig blättern, daß ihnen sogar solche kleine Vernachlässigungen nicht entgingen; deren Bemerken nur als Beweis scharfer Aufmerksamkeit angesehen werden kann; wohl dann dem Lernenden! sie haben hier Stoff genug zu assimiliren, und der Erfolg ihrer Studien würde der schönste Lohn für die unermüdete Sorgfalt des Lehrers seyn!

D. Ernst Freiherr v. **Feuchtersleben.**

Literarisch-artistische Notiz.

Sechs Jahrhunderte sind verflossen; der angeborne Nationalsinn der Irländer und ihr Volkscharakter blieb sich gleich. Er ging, ein theures Erbe von den Vätern auf die Söhne über; das **alte** Irland ist noch jetzt das einzige Vaterland, das die wahren Patrioten anerkennen, und darum hielten sie auch unter allen Umständen fest an ihrer Religion, so wie an ihrer Sprache. Zahlreiche Nationallieder, in den Tagen der Unabhängigkeit ihr Stolz, erhielten und belebten zunächst fortwährend den alten Geist. Wandernde Sänger feyerten die Freiheit der vergangenen Zeit, den Ruhm der Ahnen, und die Größe ihrer Rechte; sie wurden dafür von den Siegern verfolgt, verbannt, hingerichtet; allein die Gewalt konnte die Erinnerung nicht vernichten. Der Text der meisten dieser Lieder ist nun verloren; die Arien aber haben sich erhalten. Diese Musik kann als Commentar zur Geschichte des Landes dienen. Sie mahlt den Seelenzustand so gut, wie die Erzählung das Factum; man findet in ihr Ermattung und Niedergeschlagenheit, eine Trauer, tief gefühlt, aber vag ausgedrückt, wie der Schmerz, der sich zurückdrängt, wenn man ihn beobachtet. Zuweilen tritt ein Hauch der Hoffnung oder des Leichtsinns hervor, allein in den lebhaftesten Refrainen kommt immer wieder ein Accord des Schmerzes, oder eine Wendung, welche die düsterste Schattirung wirft, so wie man an einem neblichten Tage plötzlich einen Sonnenstrahl aufblitzen, aber eben so schnell wieder verschwinden sieht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

38. Mittwoch, den 13. Mai 1835.

Beiträge zur Geschichte des geistlichen Schauspiels und der Autos sacramentales.

Von Christian Wilhelm Huber.

Das erste Mittel, welches der rastlos schreitende Geist des Menschen ersonnen, um seine Ideen der Gegenwart und Nachwelt mitzutheilen, war das Symbol, ein Zeichen, aus dessen Natur eine allgemeine Bedeutung errathen werden kann. Aus der Anwendung des Symbols entwickelte sich die Bildersprache der Religion. Der indische, so wie der aus Egypten hervorgegangene griechische Mythos, beruht auf der Versinnlichung geistiger Anschauungen und Begriffe. — Gleichwie einerseits das Abstrakte am besten durch die einfachste Form festgehalten wird, so geht anderseits bei einer sinnlicheren Darstellung die ursprüngliche Idee immer mehr und mehr in die Materie über. Aehnliches geschah mit den Mythen der Religionen. Die entzündete Fantasie verlor den Begriff über dem Bilde. Das Darstellende wurde selbst Dargestelltes, und sonach Gegenstand religiöser Verehrung.

Aus der Einführung der Symbole, und der Personifizirung der Naturkräfte entwickelte sich die Allegorie, eine Darstellung, die gleich dem lustigen Gebilde des Seegesichtes, das wirkliche Leben täuschend erscheinen läßt, und auf kunstreich verschlungenen Bahnen durch Verbindung des Allgemeinen mit dem Individuellen, ihre im Hintergrunde liegenden Zwecke rastlos verfolgt. Die Allegorie fand schon bei den ältesten Dichtern ihre Anwendung. Wir finden sie bei Homer [1], Virgil und Ovid, der indischen Sänger nicht zu gedenken. Im Buche Hiob tritt sie sogar in dramatischer Form auf. Sie ist wirklich mit der Wesenheit des Dramas verschwistert. Gleichwie die Grundlage des Dramas eine, im Leben dargestellte Handlung ist, mit deren Lösung sich die geistige Kraft des Menschen aus den Schlangenknoten einer feindlichen Macht frei ringt, so ist die Basis der Allegorie eine geläuterte Idee, die jenseits des Lebens liegt, deren auslaufende Strahlen jedoch sich im Rahmen der Sinnenwelt zu einem, mit Menschengestalten belebten Bilde, wie zu einem Brennpunkte vereinigen.

Die Anwendung der Allegorie in der antiken, oder ihrer Vertreterin, der griechischen Kunst und in der, aus dem Christenthume hervorgegangenen romantischen, richtet sich nach den ihnen zu Grunde liegenden Prinzipien. Die Seele der griechischen Kunst ist das gleichmäßig bewegte Verhältniß einer schön geordneten Welt, und bezielt die Ausscheidung alles Störenden. Der Geist der christlich romantischen Kunst durchwandert im wundervollen Traume, geleitet von den sanften Strahlen überirdischer Liebe, die unauflösbaren Verkettungen der Gegensätze, und findet seine Vollendung nach Zertrümmerung des Endlichen. Das Griechisch-Antike lebt in der Gegenwart, zieht das Himmlische herab zu den Erdenkindern, und durchdringt, ein milder Frühlingshauch, wohlthätig alle Adern des Lebens. Das Christlich-Romantische strebt in die Zukunft, unterwirft alles Sterbliche in Entsagung dem Vorgefühle ewiger Entzückung, und rauscht wie die Nachtluft über den gefurchten Spiegel des Weltmeers, bis es in dämmender Ferne in selige Harmonien zerfließt. Jenes strebt nach Außen, gefällt sich in Vollendung der Form; seine Schöpfungen sind makellose, von allen Seiten abgeschlossene Werke der Skulptur. Dieses wird ganz innig, gefällt sich in Durchführung der Idee; seine Schöpfungen sind buntgemischte Nah- und Fernsichten der Malerei, die man nur von Einem Standpunkte aus vollkommen auffassen kann, und deren Hintergrund unausgesprochen bleibt. In der griechischen Kunst drückt sich das Bewußtseyn aller Kräfte, die Vollendung der Naturerziehung aus; in der Christlichen die Unzulänglichkeit des Irdischen, die Läuterung des Geistes zur Vollendung. Der Hebel jener fördert die Gleichstellung, dieser die Erhebung. Jene lebt im Genusse des Besitzes, diese schwelgt in den Wonnen der Sehnsucht. — Die christliche Kunst bekam erst nach Auftreten der nordischen Naturen, bei denen das Christenthum Wurzel geschlagen, ihre wahre Gestalt als Romantik in eigentlicher Bedeutung. Die Schauer des altnordischen Mythos verschmolzen harmonisch in die Regungen der christlichen Sehnsucht, und auf dem neu gewonnenen Boden blühte üppig die liebliche Blume des Gemüthes. Es waren germanische Stämme, die sich über ganz

[1] Ilias XIV. V. 231:
»Dort nun fand sie den Schlaf, den leiblichen
Bruder des Todes,« u. s. w.

Digitized by Google

Europa verzweigten, und das Leben aus ihren heimischen Wäldern in die Haine eines sanfteren Himmels übersiedelten. Die Nachkommen der, in die ehemals römischen Provinzen eingewanderten Germanen tragen hier mehr, dort weniger erkennbare Spuren ihrer Abkunft. Am Treuesten erhielt sich die Kraft und der Ernst des alten Nordens in Spanien.

Greifen wir nun wieder den Faden der Allegorie auf, so ergibt sich, daß selbe dem Wesen der christlichen Kunst, und jenem der antiken gleich nahe, aber im umgekehrten Verhältnisse liegt. Letztere wandelt im Genusse einer schönen Wirklichkeit auf den, in fruchtbaren Humus umgewandelten Trümmern einer symbolisirenden Vorzeit; das Allegorische verschwand im Lebendigen, nur die Attribute und einzelne, der Wirklichkeit ferne stehende Mystifikationen blieben aus der Zeit der Theogonien zurück; die Fantasie erhob sich frei auf den Schwingen der allbelebten Natur, und erfaßte Alles, was mit der vollendeten Schönheit des Menschen im Einklange stand. — Die christliche Kunst, der Triebräder einer vielgestaltigen Mythe beraubt, mußte mit Begierde eine Form ergreifen, mittels welcher sie gewisse unwandelbare Gesetze durch Personificirung in das Leben wirksam einführen und aussprechen konnte. Die zunächst aus dem Christenthume emporgeblühte Romantik, welche das religiöse Gefühl der moralischen Selbstständigkeit auf das Gefühl der Liebe und eines gewissen Heroismus überträgt, wandte sich um so geneigter der Allegorie zu, als die Schleier derselben eine passende Hülle schienen, in der das ganze Heiligthum religiöser Geheimnisse dem sterblichen Auge vorgeführt werden durfte. — Bei Dante, dem größten christlichen Dichter, leitet das ewige Gesetz der göttlichen Gnade den Menschen mittelst der geoffenbarten Religion und der menschlichen Vernunft zum Ziele der Vollendung. In ihm ist der Zweck des Lebens vollkommen ausgesprochen. Seine göttliche Komödie, einzig in ihrer Art und vollendet dastehend, gebraucht die christlichen Symbole als Hebel zur Förderung der Handlung. Die Hauptpersonen dieses Gedichtes sind allegorische Personen: Lucia ist die erleuchtende Gnade Gottes, Beatrice die Erkenntniß der christlichen Offenbarung, Virgil die menschliche Vernunft, und Dante selbst der sündige Mensch, der durch die Bahnen der Verdammniß, der Läuterung bis zur Anschauung der unendlichen Reinheit gelangt.

Ueberhaupt findet sich in der Poesie des Mittelalters die Allegorie als wesentlicher Bestandtheil der Gedichte. Hieher gehört der Cyclus sämmtlicher Dichtungen, die sich an die Sage vom heiligen Graal schließen. Der heilige Graal[1], das Gefäß, woraus Christus das Abendmahl mit seinen zwölf Jüngern genossen, und worin Joseph von Arimathia das aus den Wunden des heiligen Leichnams geronnene Blut verschlossen; ward als theuerstes Palladium des Christenthums betrachtet, aus dem die allbeseligende Kraft des göttlichen Welterlösers ausströmte. Joseph von Arimathia lebte zwei und vierzig Jahre in der Nähe des heiligen Graals, in einem finstern Kerker ohne irdische Speise und Trank. Nach vielen Jahren erfuhr Ritter Perillus in einer Vision die Wunderkraft dieser kostbaren Reliquie. Titurell erbaute den Tempel Montsalvatsch auf einem Onyxfelsen, worin der Graal, von vier Engeln getragen, vom Himmel sich niedersenkte. Die Stimme seines Ruhmes verbreitete sich über die ganze Erde. Doch in der Folge ging der Besitz des heiligen Graals verloren. Die tapfersten Ritter aus allen Ländern zogen aus, dieses Kleinod wieder zu finden. Die Irrfahrten der Kämpen auf den, sich in Dämmerung verlierenden Spuren des Quells der Erkenntniß bilden den Stoff des Sagenkreises, der in lateinischer, provenzalischer, französischer, englischer und deutscher Sprache besungen wurde. Am besten aber von Allen verstand es unser Stammgenosse Wolfram von Eschinbach, den tiefen Sinn dieser Sage aufzufassen und festzuhalten. Im Titurell bleibt der Graal in höchster Heiligkeit jedem menschlichen Auge entzogen, und nur ein von Gott Geweihter vermag es, sich ihm zu nähern. Die irrenden Ritter können trotz aller Abenteuer, das Weihgefäß nicht finden, sie können die Leiden des kranken, gemarteten Königs nicht enden. Meisterhaft und in voller Blüthe der Fantasie und des Gemüthes greift Eschinbach im Parzifal den Faden der Sage auf, und führt ihn zur kolossalen Vollendung. Eschinbach hielt sich bei seinen Arbeiten an südliche Muster. An dem üppig blühenden Leben und Treiben, und an der sinnreich erfundenen und mährchenhaft verschlungenen Kette der Abentheuer dürfte wohl der orientalische Hauch der Poesie nicht zu verkennen seyn, der von den Mauern in Spanien ausgehend seinen Einfluß auf die Provenzalen ausübte, aus denen wieder Eschinbach schöpfte.

Die nordische Behandlung desselben Gegenstandes ist minder poetisch, obwohl mehr national gehalten, denn es verwebt sich darein der Sagenkreis vom Artushofe und vom Zauberer Merlin. Am Vielseitigsten wurde das mittelalterliche Epos in der nordfranzösischen Sprache (langue d'oui) bearbeitet. Die Quellen, welche den Stoff zu diesen Dichtungen geliefert, sind, ihrem Ursprunge nach, theils einheimische, die den keltischen, armorikanischen und bretonischen Sagenkreis umfassen, theils eingebürgerte, welche fränkisch-germanische Sagen enthalten, theils endlich übertragene, die sich aus ältern byzantinisch-romanischen Dichtungen herleiten. Merkwürdig ist es, wie sich die Grundidee der Gedichte vom heiligen Graal in den Autos sacramentales, deren Hauptzweck die Verherrlichung des heiligen Abendmah-

[1] Das Wort Graal, Gral oder Greal, ist eine verderbte Zusammenziehung für Sanguis realis, sang réal, woraus dann St. Gral (der heil. Graal) gebildet wurde.

Digitized by Google

les ist, wieder angeklungen findet. — Welche bedeutende Rolle spielt ferner die Allegorie, um von andern Beispielen zu schweigen, in dem merkwürdigsten romantischen Epos der Engländer, in Spencer's Feenkönigin. Wie sinnreich ist sie nicht in die Gesänge Bojardo's, Ariosto's und der deutschen Minnesänger verschlungen. Die üppigsten Blüthen trieb sie aber in Spanien, und zwar in dem großen Bereiche des geistlichen Schauspiels.

Das geistliche Schauspiel in Spanien theilt sich seit Lope de Vega in dramatisirte Lebensläufe der Heiligen (Vidas de Santos) und in Frohnleichnamsstücke (Autos sacramentales). Jene sind älteren Ursprungs und wurden anfänglich nur in Klöstern zur Ehre der Schutzheiligen oder anderer Namenspatrone aufgeführt. Sie waren in Italien weit früher als in Spanien einheimisch, und ähnliche Dichtungen dürften auch schon vor Ausbildung der lingua volgare in lateinischer und provenzalischer Sprache bestanden haben. Die lateinische geistliche Komödie war auch in Deutschland sehr beliebt, und hat sich in den Jesuitenkollegien selbst bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts erhalten.

In Italien nannte man diese dramatisirten Handlungen schlechthin Vorstellungen (Rappresentazioni). Nur zwei von diesen Vorstellungen führen die besondere Benennung geistliche Komödie, nämlich: La Commedia spirituale dell' anima und la Conversione di S. Maria Maddalena, von Mark-Antonio Allamanni.

Außer der Benennung Rappresentazione finden wir dafür noch die Ausdrücke: Festa, Storia, Mistero, Esempio (Festspiel, Geschichte, Geheimniß, Beispiel) als beinahe gleichbedeutende Bezeichnungen, die in manchen Stücken zugleich vorkommen, wie im Kaiser Oktavianus, im St. Valentin, in den beiden Pilgern und im Samson. Die Bearbeitungen aus der Legende der Heiligen nannte man auch Vita, Passione, Martirio (Leben, Leidensgeschichte, Märtyrerthum), jene aus der Geschichte des alten Testaments: Figure, und jene aus den Evangelien: Vangeli. Von Castellano de' Castellani, einem nicht gewöhnlichen florentinischen Dichter, besitzen wir noch: Vangeli in rima della Guaresima, wo jedes Evangelium der Fastenzeit in Reime gebracht ist, und wahrscheinlich in den Kirchen abgesungen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Novellen und Erzählungen von And. Schumacher. Vier Bände. Wien, M. Lechner, 1835.

Die novellistische Literatur des Vaterlandes ist in der letzten Zeit ziemlich thätig gewesen, und in kurzen Zwischenräumen sind sich vier solcher Sammlungen gefolgt. — Novellen und Erzählungen dürfen nach der gewöhnlichen Wahrnehmung auf ein großes Publikum rechnen, und das Publikum hat Recht, wenn es sich mit Liebe ähnlichen Erzeugnissen zuwendet, denn in ihnen kann es, wenn anders der Novellist seiner Aufgabe gewachsen ist, sich so recht nach Herzenslust im Schlafrocke und in der breiten Schleppe des gewöhnlichen Lebens betrachten, oder auch wohl einen Streifzug in die Gefilde der historischen Erfahrung, der phantastischen Ueberschwenglichkeit, in das Wundergebieth der Romantik machen, ohne dabei fürchten zu müssen, daß es außer Athem komme oder sich bei dem kühnen Aufschwunge die Flügel versenge. Der Dichter solcher Producte — und wehe, wenn ein anderer als ein wirklicher, echter, tief empfindender Poet sich an die Novelle wagt — der Dichter solcher Producte hat für das Feld seiner Wirksamkeit gewisse Gränzen gezogen, die er nicht überschreiten darf, und der Kreis, in welchem er sich bewegt, ist so bestimmt abgezirkelt, daß der Autor entweder sich nothwendiger Weise recht tief in das Herz seines Lesers hineinschreiben muß, indem er demselben Bilder aus der Wirklichkeit, mehr oder minder durch die Verhältnisse seiner Aufgabe modificirt, schauen läßt, oder aber sich ihm absolut entfremdet, wenn ihm die Kraft nicht gegeben ist, in Stoff und Ausarbeitung sich der Richtung des Lesers anzuschmiegen, d. h. den Leser zu überzeugen, es sey Wahrheit, was er schaue. Der Künstler ist in der Regel wohl immer subjectiv und seine artistischen Inspirationen sind im Grunde eigentlich nur eine Art Weihrauch, womit er seine Individualität apotheosirt; allein der Novellist muß, unseres Erachtens, dieser Tendenz mit größerer moralischer Gewalt zu gebiethen verstehen, als z. B. der Lyriker oder selbst der dramatische Dichter oder ein anderer Kunstjünger, weil die ruhige Darstellung von Begebenheiten, also vom Vergangenen, durchaus Objectivität verlangt, und die Ausführung im Detail nirgends so nothwendig erscheint, weil der Leser nirgends eine so vollkommene Controlle üben kann; weil endlich die äußeren Behikel, zu prunken, zu blenden, zu verblüffen, nirgends so karg zugemessen sind als in der Novelle, deren einziges, erstes und letztes Mittel das Wort, das kalte, ungenügende, widerspenstige Wort ist. Eben darum darf man es aber auch dem Erzähler zum unnachsichtlichen Gesetze machen, daß er sein sprödes Baugeräthe nach allen Seiten hin tüchtig studiere, sich in dessen Benützung allen Fleißes einübe, und wenn es an das Bauen geht, jede Kleinigkeit und jedes Theilchen einer solchen, mit einer Sorgfalt ausführe, die keine Lücke, kein übel zusammengefügtes Steinchen, keine Unebenheit, kein angeklextes oder hineingeschweißtes Ueberlei, kein Flickwerk irgend einer Art bemerken läßt; Abgeschlossenheit, Totalität sind der eigentlichste Charakter der epischen Gattung, so daß also außer dem Darstellungsvermögen auch noch die gehörige Beherrschung desselben und die größte Gewissenhaftigkeit im Ausmahlen der Kleinigkeiten unumgänglich von

Digitized by Google

ihm gefordert werden können und müssen; hierin und fast nur hierin ist der Maßstab bezeichnet, welchen man an die Arbeiten des Novellisten zu legen hat.

Wir haben oben von vier, den letzten Jahren angehörigen Novellen-Sammlungen vaterländischer Schriftsteller Erwähnung gethan, und nehmen keinen Anstand, Hrn. Schumacher, in Beziehung auf das Talent für dieses Fach, den Rang vor den übrigen einzuräumen, wenn gleich seine Erzählungen in mancher nicht unwesentlichen Beziehung wieder hinter ihnen allen zurückbleiben. »Der arme Fischer,« »Rob Roy's Höhle« und ein Paar andere in den vorliegenden Bändchen enthaltene Arbeiten möchten wir fast ausgezeichnet nennen, wären sie mit der ruhigen, besonnenen Haltung, die völlig über ihrem Gegenstande steht, und die wirklich in der Anlage siegend hervortritt, nur auch bis zu Ende geführt, tauchten nicht auch in ihnen Anmahnungen an jenes Hauptgebrechen auf, das häufig den Eindruck der Novellen Schumacher's stört.

Das eine Grunderforderniß, die Handlung, steht unserem Autor allerdings zu Gebothe: er erfindet Begebenheiten mit Geschick, und weiß sie auf interessante Weise durch einen didaktischen Hintergrund zu adeln; auch die zweite Bedingung — nämlich die Erzählung, besitzt Schumacher, und stellt das Werdende, Fortschreitende in der Handlung mit lebendiger Anschaulichkeit, und in der entsprechendsten Entwicklung dar; allein leider scheint der begabte Dichter noch nicht ganz zu jener Reife und Totalität gediehen zu seyn, welche seinen Novellen den Stämpel eines ganzen, makellosen Kunstwerkes aufdrücken würde. Der Verfasser hat oder hatte — denn, irren wir nicht, so gehören die meisten Stücke dieser Sammlung einer früheren Epoche seines Kunststrebens an, — hatte also gewiß treffliche Ideen, die er seinen Arbeiten zur Basis bestimmte; doch, wenn er die Ausführung, Verwirklichung derselben begonnen, und einige Pinselstriche an seinem Gemälde gemacht hatte, ergriff ihn entweder eine anderweitige Vorstellung, von welcher er sich nicht wieder losmachen konnte, oder er verlor die Geduld zum gemessenen Fortschreiten an der Seite der behaglichen Norm des Epos, oder endlich ward er durch äußere Umstände von seinem Entwurfe getrennt, schüttelte denselben eilfertig ab, oder ließ ihn liegen, bis er später zu ihm zurückkehrte, ohne das ursprüngliche, in seiner Phantasie fertige Bild, wider erhaschen zu können. Auf solche Weise mußte dann im ersteren Falle die Schilderung alla minuta leiden, während unter der zweiten Voraussetzung, wenn dasjenige, was schon geleistet war, nicht umgeworfen oder gänzlich reformirt werden sollte, durch mancherlei Zuthaten und Einschiebsel, wo nicht gar durch gewaltsame Operationen dem Zwecke zugestrebt werden mußte. In der That wüßten wir nicht leicht anders die zahlreichen erzwungenen, unnatürlichen, aus den Wolken fallenden Lösungen, die präzipitirten Schlüsse, das flüchtige Abthun der Erzählung zu erklären, wie es uns hier aufgefallen ist — und zwar meistens in der zweiten Hälfte der Arbeit, deren sich vielleicht Hr. Schumacher um jeden Preis entledigen wollte! — Die Novelle gestattet aber weder Theater-Coups, denen die psychologische Wahrscheinlichkeit zum Opfer gebracht werden muß, weil der innere Zusammenhang fehlt, noch eine Pasoece-Jagd in der Darstellung; sie verlangt mehr als eine andere poetische Produktion Glaubwürdigkeit, und eine Entfaltung Schritt für Schritt, sonst wird durch dieß ungezügelte Weitereilen wenigstens die Wohlbehaglichkeit vernichtet, in welcher der Leser die Handlung begleiten muß, wenn sie im Stande seyn soll, ihn zu fesseln. — Dieser Kalamität scheint unser Novellist nicht völlig entgangen zu seyn.

Das, was uns in den Erzählungen des Hrn. Schumacher mangelhaft erschien, finden wir indessen durch viele schöne Vorzüge in so reichem Maße ersetzt, daß wir die Herausgabe seiner gesammelten Novellen nur als eine angenehme, schätzenswerthe Erscheinung begrüßen können, die einer besseren Ausstattung von Seite des Verlages allerdings nicht unwürdig gewesen wäre. Die Fabel ist großentheils sinnig, bisweilen frappant erdacht, die Charaktere sind gut gehalten, die Szenerien mit Takt und Wirksamkeit angelegt, die Reflexion ist eben so gründlich als dem jedesmaligen Tone anpassend, und überhaupt finden sich viele treffliche, hochgelungene, den Beruf des Verfassers bethätigende Einzelnheiten, die ein wirkliches Bedauern rege machen, daß so schöne Gaben durch überstürzte Arbeit einiger Maßen in Schatten gestellt werden. Noch hätten wir gewünscht, daß in sprachlicher Beziehung etwas mehr Feile gehandhabt worden wäre, und daß Hr. Schumacher alle Produkte von der Sammlung ausgeschieden hätte, die, wie dieß mit dem »Doppelgänger« der Fall ist, gar zu merklich an schon Dagewesenes erinnern.

E. Straube.

Literarische Notiz.

In Gersdorf's Repertorium der deutschen Literatur IV. Bd. S. 345 ist der Recensent, welcher an der Uebersetzung der goldenen Halsbänder Samachschari's bessern will, so wenig mit den orientalischen Schriftzügen bekannt, daß er das Medaillon des Umschlags, worauf sich des Tughra, d. i. der Namenszug des regierenden Sultan Mahmuds befindet, für den verzogenen Namen des Herausgebers angesehen!!! A.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital, Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

39. Sonnabend, den 16. Mai 1835.

Beiträge zur Geschichte des geistlichen Schauspiels und der Autos sacramentales.

(Fortsetzung.)

Von den italienischen geistlichen Komödien oder Rappresentazioni haben sich noch über hundert erhalten, die theils gedruckt, theils ungedruckt sind, und von verschiedenen Verfassern herrühren. — Die Vorstellungen begannen mit einer Ankündigung an Stelle des Prologs, worin der Inhalt der Handlung den Zuschauern von einem als Engel gekleideten Knaben bekannt gemacht wurde. Es hieß dann: Der Engel kündiget das Festspiel an. Am Schlusse folgte immer eine Verabschiedung der Zuschauer, Licenza genannt. So heißt es in der Judith:

A vostro onor finita è questa Festa,
Zu Euerm Ruhm ist dieses Fest geendigt; -

und in den drei Pilgern:

Sentito avete questa nostra Festa;
Or' ite a casa che è cosa onesta.
Das Spiel, das ihr gehört, sein Ende nimmt,
Nun geht nach Hause, wie es sich geziemt.

Diese Dichtungen wurden nicht nur in Kirchen und Klöstern, sondern auch in Privathäusern und auf öffentlichen Plätzen dargestellt. Sie wurden nicht gesprochen, sondern mit einer eigenthümlichen Art des Gesanges recitirt[1]. Beweise hierüber finden sich im Texte der Komödien selbst. So heißt es in der S. Barbara:

Recitarem con dolci voci e canti,
Wir tragen vor mit süßem Ton und Sange;

und in dem Sterne:

Carità, Fede, Speranza ed Amore
Conterrà tutto l'odierno canto.
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Treu und Liebe
Vereinen sich im heutigen Gesange. —

Uebrigens waren diese Vorstellungen weder in Acte, noch in Scenen abgetheilt, sondern die Handlung schritt in ununterbrochenen Strophen fort. — Ueber alle Maßen pomphaft und verschwenderisch war bei diesen Vorstellungen der Aufwand an Maschinen, Mahlereien, an Veränderungen der Perspective (wovon die Scenerie und der Schnurboden ihren Anfang nahmen), an Erscheinungen und Verschwindungen, an Ringelrennen und Turnkünsten, an Gefechten und Belagerungen, an Hofstaat, Prunkzügen und Festlichkeiten, an Gelagen, Gesängen und Tänzen.

Belege hierzu liefert uns Vasari an mehr als einem Orte; wie im Leben des Filippo di Ser Brunellesco, der die Maschinen und Kunstwerke zu dem Festspiele Nunziata verfertigte, das jährlich von den Kamaldulensern zu S. Felice auf dem großen Platze in Florenz aufgeführt wurde; bewundernswerth soll hierbei die Sinnigkeit des genannten Künstlers gewesen seyn, denn man sah in freier Luft einen Himmel ausgespannt, in dem sich lebende Gestalten hin und her bewegten, der Himmel aber senkte sich bald, bald stieg er wieder in die Höhe, und in den Wolken schimmerte in Form eines Regen-

[1] In Italien findet eine ähnliche Art gesprochenen Gesanges oder vielmehr gezogenen Vortrags noch heut zu Tage bei Improvisationen Statt. Der Improvisator erscheint gewöhnlich in Begleitung eines Burschen, der ein bogenähnliches Instrument nach Art einer Geige trägt, das nichts anders als ein halber Reif ist, über dessen Kurve eine einzige Saite gespannt ist, und auf dessen oberem Halse eine herausragende luftgefüllte und buntgefärbte Blase die Stelle des Resonanzbodens vertritt. Das Instrument wird mit einem gewöhnlichen Fiedelbogen gestrichen, und gibt einen schnarrenden Ton. Der Stegreifdichter geht bei Recitirung jeder Strophe von diesem Tone aus, steigt und fällt dann nach Umständen mit der Stimme, kehrt aber am Schlusse der Strophe jedesmal wieder zu dem alten Ton zurück, den der Schnarrgeiger emsig aufgreift und höchst possierlich im Fortissimo fortklingen läßt, während der Dichter Zeit gewinnt, auf die Fortspinnung des Gedichtes zu denken. Es versteht sich, daß dieß nur bei den herumziehenden Bänkeldichtern der Fall ist, die in ihrem Erwerbe so tief herabgesunken, daß die Benennung: il poeta gleichbedeutend mit Bettler gebraucht wird. Und dennoch erinnere ich mich aus dem Munde solcher armen Teufel, die weiter nichts besitzen, als ihre fädliche Natur, überraschende Gedanken und gute Verse vernommen zu haben.

Digitized by Google

bogens eine Unzahl buntfärbiger Lichter, die bald verschwanden, bald wieder mit neuem Glanze hervortraten. — Ein ferneres Beispiel führt Vasari im Leben des Ingenieurs Cecca an, der die Maschinen zur Vorstellung der Christi- und Mariä-Himmelfahrt angefertigt. Dieser Cecca soll auch vortreffliche Wolken erfunden haben, die bei mehren Festspielen gebraucht wurden. — Am Umständlichsten spricht er aber davon in der Lebensbeschreibung des Buonamico Buffalmacco, der die Zurichtung und die Leitung jenes berühmten Festspiels in Florenz übernommen hatte, an dessen Schlusse auf mehren am Arno schwimmenden Barken, als eben so vielen Batterien des teuflischen Feuers, die Hölle in entzückender Pracht vorgestellt wurde, welches Spectakel zur allgemeinen Bewunderung und Zufriedenheit ausgefallen, mit Ausnahme des einzigen Unfalls, daß nämlich die hölzerne Brücke alla carraja, welche mit Zusehern ganz vollgepfropft und überfüllt war, unter ihrer Last mitten im Finale plötzlich einbrach, wodurch die überraschten Zuschauer auf einmal im Schauspiele als handelnde Personen auftreten mußten, und ganz unvermuthet theils zu dem brennenden Höllenpfuhle, theils aber zu den Fluthen des Arno ihren Weg durch die Luft fanden, bei welchem merkwürdigen Zusammenwirken aller Elemente, Viele in der Feuer- und Wassertaufe elendiglich ums Leben gekommen.

Die Periode, wo derlei Festspiele in Italien am meisten im Schwunge waren, mag in das fünfzehnte Jahrhundert fallen. In letzterer Beziehung finden wir am Schlusse der Vorstellung des Abraham und Isak die Nachricht: »Die obige Vorstellung fand zum ersten Male in Florenz Statt, in der Kirche der S. Maria Maddalena, im Jahre 1444. Diese Stanzen verfaßte Feo Belcari.«

Nur von einigen dieser italienischen geistlichen Komödien haben sich die Namen der Verfasser erhalten. Mad. Antonia, Gattin des Bernardo Pulci verfaßte S. Guglielma; Don Bastiano de' Brunelleschi: S. Rossore Mart.; Messer Castellano de' Castellani: S. Eufrasia, S. Onofrio, S. Tommaso Apostolo und S. Venanzio Mart.; Disione Insipido, ein Sieneser: S. Colomba; Abate Domenico: die zehntausend Märtyrer; Feo Belcari: Abraham und Isak, Johannes in der Wüste (mit Ausnahme der ersten sechzehn Strophen nach der Ankündigung, die eine Zugabe des Tommaso Benci sind); Lorenzo de' Medici: St. Johann und Paul; Socci Perrettano: Barlaam und Josafat. Der Stoff der genannten geistlichen Schauspiele, deren Verfasser bekannt sind, ist durchgehends aus der Legende der Heiligen genommen. — Nachstehende Dichtungen behandeln Gegenstände von höherem Interesse, und bilden gleichsam den Uebergang zu den Autos sacramentales der Spanier: Die Seele; das Wunder des heiligen Leibes; die Geburt des Herrn; Kaiser Oktavianus; die Thränen der Marien; die Reinigung der heiligen Jungfrau; die beiden Pilger; St. Jakob von Galizien; die drei Pilger; der stolze König; die Auferstehung des Herrn; der heilige Geist; der Stern, Theophil, der sich dem Teufel ergeben; die Himmelfahrt des Herrn; die Verklärung der heiligen Jungfrau; die Königin des Orients. Letztere Dichtung gehört eigentlich zur epischen Gattung, konnte aber füglich auch dramatisch dargestellt werden.

Abgesehen von diesen Rappresentazioni gab es in Italien noch eine Menge versifizirter Legenden und sogenannter Laude. Der Gebrauch dieser beiden Dichtungsarten ist uralt. Erstere waren auch im Provenzalischen üblich, wo man sie Farcias nannte, und wurden schon im 12ten und 13ten Jahrhunderte während des Gottesdienstes in den Kirchen des mittägigen Frankreichs abgesungen. Letztere (Laude) sind geistliche Canzonen, die, gleich den griechischen Hymnen, immer mit Gesang begleitet wurden, und ihren Ursprung in Italien hatten. — Einen Beweis für das Alterthum der Laude liefert der Umstand, daß sich die ältesten Brüderschaften in Florenz Laudesi nannten, die in der lingua volgare das Lob des Glaubens sangen. Bocaccio macht von diesen Laude an mehren Orten Erwähnung. Eine Sammlung der Laude vecchie e nuove ist in Florenz erschienen. Die vorzüglichsten darunter sind von Lorenzo de' Medici dem Alten, Vater des Papstes Leo X., Sohn des Peter von Medici, und Enkel des erlauchten Cosimo, der Kraft öffentlichen Beschlusses: Vater des Vaterlandes genannt wurde. Derselbe Magnifico Lorenzo de' Medici il Vecchio ist auch der Verfasser der oben erwähnten Rappresentazione di San Giovanni e Paolo. Dieses Stück wurde von den Brüdern der Gesellschaft Johannes des Evangelisten, die Jünglinge von 12 bis 18 Jahren waren, aufgeführt. Diese Gesellschaft war eine Vorbereitungsschule zur fernern theologischen Ausbildung. Die Brüder kamen nächtlicher Weile zusammen, um sich zu geißeln, weßhalb sie Vigilanti, die Wachenden, hießen. In diesem Convente befanden sich auch die Söhne des erlauchten Lorenzo de Medici, deren Einer der nachmalige Papst Leo X. war.

Die Haupthandlung der genannten Vorstellung ist das Märtyrerthum der beiden frommen Brüder Johann und Paul, Eunuchen und Vertraute der Tochter Kaiser Konstantins des Großen. Die Vorstellung beginnt mit den Wundern der heiligen Agnes, wie sie die Krankheit der Kaiserstochter heilt; dann folgt der Sieg des tapfern Gallikanus und dessen Bekehrung; der Tod des großen Konstantin, dem sein Sohn, der verruchte Konstantius, der Arianer, nachfolgt, nach dem wieder sein Vetter Julian, der Apostat, zum Kaiser gewählt wird. Hierauf werden die Wunder, die Leiden und das Märtyrerthum der gottseligen Jünglinge Johann und Paul abgehandelt, um die sich eigentlich die ganze Darstellung dreht. Schließlich stirbt zur Sühnung des Ganzen der abtrünnige Julian durch ein göttliches Gericht, mit dessen letzten Worten:

Du siegtest dennoch Christus Galiläer,
O Christo Galileo, tu hai pur vinto!

Digitized by Google

auch das Schauspiel sein Ende nimmt. Das Stück ist durchgehends in ottave rime geschrieben, und enthält 146 Stanzen. Der Styl ist einfach gehalten, und zuweilen trocken derb. Die Stanzen laufen fort, wie im epischen Gedichte; die Personen sind zur Seite angemerkt. Das Scenarische der Darstellung und Handlung ist unter dem Texte in Noten bezeichnet, wie es noch jetzt bei den italienischen Dramatikern üblich ist. Als Beispiel des Styls wollen wir die Worte anführen, die Kaiser Konstantin zu seinem Sohne spricht, und die um so merkwürdiger sind, da sie ein Fürst geschrieben, und sie in den Mund eines Fürsten legt:

Hört! Wer des Volkes Leitung will erstreben,
Muß auf das allgemeine Beste denken,
Und wer den Fehler will von Andern heben,
Darf früher selbst durch Unbild Keinen kränken,
Es kommt ihm zu, gerecht und streng zu leben,
Sein eignes Beispiel wird die Menge lenken:
Das Volk erkennt am Herrscher seine Pflichten,
Denn nach dem Herrn sich Aller Augen richten.

Nicht darf nach eigner Kühr und Lust er schalten,
Sein Wirken soll für das Gemeinwohl taugen,
Stets muß er seine Blicke offen halten,
Denn Alle schlafen mit des Einen Augen;
Mit gleicher Wage soll gerecht er walten,
Und nicht mit Gier am Mark des Landes saugen;
Durch Milde und Geduld sein Volk gewinn' er;
Es soll der Herr ein Diener seyn der Diener.

Man legte derlei feierlichen Aufzügen und geistlichen dramatischen Vorstellungen eine so bedeutende religiöse Einwirkung auf die Menge bei, daß selbe noch in späterer Zeit von den Missionären, und zwar besonders von den Jesuiten, als geeignete Mittel gebraucht wurden, die Bekehrten auch durch sinnliche Eindrücke für die neue Lehre zu gewinnen. Aehnliches fand auf der Küste Malabar, zu Pondichery und auf den Philippinen Statt. So beschreibt Murillo Velarde in seiner Historia de Philippinos einen feierlichen Aufzug, den die Jesuiten zu Manilla im Jahre 1619, am Tage der Empfängniß, hielten.

»Voranszogen drei schöne Triumphwagen, ganz mit Palmen bedeckt, als Zeichen des Sieges, den die Himmelskönigin errungen; sie waren mit vielen weißen Tüchern geschmückt, auf denen goldene Sterne ausgesäet waren; verschiedene Thiere zogen sie, Alles mit Anspielung auf den Triumph. Auf den Wagen befanden sich Musiker mit vielen Instrumenten und Sänger mit angenehmen Stimmen, welche nach der Melodie der Musik den Ruhm Mariens verkündeten. — Zuletzt sah man einen andern vierräderigen Triumphwagen, den verschiedene Wilde zogen; er war ausgeschmückt mit vielen Blumenguirlanden, vielen vergoldeten Engeln und einer großen Menge von Lichtern, in deren Mitte ein vortreffliches Gemälde der Empfängniß prangte. Vor dem Wagen gingen acht, als Engel gekleidete Kinder mit Wachsfackeln, und zur Vollendung des Ganzen lag zu den Füßen der Jungfrau ein Teufel ausgestreckt, der die Erbsünde vorstellte. — Bei diesen Feierlichkeiten wirkte auch ein Kleriker, ein geborner Japonese, mit, der zugleich Organist und Musiker war, und verschiedene Stücke mit gutem Geschmacke componirte.«

Dieselbe Chronik gibt uns auch das nicht minder bizarre Detail einer frommen Mummerei, die zu Manilla im J. 1623 bei Gelegenheit der Seligsprechung des Franz Xavier abgehalten wurde:

»In der Prozession befanden sich viele wohlgeübte Musikchöre und gut angeordnete Tänze der Chinesen, Tagalesen und Spanier; Manche darunter erschienen zur Belustigung in Vögelgestalten. — Hierauf folgte auf Rädern ein künstliches Schloß von kolossaler Architektur, auf dessen Mauern und Zinnen verschiedene Figuren standen, welche die Ketzerei, die Treulosigkeit, die Laster und andere Ungeheuer darstellten; man gab Feuer, und bald sah man alle Statuen sich in Asche verwandeln, worauf vier Engeln, wie in Verklärung erschienen, die unter Begleitung hellklingender Trometten den Sieg besangen; was alles unter vielen Salven und Raketten dargestellt wurde. — Abends hielten die Konventualen, in mehre Banden abgetheilt, einen Zug, sie waren als Türken, Japonesen und Spanier gekleidet. Ihre Kleidungen waren prächtig. Die Pferde trugen kostbares Reitzeug, viele Lakeien in bunten Livreen folgten; sie trugen auf Speeren viele Schilder mit Inschriften auf die Heiligen.«

Die Jesuiten, welche in Europa am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die bereits verfallene Schauspielgattung der Mysterien und Moralitäten wieder aufgriffen, versuchten auch beinahe in allen Missionen des Orients die Wirkung solcher dramatischer Vorstellungen auf die Neubekehrten. Die Aufführungen fanden innerhalb der Kirchen Statt. Man wählte die Schauspieler theils aus den Konventualen, wenn das thaumaturgische Drama in einer europäischen Sprache geschrieben war, theils aus den Neubekehrten, wenn die Sprache eine asiatische war. Die Feste der Ordensheiligen wurden immer durch Aufzüge und Vorstellungen mystischer Dramen gefeiert. Mit den Dramen standen oft Ballete in Verbindung, worin eine große Anzahl allegorischer Personen auftrat. Diese Tänzerrollen wurden zu Manilla von Tagalesen, Pampanghen, Bisayen, Ternatinern, Borneoten, Malajen, Javanesen, Malabaren, Kanarinen, Chinesen und Japonesen übernommen. Der Chronist meldet: »in dieser Stadt im Jahre 1623 bei den Festlichkeiten der Seligsprechung des Franz Xavier haben jene von Taitai gegen Abend in tagalischer Sprache eine Komödie vom St. Ignazius aufgeführt;« einige Jahre später bei der Erinnerungsfeier der Japonesischen Märtyrer »hat

Digitized by Google

»man das Fest im ganzen Hafen mit Tänzen, Geschützsalven, » Komödien und andern vielen Ergötzlichkeiten begangen, wor» an alle Nationen, die sich daselbst befanden, Theil nahmen, „und die Sanglejesen oder Chinesen führten eine Komödie in » ihrer Sprache und nach ihrer Weise auf.«

Gaspar de St. Augustin benachrichtigt uns in seiner tagalischen Grammatik, daß mehre griechische Dramen des Dionysius Areopagita in das Tagalische übersetzt worden sind. Es soll sich eine bedeutende Anzahl dieser theologischen Dramen im Chinesischen und in verschiedenen Sprachen Indiens und Polynesiens vorfinden; ja es dürften welche sogar im Armeninischen, Aethiopischen und Amharischen vorhanden seyn. — Die tamulische Tragödie: Das Märtyrerthum des St. Eustachius wurde neuerlich zu Karikal, im Jahre 1829, aufgeführt.

Nach Erwähnung dieser zu Zerrbildern herabgesunkenen Gestalten der dramatischen Kunst, wenden wir uns nun nach Spanien, dessen Poesie eine vollendete Charakteristik darbiethet, die wieder Zug für Zug eine Folge nazionaler Einwirkungen ist. Wenn anderswo die Poesie zunächst von dem Individuum in das Volk überging, so wirkte in Spanien das Volk auf den einzelnen Dichter, der nur wieder als Organ einer innern Weltordnung die einmal feststehenden Begriffe in reitzenden Verkettungen durch ein sinnreiches Spiegelbild vergegenwärtigte.

Spaniens warmer, ewig klarer Himmel läßt, wie alle Früchte des Bodens, so auch das Gehirn des Menschen vollkommen reif werden. Die leiseste Berührung reicht hin, um bei dem Spanier jede Fiber in Thätigkeit zu setzen; der Gewandtheit seines Geistes entgeht keine Schönheit, die vor dem Auge anderer Erdensöhne unbemerkt dahinwelkt. Die Nation bildete sich heran in einer fortwährenden Reihe ritterlicher Kämpfe, bei denen Ehre, Liebe und Religion als Oriflammen leuchteten. Eben so ritterlich, eben so glühend für Ehre und Liebe, nur toleranter in Sachen des Glaubens waren die Gegner der Spanier. Tausend Schlachten mußten die Letzteren schlagen, um den Mograben das Land vollends zu entreißen, zu dessen Besitz diese durch die einzige Schlacht bei Xeres de la Frontera sich die Bahn gebrochen. Das edelste Volk des Orients und des Occidents stand sich gegenüber. Welch wunderbares buntbewegtes Gemälde der Romantik mußte sich entwickeln! In eigenthümlicher Farbenpracht tauchen die einzelnen Züge daraus hervor: ein üppig blühendes Land, wo in dunklen Hainen goldene Südfrüchte ihren Duft durch die Lüfte senden, Gewässer, wie Silberfäden, die reitzenden Thäler durchziehn, und in Schnee starrende Sierren mit ernstem Schweigen, wie Geister der Abgeschiedenen, niederblicken; eine Nacht, die ihren dunkelblauen, mit klaren Sternen durchbrochenen Mantel ausbreitet über den Schlummer einer reichen Natur, und mit stillem Entzücken über den Wirkungen ihres Segens weilt; während die Ordensritter von Calatrava auf stolzen Rossen kampflustig durch die schweigende Vega ziehn, und mit freudigem Bangen von Ferne die flimmernden Halbmonde auf den Thürmen und Moscheen der Moriskos gewahren, wo des edlen Abenceragen Braut unter den hochgezogenen Säulengängen des Kaßar sinnend am Rande des kühlenden Springquells verweilt, während unausgesprochene Sehnsucht um den zum Kampfe gezogenen Geliebten ihr den keuschen Busen schwellt; — eine See, die mit tausend gelenkigen Zungen an des Ufers Gestein hinanspringend, immer und ewig strebt, sich einmal auch auf dem Lande ergehen zu können; eine Luft, die ein aufgelöster Nachklang himmlischer Harmonie ist, eine Sprache, die wie Wein erquicken, wie Balsam heilen, wie ein Strahl entzünden, wie ein Dolch verwunden, wie ein Gift tödten kann, die mit dem Gedanken fliegt, mit dem Muthe kämpft, mit der Liebe glüht, mit dem Schmerze klagt, mit der Sehnsucht hofft und mit der Andacht bethet, die ein Meer von Ideen aufnimmt, und überall Blüthen treibt, die sinnig und innig, beweglich und bewegend immer doch im stolzen Bewußtseyn eines innern Adels auftritt. — Wenn nun bei einem also begabten und so reichlich bedachten Volke der Glaube jenes heilige Palladium war, für das es jeder Entbehrung sich unterzog, und in tausend Schlachten sein Blut verspritzte, wenn die Religion als letztes Motiv des Lebens erschien, so kann es nicht befremden, daß die äußerlichen Unterscheidungsmerkmahle des Glaubens, die Symbolik und die Attribute der Religion, mehr als bei andern Christenvölkern hervorgehoben wurden, und daß die Meinung dastand, als Ueberzeugung, fest in sich selbst und nach Außen. Dem benachbarten Islamismus gegenüber mußte der Kultus der römischen Kirche mit aller äußern Würde und Herrlichkeit erscheinen, deren er nur immer bei verständiger Versinnlichung fähig war. Des Spaniers praktischer Verstand durchdrang jede einzelne Lehre der Kirche mit dogmatischer Schärfe, keine Beziehung entschlüpfte ihm, und er fühlte sich unendlich selig im Besitze seiner Ueberzeugung. Doch sein angeborner Stolz forderte auch äußere Anerkennung; die Fantasie übte hiebei ihre Schwungkraft, und so ward jeder Bestandtheil des Kultus mit einer eigenen sinnreichen Technik ausgestattet, die sich bis zur Wissenschaft und Kunst erhob. An Zweifel und Widerspruch war nicht zu denken; denn Religion war dem Spanier Quell der Ehre, Liebe, Treue und des Muthes, kurz aller bürgerlichen und häuslichen Tugenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

40. Mittwoch, den 20. Mai **1835.**

1. La Complainte d'Outre-mer, et celle de Constantinople, par *Rutebeuf*; publiées et mises au jour, avec une notice sur ce poète, par *Achille Jubinal*. (XIII[e] siècle.) Paris 1834. 8. 32 pp.
2. Un Sermon en vers. Publié pour la première fois par *Achille Jubinal*, d'après le manuscrit de la Bibliothèque du Roi. Paris 1834. 8. 32 pp.
3. La Résurrection du Sauveur, fragment d'un mystère inédit; publié pour la première fois, avec une traduction en regard, par *Achille Jubinal*, d'après le manuscrit unique de la Bibliothèque du Roi. Paris 1834. 8. 35 pp.
4. Li Fablel dou Dieu d'Amours, extrait d'un manuscrit de la Bibliothèque royale, publié pour la première fois par *Achille Jubinal*. Paris 1834. 8. 50 pp.
5. Des XXIII manières de Vilains, pièce du XIII[e] siècle, accompagnée d'une traduction en regard, par *Achille Jubinal*; suivie d'un commentaire, par *Eloi Johanneau*. Paris 1834. 8. 32 pp.

Wir haben unlängst in diesen Blättern auf die neuerwachte, merkwürdige Thätigkeit der Franzosen für Bekanntmachung und Verarbeitung ihrer historischen Denkmähler aufmerksam gemacht. Im innigen Zusammenhange mit dieser historischen Richtung, sind sie seit kurzem nicht minder eifrig beschäftigt, die lange genug im Staube der Bibliotheken vergrabenen Schätze ihrer wahren National-Literatur ans Tageslicht zu fördern und allgemein zugänglich und genießbar zu machen. Auch dieß ist eine Frucht des neuangeregten historischen Bewußtseyns und lebendigeren Nationalgefühls; denn dadurch mußten sie inne werden, daß die Blüthe der eigentlich französisch-volksmäßigen (nationalen) Literatur nicht im lange genug ungebührlich vergötterten Zeitalter Ludwigs XIV. zu suchen sey. Diese wurde vielmehr durch die schon unter Franz I. begonnene, und gerade unter Ludwig XIV. bis zur gänzlichen Selbstverläugnung getriebene Nachahmung der antiken (altklassischen) Literatur verdrängt, so daß die alten einheimischen Heldensagen (Chansons de Geste), die einst an den Höfen der Könige und Fürsten, und in den Burgen der Edlen erklangen, gänzlich verstummten, und nur mehr die sich selbst überlassenen, dafür aber auch von fremdartigen Einflüssen weniger berührten unteren Volksklassen die Leiden und Freuden des Augenblicks noch in volksmäßigen Liedern (Chansons) aushauchten.

Unter den neuerdings bekannt gemachten Denkmählern der französischen National-Literatur sind daher die alten National-Epen (die einzigen echten Heldengedichte, die die Franzosen besitzen!) des bretonischen und karolingischen Sagenkreises allerdings die interessantesten, und für die Literatur des Mittelalters überhaupt wichtigsten, und wir sind daher den durch Eifer und Kenntnisse ausgezeichneten bisherigen Herausgebern derselben, den Herren Paris, Michel, Monin, Robert u. s. w. den meisten Dank schuldig. Aber auch für die übrigen, minder glänzenden Zweige der altfranzösischen National-Literatur bleibt noch viel zu thun übrig, und wenn auch hier die Mühe weniger lohnend, und das Erträgniß weniger augenfällig scheint, so ist doch die erstere sehr dankenswerth, und das letztere keineswegs unbedeutend.

Herrn Achille Jubinal's (eines der tüchtigsten Zöglinge der trefflichen Urkunden-Schule) Unternehmen, diese noch minder beachteten, kleineren Werke der mittelalterlichen Literatur seines Vaterlandes bekannter zu machen, verdient daher alles Lob und die Unterstützung aller Freunde derselben; denn wir hoffen selbst durch die nachstehende kurze Anzeige der von ihm bis jetzt herausgegebenen Werkchen der Art den Beweis zu liefern, daß sie nicht nur für die Sitten- und Literatur-Geschichte viel Interessantes enthalten, sondern daß einige derselben auch durch ihren poetischen Werth alle Aufmerksamkeit verdienen. Wir aber glaubten, — abgesehen von dem Danke, den wir dem eifrigen Herausgeber für diese wesentliche Bereicherung öffentlich auszusprechen uns gedrungen fühlten — diese Anzeige schon um deßhalb unternehmen zu müssen, weil sämmtliche Ausgaben nur in sehr wenigen Exemplaren abgedruckt wurden, und noch wenigere davon nach Deutschland gekommen seyn dürften, während doch auch die deutsche Li-

Digitized by Google

teratur des Mittelalters mannigfache Aufklärung dadurch erhält.

No. I enthält zwei Gedichte von Rutebeuf. Herr J. bereitet eine Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses fruchtbarsten und in mehr als einer Hinsicht höchst merkwürdigen Trouvère des dreizehnten Jahrhunderts vor, deren Erscheinung er freilich noch nicht zu bestimmen vermag (»peut-être lorsqu'on voudra bien lire autre chose que des journaux à quatre-vingts francs, et des Magazines à deux sous«). — Unterdessen schickt er hier eine kurze Nachricht von dem Leben desselben voraus, das, trotz der verhältnißmäßig größeren Bekanntheit und Wichtigkeit dieses Dichters, noch nirgends beschrieben ist. Daraus geht hervor, daß Rutebeuf zu Paris geboren wurde, dort zwischen 1250 und 1300 blühte, seiner Profession ein Dichter (Trouvère) war, und von der Unterstützung seiner hohen Gönner lebte; aber, sey es, daß diese, wie er klagt, nicht mehr so reichlich gaben wie einst, oder daß er durch die leidigen Würfel, wie er ebenfalls selbst gesteht, bald wieder verlor, was er bekommen, kurz, er hatte sein Lebelang mit Armuth und Noth zu kämpfen, von deren kläglicher Beschreibung seine Gedichte voll sind, und die dadurch noch wuchsen, daß er eine Unbemittelte heirathete. Doch behielt er stets seine gute Laune, und Spott und Ironie sind ein Grundzug seiner Gedichte, in denen er die Thorheiten seiner Zeit, ohne seine eigenen zu schonen, mit Witz und Schärfe geißelt. Bekannt sind von ihm mehrere, oft sehr zügellose Fabliaux in Barbazan's, Méon's und Legrand's Sammlungen, und seine »Miracles« gehören unter die ältesten Denkmähler des französischen Theaters. Aber noch ein Grundzug in Rutebeufs Charakter ist sein Eifer für die Kreuzzüge, zu deren Aufmunterung er nicht nur viele Gedichte eigens verfertigte, sondern selbst in ganz fremdartigen auf dieses Lieblingsthema anspielt. Zu den Gedichten der ersten Art gehören auch die beiden hier abgedruckten; beide sind sogenannte Kreuzlieder (eine Art des politischen Sirventes, bei den Provenzalen Prezicanza, Predigt genannt; vergl. Diez, die Poesie der Troubadours, S. 178 ff.) Die »*Complainte d'Outre-mer*« ist zwischen 1264 und 1268 verfaßt; denn Rutebeuf ruft darin den Kaiser, die Könige, besonders den König von Frankreich, Ludwig den Heiligen, die Prälaten, kurz, Geistliche und Laien auf, dem heiligen Lande zu Hülfe zu ziehen, das von dem Sultan Bibars hart bedrängt wurde, und mahnt besonders, dem tapfern Geoffroy de Sargines schleunige Hülfe zu senden, der sich gegen das ganze saracenische Heer in Akka hielt. Bekanntlich veranlaßten auch diese Verhältnisse den heil. Ludwig, seinen zweiten Kreuzzug zu unternehmen, und schon zwei Jahre früher dem Geoffroy de Sargines ansehnliche Verstärkungen zuzusenden. — Die »*Complainte de Constantinople*« ist wahrscheinlich zwischen den Jahren 1268 und 1270 verfaßt, da darin auf den Verlust Antiochiens angespielt wird, das im Jahre 1268 von den Saracenen erstürmt wurde. Er beklagt bitter den Verlust Constantinopels, das den 25. Juli 1261 von Alexius Strategopulus den Lateinern wieder entrissen wurde, und ermahnt noch dringender die abendländischen Christen, ihren Brüdern im Orient schleunig zu Hülfe zu ziehen. Merkwürdig ist auch, daß schon damals Constantinopel als das Bollwerk gegen den immer weiter vordringenden Islamismus angesehen wurde, und daß man die Kreuzzüge nicht bloß mehr aus religiöser Begeisterung zur Behauptung der Eroberungen im Orient, sondern selbst in rein politischer Absicht zur Abwehr der Saracenen und zum Schutze des Abendlandes gegen sie für nöthig gehalten zu haben scheint. Unter den Einzelnheiten dieses Gedichtes bemerken wir das Wortspiel mit dem Namen »Tatare«:

D'autre part viennent li *Tartaire*,
Que l'en fera mès à *tart taire*;

die literarische Anspielung auf den Roman »*Aiouls*«, der im 13ten Jahrhunderte so berühmt war, daß sich selbst der heil. Ludwig damit beschäftigte; — die Erwähnung des Verbotes zu tanzen (»Or nous deffent-on *la carole*«) wegen der schlimmen Nachrichten aus dem Morgenlande; die Klage über den Verfall der Chevalerie:

De Gresse vint chevalerie;
Premièrement d'ancesserie
Si vint en France et en Bretaingne:
Grant pièce i a esté chiérie,
Or est à mesnie eschérie,
Que nus n'est tels qui la retiengne.

Statt »Raimon de Bavière« ist wohl »*Naimon* de Bavière« zu lesen. — Schon durch *Legrand's* Auszug (Fabliaux, Paris 1829. Tom. II. p. 211) war noch ein Gedicht der Art von Rutebeuf, der merkwürdige dialogisirte Streit zwischen dem Bekreuzten und Unbekreuzten, bekannt, nun hat auch dieses Gedicht Herr Jubinal im »Bulletin de la Société de l'Histoire de France«, 1834, October-Heft (No. IV.) 2de Partie XIV. p. 33, im Original herausgegeben. Aus allen diesen dringenden Ermahnungen Rutebeufs und dessen bittern Ausfällen auf die Lässigen geht hervor, daß der Eifer für die Kreuzzüge damals schon fast ganz erloschen war.

No. II ist nicht minder merkwürdig; denn dadurch und durch ein ebenfalls erst im vorigen Jahre herausgegebenes Gedicht derselben Gattung [1], erhalten wir die ersten Proben einer bisher unbekannten Gattung von Gedichten: der Predigten in Versen (Sermons, Sarmun; bei den Provenzalen hieß das moralische Gedicht, und namentlich die Fabel: *sermós*; vergl. Diez, l. c. S. 119). Beide Gedichte sind aus

[1] Le Sermon de *Guichard de Beaulieu*. Publié pour la première fois d'après le mss. unique de la Bibl. du Roi. Paris 1834. 8. 2 Bg.

Digitized by Google

dem 13ten Jahrhundert und in derselben Handschrift (Ms. du Roi, No. 2560, nun 1850) enthalten. Der berühmte Abbé *de La Rue* sagt in seinem trefflichen Werke: »Essais historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères normands et anglo-normands etc.... Caen, 1834. Tom. II., p. 138, in Beziehung auf den Sermon des Guichard de Beaulieu: „peut-être des *sermons en vers* étonneront nos lecteurs, mais il est constant qu'à cette époque, du moins chez les Normands, on lisait au peuple, les jours de dimanche et de fête, les vies des Saints en vers français; ...... alors, il n'est plus étonnant qu'à la même époque on ait prêché les vérités évangéliques de la même manière." Hr. Jubinal stimmt dieser Meinung bei, und man könnte dafür noch folgende Stellen aus dem von ihm herausgegebenen Gedichte selbst anführen, die zugleich als Probe seiner merkwürdigen metrischen Construction dienen mögen:

Ore seit Deu loez
Quant *sui escotez*
De mun argument;
N'ol home parler
Qui voille fauser
Cest mien jugement.
Ore oez avant
Quant *dit en ai tant*
Que jeo redirai etc....

und am Schlusse:

— A la *simple gent*,
Ai *fait simplement*
Un *simple sarmun*.
Nel' fiz as letrez,
Car il unt assez
Escriz et raisun.
Por icels enfanz
Le fiz en roumanz
Qui ne sunt letrez etc....

Also war diese Predigt gewiß für den **mündlichen** Vortrag abgefaßt, und zwar an **Ungelehrte** gerichtet, die damals weder lesen konnten noch mochten. Dieses Gedicht besteht aus ungefähr 700 Versen, und hat hauptsächlich zum Thema, daß Macht und Reichthum vor dem Tode nicht schützen, und nach demselben zu nichts nützen, ja vielmehr meist an einem christlichen Leben und seligen Tod hindern. —

No. III gehört unter die frühesten und interessantesten Documente zur Geschichte der Anfänge des französischen, und somit des europäischen Theaters überhaupt. Dieses »*Mystère*,« obgleich nur Fragment, ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß es in einer Art von Prolog die **scenische Einrichtung** vorschreibt:

En ceste manère recitom
La seinte resurreccion.
Primèrement aparelliom
Tus les lius et les mansions,
Le crucifix primèrement,
Et puis après le monument (le tombeau)
Une jaiole i deit aver
Por les prisons enprisoner.
Enfer seit mis de cele part,
Es mansions de l'altre part,
Et puis le ciel; et as estals; etc.

Um diese Stelle zu verstehen, muß man nämlich wissen, daß man zur Aufführung der Mysterien (Darstellungen biblischer Geschichten) eine Bühne errichtete, die gewöhnlich aus **drei Abtheilungen** bestand, deren eine den **Himmel**, die andere die **Hölle**, und die mittlere den **irdischen Schauplatz** der Handlung darstellte; die Schauspieler traten dann bald in der einen, bald in der andern Abtheilung auf (wenn man heut zu Tage die Scene verändert). Hr. Jubinal wirft nun die Frage auf, ob diese vorausgeschickte Beschreibung des scenischen Apparates (eine Eigenthümlichkeit, wodurch sich dieses Mystère vor allen bisher bekannt gewordenen auszeichnet) bei der Aufführung selbst vorgetragen, oder erst später beim Niederschreiben des Stücks hinzugefügt wurde? Er beantwortet jedoch nicht selbst diese Frage, sondern vertröstet auf die Untersuchungen über die Anfänge des neu-europäischen Theaters seines gelehrten Freundes, des an der k. Bibliothek zu Paris angestellten Hrn. **Charles Magnin**, die auch darüber Aufschluß gewähren werden, und von denen bereits eine vielversprechende Probe in der »*Revue des deux Mondes*« (1834. Tom. IV; p. 578 — 597) erschienen ist. Auch wir wollen uns daher nicht anmaßen, dem Urtheile dieses Kenners vorzugreifen, und begnügen uns, nur noch hinzuzufügen, daß das vorliegende Mystère noch aus dem Ende des 12ten oder Anfange des 13ten Jahrhunderts stamme, und, so weit das davon erhaltene Fragment reicht, die Grablegung des Erlösers zum Gegenstande habe. — Die dem Texte gegenüber stehende prosaische Uebersetzung des Herausgebers vertritt durch ihre Treue die Stelle eines Glossars und Commentars.

No. IV ist das längste und durch seinen inneren, poetischen Werth ausgezeichnetste der bisher von Hrn. J. herausgegebenen Gedichte, womit er auch auf dieser Bahn zuerst auftrat. Es stammt ebenfalls aus dem Ende des 12ten oder Anfange des 13ten Jahrhunderts, und gehört zu der zahlreichen Klasse der allegorischen Gedichte jener Zeit, in denen die Dichter in der Einkleidung von Träumen die Ideale ihrer Phantasie zu schildern pflegten. Das unsrige behandelt überdieß ein damals häufig bearbeitetes, und sehr beliebtes Thema, nämlich die allegorische Schilderung des Pallastes des Gottes Amor, mit welcher der Dichter seine eigene Herzensangelegenheit verwebt. In sehnsüchtigen Liebesgedanken entschläft er, und sieht sich im Traume in den Zaubergarten des Gottes Amor ver-

Digitized by Google

setzt; dort fand er eine wunderkräftige Paradiesesquelle, denn:

N'a tant viel home en cités n'en castiax,
S'il si baignast, lues ne fust jovenenciax.
Ne dame nule tant éust mesivé,
Mais qant nul jor n'éust enfant porté,
Se .j. petit éust asavouré,
Ne fust pucèle, ains qu'ele issist del pré.

Dort wandelte er in herrlichen Baumgärten, auf blumenreichen Wiesen mit köstlichen Wasserbecken aus Porphyr u. s. w., dazu führte eine goldene Zugbrücke, die nur dann aufgezogen wurde, wenn ein »vilains« (Bürger oder Bauer im Gegensatz zum Adel und der Geistlichkeit) sie betreten wollte: denn diesen, als der Liebe Unfähigen, blieb der Eingang in das Paradies der Liebe verschlossen. Er setzt sich unter einen Baum, der die Kraft hatte, von allen Uebeln zu heilen, und hört dem Gespräche der Vögel zu (cantant *en son latin*); die Nachtigall, der alle übrigen untergeben sind, schlichtet einen Streit zwischen dem Sperber und der Lerche, von denen der erstere behauptet, nur »clercs« und »chevaliers« seyen würdig, zu lieben, wogegen die letztere einwendet:

»Que s'uns hom aime et il est bien amés,
Preus est, et sages, comme clers escolés,
Et chevaliers d'amors est adoubés.«

Für diese Meinung entscheidet sich auch die Nachtigall. Ferner träumt ihm, daß seine Geliebte auf ihn zukäme, er eilt ihr hocherfreut entgegen, sie plaudern und kosen; aber plötzlich wird ihm die Geliebte durch einen Drachen (serpent volage) entführt. Da verwünscht er in der Verzweiflung den Gott der Liebe, und schilt ihn, wenn er ihm seine Geliebte nicht zurückgäbe, einen feigen Verräther; aber kaum hat er diese Worte ausgesprochen, als der Gott selbst ihm erscheint (nun folgt eine allegorische Beschreibung der Waffen, Rüstung u. s. w. des Gottes), und ihn um die Ursache seiner Verzweiflung und Klagen frägt? Amor tröstet ihn, und nimmt ihn mit sich in seinen Pallast (dessen Herrlichkeiten beschreibt nun der Dichter sehr ausführlich und abermals durch lauter Allegorien); während er aber hier verweilt und alle Wunder besieht, hat der Gott seine Geliebte befreit, und sie wieder mit ihm vereint; seine Freude darüber ist so groß, daß er — erwacht:

Por le grant joie que j'ou oc, m'esperi.
Si m' esvillai qant j'oc assés dormi.
Molt fui dolans, que songes me menti;
Coi que ce soit, a bien soit averti.

Das Gedicht ist in der vierzeiligen, einreimigen Alexandriner-Strophe abgefaßt, und durch seine Naivetät und Zartheit höchst anziehend. Wir stimmen daher Hrn. J. vollkommen bei, wenn er in der Schlußanmerkung die Behauptung aufstellt, daß dieses Gedicht und so viele ähnliche des Mittelalters an Lebendigkeit und Frische der Phantasie, Anmuth und Natürlichkeit des Ausdrucks, Zartheit der Bilder, Originalität der Vergleichungen u. s. w., die meisten der »littérature guindée et tirée au cordeau du siècle de Louis XIV« übertreffen, und bedauern nur, daß es uns an Raum gebricht, diese Vielen gewagt scheinende Behauptung durch Beispiele beweisen zu können.

No. V endlich ist eine halb in Prosa, halb in Versen geschriebene Invective gegen die *Vilains*, die, wie wir in dem vorhergehenden Gedichte gesehen haben, selbst für unfähig zu lieben gehalten, und daher von dem Paradies der Liebe ausgeschlossen wurden. Die Vilains, der tiers état des Mittelalters, durch Nahrungssorgen und Lasten aller Art an jeder freieren und edleren Entfaltung der geistigen Thätigkeit gehindert, waren aber auch im dreyzehnten Jahrhundert, aus dem das vorliegende Werkchen stammt, noch auf einer so niedrigen Culturstufe, daß uns die Verachtung nicht wundern darf, mit der die beiden andern Stände diese Opfer ihrer Privilegien ansahen. Hier werden nun 23 Arten dieser Vilains[1] aufgezählt und in einem bitter spottenden Tone charakterisirt, so z. B. die »Vilains Porchins« (du naturel des porcs), die »Vilains Kienins« (du naturel des chiens), die »Vilains Asnins« (de la nature de l'âne) u. s. w., deren Namen schon hinlänglich bezeichnend sind. In der Charakteristik derselben werden wir durch, manchmahl noch bis auf den heutigen Tag stereotype Züge überrascht, so z. B. »Li Vilains Porchins si est cil (celui) ki (qui) labore ès (dans les) vignes, et ne vuet (veut) ensaingnier le chemin as (aux) trespassans, ains (mais) dist à caschuns (chacun): »Vous le savés miex ke je ne saic« (Vous le savez mieux que moi). Der metrische Theil enthält ein ironisches Gebeth für die Vilains (Chi prions-nous pour iaus), in dem ihnen alle möglichen Krankheiten, worunter eine sehr merkwürdige Liste aller Gichtarten, und Unglücksfälle an den Hals gewünscht werden, und das mit folgender erbaulichen Segensformel schließt:

Je lor donne bénéichon
De Tervagant et de Mahom;
De Belsebus, de Lucifer,
Qui les puist mener en infer,
Auctoritate Domini,
Se il ne vienent à merchi!

Ueberhaupt ist diese Satyre für Sittengeschichte und Sprachforschung äußerst merkwürdig. Der Text war schon im Jahre 1833, aber nur in 100 Exemplaren, von Fr. Michel herausgegeben worden; Hr. J. hat ihn nun verbessert abdrucken lassen, eine gegenüberstehende Uebersetzung und einen für Etymologie wichtigen Commentar seines gelehrten Freundes, Eloi Johanneau, beigefügt.

Selbst diese mangelhafte Anzeige wird die Freunde der Literatur des Mittelalters überzeugt haben, welche Verdienste Hr. J. sich bereits um sie erworben habe, und wie viel mehr noch von ihm zu hoffen sey[2]. Wir wünschen ihm von ganzem Herzen den einzigen Lohn, auf den bei derlei Arbeiten zu rechnen ist: ehrende Anerkennung der Sachverständigen! —

Ferdinand Wolf.

[1] In dem Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters (Jahrg. 1834, Sp. 375) ist der Titel dieses Buches: »Des XXIII manières de Vilains« etwas komisch durch: »Bäuerische Sittengemälde« übersetzt! — So kann man sich täuschen, wenn man bloß nach »Anzeigen« schreibt!!

[2] Wir erfahren so eben, daß von Hrn. J. schon wieder ein neues Werk erschienen sey: *Jongleurs et Trouvères*, ou Choix de saluts, épîtres, rêveries et autres pièces légères des 13e et 14e siècles; publ. pour la première fois par *Achille Jubinal*, d'après les mss. de la Bibl. du Roi.« Paris, Crapelet 1835. 8. 12 Bg.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

41. Sonnabend, den 23. Mai 1835.

Beiträge zur Geschichte des geistlichen Schauspiels und der Autos sacramentales.

(Fortsetzung.)

Religion war die Flamme, welche die Leidenschaften des Spaniers entzündete, sie war ihm nicht nur das Heiligste, sie war ihm auch Geliebte, Freund und Vateeland, denn im ganzen Leben erblickte er nur den Abglanz des allbeseligenden Lichtes derselben. Sie war die Aorte im großen Volkskörper, aus der sich tausend und tausend Adern nach allen Richtungen verzweigen. — Unter dieser Voraussetzung läßt sich der glänzende Erfolg erklären, den der Einfluß der Religion auf die Kunst hervorgebracht. Wie schon bemerkt wurde, empfand der Spanier ein eigenthümliches Gefühl der Seligkeit bei Gegenständen der Religion, sie war ihm das Schöne in jeder Beziehung, ihre Anwendung auf die Kunst mußte sich daher von selbst ergeben. Darum trug die Kunst in Spanien, so lange sie nazional blieb, einen ganz eigenthümlichen Charakter, Velasquez, Murillo und Españolet mahlten mit der Seele. Sie nahmen zu ihren Gemälden fast gar keine Farben, sondern nur Schatten und Licht; aber es lebt und webt darin eine Innigkeit, die nur die Glut eines Spaniers hinzuhauchen vermochte. Ueber Murillo's Madonnen liegt eine solche Verklärung der Liebe und Andacht, eine so wunderbare Verschmelzung des Göttlichen und Menschlichen ausgebreitet, daß man eine Raphaelische Madonna dagegen für eine zwar schönere, aber jüngere Schwester halten möchte, die noch nicht diesen hohen Grad des vollendeten Bewußtseyns erreicht hat.

Noch deutlicher zeigt sich diese Einwirkung in der Poesie. Die Religion war bis in das äußere Leben hervorgetreten und wurde dem Dichter Stoff für seine Schöpfungen. Auch auf dem Nationaltheater wußte sie sich einheimisch zu machen. Sie nahm aber in der Darstellung die äußere Gestalt der Wirklichkeit an, und erschien im hohen Grade allegorisch. Bei den spanischen Dramatikern zeigt sich in dem wirklichen Erfolge der Handlung immer der Reflex allgemeiner unwandelbarer Gesetze. Dem Zuseher, der nur die Einführung und Durchführung seiner Lieblingsideen — der Ehre, Liebe und Religion erwartete und verlangte, war es gleichgültig, ob der Stoff historisch oder erfunden sey: es mußte aber jede Handlung den Nationalcharakter vollständig aussprechen. Der Spanier sah nur wieder den Spanier auf der Bühne, und eigentlich wurde nur immer ein und derselbe Charakter in den verschiedenartigsten Beziehungen vorgeführt, indem der Gracioso nicht Charakter, sondern stehende Maske ist. Die allgemeinen Begriffe der Ehre, Liebe und Religion als Grundlagen jeder einzelnen Handlung, waren der Mechanismus einer, aus dem Volksthume hervorgegangenen Mythologie. An die Voraussetzung eines feststehenden Systems über die Grundzüge des Drama's knüpft sich eine sinnreiche Verkettung von Folgerungen, die Alle Gegenstände des äußern Lebens und Treibens sind, und die aus der Tiefe jener Grundbegriffe sprossen. Der Verstand in vollendeter Reife übt seine Thätigkeit in Entwirrung jener Verhältnisse und Conflicte. Eine gewisse Beherrschung des Stoffes ist überall unverkennbar. Das Schwankende, das sich in der romantischen Poesie gewöhnlich findet, fällt dem Spanier minder zur Last.

Was nun den Ausdruck und das Kolorit der spanischen Poesie betrifft, so ist der Einfluß, oder vielmehr die Verschmelzung des Orientalismus unverkennbar. Mit den Blumen und Bildern des Styls, mit dem Lebendigen und Schlagenden der Gleichnisse und Figuren ist auch die Hyperbel und Uebertreibung übergangen, die eine hingestellte Idee bis auf das Aeußerste spannt, und jeden Zug des Gemähldes so weit hervorspringen läßt, daß sich beinahe die Schatten der Lineamente ganz aus dem Auge verlieren. Diese bizarre Eigenthümlichkeit dichterischer Behandlungsweise wurde bald Nationalgut. Das Volk gefiel sich in dieser Kleidertracht, und es forderte diese Art des Zuschnittes als unerläßliches Bedürfniß des Anstandes und der Sitte, namentlich in der dramatischen Darstellung. Der gewöhnliche Poet blieb nun freilich bei der Manier stehen, seine Personen erscheinen dem nüchternen Ausländer als Masken der Pantomime. Dem wahren Dichter aber blieb es unbenommen, unter dem faltigen Kleiderschmucke die Tiefen seiner Seele gelegenheitlich hervorblitzen zu lassen, und in dem Tragikomischen seiner Gestalten die Ironie des Lebens zu kontrastiren. Keinem gelang dieß in so hohem Grade der Meisterschaft, als dem genialen Lope de Vega, und un-

Digitized by Google

nachahmlichen Calderon. Letzterer steht dem Zwecke unserer Abhandlung näher.

Calderon ist unter allen spanischen Dichtern die tiefste, reinste und schönste Natur. Mit Shakespeare theilt er den Thron der dramatischen Poesie in christlicher Zeit. Shakespeare ist Dichter des Lebens, Calderon Dichter der Religion. Jener bezieht alles geistige Seyn auf das Leben, die höhere Kraft des Menschen tritt selbstständig auf, und ringt und müht sich in titanischem Kampfe mit dem feindlichen Geschicke; dieser bezieht alle Erscheinungen des Lebens auf eine, außer demselben liegende, göttliche Macht, aus dem äußersten Leiden, aus den blutigsten Kämpfen taucht eine geistige Verklärung auf. Shakespeare gehört der ganzen Welt an, sein Genius durchdringt alle Adern des Lebens, und stellt das Erschaute mit erschütternder Wahrheit dar. Ihn durchglüht ein prometheisches Feuer, er ist Vorfechter der Menschheit gegenüber der unbekannten Macht, die im Verborgenen die Lose der Erdgebornen in eisernen Armen rüttelt. Calderon gehört zunächst seiner Nation an, doch ist die Schönheit seiner Individualität, als ewige Wahrheit, Gemeingut der Welt. Sein Genius, ein Strahl des göttlichen Lichtes, schwebt verklärt über dem menschlichen Treiben, das er mit dem milden Abglanze seiner Entzückung beleuchtet. In ihm ist der geoffenbarte Glaube zum vollkommenen Bewußtseyn gediehen. Er ist Verkünder des ewigen Wortes, ein Spender der unendlichen Gnade, und jener göttlichen Liebe, deren Brennpunct im Christenthume ist. Wenn Shakespeare ein Heros der Poesie ist, so ist Calderon ihr Priester. Sein Geist hat die Wahrheiten der Religion so innig verwebt, daß sein Verstand hierin mit Klarheit und Gewandtheit schaltet. Er ist Meister und Lehrer auf einem Felde, auf welchem Shakespeare nur einzelne mystische Worte in die schweigende Nacht hinaus sendet. Wenn ich in letzterer Beziehung Calderon dem großen Engländer schroff gegenüber stellte, so nahm ich besondere Rücksicht auf jene seiner Erzeugnisse, in denen er sich als abgeschlossener Katholik aussprach, in denen aber seine Natur am Eigenthümlichsten hervortrat, und die er selbst für das Beste hielt, das er geschrieben. Ich meine seine Autos sacramentales, die aus leicht erklärbaren Ursachen in Deutschland beinahe noch unbekannt sind. Es ist wahr, Calderon ist in diesen Werken der strengste Katholik, aber sein geläuterter Verstand hält ihn ab von Auswüchsen unreifer Phantasie, die an einem gewissen sinnlichen Schwelgen in den Geheimnissen des geschriebenen Wortes und der Ueberlieferung sich bis zur Uebersättigung berauscht. Das ewig Schöne bleibt ewig wahr; und die Anerkennung der Wahrheit läßt sich durch keine Gränze beschränken.

Calderon's dramatische Werke bestehen aus Schauspielen und aus Autos, welche letztere er größtentheils erst im reifen Mannesalter schrieb. Werfen wir einen Blick auf seine Lebensumstände, so erklärt sich nicht nur die Mannigfaltigkeit in den Schauspielen, sondern auch seine entschiedene Tendenz für die Autos.

Don Pedro Calderon de la Barca war geboren zu Madrid am 1. Januar 1601, mithin gerade am Eingange des siebenzehnten Jahrhunderts. Er lebte bis in sein neuntes Jahr im väterlichen Hause, dann kam er in das Jesuiten-Collegium zu Madrid. Mit 13 Jahren wurde er Student in Salamanka, und im Jahre 1625 Soldat, in welcher Eigenschaft er durch zehn Jahre theils in Italien, theils in Flandern diente. Nach seiner Heimkehr trat er endlich im Jahre 1651 in den geistlichen Stand. Seit dieser Periode sprach sich die Religiosität in seinen Arbeiten entschieden und ausschließend aus. Sein Ruhm in diesem Fache verdunkelte mit Recht alle seine Vorgänger. Die vornehmsten Städte Spaniens: Madrid, Toledo, Sevilla, Granada trugen ihm die Verfertigung von Autos auf. Für Madrid dichtete er durch 37 Jahre hindurch alle Autos, die bei feierlichen Gelegenheiten und jährlichen Festen aufgeführt wurden. — Calderon starb am 25. Mai 1681 (die Meisten sagen 1687), und liegt begraben in der Pfarrkirche S. Salvador zu Madrid. — Er war Soldat, Staatsmann und Priester. Diese kontrastirenden Richtungen seines Lebens übten auch auf seine Dichtungen einen unverkennbaren Einfluß aus. Es ist unläugbar, daß die religiöse Tendenz seiner späteren Leistungen großentheils durch seinen Uebertritt zum geistlichen Stande bedingt wurde. Doch eben dieser wichtige Schritt mußte wieder in dem inneren Leben des Dichters seinen Grund haben, er mußte ihm die Aussicht auf einen ruhigen Hafen eröffnen, in welchem die schmerzhaften Berührungen eines früheren vielbewegten Lebens zum versöhnenden Frieden gedeihen konnten. Die Anklänge jugendlicher Frivolität sollten nach dem strengen Satze des reiferen Alters sich in ernst getragene Harmonie auflösen.

Die in der Ausgabe des Apontes enthaltenen, als echt anerkannten hundert acht Calderon'schen Schauspiele, welche sämmtlich den Namen Comedias führen, obwohl sie zum Theil auch ernsten und tragischen Inhalts sind, theilt der verdienstvolle Fr. Wilh. Valentin Schmidt in nachstehende zehn Classen ein:

1. Intriguen-Stücke (Comedias de capa y espada, Degen- und Mantel-Stücke) 26
   Das Hauptprinzip dieser Gattung ist Liebe und Ehre.
2. Heroische Schauspiele (Comedias heroycas) im engeren Sinne 22
   Diese haben alle fingirte Personen; ihr Motiv ist Liebe, Ehre und Unterthanstreue.
3. Schauspiele aus der spanischen Geschichte, oder vaterländischen Sage 9
   Bei diesen ist Religion die Triebfeder der Handlung.
4. Schauspiele, deren Inhalt aus der alten und neueren Geschichte genommen, romantisch umgebildet, und dramatisch dargestellt ist 10
   Bei diesen werden vorzüglich die Leidenschaften und namentlich die Gewalt der Eifersucht geschildert.

Digitized by Google

5. Schauspiele, deren Inhalt sich an ältere Romane und Gedichte schließt 6
6. Mythologische Festspiele, worin die Fabeln des alten Mythos umgebildet sind 17
7. Burleske oder Karrikatur der vorigen Gattung . . 1
8. Symbolische Dramen 4
9. Geistliche Schauspiele 8
10. Dramen aus der heil. Legende (Comedias de Santos) 5
Zusammen 108

Die Dramen der beiden letzteren Classen, in denen sich die Fülle des religiösen Geistes verherrlicht, und die Alles duldende Liebe des Christen im verklärten Lichte erscheint, machen den Uebergang zu den Autos.

(Schluß folgt.)

Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte vom Ritter Braun von Braunthal. In drei Abtheilungen. Leipzig, bei Adolf Reimann. 1834. 12. u. 418 S. (Morgen, S. 1 bis 24; Tag, S. 127 bis 274; Nacht, S. 277 bis 418).

Die Kritik sei heilig! Mit ernster Scheu soll dieser Wahlspruch den am Innigsten durchdringen, der sich an die Beurtheilung lyrischer Gedichte wagt. Er zieht den mit Liebe gepflegten, in Schmerz und Lust gereiften Theil eines Menschenlebens vor Gericht. Lyrische Gedichte, welche diesen Namen mit Recht an der Stirne tragen, sind Stücke von der Seele des Dichters, der sie mit süßem Schmerze losgerissen, in den Stunden der Begeisterung emancipirt hat. Die Kritik soll sich nicht von vorne herein dem Dichter feindlich gegenüber stellen, und dort, wo er eine Blöße gibt, schadenfroh auf den Wehrlosen losschlagen; sie soll nicht das anatomische Messer ansetzen, um zu erforschen, wie das Nervensystem seines Gehirns gebaut, das Geäder seines Herzens verzweigt ist. Diese Kritik ist eben so inhuman, als anmaßend; sie straft sich auch selbst, indem sie auf diesem Wege nur selten das Wahre, das punctum saliens heraus findet. Der Beurtheiler soll vielmehr ganz in seinen Gegenstand eingehen, er soll die, vom Dichter betretene Bahn aufmerksam und theilnehmend verfolgen, und schließlich die erstrebten Resultate auffassen und aussprechen.

Braunthal rollt in den vorliegenden Gedichten ein treues Bild seines poetischen Lebens auf, und zwar dessen Morgen, das Erwachen, — die Nacht, den Zwiespalt, — und den Tag, die Zeit der Reife. Verfolgen wir den natürlichen Ideengang der Gedichte, so drängt sich gegen die gewählte Eintheilung in Morgen, Tag und Nacht mit Recht der Einwurf auf, daß dem Morgen wohl füglicher die Nacht und dieser der Tag gefolgt wäre. Die trübe Nacht benimmt alle Aussicht, sie umstellt den Blick mit Truggestalten. Der klare Tag ist das Element der Poesie; er zeigt uns die sonnigen Höhen, zu denen sich der, vom Morgenstrahl geweckte Dichtergenius nach manchen Verirrungen durch Nacht umgraute Bahnen empor gerungen. Ob er diese Höhen lebensfroh und kräftig, ob er sie matt und halbzerbrochen erreicht? Die Lösung dieser Frage richtet sich nach einer Grundbedingung: nach der größeren oder geringeren Zulänglichkeit seiner poetischen Potenz. — Die vom Verfasser gewählte Eintheilung der Gedichte finden wir in der kleinen Romanze: Die Pflanzen der Liebe (S. 356), durch ein passendes Bild angedeutet. Wir aber wollen bei Beurtheilung dieser Gedichte jene Reihenfolge beobachten, die der psychischen Entwicklung am Angemessensten seyn dürfte.

Unser Dichter besitzt eine ungewöhnliche Empfänglichkeit, scharfen Beobachtungssinn, warme Empfindung, Gedankenfülle, Reichthum an Vorstellungen und Bildern, eine leicht aufregbare Fantasie. Diese Naturgaben würden durch Bildung gepflegt und veredelt. Mit der Pilgerfahrt dieser Seelenkräfte nach dem Ideale erwachte des Dichters Morgen. Dieser Morgen ging auf mit einem schönen Frührothe der Kunst, leise umdämmert von sehnsüchtigen Wolkenzügen. Eine stille Wehmuth sank als Morgenthau; denn der Dichter suchte sein Ideal auch im Leben. Schiller scheint während dieser Periode auf den Dichter anregend eingewirkt zu haben.

Wir heben von den Gedichten dieser Abtheilung nachstehende heraus: An meine Uhr (S. 9), durch eine tief poetische, den Gegenstand beherrschende Auffassung ausgezeichnet. Wie geistreich ist gleich die erste Strophe:

Stille Wand'rin, die du leise,
Frei von aller Leidenschaft,
Ruh'gen Schrittes, wie der Weise
Dich bewegst in deiner Haft!

Eben so der Schluß:

Stürme nicht so gräßlich weiter,
Schlag auf Schlag, so Zeit auf Zeit,
Unbarmherz'ge! immer breiter
Fluthet die Vergangenheit.

Das reflektirende Gedicht: Die Zeit (S. 14), biethet eine vollkommen genügende Durchführung des schönen, zu Grunde liegenden Gedankens; die Schlußwendung überrascht und erhebt:

»Thörige Welt! Ich bin,« so spricht die Zeit!
»Ich war nicht und ich werde auch nicht seyn.
»Mein Lauf ist Stillstand, stete Gegenwart
»Mein Schwinden und mein Kommen, gleich dem Meer,
»In dem sich Fluth und Ebbe paart,
»Das rastlos strömt und dennoch ruhig steht,
»Und aus sich selbst nur in sich selber geht, u. s. w.

Das Geheimniß des Schönen (S. 25) ist zart und sinnig. — Das Lied: Am Molo (S. 28) zeichnet sich durch Vollendung in der Form aus. — Der Ahnung milder Hauch

Digitized by Google

schwebt über dem schön gedachten und warm empfundenen Gedichte: Die Heimat der Wehmuth (S. 46). — Vortrefflich ist das nächstfolgende: Der Gelegenheitsdichter (S. 47). — Heiter und leicht, und deßhalb unter der Fülle des Ernstes recht erquicklich ist das: Lied meines Oncles (S. 51). — Glühende Leidenschaft und die Schauer losgelassener Begierden durchfiebern die Apostrophe: Mehr als Poesie (S. 83). — Recht gemüthlich hingegen, innig in Empfindung und Ausdruck ist das nächstfolgende Gedicht: Die erste Schwalbe (S. 85). — Der Aeronaut (S. 87) ist ein schöner erhebender Gedanke. — Versöhnend und ermuthigend wirkt: Das Leben in der Dichtung (S. 88), ein reiner Klang der christlichen Lyra. — Ein Spiegel der innigsten Rührung ist das schöne, die Stimmung bemeisternde Gedicht: Das ungeborne Kind (S. 90). — In dem Liedercyklus: Helene (S. 96 — 124) wird das Leben der Liebe wahr, warm und stellenweise sogar glühend besungen. — Als minder gelungen, theils wegen ihres frostigen, gekünstelten Wesens, theils wegen vernachlässigter Behandlung bezeichnen wir die im Ton verfehlte Ballade: Das Brautgeschenk (S. 35), wahrscheinlich eine Jugendarbeit; das Standbild (S. 49), worin dem guten Gedanken die Behandlung Abbruch thut; die Kokette und ihre Freier (S. 78), eine Erzählung, die besser hätte wegbleiben können, und das ganz unbedeutende Lied: Der Herzensdieb (S. 92).

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Französische Blätter melden, »das Arrondissements-Comité von Cahors, Departement du Lot, habe den Beschluß gefaßt, die Volkssprache des Landes, einen provençalischen Dialekt, in den Schulen zu verbiethen,« und stellen für diese eben so gewaltsame als zwecklose Maßregel Gründe auf, die, wie sie der Natur der Sache nach nicht anders seyn konnten, größtentheils nichtssagend und zum Theil selbst komisch sind. Der Gebrauch des Patois, heißt es, übe einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Aussprache des Französischen und seine Reinheit aus; die politische und administrative Einheit des Königreichs verlange Einheit der Sprache in allen Theilen desselben; die südlichen Dialekte hätten sich nicht zum Range geschriebener Sprachen erheben, keine Grammatik bilden, keine Orthographie feststellen können; sie hätten kein bemerkenswerthes Werk hervorgebracht, und ihre fortdauernde Anwendung müsse als eine der Hauptursachen der literärischen Superiorität des Nordens von Frankreich über den Süden angesehen werden. — Es würde nicht schwer, hier wohl aber am wenigsten der Ort dazu seyn, diese Gründe nicht bloß in Rücksicht auf das Französische, sondern auf jede Sprache und auf jedes Volk überhaupt, anzufechten und zu widerlegen. Wahrscheinlich wird der patriotische Vorschlag ohnehin ohne Wirkung bleiben, wie schon so viele ähnliche vor ihm geblieben sind; auch geht aus der angeführten Zeitungsnachricht nicht ganz deutlich hervor, ob bloß der provençalische Dialekt von Cahors, oder alle in Frankreich gebräuchlichen Patois abgeschafft werden sollten. Diese letztere Idee ist indessen zu gigantisch, um uns nicht dabei einen Augenblick aufzuhalten, und unsere Leser an einen sehr merkwürdigen Versuch zu erinnern, der im Anfange der französischen Revolution wirklich dazu gemacht wurde. Der bekannte Bischof Grégoire unternahm es nämlich damals, wo selbst ausgezeichnete Köpfe einer den andern durch die abentheuerlichsten Ideen zu übertreffen, und zugleich durch solche Extravaganzen ihren Civismus zu beweisen suchten, im Jahre 1794 dem Nationalconvente, in seiner Sitzung vom 16. Prairéal, Jahr 2, in allem Ernste die Nothwendigkeit zu beweisen, daß alle Patois der französischen Sprache abgeschafft werden sollten, und man muß heut zu Tage wirklich seinen, übrigens in linguistischer Hinsicht sehr merkwürdigen Rapport sur la nécesité et les moyens d'anéantir les patois, et d'universaliser l'usage de la langue française selbst vor Augen haben, um es zu glauben, daß eine ähnliche Idee je in dem Kopfe eines vernünftigen Mannes hat entstehen können. Grégoire nimmt 30 französische Patois an, es wäre aber wohl nicht schwer zu beweisen, daß es deren mehr als 50 gebe, und alle diese verschiedenen, durch Klima, Lage, Organisation, Sitten und Gebräuche geschaffenen und seit Jahrhunderten dem Volke unentbehrlich gewordenen Denk- und Sprachformen sollten nicht etwa nach und nach verändert werden und allmählig aussterben, sondern auf Einen Schlag durch ein Gesetz abgeschafft und unterdrückt werden! Der Nationalconvent, so geneigt er übrigens auch zur Auffassung solcher kolossalen Ideen seyn mochte, wenn sie nur als neu und echt (nach dem noch jetzt beliebten Kunstausdrucke éminemment) französisch dargestellt wurden, sah doch wohl das Mißliche des Vorschlags ein und begnügte sich zu dekretiren: »daß das Comité des öffentlichen Unterrichts ein Mittel vorschlagen solle, wie eine Grammatik und ein Wörterbuch der französischen Sprache einzurichten wären, um ihre Erlernung zu erleichtern und zu verbreiten.« Doch auch diese Maßregel hatte bekanntlich keinen Erfolg; die armen Patois blieben am Leben, und werden noch heut zu Tage von mehr als zehn Millionen Menschen mit Stolz und Liebe gesprochen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

42. Mittwoch, den 27. Mai 1835.

Beiträge zur Geschichte des geistlichen Schauspiels und der Autos sacramentales.

(Schluß.)

Calderon hatte, wie im Schauspiele, so auch im Auto bedeutende Vorgänger gehabt, die ihm den Weg bahnten, die er aber Alle weit hinter sich zurückließ.

Die Autos waren eine Fortspinnung der Moralidades des Mittelalters, die wieder mit den oberwähnten Farcias der Provenzalen und Laude der Italiener im Zusammenhange standen. Noch Lope de Vega gebraucht Moralidad als synonim mit Auto.

Das Auto sacramental [1] (heilige Handlung oder Frohnleichnamsstück) scheint erst unter Lope de Vega in seiner eigentlichen Gestalt aufgetreten zu seyn. Dieser fruchtbare Geist gibt uns auch eine Definition des Auto. In der Loa zu dem Auto: El nombre de Jesus (der Name Jesus. Siehe: Obras sueltas de Lope de Vega. Tom. XVIII.) läßt sich eine Bäuerin von ihrem Gatten erklären, was die Benennung Auto eigentlich sagen wolle? Sie frägt ganz naiv:

> Y que son Autos?
> (Nun was sind denn Autos?)

Der Mann antwortet:

> Comedias
> A gloria y honor del pan,
> Que tan devota celebra
> Esta coronada villa.

(Schauspiele zu Ruhm und Ehre des Brotes, welches diese gekrönte Stadt so andächtig verehrt.)

Hieraus ergibt sich zunächst, daß die Autos zur Ehre des Altarssacramentes gefeiert wurden. Die Autos sacramentales wurden auch anfänglich ausschließend am Frohnleichnamstage oder heil. Blutstage (Festum corporis Domini) abgehalten (daher ihre deutsche Benennung: Frohnleichnamsstücke), an welchem Tage die römische Kirche kraft Verordnung des Papstes Urban des IV. vom Jahre 1252 zur Ehre des Leibes Christi die Erinnerungsfeier der Einsetzung des Altarssacraments begeht.

Jedes Auto hat sein Vorspiel oder Empfehlungsstück: Loa (Lob). Oefters wurden auch noch Zwischenspiele (Entremeses oder Saynetes) eingemengt, die immer scherzhaften Inhaltes waren.

Lope de Vega ist sich in seinen Autos noch nicht recht klar geworden. Bei ihm zeigt sich eine fantastische Mischung des Lebens mit den Glaubenswahrheiten, aber nicht jene philosophische Tiefe der Religiosität, wie bei Calderon. Deßungeachtet verstand er es, die Geheimnisse der Religion mit Würde zu versinnlichen.

Perez de Montalvan entfernte sich in der Behandlung der Autos von seinem Meister Lope, und machte sie populärer. In dem libro para todos finden wir den fantastischen Polyphem, worin der Cyklop dieses Namens den Judaismus allegorisch darstellt. Montalvan's Stücke sind Alle auf großen Aufwand und Pomp in der Darstellung berechnet.

Calderon erhob das Auto auf die höchste Stufe der Vollendung, die Keiner vor und Keiner nach ihm erreicht hat. Calderon soll 95 Autos geschrieben haben, die gedruckten Sammlungen enthalten aber nur 73, nebst eben so vielen Loas. Ein Theil derselben erschien noch während seiner Lebenszeit. Diese erste Ausgabe führt den Titel: Autos sacramentales, alegoricos y historiales, por D. Pedro Calderon de la Barca, en Madrid; Jos. Fernar de Buendia 1677. Die zweite Ausgabe besorgte D. Pedro de Pando y Mier in 6 Bänden, sie erschien ebenfalls zu Madrid 1717 in 4. — Die dritte und vollständigste Ausgabe, die sich zugleich an die Sammlung der sämmtlichen Schauspiele reiht, ist folgende: Autos sacramentales alegoricos y historiales del Phenix de los Poetas, el Español Don Pedro Calderon de la Barca. Obras posthumas, que saca à luz D. Juan Fernandez de Apontes. En Madrid 1759 bis 1760 in 6 Bänden, 4. — Bei den Fortschritten, welche die Liebe zur spanischen Sprache und Literatur in Deutschland gemacht hat, wäre es eine höchst erfreuliche Erscheinung und sicher auch ein dankbares Unternehmen, wenn an die schöne Ausgabe der Calderon'schen Schauspiele, welche der verdienst-

[1] Man unterscheide hiervon die Benennung Auto da fé, die durch die Ketzergerichte der Inquisition gebrandmarkte Glaubenshandlung.

Digitized by Google

volle J. G. Keil besorgt, und Ernst Fleischer aufgelegt, die eben so merkwürdigen und in gewisser Beziehung noch weit interessanteren Autos des großen Spaniers, als Fortsetzung, angereiht würden. Eine erleichterte Bekanntschaft mit diesen wunderbaren Geistesprodukten würde am meisten dazu beitragen, das Vorurtheil zu bekämpfen, das in diesen Blüthen geweihter Poesie nur tolle Auswüchse des Fanatismus zu finden wähnt, und selbe, gestützt auf den einseitigen Ausspruch so mancher Wortführer im Fache der Kunst, ohne sie geprüft zu haben, von vorne herein verdammt. Und sollte auch die Idee des Ganzen nicht Jedem einleuchten und entsprechen, so würde er doch durch die vielen Schönheiten, die über diese Dichtungen, wie glänzende Thautropfen über Blumenbeete, hingehaucht sind, reichlich für die Anstöße gegen seine individuelle Ansicht entschädigt werden. Toleranz ist überall eine gute Sache. Bei den **Motiven** der Kunst aber ist bescheidene Duldsamkeit ein Ausfluß der Gerechtigkeitsliebe. Wer wollte die kolossalen Sphinxen der alten Egypter, die Tempelgestalten der Inder verdammen und zu Mörtel zerschlagen, weil darin die menschliche Gestalt verzerrt erscheint? —

Um so gerechter soll man gegen Dichtungen seyn, in denen sich das Heiligste einer ganzen Nation mit tiefer Empfindung, mit aller Schärfe des Verstandes und mit vollem Schwunge der Begeisterung in schönen Worten ausspricht! Was mit voller Kraft des Bewußtseyns warm aus der Seele strömt, hat ein Recht auf Beachtung und Anerkennung. Sind die Motive auch nur subjectiv wahr, so sind sie nie verwerflich. In der Ausführung und Behandlung zeigt sich die Weihe. Nun mag die Kritik das Schwert ergreifen, und dessen Schärfe im strengen Richteramte erproben. Wer das, was er als schön und wahr anerkannt, und sonach gewollt, nicht vollendet und makellos darstellt, hat im Gebiethe der Kunst keinen Anspruch auf Meisterschaft.

Als **Kunstgebilde** und als poetische Erscheinungen werden und müssen Calderon's Autos allgemeine Anerkennung und Bewunderung finden, ohne eben auf deren Motiv zu reflectiren. In letzterem, wird es genommen, wie es sich darbiethet, spiegelt sich hinwieder eine ungetrübte Seligkeit der Ueberzeugung, ein harmonisches Aus- und Zurückströmen aller Gedanken, die gleich den schimmerseligen Planeten sich in schön geordnetem Systeme bewegen, dessen Mittelpunkt die Religion ist. Der Spanier fand in den Autos eine Philosophie des Glaubens. Alle Lehrsätze der Kirche werden mit wohlthuender Klarheit des Verstandes beleuchtet. Der Geist, dessen intensive Schärfe und Gewandtheit die drückenden Fessel stumpfsinnigen Zwanges, ohne Aergerniß zu geben, abzustreifen wußte, bewegt sich darin mit überraschender Freiheit und Selbstständigkeit nach allen Richtungen, und beseelt jedes einzelne Glied des schönen Körpers. Der Verständige, der mehr sieht, als eben für das alltägliche Leben nöthig ist, erschaut in den Tiefen dieser Dichtungen einen großartigen, echt poetischen Hintergrund, der freilich für gewöhnliche Augen, wozu auch wohl jene des spanischen Klerus mögen gehört haben, nicht vorhanden ist. Alle Zauber der Romantik liegen darüber ausgegossen. — Was die Haltung der Autos betrifft, so tritt ein belebender Humor in frischer Fülle hervor, und theilt den Bewegungen der Gestalten einen eigenthümlichen Reiz mit. Die Mischung von Ernst und Scherz stellt sich im Gemälde als kunstsinnige Behandlung des Helldunkels dar. Die Laune geberdet sich wie ein fröhliches Schooßkind der himmlischen Liebe, die mit milden Augen alles Thun und Treiben betrachtet, und mit versöhnenden Worten aus den Zerwürfnissen die Bahn zu ihrem Herzen weist. Der Laune Milchbruder, der Witz, läßt bald hier, bald dort seine Funken neckend sprühen, und bemüht sich, als gut gearteter Junge, von der ernsten Stirne der Wahrheit die Falten wegzuglätten. Die Heiterkeit des Gemüthes zeigt sich als liebliche Blume, die nur in dem Frieden einer schönen Seele wurzeln kann. — Rücksichtlich der äußeren Form gleichen die Autos vollkommen den Schauspielen, nur daß sie nicht in die drei Jornadas (Akte) abgetheilt sind, sondern ununterbrochen bis zum Schlusse in der Handlung fortschreiten. Die handelnden Personen sind fast durchgängig allegorisch. Auch der Gracioso behauptet seinen Platz, der hier bald unter dieser, bald unter jener Maske, gewöhnlich als Wille, dann auch als Gedanke, Begierde, Einfalt u. s. w. auftritt. Der Ausdruck ist, wie bei Calderon immer, vollendet, und gewährt eine vollkommene Auffassung der Idee. Die Sprache ist, wie bei allen spanischen Dramen, so, wie sie der Nationalgeschmack heischte: im vollsten Ornate der Blumen, Gleichnisse, Bilder und Figuren auftretend, an orientalische Ueppigkeit mahnend, voll und stolz, in Tiraden und Monologen sich gefallend. Das weite Reich der Natur schließt sich auf, und wird sinnreich angewendet, um irgend ein ausgesprochenes Gefühl damit zu vergleichen. In dieser Beziehung hat sich Calderon eine eigene technische Kunstfertigkeit angeeignet. Als Beleg wollen wir eine Stelle aus dem Trauerspiele: A secreto agravio secreta venganza (für geheime Schmach geheime Rache) anführen, worin die reitzende Leonore, dem tiefen Schmerze über den Verlust ihres Geliebten sich hingebend, zur Vertrauten ihres Geschickes, die den Ausbruch ihrer Klagen hemmen will, mit süßer Schwärmerei also spricht:

Gewähren
Süße Lind'rung nicht die Klagen?
Blumen klagen, wenn erbebend
Sie, vom Frost erfaßt, verblühen;
Sterbend klagt der Sonne Glühen,
In demant'ne Gräber schwebend;
Berge klagen, kühn sich hebend,
Wenn durch sie, wie nächtlich Grausen,
Donnernd wilde Stürme sausen;

Digitized by Google

Echo, Sängerin der Luft,
Klagt um ihren Fall, und ruft
Tausendfach ihr letztes Brausen.

Epheu, der am Stamm gehangen,
Klagt in Wehmuth noch empor,
Wenn er seinen Freund verlor;
Vöglein klagt, ist es gefangen,
Um den Wald mit süßem Bangen:
Wenn's in Liebesehnen singt,
Kann den Kerker es ertragen,
Denn verstanden wird sein Klagen,
Ob sein Lied auch schnell verklingt.

Meer der Erde klagt sein Trauern,
Gräbt's mit Wasserzungen Lippen
In das Mark der schroffen Klippen;
Brand klagt, wenn d'rin Blitze lauern,
Die weltfeindlich niederschauern.
Soll mein Leid ich schweigend tragen,
Und des Schmerzes Lust entsagen,
Da doch Berg, Stein, Sonnengluthen,
Vöglein, Blume, Echo, Fluthen,
Stamm, Blitz, Sturm und Epheu klagen?

Die Autos sind sämmtlich in Versen geschrieben. Der sieben- und achtsylbige Trochäus mit der Assonanz ist der Grundtypus des Versbaues; übrigens kommen aber noch als Ausschmückung fast alle in Spanien gebräuchlichen gereimten Versarten vor, nämlich: Redondillas, Romance, Glosa, Liras, Decimas, Soneto, Cancion real, Octava rima, Tercetos, Sextina, Silva u. s. w. —

Höchst bedeutend ist noch der innere Zusammenhang, welcher zwischen einigen Autos und Schauspielen Statt findet. Die in den letzteren ausgesprochene Idee tritt oft erst in den Autos als vollkommen ausgeführter Hintergrund, wie im Licht der Verklärung hervor. — So steht dem Schauspiele: „das Leben ist Traum" das gleichnamige Auto gegenüber. Die in beiden Dichtungen vorherrschende Idee gewinnt in dem Auto seine höchste Bedeutung, indem ihr hochstrebender schöner Bau auf den Grundfesten der Religion wurzelt. Sigismund, der kräftige, aber ungeregelte Natursohn, ist im Auto der Mensch; der Gracioso Clarin der Wille, des Menschen beständiger Begleiter, der ihm auch dazu behülflich ist, den etwas pedantischen Erzieher und Mentor Clotaldo, im Auto den Verstand, gelegenheitlich als überlästigen Mahner, — zum Fenster hinauszuwerfen.

Eben so findet sich: El pintor de su deshonra (der Maler seiner Schande) als Trauerspiel und als Auto. Letzteres ist eine der tiefsinnigsten Kompositionen dieser Art. Es beginnt mit der Weltschöpfung, und endigt mit der Kreuzigung. Der Herr der Welten selbst ist der Maler seiner Schande, der, wie im gleichnamigen Trauerspiele, zweimal seine Kunst übt. Sein erstes Gemälde, die menschliche Natur, wird durch den Dämon und durch die Schuld befleckt. Das Motiv ist der Sündenfall nach der Mosaischen Urkunde. Gott läßt es zu, daß sein Werk alle Folgen des, durch eigene Schuld herbeigeführten Verderbens empfinde. Endlich wird er durch die Weihkraft der Eucharistie, nach der neu testamentarischen Lehre, versöhnt. Das gereinigte Menschengeschlecht, das seinen Frieden in der Beseligung des Christenthums wieder gefunden, ist das zweite Werk des göttlichen Malers.

Was hier nun über die Autos sacramentales im Allgemeinen angeführt wurde, findet in einer Untersuchung der einzelnen Dichtungen dieses Namens seine Begründung.

Diese Nachweisung und auch die vollständige Uebersetzung einer Loa behalten wir einer künftigen Veranlassung vor.

Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte vom Ritter Braun von Braunthal. In drei Abtheilungen. Leipzig, bei Adolf Reimann. 1834. 12. u. 418 S. (Morgen, S. 1 bis 124; Tag, S. 127 bis 274; Nacht, S. 277 bis 418.)

(Fortsetzung.)

Wir sind unserem Dichter am Morgen seines Lebens gefolgt. Wir haben uns mit seiner Poesie befreundet; wir haben sie lieb gewonnen. Der Sänger ist uns ein werther Gast geworden. Wir lauschen mit inniger Theilnahme seinen Liedern, aus denen manch süßer Klang des Dichterhimmels tröstend und erhebend sich in unsere Seele schmeichelt. Doch der Dichter ist nicht glücklich. Ein unheimliches Wesen hat sich seiner bemeistert. Es zieht ihn fort in die Ferne; rauh und öde ist sein Weg, seine Bahnen umdüstern sich; es reißt ihn unaufhaltsam fort in die Nacht, in eine schaurige, sternenlose Decembernacht. An Waldströmen und Abgründen rast er mit verstörtem Antlitze vorüber Sein guter Genius schreitet weinend ihm zur Seite Zweifel und Truggestalten thürmen sich vor seinen Blicken auf; das Vertrauen an die Menschheit wankt in seiner Brust und ist dem Untergange nahe. Der Dichter hatte Liebe gesucht, diese Noli me tangere des Seelenfriedens. Er ward getäuscht, um seinen geträumten Himmel betrogen. Das Ideal, das früher morgenrosig seine Bahn umstrahlte, ist nun zum Irrlichte zusammengeschrumpft, das neckend und höhnend vor dem Gequälten einhertanzt. Der ruhelose Wanderer ruft nun aus:

Welche Stätte wird mich halten,
Eh' die letzte Stätte sich,
Rings umstellt von Grabgestalten,
Oeffnet und umarmet mich?

Digitized by Google

In der Lenzzeit meiner Kräfte
Bin ich halb ermüdet schon,
Sehne mich aus dem Geschäfte
Dieser lauten Welt davon.

Ist mein Tagwerk so geschlossen,
Wie es all mein Hoffen ist,
Nun so steig' ich unverdrossen
In das Grab, das mich begrüßt.

Niemand weiß, was ich inmitten
Aller Menschheit hier erfuhr,
Niemand weiß, was ich gelitten,
Thränen lassen keine Spur.

Wanderung (S. 292).

Stellenweise wird die Nacht durch ein leuchtendes Meteor erhellt, der Dichter sieht, daß er in ein reitzendes Thal gelangt, wo die Natur jugendfrisch und blühend ist; und daß nur sein umdüsterter Blick ihm das Schöne in der Nähe nicht habe erkennen lassen; und er sieht der Blumen Weiß und Roth, die Grundfarben seiner nun verwelkten Lebensblüthen; wehmüthig ruft er aus:

Schützten wir nur Weiß und Roth
Vor dem gar zu schnellen Tod,
Menschheit wär' dem Blumenreich'
Wohl an Glück und Schönheit gleich.

Der Mensch und die Blumen (S. 415).

Es ist sicher, der Schmerz ist eine — vielleicht die einzige — Wahrheit im Menschenleben. Aber es liegt eine eigene Siegesfeier darin, die Rohheit des Geschickes frei und stolz zu ertragen. Der Dichter gedenke seines Berufes; er ist der Menschheit Vertreter, wie jener an den Fels geschmiedete Prometheus, an dessen stolzem schweigsamem Schmerze des Oceans Kinder klagend vorüberschweben. Der Zwiespalt biethet eine Kluft, und keine positive Größe dar. Indifferenz, Bitterkeit und Zerfallenheit sind keine wirklichen Resultate des Kampfes. Bemerkt der Dichter ein störendes Element in sich, so soll er's bei Zeiten bändigen. — Doch klingt diese Mahnung nicht zu hart? Sind nicht alle Begegnisse einer edlen Dichterseele würdig der Beachtung, ja des wärmsten Antheils? Die am Ufer wandeln, sagt ein persisches Sprichwort, wissen nichts vom Zustande jener, die im Meeressturm auf schwanken Bretern schwimmen. — Ein edler Geist kann auch nie untersinken. Unser Dichter ermannt sich selbst; er wirft sich der Philosophie in die Arme; Spinoza's großartige Theorie schlägt in seiner Seele Wurzel; die Emanationslehre haucht ihm milden Trost zu; der Gedanke, daß der Genius in ihm, als Theil des Urquells alles Seyns, nie untergehen könne, ermuthigt und begeistert ihn. So erkennt er in dem ausgezeichnet schönen Gedichte: Erdenkunst (S. 330) ganz richtig seinen Standpunkt:

Es ist ein großer Weg vor mir, mit Ahnen
Maß ihn die Seele wohl in mancher Zeit,
Die Fantasie durchfliegt wohl diese Bahnen,
Doch nicht die Kraft, denn — was ist Menschlichkeit?

Doch wie die Brust in Sehnsucht auch erglühe
Nach seinem Ideal; die Wirklichkeit
Und jenes träge Nachtgespenst der Mühe,
Sie schlichten nicht, sie schließen nur den Streit.

Wir Dichter sind die Blätter nur vom Kranze,
Der sich um's Haupt des ew'gen Dichters flicht,
Nur Theile sind wir, er nur ist das Ganze,
Nur Monde sind wir, ohne eignes Licht.

So ist es. Stets nur ein zerstücktes Streben,
Ein katastropheloses Thränenspiel,
Nur eine Frage ist das Menschenleben,
Theilweise Antwort ist das Menschenziel.

Dieses Gedicht ist überhaupt von solcher Bedeutsamkeit, daß wir es als Prototyp der Gattung, als den würdigsten Repräsentanten der, in dieser Abtheilung herrschenden Stimmung bezeichnen können. Außer den angeführten enthält die Nacht noch mehrere Gedichte, in denen sich Tiefsinn und Wehmuth auf eine wahrhaft poetische Weise aussprechen. Hieher gehören: Frost (S. 278); Vertrauen (S. 304); Der Sänger der Nacht (S. 311); Gegensätze (S. 322); böser Nachklang (S. 325); Der Bücherwurm (S. 384); Die häßliche Magd (S. 393) u. a. — Gerade in dieser Abtheilung hätte Braunthal in der Auswahl strenger zu Werke gehen sollen. Wohl mag den Dichter Manches an Erlebtes wehmüthig erinnern, was der Leser aus den Worten des Gedichtes nicht abzunehmen, nicht zu beziehen weiß; aber gerade deßhalb sind solche Gedichte zur Veröffentlichung minder geeignet. Vor Allem sucht ja der Dichter Theilnahme zu gewinnen; dieß wird er aber nur dann erreichen, wenn er des Lesers Stimmung bewältigt. Durch fortgesetztes Leidwesen um sein zerklüftetes Ich, durch apologetisches Schautragen der Selbstenttäuschung wird aber die Geistesthätigkeit des Lesers paralisirt, dessen Seelenzustand herabgestimmt, und in eine unbehagliche Lauheit versetzt. Der Dichter thut sich hierdurch selbst Unrecht, er verwundet sich mit seinen eigenen Waffen. Heine's glänzende Ironie scheint auch auf diesem Fruchtboden einen schädlichen Samen ausgestreut zu haben. Unser Dichter fühlt selbst die Unzulänglichkeit dieser Richtung, wenn er singt:

Einen andern Standpunkt wählen
Muß ich mir, sonst geht es nicht,
Denn so kann das Lied nur quälen,
Martern kann nur ein Gedicht,
Das aus also finstrem Herzen
An den Tag des Lebens bricht.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

43. Sonnabend, den 30. Mai 1835.

Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte vom Ritter Braun von Braunthal. In drei Abtheilungen. Leipzig, bei Adolf Reimann. 1834. 12. u. 418 S. (Morgen, S. 1 bis 24; Tag, S. 127 bis 274; Nacht, S. 277 bis 418).

(Schluß.)

Wir gelangen nun an den Tag, dessen warmer Strahl das von den Schauern der Nacht durchfröstelte Herz wohlthätig erkräftiget. Der Dichter hat in diese Abtheilung die gereifteren Früchte seines Denkens und Empfindens niedergelegt. Er hat sich bemüht, seinen Schmerz wieder mit dem Leben zu versöhnen. Er hat eine Bahn verlassen, die ihn gewiß zum geistigen Selbstmorde geführt hätte, und schaut nun mit geklärtem Blicke, obwohl noch im gereitzten Zustande, wie nach einer überstandenen schweren Krankheit, in die Natur und die Erscheinungen der Außenwelt. Die Stacheln des hoffnungslosen Grames, der Gemüthsentschlagung, der Selbstzerstörung, des Mißtrauens, der Bitterkeit und des sarkastischen Witzes, die früher unheimlich und verletzend hervorlauerten, haben sich zur sinnigen Schwertlilie entfaltet, in deren Nektarien der Humor schlummert. Die Philosophie, wie wir bereits oben bemerkt haben, war die Brücke, auf der sich der Dichter aus der Finsterniß in den hellen Tag geschwungen. Eine reiche Erfahrung liegt hinter ihm. Er tritt mit männlicher Opposition auf. Merkwürdig in dieser Beziehung sind die vier, durch ihren Kausalnexus verwandten Gedichte: An Hegel; der Hegel'sche Dichter; die Freiheit der Kunst; die beiden Dichter (S. 158—165). Der darin ausgesprochene Fatalismus dürfte den Dichter auf jeden Fall mehr befriedigen, als der vernüchternde Bombast der Hegel'schen Spekulation. Gehören auch derlei Diatriben überhaupt nicht in das Bereich der Poesie, so wird doch Niemand den entschiedenen Beruf unseres Dichters verkennen, wenn er singt:

Es hängt das Ich mit Demantketten
An einem unerforschten Ich,
Das in des Weltenstromes Betten
Hinführet wie bewußtlos dich;
Vorüber an den Myriaden
Von Sternen schwimmt der Denker fort,
Hin zu des Sirius Gestaden
In einem letzten, höchsten Nord.
Von dort aus geht nur die Bewegung,
Und Alles kehrt nach dort zurück,
Denn — heller spricht des Herzens Regung
Als deiner Forschung hellster Blick;
Die Urschrift, die uns aus den Sternen
Als Himmelsinschrift leuchtet, spricht:
Das Denken, Menschen, könnt ihr lernen,
Doch ewig den Gedanken nicht!

An Hegel.

Dann:

Horch! die gelehrten Saiten rauschen,
Und die gelehrten Hörer lauschen,
Doch, lauscht dir auch das Herz?
O das erläßt dir deine Lieder
Und deinen Trost, und fleht dich wieder
Um seinen süßen Schmerz. . .

Der Hegel'sche Dichter.

Uebrigens können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die Palingenesie unseres Dichters noch nicht vollendet ist. Er ist in fortwährender Entwicklung begriffen. Die Resultate seiner reichen Erfahrungen und vielseitigen Beobachtungen müssen noch mehr herausspringen. Ist einmal ein fester Punkt im Anschauen, Denken und Fühlen gewonnen, so wird jedes ausgestreute Korn hundertfältige Frucht tragen. Jean Paul scheint verführerisch auf ihn eingewirkt zu haben. Doch die Nachahmung dieses Schriftstellers führt nur zu Aggregaten. Der Körper der Poesie soll aber von Innen herauswachsen, und nicht durch Zuwachs von Außen seinen Umfang vermehren. Daher kommt es, daß manche der Gedichte keinen rechten Abschluß haben; sie könnten bis ins Unendliche fortgesponnen werden. Jedes Gedicht soll aber in seinem Wesen nothwendig, sich durch sich selbst bedingend seyn. Braunthal muß sich seiner schönen Kräfte erst recht bewußt werden. Seine höchst geistreichen, originellen Gedanken, die sich nun vereinzelt auf dem großen Schlachtenplane

Digitized by Google

der Kunst mit vieler Bravour schlagen, sollen zu Reih' und Glied verkettet werden, um als großer Ideenphalanx unwiderstehlich und siegreich sich Bahn zu brechen. Unser Dichter besitzt einen so reichen Vorrath der edelsten Gaben, daß es nur des festen Willens und des freudigen Beharrens bedarf, um vollendete Gestalten ins Leben zu rufen. Das bereits Geleistete berechtigt uns zu großen Erwartungen. — In dieser Abtheilung liegt so viel des Guten, daß wir uns darauf beschränken müssen, nur die hervorspringendsten Gedichte zu bezeichnen, wie: Die Werkstätte der Seele (S. 127); die längste Nacht (S. 138); die beiden Magier (S. 142), eine in Idee und Ausführung gelungene Erzählung; die größere Hälfte von Arm und Reich (S. 151); der Dichter und die Erde (S. 156), worin der lebendige, psalmodische Ton anspricht; der Reim (S. 166); des Dichters Vorzug (S. 182), in dessen Schlußstrophe:

Nichts hat der gepriesne Dichter,
Was die Welt nicht mit ihm hat,
Nichts — als daß sein Himmel lichter,
Dunkler ist sein Erdenpfad —

das Los des Sängers vollkommen bezeichnet ist; unter den Wanderliedern: Im Wagen (S. 215); an der Table d'hôte (S. 218); die Alpen (S. 241); die Meisten der Lieder aus Italien (S. 246—259); einige Xenien (S. 260 bis 271), wie:

Liebe und Entsagung tragen
Beide dich zum Glück hinan;
Glücklich, wer dem Glück entsagen,
Glücklicher, wer lieben kann. —

und:

Tausendarmig ist die Erfahrung; es fallen die Menschen
Schlafend aus einem Arm ihr in den andern hinein.

Mißfällig hingegen erschienen uns, in Folge der bereits oben angedeuteten störenden und sich ausschließenden Elemente: Der geraubte Kuß (S. 141), ein gar zu schaales Getändel; Lache nicht (S. 180), das ist Mönchsphilosophie; Trinklied (S. 205), das gar zu trivial ist; einige Xenien und Gnomen, so wie einzelne Strophen in andern Gedichten, denen der Gedanke aufgeschraubt und die Empfindung angeleimt ist. Auch wird von Dichtkunst und Dichter zu viel gesungen.

Die Technik der Kunst hat Braunthal in seiner Gewalt. Form, Versbau und Sprache behandelt er mit Leichtigkeit und Geschick. Sein Ausdruck ist edel und reich an scharfen Bezeichnungen. Härten im Verse, Verstöße gegen den Rythmus und Unlauterkeiten im Reime, die nicht selten vorkommen, haben ihren Grund in momentaner Sorglosigkeit, die aber nicht zu entschuldigen ist.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, das Angedeutete weiter zu erörtern und zu erhärten. Aus dem Ganzen haben wir hinsichtlich des Dichters als Resultat entnommen, daß ihm die Poesie die wichtigste Angelegenheit seines Lebens ist, und daß er bei festem Beharren auf der, in seiner letzten Periode betretenen Bahn zu einer vollkommenen Weltanschauung gelangen wird. Somit nehmen wir das von unserm Dichter in diesem Buche Dargebrachte mit freundlichem Danke an, und nähren für dessen Zukunft die schönsten Hoffnungen. Deutschlands Poesie hat einen neuen, großen Bau begonnen. Braunthal hat bereits tüchtige Werksteine dazu beigetragen, und er wird nicht ermangeln, diesem Nationalunternehmen auch fürder seine ganze Kraft zu weihen.

Ch. W. Huber.

Das Donauländchen der k. k. Patrimonial-Herrschaften im V. O. M. B. in N. Oesterreich. Geographisch und historisch beschrieben von A. F. Reil. Auf Kosten des Verfassers und in Commission bei Fr. Wolke. Wien 1835. XXII. u. 503 S. 8.

Das vorliegende Buch bezweckt die örtliche und geschichtliche Beschreibung eines Theils von Oesterreich, über welchen bis jetzt wenig, fast möchte man sagen, gar nichts Umfassendes bestand. Der Titel »Donauländchen« würde den Inhalt desselben nicht alsogleich verständlich bezeichnen, wenn ihm der Verfasser nicht drei Erklärer beigegeben hätte. Die Einleitung bilden die Beschreibungen der Lage, Größe und Gränzen des Landes, dann der Berge, Thäler, Gewässer u. s. w.; diesen folgen ethnographische Skizzen, und endlich die historische Abtheilung des ganzen Werkes, welche aus den Chroniken der einzelnen nach dem Alphabete gereihten Orte besteht, und den anziehendsten Theil des ganzen Buches bildet. — Man erstaunt über die Mühe, die sich der Verfasser gegeben hat, und freut sich über die Belohnung derselben, wenn er Details zu Tage fördert, wie man sie in Werken über unser Vaterland zu finden nicht eben gewohnt ist. — Wir sehen die Bewohner jener Gegenden in den verschiedensten Perioden handeln, ja wir hören ihre Worte unentstellt aus gleichzeitigen Berichten wiedergegeben, und dieses ist die Glanzseite des vorliegenden Werkes, daß es uns so viele Blicke in das Leben und Treiben jener längst verklungenen Zeiten gewährt, indem es bezeichnende Einzelnheiten hervorhebt. — Daß der topographische Theil des Werkes minder ausführlich behandelt worden, dürfte zu tadeln seyn. Die Beschreibung der Orte, Burgen, Naturschönheiten, vor allen aber der Kunstgegenstände, an welchen dieser Theil Oesterreichs so reich ist, fehlt größtentheils oder ist zu wenig genau, die Beigabe einer Karte, die Abbildung einiger charakteristischen Gegenden oder Gebäude wäre wünschenswerth gewesen (was übrigens die

Digitized by Google

Kosten des Selbstverlags noch vermehrt hätte); doch ist wieder Vieles gegeben, was für ähnliche Mängel theilweise entschädigt. —

Dem Vorwurfe, der Verfasser habe zu Vieles und zu Geringfügiges mitgetheilt, läßt sich entgegenhalten, was dessen Vorrede S. XX so wahr bemerkt, daß es einer Monographie ihrer Natur nach erlaubt seyn müsse, Kleineres nicht auszuschließen, denn in welches Buch sollen jene minimas res peregrinantibus gratae gehören, wenn sie nicht in Monographien eingesammelt werden? vor Allem aber die Betrachtung, daß Monographien überhaupt nur Bausteine zu größeren Gebäuden seyn sollen; — der Meister weiß das Ueberflüssige an ihnen zu entfernen, ja manche Seite, die uns entbehrlich dünkt, ist ihm eben recht, ja die liebste. Oder sollte es sich nicht schon oft genug gezeigt haben, wie wohlthuend auf dem ernsten Boden der Geschichte jene freundlichen Blumen erscheinen, die die Detailgeschichte säet, die uns, stillebenartig ausgemahlt, Zeiten und Menschen vorhält, und während die allgemeine Geschichte wie mit algebraischen Größen rechnet, sie uns die besondern, bestimmten nennt?

Wir dürfen das vorliegende Werk wie eine Sammlung alterthümlicher Gegenstände lieben, die die sorgende Hand des Geschichtsfreundes vor dem Untergange rettete, wenn auch Andere lächeln über seine Mikrologie. — Was gibt jener klassischen Schweizergeschichte vor allen den unendlichen Reiz, wenn es nicht die glückliche Verbindung in der Erzählung des Besondern und Allgemeinen ist? und wäre es selbst jenem Meister möglich gewesen ein so anziehendes Gemälde zu liefern, hätten nicht Chronisten ängstlich genau vorgearbeitet? — Anders verhält es sich, wenn wichtige Gegenstände übergangen werden, und nur Unbedeutendes aufgehäuft wird, doch dieses ist hier nicht der Fall. — Der Verfasser gab nicht nur was er fand, und wie er es fand, hier ist noch mehr geschehen. Zum Suchen allein schon gehört übrigens auf dem Felde der österreichischen Geschichte unendliche Geduld, ja fast möchte man sagen auch — Glück. Materiale ist nämlich genug gesammelt, nur die Benützung durch den Mangel guter Repertorien erschwert, so daß nur der günstige Augenblick den erwünschten Aufschluß finden läßt. Verdienste erwirbt sich daher schon derjenige, der Gleichnamiges zusammenreiht, und so die Forschung über manchen Punkt dem Nachfolger erleichtert. — Doch hier ist nicht nur gesammelt, ja auch verarbeitet worden.

Den Styl aber müssen wir fast durchgehends tadeln, er ist, was Goethe so treffend bezeichnet, unbequem, wenn auch Manches davon eine Ausnahme macht, wie z. B. S. 88 die Bemerkungen über die Wege, S. 30 jene über das Verhältniß des Landmanns zum Städter, die Charakterisirung der Thäler u. s. w. Manchen Provinzialismus, manche erkünstelt naive Stelle, manche kindisch durchgeführte Vergleichung würden wir auch gerne vermissen, so wie uns wieder größere Genauigkeit bei Uebersetzungen und Erzählungen, wie S. 445, 446 und 340 zu wünschen scheint; doch diese Gebrechen der Darstellung vergütet die Reichhaltigkeit des Stoffes. — Wie anziehend und abschreckend zugleich sind z. B. jene Bilder aus den unglücklichen Jahren Rudolphs II., wo der regellose Hause der empörten Bauern die Tage durchwüthet, die Nächte durchschwelget, und Gestalten unseren Blicken vorüberführt, bald furchtbar ernst, wie jene des Schmids zu Schwarzenau (S. 124), bald halb komisch, wie die des ehrvergessenen Schneiders zu Emmersdorf (S. 117), dann aus späteren Zeiten, wie ergötzlich jener Auftritt in der Amtskanzlei zu Isper (S. 230) nach dem daselbst aufbewahrten, mit »böses Weib« überschriebenen Aktenstücke u. s. w. Brauchbare Materialien für den einstigen Geschichtschreiber, dem sie, mahlt er die Züge jener Zeiten und jenes Volkes, zu treffenden Farben werden, die seinem Gemälde jenen Ausdruck verleihen müssen, der es zum getreuen stämpelt. Wir wollen dieses Werk freudig willkommen heißen; — es möge einer Reihe von Monographien über einzelne Orte und Theile Oesterreichs als Vorläufer dienen, manchen Bewohner geschichtlich interessanter Orte aufmuntern, die ihm kund werdenden Einzelnheiten aus Ueberlieferungen seines Wohnortes bekannt zu geben, und zugleich jene Scheu verbannen lehren, welche zum Nachtheile unserer Geschichte dem Irrthume Raum gibt, solche Einzelnheiten seyen des Aufzeichnens nicht würdig. Der typographischen Ausstattung des Werkes gebührt einer Unzahl von Druckfehlern und des elenden Löschpapiers wegen, wohlverdiente Rüge. Th. G. v. Karajan.

Compendio geografico della Dalmazia con un' appendice sul Montenero del professore *Francesco Petter*, socio della R. società botanica di Ratisbona. Versione dal tedesco; con tre incisioni in acciaio. Volume unico. *Zara* 1834 coi tipi de' fratelli *Battara*. 252 S. 8.

Dalmazien wurde bis in die neuesten Zeiten von auswärtigen Schriftstellern wenig beachtet. Seither ist wohl die Wichtigkeit dieses ausgedehnten Küstenstriches für den österreichischen Seehandel nicht unerkannt geblieben; und man hat auch angefangen an den Eigenthümlichkeiten des Landes, und an dem Charakter und den Sitten seiner Bewohner Interesse zu finden, wodurch zugleich der Weg zur weiteren Bildung des Volkes und zur besseren Benützung des Bodens gebahnt worden ist.

In den letzten Jahrzehenden erschien eine nicht unbedeutende Anzahl von Werken über Dalmazien, worunter meistens Reisebeschreibungen, wie die von Fortis, Cassas, Breton, Germer, H—g, u. A. m.

Digitized by Google

Wer nun aber weiß, welch eine gefährliche Quelle dergleichen Reiseberichte für den Statistiker sind, der muß es dem Hrn. Professor Petter Dank wissen, daß er nicht gesäumt hat, die Resultate seiner vieljährigen Beobachtungen in wissenschaftlicher Bearbeitung der Oeffentlichkeit zu überliefern, wodurch er einem fühlbaren Mangel in unserer vaterländischen Statistik abgeholfen hat.

Das vorliegende Compendium (eine Uebersetzung der im Sommer'schen Taschenbuche bereits mitgetheilten Skizze des Verf.) enthält nebst einer detaillirten Beschreibung des Landes, seines Bodens und seiner klimatischen Verhältnisse, seiner Produkte und des Zustandes der Industrie, nebst einer trefflichen Schilderung des Charakters der Morlachen und der übrigen Bewohner Dalmatiens, so wie einer ziemlich ausführlichen Darstellung des Systems der öffentlichen Verwaltung in allen ihren Zweigen, — noch eine vollständige Topographie, welche reich an den schätzbarsten historischen und archäologischen, naturhistorischen und geognostischen Bemerkungen ist, und von den vielseitigen Kenntnissen und dem Forschergeiste des Verfassers zeugt.

Die Anordnung der Materie ist besonders zweckmäßig zu nennen, und einige fühlbare Lücken abgerechnet (namentlich in Betreff der Militär-, Polizei- und Finanzverwaltung, des Steuerwesens u. s. w.) bliebe auch von Seite der Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig.

Wir glauben daher im Namen aller Freunde des Vaterlandes den Wunsch aussprechen zu können, daß Hr. Professor Petter die Landeskunde Oesterreichs bald mit einem ausgedehnteren Werke bereichern möge, dessen er in seiner Vorrede gedenkt.

Die typographische Ausstattung des Werkchens zeugt von dem erfreulichen Fortschreiten der Industrie auch in Dalmazien, und dürfte sogar Manchem unserer deutschen Verleger und Buchdrucker zur Nachahmung empfohlen werden.

D. Moriz von Stubenrauch.

Ueber Schutz und Hülfe gegen Feuersbrünste. Den Bewohnern der kleinen Städte, der Märkte, Dörfer und einzelnen Höfe in Oesterreich gewidmet von J. Scheiger. Wien, Gerold. IV. u. 74 S. 8.

Die große Anzahl der Feuersbrünste im vergangenen Jahre, und zunächst Wiener-Neustadt's unheilvolle Scenen gaben Veranlassung zu dieser gemeinnützigen Schrift, auf deren Erscheinung hinzuweisen wir um so mehr als unsere Pflicht erachten, als durch sie einem lange und tief gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, und Vollendetes geleistet worden ist. Die Erwägung aller möglichen Umstände, die Popularität der Darstellung machen sie zu einem wahren Noth- und Hülfsbüchlein, das in recht vielen Händen zu sehen jeder Freund des Vaterlandes wünschen muß. Der Inhalt zerfällt in zwei Hauptheile: I. Feuerschutz; II. Feuerhülfe oder Abwendung der Folgen des bereits eingetretenen Brandes. Der erste handelt vom Bau der Häuser und der Nebengebäude, von den Löschgeräthen, von der Aufbewahrung feuergefährlicher Gegenstände, von der Bildung einer Feuerlösch-Gesellschaft u. s. w.; der zweite gibt Maßregeln, welche das entsprechende Verhalten vor und nach einem Brande bestimmen.

Reisen durch das Oesterreichische Illyrien, Dalmatien und Albanien rc. rc. Von R. von H......g. Zwei Theile. Neue Ausgabe. Leipzig, Vetter und Rostosky, 1835. 8.

Wenn wir nicht irren, erschien vorliegendes Werk 1822 bei Gödsche in Meissen, ohne eben viel Glück zu machen. Buchhändler aber wollen, wie billig, ihre Waare los werden; daher nichts natürlicher, als daß die Verlegene einen neuen Titel erlebte, auf dem die Jahrzahl 1818, die Zeit der Reise, wegblieb, und dafür der bedeutsame Zusatz »Neue Ausgabe« mit auffallenden Lettern erscheint!! —

Neu entdeckte, ergiebige und leicht zu eröffnende Goldadern Ungarns und aller Länder, in welchen der Weinbau gedeiht. Zugänglich für jeden Grundbesitzer, von höchstem Interesse für alle Vaterlandsfreunde überhaupt, insbesondere aber für Naturforscher und rationelle Oekonomen. Preßburg, Schaiba. 1835. XII und 90 S. 8.

Im Jahre 1830 erschien zu Paris ein Büchlein, und das hieß: »De la facilité et des avantages de l'introduction en France de la culture en grand du Coton, du Café, et notamment de la cane à Sucre, ainsi que plusieures autres plantes des Tropiques etc.; davon nun ist Vorliegendes eine Uebersetzung! Die Metamorphose des Titels wirkt unstreitig komisch; zumal im ganzen Werke kaum etwas mehr geschehen ist, als die simple Veränderung des Wörtleins »Frankreich« in Ungarn. Doch die Absicht verdient Lob, der Inhalt ist gut, und Ungarn erscheint immerhin noch als ein Land, das seinen gesegneten Boden zu einer höheren Potenz zu bringen berufen ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

44. Mittwoch, den 3. Juni **1835.**

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1835.

Incorruptam fidem professis nec amore quisquam et sine odio dicendus.

TACITUS.

Der Kunstfreund, wenn er es unternimmt, über mannigfache Leistungen verschieden begabter, verschieden strebender Künstler sich auszusprechen, fühlt gar wohl die bedeutenden Verpflichtungen und das Captiose einer solchen Aufgabe. Indem er an die Stirne seines noch unbeschriebenen Blattes einen strengen Ausspruch setzt, will er dadurch sich und Andern den Ernst und Zweck seiner Arbeit fixiren. Für wen schreibt er? und wozu? Er wünscht — ist seine Antwort — einerseits dem Künstler über seine Vorzüge, wie über das Individuelle, welches doch Jeden mehr oder weniger beschränkt, Winke zu geben, damit dieser sich erwiedert und complettirt empfinde; er wünscht andrerseits dem schaulustigen Publikum die Kunstwerke näher zu bringen durch Vermittlung des Wortes, so wie dem Freunde umfassenderer Betrachtungen einen Beitrag zur Statistik und Geschichte der Kunst an bestimmten Orten, in bestimmten Epochen zu liefern. Nun aber — sit venia experto! — ist kein Geschlecht grilliger, an Einseitigkeiten haftender, als das der Künstler; und in der That! wenn man die vielen Kunsturtheile hört und liest, welche Beschränkung und Dünkel von ihren Thronen herab austheilen, so wird man geneigt, dem armen, unwilligen Künstler Manches zu gute zu halten; und am Ende bleibt es doch wahr, daß nur dessen Auge ganz sieht, der seine Hand zum Schaffen ausgebildet hat. Dann aber ist wieder der größere Theil des Publikums nicht bei Laune, mit aufopfernder Objectivität in die Intention und Natur des Artisten einzugehen; zumahl, wenn dieser, in sich abgeschlossen, mit dem was eben an der Tagesordnung ist, wenig Berührungspuncte biethet. Diese Propension der Masse aber ist für den Producirenden wie für den Berichterstatter höchst unvortheilhaft; ihr sollte man allmählich an sich und Andern zu steuern suchen. Man sollte nicht in die Gemäldeausstellung mit der Forderung dessen eintreten, was man zu sehen wünscht, sondern mit der Erwartung dessen, was man zu sehen bekommt; man sollte nicht mit Vorurtheil bewaffnet, Kunstwerke offensiv behandeln, sondern sie auf sich wirken lassen. So lernt man genießen und endlich verstehen. Der Referent soll das Seine dazu thun, diesen Sinn bei den Lesenden zu wecken, zu nähren, indem er nicht wie Heine, in seiner sonst trefflichen Schilderung der Pariser Kunstausstellung, dem Behagen der Leser fröhnt, sondern ihrem Anschauen zu Hülfe kömmt. Niemand könnte diese Pflichten besser erfüllen, als ein Künstler, der an Theorie, Praktik, Autorität über den artistischen Factionen stünde; und freilich wäre es sehr wünschenswerth, daß ein solcher, dem wir uns alle freudig unterordnen, uns ein prüfendes Resumé jener Productionen gäbe! Bis dahin nehme man mit den Gefühlen und Reflexionen des Kunstfreundes vorlieb! Man wird hoffentlich diese allgemeinen Betrachtungen nicht am unrechten Orte finden, und uns erlauben, sie den speciellern, welche folgen, zur Folie zu geben. Noch eins: diese Blätter sind weniger dazu gemacht, Entfernten eine bestimmte Einsicht in unser Kunstleben zu gewähren, was ich, aus bald auszuführenden Gründen, für unthunlich halte; vielmehr muß ich bei allem die Autopsie voraussetzen. Läßt sich doch von dem, was nur durchs Mittel der Formen und Farben zu sagen ist, durchs Mittel der Sylben keine Vorstellung geben! Von Bildern ist nur vor Bildern zu reden: alles weitere ist Geschwätz, höchstens dazu gut, Erfahrenen durch Parallelen eine Ahnung von der Stellung einzelner Künstler zum Ganzen zu verschaffen, — am ersten noch der geringern Künstler; denn je höher das Kunstwerk, desto reiner spricht es durch sich, desto weniger ist ihm mit Worten beizukommen. Auch ließ sich, bei so vielem Guten als die dießjährige Ausstellung biethet, nicht jedes Einzelne anführen, und wackere Künstler, die sich etwa übergangen sehen, werden vergeben, daß wir vorzugsweise das heraushoben, was besondern Anlaß zu fördernden Bemerkungen both.

Es läßt sich nur in beschränktem Sinne sagen, daß unsere Kunstausstellung einen Maßstab für den Zustand der Künste bei uns oder gar für die Fähigkeiten unsrer Künstler abgibt. Ein Blick auf den Katalog reicht hin, uns bei den Kupferstichen die Namen Rahl's des Vaters, Passini's u. A., bei den Gemälden jene Krafft's, Schnorr's, Fendi's, Danhauser's, J. Ender's,

u. A., bei den Sculpturwerken jene Schaller's, Böhm's, Kiebers u. A. vermissen zu machen. Was aber die Fähigkeiten der Künstler betrifft, so weiß man, welche Fessel der Wunsch, einem größern Publikum zu gefallen und Käufer zu finden, dem reinen, freien künstlerischen Vermögen anlegt. Der Kunstverein kann hier viel thun, und wir hoffen, er wird es. Einsichtsvolle werden leicht, was diese Reflexionen ergänzen kann, aus ihren Kreisen hinzufügen. Daß aber dem ungeachtet öffentliche Ausstellungen zur Charakteristik des künstlerischen Lebens und Treibens in irgend einem Bezirk gar Vieles beitragen, wird Niemand in Abrede stellen wollen.

Zuvörderst also, was das numeräre Verhältniß betrifft, so hat auch in diesem Jahre, wie bisher, die Landschaft das entschiedene Uebergewicht; ein Umstand, der wohl schon in der pittoresken Schönheit unserer vaterländischen Provinzen, die lauter lebendige Schulen für dieß Kunstfach sind, seine Erklärung findet, während die Liebhaberei der Großen und der Güterbesitzer, so wie der Vaterlandsfreunde, und nebenbei negative, andere Fächer enger begränzende Ursachen, das ihrige beitragen, dieß Verhältniß zu steigern.

Hier nun treten uns gleich im ersten Zimmer Ernst Welker's Aquarellblätter mit einer gewissen, auffordernden Miene entgegen. Gefühl für das Große und Reitzende der Natur, Effect mit Wahrheit, Glanz, Geschmack, Reichthum und zierliches Detail, z. B. im Baumschlag, sind Eigenschaften, die ihnen zu gute kommen. »Ein Theil des Albanersees gegen Monte Cavo« bei Morgenbeleuchtung athmet wirklich südliches Leben (55). Freilich führen von da aus Seitenwege zum Bunten, Schimmernden, Ueberladenen, welches den Tag der Natur überglänzen möchte. Die Landschaft mit der Staffage vom barmherzigen Samariter (60) möchte wohl gesunden, nüchternen Augen nicht zusagen. Das Schema des linkserscheinenden Regenbogens scheint sich über die ganze Fläche ergossen, in das ganze Bild verwoben zu haben. So wird eine leibliche Harmonie erzielt. Dabei schadet das Detail der Fernen dem Totaleffect. Die Konturen sind treu und zart, und gewiß macht die Erfindung dem Geiste und Herzen des Künstlers Ehre; denn was stimmt schöner zu einer freundlich beruhigenden, mild prächtigen Naturscene, als eine einsame That reiner, schöner Menschlichkeit? Die Erfindung aber ist das höchste Verdienst, auch des Landschaftmahlers. Die Ruinen von Tasso's Wohnung, und das Kloster der Salesianerinnen zu Wien (52, 56), auch Aquarellzeichnungen, von Joseph Gerstmeyer sind zu blau, zeigen aber Geschmack in der Wahl des Standorts, und nähern sich den Ansprüchen der Decorationsmahlerei.

Von Oehlgemälden im Fache der Landschaft sind vor Allem jene von Thom. Ender und Joseph Schwemminger zu betrachten.

Ender gefällt sich in kühnen Darstellungen merkwürdiger, seltener, ungeheurer Situationen der wilden, zumal der Alpennatur; er hält sich gerne jenseits der Schneelinie auf, und weiß diesen starren, breiten, todten Massen doch Leben und malerische Wirkung abzugewinnen. Durch die Wahl der Gegenstände entrückt er sich nun dem Urtheile der Mehrzahl von Beschauern, welche nicht Gelegenheit hatte, diese Eisberge, Risse, Schneeflächen, Klüfte, Alpenwässer und Gebirgslüfte mit prüfendem Blicke zu betrachten. Wer aber alles das gesehen hat, wird zu rühmen wissen, wie der Künstler Studium, Treue, Kraft und Uebereinstimmung der Farbe mit Neuheit und Pracht des Effectes verbindet.

Einsame, einfache, erhaben umschränkte, wild idyllische Scenerien liebt dagegen Schwemminger besonders uns vorzubilden; und es gelingt ihm vollkommen, die Empfindung des großartig Heimlichen im Beschauer anzuregen. Das Zusammenwirken des Wohnlichen mit dem Wilden ruft schon in der steirischen Gebirgsgegend (123) angenehm ernste Gefühle hervor; noch grandioser aber macht es sich in der Ansicht des Wiesbachhorns und Großglockners (95), wo der Ton der blauen Tiefe unnachahmlich getroffen, und wirksam gegen den frischen, saftig grünen, belebten Vordergrund gehalten ist. So sieht der wahre Künstler die Natur; und wohl dem, der sie von der Leinwand noch einmal genießt! In beiden Landschaften ist glücklich das Oeffnen einer Zaunthür zur Staffage benützt; welches dort den Eintritt in die Wildniß, hier die Begrüßung einer idyllischen Umfriedigung nach überstandenen Wildpfaden beim Austritt aus der Schlucht lebendig andeutet; indem beim letztern Bild zugleich durch das mühsame Heranklimmen die Tiefe der zwischen den Gründen liegenden Kluft ausgedrückt, und die größere Wildheit der Scene durch die hirtliche Staffage rechts noch mehr gemildert wird.

Gleiches Gefühl für Kunstforderungen im Landschaftlichen zeigt Adolf Stoevesandt, dessen Berchtesgadnerstudien (69, 143 u. a.) die rechte Mitte zwischen Prospectmalerei und Kunstlandschaft, wie sie sich Ph. Hackert zum Ziel setzte, genügend treffen.

Das eigentlich Künstlerische streben jene Bilder an, die uns unter der Firma »ideale Landschaft« in ziemlicher Anzahl gebothen werden. Freilich wächst mit der Aufgabe die Schwierigkeit. Phil. Reinhold's Bild (134) möchte wohl hierin am meisten, das von Marko (128) am wenigsten befriedigen. Sind wir gleich von dem Abwege sentimentalen Allegorisirens in der Landschaft, wohin uns seiner Zeit Friedrich's zartes Talent verlockte, zurückgekommen, so haben wir uns doch gewöhnt von einer Kunstlandschaft zu verlangen, daß der Geist des Künstlers aus ihr zu unserm Geiste spreche; daß in der Bedeutung die Kunst, und durch die Kunst ein Ideal fühlbar werde.

Jac. Alt's Bilder (49 u. f. w.) tragen das an ihnen bekannte Gepräge emsiger Treue, und eines Details, das, weil es dem Scheinen das Seyn substituiren will, das Gebieth der

schönen Kunst überspringt, und an wahrer Wirkung so viel verliert, als es an unwirksamer Wahrheit aufbietet. Die Kunst zeigt uns die Dinge wie sie scheinen, ordnet und veredelt kraft des Genius diesen Schein bis zum Schönen, aber vernichtet ihn nicht durch triste, trübe Wahrheit. — Macht es der Lyriker, der Epiker, der Dramatiker anders?

Franz Steinfeld weiß uns hohe, prächtige Alpen-Phänomene (64 u. a.) mit Sinn aufgefaßt, mit Wahrheit und Feuer ausgeführt, imponirend vor's geblendete Auge zu bringen; und der Kreuzstein im Scheruthale bei Hallstadt (75) ist von J. N. Schödelberger zu einem gar lieben, romantischen, gefühlten Bildchen decorirt und abgeschlossen worden. Die badenden Italienerinnen von demselben (73) sind doch zu roth. Aber ein gänzlich unwahres Colorit müssen wir den ohnehin wunderlich ausgesuchten, grotesken Felsengruppen von J. Riechl (51, 54) zur Last legen. Was sollen wir vollends mit A. v. Pergers blauer Grotte (152) anfangen, wo ein lichtes Luftloch die Tafel in eine obere schwarze und untere blaue Fläche theilt? Wir wissen nun eben, wenn es auch wahr ist, wie jene Grotte aussieht. — An das unlösbare Problem der Wasserfälle, dieser Apotheosen der Bewegung, haben sich wieder Mehrere, und mit vielem Glück Jos. Feid (109) gemacht. Von den eigentlichen Prospecten scheinen uns Anton Schiffer's Göttweih mit den Städten Stein, Mautern und Krems (53), wo besonders der blaue Naturton der Fernen und die Luftperspective lobenswerth sind, während sich über's Ganze ein anmuthiger Hauch der Stille und Lieblichkeit verbreitet, — so wie die Ansichten von Fr. Kletzinsky (41), von Ferdinand Runk (58, 59), von G. Reinhold (142) Dank zu verdienen. Es ist in diesem Fache so viel Hübsches da, daß man unmöglich ins verdiente Detail eingehen kann. Prof. Mößmer's Reichenau (91) hat unläugbare Verdienste; nur die Wahl des Standpunktes und der Beleuchtung scheint mir nicht die prägnanteste. Diese Gegend hat, wenn ein blauer Duft mit zartem Schleier sich vor die Riesen-Kalkmassen des Höllthals legt, zauberische Reize. Wenn A. de Pian (63) gleich an Wahrheit noch kein Canaletto ist, so weiß er uns doch durch frappanten Effect die oft gesehenen Gondeln und wellenbespülten grauen Palläste und Häuser von Neuem interessant zu machen.

An das Fach der Landschaft schließt sich die Darstellung vereinzelter oder nach Kunstzwecken vereinigter Naturgegenstände; und hier ist es, wo wir vorzüglich den Dilettantismus zu Hause treffen; wo wir ihn aber auch noch am liebsten treffen, weil er doch etwas zu leisten, wenig zu verderben im Stande ist. Am lebhaftesten springen zwei Bilder von F. Küß in die Augen: Kaninchen (10), und ein Fenster mit Reben, Cactus und Papagei (2); beide mit Glanz und Feuer, Wahrheit und Energie behandelt; das erste gar artig; das zweite macht nur kein Ganzes. Wäre uns etwa der Cactus und Papagei auf tropischem Boden, von gemäßer Vegetation umwuchert, dargestellt worden, so hätten wir ein feuriges Bildchen aus der heißen Zone, — während jetzt die Gegenstände isolirt und ohne gegenseitigen Bezug dastehen. Die Früchte und Blumen von Pauline Frepin v. Koudelka (14, 15) lassen an Auswahl, Arrangement, geschickter Behandlung, nichts zu wünschen übrig; die Blumen in einer Vase, von Fr. Blaschek (19) befriedigen besonders. Sie sind auf's Freundlichste nach Gestalt und Farbe zusammengeordnet, und halten die Kritik des Details aus, ohne dadurch an Wirkung im Ganzen zu verlieren. Eine gewisse bescheidene Pracht, ein edler Geschmack, der es vorzieht mit Wenigem zu wirken, gefällt an dem Bilde; indeß die meisten Blumenmaler durch Gelehrsamkeit, exotische Gegenstände, kleinliche Ausarbeitung oder geschmacklose Ueberladung zu bestechen suchen. Das letzte läßt sich wohl einigen der ausgestellten Stücke nachsagen. J. Kaymann's Blumen-Symbolysirung (25) ist kunstfremde Spielerei; was sollen auf der Leinwand Anfangsbuchstaben, die man im Hirne hat? die in jeder Sprache andere sind? auch ist die Behandlung darnach. Fr. Gruber's Rosen (5) sind an Farbe und Form eintönig; Prof. Wegmayr's und Fiblers Stücke (8, 24) bei unverkennbarem Fleiße etwas trocken. Hier ist der Ort, der naturgeschichtlichen Abbildung des Calosoma's und Brillantkäfers von Joseph Tulipan (73) zu erwähnen, welche, wenn gleich nicht ins Gebieth der Kunst gehörig, doch der besondern Genauigkeit, Reinlichkeit und Nettigkeit wegen zu rühmen ist.

Von Thierstücken, zu denen diese Insecten uns den Uebergang bahnen, finde ich eine Kuh, von Ferdinand Rauch (61), die Gruppe von Pferden von J. v. Dallinger (132) — von welchem wir aber bessere Stücke gesehen haben, — und den Hirsch von Frdr. Gauermann (83) besonders zu empfehlen. Das letzte Bild ist charmant. Von Fels und Wald umgeben steht das edel zarte Thier im Gebirgswasser, und sieht aufgeschreckt nach der Seite hin. Der verwundete Baumstamm rechts, herrlich beleuchtet, ist vortrefflich.

Dieß Bildchen führt uns nun zu den zwei übrigen von demselben Meister, welche wohl die Krone der Ausstellung seyn möchten. Sie fallen in das Gebieth des Genre's, das, im Vorbeigehn gesagt, nach dem der Landschaft das angebauteste, und den gezeitigten Früchten nach, wohl das erste ist. Eins der erwähnten Bilder (81) stellt eine Gruppe von Landleuten vor, welche auf ihrer Heimkehr von der Alpe, auf dem Gebirgssee der Sturm überfiel, wie sie eben mit der beschwerlichen Landung beschäftigt sind. Ein Bild, welches man selbst sehen muß. Hier ist Landschaft, Thierstück, Genre-Composition mit Pathos und Bewegung, alles beisammen. Von der furchtsamen, dumpfen Ergebenheit des Kalbes, bis zur tobenden Scheu des Pferdes, von dem spritzenden Schaumgewühle der aufgepeitschten Wogen bis zum complicirten und sorgfältig nüancirten Ausdruck in den Bewegungen und Gesichtern der thätigen und leidenden Menschen, ist alles der Natur wie im

Digitized by Google

Fluge köstlich abgesehen, und zum wirkungsreichsten Ganzen mit edlem Compositionssinn und sicherer Technik verarbeitet. Naiv und glücklich ist das Motiv des Kindes, welches herzhaft mit an der Stange ziehen hilft; und so würde man, bei genauer Analyse, alle Bewegungen wohl durchdacht und ausgetheilt finden. Ob auch alle vor dem Richterstuhl der Wahrheit bestehen können, mag ein scharfer, kälterer Blick entscheiden.

Das zweite dieser Gemälde, die Umspannung eines Eilwagens (87) wird bei geringerer Virtuosität der Ausführung wegen der Heiterkeit und dem Mannigfaltigen des Inhaltes, noch Mehreren zusagen, als das erste. Die charaktervolle, launig aufgefaßte Gruppe der vier Reisenden um die Kellnerin herum, welche bald der, vielleicht auch schon herüber blinzelnde, gebrechliche, alte Herr vermehren wird, der sich zuletzt aus dem Wagen heraushelfen läßt, nachdem schon die Pferde abgespannt sind; die linke Episode mit den zwei Bauern, die rechte mit den zwei Dirnen am Brunnen, deren Erörterungen die zu fürchtende Herrin, von den Schatten der Hausflur eingehüllt, in bedenklicher Stellung zuhört, der im Hintergrunde sich fast vom Gaul selbst herabschnalzende, wie der vorne zwischen Aerger und Schreck balancirende Kutscher, die in Affect gesetzten Pferde, wie die zweckmäßig bethätigten Hunde, — wie ergötzlich ist alles gedacht, wie geistreich begründet, verbunden, vertheilt, behandelt! Die Ineinanderwirkung der Partieen, die in lebendige Bewegung verhüllte Symmetrie, in welche die Doctrinair's der Historienmalerei das Alpha und Omega der Composition sehen, der durchblickende Humor, machen dieses Werk desto gefälliger, je länger man es betrachtet.

J. M. Ranftl zeigt im Genre ein sehr liebenswürdiges, ken Naturgefühlen zugewandtes Talent. Seine Probleme sind einfach, aber anziehend, seine Motive lieblich und natürlich, seine Darstellung sachgemäß und gewandt. Das liebe Kind (222), welches mit Aufopferung seiner Puppe und seines Kipfels dem Hahn den Löffel vorhält, ist niedlich gedacht und gezeichnet. Herzig ist das um sein Frühstück bittende Kind (245), wo an beiden Figuren die Wahrheit des Fleisches zu rühmen ist, nebst dem Porträtwahren und Expressiven im Gesichte der Mutter. Wenn wir zu Fendi's allegorischen Genres schon zweifelhaft den Kopf schüttelten, so möchten wir den Künstler, von dem wir eben sprechen, gern vor ähnlichen Versuchungen warnen. Doch ist nicht zu läugnen, daß sein Engel (241), der das schlummernde Kind behüthet, ein recht menschlicher, empfundener, für's Leben organisirter ist. Er erinnert an Hebels allemannische Engeln, die sich höchstens durch etwas delicatere Formen, feineres Betragen und noch innigere Naivetät von den Kindern unterscheiden, mit welchen sie spielen. H. Zimmermann's Kind (227) mit der Baßgeige spielend, darf sich freundlich dieser lieben kleinen Compagnie beigesellen. Weil schon von Ranftl's Leistungen mehr erwähnt ward, so kann man sein »Egmont und Klärchen« (159) nicht übergehen, wenn es gleich, trotz des Raumes, denn es einnimmt, jenen lieblichen Productionen nachzusetzen ist. Es ist nichts aus dem Gedicht herausempfunden, nichts hineingelebt; das Bild repräsentirt uns eine Scene ohne Inhalt, und fällt in den Bezirk der gemalten Dialoge; ohne daß man sagen dürfte: das Wort ist Fleisch geworden. Denn auch die Behandlung ist nicht vorzüglich.

Prof. F. G. Waldmüller, den wir gewohnt sind in diesen Kreisen dankbar zu begrüßen, zeigt uns dießmal auch Kinder (175), bei einer Butte mit Trauben. Man sieht, die Kinder haben heuer ihr gutes Jahr. Der Knabe, mit der Linken die Traube in den Mund steckend, greift auch schon mit der Rechten nach neuer Beute, während das Mädchen, nach Mädchenweise, gescheit und sittig thut. Die Physiognomie des Knaben, zwischen Behagen, Begehren und verdrießlichem Trotz, ist unübertrefflich. Die ländlichen Schildereien (212, 213) von demselben Künstler bewähren den fühlenden Beobachter, treuen Zeichner, freien, warmen Coloristen. Auch findet sich unter den Kupferstichen der für dieses Jahr vom Kunstverein zur Austheilung bestimmte, nach Waldmüller von Fr. Stöber: des Landmanns Heimkehr von der Arbeit. Daß es auch hier an lebendig ungezwungener Gruppirung, sprechenden Köpfen, provinziellem Ausdruck, populärer Wahrheit und rührenden wie komischen Naturzügen nicht fehlt, war vorauszusehen. Besonders wird man sich des Kindes annehmen, das von allen Seiten zum Bethen gedrängt wird, so daß es sich am Ende doch nicht anders helfen kann. Auch der Hahn an der Seite gibt seinen Text zum Ganzen. Ich habe das Original nicht gesehen, der Kupferstich ist fleißig gearbeitet, mir scheinen aber doch manche Theile nicht genug vor- und zurückzutreten. (Schluß folgt.)

Literarische Notiz.

Das geschichtliche Studium hat in Frankreich einen beispiellosen Aufschwung genommen; erst kürzlich sind zwei neue Gelehrten-Vereine entstanden, welche zum Zwecke haben dasselbe zu fördern. Der eine wird von der Regierung begünstigt, und will sich ausschließlich mit der Geschichte Frankreichs beschäftigen. Die Mitglieder zahlen starke Beiträge, um die Kosten der Bekanntmachung historischer Documente zu decken. Der andere Verein nimmt die Geschichte im Allgemeinen in Anspruch, und umfaßt sogar die Geschichte der Künste, Wissenschaften und ihrer Literatur, wodurch also beinahe eine encyclopädische Gesellschaft entsteht. Beide Vereine werden eine Zeitschrift herausgeben; letzterer hat auch noch den Plan, einen jährlichen Kongreß zu halten. Es scheint aber, als ob dieser, der sich Institut historique nennt, mehr Lärm machen, als Forschungen anstellen wolle. Ueberhaupt vermehren sich seit einigen Jahren die speciellen Gelehrten-Vereine in Paris, so wie in andern Städten Frankreichs sehr; so hat man jetzt eine geologische, eine botanische, eine zoologische, eine geographische, eine statistische, zwei historische Gesellschaften u. s. w. Sie sind in der Wissenschaft, was die Theilung der Arbeit in den Fabriken ist; wo jeder ein beschränktes Feld bebaut, und sich nur mit diesem abgibt, da kann etwas herauskommen, und wenn alle diese speciellen Gelehrten-Vereine auch nur dazu dienten, diejenigen, welche dasselbe Fach bearbeiten, genau mit einander bekannt zu machen, wären sie schon nicht unnütz! —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

45. Sonnabend, den 6. Juni 1835.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1835.

(Schluß.)

Von J. Ginovszky ist ein »heimkehrendes Grasmädchen (140), eine Gartenpartie (150), bei welcher zumal der mit der Gießkanne in der Hand aufhorchende Vater gut conci-pirt ist, — von Mich. Neder ein ober-österreichischer Landmann, der seine Tochter besucht (165), und ein altes Weib, welches Gummi klaubt (166), — Bilder, welche, aus dem Leben copirt, eine gemeine Täuschung anstreben, und diesen Zweck auch hinlänglich erreichen würden, wenn sich die einzelnen Partien besser von einander abheben wollten, — von Eugen Hummel die Gattin eines Obersten, die vom Tode ihres Gemahls Nachricht erhält (218), und der Besuch des Arztes (219) zu bemerken; Gegenstände, die wohl Niemand glücklich finden wird, wenn gleich die Art, wie sich der Maler mit ihnen abfindet, Routine beweist. Das zweite besonders ist gut angeordnet, und löblich gesehen. M. R. Toma's Mädchen, einem Briefbothen winkend (226), mag diese Reihe schließen, indem es vom Natürlichen zum Gemeinen die Gränze bezeichnet. Unter den Aquarellzeichnungen gibt auch eine Frau mit zwei spielenden Kindern (89) von Theod. Jachimoviez Hoffnung zu erquicklichen Leistungen in diesem Fache. Die große Anzahl ähnlicher Versuche macht es nothwendig, hier abzubrechen, und uns unter den Porträten umzusehen, welche, der Zahl nach, die dritte Stelle unter den ausgestellten Producten einnehmen.

Das Familiengemälde (295) von F. Amerling wird zuvörderst unsere beyfällige Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Aufgabe, mehrere Personen in eine bewegte, ungezwungene, ruhig und heiter zusammenwirkende, durch Contrast und Uebereinstimmung künstlerisch-genügende Gruppe zu verbinden, ist hier aufs Befriedigendste gelöst. Zwei Knaben, am Tische mit Bilderbüchern liebenswürdig beschäftigt, deren einen der Vater, im Lehnstuhl sitzend, erklärend beschäftigt, während die Mutter, ihre rechte Hand auf des Gatten Schulter gelegt, liebevoll streng aufmerkt und das Ganze schön vereinigt. Daß an Wahrheit und Individualität des Ausdruckes, Wahl, Anordnung und Naturtreue der Farbe, Wirksamkeit der Beleuchtung und Technik der vorkommenden Beiwerke und Stoffe das Mögliche geleistet sey, denkt man sich wohl schon beim Namen des Künstlers.

Auch F. G. Waldmüller's Familiengemälde (216) gefällt durch Situation und Reichthum, bei unverkennbarer Charakteristik.

C. Rahl, der Sohn, zeigt durch seine Porträte (176, 214, 255), daß er den edlen und würdigen Begriff dessen in sich trägt, was das Porträt als Werk freier und schöner Kunst zu leisten hat, und zu leisten vermag; indem er dieser höhern Einsicht nachstrebt. Denn auch das Porträt gehört der Kunst nur in so fern, als der Geist des Künstlers oder vielmehr der Kunst darin fühlbar wird. Die bloße Nachbildung ist knechtisch, die echte Abbildung frei. Wir sehen ihn in Charakteristik wie in der Behandlung den Engländern sich nähern. Das Colorit ist wahr und gesättigt. Man spürt Knochen hinter der Fläche. Die Stellung ist ohne Steifheit edel. Es handelt sich nur darum, daß der ursprüngliche Charakter des Originals gefaßt, erhöht, in's Reine gebracht, aber ihm nichts untergelegt werde. Hierin, wie überall, ist das Maß nicht leicht zu treffen.

Unter den Aquarell-Porträten sprechen die von C. v. Saar (90, 91, 97, 98) durch Wahrheit, Freiheit, Frische und eine gewisse Eleganz an, wobei aber die Gesichter durch affectirte Röthe den Anschein haben, als ständen sie in Flammen oder seyen »süßen Weines voll.« Das Miniaturbild Fr. Leybold's (80), und das Oehlgemälde desselben Künstlers von demselben Original (215) haben viel Redendes. Natale Schiavoni's Bildnisse (186, 223 u. s. w.) haben dieselben Eigenschaften, die bei Joh. Schiavoni's biblischen Werken zu beschreiben seyn werden. Sie bestechen durch einen oberflächlichen Reitz. Unter den Kupferstichen ist das Porträt Sr. Majestät Kaiser Ferdinand's I. nach Theer, von Steinmüller (4), sind die radirten Künstler-Porträts von Fr. Stöber, nach Amerling und Danhauser (12), welche bei treuester Charakteristik mit freier Geschicklichkeit behandelt sind, besonders zu bemerken. So viel von den Bildnissen.

Und nun wäre es Zeit, uns in dem höhern Gebiethe der Kunst umzusehen. Denn, wenn es gleich gewiß bleibt, daß die Kunst fähig ist, an jedem Objecte ihre schaffende und bil-

Digitized by Google

bende Kraft zu bethätigen, so gibt es doch eben so gewiß eine Sphäre, in der sie sich, wie in ihrer eigentlichen olympischen Heimath, zum Behagen des Künstlers und zum freudigen Erstaunen der Schauenden, am herrlichsten bewegt und offenbart. Der vage, unsichere, enge Terminus »Historien-Mahlerei« ist dafür mit Unrecht gang und gäbe geworden. Haben wir nun gleich mit anerkennender Parteilosigkeit gerne den niedern, reichbebauten Bezirken der Kunst uns hingegeben, so hätten wir freilich zur Erquickung unserer höchsten Organe, zur Befriedigung unserer edelsten Bedürfnisse uns auch gern in den Regionen des reineren Kunstäthers gelabt. Allein diese verzeihlichen Wünsche werden nur karg erfüllt. Wir wollen jedoch auch hier gerecht seyn, und am Schlusse unseres Aufsatzes Gründe angeben, die hier entschuldigend eintraten; mittlerweile aber würdigend hinnehmen, was uns, auch hierin, redlich Gewolltes oder von beschränktem Gesichtspunkte aus, Gelungenes gebothen ward.

An die antike Mythen- und Geschichtwelt, den göttlichen Urquell des Großen und Schönen für alle Kunst, haben sich nur sehr Wenige mit Künstlerfragen gewendet, und wunderliche Antworten erhalten. Freilich zeigt sich hier die Größe der Aufgabe mit den Kräften der Versuchenden im unbefriedigendsten Verhältnisse. J. Hasselwander's Sappho am Vorgebirge Leukate (131) hat weder Gefühl, noch Größe, Wahrheit oder Schönheit; mit nicht viel minderem Recht ist unlängst gerühmt worden, daß eine, vor einem Straßengewölbe ausgehängte Norma »im antiken Style« sey; Fr. Schrotzberg's (172) rosée-farbige »Toilette (!) der Venus« will nur im Bezirk frivoler Dosenmahlerei durch affectirten Reitz flüchtig an verdorbene Sinne sprechen; mag sie's doch! Der echte Künstler spricht auch an die Sinne, aber an gesunde, wenn er, wie sie, Gefühl des Fleisches hat und die Leinwand damit zu erwärmen weiß; J. Monsorno's (235) ärmlicher, unwürdiger Prometheus scheint sich in das sitzende Gespenst einer von ihm übel fabricirten Statue verliebt zu haben, und darüber die ohnehin dürftigen Reitze der ihm zugeführten Pandora zu verschmähen; während desselben Malers unschöner Cimon (268), der mit dem alten Titanen eine unläugbare Familien-Aehnlichkeit hat, nur gemacht scheint, um Mitleid mit der Tochter, deren Geschäft nicht das malerischeste ist, zu erregen; S. v. Perger's (237) gemeiner Eros entflieht einer nicht edlern Psyche; und was soll man über C. Morran's Oedipus (304) sagen? wie albern erschrickt, entsetzt sich Polynikes! wie steif, abgeschmackt, hölzern flucht der Alte! wir gemein bitten und beschwichtigen die Töchter! von nothwendiger, oder auch nur anmuthiger, gemäßer Ausfüllung des Raumes, von echtem Compositions-Organismus, edler Form, lebendig erhöhtem Ausdruck, Erhebung zur Würde jener klassischen Gegenstände, ist in diesem, wie in den vorher angeführten Versuchen nichts zu sehen. Man verlangt ja keinen Marmor vom Maler, auch kein archäologisches Studium; aber erlebt muß es doch seyn, was er hinstellt, und leben muß es, damit es wieder belebe; damit das Alterthum nicht überall, was es leider schon bei Vielen geworden ist, ein Scheinen werde, ein Rauch, ein leerer Schall.

Indem wir uns also, ohne über das Nichtgelingen dessen, wozu die Bedingungen nicht gegeben sind, zu erstaunen, zu andern Gegenständen wenden, haben wir mit Achtung von L. Kuppelwieser's Gemälden zu sprechen (243, 244, 250, 301). Das schönste von ihnen wird wohl Nr. 243 sein: Den Mittelkörper bildet die vorderste, Hülfe flehende Mutter mit dem Kinde, in welcher halb erloschene Anmuth, kummergebeugte Würde, dankbare Ergebung sich rührend verschmelzen. Ihr schließt sich rechts die mannigfach bedeutende, gut abgestufte, und verständig componirte Gruppe der Bittenden an, indeß links die würdige Gestalt der Heiligen die wohlüberdachte, mit Liebe ausgeführte Composition ergänzt und krönt. Hier kann man wohl sagen, daß die Symmetrie aus dem Gegebenen naturnothwendig hervorwächst. Mit wenigen, einfachen Mitteln ist eine schöne, menschliche, künstlerische Wirkung hervorgebracht. Edle Zeichnung, sanftes, wenn gleich etwas manierirtes Colorit bewähren den fühlenden, den geübten Artisten. Nr. 244 ist überhaupt schwer zu goutiren; dürfte wohl freier, bewegter, lebenathmender componirt seyn; und gewährt durch gelb, braun und violett auf der einen Seite (was übrigens in sich gut stimmt), und schwarz auf der andern, wenig Augentrost. Sollen wir vielleicht an Hemling, an den Bruder Da Fiesole gemahnt werden? an jenes »träumerische Purpurroth, milde Blau, schwärmende Violett?« — In Nr. 250 hat sich der Künstler abermals an den schon unzählbar oft seit der Restauration der Kunst, auch von ihm schon behandelten Gegenstand des sterbenden Erlösers gemacht, und ihn mit tiefem Ernst und einer schönen Andacht versinnlicht. Der Heiland wendet sich, mit schmerzlichem Vertrauen, aufwärts von den Bedrängnissen irdischer Nöthen (Ob dadurch der Bezug auf die Menschheit und auf die übrigen Personen des Bildes glücklich ausgedrückt ist?), und zwingt selbst dem rauhen, römischen Krieger staunende Anerkennung des Göttlichen ab; während Magdalena in wühlendem Schmerz, Marie in heiligender Wehmuth des Gebethes, Johannes mit der auferlegten Pflicht sie zu beruhigen (?), beschäftigt sind. Das letzte Motiv supponire ich; es scheint mir nicht klar ausgesprochen. Die Beleuchtung stimmt gut zu dem rührenden Schauspiel. Man kann sich hier der Betrachtung nicht erwehren, daß neuere Künstler mit liebevoller Absicht Gegenstände wählen, von deren schmerzlicher, das Kunstgefühl beeinträchtigender Größe sich die ältern, herrlichen Künstler loszumachen, durch die Verhältnisse der Zeit gehindert waren, und die sie daher, mit allen Kräften ihres Genies so zu verarbeiten strebten und wirklich verarbeiteten, daß von nun an der Gegenstand selbst, würdig wie er an sich war, auch kunstgemäß erschien.

Einen alt testamentarischen Vorwurf hat dagegen J. Füh-

Digitized by Google

rich (187) gewählt; ein Folgestück zu seinem in der Prager Kunstausstellung im Jahre 1824 gegebenen Moses. Hier kniet auf dem Gipfel des Berges der Gesetzgeber vor dem Herrn, indem er das Gesicht hinter die vorgehaltenen Tafeln verbirgt. In der gelben Glorie sind Engelköpfe angedeutet. Der Herr hätte erhabener gebildet werden können; er ist mit dem Propheten gleich organisirt; seine Linke mit aufgehobenem Zeigefinger ist zu menschlich; bewegt sich auch vergebens, denn Moses sieht sie nicht. Der gelbe Reflex auf dem Knie ist wohl zu grell. Farbenspielerei führt zur Farbencarricatur. Uebrigens wirkt das Bildchen. Weit minder haben mir die Bleistiftzeichnungen desselben Künstlers (119, 121) zugesagt; sie verrathen Talent für die Arabeske, erinnern in manchen Theilen der Zeichnung, z. B. in Aesten und Zweigen an Mor. v. Schwind, spielen aber zu sehr mit Vorliebe ins Altväterische, bis zur doppelten Handlung und beschriebenen Zetteln. (!) Ein ähnliches Wesen entseelt J. Schell's (192, 193) geistliche Skizzen. Bei allen diesen Künstlern scheint noch der Begriff einer Kunst, die einen andern als den Kunstzweck will, zu walten.

Fehler ganz entgegengesetzter Natur sind an Joh. Schiavoni's Bildern, deren Stoffe auch biblisch sind, zu rügen. Auf theatralischen Effect, Attitüden, oberflächlichen Farbenreitz, gefällige Contour, schnell faßliche, imponirende Gegeneinanderstellung ist es abgesehen. Wie bühnenmäßig herrscht der Engel (177) mit Loth und dessen modischen Töchtern! wie noch theaterhafter zaubert Moses (256) Wasser aus dem Stein! Die Bewegungen sind gewaltsam, ohne Kraft, z. B. die verdrehte des Mannes links mit dem Gefäße; die Gesichter einander ähnlich, ausdruckslos, die Behandlung nebulistisch.

Nicht ohne Gabe, Menschennatur im Affect zu sehen, und in Nüanzen neben einander hinzustellen, zeigt sich J. Dullinger in dem Bild, wo Joseph den Brüdern die Träume erzählt (171). Der Träumer ist freilich wenig geistreich und anmuthig; die Composition sucht der akademischen Satzung von pyramidalischer Aufhäufung zu genügen; in der Zeichnung wird Manches zu tadeln seyn. Fr. Pribil's Scene aus der Sündfluth (286) ist, bei correcterer Anatomie, gar zu sehr Leichenmalerei.

H. Schwemminger's Samson (322) bramarbasirt mit seiner wohlstudierten Muskulatur über die bereits in Grund gehauenen Philister zum schalkhaften Ergötzen seiner Delila, die ihm dabei zuwinkt nicht so viel Lärm zu machen. Man verkennt die redliche Intention, das gründliche Studium, den Fleiß und das Talent des Malers nicht, gedenkt aber unwillkührlich des alten Diderot, der gesagt hat, daß die Leute dem Maler und der Akademie zu lieb ganz anders dreinschlagen, ringen, hinstürzen, als wo Mutter Natur befiehlt. Von hieher passenden Zeichnungen sind die von Ed. Steinle, welche von Streben und schöner Fähigkeit zeugen, anzuführen. Man braucht aber nur die Titel zu hören, um bange zu werden, ob denn auch der Künstler den rechten Weg der Natur und Schönheit verfolge? Die Jünglinge im Feuerofen (11), Bilder zu Dante (65, 77), Stärke (69), Phantasie zu den Bildern aus Dante (78), die vier Reiter aus der Apocalypse (85). Wenn von Flaxmann's geistreichen Werken das zu Dante die Freunde des Schönen und Wahren am wenigsten anmuthet, so ist wohl der Stoff, der den Keim des Formlosen in sich hegt, der Grund davon. Das wäre zu beherzigen. Auch zeigen bereits diese Zeichnungen Spuren solcher Ueberschwenglichkeit durch Wildheit und Gewaltsamkeit. Ich mag jene Maxime des guten Winckelmann: »Die Composition soll einer Versammlung wohlgesitteter und weiser Personen, nicht wilder, aufgebrachter Geister gleichen«; — nicht nach ihrem ganzen Umfang unterschreiben; es kann nicht überall zahm zugehen, und die Homerischen Helden, wie sie z. B. Cornelius in harmonische Knoten hinwälzt, möchten wenig von gesittetern Personen an sich haben. Aber das ist wahr: auch durch die festgezauberten Stürme der Leidenschaft blickt die Ruhe des Künstlers aus der Klarheit der Motive, dem Nöthigenden der Anordnung. Das Ungeheuere besiegt den Künstler, verwirrt sein Werk und Jene, die es betrachten.

Die Compositionen von Josephine Göhel-Sepolina (160, 308) sind ohne Bewußtseyn künstlerischen Zweckes, ohne Schätzung künstlerischer Mittel entworfen und behandelt; und mögen als Beispiele dastehen, wohin meist der Dilletantismus führt; wenn er statt mit Rosen, mit der Keule spielt. Noch ferner weg vom Kunstgebieth schleppt uns die unglückliche Allegorie von L. Bucher (323) Austria und die Cholera. Behüthe der Himmel uns und die Kunst vor dem gelben Fieber! J. Ulbrich hat (324) Ossians Nebelwelt, und C. Moreau Chateaubriand's nicht viel realere (307), wenig passend gewählt und verarbeitet. Die Darstellung vom Abschied nehmenden Oedipus von J. Schmidt (236) erinnert in Auffassung, Composition, ja Colorit an die J. Dullinger's (298).

Noch ist von einigen Kupferstichen und Zeichnungen zu sprechen. Die Heiligen von Jos. Stöber nach Rieder (17) sind charakterlos, weich, commun, wiederhohlt; Raphael's Katharine hätte vielleicht eine beweglichere, zartere Hand verdient als ihr G. Leybold (25), — und die Vignetten von Clementine Ruß (26) weniger Sorgfalt, als ihnen derselbe weihte. Es sind seltsame, arme, weibliche, halb phantastische, halb nüchterne Conceptionen. Die Bleistiftzeichnungen von A. v. Perger (39 bis 42), welche die vier Epochen (sind sie das?) der Plastik verbildlichen sollen, haben freie, sichere Contouren, mannigfachen Ausdruck. Das Blatt der Römer macht die beste Gruppe; war aber das der Zustand der Kunst in Rom überhaupt? Die Griechen sind vereinzelt. Praxiteles bleibt einsam. Noch isolirter sind die Mittelalterlichen. Wen verachtet Bonnarotti? wen sieht Vischer sinnend über die Schulter an? auf wen zieht Cellini vom Leder? Ist's nicht wie eine Menagerie-Ausstellung? Des Sängers Abendklänge (gemalt!) von Fr. Aichholzer (95) sind ein affectirtes, sentimentales Unbild.

Digitized by Google

Von Sculptur-Arbeiten ist Kähsmann's Amor, der lebendiges Fleisch hat, und der David von J. Dialer (14) zu nennen. Die vier Jahreszeiten aus Sandstein, von Fidelis Kimmel (13) sind nicht gut gedacht; warum in Einer Person? wer ist diese Person? das Jahr? dieß müßte anders dargestellt werden; es gibt keine lebendige Vorstellung: Frühlingskränze auf dem Haupt, Wärmgefäße zu den Füßen! Bei dem Gipsporträte (15) von Jankowsky fällt Einem doch wieder recht auf, wie erbärmlich ein gemeines Menschengesicht, je treuer es copirt ist, in der Sculptur sich ausnimmt, und wie dringend hier das Ideal sein Recht verlangt! Eine alte Frau ist (11) von Anton Rücker gar fleißig in Birnholz geschnitten; der Teller aus Zinn (1) von J. Schroth versetzt, nach Stoff und Form, in die lieben Altväterzeiten; und der cachirte Hund (16) von C. v. Fabrice in das Gebieth der so zu nennenden Handwerkskunst.

Hier verdienen Fr. Schäffels mit Mamorsand gestreute Bilder den Vorzug, und nähern sich der Kunst. Wenn das Colorit auf dem Fruchtstücke (81) schon an Feuer zu wünschen übrig läßt, so wird man die schwarze Landschaft (3), zumal im Vorgrund und im Wasser höchst wirksam finden, und sich zum Staunen bewegt fühlen. Bei den gut nachgetäuschten Steinen von C. Kreuzer (1 bis 3) fiel uns ein, daß Goethe irgendwo einer Nachahmung schöner Achate auf der Rückseite dünner Glasscheiben durch Lackfarben bewirkt, erwähnt. Das mag hübsch und practicabel sein. Stickereien sind dießmal ausgeblieben. Liebhaber können das große, im Augarten ausgestellte Bild besehen. Was auch gegen dasselbe als Kunstwerk einzuwenden ist, der Fleiß wird bestaunt werden müssen. Am wenigsten können wir uns mit jenen kalligraphischen Arbeiten vereinigen, die unter den Titeln »symbolographische« (36, 37) und »Federzeichnung« von J. Lautinger im Verzeichniß aufgeführt sind. Auch hier zeigt sich Geschicklichkeit und Ausdauer; allein was ist's? symbolographisch, wenn man will, ist alle Kunst; aber sie macht die Symbola der Natur verständlich, nähert sie dem Menschengeist; nicht aber verhüllt sie selbe hinter erfundene Zeichen, und macht sie durch Chiffernversetzung dunkel; Schrift aber an sich ist schön, wenn sie klar und einfach ist.

Und so hätten wir denn den Eingangspunkt, nach durchlaufenem Cyclus, wieder erreicht, und glauben den besten Willen und redliche Attention gezeigt zu haben. Soll nun ein gewisses summarisches Resultat ausgesprochen werden, ein Vergleich mit andern frühern Ausstellungen ausgedrückt seyn, so wird es heißen müssen: im Ganzen wenig Ausgezeichnetes, noch weniger Schlechtes, sehr viel Gutes. Die Landschaft überwiegt an Zahl und Werth, das Genre wetteifert mit ihr, das Porträt folgt, die Historie schreitet zögernd nach. Bei letzterer ist ein vorwaltendes religiöses Element, eine damit verwandte Hinneigung zur Allegorie nicht zu verkennen. Die Interessen des Tages, der neuern Geschichte bleiben von unsern Künstlern unberührt.

Die Wiener Schule — wenn der Ausdruck gelten darf — scheint von dem richtigen Gefühle oder Grundsatze auszugehen, daß die Natur das Fundament aller Kunst ist; und daß zuerst die realistischen Forderungen, dann die technischen des Effectes zu befriedigen sind, ehe man daran gehen darf, sich den idealen Zwecken der Kunst zu nähern. Wo diese zuvor angestrebt werden, ehe jene abgethan sind, entsteht, wovon wir einige Beispiele vorführten, wie aus jeder unreifen Aeußerung imaginirter Kräfte, ein körperloses Wahngebilde. Es ist Ixion, der die Wolke statt der Göttin umarmt. Von da aber ist die Rückkehr zur Natur, mit Aufopferung der schönen Träume, weit schwieriger als der ernste Aufschritt von bewältigtem Stoffe zu den lichten, freien Höhen des Ideals.

Und mit dieser Betrachtung sei es mir erlaubt, die wohlgemeinten Zeilen zu schließen.

D. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Hofgastein wie es ist. Von Hans Normann, als Seitenstück zu Emils Straubingerhütte. München 1834. 87 S. 12.

Fabriksartikel, dessen Gehaltlosigkeit darzuthun, folgende Stellen hinreichen dürften: S. 43 »die besänftigenden Wirkungen des Gasteiner Heilbades zeigen sich in den chronischen Cordialien (Cardialgien?); S. 50 »Wenn die Gasteiner Frauen und Mädchen in gebückter Stellung arbeiten, sind sie, aus der Ferne betrachtet, von den Männern nicht zu unterscheiden!! S. 68 »der Wasserfall im Wildbad bildet ein natürliches Spritzbad!« S. 77 »Auf dem Ankogel findet man schöne Exemplare Titiane (?) Andulare (?)« Ne Sutor! ♂.

Ankündigung.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Man pränumerirt auf beide ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, und für den Platz Wien auch bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden wollen, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterreichischen Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Gehlen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oestrr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

46. Mittwoch, den 10. Juni **1835.**

Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken, von Christian Molbech, Justizrath, erstem Bibliothrks-Secretär der großen königl. Bibliothek zu Kopenhagen u. s. w., nach der zweiten Ausgabe des Dänischen Originals übersetzt von H. Ratjen, Professor und Unterbibliothekar in Kiel. Von dem Verfasser mit Zusätzen, mit einem Verzeichnisse der Pergamentdrucke der großen k. Kopenh. Bibliothek und einem Beitrage zur Geschichte dieser Bibliothek vermehrt, von dem Uebersetzer mit Anmerkungen versehen. Mit einer Steindrucktafel. Leipzig 1833. 8. Verlag der J. C. Heinrich'schen Buchhandlung.

Nach einer kurzen Vorrede des Uebersetzers und einer Vorerinnerung sammt Inhaltsanzeige handelt der Hr. Verfasser in der Einleitung von den irrigen Begriffen, die man hie und da noch von dem Bibliotheks- und Bücherwesen hat, und berichtigt diese irrigen Vorstellungen, indem er die Bücher nicht bloß »Frucht und Werk der menschlichen Erfahrung und Forschung, des Denkens und Wissens, sondern gleichsam das historische Archiv nennt, wodurch jene Früchte diejenige Dauer erhalten, welche sie eben so zugänglich, eben so brauchbar für die fernsten Nachkommen macht, wie für die Mitwelt, welche an der Neuheit Theil nahm.« Hierauf wird der Beweis geführt, »daß die übermäßige Anzahl von Büchern (in unserer Zeit) durch den Gebrauch und durch das Wandern von Hand zu Hand unter Millionen Individuen schneller, als man glaubt, verbraucht und aufgebraucht wird«; was Niemand in Abrede stellen wird, der einiger Maßen mit der Lesesucht unserer Zeit und dem Bedarf an Makulatur zum Verpacken näher bekannt geworden.

Nach einem kurzen Rückblicke auf die vorzüglichsten Bücher-Sammlungen der Alten und das Schicksal, das die meisten derselben erfahren haben, leitet der Hr. Verfasser, wie Andere vor ihm, unser heutiges Bibliotheks- und Bücherwesen von den Kirchen- und Kloster-Archiven und Bibliotheken des Mittelalters ab, meint jedoch, »daß wir von den meisten Kloster-Bibliotheken des Mittelalters nicht viel, aber immer genug wissen, um zu beklagen, daß so viele der vorzüglichsten so früh zersplittert wurden und ihren Untergang fanden. So sey die ehrwürdige Bibliothek in Fulda im dreißigjährigen Kriege ganz verschwunden; nicht anders sey es gegangen mit einer zahllosen Menge Büchersammlungen der ältesten Klöster; in Dänemark und dem übrigen (protestantischen) Norden soll fast jeder Rest von Kloster-Bibliotheken ohne Spur verschwunden seyn, und was Zeit und Gewalt in der Zerstörung der Bücher nicht bewirkten, soll zuweilen die finstere Unwissenheit und barbarische Religiosität der Eigenthümer gethan haben, der Klostergeistlichen nämlich, die auf der einen Seite niederreißen zu wollen schienen, was sie auf der andern aufbauten. Wenn der Verlust der Schriften der Vorzeit ohne die Klöster wahrscheinlich größer gewesen wäre, als er wirklich ist, behauptet der Verfasser, so haben dagegen die Mönche nicht bloß durch ihr Versäumniß im Abschreiben der alten Classiker, sondern auch durch die abscheuliche Erfindung, Schriften von dem Pergamente zu kratzen, um es wieder zu geistlichen Schriften zu gebrauchen, eine Menge der ältesten und besten Codices zerstört.«

Das Schicksal der ehemaligen Kloster-Bibliotheken ist ein gehäßiger Gegenstand, davon man nicht gerne redet; aber wenn sich der Hr. Verfasser die Mühe geben wollte, pro et contra die Acten des Hussitenwesens und der Türken-, Religions- und Revolutions-Kriege, die Reformations-, Säcularisations-, Klosteraufhebungs-Geschichten mit Aufmerksamkeit zu studieren, und die Entstehungs- oder Vermehrungs-Geschichte unserer heutigen Central-, National-, Universitäts-, kurz öffentlichen Bibliotheken entgegen zu halten, so dürfte ihm darüber mehr Licht aufgehen, als zu seiner Behauptung nothwendig, »daß nämlich ein wichtiger, bedeutender und kostbarer Theil unserer Bibliotheken noch ein Rest des Mittelalters ist. »Freilich könnte dessen noch mehr seyn, wenn die Mönche jener Zeit fleißiger im Abschreiben der alten Classiker gewesen wären«, und die heidnischen Codices nicht für ihre christlichen oder geistlichen Schreibereien verwendet hätten; unterdessen ist denn doch noch ein Glück bei diesem Unglücke: denn hätten die Mönche fleißiger abgeschrieben, so

Digitized by Google

würde der aufgeklärte Vandalismus späterer Zeiten weit mehr Mühe gehabt haben, das Mönchthum sammt dem verhaßten Mittelalter zu verschreien, und die Spuren derselben so ausgiebig zu vertilgen, als wir erlebt haben, und der Hr. Verfasser für den skandinavischen oder protestantischen Norden selbst eingesteht.

Ob die Bibliomanie der Engländer wirklich ein unzugänglicher Abgrund für die italienischen, spanischen u. s. f. Bücher-Kleinode zu nennen, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; vielleicht wird der Continent dereinst alle, nach England verkaufte ältere Literatur neu appretiet und um schweres Geld aus jenem unzugänglichen Abgrunde zurück erhalten. —

Im ersten Capitel handelt der Verfasser von Bibliotheks-Gebäuden mit vieler Umsicht und recensirt bei dieser Gelegenheit den Trattato di Leopoldo della Santa über diesen Gegenstand, welcher 1816 zu Florenz erschienen, und darüber selbst in Italien, welches Land della Santa doch vorzüglich dabei im Auge gehabt, die Meinungen getheilt sind. Da der Hr. Uebersetzer in der beigegebenen Steindrucktafel den Grundriß eines Bibliotheks-Gebäudes nach der Idee des della Santa vorgelegt hat, so sind Architekten und Bibliotheksbeamte in den Stand gesetzt, die Sache genauer zu prüfen. In unseren geldarmen Zeiten aber möchte die Aufführung derlei idealer Bibliotheks-Gebäude so geschwind nicht zu erwarten seyn, zumal wo etwa noch alte disponible Kirchen- und Klostergebäude Aushülfe leisten können. Die übergroße Furcht vor der Feuersgefahr in Bibliotheksgebäuden dürfte sich, sobald nur die sogenannten Kostbarkeiten und Seltenheiten der Bücherwelt gegen das Verkohlen sicher gestellt sind, übrigens wegen der Vervollkommnung unserer Feuer-Polizey und Lösch-Anstalten, so wie bei der Schreib- und Druckfertigkeit unsers Jahrhunderts als überflüssig erweisen. — Gegen die eigentlichen Bücherwürmer einen Angriffskrieg zu führen, widerräth der Hr. Verfasser, was sicher den meisten Bibliothekaren sehr willkommen seyn wird, besonders jenen, welche diese unversöhnlichen Feinde der Literatur zugleich mit den Bibliotheken übernehmen mußten, d. h. bei denen sich der Bücherwurm inventarisch vorfindet.

Von der Einrichtung einer Bibliothek, besonders von der ersten individuellen Designation derselben und von Titelcopien schreibt der Hr. Verfasser nichts, was bei uns in Oesterreich nicht schon längst allen öffentlichen Bibliothekaren gesetzlich vorgeschrieben wäre, ja seiner Lehre vom Grund-Cataloge, Bücher-Inventuarium, von der sogenannten Bücher-Conscription (d. h. von Titelcopien, Blatttiteln, die er die erste individuelle Designation nennt), fehlt noch so Manches, das, ohne der bibliothekarischen Kleinmeisterei und Charlatanerie zu huldigen, besprochen seyn will, wenn eine vollständige und gleichmäßige Catalogisirung des Büchervorrathes erzielt werden soll. So scheint der Hr. Verfasser zwar die Vollständigkeit der Titelcopien im Auge zu haben, wenn er S. 46 schreibt, daß auf jeder Titelcopie »separirt (vor dem Titel) mit wenigen Worten der Hauptgegenstand angegeben werde, von dem die Schrift handelt, oder das wissenschaftliche Fach und die Unterabtheilung desselben, in welche das Buch gehört«; dann S. 48 »jede Beilage oder jeder Zusatz, der von einem Andern als dem Verfasser des Buches herrührt, es mag dieß auf dem Tittelblatte angegeben seyn oder nicht, z. B. die Vorrede, die Einleitung, die bibliographischen Nachrichten, welche ein Anderer über den Verfasser des Buches in demselben gegeben hat; allein damit ist die Sache, um die es sich eigentlich bei der Conscription handelt, noch nicht erschöpft. Wenn auf der Titelcopie, separirt vom eigentlichen Titel, »mit wenigen Worten der Hauptgegenstand angegeben werden soll, davon die betreffende Schrift handelt, so gilt dieß wahrscheinlich Behufs des später anszufertigenden Real-Cataloges, und der Hr. Verfasser dürfte nicht nur bei den großen encyclopädischen sondern auch bei sogenannten Sammelwerken (Corpora, Collectiones, Thesauri etc.) mit dieser Angabe, d. h. mit den wenigen Worten« in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Dasselbe gilt von der Angabe des wissenschaftlichen Faches und der Unterabtheilung, in welche so manche Schrift der Form oder der Materie nach zu setzen ist, zumal als die Ansichten von wissenschaftlichen Systemen, ihre Gliederung und Ausdehnung unter den Gelehrten so verschieden sind, und manches Buch nach seinem Hauptinhalte nicht nur in mehrere Fächer, sondern selbst in mehrere Unterabtheilungen dieser Fächer gehören kann. Es müßte also jeden Falls vor aller Conscribirung das wissenschaftliche System festgesetzt seyn, darnach sich die Conscribenten zu benehmen hätten, und da ein solches System entweder ein ideales oder empyrisches (a priori oder a posteriori aufgebautes) seyn kann, so müßte im Vorhinein der eine oder der andere Weg bestimmt, oder es müßten beide Forderungen, die ideale und empyrische miteinander verbunden werden. Ein wissenschaftliches System über eine bestimmte Bibliothek dürfte nun zwar am sichersten a posteriori zu erbauen seyn, d. h. aus dem Bücherbestande einer fraglichen Bibliothek von selbst hervorgehen, aber wegen der möglichen Vermehrung der Bücher dennoch der idealen Seite oder Richtung nicht ganz entbehren können. Deßgleichen will vor aller Conscription oder »individuellen Designation« der Bücher festgestellt seyn, ob sich nicht vielleicht die Forderungen an allgemein systematische, specifische und Real-Cataloge mit einander eben so vereinbaren ließen, wie die Forderungen an einen allgemein alphabetischen Nominal- und Real-Catalog? — Darauf kommt bei der Ausfertigung der Titelcopien sehr viel an, und das eben setzt auch mehr voraus, als man untergeordneten Bibliotheksbeamten gewöhnlich zumuthen kann.

Digitized by Google

So ist es ferner ganz richtig, daß der Hr. Verfasser zur Vollständigkeit einer Titelcopie »jede Beilage oder jeden Zusatz rechnet, der von einem Andern als dem Verfasser des Buches herrührt, es mag dieß auf dem Titelblatte angegeben seyn oder nicht.« Aber da dringt sich uns die unabweisbare Frage auf, sollen derlei Beilagen und Zusätze auf demselben Blatte ersichtlich gemacht werden, auf welchem der Titel des eigentlichen oder Hauptwerkes copirt wird, oder soll diese Evidenz durch besondere Citirzettel erzielt werden? Und wann hat der eine oder der andere Fall einzutreten? Denn wollte man sich gänzlich ohne Citirzettel behelfen, so dürfte sich's treffen, daß oft auf eine und derselben Titelcopie mehr als ein alphabetisches Nominal- und Real-Ordnungswort ausgeworfen und die mehrerer wissenschaftlicher Fächer und Unterabtheilungen angemerkt werden müßten, unter welche die verschiedenen Beigaben gehören. Wollte man aber in jedem solchen Falle zu den Citirzetteln schreiten, so dürfte die Conscription manches größeren Werkes selbst wieder ein großes Werk geben, z. B. die Conscription der Muratorischen Scriptores rerum Italicarum oder der Collectio nova veterum scriptorum von Angelo Maio, oder der Byzantiner, die jetzt eben in Bonn herauskommen, u. dgl. m.; denn gesetzt auch, manches größere Sammelwerk mache durch die beigegebenen Namen- und Sach-Register derlei Citationen und Citirzettel überflüssig, so kann dieß doch nicht auch von jenen Sammelwerken gelten, welchen solche Register nicht beigegeben, oder welche zufällig gerade unvollständig auf einer Bibliothek vorhanden sind?

Daß ein Grund-Catalog zugleich Vorarbeiten zu einem raisonnirenden Cataloge liefern könne, soll hier vor der Hand ganz unberücksichtigt bleiben.

Von *Bibliotheks-Catalogen, dem wissenschaftlichen Bibliotheks-Systeme und der Aufstellung der Bücher* ist der Hr. Verfasser ziemlich ausführlich, sagt viel Gutes aber wenig Neues über diese Gegenstände und scheint sich etwas darauf zu Gute zu thun, daß er hinsichtlich der Bücheraufstellung als Gegner *Schrettinger's*, dieses um die Bibliothekswissenschaft jedenfalls verdienten Bibliothekars, aufgetreten.

Unsers Dafürhaltens müssen öffentliche Bibliotheken so catalogisirt und aufgestellt seyn, daß jeder zur Benützung solcher Bildungs-Anstalten Befugte prompt mit der verlangten Lectüre bedient werden könne. Weil nun, wie in Oesterreich, die Universitäts-, Lyceal- und Gymnasial-Bibliotheken zunächst für die Professoren und Schüler dieser Lehranstalten bestimmt sind, so dürften mit den vier Facultäten der Hochschulen zugleich auch die Grundlinien der Bücheraufstellung und wissenschaftlichen Catalogisirung solcher Bibliotheken gegeben seyn: denn ohne die Abtheilung des Büchervorrathes nach diesen vier Facultäten, und ohne die Unterabtheilung nach den Lehrfächern jeder einzelnen Facultät, dürfte es nicht leicht möglich seyn, das akademische Lese-Publicum prompt zu bedienen, weil ohne einige Gleichförmigkeit zwischen den wissenschaftlichen Catalogen solcher Bibliotheken und der Bücheraufstellung die prompte Bedienung bedeutend erschwert, wenn auch nicht gänzlich unmöglich würde.

Jene Bibliotheksbeamte also, die da meinen, das Buch könne stehen, wo immer, wenn es nur gehörig bezeichnet, und mit dieser seiner Localbezeichnung in den Catalogen erscheint, können für diese ihre Behauptung höchstens den möglichen Fall anführen, daß bei zunehmender Büchermenge der Mangel an Raum ohnedem alle wissenschaftliche Ordnung und Abtheilung aufhebe, weil Noth kein Gesetz kenne. Wer aber möchte solche Ausnahmsfälle zur Regel erheben? Läßt sich denn in solchen Nothfällen die wissenschaftliche Bücheraufstellung nicht durch zweite Reihen in den Bretern und durch Supplement-Schränke eben so fortsetzen, wie bei Mangel an Raum in den gebundenen Catalogen zu sogenannten Supplementbogen geschritten werden kann, um das gänzliche Umschreiben der Cataloge zu ersparen? Geschieht dieß nicht ohnehin bei unvermuthet großem Bücherzuwachse, z. B. wenn ganze Bibliotheken unter der Bedingung geschenkt werden, daß man dieselben separirt von der Hauptbibliothek aufstelle. Der mögliche Zuwachs an Büchern in den einzelnen wissenschaftlichen Fächern läßt sich zwar nicht mit mathematischer Gewißheit vorausberechnen, um jeder Wissenschaft so viele Schränke einzuräumen, als sie vielleicht nach hundert Jahren benöthigen wird, aber sobald sich einmal aus der Conscription einer Büchermasse ergeben, wie viel Bücher und in welchen Formaten für jede Hauptabtheilung (nach Facultäten) und für jede Unterabtheilung (nach Lehrfächern oder Wissenschaften) vorhanden, und wie viel nach Beschaffenheit des Bücher-Dotations-Fondes von den abgängigen Hauptwerken noch zu erwerben sind, kann jedenfalls und mit ziemlicher Sicherheit der Raum (Zimmer, Wände, Repositorien) verhältnißmäßig vertheilt werden, um eine Art wissenschaftlichen Systems auch bei Aufstellung der Bücher zu handhaben. Sogar auf die Totalität, Vielheit und Einzelnheit des Wissens in den Haupt- und Unterabtheilungen läßt sich bei der Bücheraufstellung in den Schränken einige Rücksicht nehmen, nur muß sich der Bibliothekar hüten, eine streng wissenschaftliche Gliederung oder eine regelrechte, z. B. chronologische oder alphabetische Ordnung ohne Rücksicht auf das Format der Bücher bei der Aufstellung durchführen zu wollen, wenn er sich nicht in unabsehbare Schwierigkeiten verwickeln will. Denn zwischen einem idealen (apriorischen) Systeme der Wissenschaften und einem wissenschaftlichen Bibliothekssysteme ist der Unterschied fast so groß, als zwischen dem wissenschaftlichen Bibliothekssysteme auf dem Papiere und jenem in den Bücherschränken, so fern auf die Gleichartigkeit des Formates, davon wiederum der gefällige Total-Eindruck einer Bibliothek abhängt, einige

Digitized by Google

Rücksicht genommen werden soll. Warum der Hr. Verfasser diese Schrettinger'sche Berücksichtigung der Formate bey der Bücheraufstellung anfeindet, und warum er sich gegen das Anketten der Bücher an feste Plätze mittelst der Localsignatur erklärt, ist schwer abzusehen, da eine Bibliothek eben so wenig als andere sichtbare Dinge den ästhetischen Forderungen des Auges entweichen kann, und das Prinzip der Stättigkeit und Beweglichkeit der Bücher in einer wohlgeordneten Bibliothek durch die chronologische oder alphabetische Ordnung nicht besser erzielt wird, als durch eine mit Bleistift auf dem innern Deckel jedes Buches wie in den Catalogen eingetragene und darum leicht zu ändernde Lokalbezeichnung, dadurch noch überdieß jede nöthig gewordene Ueberstellung der Bücher vermittelt ist. Die Literatur und darum auch die Bibliotheken sind älter als die philosophischen Formal-Encyclopädien und Wissenschafts-Systeme, und wer kann uns bürgen, daß das consequenteste und umfassendste System des Gesammtwissens nach einigen Decennien nicht als unzulänglich erkannt werden dürfte. Im klassischen Alterthume kannte man das Facultäten-System nicht, und vor der französischen Encyclopädie wie vor der Journalistik der neueren Zeit, hat es doch auch Wissenschafts-Systeme und wissenschaftlich geordnete Bibliotheken gegeben. Soll man wegen derley neuen Erscheinungen in der Literatur, und den neuen philosophischen Systemen des Wissens zu Gefallen, die bestehende Ordnung in den Bibliotheken umkehren und die Cataloge fort und fort umändern, um nicht hinter den neuen Ansichten der philosophischen Systematiker zurück zu bleiben? (Schluß folgt).

Literarische Notiz.

Im vergangenen Jahre erschien zu Przemyšl eine Grammatik der Ruthenischen oder Klein-Russischen Sprache von Joseph Lewicki, die nach dem Urtheile von Sachverständigen, und wohl auch als erster Versuch allgemeine Anerkennung verdient. Der Verfasser, ein Zögling des Wiener Convictes, nun als Seelsorger unter seinem Volke eifrig wirkend, sagt unter Andern in der Vorrede: »Da bis auf heutigen Tag, ungeachtet der Versprechungen mehrerer ruthenischer Gelehrten, keine russinische (ruthenische) Grammatik erschienen ist, so wage ich meinen Versuch der russinischen (ruthenischen) Grammatik dem gelehrten slavischen Publikum, als auch meiner Nation vorzulegen. Der Hauptgrundsatz, der mich im Niederschreiben dieses Versuches leitete, war der Volksgebrauch, welcher durch gesunde Kritik von dem, was durch mehrere Jahrhunderte in einigen Gegenden polonisirt wurde, wohl zu unterscheiden ist. In der Bearbeitung dieses Versuches konnte ich mich keineswegs nach den schon existirenden, mehr oder weniger in diesem Dialekte geschriebenen Büchern richten, weil die Schriftsteller keine allgemeine Grammatik beobachteten, sondern jeder nach seinem Gutdünken handelte. — Im Anhange habe ich einige Beispiele verschiedener Schriftsteller, die in diesem Dialekte etwas geleistet haben, nach der Reihe angegeben, um zu beweisen, wie schwer es Jedem gekommen ist, von der slavischen Schule zu dem echten russinischen Dialekte (gemeinen Volkssprache) zurückzukehren, und um dem gelehrten slavischen Publikum ein ausführliches Gemälde der russinischen (ruthenischen) Mundart zu geben.«

Ueberdieß gibt die Vorrede noch mehrere interessante Daten; gleich im Eingange ein numeräres Verzeichniß der Ruthener in den einzelnen Kreisen Galiziens, und zuletzt ihre Totalsumme: zwei Millionen! In Rußland wird der russinische Dialekt von mehr als fünf Millionen gesprochen, und auch in Ungarn, um Munkács, Unghvár, Eperies, von 500,000 Einwohnern, obwohl hier stark vermischt mit ungarischen und slowakischen Wörtern; doch sie nennen sich selbst Russinen (Ruthener), und von den Magyaren werden sie Orosz-emberek (Russi homines) genannt.

Unter den Büchern im russinischen Dialekte war das erste eine Bibel, nach der lateinischen Vulgata vom Doctor der Medizin Franz Skorina übersetzt, und 1517 zu Prag gedruckt. Ihr folgten später Predigten, 1588 die lithauischen Statuten, doch blieb die Zahl immer sehr gering. »Was die Poesie anbelangt, so findet man fast in allen Vorreden zu den Kirchenbüchern einige Strophen, verschiedene geistliche Gesänge, und Bruchstücke verschiedenen Inhalts, in welchen meistens nur die Sylbenzahl beobachtet wurde. Die Sprache in den Versen ist größtentheils gemischt. Da die meisten Verse nicht nach dem Ton, sondern nach den Sylben abgefaßt sind, so sprechen sie das Ohr minder angenehm an.«

»Im Gegentheile sind die echten Volkslieder, die von Mund zu Munde gehen, viel angenehmer; weil in denselben das Sylbenmaß nach Möglichkeit beobachtet wird. Sammlungen ähnlicher kleinrussischer Volkslieder sind von mehreren Liebhabern der Volkspoesie schon längst geschehen, und in Rußland und Galizien in mehreren Ausgaben erschienen.«

Am Schlusse tadelt der Verfasser mit Recht die Statistiker: Krater, Rohrer, Csaplovics, Kriebel, Hassel u. A., welche sich, um die ruthenische (russinische) Bevölkerung Galiziens zu bezeichnen, des verächtlichen Wortes »Russnak oder Russniak (Russnaken)« bedienten. Er begründet seine Ansicht mit den gültigsten Belegen, und meint zuletzt, daß es zu mindest nicht billig sey, eine Benennung, welche neun Jahrhunderte bestanden, willkührlich umzuwerfen, um so mehr, da selbst die Polen, die bittersten Feinde der Ruthener, stets Rusin, Rusini geschrieben! —

ck.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

47. Sonnabend, den 13. Juni **1835.**

1. **Leonidas.** Trauerspiel mit Chören in fünf Aufzügen. Von Anton **Kasper**. Wien. Druck und Verlag der Edlen von Ghelen'schen Erben. 1834. 175 S. 8.
2. **Die Halbschwester.** Trauerspiel in 5 Aufzügen von J. D. **Hoffmann**. Leipzig, bei Wilhelm Lauffer. 1835. 111 S. 8.

Das erste der beiden hier vorliegenden Trauerspiele nahm Ref. nicht ohne eine vorgefaßte gute Meinung davon zur Hand: da es ein Paar hiesige Blätter mit gerade nicht kargen Lobpreisungen als den ersten Versuch eines jungen Dichters empfohlen hatten. Nicht eben darum, daß er auf solche Lobpreisungen ein allzu unbedingtes Gewicht zu legen gewohnt wäre, aber ein junger Dichter, der zu unserer Zeit einen solchen Stoff wählt und durchführet, erregt immer einige Erwartungen. Eine glückliche war inzwischen diese Wahl gewiß nicht. Nicht daß der Stoff, an sich selbst, untragisch wäre; denn, wie viel sich auch mit Grund dagegen einwenden läßt — daß er in seinen Motiven sehr beschränkt, daß der Untergang des Helden von vorne herein entschieden, und im Erliegen gegen physische Uebermacht sey ꝛc. —: so lagen doch dramatische Momente genug in demselben, um, wenn sie glücklich benützt wurden, mit ihnen auszureichen; und der Charakter, wie der Untergang des Helden, konnte mit entschiedenem Erfolg in die tragische Region erhoben werden, wenn Leonidas mit klargedachtem Entschluß durch die Kraft eines großen Beispiels Griechenland für die Rettung seiner Freiheit zu begeistern, sich aufopferte, und der Dichter in diesem Brennpunct alle Strahlen seiner Composition zu sammeln wußte. Für jeden Fall aber war diese Aufgabe von der Art, daß, nicht vielleicht nur der höchstbegabte, sondern nur der vollkommen gereifte Dichter, eine glückliche Lösung derselben sich zutrauen durfte.

Referent will es nicht bergen, daß ihm Hr. K. hinter einer solchen Lösung sehr weit zurückgeblieben zu seyn scheint. Nicht nur zeigt sich fast nirgends eine erfreuliche Spur von Gewandtheit und richtigem Takt in der dramatischen Entfaltung und Durchführung der Handlung; nicht nur sind die Charaktere durchaus ohne alle schärfere Bestimmtheit gezeichnet: sondern — was bei Weitem das Schlimmste — es fehlt dem Ganzen überall jener lebendige Hauch poetischer Begeisterung, der die Mängel der Composition decken, oder dafür schadlos halten könnte. Tritt doch im ganzen Stück auch nicht eine Scene hervor, die auf solche Auszeichnung Anspruch machen dürfte, und hat doch der Verf. selbst den Gegensatz zwischen der Begeisterung moralischer Kraft und dem hohlen Vertrauen auf physische Uebermacht nur wenig zu benützen, und nur schwach hervorzuheben gewußt.

Diesem seinem eignen Urtheil gegenüber, so wie zu gelegenheitlicher Nutzanwendung im Allgemeinen, glaubt inzwischen Ref. bemerken zu müssen, daß es eben so mißlich als unbillig sey, über das Talent eines jungen Dichters nach seinem ersten Versuch geradezu abzusprechen. Denn wie das echte Talent in der Ueberfülle seiner Jugendkraft, durch diese Ueberfülle selbst leicht mit den Forderungen der Form zerfällt, und über das rechte Maß hinausgerissen wird: so mag es auch, wenn es bei seinem ersten Versuch eine strengere Form wählt, bei dem Bestreben sich zu beherrschen, leicht durch die gewählte Form selbst in seiner freieren Entfaltung sich über Gebühr beschränkt und beengt finden. Ob nun das Letztere H. K. Fall sei, — darüber wird er, zuvörderst sich selbst, und dann sicher auch Beurtheiler und Publikum am Besten ins Klare sehen, wenn er sich aus den großen Mustern des Alterthums, und aus den Mängeln seines eigenen Werkes ein sorgfältiges Studium gemacht haben wird. Zum Behuf des letzteren aber ist ihm vor der Hand nichts dringender zu empfehlen, als strenge Beachtung der logischen wie der grammatischen Richtigkeit und Präcision des Ausdrucks: da er nur wenige Seiten seines Werkes wird aufschlagen können, auf welchen er gegen die eine, wie gegen die andere, nicht auf das Offenbarste verstoßen hätte.

Der Verfasser von Nr. 2 ist kein Anfänger, sondern hat bereits eine Fortsetzung von **Goethe's Faust** und **Tasso** geliefert. Ref. ist weder die eine noch die andere dieser Fortsetzungen zu Gesichte gekommen: und das vorliegende Trauerspiel hat ihn auch nicht sehr lüstern nach einer solchen Bekanntschaft gemacht. **Goethe's** Behandlung der Tragödie schwebt dem Verfasser offenbar als Musterbild vor; aber nur in schwanken Umrissen und in blasser Färbung; er ist sehr weit

Digitized by Google

davon entfernt, die Eigenthümlichkeit derselben sicher erfaßt zu haben. Das Bizarre und Ueberspannte, was man in so vielen neueren Tragödien trifft, hat er freilich vermieden: aber das Unbestimmte, Matte, Gestaltlose hat er nicht zu vermeiden gewußt. Die Fabel ist ohne Interesse und ohne festen Zusammenhang; von consequenter Durchführung der Charaktere, von Tiefe in Darstellung der Leidenschaften, ist kaum eine Spur zu finden. Unverkennbar ist das Bestreben des Verf. die Diction in die Region der Goethischen Ruhe, Klarheit zu erheben. Wie es ihm mit diesem Bestreben gelinge: darüber mag man nach den nächsten besten Proben urtheilen. Gleich zu Anfang sagt Filippo:

Wenn sonst mich nur die Höhen der Gebirge,
Das weite Meer mich lockte, und im Fernen
Nur meine Hoffnung lag, o wie verwundert
Bin ich doch selbst, so emsig, so vergnügt
Mich hier zu sehn; die Blumen zu verpflegen
Ist Lust und Liebe mir, doch lieber noch
Wähl' ich die schönsten Blumen mit Bedeutung
In einen Strauß; in Kränze sie zu binden rc.

Oder im zweiten Aufzug:

Schon morgen geht die Gräfin fort, schon morgen,
Und wenn auch morgen nicht, doch übermorgen.
Noch ist es ein Geheimniß, mir vertraut' es
Pauline, das verschwiegne Kammermädchen (!).
Sie weiß es, und es weiß Lautitio (was?);
Mir aber sollt' es noch verborgen bleiben,
In gutem Glauben sollt ich ihrem Wink
Gehorsam seyn rc. rc.

M. Enk.

Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken, rc. Mit einer Steindrucktafel. Leipzig 1833. 8. Verlag der J. C. Heinrich'schen Buchhandlung.

(Schluß.)

Wenn der Bibliothekar die allgemeinen Werke einer wissenschaftlichen Hauptabtheilung, als z. B. die Systeme, Encyclopädien, Wörterbücher, die Journalistik, von der Vorbereitungs- oder Einleitungs- und Geschichts-, sammt Quellen-Literatur derselben Haupt- und Unterabtheilung geschieden, und die Werke, die sich nur über einzelne Theile oder Gegenstände einer Wissenschaft verbreiten, von jenen, die mehrere Zweige derselben systematisch behandeln, abgesondert, letztens dabei möglichst auf die Gleichartigkeit der Formate Rücksicht genommen, so hat er alles geleistet, was bei der Bücheraufstellung billiger Weise gefordert werden kann. Den Universal-Encyklopädien und Wörterbüchern, den in mehrere wissenschaftliche Hauptfächer einschlagenden Zeitschriften, so wie überhaupt der Polymathie und Polyhistorie mag, wie den ersten Drucken, Handschriften und Kupferwerken (Iconologie) ein besonderer zweckmäßiger Platz vor oder hinter den Facultäten angewiesen werden; mit weiterem gehaltlosen Systematisiren in der Bücheraufstellung aber sollte keine Bibliothek sich befassen, weil die Zeit auf Nöthigeres und Besseres verwendet werden kann und soll.

Nach beendigter individueller Designation, d. h. Conscription der Bibliothek, will der Hr. Verf. den wissenschaftlich geordneten oder systematischen Catalog ausgefertigt wissen. Andere werden sagen, wenn die Bibliothek einiger Maßen systematisch aufgestellt worden, so ist der systematische Catalog das Letzte, darauf ein Bibliothekar zu denken hat. Denn der systematische Catalog erwächst von selbst aus der fleißigen Bearbeitung der specifischen Cataloge, so wie diese wiederum aus der Bearbeitung des alphabetischen Real-Cataloges heranwachsen. Nachdem die Bibliothek systematisch, wie oben gemeldet worden, aufgestellt und vollständig conscribirt, d. h. der Grund-Catalog beendigt ist, dürfte der alphabetische Nominal-Catalog es seyn, der zunächst ausgefertigt werden muß, wenn man nicht lieber das Real- und Nominal-Alphabet zu einem gemeinschaftlichen allgemeinen alphabetischen Cataloge vereinigen will, was eben nichts Unmögliches wäre, vorausgesetzt, daß der Grund-Catalog darnach eingerichtet ist. Denn sind die Blatttitel oder Conscriptions-Zettel einmal nach dem Nominal-Ordnungsworte alphabetisch zusammengelegt und die gleichnamigen Verfasser nach ihren Tauf- oder Kloster-, oder sonstigen Unterscheidungs-Namen von einander gesondert, die Werke jedes Verfassers (Herausgebers, Uebersetzers) aber wiederum chronologisch, wie sie erschienen, aneinander gereiht, so nehme man nach Befund (d. h. nach der Menge der Werke und Ausgaben eines und desselben Verfassers) für jedes besondere Nominal-Ordnungswort, oder für jeden einzelnen Verfasser einen halben, ganzen oder mehrere gehörig rubricirte Catalog-Bogen, und schreibe z. B. alle Werke Cicero's, so wie sie der Zeit nach in der Ursprache oder Uebersetzung mit oder ohne Commentar und kritischen Apparat im Drucke erschienen sind, mit den üblichen Abkürzungen der Titel sauber untereinander, und lege die dergestalt für den alphabetischen Nominal-Catalog benützten Titelcopien nun für die alphabetische Real-Ordnung zusammen, wobei jedoch die Literargeschichte zu Rathe gezogen werden muß, damit die Verfasser in der Ordnung, wie sie der Zeit nach über denselben Gegenstand, z. B. de officiis geschrieben, aufgeführt werden können.

Dergestalt wird unter einem der alphabetische Nominal-Catalog ausgefertigt und der alphabetische Real-Catalog vorbereitet, aus deren Verbindung dann ein allgemeiner alphabetischer Nominal- und Real-Catalog zusammengefügt werden kann, der aber freilich nicht gebunden werden darf: denn festgebundene Cataloge sind für die bib-

Digitized by Google

liothekarische Behandlung und Geschäftsführung immer ein Uebelstand, während die einzelnen Bogen alphabetisch zusammengereiht und durch Cartons zusammengehalten, das Einschalten des Zuwachses am rechten Orte und Umschreiben einzelner Artikel ungemein erleichtern. Nach dergestalt beendigtem alphabetischen Nominal-Cataloge schreite man zur oben bemerkten Herstellung des Real-Alphabets und zur Aussertigung des alphabetischen Real-Catalogs, und ordne nach geschehener Benützung der Titelcopien für diesen Catalog die scientifischen Einzelnheiten (individua) unter ihre Species, die Species unter ihr Genus, und man hat sodann specifische Cataloge und einen systematisch geordneten Grund-Catalog, dessen System aus dem Bücherbestande selbst erwachsen ist, und womit selbst die Bücheraufstellung, so viel es die Formate gestatten, correspondirt. Will man nach diesen Hauptarbeiten den Bücherstand augenblicklich controllirbar machen, so schreite man zur Aussertigung eines Local-Repertoriums (Local- oder numerischen Catalogs), eine Arbeit, die zwar eigentlich schon bei der Bücheraufstellung mit abgethan werden könnte, die aber, Behufs einer Total-Revision der Bibliothek, bis zuletzt verschoben werden kann; also, daß selbst die besonderen Cataloge, z. B. der heil. Väter, der Classiker, der Prachtausgaben, und typographischen Kostbarkeiten, Paläotypen, Pergamentdrucke, Handschriften, Kupferstiche und Landkarten zuvor rein geschrieben werden sollten, bevor man an die Haupt-Revision und die damit verbundene Zählung der Werke und Bände Hand anlegte, um den Local-Catalog darnach zu verfassen. Der Hr. Verfasser erklärt zwar diesen Catalog für ein überflüssiges Bibliotheks-Möbel, aber er dürfte auch mit dieser seiner Behauptung auf Gegner stoßen. Zwar kann der allgemeine alphabetische Nominal-, wie der Grund-Catalog ebenfalls zur Controlle des Bücherstandes gebraucht werden, aber abgesehen davon, daß diese Cataloge sowohl für die Amts-Manipulation als auch zur Bedienung des Lesepublikums stets bei Handen der Beamten bleiben müssen, so dürfte die Controlle mittelst dieser Cataloge ziemlich mühsam und langwierig ausfallen. Wird aber das Local-Repertorium zugleich bei der Total-Revision und Zählung in Arbeit genommen, so läßt sich dessen Aussertigung unabhängig vom Grund- und allgemeinen alphabetischen Cataloge von Schrank zu Schrank vornehmen und in kurzer Zeit beendigen.

Es sind aber die wesentlichen Rubriken eines solchen Local-Catalogs zwar streng genommen nur: 1. die durch die ganze Bibliothek fortlaufende Zahl der Werke; 2. Bände, Hefte und Stücke, nebst 3. der ihnen gegebenen Localbezeichnung des Schrankes, Repositoriums, Bretes und der Standorts-Zahl sammt Buchstaben (der Einschaltung); aber soll dieser Local-Catalog zugleich den alphabetischen und systematischen, soll er letztens selbst den Grund-Catalog controlliren, so muß auch, wiewohl mit kurzen Worten, das alphabetische Nominal-Ordnungswort und die wissenschaftliche Classe jeder Nummer beigefügt werden; selbst dem Format könnte man noch eine Rubrik gönnen; aber Druckort, Jahr u. s. w., Einband, gehören nicht mehr zu den Erfordernissen dieses Catalogs dessen Fortsetzung ohnehin schon genug Arbeit gibt, weil die Zahl der Bände und Hefte der in der Fortsetzung begriffenen Werke von Fall zu Fall oder doch von Zeit zu Zeit, z. B. bei Partial-Revisionen, eben so wie in dem allgemeinen Cataloge berichtigt werden muß.

Uebrigens braucht wohl nicht erst erinnert zu werden, daß, Falls der durch die ganze Bibliothek fortlaufende Numerus nicht gleich bei der Bücheraufstellung und Stämpelung jedem Werke über der Local-Signatur eingeschrieben worden, dieß bei einer solchen Haupt-Revision zu geschehen habe.

Von alphabetischen Catalogen, Verzeichnissen der Handschriften und typographischen Seltenheiten schreibt der Hr. Verfasser nichts, was nicht vor ihm schon Schrettinger und Ebert mit erschöpfender Gründlichkeit gegeben hätten. Die Paläotypen will er über das Jahr 1500 nicht ausgedehnt wissen. Dagegen hat der Hr. Uebersetzer durch seine Nachrichten über die Göttinger Bibliothek sich ein Recht auf unsern Dank erworben.

Im 2. Kapitel handelt der Hr. Verf. von den Bibliothekaren und deren Bildung. Seine Forderungen an den Bibliothekar sind fast dieselben, zu denen sich der verstorbene Ebert öffentlich bekannt hat. So verlangt Ebert von Bibliothekaren des 19ten Jahrhunderts, daß sie die französische, italienische und englische Sprache vollkommen verstehen, mit dem Beisatze, daß in einem halben Jahrhunderte vielleicht eine gleiche Kenntniß des Spanischen und Portugiesischen (nach Hrn. Budik auch des Slavischen) unentbehrlich seyn wird, während der Hr. Verfasser noch das gründliche Studium der griechischen und lateinischen Sprache mit vollem Rechte hinzufügt, und den Bibliothekar kaum von dem Verständnisse der orientalischen Sprachen freisprechen will. »Es ist in unserer Zeit,« schreibt der Hr. Verfasser weiter, »wenn nicht unmöglich, doch höchst selten, einen einzelnen Menschen zu finden, der in gleichem Grade alle Fähigkeiten und Kenntnisse besäße, die zur Verwaltung einer Bibliothek theils nothwendig, theils nützlich sind; einen Mann, der gleich ausgezeichnet wäre als Literator, als Bücherkenner und als Diplomatiker oder Paläograph, als Linguist, als gelehrter und gebildeter Kenner der Wissenschaft, belesener und geschmackvoller Kritiker und praktisch-tüchtiger Geschäftsmann;« Forderungen, denen wenigstens die Vorstände der größeren deutschen Bibliotheken zu entsprechen scheinen, weßhalb denn nach dem Urtheile des Hrn. Verfassers die englischen und italienischen Bibliothekare es nicht leicht mit den deutschen aufnehmen, wohl aber tüchtige deutsche Bibliothekare eben sowohl den größeren Bibliotheken Italiens und Englands vorstehen könnten. — Wenn zu wünschen wäre,

Digitized by Google

daß dieses Capitel von allen denen beherzigt werden möchte, mit denen ein Bibliothekar in ämtlicher Berührung kommt, damit er, wenn schon nicht nach seinem vollen Gehalte gewürdigt, wenigstens mit Billigkeit behandelt werde, so scheint es doch, daß der dänische Hr. Bibliotheks-Secretär seine Forderungen über die Gränzen der Möglichkeit ausgedehnt habe, wie es denn selbst die ausgezeichnetesten deutschen Bibliothekare kaum zieren würde, mit solcher Selbstgefälligkeit von sich zu denken. Was die ausgebreitete Linguistik deutscher Bibliothekare betrifft, so wollen wir noch die magyarische Sprache dazuschlagen und die Forderung so stellen, daß alle Sprachen, aus denen in größeren Bibliotheken Bücher oder Handschriften vorhanden sind, bei dem Bibliotheks-Personale zusammengenommen vorgefunden werden. — Dem Bibliothekar aber und den übrigen Bibliotheksbeamten wollen wir es nicht verübeln, wenn sie ihre freien Stunden auf irgend ein Lieblingsfach verwenden, und darin sogar Bücher schreiben, am allerwenigsten an wohlgeordneten und gut verwalteten Bibliotheken. — Das aber setzen wir zu einer Preisaufgabe, welcher Unterschied zwischen Bibliotheksbeamten an großen nicht öffentlichen oder doch nur für Gelehrte offen stehenden Bibliotheken und jenen Statt findet, die bei Universitäts- und Lyceal-Bibliotheken angestellt sind, wo nicht selten Studenten auf das Ebertische Motto hin: Aliis inserviendo consumor, die Geduld des Bibliotheks-Personales den härtesten Prüfungen unterwerfen?

Was unter der Ueberschrift: Von Verwaltung der Bibliotheken im Allgemeinen und den einzelnen Zweigen der Verwaltung gesagt wird, ist kaum des Nennens werth, und läuft auf die bekanntesten Gemeinplätze oder leere Rederei hinaus.

Von Erhaltung öffentlicher Bibliotheken, von schädlichen Insecten, vom Band der Bücher u. s. w. liest man auch nur längst Bekanntes; denn wie viel auch über den Wurmstich in den Büchern und von den Mitteln dagegen gesagt worden, ein verläßliches und zugleich unschädliches Mittel gegen den Bücherwurm haben wir da nicht gefunden, und daß der kostbarste Einband in der Regel der beste ist, dürfte auch schon bekannt seyn. Dagegen lernen wir die berühmtesten Buchbinder in einer Anmerkung kennen, und das genaue Collationiren der Bücher vor und nach dem Einbande (gegen den Buchhändler und Buchbinder) wird mit Recht eingeschärft. Wie aber, wenn das untergeordnete Bibliothekspersonale seine Schuldigkeit nicht, oder nur halb thut? wenn sich Umtriebe, Ränkesucht, Mißmuth, Trägheit, Fahrlässigkeit, kurz Pflichtvergessenheit in Bibliotheken einnisten, gleich den Bücherwürmern? wenn Eifersucht, Neid, Bosheit die besten Anordnungen, die angestrengteste Sorgfalt des Bibliotheks-Vorstandes illudiren? Welche Mittel gibt es gegen diese Bibliotheksübel? — Daß Bibliothekare an größeren Bibliotheken nicht alles selbst controlliren können, wenn sie auch gern wollten, wird Niemand in Abrede stellen, der da weiß, daß ein Buch auf einen andern als den ihm zugewiesenen Ort zurückgetragen für den Gebrauch auf lange so gut als verloren ist, und daß ein Kupferblatt unbemerkt von einem boshaften Leser ausgerissen, oder von dem controllirenden Beamten übersehen, den Werth des Buches vermindert, und den für Alles verantwortlichen Vorstand zum Ersatze verpflichtet.

Von Vergrößerung der Bibliotheken. Diesen Gegenstand hat der Hr. Verfasser eben so gründlich als umfassend und mit Umsicht besprochen. Die Büchervermehrung richtet sich nach dem Zwecke und der Dotation der Bibliothek; der Zweck oder die Bestimmung der Bibliothek entscheidet über die Brauchbarkeit des Büchervorrathes und über den Bücherbedarf; der zur Disposition gestellte Fond aber entscheidet über die Möglichkeit der Deckung des, aus dem Bibliothekszwecke und Bücherbestande sich ergebenden Bedarfs. — Mit geringen Mitteln in der Sache Vieles zu leisten, ist der Ruhm und das Verdienst eines mit der Literärgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart innigst vertrauten, für die Beförderung heilsamer Literatur und Kunst begeisterten Bibliothekars, der das Wesentliche jeder Wissenschaft im Auge, die Thaler bedachtsam wägt, dort aber, wo es gilt, der ihm anvertrauten Bibliothek Namhaftes zuzuwenden, weder Mühe noch Kosten scheut. Es ist hier von Bibliotheken die Rede, welche die gesammte Literatur der Vergangenheit und Gegenwart repräsentiren sollen; denn bei sogenannten Hand-, Liebhaber-, oder für besondere Zwecke gestifteten Bibliotheken ist die Aufgabe der zweckmäßigen Büchervermehrung eben nicht groß, und der Bibliothekar hört es dort gar auf zu seyn, wo die Zahl der Bände vorgeschrieben wird, die aus bestimmten Fächern der Literatur jährlich angekauft werden müssen. Denn obgleich der Bibliothekar die Vorschläge und Wünsche derer nicht überhören darf, für welche die Bibliothek zunächst bestimmt ist, so z. B. achtungswürdiger Literatoren, ausgezeichneter Professoren, so bleibt er dennoch das eigentliche Organ der Regierung für die Büchervermehrung der ihm anvertrauten Bibliothek, was aber freilich von der Kurzsichtigkeit und Arroganz der Mittelmäßigkeit gewöhnlich übersehen wird. Die Halbgelehrten, im Bunde mit indiscreten Leselustigen, wissen nämlich dem denkenden, seine Bestimmung fühlenden Bibliothekar das Leben sauer zu machen, indem sie ihm die Pflicht der Liberalität in Förderung allseitiger Aufklärung fleißig zu Gemüthe führen, und ihn sogleich in Verruf bringen, wenn er nicht allen Grillen Gehör geben, nicht jedes neue, wenn auch noch so gehaltlose Compendium anschaffen will, das der Catheder-Commodität förderlich seyn könnte.

Eben so richtige Ansichten hat der Hr. Verf. von der Benützung öffentlicher Bibliotheken, wobei wir ihm noch dafür dankbar sind, daß er zusammengestellt hat, was dießfalls an einigen berühmten Central-Bibliotheken Europas Gesetz oder des Gebrauches ist. Die k. k. Oesterreichischen Bibliotheksverordnungen oder Instructionen scheint er nicht zu kennen; dennoch sind seit Maria Theresia glorwürdigen Andenkens in Oesterreich dießfalls die weisesten Gesetze gegeben worden, die, wenn sie gewissenhaft befolgt werden, das Bibliothekseigenthum eben so sichere stellen, als sie heilsame Aufklärung und gründliche Gelehrsamkeit befördern.

Der Anhang über Schrettinger's neueste Ansichten von systematischen, Special-Catalogen und Real-Registern, so wie die Anmerkung über alphabetische Real-Cataloge sind für Sachkenner nicht ohne Interesse; ob man aber zu München oder Kopenhagen in der Sache besser daran sey, dieß zu bestimmen verbiethet die Maxime: Prüfet alles, das Beste behaltet!

Für das Verzeichniß der Pergamentdrucke in der großen königl. Bibliothek zu Kopenhagen werden die Bücherfreunde dem Hrn. Verf. sehr verbunden seyn. Dasselbe gilt von der Beigabe der neuesten Geschichte jener Bibliothek.

Bibliothekär Richter.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

48. Mittwoch, den 17. Juni **1835.**

Der Oster-Meß-Catalog für das Jahr 1835.

I. Büchermasse.

Was Titanen einst gewagt,
Wagt auch Ihr es unverzagt!
Doch nicht Felsen sollt ihr fassen:
Kolossale Büchermassen
Mögt ihr auf einander thürmen,
Um den Himmel zu erstürmen.

Das Verzeichniß der zur dießjährigen Ostermesse fertig gewordenen und zur Erscheinung angekündigten Bücher übertrifft in quantitativer Hinsicht alle seine Vorgänger. Der Meß-Catalog ist 362 Octavseiten stark. Er verzeichnet im Ganzen 4249 Artikel, worunter 426 künftig erscheinende Schriften, 319 Bücher in fremden Sprachen und 111 Landkarten begriffen sind. Es verbleiben demnach 3393 fertig gewordene, in die deutsche Literatur-Matrikel aufgenommene Schriften, und zwar Bücher aller Raçen, Formate und Färbungen von der ansehnlichen Korpulenz zu 40 Bogen durch alle Abstufungen herab bis zur kümmerlichsten Broschüre und hinfälligsten Eintagsfliege. Rechnet man noch die Geistesproducte hinzu, welche zur Michaelismesse erscheinen, und jene, welche während dieser Perioden gedruckt und in die Meß-Cataloge gar nicht aufgenommen werden, so kann man die Zahl der in Deutschland jährlich neu erscheinenden Schriften nach einem äußerst billigen, durch mehrjährige Beobachtung erprobten Maßstab auf 6000 anschlagen.

Eine erschreckliche Masse! aus der man mittelst des approximativen Calculs die ergötzlichsten Resultate folgern kann. — Nimmt man an, daß diese 6000 Schriften im Durchschnitte zu 500 Exemplaren gedruckt werden, so gibt dieß eine Summe von 3.000.000, worunter viele Exemplare zu zwei und mehren Bänden, und man könnte, wenn diese Bücher der Formatslänge nach nebeneinander gelegt würden, mit den literarischen Erzeugnissen Deutschlands von beiläufig sieben Jahren den Umfang der Erde am Aequator einsäumen. — Nach derselben annäherungsweisen Berechnung würde das Auge, das alle in Deutschland im Verlaufe Eines Jahres gedruckten Bücher Zeile für Zeile durchliest, einen Weg beschreiben, der acht Mal länger ist, als die Reise von der Erde in den Mond. Denkt man sich ferner sämmtliche Schriftsteller und für den Druck schreibende Individuen Deutschlands (und ihr Name ist Legion) in Einem Raume, Mann an Mann stehend, versammelt, und das ganze Waarenlager des jährlichen Büchermarktes über ihre Häupter aufgeschichtet, so würden, wenn diese Büchermasse plötzlich über sie zusammenstürzte, 6000 Literatoren durch das Gewicht der Bücher erschlagen, und im eigentlichsten Sinne unter ihren Werken begraben werden. Mithin kämen um tausend Personen mehr ums Leben, als Samson durch den bewirkten Tempeleinsturz Philistäer erschlagen hat. Es dürfte aber zweifelhaft seyn, ob dieselbe Büchermasse unter gleichen Verhältnissen hinreichend wäre, um die im Meß-Cataloge erscheinenden 487 Verleger sammt ihren Gesellschaftern und den im Verzeichnisse nicht erscheinenden Sortimentshändlern, Nachdruckern und literarischen Schmugglern zu erdrücken, da diese sich eines viel festeren und auf Kosten der Schriftsteller besser genährten Körpers erfreuen. Analoge Resultate mag sich aus der angedeuteten Büchermasse Jeder, der dazu Lust hat, zu seiner Belustigung deduciren. Das Wort neu gilt in der Bücherwelt zwar nur in sehr laxer Bedeutung; denn abgesehen von der, sich auf den Inhalt beziehenden Wahrheit: Nil novi sub sole! erscheint so mancher seßhafter Ladenhüther, der bisher seinem Verleger eine unerschütterliche Anhänglichkeit bewiesen hat, und, zum Lohn dieser Treue, vielleicht schon auf dem Sprunge stand, zur Makulatur degradirt zu werden, mit restaurirtem Aushängeschilde, zwar nicht als neues, aber doch als neu aufgestutztes Buch auf dem Markte, nicht unähnlich einem alten Herrn, der sich die Haare färben läßt, und gewiß auch wieder jung würde, wenn die Zeit den gleichen Krebsgang mit seiner Kraft ginge. Deßungeachtet ist die Zahl der Novitäten mehr als betäubend. Seit zwanzig Jahren ist die literarische Fruchtbarkeit Deutschlands von Jahr zu Jahr in steigender Progression. Nach Abschüttelung des eisernen Knebels französischer Zwingherrschaft, als das Morgenroth schöner Hoffnungen aufgegangen — seit dem Jahre 1815 — entwickelte sich die deutsche Geistesthätigkeit

Digitized by Google

nach allen Richtungen. Damals konnte der ehrliche Meusel seine 3000 Artikel noch gehörig übersehen und klassificiren. Jetzt aber überfällt den Berichterstatter bei Durchsicht des Meß-Catalogs ein unbezwinglicher Schwindel, zumal da das Verzeichniß, Kraft langjährigen Schlendrians, ganz nach Art eines Zolltariffs, nach alphabetischen, oft auch sehr unpassenden Schlagwörtern, ohne Sonderung der Materien, abgefaßt ist. Die systematisch geordneten Bücherverzeichnisse, worunter besonders das in der Hinrichs'schen Buchhandlung ausgegebene zu empfehlen ist, erscheinen erst nachträglich. Eine Total-Uebersicht der Literatur gewähren aber folgende Erscheinungen:

Kayser, Ch. G., vollständiges Bücherlexikon ꝛc. ꝛc. Sect. I. Lief. 7, Sect. II. Lief. 4. Leipzig, Schumann; dann:

Heinsius, Wilh., allgemeines Bücherlexikon, oder vollständ. alphabet. Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. 4. Suppl. Bd. oder des ganzen Werkes 8. Bd., welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Bearb. von O. A. Schulz. 1. Lief. gr. 4. Leipzig, Brockhaus.

II. Bücherschau.

Jeder hat sich ausgesprochen,
Hat durchstöbert sein Revier,
Sinn und Unsinn hat verkrochen
Sich ins leidige Papier.
Mögen auch die Kräfte schwanken,
Ist das Wissen auch zerstückt:
Ewige Ideen ranken
Sich aus keimenden Gedanken,
Und das Ziel bleibt unverrückt.

Wollte man den Spruch des Apostels: Prüfet Alles, und das Gute behaltet! auf die Gesammtausbeute unserer Literatur anwenden, so würde man den besten Theil seines Lebens mit fortwährendem Prüfen verstübeln, und zuletzt doch nichts behalten, als blöde Augen und einen wirblichen Kopf. Glücklicher ist der Moslim, der, wenn er seinen Koran gelesen, mit behaglicher Gläubigkeit behauptet, er wisse nun Alles, was wissenswerth sey. Wie sollen wir uns aber zurecht finden, die wir in das Labyrinth der Aufklärung gerathen sind? Universalköpfe, wie sie Leibnitz und Lessing auf ihren Schultern trugen, sind Dinge, die die schaffende Natur äußerst selten erfindet. Eine Universalbildung hingegen, wie sie die Griechen im Leben, Baco von Verulam aber in der Idee verwirklichten, bleibt für uns wohl immer nur ein schöner Traum. Zum Glück hat das Bedürfniß der Zeit einen Ausweg ermittelt, indem es das Grundzerstückelungs-System ausführte. Das unübersehbare Feld des Denkens und Wissens wurde in viele Parzellen zersplittert, und Jeder wählt sich nun sein Lieblingsfach heraus und nimmt an der Bearbeitung des, ihm durch wirklichen oder vermeinten Beruf zugewiesenen Bodens mehr oder weniger thätigen Antheil, um einst nach Maßgabe seines Talentes die entsprechenden Früchte davon zu ernten. Manche auch bauen auf verschiedenen Feldern gleichzeitig, oder sie versuchen die Wechselwirthschaft, um zu erfahren, welche Aussaat für sie die gedeihlichste seyn möge. Der Deutsche ist ein geborner Buchhalter; er ordnet, sichtet, rubricirt und registrirt Alles. Diese mit Sorgfalt gepflegte und ausgebildete Anlage geht so weit, daß er oft gar nicht im Stande ist, über einen Gegenstand zu denken, wenn er ihn nicht früher in das ihm angewiesene Fach hineingezwängt hat. Nach dieser vielbelobten Gewohnheit wollen wir auch unsere Bücherschau rubrikenweise vornehmen. Auf den ersten Anblick hat der Meß-Catalog viele Aehnlichkeit mit einem Friedhofe, auf welchem üppige Blumen und saftreiche Bäume wachsen, in dessen Tiefe aber die Verwesung lauert. Doch hinweg von diesem trüben Bilde! Die Todteneule der Kritik wird frühzeitig genug ihr Gekrächze erheben, und das Strafgericht der Zeit wird schonungslos das faule Fleisch aus dem gesunden Körper der National-Literatur herausschneiden.

Wir beschränken uns vielmehr darauf, das Auffallendste aus jedem Fache der Literatur im Kurzen anzuzeigen.

1. Philosophie. Dieses Kind des menschlichen Geistes ist bald nach seiner Geburt zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgeschossen, seitdem aber soll an seinem Wachsthume keine merkliche Veränderung Statt gefunden haben. In der That hat die neueste Hegel'sche Schule nicht viel mehr ausgeklügelt, als was schon die großen Männer Griechenlands: Sokrates, Plato und Aristoteles, einfacher und schöner gelehrt haben. Die Speculation hat ein Netz gestrickt, wozu Philosophie und Theologie den Hanf hergeben mußten, und geht nun damit auf den Menschenfang aus.

Von Hegel's Werken erscheint bei Dunker und Humblot in Berlin eine vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Ph. Marheineke, J. Schulze, Ed. Gans, Lp. v. Henning, H. Hotho, K. Michelet und F. Förster, wovon die neuesten Lieferungen den Anfang der Aesthetik und den zweiten Band der vermischten Schriften enthalten. Ein unentbehrliches Aktenstück zu dem Prozesse gegen die Hegel'sche Schule lieferte D. Bachmann mit seinem Anti-Hegel. Höchst erfreulich ist die von A. Fr. Gfrörer bei Brodhag in Stuttgart besorgte Wiederauflage der lateinischen Schriften des von seiner Zeit verkannten, von manchem spätern Philosophen aber heimlich ausgeplünderten Jordanus Bruno. Auch des genialen Spinoza System wurde von D. Thomas in Kürze dargestellt. Von J. G. Fichte's nachgelassenen Werken erschienen die Wissenschaftslehre, das Sy-

Digitized by Google

stem der Rechtslehre und die vermischten Schriften. Der jüngere J. H. Fichte macht eine Ontologie und spekulative Theologie, und eine Abhandlung über die Bedingungen eines spekulativen Theismus bekannt. Windischmann gab aus Fr. Schlegel's Nachlasse dessen philosoph. Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1808, nebst Fragmenten heraus. K. F. Göschel biethet uns, als Ostergabe, seine Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie, und D. Hock in Wien: Cartesius und seine Gegner, einen Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, welche letztere Erscheinung in diesen Blättern nächstens ausführlicher besprochen werden wird. Prof. Rosenkranz schrieb über das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte. Abgesehen von der Spekulation, stellt sich als sehr willkommen die interessante Erscheinung dar: Philosophie der Hindus Vardanta Saara von Sadaananda; Sanscrit und Deutsch mit Anmerkungen herausgegeben von Othmar Frank. Außer den angeführten nennen wir noch nachstehende beachtenswerthe Beiträge zur Literatur der Philosophie: eine christl. Gnosis von Dr. F. C. Baur; eine Entwicklung der Philosophie des Aristoteles von F. Biese; von C. A. Brandis den ersten Band einer Geschichte der griechisch-röm. Philosophie; von Fd. Delbrück zwei Reden: Gelehrsamkeit und Weisheit; von Prof. Hotho Vorstudien für Leben und Kunst; von B. H. C. Lommatzsch die Lehre vom Schönen; K. E. Schubarth's gesammelte Schriften; von C. Fortlage philos. Meditationen über Plato's Symposion; von Dähne eine Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, und von C. H. Weiße Grundzüge der Metaphysik. — Die Metaphysik ist das eigentliche Element der deutschen Philosophie. Von ihr und durch die, von ihr ausgehende intellektuelle und moralische Reform ist die befriedigende Lösung der heiligsten Lebensfragen und die radikale Aufhebung der materiellen Zerwürfnisse zu erwarten. Sie muß aber ins Leben überströmen, sie muß die, in der Flauheit der sogenannten Gesellschaften von guten Ton verflachten und entwürdigten Begriffe zerstören, und zu den Urideen der lebensfrischen Menschennatur begeistern. Sie ist der Test, worin das Silber der Seelenkräfte zum Blicken gebracht wird.

2. Theologie. Auf keinem wissenschaftlichen Felde sind der Kämpfe und Fehden so viele, wie auf jenem der Theologie, deren Moral doch Duldsamkeit und Friede lehrt. Katholiken und Protestanten stehen im öffentlichen Leben, hingesehen auf den letzten Zweck des Christenthums, sich schon lange nicht mehr so schroff und abschließend gegenüber; die Annäherung würde bald noch sichtbarer werden, wenn nicht die Koryphäen der gespalteten Kirche bemüht wären, die Sonderung und Schichtung möglichst zu nähren. Die meisten dieser theologischen Streitschriften, die der Tag gebiert und der Tag begräbt, sind sicher nur für ein Publikum von Collegen geschrieben; sie gehen selten in das Volk über, und so kommt es, daß Einer der gelehrten Herren sich auf Kosten der Andern ereifert. So wie jeder Meßkatalog, hat auch der dießjährige eine Unzahl von Predigten und geistlichen Reden unter den buntesten Titeln aufzuweisen. Derlei Schriften sind wohl nur auf Ausbildung angehender Theologen berechnet, denn auf das Volk wirkt das lebendige Wort weit kräftiger, als der einschläfernde Buchstab. Schleiermacher's gesammelte Predigten dürften an der Spitze dieses Literaturzweiges stehen. Eine, in qualitativer Hinsicht gewiß reichere Ausbeute biethen die neu erschienenen exegetischen Schriften dar; wie: die Genesis, historisch-kritisch erläutert von Bohlen; eine Entwicklung des paulinischen Lehrbegriffs von Dähne; das Buch Daniel von Lengerke; der Brief Pauli an die Philipper von Passavant; die kleinen Paulinischen Briefe von Prof. Steiger; das Buch der Richter von Studer; der Brief an die Hebräer von Tholuck, und von de Wette der Brief an die Römer. Fernere beachtenswerthe Erscheinungen im Gebiethe der Theologie sind: Augusti: Handbuch der christl. Archäologie; Benary de Hebraeorum leviratu; Binterim: die Geschichte der Concilien; ein griech. und deutsches N. T.; eine Uebersetzung und Herstellung der Psalmen von F. Hitzig; die Libri symb. eccl. cathol.; Einleitung in die kirchl. Symbolik von Schmieder; Handbuch der christl. kirchl. Alterthümer von Siegel; von H. Schott eine Gesch. der deutschen Bibelübersetzung; das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von D. F. Strauß, und die Religion des alten Testamentes nach den kanon. Büchern entwickelt vom Lic. Vatke.

In den curiosis gehört unter andern Küchelchen, die aus der salbungsreichen, auf dem pythischen Dreifuße brütenden v. Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach ausgeheckt wurden: Pater Cochem's goldener Himmelsschlüssel, oder sehr kräftiges, nützliches und trostreiches Gebethbuch, zur Erlösung der lieben Seelen des Fegfeuers. Darinnen zuvörderst in drei Geschichten die Grausamkeit des Fegfeuers, sammt einer leichten Weise, die armen Seelen unfehlbar zu erlösen, erklärt wird. Zum besondern Gebrauch des andächtigen Weibegeschlechts, umgearbeitet von Romanus Baumgärtner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ideen zu einer vernünftigen Erziehung. Von Siegfried Becher, Doctor der Rechte und politischen Wissenschaften, suppl. Professor der Weltgeschichte und Geographie am k. k. polytechnischen Institute ꝛc. Druck und Verlag von J. B. Wallishausser 1835. VI Bl. u. 264 S. 8.

Wenn in früheren Zeiten in unserem Vaterlande ein Buch erschien über wissenschaftliche Gegenstände; so konnte man in

Digitized by Google

der Regel sicher seyn, nur ein tief gefühltes Bedürfniß habe es hervorgerufen, der Verf. habe sich dazu durch Anlage und Lebensrichtung berufen gefühlt, und sei es auch, daß ihm die neuesten Fortschritte der Wissenschaft unbekannt geblieben, daß sich ein Mangel in der Kunst der Komposition, Unbehilflichkeit in Form und Ausdruck zeigte, so konnte man wenigstens Fleiß, Studium und Gründlichkeit nicht verkennen, und diesen Ruf hatten auch, im Gegensatze zu den Erzeugnissen schreibseligerer Länder, die Werke österreichischer Forscher fast allgemein sich errungen. In der neuern Zeit ist dieser Ruhm mehrfach schwankend geworden. Doch wir wollen von dem Allgemeinen auf vorliegendes Buch übergehen.

Bewundern wir z. B. den Gedankengang der Vorrede. Er ist folgender: Der Verfasser liebt die Jugend, dieß ist Ursache, daß — Manche ausrufen: schon wieder ein Buch über Erziehung. Es ist ihm nicht zu thun, »Bände und Theile mit Regeln und Gedanken« anzufüllen, sondern — die Hauptmomente der Menschenbildung will er von biedern Jugendfreunden beurtheilen lassen. Es ist wahr, der Gang der Bildung ist sehr verschieden, aber eben darum — will er bloß die allgemeinsten Sätze aufstellen. Wenn Aeltern sein Buch mit zufriedener Miene lesen, und dadurch den Werth der vernünftigen Erziehung erfassen; so ist seine Mühe belohnt, denn er hat dann für die Wohlfahrt der Jugend und für sich Freunde »geworben.«

Der Zweck der Erziehung ist nach dem Verfasser mit kurzen Worten: »Höchstmöglichste Bildung des Geistes und des Herzens bei Gesundheit des Körpers, zum Behufe einer unter Leitung der praktischen Vernunft stehenden Sittlichkeit, Religiosität und wahren Geistesaufklärung.« Ja noch mehr. »Die Erziehung verhilft dem Menschen, daß er gut subsistire, und Alles kennen lerne, was hiezu erforderlich ist, und daß er die Gewandtheit erhalte, sich alles zu verschaffen« (S. 2). — Däucht das zu viel? Nun gut; der Verfasser kann auch mit einem Gegenstücke dienen: »Die Erziehung hat alles für das Glück des Menschen gethan, wenn sie ihn lehrt, sich in Alles zu fügen« (S. 6). — Scheint hiebei die Charakterfestigkeit zu leiden? Hat nichts zu sagen, der Verf. weiß es selbst später anders, denn er sagt: »die Selbstständigkeit der Jugend muß frühzeitig begründet werden« (S. 11). Zwar heißt es gleich darauf wieder: »Eine kluge Erziehung sucht das Ideal den äußern Verhältnissen anzupassen; allein der Verfasser ersucht ein Paar Zeilen weiter zu lesen: »Es ist eitle Schwärmerei, den jungen Menschen für ein bestimmtes Verhältniß (z. B. einen jungen Thronfolger für seine einstige Bestimmung) erziehen zu wollen.» (S. 11.)

Wir wollen nun sehen, was der Verfasser über die Möglichkeit und Wirksamkeit der Erziehung sagt. S. 4 heißt es: »Die Erziehung ist unfähig, irgend Etwas zu schaffen und hervorzubringen, wozu kein Keim vorhanden ist.« S. 16 steht aber: »der junge Mensch kann zu Allem erzogen werden und kann Alles werden.« S. 5: »Die Erziehung müsse bei allen Kindern gleich seyn;« S. 91: in jedem Kind liegt ein Genie.« — Wird mit Jean Paul bewiesen: »Es sei ungeheuer schwer, einen Menschen zu erziehen, da die ganze große und kleine Welt auf ihn einwirke;« so wird S. 19 hingegen behauptet: »Es ist sehr leicht zu erziehen, man braucht bloß das zu erziehende Subjekt zu kennen.«

»Jünglinge sollen,« nach S. 6, »so viel als Umstände und Verhältnisse erlauben, in Berührung mit Erwachsenen und größerer Gesellschaft kommen; aber, nach S. 7 heißt es: »wehe aller guten Erziehung, wenn Knaben und Mädchen von 15 Jahren in Gesellschaften vom Tone gerne gesehen werden.«

Merkwürdig ist die Unterscheidung, die der Verfasser zwischen sittlich-religiöser und intellektueller Bildung macht. Wenn man seine Worte auf ihren muthmaßlichen Sinn zurückführt, so sieht man, die letztere lehre, nach ihm, richtig denken und die Thätigkeit auf das einzig Wahre richten, die erstere aber — die Thätigkeit auf das einzige Wahre richten und richtig denken. Eben so durchgreifend sind auch die Unterabtheilungen dieser zwei Bildungs-Richtungen: Die sittlich-religiöse Bildung umfaßt jene der Vorstellungen (soll wohl heißen Vorstellungskraft), des Reproductionsvermögens (Gedächtniß, Erinnerung, Phantasie) sämmtlicher Gefühle, auch der körperlichen, und des Willens; die intellektuelle ebenfalls jene der Vorstellungskraft (»Wahrnehmung« sagt der Verfasser), und die des Verstandes.

Doch genug, und schon zu viel als Probe! Discussionen über einzelne Puncte sind bei solchen Widersprüchen platterdings unmöglich. Es gibt kein Object, das man fassen und bekämpfen könnte.

D. C. J. Hock.

Artistische Notiz.

Porpora, wohl nicht der berühmte italienische Tonsetzer dieses Namens, aber auch bekannt insbesondere durch ein Credo, das bei der ersten Ausführung allgemein sehr gefiel, ihn nichts desto weniger vor die Inquisition brachte. Im Feuer der Composition hatte er Credo, credo, non credo in deum gesetzt; er ward darüber vorgeladen, jedoch, weil er vorgab, daß er Latein nicht verstehe, und mit dem non eine bloße Lücke auszufüllen vermeinte, des wahren Glaubens befunden und freigesprochen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

49. Sonnabend, den 20. Juni 1835.

Der Oster-Meß-Catalog für das Jahr 1835.

(Fortsetzung.)

3. **Geschichte.** Das Feld der Geschichtskunde erweitert sich von Jahr zu Jahr. Die Geschichte kann mit Gewißheit auf neue Entdeckungen rechnen, da sie die Gegenwart als erlebt in ihren Früchten, die Zukunft als verschleiert in ihren Keimen verschlingt. Die Geschichte selbst zeigt am besten den Weg an, wie man sie studiren, wie man sie bearbeiten müsse. Wenn uns die ältere Geschichte ein großartiges Drama von Begebenheiten und Thaten aufrollt, aus deren Katastrophe sich Ideen entwickelten, so tritt in der neuern Geschichte die Bewegung und der Kampf der Ideen in den Vordergrund, während die Begebenheiten und Thaten nur wie Folgerungen, wie Funken aus dem Aneinanderschlagen der Ideen herausspringen. Der Körper der älteren Geschichte vermehrte sich als Aggregat durch Zuwachs von Außen, wie eine Schneelauwine, die sich vom Gipfel eines Gletschers los löst, und im Niederrollen immer kolossaler, immer zermalmender wird; der Körper der neuern Geschichte hingegen vergrößert sich durch Wachsthum, durch Ausdehnung des inneren Lebens, gleich der riesigen Schlange Jormungander in der altnordischen Mythe die in der Tiefe des Meeres liegt, und so lange fortwächst, bis sie die ganze Erde umkreisen und sich selbst in den Schweif beißen wird. Da es Aufgabe der Geschichtskunde ist, das Leben der Geschichte festzuhalten, und als ein Bild voll Kraft und Wahrheit kommenden Geschlechtern zu überliefern: soll der Geschichtschreiber die Zeit, die er schildert im Geiste miterleben, er muß, wie das arabische Sprichwort sagt, ein Sohn seiner Zeit (Ibn semánihi) seyn Die Tage sind vorüber, wo man mit einem Historiker zufrieden war, wenn er nach Annalenart aufzählte, was sich regnante N. N. begeben. Höchst erfreulich und beruhigend hingegen ist der Geist, in welchem die Deutschen in neuester Zeit das Studium der Geschichte betreiben.

Auch der dießjährige Meß-Catalog biethet uns im Fach der Geschichte Vortreffliches und Beachtenswerthes. Die Propyläen für diesen Zweig der Literatur lieferte D. Wolfgang Menzel mit seinem Geist der Geschichte. Am Fleißigsten wurde die Specialgeschichte bearbeitet, und zwar aus leicht begreiflichen Gründen; denn die Geschichte der deutschen Nation zersplitterte sich, wenigstens der äußeren Erscheinung nach, schon seit Jahrhunderten in Geschichtchen, Novellen und Anekdoten, und fürwahr nur einem Berufenen kann es gelingen, diese vielen Nebenarme, Kanäle und Rinnsale in den Hauptstrom der Nationalgeschichte zu vereinigen. Baiern gebühret das Lob, seine Stammgeschichte am Emsigsten und Sorgfältigsten bearbeitet zu haben. Neu erschienen sind Specialgeschichten von der Niederlausitz, von Münster, dem baierischen Rheinkreise, dem Bisthume Ratzeburg, u. a. Von Werken über die allgemeine Geschichte, wie von jenen Rotteck's, K. A. Menzel's u. A. sind theils neue Auflagen, theils Fortsetzungen erschienen. Aus den übrigen hieher gehörigen Novitäten zeigen wir an: von Prof. L. Flathe, eine Geschichte der Vorläufer der Reformation; von D. Fr. Förster, die Höfe und Cabinette Europa's im 18ten Jahrhunderte, in histor. Urkunden dargestellt; von K. D. Hüllmann die Ursprünge der Römischen Verfassung; von Prof. H. Leo zwölf Bücher Niederländischer Geschichten; M. H. C. Meier, de gentilitate Attica liber singularis; von D. G. H. Pertz die Monumenta Germaniae historica, T. III, enthaltend die Capitularien und Reichsgesetze vom 6ten bis zum 15ten Jahrhundert; die Sammlung Schlesischer Geschichtschreiber, herausgegeben von G. A. Stenzel; eine Uebersetzung von Pallovicino's Geschichte des tridentischen Conciliums; die erste Abth. der Regesta historiae Brandenburgensis oder der chronologisch geordneten Auszüge aus allen Chroniken und Urkunden der Mark Brandenburg von G. W. von Raumer; ein Handbuch der Geschichte von W. F. Volger, und von W. F. Wilcke der dritte Band der Geschichte des Tempelherrenordens. Ausgezeichnet in jeder Beziehung ist die, in diesen Blättern bereits ausführlich angezeigte, gekrönte Preisschrift: Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, von Joseph v. Hammer. Unter den biographischen Arbeiten sind hervortretend: der dritte und letzte Band von Fr. Förster's Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, mit urkundl. Belegen aus Archiven, und von Bernh. Thiersch, die Verdammung des

Digitized by Google

Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern durch die heimliche Acht in Westphalen. A. J. Groß-Hoffinger, dessen allzufertige Feder einer strengen historischen Aufgabe nicht gewachsen scheint, da man Thaten und Resultate nicht mit einer skizzirenden Suade übertäuben kann, lieferte dießmal sein Pensum mit einer Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II., nebst einem Gemälde seiner Zeit. In sprachlicher Beziehung ist ferner sehr willkommen die von L. F. Hoefer herausgegebene Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im geheimen Staats- und Cabinets-Archive zu Berlin. Endlich biethet uns Gust. Schlesier Studien und Skizzen der neueren deutschen Literaturgeschichte, unter dem Titel: Deutschland und die Weltliteratur.

4. Geographie und Staatenkunde. Diese beiden Wissenschaften werden nicht mehr, wie früher, von der Geschichtskunde ins Schlepptau genommen und nur als Hülfsstudien betrieben; sie ragen jetzt selbstständig als kolossale Studien hervor, auf deren gewaltige, weit sich ausbreitende Zweige nun auch Staats- und Finanzwissenschaften, Handels- und Gewerbssysteme sich stützen müssen, um im Geiste einer weisen Volkswirthschaft zu wirken und nicht schädlich in die wichtigsten Lebensfragen einzugreifen. Die Statistik im weitesten Sinne, die Lehre von den Kräften und Schwächen des Staates, ist für die Nationalökonomie so wichtig, wie die Anatomie für die Wundarzneikunde. Der Chirurg weiß aus der Anatomie, wo er bei einem Aderlasse den Schnepper ansetzen soll. Der Finanzmann hohle sich bei dem Statistiker Rath, wo und in welchem Maße er seine Besteuerung vorzunehmen habe, um nicht etwa eine Pulsader des Volkskörpers zu verletzen. Es ist erstaunlich, was in der Länder- und Völkerkunde der deutsche Privatfleiß geleistet hat, um so erstaunlicher, als dieser Privatfleiß auf seine eigenen Kräfte beschränkt war, als er sich selbst mit unsäglichen Opfern die Quellen öffnen mußte, die ihn zu den erwünschten Resultaten führen sollten, als er nur äußerst selten vom Staate aus in seinen Forschungen unterstützt wurde, während doch in fremden Ländern eine nicht unbedeutende Summe des öffentlichen Aufwandes statistischen Elaboraten gewidmet wird. Und gerade in dem größten und reichsten Staate Deutschlands, in unserem lieben Vaterlande, bleibt für die Statistik noch das Meiste zu wünschen übrig. Um desto erfreulicher ist es, daß gegenwärtig der Staat selbst die hohe Bedeutung des: Γνῶθι σεαυτον erkennt, und den Impuls zur Abhülfe dieses fühlbaren Bedürfnisses gibt. Oesterreich hat die Veröffentlichung seines inneren Lebens nicht zu scheuen. Es ist ein kräftiger, gesunder Körper. Es braucht selbst seine Schwächen nicht mit einem bramarbasirenden Wortschwalle ängstlich zu überkleistern, da es Mittel genug in sich selbst findet, lokalen Schwächen und Gebrechen abzuhelfen. Es muß jedem Freunde des Vaterlandes zur angenehmen Beruhigung gereichen, daß die k. k. allgemeine Hofkammer die großartige Idee ins Werk gesetzt hat, eine allgemeine Statistik für die sämmtlichen Zweige der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels zu redigiren, und zu diesem Behufe bereits die geeigneten Sammlungen und Zusammenstellungen der Daten in den einzelnen Provinzen eingeleitet hat. Unabsehbar sind die Vortheile, die aus der Verwirklichung dieses Unternehmens auf die ökonomischen, industriellen und kommerziellen Interessen des Landes segensreich zurückströmen werden. Doch wir kehren zu unserer Bücherschau zurück. Jos. Braun lieferte ein Lehrbuch der Geographie; Ideler eine Uebersetzung von Alex. v. Humboldt's krit. Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15ten und 16ten Jahrhundert; und C. G. Reichard eine Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiethe der mathematischen und alten Geographie (Güns). Im Gebiethe der Reisebeschreibungen, der Ethnographie und Staatenkunde sind erschienen: von Berghaus die Fortsetzung seiner Annalen der Völker- und Staatenkunde und der Cabinets-Bibliothek der neuesten Reisen, dann eine historisch-geographische Beschreibung von Assam und seinen Nachbarländern; von C. G. Carus Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im J. 1828; von Duttenhofer: Bereisung der vereinigten Staaten von Nord-Amerika; von Ens: das Oppaland oder der Troppauer Kreis (Wien); eine Uebersetzung von Forsell's Statistik von Schweden; von Koppe: Briefe in die Heimath, geschrieben während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach Mexiko; von Miltitz: Algier; von J. R. Rengger: Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826; Beiträge zur nähern Kenntniß Griechenlands von Roß; ein Handbuch der allgem. Staatenkunde von Europa Bd. I. 1. von F. W. Schubert; und Bessarabien von J. H. Zucker. Gust. Nicolai's geist- und geschmackloses Machwerk: Italien, wie es wirklich ist; als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, hat (horribile dictu) bereits eine zweite, verm. (!) und verb. (?) Auflage erlebt. Der Verf. hat seinen rachesüchtigen Plan wenigstens in so fern ausgeführt, daß man sich in Italien wirklich über sein Buch ärgert.

5. Philologie. Obwohl das Bedürfniß der Gegenwart, die materiellen Interessen der Nation auch die Deutschen vorzugsweise zu dem Studium der Realwissenschaften auffordern, so ist doch auch in den Humanitätswissenschaften, in deren Pflege und Ausbildung Deutschland das Meiste, das Höchste geleistet, keine Abnahme bemerkbar. Im Gegentheil ist auch im dießjährigen Meß-Cataloge die Philologie von allen wissenschaftlichen Zweigen am reichsten bedacht. Jener Moderatismus (wir nehmen das Wort in seiner edelsten Bedeutung), der dem deutschen Volkscharakter aufgeprägt erscheint, ist unverkennbar die Folge einer durchgrei-

Digitized by Google

fenden Humanitätsbildung. Will man auch als Schattenseite dieser Bildung herausheben, daß ihr eine gewisse pedantische Schwerfälligkeit anklebe, daß sie Passivität und Unbehülflichkeit bei Lösung der wichtigsten Lebensfragen nachschleppe, daß sie das Herz mit verblichenen, der Zeit entrückten Empfindungen durchfröstle und den Verstand mit unpractischen Formeln durchsäuere; so kann man andererseits mit schlagendem Uebergewichte zu ihrem Vortheile anführen, daß sie die schönsten, größten und höchsten Ideen der Menschheit festhalte und nähre, daß sie Richtigkeit und Schärfe im Denken, Tiefe, Wahrheit und Innigkeit im Fühlen begründe, daß sie das Leben als treuer Leitstern erhelle, und die Potenzen der Seele zu einer freien, im Selbstbewußtseyn ruhenden Kraft erhärte, an deren unerschütterlichen Marmorwänden sich doch zuletzt der Schwall des Unsinns zerstäuben, der Anstoß der rohen Gewalt zerschellen muß. Die Elemente des Wahren und Schönen sind ewig. Bei den Alten sind sie am Einfachsten gestaltet; denn auch ihr Leben war einfach. Ihre Zeit war eine herkulische Kindheit. Unsere Zeit, die durchlebter, vielleicht auch abgelebter ist, soll den Sinn der Alten, die Urideen der Menschheit festhalten; die Gestaltung und Form hingegen geht aus ihr selbst hervor; sie erfordert einen härteren, schärferen Stahl, denn auch der Stoff ist zäher, widerstrebender geworden:

Drum nicht verzagt! den Sinn der Alten
Verstehn wir anders zu gestalten,
Denn jede Zeit trägt ihr Gewand;
Und an dem Wall der Menschengröße
Gen des Geschickes Keulenstöße
Baut immer fort des Menschen Hand.

Die Sprache ist die älteste und zugleich größte Erfindung der Menschheit. Erst die neuere Zeit hat die Sprachkunde als solche zu einer Wissenschaft erhoben, die auf Literatur, Geschichte, Archäologie und Ethnographie, und zwar gerade auf deren dunkelste Stellen erfreuliche Lichtstrahlen aussendet. Die Deutschen haben in der Linguistik alle andern Nationen weit überflügelt, denn sie besitzen einen unermüdlichen Fleiß, und verstehen es, ihre Talente von den Zerstreuungen der Welt zu isoliren.

Doch wir wollen im Kurzen anzeigen, was der Meß-Catalog im Gebiethe der Philologie Neues bringt. Als Einleitungen zu diesem Studium sind erschienen: eine Encyklop. der philolog. Wissenschaften von A. Matthiä; von H. E. Bindseil Abhandlungen zur allgem. und vergl. Sprachlehre; Plan einer Pasigraphie von F. A. Gerber; und von S. Stern: Grundlegung einer Sprachphilosophie. Unter den vielen Ausgaben und Uebersetzungen griechischer und römischer Autoren treten hervor: Aeneae Gazaei Theophrastus et Zachariae Dialogus von Boissonnade; Arriani Expeditio Alexandri von C. W. Krüger; Athenaei Deipnosophistae in Stereotypausgabe; sechs Schriften des Cicero; Cleanthes von Sturz; Epicharmus von Polman Kruseman (Harlem); Gregorii Nyss. Oratio catech.; Hephaestion, ed. *Roulez* (Bruxellis); Horaz, im Versmaße der Urschrift übersetzt von Fr. Gehler; Lucan von C. H. Weise; Lucian von C. Jacobitz; Minucius Felix, ed. *Muralto* (Turici): Ovid von Baumgarten-Crusius; Plinius von Sillig; Simonides, ed. F. Th. *Welker*; ein dem Statius zugeschriebenes Gedicht von C. Beck u. A. Als Hülfsbücher zum Verstehen der Klassiker stellen sich dar; Cicero in seinen Briefen von Abeken; Scholia in Homeri Iliadem von Professor Bachmann; der 1. Bd. der von E. F. Richter herausgegebenen Bibliotheca Commentariorum in scriptores et graecos et latinos; der epische Cyclus oder die homerischen Dichter von J. F. G. Welcker; eine höchst beachtenswerthe Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Herm. Ulrici; die Geschichte der röm. Beredsamkeit von A. Westermann, und Historia critica scholiastarum latinorum von W. H. D. Suringar. An guten Wörterbüchern, Grammatiken und Lesebüchern zur lateinischen und griechischen Sprache ist gleichfalls kein Mangel. Andere hieher gehörige Erscheinungen sind: ein Wörterbuch der griechischen Musik von Fr. von Drieberg; über das Verhältniß der Hermann'schen Theorie der Metrik zur Ueberlieferung von Geppert; von Giese der äolische Dialect und von K. W. Göttling eine allgemeine Lehre vom griechischen Accent.

Das so wichtige Studium der deutschen Sprache, und die Veröffentlichung ihrer Denkmäler, ist dießmal weniger mit Neuigkeiten bedacht worden. Von E. G. Graffs althochdeutschem Sprachschatze sind die zweiten und dritten Lieferungen erschienen; eine Chrestomathie des Altdeutschen von F. A. Gerber; ein Abdruck des Theuerdanks, mit Anmerkungen von C. Haltaus; eine zweite Auflage von Scheller's Ausgabe des altsassischen Reineke de Fos fan Hinrek Fan Alkmer; eine deutsche Grammatik nach den Grundsätzen der vergleich. Sprachwissenschaft von Rinne; Alphabete und Schriftmuster vom 8ten bis zum 16ten Jahrhundert vom Biblioth. Jaeck, drittes Heft; und der dritte Band des baierischen Wörterbuches von Schmeller. Auch das Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen ist dießmal ziemlich leer ausgegangen. Von Wüstenfeld erschien, Arab. und Latein. mit Anmerk. Abulfedae tabulae quaedam geographicae; von Stickel, Ali ben Abi Taleb sententiae, Arab. und Persisch mit Anmerk. und Glossar.; von G. W. Freytag die Forts. seines kolossalen arab. latein. Lexikons, und eine hebräische Grammatik; auch M. H. Fr. W. Schubert lieferte eine hebräische Schulgrammatik, und J. P. J. Zimmermann eine hebräische Interpunktionslehre. Für das Sanscritstudium, das in Deutschland so bedeutende Fortschritte macht, und in wenig Jahren wohl an jeder gut organisirten Hochschule eine Lehrkanzel erhalten dürfte, ist neu erschienen: Probodha Chan-

Digitized by Google

drodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine ed. Herm. *Brockhaus*, Fasc. I., und Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sansc. und Deutsch von demselben. An Hülfsbüchern zur Erlernung der abendländischen gangbarern Sprachen ist kein Mangel; wir bemerken darunter eine Schrift: über den Ursprung des Futurs und der Condicionale im Spanischen und Portugiesischen, von Eberh. Wiens. Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist: Die Sprache der Albaneser oder Schkipetaren, von J. R. von Xylander.

6. Pädagogik. Der Deutsche ist ein vortrefflicher Pädagog. Früher verschrieb sich die Aristokratie immer zwei Bestandtheile ihres Hausbedarfes aus Paris, nämlich ein Exemplar Hofmeister und ein Stück Koch; jetzt ist man aber doch schon dahin gelangt, der Gründlichkeit des Wissens, und dem biederen Sinne eines deutschen Erziehers den Vorzug einzuräumen. Ja, Deutschlands Erziehungskunde und Schulwesen haben sich sogar bei fremden Nationen Achtung und Eingang verschafft. Musterhaft in jeder Beziehung ist Preußens Schulwesen, das unbedenklich von allen übrigen Staaten nachgeahmt werden dürfte. An guten, mittelmäßigen und kümmerlich zusammengestümperten Kinderschriften, Bilderbüchern, Fibeln u. s. w. erscheint jährlich eine Legion. Sie sind für den Buchhändler gute Waare, denn der großen und kleinen Kinder gibt es sehr viele; auch ist ihr Verbrauch sehr stark, denn Kinder, wie bekannt, haben ein Buch meistens eher zerlesen, als durchgelesen. Man sollte aber eben bei Kinderschriften die gewissenhafteste Auswahl treffen, denn man bedenke, daß keine Eindrücke so tief wurzeln, und so lebendig bleiben, als die in der Kindheit empfangenen, und daß die Erinnerungen aus den Kinderjahren weit durchgreifender sind, als die späteren Gedächtnißbilder.

Was in der Kindheit früh erlauscht
Der Sänger — noch verstand er's kaum, —
Es lebt ihm fort, und stets umrauscht
Ihn seiner Knabenbilder Traum.
Des Mannes Brust durchzittern leise
Der Kindheit halbverklung'ne Sagen,
Schwertlilien gleich, die unterm Eise
Im Winter schlummernd Keime tragen.

Wir lassen aber die große Menge der Jugendschriften hier unberührt, und beschränken uns auf das Gebieth der höheren Erziehungskunde. Von Herbart, dem mit Recht gefeierten Denker, erschien ein Umriß pädagogischer Vorlesungen; von Herzog eine Sammlung der österr. Schulgesetze; von Köhnke, über Staats-Schulbehörden, Volksschulseminarien und bessere Besoldung der Volksschullehrer; eine statist. Zusammenstellung der Elementarschulen im Großherz. Hessen von M. A. Ries; Wolf: über Erziehung, Schule und Universität, zusammengestellt von W. Körte; dann von F. H. C. Schwarz, Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, dritte sehr verm. und verbesserte Auflage. Auch solche Bildungsschriften (?), deren Hauptaugenmerke die Glattzüngigkeit, der Kratzfuß und das Vorschneiden sind, empfehlen sich im Meßkataloge unter den naivesten, oft auch den dreistesten Aushängschildern. Unter diesen Artikeln ragt ein, auf ästhetischer Basis stehendes Werk großartig hervor: L. G. v. Rumohr's Schule der Höflichkeit, wovon der zweite Theil erschienen ist. (Forts. folgt).

Ferienübungen und Privatbeschäftigungen für Studierende. Wörtlich nach den Classikern des goldenen und silbernen Zeitalters zum Wiederübersetzen in die Ursprache. a) Für Schüler, welche die erste, b) welche die zweyte Grammatikalclasse vollendet haben etc. von Isidor Täuber. Wien 1835, verlegt bey Franz Tendler. 8.

Die breitgetretenen Heerstraßen führen bekanntlich nicht immer zunächst ans Ziel, daher liebe ich im Leben wie in der Wissenschaft die Seitenpfade, wenn sie wo möglich in gerader, als der einzig kürzesten Linie, und noch überdieß durch angenehme Fluren führen. Nach Latium gehen aber der Wege so unzählbar viele, daß es wahrlich eine schwierige Aufgabe ist, den zweckmäßigsten anzugeben. Indeß bleibt es außer allem Zweifel, daß man sich bei den Eingebornen am Besten Raths erholt, um jeden Chargon zu vermeiden, der fast allenthalben so gang und gäbe geworden ist. Zu diesem Ende ist es aber nöthig, erst die Eingebornen, die alten ehrwürdigen Tiberstädter ins Leben zu erwecken, ihnen ihre eigene Sprache mit der ihnen eigenthümlichen Construction in den Mund zu legen, um sie gleichsam als lebendiges Wort von ihrer Zunge wieder ablauschen, und auf die eigene verpflanzen zu können.

Dieß nahm sich vorliegendes Werk zum Zwecke, und verdient daher vor vielen um so mehr Würdigung, als darin Sachkenntniß, Fleiß und guter Wille unverkennbar sind. Auch im Aeußern sind beide Bändchen lobwürdig ausgestattet, und werden sich gewiß allenthalben einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben. J. Moßhammer.

Mit diesem Monate geht die halbjährige Pränumeration auf diese Zeitschrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher geziemend ersucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, für den Platz Wien auch im Comptoir der priv. Wiener-Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterr. Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

50. Mittwoch, den 24. Juni **1835.**

Nachtstationen eines Reisenden. Von Dr. E. M. **Oettinger.** Wien, bei J. **Wallishausser** 1835. VIII. u. 198 S. gr. 8.

»Um das Urtheil gemein oder niedrig denkender Leute habe ich mich nie bekümmert; bin auch nicht gesonnen, ... mich jemals darum zu bekümmern.« Mit diesen Worten schließt der Verf. unnöthiger Weise sein Voewort; unnöthiger Weise: denn es ist, als ob Jemand sagte: »Nun will ich spazieren gehen; sollte mich Jemand mit Koth bewerfen, so werde ich ihn verachten.« Solche Verpallisadirungen lassen Zweifel an Beifall, und dieser zweideutiges Bewußtseyn vermuthen. Vielleicht werden sie oft ohne bestimmte Absicht, weil es eben Brauch ist, hingestellt. Ueberhaupt sucht der edel denkende und begabte Verf. im Vorworte auf mancherlei Wegen der Kritik das Prävenire zu spielen. Die Kritik aber glaubt dem Verf. einen Gefallen zu thun, wenn sie sich bemüht, den Standpunkt, den er einnimmt und von dem aus er beurtheilt zu seyn wünscht, schärfer zu bezeichnen. Wenn in den Tagen des Alterthums, und selbst noch in jenen, wo die Typographie noch neu war, nur Weisheit oder Gelehrsamkeit es der Mühe werth fanden, die Ernte eines mühevollen Tagewerks ihren Zeitgenossen und der Nachwelt aufzutischen, so ist die Literatur unserer Tage zu einem socialen Verkehr geworden, bei welchem jeder Einzelne, dem Bildung, Convenienz oder Selbstgefühl den Eintritt öffnen, sein Votum, bestehe es nun aus Ansichten, Urtheilen, Wünschen oder Träumen, abzugeben sich berechtigt glaubt. Die Lesewelt, indem sie das gelten läßt, will aber ihrerseits auch zu der Forderung berechtigt bleiben, daß jedes Votum, sei es durch Gehalt oder Form, anregend und bedeutend sei. Ob nun unser Verf. diesen Wünschen eines überdieß verwöhnten, satten, leichtsinnigen Publikums zu genügen hoffe, wird seine Bescheidenheit am besten beurtheilen. Man sieht auf den ersten Blick, daß man es hier mit keiner Reisebeschreibung zu thun hat, sondern mit Expectorationen, denen die Localitäten, wo sie ausströmten, nur zur Folie dienen. Und da kann man sich denn, trotz des Präservativs im Vorworte, nicht wegläugnen, daß freilich gar manche dieser Reise-Monologe eben so gut hätten in der traulichen Studierstube gehalten werden können, als auf den denkwürdigen Bühnen, von wo aus sie datirt sind. In Venedig z. E. veranlaßt ein Bild von Palma den Verf. zu einer kleinen Predigt an das schöne Geschlecht, über die Gefahren des Mißbrauchs, den es von seinen Reitzen macht; in Verona ergeht er sich, wie begreiflich, über das Glück und Unglück, das die Liebe aus ihrer Urne austheilt; nebstbei über die Wichtigkeit einer wohlerwogenen Standeswahl; in Cremona gibt ihm ein Jüngling, der mittelst eines Fernglases seinen Freund von einem Thurm aus zu erspähen sucht, Gelegenheit, den unschätzbaren Werth der Freundschaft zu bedenken, und zu rühmen; in Mailand, wo verhältnißmäßig weniger der Ort dazu war, preist er, ohne sich tiefer einzulassen, Italiens Kunstleben. Man wird gestehen müssen, daß ein solcher Boden in einem empfänglichen Geiste Früchte feineren Aroms zu zeitigen geeignet war. Dagegen werden Strauß und Lanner sich mit Wohlgefallen neben Orpheus, David, Timotheus und Thales genannt finden (S. 155); die Begünstiger der Eisenbahnen werden mit Freude vernehmen, welche kühnen Hoffnungen der Verf. auf diese Anstalt baut (S. 160); nur Münchens Kunstwunder werden über die fast nur lexicalische Lobrede klagen, mit der sie (S. 167) abgefertigt werden. Doch wollen wir mit dem Verf. über alles das nicht rechten. Vielleicht haben Rücksichten ihn bestimmt, uns einen Theil seiner Reflexionen vorzuenthalten; wenigstens muß diese Vermuthung entstehen, wenn man die oft befremdende Aufeinanderfolge der Stationen bedenkt, als: Linz, München, Lindau, Wangen, Weimar, Schönbrunn! — Gefühl für's Gute und Schöne, Bekanntschaft mit dem Denkwürdigsten in verschiedenen Bildungskreisen, vorurtheilsfreie Vaterlandsliebe, edle Wärme, gesunde Urtheilskraft, rechtlicher Wille, ästhetische Cultur, sind nirgends zu verkennen; das Bedeutende geht nicht unempfunden am Verf. vorüber; das Schöne sucht er in angemessenen Ausdrücken festzuhalten; dem Guten weiht er seine Wünsche, und deutet hie und da die Wege an, auf denen, seiner Ansicht nach, dessen Gedeihen zu fördern wäre. Hierbei kommt ihm eine Daestellung zu Statten, die sich mit Geschick zwischen Nüchternheit und Ueberschwenglichkeit bewegt, so, daß man sich im Lesen wohl veranlaßt fühlt, zu wünschen, der Verf. möchte die Reliquien seiner Pilgerschaft,

Digitized by Google

gemischt aus Betrachtung und Beschreibung, mit einem Uebergewicht von Gefühl, wie sie sind, lieber gleich rhythmisch eingefaßt, und als Lyrik gebothen haben; ein Wunsch, der durch die so schön gelungene Glosse (S. 123 Desenzano) nur noch mehr begründet wird.

Da also der Verf. nun einmal zu den »niederschreibenden Reisenden,« von denen Yorik nichts sagt, gehört, so werden ihm Aehnlich-Gebildete Dank wissen, daß er verwandte Saiten erklingen ließ, daß er die Stunden der Ermüdung opferte, ihnen ein Stammbuch herzlicher Gefühle zu hinterlassen; sie werden mit Vergnügen dem entgegensehen, was er aus Nord-Deutschland mitgebracht, und zu dessen Veröffentlichung er im Vorworte Hoffnung macht. Denn wenn es gleich zu weit führte, zu verlangen, daß alles, was gute und gescheite Menschen irgendwo fühlen oder meinen, gedruckt werde, so findet doch jeder Autor am Ende sein Publikum, und der wohlmeinende soll es finden! Die Stimmen der Thorheit und des Mißwollens sollen die seine nicht ganz verdrängen!

Schließlich aber können wir nicht umhin, der geschmackvollen Besorgung der Auflage das verdiente Lob zu spenden.

D. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Der Oster-Meß-Catalog für das Jahr 1835.

(Fortsetzung.)

7. Jurisprudenz. Die Theorie des Rechtes ist in Deutschland nach allen Beziehungen als Wissenschaft begründet. Das Naturrecht, das mit der Rechtsphilosophie Hand in Hand geht, hat seine scharfsinnigsten und beredtesten Vertreter gefunden. Das positive Recht nähert sich immer mehr der Idee der rechtlichen Zustände; es entschlägt sich allmählig jener heillosen Kasuistik, die dem Rechtskandidaten sein Palladium, die Begeisterung für die Heiligkeit seines Berufes, entreißen, den Rechtsfreund in den Augen der Menschheit zum gefährlichen Söldner der Ränkesucht herabwürdigen, den Richter aber auch bei dem besten Willen oft zur Verzweiflung oder zu Fehlgriffen treiben mußte. Es ist natürlich, daß das Studium des Römischen Rechtes bei der fortschreitenden Entwicklung des neuen Civilrechtes in Abnahme kommt. Dessungeachtet wurde und wird in Erklärung der Pandekten, dieses Glanzpunktes des menschlichen Geistes in Entwirrung der Rechtsverhältnisse, Erstaunliches an den Tag gefördert. In Bonn ist erschienen die erste Lief. des Corpus Juris Romani Antejustiniani, herausg. von Böcking, Bethmann, Hollweg, u. A.; und von P. L. Kritz, das Pandectenrecht, mit vergleichender Hinweisung auf das französische, österreichische und preußische Recht. Von der Richterschen Ausgabe des Corpus juris canonici, und von den durch Alex. Lang, dann durch Bruno Schilling und C. F. Sintenis besorgten Verdeutschungen dieses Gesetzkörpers wurden die Fortsetzungen geliefert. Das ältere deutsche Recht erhielt Beiträge durch Beseler's Lehre von den Erbverträgen, durch L. M. Riedel's Schrift über die Dorfschulzen, und durch Homeyer's zweite umgearb. Ausgabe des Sachsenspiegels nach der Berliner Handschrift v. J. 1369. Im Gebiethe des neuen positiven Civil- und Strafrechtes, dessen Bearbeitung und Ausbildung fast alle deutschen Staaten eine fortgesetzte Sorgfalt widmen, sind die meisten Neuigkeiten erschienen: von A. Bauer ein Lehrbuch des Strafprozesses und Straf-rechtsfälle; von J. H. Bender ein Privatrecht der freien Stadt Frankfurt; der 1. Thl. von Dolliner's vortrefflicher Erläuterung des österr. Eherechtes (2. Aufl.); von G. v. Heilfeld Beiträge a. d. gemeinen und sächs. Civilrechte und Civilprozesse; von F. Kappler ein jurist. Promptuarium des 19. Jahrh.; von J. C. Kretzschmar ein Repert. sämmtl. preuß. Gesetze; von Lene die Theorie des Beweises im preuß. Civilprozeß; und von C. G. Wächter die Verbrechen der Entführung und der Nothzucht. Der Prozeß hingegen ist noch immer eine krankhafte Stelle im deutschen Rechtskörper. Er ist die Beitze, worin das Leder unserer Geduld gegärbt wird. Man mag gegen die schnelle Entscheidung durch Assisengerichte Manches mit Grund einwenden; rasche Heilung oder schneller Tod sind aber doch immer besser, als ein durch Jahre sich hinschleppendes Siechthum. — Für die Rechtswissenschaft im Allgemeinen sind noch folgende Erscheinungen merkwürdig: Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung (4. Bd.) von Ed. Gans; zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen (2. Bd.) von C. F. Göschel; eine Preisschrift über die Ministerialien von A. v. Fürth; von Fr. Mackeldey Grundriß des Erbrechts, und Excurse über einzelne Rechtsmaterien; ein Rechtslexikon (Altona); und von Roßhirt die Lehre von den Vermächtnissen. E. v. Moy lieferte ein Lehrbuch des bairischen Staatsrechtes.

Schließlich müssen wir noch zum Ruhme unseres Vaterlandes anführen, daß Oesterreich in Bearbeitung und Verbesserung seines positiven Rechtes allen Staaten Deutschlands mit großartigem Beispiele vorangegangen ist. Sein Civilgesetzbuch ist musterhaft und der Berücksichtigung und Aufnahme vollkommen würdig, die es bei fremden Legislaturen gefunden. Das Handelsrecht, worüber Frankreich, Italien, die Niederlande (seit 1826), Spanien (seit 1829) und Portugal (seit 1833) vortreffliche Gesetzbücher besitzen, ist nunmehr auch in Oesterreich der Gegenstand gründlicher kommissioneller Erörterungen. Es wird im Geiste einer liberalen Handelspolitik aufgefaßt, und kommt den Bedürfnissen der Zeit nach Möglichkeit entgegen. Der Codex wird das eigentliche Handelsrecht, das Wechselrecht, das Seerecht, die Fallitenordnung sammt dem gerichtlichen Verfahren enthalten. Der Entwurf der Wechselordnung ist bereits dem Drucke übergeben und der Beurthei-

Digitized by Google

lung des Publikums, der Stimme der öffentlichen Meinung unterzogen worden. Auch an Verbesserung der übrigen Theile der Gesetzgebung wird fortwährend gearbeitet. Am dringendsten bedarf der Civilprozeß eines rascheren, festeren Ganges, dessen Institutionen dem weiten Gewissen des Vertreters und der Bequemlichkeit des Richters noch zu viel Spielraum gestatten.

8. Staats- und Cameralwissenschaften. Diese Wissenschaften, worin Engländer, Franzosen und Italiener mit den scharfsinnigsten, aus der Erfahrung geschöpften Untersuchungen uns vorgearbeitet haben, gewannen nun auch in Deutschland einen festen Standpunct. Die Aufgaben der Staatsverwaltung und die Verhältnisse derselben zum einzelnen Staatsbürger wurden von allen Richtungen aus näher ins Auge gefaßt und die Begegnisse des konstitutionellen Lebens verschafften den Berufenen Gelegenheit, ihre parlamentarischen Talente zu entwickeln und auszubilden. Die Publicistik verschlingt einen großen Theil der Tagsliteratur. Politik ist ein Lieblingsthema des großen Publikums geworden. Jeder will sein Schärflein beitragen, Jeder will sich aussprechen. Dieser Hang ist beinahe zur Manie geworden. Man verlangt bei jedem Werke ein Bischen Politik; insbesondere bei den Werken der Poesie; und es haben sich allerdings bereitwillige Reimschmiede gefunden, die, mit übelverstandener Nachahmung hochragender Vorbilder, versificirte Zeitungsartikel auftischten. Eine Unzahl publicistischer Pamphlete unter den sonderbarsten Titeln überschwemmt den Markt, und verrückt das Gehirn der Menge, die zuletzt nicht weiß, welchen Wortführern sie beipflichten, an welche Meinung sie sich anklammern soll. Die meisten dieser Broschüren enthalten nur Worte, nichts als Worte! Wenige nur sprechen ein Wort am rechten Ort, das als fruchtschwangeres Saatkorn auf guten Grund fällt. Es ist aber doch nicht zu verkennen, daß Männer aufgestanden sind, die, den höchsten Zweck im Auge haltend, ihren Gegenstand mit der, dem Deutschen eigenthümlichen Wissenschaftlichkeit behandeln. Das große Feld der National-Oekonomie wird mit dem besten Erfolge bebaut. Die Staatswirthschaftslehre muß natürlich mit desto größerer Sorgfalt ausgebildet werden, als eine wohlgeordnete Haushaltung sich jeder Regierung als eiserne Nothwendigkeit darstellt. Die Finanzen sind das Triebrad, wodurch der innere Organismus des Staatskörpers bewegt wird. Das Steuerwesen wird nach allen Seiten beleuchtet, selten aber erleichtert. Der öffentliche Credit spielt eine Hauptrolle im großen Staatendrama. Er ist der an den Fels geschmiedete Prometheus, an dessen Leber die öffentliche Meinung mit ihrem Geierschnabel nagt. Er hat den Göttern ihre gefährlichste Waffe gestohlen, und sie den Menschenkindern in die Hand gespielt. Viele Prüfungen und tragische Erlebnisse hat er bestanden; er verhüllt aber den Gewaltigen die Zukunft in stolzer Schweigsamkeit; und gerade in dieser unenthüllten Zukunft liegt das Geheimniß seiner Macht, das Schreckbild der Zeit.

Aus den, in diese Rubrik gehörigen Erscheinungen zeigen wir Nachstehende an: Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung von J. H. Bartels; das Landvolk im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin von C. F. W. Vollbrügge; Handbuch der Staatswirthschaftslehre von Prof. Bülau; die Politik von F. C. Dahlmann; von Freih. von Gagern, Resultate der Sittengeschichte, 1. Bd. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie, zweite vermehrte Auflage; eine Uebersetzung von Hepp's Staatswissenschaft; öffentliche Charaktere von D. C. Gutzkow; Lehrbuch der ökonom. Politik von Carl v. Rotteck; von Sietze, oberstrichterliche Gewalt des Staates, und Cabinets-Justiz in ihrer wesentlichen Differenz; von Springsfeld, Dieterici's Kritik der Schrift: Preußen und Frankreich, im Interesse der Rheinländer beleuchtet; von Zangen, die Verfassungsgesetze deutscher Staaten, 3. Bd.; und von Benedict der Zunftzwang und die Bannrechte, gegenüber der Vernunft, dem Rechte und der Wissenschaft.

Unter den Schriften, welche die große Lebensfrage des deutschen Zoll- und Handels-Vereins berühren, ragt als Achilles hervor: Der deutsche Zoll-Verein, sein System und seine Zukunft, vom Staatsr. Nebenius. Die allgemeine Zeitung hat von diesem Werke einen ausführlichen, etwas trocken gehaltenen Auszug mitgetheilt. Wir werden noch Gelegenheit finden, über die Rückwirkung des Vereins auf die Industrie- und Handels-Verhältnisse Oesterreichs in diesen Blättern zu sprechen. Gleichwie Nebenius dem Anschlusse das Wort führt, so findet die gegentheilige Meinung nicht minder gewichtige Stimmführer. Bei einem Vereine, wo sich die materiellen Interessen der Privaten immer mehr verschmelzen, und selbst die Finanzsysteme auf eine gemeinschaftliche Norm zurückgeführt werden, ist die Hegemonie des mächtigsten Vereinsstaates beinahe unvermeidlich. Den ersten Anstoß dürften wohl die Zollausgleichungen veranlassen, die, besonders was den Transito betrifft, in der Volksmenge allein nicht das einzig richtige Theilungsverhältniß zu finden scheinen.

9. Naturwissenschaften und Mathematik. Die Naturwissenschaften haben seit dreißig Jahren einen solchen Wust von Materialien angehäuft, daß wohl andere dreißig Jahre nöthig seyn dürften, das verworren Gesammelte zu sichten, zu ordnen und zu benützen. Täglich macht man neue Beobachtungen. Selbst der Neophit in der Naturkunde hält sich schon für berufen, die Erfahrungen seiner Vormänner zu berichtigen, und ein eigenes, wo möglich geniales System zu bauen; er hüllt sich, ein zweiter Sarastro, in den Nimbus seiner Pyramidengeheimnisse. Die Sucht nach Systemen wuchert gerade in jenen Köpfen am üppigsten, die ihr Wissen nicht aus eigenen gründlichen und gereiften Beobachtungen und Er-

Digitized by Google

fahrungen abgezogen haben, sondern sich bloß an dem Dunste des aus fremden Trauben gekelterten Weines berauschen. Mit dem Wissen in diesem Fache wird überdieß ein ausgedehnter Hausierhandel getrieben, es wird in eine Unzahl von Flugschriften und Journalen zerstreut und verspilttert. Die Mineralogie (ein, was die Diagnose betrifft, nur wenigen Eingeweihten vorbehaltenes Studium) hat sich durch Mohs eine ganz neue Bahn gebrochen, und behauptet nun eine imponirende Selbstständigkeit. Botanik und Zoologie hingegen sind noch im Schwanken. Man treibt sich noch viel damit herum, im Reiche der Pflanzen und Thiere, mit Außerachtlassung ihrer Physiologie und Oekonomie, Namen auf Namen zu häufen, selbe umzutaufen, Genera zu schaffen, zu trennen, in einander zu schieben, und ein Labyrinth von Monographien zu erbauen, ohne jedoch Ariadne's Faden in die Hand zu geben, der in diesem Gewirre den rechten Weg zum Ziele zeigen könnte. Außer mehren populär gehaltenen botanischen Schriften sind erschienen: Physiologie der Gewächse von L. C. Treviranus 1. Bd.; Pflanzen-Physiologie von Prof. Reum; von Eisengrein die Pflanzenfamilie der Papilionaceen oder Leguminosen; Ekström's Beobachtungen über die Fische in den Scheeren zu Mörkö, aus dem Schwed. von Creplin; die afrikanischen und australischen Pflanzen von Ecklon und Zeyher; Erman's naturhist. Atlas zu seiner Reise um die Erde; Flora des Herzogth. Nassau von Genth; Monogr. generis Potentillarum von Lehmann; die Beschreibung der Pflanzen in Chile, Peru und am Amazonenstrome, von Pöppig und Endlicher; die Versteinerungen des nordwestl. Deutschlands von F. A. Römer; die abyssinischen Wirbelthiere von Rüppel; H. Schott's Rutaceae (Wien); gemeinnütz. Naturgesch. von Lenz 1. Band, und die Geschichte der Natur von G. H. v. Schubert. — In Chemie und Pharmacie ist das Bestreben, alles auf Stöchiometrik zurückzuführen, vorherrschend. Die Sucht, Isomerien zu wittern, die Aggregatzustände in einander zu verwandeln, und für jeden organischen Körper ein eigenes Princip zu erdichten, dürfte als Schattenseite der Chemie und Physik erkannt werden. Die Theorien der unwägbaren Stoffe nähern sich allmälig einem gemeinsamen Mittelpuncte — der Identität von Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus. Die Schallbewegung ist neuerdings in Untersuchung gezogen worden. Physik und Astronomie begannen seit Faraday's Entdeckungen, seit Gauß's und Herschel's Beobachtungen eine neue wichtige Epoche.

Um uns in der Geognosie und Geologie weiter zu fördern, dürften Reisen häufiger, als es bisher geschehen, benützt werden. Wie heroisch traten in dieser Beziehung Pallas und Humboldt auf! während die meisten Naturforscher sich darauf beschränken, die Theorie der Erde nach dem Typus ihres vaterländischen Bodens zu modeln. Die Trefflichkeit der Instrumente, welche die Industrie unserer Zeit den Forschern in die Hände gibt, scheint mit der Aufmerksamkeit und dem Fleiße derselben im umgekehrten Verhältnisse zu stehen. Man verläßt sich auf annäherungsweise Durchschnittsberechnungen, und meint, die Wahrscheinlichkeit im Objecte zu finden, anstatt die Irrthümer im Subjecte zu suchen. Experimente sollen stets so angestellt werden, daß es jedem Sachverständigen möglich wird, sie nachzumachen. Das bloße Nachschreiben dessen, was Andere gesehen haben, während man die eigenen Augen nur zum Lesen braucht, ist der Krebsschaden unserer Naturwissenschaften. Aus den genannten Fächern werden nachstehende Novitäten angezeigt: Grundriß der analytischen Chemie von J. A. Buchner; Egen, über den Haarrauch; Beiträge zur physikal. Chemie von Döbereiner; Handwörterbuch der Chemie von Liebig und Poggendorf; Grundriß der Chemie von Moldenhauer; Einfluß des Mondes auf das Barometer von Fr. Schneider; das Kreosot von Reichenbach und Schweigger-Seidel; dann von Scharlau, Lehrbuch der Pharmacie. In der Mathematik sind erschienen: Lehrbücher der Trigonometrie von Creizenach und J. G. Graßmann; Anwendung der Analysis auf die Rectification der Kurven, von Dirksen; Poisson's Lehrbuch der Mechanik, von M. A. Stern; Lehrbücher von E. Sachs und G. Schreiber; dann der Differenzial-Kalkül von G. Strauch.

(Der Schluß folgt.)

Mit diesem Monate geht die halbjährige Pränumeration auf diese Zeitschrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher geziemend ersucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung; für den Platz Wien auch im Comptoir der privil. Wiener Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterr. Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

51. Sonnabend, den 27. Juni 1835.

Der Oster-Meß-Catalog für das Jahr 1835.

(Schluß.)

10. Physiologie und Medicin. Die Anatomie und Physiologie, nebst der Psychologie die Grundlagen der Heilkunde, stehen gegenwärtig in Deutschland auf der höchsten Stufe. Ruhige Forschung, genaue Untersuchung und rastlose Thätigkeit sind in diesen Fächern den Deutschen vorzugsweise eigen. Pathologie und Therapie, dann practische Chirurgie werden besonders in Oesterreich, wo sie die Staatsverwaltung nahmhaft unterstützt, und in Nord-Deutschland erfolgreich betrieben, und wetteifern, mit den übrigen homogenen Zweigen zu einem gemeinsamen Centrum zu gelangen. Noch nie aber war die Theorie dieser Wissenschaften schwieriger, als gerade jetzt, da die jüngeren Systeme verworfen, zum Theil die älteren wieder hervorgehohlt wurden, und der, von der Homöopathie angeregte Streit zwischen Beobachtung und Hypothese die Parteisucht so kräftig nährt, daß an Mäßigung bei Beurtheilung der Thatsachen kaum zu denken ist. Man übersieht, daß Erfahrungen am Bette des Kranken nur von vorurtheilsfreien und allseitig ausgebildeten Aerzten mit Nutzen für die Wissenschaft gemacht werden können; man übersieht, daß das Experimentiren und Anstürmen mit Arzneien, besonders mit Mineralpräparaten in zweifelhaften Krankheiten, Wirkungen hervorbringt, die Jeder, nach dem Standpuncte seiner Partei, verschieden deutet. Zum Glück für die Menschheit entschlagen sich die besseren praktischen Aerzte allmälig aller Systeme, und kehren zur sichersten Basis, zur Physiologie, zurück. So wird auch die Homöopathie ihre Rolle aufgeben und in den Chor der verlassenen Systeme zurücktreten. Neue Erscheinungen dieser Rubrik sind: Albers, Atlas der patholog. Anatomie; Bird, über die psychische Heilkunde; Gesundheitslehre von Brüggemann; Bulmeringg, der mineral. Magnetismus (bevorwortet von H. Steffens); Handbuch der Physiologie von Döllinger; über den Typhus von Eisenmann; über das hippokratische erste Buch von der Diät von E. v. Feuchtersleben (Wien), und System der Physiatrik oder der hippokratischen Medicin von Fr. Jahn; Splenologie von Gieseker; Hager, die Entzündungen (Wien); Ph. K. Hartmann, allgem. Therapie; Hoeven, Pathologie (Leyden); K. W. Ideler, Grundr. der Seelenheilkunde; Ed. Jörg, die Fötuslunge im gebornen Kinde; G. Jörg, spec. Therapie am Geburtsbette; Heim's Leben von Keßler; Euthanasie oder Kunst den Tod zu erleichtern von Klohß, und von dems. über die Gehirnhöhlenwassersucht der Kinder; die Cholera von Kudyß; drei Schriften zur Anatomie von C. Mayer in Bonn; F. und H. Nasse, Untersuchungen zur Physiologie und Pathologie; Probleme der Physiologie von M. E. A. Naumann; Lehrbuch der Sanitätspolizei von Nicolai; Reich, über das Streckfieber; prakt. Arzneimittellehre von Sobernheim; Entwicklungsgeschichte des Menschen von Valentin und der 2. Bd. von Wagner's Lehrbuch der vergleich. Anatomie. Außer diesen sind noch einige homöopathische und populär-medicinische Schriften erschienen, auf die man nur mit Besorgniß blicken kann, da Halbheit nirgends so schädlich ist, als in der Heilkunde.

11. Kriegswissenschaft. Diese Wissenschaft ist auf dem Papiere die harmloseste von Allen. Man kann nicht angeben, welche Fortschritte Deutschland in ihr gemacht habe, denn das System des Friedens erläßt ihr die Prüfung. Uebrigens dürfte wohl nur das österreichische und preußische Militär mit Beruf über Kriegswissenschaft schreiben, da in Deutschland nur Oesterreich und Preußen ein selbstständiges Heer und einen Armeegeist besitzen. Außer manchen gediegenen Aufsätzen in den militärischen Zeitschriften (besonders in der österreichischen) sind erschienen: ein Militär-Conversations-Lexikon; Ernstfeuerwerkerei für die preußische Artillerie; Bemerkungen über den österr. Militärdienst; Fransecky, Geschichte des preuß. 16. Inf. Reg.; Fricius, das preuß. Militär-Strafrecht, und von Fr. v. Kaußler, militärische Rekognoscirung des Donaugebiethes, von den Quellen der Donau bis zu ihrer Mündung in das schwarze Meer.

12. Handelswissenschaft, Gewerbskunde, Haus- und Landwirthschaft, Forst- und Jagdkunde. In der neueren Zeit, wo die Industrie durch Aufhebung der Monopole, durch erleichterten Verkehr ihrer Erzeugnisse, all-

Digitized by Google

mählig entfesselt wird, ist eine gründliche, technische Ausbildung der gewerbetreibenden Volksmenge ein dringendes, unerläßliches Bedürfniß. Die Gewerbsgeheimnisse, die sich bisher von Meistern auf Gesellen fortpflanzten, sollen nun ein Gemeingut Aller werden. Die gewöhnliche Fertigkeit genügt keineswegs den gesteigerten Bedürfnissen der Zeitverhältnisse. Die Anforderungen, welche vom öffentlichen Aufwande gestellt werden, überbiethen die Urproduktion. Die Ausgleichung dieser Unzulänglichkeit, die Lösung dieser Lebensfrage ist nun Aufgabe für die physischen und intellectuellen Kräfte des Menschen. Das Gebieth der Industrie und des Handels ist das Feld, dessen Ernte man in Anspruch nimmt. Die Schultern der gewerbe- und handeltreibenden Bevölkerung haben nun die stärksten Lasten zu übernehmen. Die Befähigung, allen diesen Anforderungen zu entsprechen, alle Hindernisse der Lage zu bewältigen, und doch dabei einen blühenden Familienwohlstand herbeizurufen, liegt in der technischen Kultur. Man ist endlich zur Einsicht gelangt, daß auch der Handel nur dann gedeiht, wenn er sich vollkommen frei bewegen kann. Unverkenubar sind die Bemühungen neuerer Zeit, Deutschland dem Welthandel zugänglich zu machen, zu dem es von der Natur berufen scheint. Die Zukunft läßt die erfreulichsten Resultate erwarten. Die Literatur dieser Rubrik ist mit Lehr- und Hülfsbüchern aller Art reich bestellt. Wir beschränken uns auf die Anzeige einiger Artikel: Arend Anleitung zum Anfert. der Straßenprojecte; Dittler hydrotechn. Reise durch England ꝛc. ꝛc.; Fromann, die Bohrmethode der Chinesen; Garbe, Handbuch der bürgerl. Baukunst; Hildebrand Buchdruckerkunst; Hirschberg Metallarbeiter; J. C. Meißner allgemeiner europäischer Wechselkodex; W. Meißner Anweisung zum Mühlenbau; Ritzen, zur Lehre von den Constructionen in Holz und Eisen; die Lehre der Buchhaltung von Schiebe; Durch welche Bedingungen ist das System der Handelsfreiheit ausführbar? Elsner Politik der Oekonomie; Kreyßig, Begründung der landwirthschaftl. Ertragsberechnungen; Hundeshagen Encyklopädie der Landwirthschaft; fünf forstwissenschaftliche Schriften von F. Höß (Wien); forstwissenschaftliche Mittheilungen von Hubeny (Pest); dann Operationslehre für Thierärzte von C. H. Hertwig.

13. Schöne Literatur und Kunst. Die schöne Literatur ist auf der dießjährigen Jubilatemesse nicht so reich bedacht worden, als es seit ungefähr einem Decennium in Deutschland der Fall war. Nicht die Menge des Gelieferten, sondern dessen Werth, der sich mit dem Kern der National-Literatur amalgamiren soll, kommt hier in Betrachtung. Diese momentane Ruhe deutet aber auf keinen Rückschritt, sie ist vielmehr der scheinbare Stillstand eines Löwen, der Athem hohlt, um einen desto gewaltigeren Sprung vorwärts zu wagen. Die Gestirne am poetischen Himmel Deutschlands gewinnen immer mehr an Licht, an intensiver Kraft. Ihre Glanzseele durchfliegt den ganzen Weltenraum, so daß auch entferntere Sonnensysteme ihrem begeisterten Sphärentanze lauschen. Mitunter tauchen wohl auch Nebeldünste, matte und schnellverglimmende Meteore, Irrwische und faule Dünste hervor, auch verdüstern Wolkenzüge manchmal die Schimmerseligkeit eines Sternes erster Größe; doch das wahre Licht wird sich durch die Zeit als solches bewähren, erborgter Flitter hingegen wird, wenn sein Zunder ausgeglommen, in den Kehricht geworfen werden. Die Poesie hat vielleicht nie eine so merkwürdige Periode erlebt, als gerade jetzt. Sie hat sich der Schulfesseln, der knebelnden Manieren entschlagen, und tritt selbstständig im Bewußtsein ihrer Kraft auf. Sie wäscht sich ihre Augen im Lebensquelle der Natur, und schaut mit klaren Blicken in die Welt und deren Erlebnisse. Die zahmen Gedanken abschüttelnd, die kränkelnden Gefühle ausstoßend, wandelt sie kühn, voll Begeisterung und Leidenschaft ihre Bahn, und spricht eine Sprache, deren männliche Reife der Stolz der deutschen Zunge ist. Der Raum gestattet uns hier nicht, den Zustand der deutschen Poesie näher zu beleuchten. Es ist der Welt bekannt, welchen Aufschwung lyrische und epische Dichtung im schwäbischen Dichterkreise genommen hat. Aber auch in Oesterreich, in dem lang verkannten, oft verunglimpften Lande gesunder Natürlichkeit, ist ein Sangesfrühling aufgegangen. Dichter sind aus Oesterreich hervorgegangen, welche zu den Ersten deutscher Nation gehören, die mit kühnem Anlaufe eine Kluft übersprungen haben, deren Vorstellung schon der Schulpoeterei den Angstschweiß austrieb. Und wie viele schöne Kräfte walten noch im Stillen! Schuldet's nicht den Sängern, daß sie leise singen oder ganz verstummen. Ein heischeres Schreibgesindel krächzt und quiekt noch zu viel um die Ohren der betäubten Menge. Ist aber der Morgen heiter, dann schwingen sich gewiß die sangesfrohen Lerchen jubelnd in die reine Luft. — Der Meß-Catalog enthält nachstehende poetische Erscheinungen: J. G. Bayl's poetischer Nachlaß; Röschen Bellamy, eine poetische Erzählung aus dem Nord-Niederländischen von Jansen; Gedichte von Ed. Brauer; die Marmorbraut, ein orientalisch-humoristisches Gedicht in 6 Ges. von F. Braunschweig; Friedrich Stapß, Erzähl. in fünf Ges. von K. Buchner; das todte Parlament, Ged. in 130 Canzonen von Charles wang; E. Ferrand neue Gedichte; das Jahr der Erde und der Mensch, allegorisch-erzählendes Gedicht von G. W. Fink; v. Gaudy sang Kaiserlieder in Streckversen; auch ein Materialist (?!) brachte seine Gedichte zu Markt; Giftschütz producirte seine poet. Kleinigkeiten (die Poesie bedankt sich für Lückenbüßer); Gilardone parodirte in jüdischer Mundart; J. B. Goßmann besang König Maximilian I., also nicht den letzten Ritter, sondern den ersten König; vollständige Gedichtsammlungen erschienen ferner von J. F. Castelli in 6 Bdn., von O. F. Gruppe, von Hugo Hagendorff, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, von Guido v. Mayer, von G. Schnei-

Digitized by Google

bereit und von W. Smets; Kalker machte eine Sammlung hebräischer Ged. bekannt; A. Knapp erfreute uns mit 2 Bänden seiner neueren Gedichte; L. Krause's Gedichte kamen nach seinem Tode heraus; J. P. Lange schrieb ein Lehr(?)gedicht: die Welt des Herrn, und M. Meyr, ein ländliches (?) Gedicht: Wilhelm und Rosine; F. Müller übersetzte Paindan, die Tänzerin, aus dem Dänischen, und v. Schepeler eine Romanze nebst einigen Seguidillas aus dem Spanischen; der Sang des fremden Sängers, eine Phantasie; W. Schmiedthammer trat mit einem epischen Gedichte: die gefallenen Engel, auf; Amal. Schoppe eröffnete eine neue Sagenbibliothek; Schultheiß beschwor Napoleon auf Helena aus dem Grabe; G. Schwab sammelte fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte, von Haller bis auf die neueste Zeit, zum Schulgebrauche; K. Simrock behandelte die deutsche Volkssage: Wieland der Schmied, in 24 Abentheuern; Griepenkerl und Minkwitz übersetzten die Tragödie: König Oedipus von Sophocles, und Prof. v. Bohlen die Sprüche des Bhartriharis aus dem Sanscrit; K. Streckfuß gab neuere Dichtungen heraus; von Sutner erschien der Minnesänger, eine Legende; G. Treumund ließ Harfentöne aus dem Ungarlande in einzelnen Klängen vernehmen; J. N. Vogl sammelte seine lebensfrischen Balladen und Romanzen; Wilh. Volkgart schilderte Alpenbilder; v. Erlach lieferte den 2. und 3. Band seiner ausgezeichneten Sammlung der deutschen Volkslieder; W. Grimm gab Fridankes Bescheidenheit; der histor. Verein zu Bamberg den Hugo v. Trimberg, und W. Wackernagel ein altdeutsches Lesebuch heraus; W. Wagner übersetzte ausgewählte Gedichte der neuern französ. Poesie; endlich begeisterte der arme Kaspar Hauser P. H. Welcker zu einem lyrischen (?) Gedichte. — Gesammelte Werke zur schönen Literatur sind erschienen: von Mich. Beer, A. F. E. Langbein, W. Neumann, Ludw. Börne (neue Aufl. 1.—6. Bd.), Th. G. von Hippel, 12 Bde., J. G. Seume und L. Wachler; H. Heine lieferte den 2. Theil seines Salons, enth. Religion und Philosophie; Th. Chaubert, eine Auswahl aus den Werken König Friedrich's von Preußen; K. L. Kannegießer, Vorlesungen über ausgewählte Gedichte von Goethe, und Fr. Zirklaup, die Memoiren der Stephanie L. de Bourbon-Conti über Goethe's natürliche Tochter. K. Immermann trat mit Familien-Memoiren in sieben Büchern: die Epigonen, auf; und der Verf. der Briefe eines Verstorbenen mit Semilasso's (eines Halbmüden) vorletztem Weltgange, Traum und Wachen. An Briefsammlungen sind erschienen: Briefe an J. H. Merk von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen, herausgegeben von K. Wagner; Heinr. Pestalozzi's unedirte Briefe und letzte Schicksale; Rahel, Geistes- und Charakter-Gemälde dieser großen Frau aus ihren Briefen und Tagebüchern (in diesen Blättern bereits gewürdigt); J. Schneller's Lebensumriß und vertraute Briefe an seine Gattin und seine Freunde, und dessen Briefwechsel mit seinem Pflegesohne Prokesch, herausgegeben von Ernst Münch; dann Theaterbriefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul, nebst einer Schilderung Weimars in seiner Blüthezeit. Fernere Novitäten sind: Menschen und Gegenden von Karoline von Woltmann; die Memoiren eines Verstorbenen (ein Seitenstück zu den Briefen?); ästhetische Plänkeleien von L. Wienbarg; spanischer Pfeffer gegen deutsches Salz von A. E. Wollheim; eine Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Herm. Ulrici; und die Aleaden des Sophocles von Fr. Vater. H. Weißdorn und der federfertige Ad. v. Schaden schrieben über das öffentliche Leben in München, und Ch. R. Pfitzer gab das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti von G. R. Widmann, aufs Neue mit Holzschnitten heraus.

Unter der Rubrik Romane, worunter auch Erzählungen, Novellen, Mährchen und Sagen begriffen sind, führt der Meß-Catalog 153 Artikel auf. Ein guter Roman gehört bekanntlich in Deutschland zu den Seltenheiten; desto häufiger gelingen aber kleinere Erzählungen und Novellen, die gewöhnlich in Zeitschriften und Taschenbücher eingerückt werden, und später in Sammlungen erscheinen. Derlei Sammlungen sind angezeigt: von L. v. Alvensleben, L. Achim von Arnim (Nachlaß, 6 Erzähl.), Brinkmeier, E. Duller, L. K. Eilner, G. Ferrand, Charlotte v. Glümer, Henriette Hanke, C. Hanisch, Fr. Horn, v. Oertel und A. Gliebow, Th. von Kobbe, J. Krebs, L. Kruse, G. Loh, D. Leßmann, J. Lyser, A. Viviano, Penseroso, B. Rathmann, C. Reglomontanus, L. Schefer, H. Smidt, Ludw. Tieck, H. Bilke, H. Wälch, E. Weisflog und H. G. Zehner.

Aus den Romanen sind zu erwähnen: Das Haus Düsterweg von W. Alexis; der Premierminister von C. H. R. Bellani; Arkona und Olaf von F. E. Christen; der Excentrische von F. Clemens; Kronen und Ketten von E. Duller; der König von Groß-Hoffinger; Fränkische Bilder aus dem 16ten Jahrhundert von G. v. Herringen; Rückblicke auf ein buntes Leben von Ed. Heine; Chevalier Raynaud von L. Lax; Lebensbilder aus beiden Hemisphären; Schattirungen von A. Lewald; der Corregidor von Massaloup; des Lebens Wechsel von Rosalie Müller; Patkuls Tod von Marie Norden; Olga, die Griechenjungfrau, vom Verf. des Feldjägers; Eau de mille fleurs von E. M. Oettinger; Elisabeth von Guttenstein von Car. Pichler, geb. v. Greiner; die Blume von Granada von M. Reichenbach; der Wildschütz von L. Rellstab; Stundenbilder von H. Forsch; der Jude des 19ten Jahrhunderts von F. Th. Wangenheim; die Astrologen von E. Weisflog;

Digitized by Google

und die Dithmarsen, eine Bauerngeschichte, keine Rittergeschichte von L. Wienbarg. Auffallende Erscheinungen sind ferner: Soireen, 2 Bände von K. Gutzkow; Molière, eine Novelle von A. v. Sternberg; und der Stern des Morgenlandes, Nov. in 3 Theilen von L. Storch. Ueberdieß enthält diese Rubrik noch eine bedeutende Anzahl von Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Auch die Geister-, Schauer-, Ritter- und Räuber-Geschichten scheinen an Leihbibliotheken noch starken Absatz zu finden, da sie auch dießmal, wie gewöhnlich im Meßkataloge rumoren.

Die Literatur der Schauspiele enthält dießmal nur 43 Artikel, worunter mehr als die Hälfte in Uebertragungen dramatischer Werke des Auslandes besteht. Aus den Originalschauspielen treten nachstehende Erscheinungen hervor: Faust, eine Tragödie von B. v. B.; Aschenbrödel, ein dram. Mährchen, und Hannibal, Tragödie von Grabbe; Nero, Tragödie von Carl Gutzkow; dramatische Dichtungen von Oelenschläger, 2 Theile; acht Artikel von E. Raupach's fruchtbarer Muse, und der dritte Band von Ch. v. Zedlitz's dramatischen Schriften, enthält: Turturell, Herr und Sklave und die zwei Nächte. Tasso hat in einem dramatischen Gedichte in 4 Abthl. einen neuen Bearbeiter an A. Brummer gefunden; und G. Callenius behandelte die Prinzen von Oranien, als geschichtliches Gemälde in dramatischer Form. Ueberdieß sind erschienen: Alboin und Maximilian in Flandern von A. Pannasch; der dritte Band von E. v. Schenk's Schauspielen; König Hiarne, Trauerspiel von Otto vom Ravensberg; Polykrates, Trauerspiel von W. Schnitter; Carl des XII. Tod, Trauerspiel von E. v. Wechmar; und drei Trauerspiele von S. Wiese. Originallustspiele lieferten Jovialis, C. v. Plötz und Linna Reinhardt. — Aus den Werken, die Kunstgegenstände behandeln, führen wir an: Amsler, Alexander des Großen Einzug in Babylon, Marmorfries von Thorwaldsen, mit Erläut. von L. Schorn; Chronologie der griechischen und römischen Künstler von Fr. v. Bartsch; über den Cynocephalus und den Sphinx der Aegyptier von C. G. Ehrenberg; Holbein's Todtentanz; Vorstudien für Leben und Kunst von Prof. Hotho; zweyter Band von Nagler's Künstlerlexicon; Arabesken für Musikfreunde von W. Nicolai; das Erechtheion zu Athen von A. F. v. Quast; Andrea del Sarto von Reumont; Sammlung von Denkmalen und Verzierungen der Baukunst in Rom von Gutensohn und Thürmer; Umriß einer Theorie der bildenden Künste von Schorn; über die Gorgonenfabel von Streber; und Raphaels Madonna di San Sisto, von K. H. Weise.

14. Journalistik. In diese Rubrik gehören 333 Artikel, die als periodische Schriften unter den mannigfaltigsten Titeln, wie Annalen, Magazine, Jahrbücher, Monatschriften, Wochen- und Tageblätter, Archive, Journale, Zeitungen u. s. w. erscheinen. Die Kritik hat sich ganz und gar unter die Aegide der Journalistik geflüchtet, wo sie mit selbstgefälliger Vorbrüstung sich über die Schranken des gesunden Urtheils hinauslehnt, und sich nicht selten im Marktschreiertone Gehör zu verschaffen bemüht ist. Wie es mit der Kritik, namentlich mit der über Werke zur schönen Literatur beschaffen sei, läßt sich am Besten entnehmen, wenn man mehrere Beurtheilungen eines und desselben Buches mit einander vergleicht. Die absolutesten Widersprüche sind häufig. Die Freiheit der eigenen Ansicht soll jedem Kritiker unverkümmert bleiben, er mag sogar für die Richtung, die er als die wahre erkannt, gegenüber einer hemmenden Masse warm und werkthätig Partei ergreifen; aber die Basis aller Kritik, das Element der Wissenschaft und Kunst muß in Allen als feststehende Ueberzeugung wurzeln, in den letzten Begriffen darf kein Schwanken, in den höchsten Ideen keine Flauheit, in den heiligsten Gefühlen keine Selbstbefleckung Statt finden. Begeisterung für das Wahre und Schöne ist ein seltnes Gut; aber Bewußtseyn in, und Ueberzeugung von seinem Berufe wird bei Jedem gefordert. Der Stimmführer, der nicht weiß, was er will, wird mit Recht verhöhnt; ist aber sein Publikum noch bewußtloser, als er selbst, so wird die Zeit ihn als Knecht der Schande brandmarken. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß oft ausgezeichnete Talente ihre Kraft dazu gebrauchen, das Verdienst zu schmälern, die Anerkennung zu verkümmern. Soll der literarische Vandalismus, dessen Tummelplatz K. Gutzkow in der gehaltreichen, neu erschienenen Zeitschrift: Phönix aufgeschlagen hat, wirklich dem armen Vaterlande frommen?

Eine nähere Beleuchtung der deutschen Journalistik würde hier zu weit führen. Das Unwesen des Nachdrucks spuckt noch stark in Zeitschriften, und sogar in solchen, die sich die Originalität mit Aengstlichkeit vor die Stirne nageln, gleichwie der Schuldbewußte am Meisten von seiner Redlichkeit spricht.

Hinsichtlich der in ausländischen Sprachen erschienenen Schriften sollen von Zeit zu Zeit Uebersichten fremdländischer Literaturen geliefert werden.

In einem zweiten Artikel über den Oster-Meß-Catalog werden wir III. Verleger und Buchhandel, IV. Schriftsteller, und V. Intelligenz und Publikum näher ins Auge fassen.

Christian Wilhelm Huber.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

// Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

52. Mittwoch, den 1. Juli 1835.

Ueber Genre-Malerei.

Von R. Braun von Braunthal.

I. Synthese.

Unser Leben ist eine perennirende Kunstausstellung der Natur. Wir bringen uns nicht selbst zur Anschauung, sondern nur ein Bild von uns. Der einfachste Mensch ist hierin mehr Künstler als er weiß, wie der complicirteste oft natürlicher ist, als er glaubt. Wir haben eine Geschichte der Kunst wie eine der Natur; aber an einer Kunstgeschichte der Natur fehlt es uns noch, wenn es nicht etwa die Weltgeschichte ist. Diese enthält jedenfalls geistreiche Referate über die merkwürdigsten Erscheinungen der Lebenskunst, über den zeitweisen Wechsel des Kunstprincips und des dadurch sich ändernden Geschmacks, und liefert ab und zu die bedeutendsten Namen aus denen, die neue Bahn brechen. Sie hat Nationen zu Mitarbeitern, die sie honorirt mit der Bewunderung der Nachwelt, d. i. der Gegenwart. Mit scharfem Blicke folgt sie den Geschmacksrichtungen des Zeitgeistes, und sucht die widersprechendsten Darstellungen jeder Epoche der Grundidee unterzuordnen, indem sie den moralischen Verband (Causalnexus) zeigt, und die unbekannte Größe, das X des Ideals, aus dem gegebenen Reellen richtig zieht. So lehrt sie: „Alle Erscheinungen der Kunst sind jedesmal gleich der Summe aus den Brüchen unserer Natur.“ Nach diesem interessanten Lehrsatze will ich über den gegenwärtig vorherrschenden Geschmack für Genre-Malerei das Exempel stellen, wie folgt:

Jedes Zeitalter brachte ein neues Kunstprincip, d. h. dieses ging jedesmal aus der Humanität (zu Deutsch?) des Zeitalters hervor. Große Geister schufen nicht Epochen; sie waren vielmehr immer nur die Exponenten derselben. — Zu schweigen von den Uranfängen der Kunst (der Egypter, Inder u. s. f.), begann diese mit der Emancipation der Natur unter den Griechen. Ihr Kunstprincip war: Himmlische Ruhe in irdischer Form. Die Zeit des Ideals schloß sich an die der Thatkraft; der praktische Römer sprach: Wahrheit für das Leben. Der Strom der Völkerwanderung überflutete Jahrhunderte, bis er einen mächtigen Damm in Spanien und Italien an der Kunst der Mauren fand. Ihre Palmen bogen sich gigantisch über die Mittelsee, über ganz Hispania bis nach Frankreich; ihre Lautenklänge, der Schall ihrer schönen Waffen, gleich gewandt im Ernst- und Scherzspiele, übertönten das Donnergebraus der Barbarenwogen, die, gleich dem Rheine, im heißen Sande Andalusiens versiekerten. Es war dieß die längste Uebergangsperiode; sie währte acht Jahrhunderte. Inzwischen begann, was wir Mittelalter nennen. Da galt kein Princip, wenn es nicht der Wechsel war. Aus der Nacht der Scholastik stieg der Riesengeist der Antike zum Kampfe mit der Romantik; diese zerschmetterte mit dem Lilienstängel des Christenthums den ehernen Schild jener, die abermals versank, bis sie französischer Ungeschmack — noch einmal heraufbeschwor, um abermals zu versinken. Der Zauber der Romantik zeitigte im Mittelalter Blüthen und Früchte, deren Farbe und Duft uns noch erquicken. — Endlich, nach zahllosen Kämpfen, zwischen Idee und Form, erschien — Shakespear. Die Natur, wie sie ist, war sein Kunstprincip. Die neuere Zeit (nicht die neueste) brachte Schiller und Goethe, mit jenem: Veredelte Natur, mit diesem: Leben der Erde. — So wechselreich war das Leben der Kunst, die, nach dem Gesagten, immer nur der getreue Abdruck jedesmaliger Humanität oder der Natur war; immer in moralischer Nothwendigkeit sich entfaltend, immer in ganz gleichartigen Erscheinungen sich offenbarend, immer als Summe gleichzeitiger Bildungszahlen. — Und was nun brachte und bringt die neueste

Digitized by Google

Zeit? Die Genre-Malerei. Sonst nichts? Wenig sonst. Also doch? Doch. Aber dieses Andere ist nur erst Brouillon, Cartonzeichnung, Skizze; die Künstler harren einer mäcenatischen Zeit, deren Morgendämmerung schon als leiser Lichtstreif den Horizont begränzt. —

II. Analyse.

Das vom Wechsel des ästhetischen Princips (Schönheitgesetzes) eben Gesagte gilt für alle Kunst; denn die Künste bedingen sich vorbestimmend und rückwirkend: sie kreisen alle, wenn auch in verschiedenen Bahnen, als Planeten um den Fixstern Geist. Der echte Bildner ist ein guter Dichter, wie der wahre Dichter ein guter Bildner ist. Ob man mit Farben oder mit Worten malt, ist gleich; Aufgabe bleibt für jeden Künstler: Naturgetreue Anschaulichmachung (Darstellung) einer Idee in entsprechend schöner Form; Zweck dieser Aufgabe ist: Freimachung der Fantasie durch Erregung und Läuterung der Affecte. — Die Analogie der Künste zu allen Zeiten wäre nicht schwer zu erweisen, und ich behalte mir diese äußerst interessante (nichts weniger als hypothetisch spitzfindige) Beweisführung in einem besonderen, durch diese Blätter mitzutheilenden Artikel vor; dem kunstsinnigen Leser möge vorläufig die Zusammenstellung einiger Namen aus den oben bezeichneten Kunstepochen genügen, nur leichthin zu zeigen, wie alle Künste allzeitig Hand in Hand gegangen. So nenne ich für das Kunstprincip der griechischen Kunst im höchsten Style: Sophokles, Zeuxis, Phidias; für jenes der römischen (die, anfangs in sclavischer Nachahmung der griechischen befangen, sich später durch Empirie ganz erniedrigte) Virgil, gegenüber den, größtentheils unbekannten, Meistern der Baukunst; für die Eingangsperiode der Romantik: Dante, Heinrich v. Ofterdingen und Cimabue (die eigentlichen Gründer neuerer Poesie und Malerei); für die religiös-romantische Epoche: Raphael, Dürer, Mich. Angelo Buonarotti, Palladio, Ariosto und Tasso; für das Princip der treuesten Naturwahrheit: Shakespear, Cervantes, Camoens, Calderon und Rubens; zur neueren Zeit, der nämlich der abermaligen Idealisirung: Schiller, Mozart, Mengs, Thorwaldsen und David.— Uebergang zur neuesten Zeit der Kunst, ihr Würdenträger ist — Goethe. Eh ich noch auf ihn und die, um ihn her sich regenerirende Gegenwart zu sprechen komme, erlaube ich mir eine spielende, aber artige Bemerkung. Raphael ist geboren anno 1483; Mich. Angelo 1474; Ariosto im selben Jahre; Murillos 1618; Shakespeare 1564. Wer wollte die geistige Verwandtschaft dieser großen Künstler in Abrede stellen? Derselbe Sinn für architektonische Schönheit! Und seltsam — die Jahreszahl der Geburt dieser fünf Heroen gibt die Summe 16. — Viermal vier! —

III. Parabase.

Die Genre-Malerei ist keine Erfindung der neuesten Zeit, schon die Alten kannten sie. Besonders liebten die Römer, die Wände der Gemächer mit solchen Scenen aus dem gewöhnlichen Leben fantastisch zu bemalen, wie neuerlich die Ausgrabungen von Pompeji zeigen. Ihre Grotesken sind Genre-Bilder. Heute aber sind solche Darstellungen keine bloß untergeordnete Gattung mehr, sondern machen, neben der Landschaft und dem Porträt, eine Hauptsache. Die Niederländer, vorzüglich die Holländer, cultivirten sie; die Engländer blieben nicht zurück: ihre Gemüthlichkeit mag der Grund seyn. Wer kennt nicht, was sie hierin geleistet? Selbst das Genie eines David Teniers befaßte sich damit. Bauernscenen, Jagden, Gefechte, Familiengeschichten, Dramolets, Erzählungen (in einer Reihe von Scenen, wie durch den einzigen Hogarth), Thier-, Frucht- und Blumenstücke (Stillleben) — selbst das Gemeinste fand man der künstlerischen Auffassung und Darstellung nicht unwerth; wie bei den Alten Alles durchgöttert war, vergeistigte man jetzt Alles. Es ist nicht zu längnen, daß hierdurch dem gewöhnlichen Leben gerade bei Völkern germanischen Stammes, denen ihr Comfort Alles, viel Reitz gewonnen ward: so wurde dem Holländer, dessen Küche sein Conversationszimmer, und dem Engländer, dessen Fireside ein Salon, alles zum Hause Gehörige ein liebes Bedürfniß und ein Bild davon mußte ihm das Theuerste seyn. Dieß der Ursprung des Genre-Bildes (Genre — das Allgemeine zu bezeichnen); und so kam es, daß die größten Künstler darauf eingingen: schöne Beleuchtung, überraschendes Colorit, fantastische Composition, oft in tiefer Allegorie oder in witziger, epigrammatischer Auffassung (wie der mit Rosen bekränzte Todtenschädel oder Teniers philosophische Bauern); originelle Weltanschauung machten diese Darstellungen zu Kunstwerken. — Das Genre-Bild verhält sich zum historischen Gemälde ungefähr wie die Ballade, Romanze und das Sinngedicht zum Epos und lyrischen Gedichte, oder wie eine geistreiche Novelle Boccaccio's zum Romane, oder auch wie die Autos sacra-

Digitized by Google

mentales zum eigentlichen Drama. Gemüth und Witz sind seine Grundlage; für die Fantasie (im höheren Sinne) ist der Spielraum zu enge.

IV. Goethe

war der größte Genre-Maler, der allseitigste. Sein Wilhelm Meister ist kein Roman, sondern eine schöne Reihe von Genre-Bildern. Dieser große Lebenskenner, dieser warme Freund und Vertreter der, von der nihilistischen Poesie so hart mitgenommenen, Erde, ihr eigentlichster Dichter, der, nach Fossilien oder Pflanzen suchend, das Licht und die Farben analysirend, oder in der Geschichte forschend, nie vergaß, dem wunden Menschenherzen Balsam, dem durch Leiden verarmten Menschengeiste Erfahrungsgold zu gewinnen, konnte dieser große Mann anders, als das irdische Comfort schätzen, lieben und empfehlend conterfeien? Daher die niederländische Richtung, die Gewissenhaftigkeit der Auffassung und gemüthliche Detaillirung in allen seinen Werken, daher auch das durchaus Allegorische, Didaktische, Praktische. Selbst sein Faust ist nicht sowohl ein Drama, als eine Reihe von kleinen Dramen oder Scenen, deren jede ein gutes Genre-Bild. Ihm, der zuerst auf den malerischen Sinn (Farbensinn) der Natur aufmerksam gemacht, konnte nichts in der Welt der Erscheinungen (Sinnenwelt) der künstlerischen Darstellung unwerth bleiben, und in Wahrheit, tausend Maler vermöchten es nicht, den ungeheuren Schatz von Genre-Bildern in seinen unsterblichen Schriften zu erschöpfen. Ueberall, wo Goethe aus sich selbst herausgeschaffen, bildete er als Genre-Maler; ich wage diese Behauptung gegen alle möglichen Einwürfe hin; nur, wo er nachbildete, verläugnete er sich: Iphigenia, Tasso, Eugenie, Clavigo sind Nachbildungen; Faust, Göz wie alle seine übrigen Dramen sind Genre-Bilder. Eben so im Epischen: Achilleis, Reinecke Fuchs, Weissagungen sind im griechischen Style gehalten, dagegen Herrmann und Dorothea und Hans Sachs im niederländischen Genre-Geschmacke. Sein großer Einfluß auf die Gegenwart wirkte — im Ganzen — schädlich; er ist recht eigentlich der Gründer der jetzigen Genre-Malerei. Die Zersplitterung der Kräfte, die Sucht allgemeiner Vergeistigung, die sinnliche Liebe fürs Gewöhnliche — fallen ihm zur Last, wenn auch nicht zur Schuld. Denn, was ihm, bei der Universalität seines Genies, nicht nur möglich geworden, sondern meisterlich gelungen, wer wollte dieß wieder wagen, ohne in Abgeschmacktheit zu verfallen? Z. B. seine spiegelglatte, herrliche Prosa, der getreue Abglanz seines ruhigen, reinen, selbstbewußten Geistes, ward sie nicht, durch sclavische Nachahmung, der Tod aller Eigenthümlichkeit in der Darstellung für so manchen talentvollen Neueren? Ich frage. — Sein Festina lente — paßt es für den Jüngling? Die Retardation seiner durchaus epischen Weise, muß sie nicht einen an lyrische Sprünge gewöhnten Kopf verkrüppeln? Und so fort. Genug. — Zu Goethe's letzterer Zeit bildeten sich inzwischen auch die Lebensverhältnisse Europas so seltsam aus, daß sie dieser Kunstrichtung sehr förderlich wurden. Man lernte den Werth des Stilllebens, nach allem Jammer der blutigen Scenen, nach vielseitiger Verarmung und allseitiger Abspannung, wieder schätzen und wandte sich mit einer Art Ekel von aller Kunst ab, die, gleich der Schiller's, die Schwingen ewig gelüftet hält, in alle Himmel zu dringen und des niederen Erdenlebens zu vergessen. Was man so theuer erkauft, läßt man sich nicht gerne antasten; man zieht sichere Armuth unsicherem Reichthume vor. Dieß das ganze Geheimniß.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. Von Ludwig Schorn. Stuttgart und Tübingen, bei J. G. Cotta. 1835. (44 Seiten).

Eine gedrängte aber lichtvolle und sehr gut geschriebene Abhandlung über das Wesen der Kunst und das Wechselverhältniß der bildenden Künste im Allgemeinen; eigentlich, wie der Verfasser in der Vorbemerkung selbst sagt, nur die Einleitung zu einem Buche über die Theorie des Schönen und der Kunst, weßhalb in derselben der Begriff des Schönen nicht erörtert ist. Indessen ist diese kleine Schrift, als treffliche Propädeutik, sehr zu empfehlen; eben weil sie, nur auf das Wesentlichste angewiesen, mit mathematischer Genauigkeit die Frage verfolgt und entwickelt und alles Müssige meidet. —

Der Verfasser beginnt mit der Kunst der abstracten Gestalten, der Baukunst, und regt hierbei den bekannten Vergleich derselben mit der Instrumentalmusik wieder an: »Wie diese ihre Akkorde durch Modulationen belebt und verknüpft, eben so gliedert die Baukunst ihre Massen, Flächen und Linien durch mannigfaltiges Theilwerk, an dessen Wechsel das Auge mit Wohlgefallen auf und nieder gleitet, weil es die zartesten Verhältnisse zur Gestalt des Ganzen und zu dem Gedanken (der Idee), der darin waltet, ausgesprochen sieht. Und wie die Musik auf ihrer höchsten Stufe Gesang wird und durch das lebendige Wort ihre volle Bedeutung gewinnt, so zieht die Architektur die Künste natürlicher Gestalten, Bildnerei

und Malerei, in ihren Kreis und bedient sich ihres Schmucks zur Vollendung ihrer eigenen Schönheit und Bedeutsamkeit.« — Dieser Vergleich wäre ganz gut ohne — Eins. Ich halte dafür, daß die Musik zu ihrer Vollendung des Wortes nicht bedarf und glaube vielmehr, daß, wo das Wort aufhört, das Reich der Musik sich erschließt. Musik ist die Kunst des Unaussprechlichen; eine Musik mit Text ist ein Unding, wie es alle Opern, Oratorien und Lieder sind. — Dann kommt der Verfasser auf die Künste der concreten Gestalten, Bildnerei und Malerei; deren Verhältniß zur Architektur er so bestimmt: »Die mathematischen Formen, welche die Baukunst benützt, sind die Elemente aller und jeder körperlichen Schönheit, und liegen den mannigfaltigen schönen Bildungen zu Grunde, in welchen das Leben der Natur sich ausprägt.« — »Wo die Idee,« sagt er ferner, »sich im Sinnlichen nicht völlig ausdrücken läßt, bedient sich die Kunst der Allegorie.« Warum aber, frage ich, eine Idee darstellen wollen, die keine reine Form findet? Jede Allegorie läßt kalt. — Was der gelehrte Verfasser über die Gränzen der beiden genannten Künste sagt, enthält bedeutende Wahrheiten: »Bildnerei erreicht die Wirkung der Farbe nicht, Malerei nicht die plastischer Gegenwart. — Durch die Idee (beim Verf. gleichbedeutend mit Gedanke?) wird der Bildner und der Maler zum Dichter, dieser zum bildenden Künstler. — Die Idee lebt auf in der Composition. Diese auf der höchsten Stufe ist Styl; Methode ist weniger, Manier Handwerk: wer sich in der Composition nicht selbstverläugnen kann, bilde nicht. — Symbolische Composition (wie Raphaels Disputa) wirkt episch. Dramatische Darstellungen sind nur in getrennten Räumen (Akten) wirksam. — Am Schlusse sagt der Verfasser sehr wahr und schön: »Das hat die Wahrheit des Kunstwerks mit der des Naturprodukts gemein, daß sie als Seele eines mühelos, durch unmittelbare Schöpfung Entstandenen sich darstellt, daher im wahren Kunstwerke die Mühe des Schaffens sich verbirgt hinter der Vollendung des Seyns, und Alles, was nach inneren Gesetzen nothwendig ist, als ein Zufälliges erscheint. Braun v. Braunthal.

Literarische Notizen.

Für die Geschichte der schwedischen Literatur in den Jahren 1829—1831 verdient Beachtung: Sunto della letteratura Suezzese nei tre ultimi anni 1829, 30 e 31, estratto dalle opere originali, da corrispondenze e da Giornali Suezzesi etc. dal. *Car. Jac. Graberg di Hemsö.* Firenze 1833. 32 S. 8. Verbesserungen und Nachträge in der Swenska Litt. Fören. Tidning 1834. Nr. 12—14.

Nach seinen akademischen Vorlesungen gab Hr. Prof. P. Wieselgren zu Lund einen Ueberblick der schwedischen schönen Literatur: Sweriges Sköna Litteratur, en Oefwerblick u. heraus, dessen 1. Thl. (Lund, Berling 1833. XXXII. u. 479 S. 8.) die sogenannte kirchliche schöne Literatur enthält. — Ein Jahr früher hatte schon Dr. Assar Lindeblad den Anfang einer Geschichte der schwedischen Dichtkunst nach akademischen Vorlesungen herausgegeben: Swenska Sangen. Akadem. Föreläsningar. 1. Delen. Lund, Lundberg och Lönnegren. 1832. 224 S. 8., welche eine weniger günstige Aufnahme fand. Vgl. Swenska. Litt. Fören. Tidning. 1833. Nr. 22. 23.

Die königl. Gesellschaft für nordische Alterthümer zu Kopenhagen widmet vorzugsweise ihre Thätigkeit der Herausgabe isländischer oder altnordischer Manuscripte, und hiervon sind bis 1834 erschienen: »Förmanna Sögur« Vol. I—VIII u. XI; »Oldnordiske Sagaer« Vol. I—VIII. und XI.; »Scripta historica Islandorum« Vol. I—V.; an historischen Sagas von Begebenheiten außerhalb Island enthaltend: Die Geschichte der norwegischen Könige von Olaf Tryggwason bis zu Sverre, und von den dänischen Königen (Knytlinga) von Harald Blauzahn bis zu Canut VI., oder die Periode von der Mitte des 10ten bis zu Anfang des 13ten Jahrh. in isländischer, dänischer und lateinischer Sprache. »Islendinga Sögur« Vol. I. II., enthält historische Sagas, Ereignisse in Island selbst betreffend: Are frodes Schedae, Landnamabok (ein weitläufiger Bericht über Islands erste Colonisation) und Heitharviga-, Ljosvetninga-, Svarfsdaela-, Vallnaljots-, Vemundar- ok Viga-Skutu, und Viga-Glums Saga in isländischer Sprache. »Faereyinga Saga,« oder die Geschichte der Bewohner der Faröer in isländischer und dänischer Sprache und im Faroedialekt, nebst einer Karte der Inseln. »Fornaldar Sögur Nordrlanda,« Vol. I—III, und »Nordiske fortids Sagaer,« Vol. I—III sind eine vollständige Ausgabe der mythisch-historischen Sagas, welche Begebenheiten im Norden aus der Zeit vor der Colonisation Islands, oder vor der Aera authentischer Geschichte, in isländischer und dänischer Sprache enthalten. »Krakumal, sive Epicedium Ragnaris Lodbroci,« oder Ode von den Heldenthaten und dem Tode des dänischen Königs Ragner Lodbrok in England, in isländischer, dänischer, lateinischer und französischer Sprache. — Unter dem Titel: »Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed« sind ferner mehrere Bände antiquarischer und historischer Abhandlungen erschienen, welche vorzugsweise antiquarische Mittheilungen aus verschiedenen Gegenden Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Großbritaniens und Irlands, den Faröern, Island und Grönland enthalten. So findet sich in den letzterschienenen Bänden der Anfang zu einer systematischen Uebersicht der nordischen heidnischen Alterthümer durch Kupferstiche erläutert. (Vergl. Ausland 1835. Nr. 34. 35.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

53. Sonnabend, den 4. Juli 1835.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmale. Zwei Bände, und: Tagebuch. Berlin bei Ferd. Dümmler. 1835. 8.

»Ich habe den Glauben an eine Offenbarung des »Geistes; sie liegt nicht im Gefühl oder im Schauen »oder im Vernehmen; sie bricht hervor aus der Ge- »sammtheit der auffassenden Organe; wenn die alle der »Liebe dienen; ...... Ein Daseyn im Geliebten haben, »ohne einen Standpunct sinnlichen Bewußtseyns — was »kann mächtiger uns von unserer geistigen Macht und »Unendlichkeit überzeugen?

Tageb. S. 24.

Wenn wir, zu eigener Förderung, in diesen Blättern Rahels originelle Lebens- und Bildungswege zu verfolgen unternahmen, so haben wir die Gelegenheit dankbar anzuerkennen, welche uns die nun zu besprechende Erscheinung gewährt: das Gefühl der Ehrfurcht öffentlich auszusprechen.

Es tritt hier etwas ans Licht des Tages, was, in geweihten Nächten aufgeblüht, dem Geheimniß angehört, aus dem es geboren, und in das es sich zu verhüllen gewohnt ist, seit es unter den Menschen sich entfaltete. Da es sich nun einmal hervorwagt, so sind wir aufgefordert, es zu begrüßen; mehr aber kann man nicht von uns verlangen. Zu beurtheilen ist da schon gar nichts, nicht einmal darzustellen, kaum zu vermitteln; zu vernehmen ist, wo möglich in sich aufzunehmen, zu genießen; wo nicht, mit Achtung und stiller Verneinung abzulehnen. Der Recensent, im gemeinen Sinne des Wortes, diesem Phänomene gegenüber, würde recht eigentlich den asinus ad lyram darstellen. Es wäre, als ob man Gewitter, Schmerzen, Genüsse und Blüthen recensiren wollte. »Wer mich kennt, wer mich fühlt — ruft uns Bettina im Tagebuch zu — will nicht urtheilen. Wie die Sonne freundlich mit ihren Streiflichtern auf deinem Antlitz spielt, so spielt die Liebe, die Laune mir am Herzen; und wen ich liebe, dem bringt es Ehre; ... Du hörtest mir zu, und ließest die Andern den Verstand haben, sich meiner Narrheit zu entsetzen. ... Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes! ihr stört einander nicht: die eine jauchzt Musik, der andere liest den Text.« — Mit fortgerissen von den Wogen dieser Begeisterungen, setze ich, nicht ohne ein schmerzliches Widerstreben, den Kiel aufs Blatt, um da Gränzen hin zu zeichnen, wo keine sind. Wir nennen es ordnen, und müssen es einmal thun, wenn wir nach unserer Weise uns über etwas klar dünken wollen.

Weil ich aber gleich Anfangs von einer Paralelle ausgegangen bin, so will ich sie weiter fort-, ja gänzlich durchführen. Vielleicht, daß sie uns weiter hilft, als die einseitige Reflexion über eine abgeschlossene Natur.

Rahel und Bettina sind weibliche Charaktere des höchsten Genre's; beide wurzeln tief in dem Lebenselemente, das unser Jahrhundert biethet; beide denken und fühlen rein, eigen und groß; beide fallen in der Verehrung Goethe's zusammen; beide gelangen merkwürdig zu gleichen Resultaten; welches wir später im Einzelnen nachzuweisen gedenken; und doch sind sich beide so völlig, als es nur unter solchen Verhältnissen denkbar ist, entgegengesetzt. Rahel ist das exquisiteste Kunstprodukt, welches durch seine Vollendung in den Kreis der Natur wieder zurückkehrt; Bettina ist reines Naturprodukt, welches die Vollendung ursprünglich in sich hat und auszusprechen strebt; Rahel ist krank, und aus dieser Krankheit setzt ihre Geisteskraft die wunderbaren Perlen ab; Bettina ist gesund, und diese Gesundheit reift überquellend duftige Blüthen und saftige Früchte in ihr, die sie selbst mit liebevoller Andacht bewundert und genießt; bei Rahel überwiegt Intelligenz, angeboren, und entwickelt durch gesellschaftlichen Verkehr, in dem sie lebt und webt, und allein Befriedigung findet; bei Bettina waltet das Gemüth vor, gehegt in stiller Einsamkeit, worin einzig das Höchste zur freien Gestaltung kommt; Rahel sucht Goethes Geist zu fassen, aus jedem Worte zu saugen, in sich zu verwandeln; sie hat es mit dem Dichter, dem Weisen zu thun; Bettina gibt sich der Einwirkung seines Genius liebend hin; sie sucht sich in ihn zu verwandeln; ihr ist er die Sonne ihres Blühens: Er, nicht seine Werke, zu denen sie eher in einem oft feindlichen Verhältnisse steht; Rahels Ausdruck ist originell, kurz, expressiv, pointirt, zerrissen, geistreich, unschön; Bettinas Sprache fließt, ein Wohllautstrom des Gefühls im Abendlicht der Liebe hin, und ist wahrhaft schön; Rahels Sphäre

ist breit und tief; Bettinas Richtung tief und hoch; die Philosophie Beider ist idealistisch, weil sie weiblich ist, und nähert sich der Denkart Fichte's; nur bei Rahel mit einer realistischen Hinneigung zu Spinoza, bei Bettina mit einem Verwandtschaftszug gegen Platon-Jacobi hin; und während Rahel, gewohnt »an sich zu zimmern,« nach erschütternden Wehen und herben Läuterungen uns die Schöpfung ihrer selbst darstellt, begnügt sich Bettina, dem geheimnißvollen Walten eines höheren Geistes in sich zu lauschen, als dessen geheiligtes Organ sie sich selbst, — als dessen mystisches Heraustreten und Rückkehren in sich, sie mit Religion ihr ganzes Leben betrachtet.

Wer dieser Vergleichung mit einiger Theilnahme gefolgt ist, wird nun lieber das Einzelne durchgehen und sehen, in wie fern sie uns dabei fördert, in wie fern sie sich dabei bekräftigt. Das Ganze beginnt mit der Correspondenz zwischen Bettina und Goethe's Mutter, der Frau Rath. Diese treffliche Frau, die wir hier zur Befriedigung unseres Herzens kennen lernen, bildet, historisch und dem Charakter nach, die Mittlerin zwischen dem Dichter und dem Kinde. Ihre mütterliche Liebe hält ihr den Spiegel vor, in welchem ihr Bettinens ideale Leidenschaft erkennbar wird; und wie sie ihrem Sohne an praktischem Sinne, ruhigem Behagen, kräftiger Seelengesundheit, und Freude an Ordnung und Gesetztheit näher steht, so zieht sie das echt weibliche, zarte Gemüth, der freundliche Kindersinn, »die Lust zu fabuliren«, zu Bettinen hin, die ihr mit der Zeit unschätzbar und völlig unentbehrlich wird. Nichts kann sie in dem Glauben an das schöne Herz irre machen, das sich ihr aufgethan, das sich an das ihre geschmiegt; man konnte ihr nicht weißmachen, daß Bettina falsch gegen sie sei: »Der ist falsch« — sagte sie — »der mir meine Lust an ihr verderben will.« (II). Sie wünscht ihre junge Freundin, einzig um dieser willen, beruhigter, gesetzter, sich den Kreisen des täglichen Lebens bequemender, indem sie für die Harmonie ihres Innern bei stäter Aufregung besorgt ist. »Das kann ich nicht von dir leiden — schreibt sie in diesem Sinne — daß du die Nächte verschreibst und nicht verschläfst; das macht dich melancholisch und empfindsam; wollt' ich drauf antworten — bis mein Brief ankäm', da ist schon wieder ander Wetter. Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht draus gemacht. Ich hab' dir gesagt, du sollst die Geschichte von der Günderode aufschreiben, und schick sie nach Weimar; mein Sohn wills gern haben; der hebt sie auf, dann drückt sie dich nicht mehr. Der Mensch wird begraben in geweihter Erd'; so soll man auch große und seltne Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den ein jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat.« (I). Und wieder schreibt sie: »Ich sag dir noch einmal: alles in der Ordnung! und schreib ordentliche Briefe, in denen was zu lesen steht. Dummes Zeug nach Weimar schreiben! schreib was euch begegnet; alles ordentlich hintereinander.« (I). Nichts desto weniger sucht und weiß die gemüthvolle Frau mit des Mädchens Wunderwelt nach ihrer Weise fertig zu werden; und wenn sie ihr in der sublunaren keinen Platz anzuweisen findet, so gönnt sie ihr gerne das Himmelreich: »Wenn's nur auch wahr ist, daß du das alles gesehn hast!« antwortet sie auf die Beschreibung alterthümlicher Kunstwerke, die ihr Bettina zusendet; denn sie traut der schwärmenden Phantasie nicht recht; gleich aber verbessert sie sich: »ja, du hast! solche Sachen die man im Kopf sieht, die sind auch da, und gehören in's himmlische Reich, wo nichts einen Körper hat, sondern nur alles im Geist da ist.« (I). »Gott habe gesagt: es werde!« pflegte sie zu sagen — »und habe dadurch die Welt erschaffen: eben so sey dem Menschen diese Kraft eingeboren: was er im Geiste erfinde, das werde im Himmel erschaffen. Der Mensch baue sich seinen Himmel selbst.« (II). Man sieht, die Verwandtschaft war größer, als es auf den ersten Blick scheinen mochte, und das mit dem »dummen Zeug« war so ernsthaft nicht gemeint. Die liebe Mutter läßt Jeden gelten, wenn er nur echt und folgerichtig erscheint. »Wer der Stimme in seiner Brust folgt — so lautet ihr Credo — der wird seine Bestimmung nicht versehlen; dem wächst ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, . . . und Religion, die ihm nicht im Weg ist, sondern seiner Natur angemessen.« (II). Eine solche Ansicht führt herrlich über die Prosa des Werktages hinaus, und lehrt eine wackere Frankfurter Bürgerin, trotz aller Basen, Muhmen, Schöppen und Räthen: »daß die Poesie dazu da sey, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten.« (II). Gewiß ist es dieser Theil des ganzen Briefwechsels, der durch Laune, herzliche Fröhlichkeit, gemüthliche Tiefe, besonders anspricht; wie er nebenbei über Goethe's Naturell manchen erhellenden Aufschluß gibt, und auf das Folgende schön vorbereitet.

Nun beginnen die Briefe an Goethe. Und hier ist es, wo wir uns bescheiden müssen, passiv zu bleiben, und, Jeder nach seinem Kreise des Denkens und Fühlens, sich diese Wunder anzueignen. Hier ward ein Himmlisches zur Welt geboren; das können wir nicht palpabel machen; nur wer das Verwandte, das Gleiche erlebt hat, mag es sich im Stillen, zu ewigem Labsal, wiederhohlen. Genug es war, es ist. Diesen Stämpel hat es siegreich an der Stirne, und legt ein Zeugniß ab für die allwaltende Macht des Geistes. Das Heliotrop öffnet sein gläubiges Auge dem heiligen Gestirn, duftet und sproßt und blüht ihm entgegen; und das ist sein Leben. Und Hyperion? Er neigt sich herab zur Blume, entwickelt ihre Farbe, ihr stilles Wachsthum, ihre Düfte, erwärmt und erhellt sie wohlthätig, und erfreut sich ihres liebenden Cultus, indem er sie durchleuchtet, ohne sie zu begreifen. So verhielt

sich der sinnende Dichter zu dieser Liebe, so legte er auch dieses höchste Phänomen zu so vielen irdischen, bedeutenden, die er nach seiner Weise gelten ließ, und durch Aufschluß, Darstellung oder Liebe zu deuten suchte.

Wenn wir bei Rahel an sogenannte magnetische Wirksamkeiten uns gemahnt fühlten, so sehen wir uns hier noch magischer in eine Sphäre waltender Naturkräfte fortgezogen. Im Jahre 1807, als Bettina, damals 13 Jahre alt, zum erstenmale vor Ihm stand, da erblaßte sie und zitterte; aber an seiner Brust, von seinen Armen umschlossen, kam sie zu so seliger Ruhe, daß ihr die Augenlieder zufielen, und sie einschlief. (Tageb.) — Von nun an war die Schale gesprungen, und der Kern ihres Lebens lag enthüllt. Immer reiner, geistiger bildete sich Bettina's Seele zum Gefäß einer mystischen Liebe, in das sich von oben das Manna kindlicher Weisheit senkte. Zum Freund, wie zur Kaaba hingewendet, verrichtete sie das Gebeth ihres Daseyns. »Ich gelobe es — sprach sie — dasjenige, was, *von der äußern Welt unberührt*, in mir vorgeht, heimlich und gewissenhaft demjenigen darzulegen, der so gern Theil an mir nimmt, und dessen umfassende Kraft den jungen Keimen meiner Brust Fülle befruchtender Nahrung verspricht (I).« Und als dieß Versprechen in Erfüllung ging, als es in ihr blühte und wogte, da staunte sie selbst, und schrieb: »Es ist ein groß Geheimniß der Liebe, dieß immerwährende Umfassen deiner Seele mit meinem Geist; und es mag wohl manches daraus entstehen, was keiner ahnt.« (Tageb.) — Nicht um Erwiederung war es ihr zu thun; ihr genügte es, eine heilige Richtung zu ihm zu haben, ungestört, ob aufgenommen oder verläugnet. (Tageb.) Ja, wenn sie zu fühlen glaubt, ihrer Begeisterung werde nicht so geantwortet, als sie es in schönen Stunden träumt, so irrt es sie nicht; »war ich denn je verstanden?« frägt sie, — »warum will ich verstanden seyn? Alles ist Geheimniß; ... du mich empfinden? wer bist du, daß ich's von dir verlangen muß?« (Tageb.) »Ja Herr! ich sehe dich brausen und strömen, ich seh' dich kunstreich spielen, ich sehe dich ruhig dahin wandeln Tag für Tag und plötzlich deine Bahn lenken, hinaus aus dem Reich des Vertrauens, wo ein liebend Herz seine Heimath wähnte, unbekümmert daß es verwaist bleibe.« (Tageb.) Von ihrer Seite aber soll kein Dunkel walten; ihm soll nichts in ihr, was sie deuten kann, Räthsel bleiben; und man kann wohl kein rührenderes Bild schuldlosreiner Hingebung mahlen, als sie es in diesen Zügen thut: »Ich glaube, daß es die Aufgabe der Liebe ist, zwischen Freunden das Räthsel zu lösen; so daß ein jeder seine tiefere Natur erst durch und in dem Freunde kennen lernt.... Darum möcht' ich auch nicht falsch seyn; lieber möcht' ich's dulden, daß alle Fehler und Schwächen von dir gewußt wären, als dir einen falschen Begriff von mir geben: weil dann deine Liebe nicht mit mir beschäftigt wäre, sondern mit einem Wahnbilde, das ich dir untergeschoben hätte.« (I.) Gewiß, hier kann weiter keine Mißdeutung, nur ein Nichtverständniß Statt finden. Sie hat in Goethe das Höchste geliebt, in dieser Liebe das Höchste gefunden. In ihrem Strahle hellt sich ihr das Dunkel des Lebens auf, vergeistigt sich ihr die Natur; diese Liebe ist ihr Talent, ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Philosophie. Um dieses Centrum kreist ihre Betrachtung; sie kann sichs nicht klar genug machen; und wie alles Denken, das von einem lebendigen Punkt ausgeht, sich ins Unendliche steigert und stufenweise zum Höchsten leitet, so ergeht es auch ihr. »Natur empfindet sich selig im Geist des Menschen: Das ist meine Liebe zu dir; der Menschengeist erkennt diese Seligkeit: das ist deine Liebe zu mir; geheimnißvolle Frage und unentbehrliche Antwort;« (II.) so strebt sie das Verhältniß auszusprechen; so, und auf hundert andere Weisen, die alle Eines sagen; ihr ganzes Dichten und Reden besteht nur aus Variationen über das Thema der Liebe. Mag man solche Ergießungen immerhin Schwärmerei nennen; sie beruhen auf dem Glauben; sie fühlt, sie weiß es. »Wenn ich zweifle, und nicht glaube, so versiegt mir auch *Dein* schönes Andenken, und ich habe nichts;« (II) — aber welches Große und Schöne beruht *nicht* auf dem Glauben? Das Wesentliche des Daseyns ist Glaube; durch ihn allein kündet dem Sterblichen eine höhere Macht ihre Gegenwart an, wenn ihm die Liebe entgegenkommt, und so erwächst uns die Seligkeit. »Ich weiß ein Geheimniß — lispelt Bettina: wenn Zwei mit einander sind, und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück.« (I.) So offenbart die Weisheit sich dem liebenden Gemüthe, die Kraft, wie die Schönheit; und wenn man sich verwundert, daß sie den 60jährigen Goethe schön nenne, erwiedert sie: »Schönheit ist ein von der Gemeinheit abgeschlossenes Daseyn; sie verwelkt nicht, sie löst sich nur vom Stamm der ihre Blüthe trug; aber ihre Blüthe sinkt nicht in den Staub; sie ist beflügelt und steigt himmelan.« (Tageb.) So baut sich Platons göttliche Ideenwelt hier von Neuem in dem jungfräulichen Gemüthe eines Mädchens auf: wir vernehmen die herrlichen Orakel, und staunen. Niemand jedoch wird sie verstehen, dem der Boden für diese Keime gebricht, dem diese Worte leerer Schall ohne Körper sind; wem sie aber lebendige Früchte biethen, die er zu genießen fähig ist, statt sich bloß an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der ist gewiß glücklich zu nennen. Denn ihm hat das Leben schöne und große Ergebnisse gebothen: er ist kraft des Geistes, der in uns lebt, denjenigen, in und aus dem alles lebt, gewahr worden, und versteht nun fremde Offenbarung aus eigener. Es kostet ein Ringen, das Leben des Lebens zu erfassen; dann aber schwinden die Zweifel und der Mensch ist frei. Allein die Meisten wollen lieber dunkel angeweht als lebendig ergriffen seyn; unter dem Bann eines Zaubers gefallen sie sich, der ihre Kraft gefesselt hält; um nur nicht Mühe und Entschluß aufbiethen zu müssen. Hier hat ein weibliches Gemüth, zum neuen Beweise, daß das Höchste keines Geschlechtes ist, so herrli-

Digitized by Google

liches geleistet; was man sich gewöhnt hat als hergebrachte, leer schrillende Phrase gleichgültig zu überhören: hier wird es wieder wahr, und der Zweifel bestärkt sich freudig in der erneuten, erquickenden Gewißheit: daß es Liebe und Leben gebe. Daß Bettinen, bei solcher Liebesweisheit vor Allem der Geliebte klar ward, bis zu einem Grade, wohin der grübelnde psychologische Verstand nicht langt, wird sich denken lassen; und in der That spricht sie über Goethe Worte, wie sie Niemand sprach: »Durch das Gewebe deiner Tage zieht sich ein Faden, der sie mit dem Ueberirdischen verbindet; nicht durch jedes Daseyn schlingt sich ein solcher Faden, und jedes Daseyn zerfällt ohne diesen.« . . . Wahrlich, du bist deines Glückes Schmidt, der es mit kühnem, kräftigem Schlag eines Helden zurecht schmiedet, was dir auch begegne, es muß sich fügen, die Form auszufüllen, die dein Glück bedarf; der Schmerz selbst . . . wird ein Stachel für deine Begeisterung. (Tageb.) . . . . Die dir am nächsten zu stehn behaupten, die werden am meisten dich verläugnen; ich seh' in die Zukunft, da sie rufen werden: »steiniget ihn«! (I). Hierüber kann ich mir, leider! den Commentar ersparen. — Bei diesem Bewußtseyn wie ganz sie ihn hat und durchdringt, wird man eine eifersüchtige Bewachung dieses Vorrechtes wohl natürlich finden; sie will es nicht, sie gibt es nicht zu, daß Jemand Goethen näher sey als sie; daß man ihn lobe, daß man ihm schmeichle; man höre was sie über Frau v. Staël sagt, als diese in Weimar sich aufhielt. Wir haben in diesen Blättern die Parallele mitgetheilt, welche Rahel zwischen jener celebren Frau und sich zog; um so mehr wird nun Folgendes interessiren: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was curioses; keine andere kann sich mit ihr messen; sie ist wie Branntwein; mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zunge und steigt in den Kopf; das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weitzen ist mir doch lieber; den sä't der Sämann in die gelockerte Erd'; die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren; da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest; ich will doch lieber ein einfaches Weitzenkorn seyn, als eine berühmte Frau; und will auch lieber, daß Er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre.« (I). Sogar mit den Geschöpfen in ihres Freundes Dichtungen eifert sie; sie fühlt sich reiner, besser als jene alle, — und da mag ihr denn manches entschlüpfen, was der Dichter gewiß ihrem schönen Herzen zu vergeben gewußt hat. Im Vorbeigeh'n aber kann ich doch nicht umhin, des Mißfallens an Wilh. Meister zu erwähnen. Daß es doch bei so vielen Verständigen und Edelgesinnten Statt hat! Ich will von Novalis nichts sagen, der in einer zarten Traum- und Märchenwelt mehr als billig gefangen war; aber Bettina! hat denn der Dichter den Kern in eine gar zu süße, vielblättrige Schale gewickelt, daß sich alle Zähne in sie verbeißen? sind denn die Anfänge das Werk? die Komödianten dessen Helden? und geht Natalien auch nur ein Schmetterlingsstäubchen von Psyche's Flügel ab? Hier ist nicht der Ort, darüber breit zu werden; aber Bettina hätte die heilige Verwandtschaft fühlen sollen, zwischen dem »Nie oder immer lieben« Nataliens und dem Ruf ihrer eigenen Seele! hier war nichts zu eifern, hier war einzugehen. Herrlich aber, denn sie spricht da von ihrer Wissenschaft, der idealen Liebe, — spricht sie über die Wahlverwandtschaften; so daß Goethe ihr seine dankbare Anerkennung nicht versagen kann. (II). Sey hier auch erwähnt, daß wir Goethe's Sonette und gar manches Lied aus dem Divan Bettinen verdanken; jene nämlich hat eigentlich sie gemacht und Goethe übersetzt, diese sind unserm Verhältnisse entquollen. (Fortsetzung folgt).

Deutsche Briefe. I. Leipzig 1834. Friedrich Fleischer. 182 S. 8.

In unseren Tagen scheinen Buchmacher und Buchhändler bei der Herausgabe von Briefsammlungen von dem Grundsatze auszugehen, daß dem guten deutschen Publikum auch nicht eine Federprobe seiner großen Männer vorenthalten werden dürfe. Das »Abgucken des Räusperns und Spuckens« sollte da am wenigsten Verwunderung erregen oder übel genommen werden, wo eben dieß Räuspern und Spucken mit solcher Aengstlichkeit und Wichtigthuerei uns vorgehalten wird. Um desto überraschender und erfreulicher ist die Erscheinung einer, nicht Sammlung, sondern Auswahl, wie die vorliegende. Es sind 35 Briefe von Goethe, Woltmann, Buchholz, Lang, Dalberg, Therese Huber und Karoline von Woltmann, der Herausgeberin des Ganzen, nebst einem kritischen Aufsatze Woltmann's über Goethe's Wahrheit und Dichtung. Das Heftchen zählt freilich nur etwas über 11 Bogen, enthält aber nur Bedeutendes und Interessantes. Die darin auftretenden Briefsteller würden sich, wenn sie noch lebten, gerne bescheiden, dießmal den beiden Briefstellerinnen den literarischen Vorrang zu lassen. Durch Fülle und Klarheit der Einsicht wie des Gemüthes gleich ausgezeichnet, bilden die Briefe der Therese Huber und der Herausgeberin den bei weitem anziehendsten Theil des Buches. Geständnisse, Lebensansichten und Bemerkungen von Frauen, von denen die eine, Frau Huber, das Glück, Mutter zu seyn, nicht für den höchsten literarischen Ruhm hingeben, die andere, Frau von Woltmann, dieses Glück mit allen ihren literarischen Leistungen freudig erkaufen möchte, sollten in goldenen Buchstaben über dem Pulte jeder schriftstellernden Dame prangen, und, noch besser, in ihre Herzen eingegraben seyn.

Auch die noch im Jahre 1833 geschriebenen Briefe der Herausgeberin aus Italien sind höchst liebenswürdig, und zeugen von so jugendlicher Frische der Anschauungsweise, daß sie, von einer nun wohl schon in höheren Jahren stehenden Frau herrührend, geignet wären, dem neuesten Beschreiber Italiens, der, wiewohl ein Mann und jung, es sich zum Geschäfte gemacht hat, jenes schöne Land als die Hölle auf Erden darzustellen, die Schamröthe ins Gesicht zu jagen.

Eine in gleichem Geiste redigirte Fortsetzung des typographisch schön ausgestatteten Buches wird von der Lesewelt gewiß mit Dank aufgenommen werden. Max. Löwenthal.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

54. Mittwoch, den 8. Juli **1835.**

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmale. Zwei Bände, und: Tagebuch. Berlin bei Ferd. Dümmler. 1835. 8.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, wie sich der besonnene Dichter nur allmählich in diesen Tanz jugendlicher Begeisterungen zu fügen wußte, den ihm die Priesterin des himmlischen Eros vortanzte. »Die besten Stunden,« schreibt er ihr, »benütze ich dazu, um näher mit den Schätzen deiner Briefe vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektrischen Schläge deiner Begeisterungen auszuhalten. In diesem Augenblicke habe ich kaum die Hälfte deines Briefes gelesen, und bin zu bewegt um fortzufahren.« (I). »Bleib mir nun auch hübsch bei der Stange und gehe nicht zu sehr in's Blaue; . . . ein bischen mehr Ordnung in deinen Ansichten könnte uns beiden von Nutzen seyn.« (I. Hier glaubt man die Frau Rath sprechen zu hören.) . . . »Man gibt sich so gern dem Eindruck deiner Briefe hin, selbst wenn es Täuschung wäre; denn wer vermag bei wachen Sinnen zu glauben an den Reichthum deiner Liebe, denn man als Traum aufzunehmen wohl am besten thut.« (II). Das ist ihr denn freilich nicht nach dem Herzen geredet; und kühn, im Gefühle daß das Beste was ihrem Innern entquillt nicht Täuschung sey, scheut sie sich nicht zu antworten: »Der Mutter hab' ich gar nicht gesagt, daß du geschrieben hattest: ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen.« (I) . . . »Zuletzt hast du ein Dompfaffenstückchen dran gehängt von besonderer Theilnahme; allein ich lasse mir nichts weiß machen; das war nach der alten Drehorgel gepfiffen.« (II). Aber von Tag zu Tag werther wird dem alles anerkennenden Weisen diese tiefe, mit all' ihren zarten aber ewigen Kräften ihm zugewendete Natur; er bekennt: »Mein liebes Kind! ich klage mich an, daß ich dir nicht früher ein Zeichen gegeben, wie genußreich und erquickend es mir ist, das reiche Leben deines Herzens überschauen zu dürfen. Wenn es auch ein Mangel in mir ist, daß ich dir nur wenig sagen kann, so ist es Mangel an Fassung über alles was du mir gibst. Ich schreibe dir diesen Augenblick im Flug, *denn ich fürchte da zu verweilen, wo so viel Ueberströmendes mich ergreift.*« (I) . . . »Predige deine Natur-Evangelien nur immer in der schönen Zuversicht, daß du einen frommen Gläubigen an mir hast.« (I). . . . Ich vernehme mit beglückendem Erstaunen die Lehren deiner Weisheit.« (I) . . . »Kein gescheites Wort bringst du vor, aber deine Narrheit belehrt besser wie ihre Weisheit.« (II) . . . »Du bist ein einzig Kind, dem ich mit Freude jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geistiges Leben verdanke, dessen ich ohne dich vielleicht nie wieder genossen hätte.« (II) . . . An diesem olympischen Reigen des Hauptes genügt ihr, und sie streichelt die Locke, die mild und segnend zu ihr herniederwallt.

Sollen wir nun, da wir es einmal mit einer Diotima zu thun haben, von ihrer Philosophie Rechenschaft ablegen, so müssen wir uns wohl bei einigen großen Contouren befriedigen, wofern wir nicht sechs Bände über drei schreiben wollen. Alles was sie sagt, gehört zu ihrer höchsten Confession. Durch das Motto, das wir diesem Aufsatze vorsetzten, haben wir die Summe ihres ganzen Daseyns, — in der Parallele zwischen Rahel und ihr den Wendepunkt ihrer Reflexion anzudeuten versucht; sey es gestattet auf diesem Wege fortzufahren, und zu zeigen, wie jedem Auge, das redlich späht, und seyen die Medien noch so verschieden, endlich die Eine Sonne leuchtet. Bettina: »Es kommt alles auf die Frage an; je tiefer du frägst, je gewaltiger ist die Antwort. Der Genius bleibt keine schuldig, aber wir scheuen uns zu fragen.« (II) . . . Rahel: »Was ist am End der Mensch anders als eine Frage? . . . Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund alles Irrthums.« . . . Bettina: »Der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen ist nur, daß jener . . ewig dasselbe will, dieser immer frägt« . . . (II). Rahel: »Wir sollten, was Sache an uns ist, beweglich, und was Wille ist, unbeweglich gemacht haben.« . . . Bettina: »Leben ist Schmerz; wir haben so viel Leben als unser Geist verträgt« . . . (Tageb.) Rahel: »Schmerz ist die Bedingung der Persönlichkeit, der Grund unseres Bewußtseyns.« . . . Bettina: »ob denn Gott was anders will, als daß sich die Tugend in die reine Kunst verwandle, — daß man nach den Gesetzen einer himmlischen Harmonie die Glieder des Geistes mit leichtem Enthusiasmus rege?« (so ruft sie beim Anblick einer Tänzerin); . . . Rahel: (bei derselben Gelegenheit)

Digitized by Google

»Tanzkunst! die schönste Kunst! wo wir selbst Stoff werden, uns zum Ideale läutern.« . . . Bettina: »Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfnisse hat, und sie befriedigt wissen will durch äußere Vermittlung?« . . . Rahel: »Jeder trägt sein Schicksal in sich; Wünsche, ohne deren Befriedigung er nicht weiter leben kann.« . . Bettina: »Ich glaube, daß jede Handlung ihre unendlichen Folgen hat.« . . . (Tageb.) Rahel: »Unsre Handlungen sind die Kinder unsres Geistes; . . . sie haben wieder Kinder, und werden zu ganzen Geschlechtern.« Und so könnte man noch manche merkwürdige Aeußerung denkend zusammenhalten, und man bekäme eine erhabene Gattung einer ernsten, tiefen Frauenphilosophie. Spürt man nun dem Fundamente nach, auf welchem der Wunderpallast dieses Idealismus ruht, so vernimmt man Folgendes: »Ich sah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte; dem ich alles opfern sollte; und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen; und noch heute muß ich diese Macht anerkennen; sie spricht allen selbstischen Genuß ab; sie trennt von den Ansprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über diese hinweg. Es ist sonderbar, daß das was wir für uns selbst fordern, gewöhnlich auch das ist, was uns unsrer Freiheit beraubt: wir wollen gebunden seyn mit Banden, die uns süß däuchten und unsrer Schwachheit eine Stütze sind: wir wollen gehoben seyn durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnen nicht, daß wir dieser Forderung das Ruhmwürdige und die Nahrung des Höhern aufopfern; wir wollen geliebt seyn, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen. . . . Was ist die Forderung, die wir außer uns machen, als der Beweis eines Mangels in uns? . . . Wir alle sollen Könige seyn; und je widerspenstiger der Knecht in uns, je kühner und gewaltiger der Geist, der überwindet. . . Nur der Geist kann von Sünden frei machen . . . Geist ist göttlicher Kunststoff; in der sinnlichen Natur liegt er als unberührtes Material. Das himmlische Leben aber ist: wenn Gott ihn als Kunststoff benützt, um seinen Geist in ihm zu erzeugen. . . . Selbstbeherrschung ist, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten über sich einräumt. Mancher will sich selbst beherrschen; daran scheitert jeder Witz, jede List, jede Ausdauer, — er muß sich selbst beherrschen l a s s e n durch seinen Genius, durch seine idealische Natur. . . . Du saugst göttliche Freiheit aus dem Blick der Liebe. (Tageb.) . . . Selig seyn ist frei seyn: ein Leben haben, dessen Höhe und Göttlichkeit nicht abhängt von seiner Gestaltung; das in sich selbst göttlich ist, weil nur reiner Entfaltungstrieb in ihm ist: ewiges Blühen an's Licht; und sonst nichts.« (I). — Solche Worte schreibe ich mit Ehrfurcht nieder, und scheue mich, ihnen etwas andres beizufügen, als: daß sie in Bettina nicht die Ergebnisse intellektueller Bemühungen sind, sondern daß sie hinzusetzt: »So sprach der Dämon heute Nacht mit mir . . . er setzte Gedanken in mir ab, ich erwog sie nicht, ich glaubte an sie . . . das Eigene hatten sie, daß ich sie nicht als Selbstgedachtes sondern als Mitgetheiltes empfand.« (Tageb.) Die Liebe weckte diese Offenbarungen in ihr, so, daß sie, selbst betroffen über die Entfaltungen die in ihrem Innern emporrauschen, ausruft: »Ich fürchte mich vor dem Geist, den du in mir aufstehen heißest, weil ich ihn nicht aussprechen kann.« (II). Wie sollte ihr nun solches Schauen nicht auch das Räthsel der Menschheit lösen? Sie landet aus dem Ocean des Denkens, da, wo alles Denken landen muß, wenn es menschlich ist: im Hafen der Sittlichkeit. »Gut seyn, begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderseele zum Schlaf befriedigt. Gut seyn ist die heilige Ruhe, die der Saame des Geistes haben muß, ehe er wieder gezeitigt ist zur Saat. Der Geist aber ahnt, daß Gutseyn die Vorbereitung zu einem tiefen unerforschlichen Geheimniß ist.« (I.) Was ihr aber ganz eigen, ja vor ihr wohl nirgends mit solcher Zuversicht und Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, das ist die Gewißheit: »daß K u n s t das Element des höchsten Lebens sei, daß d i e s e r Sonne alle Pflanzen der Menschheit zureifen müssen. Wir sind hier auf dem Gipfel; noch einen Augenblick verweilen wir, damit das Gedächtniß der errungenen Aussicht in uns raste und den Rest unseres Lebens verschönere. Gewiß liegen in der Kunst große Geheimnisse höherer Entwicklung verborgen; ja, ich glaube sogar, daß alle Neigungen, von denen die Philister sagen, daß sie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen mystischen gehören, die den Keim zu großen, in diesem Leben noch unverständlichen Eigenschaften in unsere Seele legen; welche dann im nächsten Leben als ein höherer Instinct aus uns hervorbrechen, der einem geistigern Element angemessen ist.« (I.) . . . Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur; . . . was immer die Menschen in ihr hervorbringen, . . . immer ist's ein Buchstabiren des göttlichen: Es werde!« (II.) . . . Man vergießt jeden Maßstab des Urtheils, wenn man solche Orakel vernimmt. Und wenn sie nun im Einzelnen über Kunst sich ergeht, wenn sie, mit schönem Sinn für jede artistische Denk- und Bildungsweise, für's Wesentliche und Anmuthige, Reiche und Einfache, die Kölner Kunst und Prachtwerke ihrer erstaunt zuhorchenden Frau Rath beschreibt (I.), wenn ihre unwiederhohlbaren musikalischen Evangelien einen Genius wie Beethoven bewegen, in dieß reine Gefäß den Schatz seiner höchsten Idee niederzulegen, — so scheint es hier am Orte, der Schönheit ihres Ausdruckes zu gedenken, um die sie mancher Dichter beneiden darf; denn was sie spricht, ist Poesie. Der reine Geist hat sich — wie sie es ausdrückt, einen reinen Leib gebildet im Worte, — und die Sprache wird zum Styl. „Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel ist; wenn dieser Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuscherei von Nebendingen und Absichten, die

Digitized by Google

einzige Basis des Kunstwerkes ist: das ist der Styl.« (I.) Wenn man reine Werke der bildenden oder dichtenden Kunst in diesem Lichte betrachtet, so hat man den Schlüssel zu ihrer Wirkung. Lesen wir (um Beispiele aus der Gegenwart zu nehmen) Platen's Parsenlied, Mayrhofer's Memnon u. dgl. mit diesem Begriff, so möchte man glauben, gerade diese Gedichte seyen damit gemeint; denn er bewährt sich aufs Gründlichste. Möchte man sich dann, durch diese Einsicht überzeugt, endlich einmal von jener blumen-übertünchten Lügendecke abwenden, die unter dem Namen »schöne Diction« dem Seichten imponirt, und gepriesen wird; möchte man verstehen, daß das schöne Wort der nothwendige Körper der schönen Seele ist! —

Wie nun das lebendigste Naturgefühl die Basis so schöner Bildungen ist, so klingt auch kein Ton, der vom Menschenherzen zu Menschenherzen zittert, in dieser harmonisch gestimmten Brust, ohne begleitendes Echo vorüber; und nur das Leiden des kriegerischen Bergvolkes, dem sie sich in schmerzlicher Rührung verschwistert, und das so manchen Stachel betrogener Gefühle in ihre Seele preßt, wirft einen Schatten über das sonnige Gefild ihrer Jugend; so daß ihr Goethe schreibt: »Liebe Bettine! es ist mir ein unerläßliches Bedürfniß, deiner patriotischen Trauer ein Paar Worte der Theilnahme zuzurufen, und dir zu bekennen, wie sehr ich mich von deinen Gesinnungen mit ergriffen fühle. Lasse dir nur das Leben mit seinen eigensinnigen Wendungen nicht allzusehr verleiden. Durch solche Ereignisse sich durchzukämpfen, ist freilich schwer; besonders mit einem Charakter, der so viel Ansprüche und Hoffnungen auf ein idealisches Daseyn hat, wie Du.« (II.) Aus solchen Läuterungen aber ging ihre Seele immer neugestählt hervor, und so bewährte sich im Schmerz die Kraft der Reinheit und des Willens. Als sie das unglückliche Ende ihrer phantastischen Jugendfreundin, deren Leben man den schwarzen Hohlspiegel ihres eignen nennen möchte, betrauerte, da fragte sie sich, ob die Zeit sie über diesen Verlust beschwichtigen werde; und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn sich über den Jammer hinauszuschwingen: »denn es schien ihr unwürdig, Jammer zu äußern, den sie einstens beherrschen könne.« (I)

Wenn man zu all diesen hohen und ernsten Eigenschaften noch die heiterste, naive, unverwüstliche Laune, den kindisch lieben Humor, die Mignon-artige, bewegliche, knabenhafte Abentheuerlichkeit hinzudenkt, so wird man begreiflich finden, daß Bettina mehr Proselyten machte, als ihr die prophetischen Gaben allein je gewonnen hätten. Und wirklich erblicken wir die bedeutendsten Gestalten in ihrem Fernkreise, nach denen wir uns umsehen wollen, wenn wir erst einen Zug erzählt haben, der ihren Humor charakterisirt: In langweiliger Gesellschaft, wo Räthsel aufgegeben wurden, gab sie dieses: Warum sehen die Menschen keine Geister? — Keiner konnt es rathen.— Sie sagte: Weil sie sich vor Gespenstern fürchten. — Wer? die Menschen? — Nein, die Geister (I.). (Schluß folgt.)

Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von D. C. F. Hock. Wien, F. Beck'sche Universitäts-Buchhandlung 1835. VI. u. 114 S. 8.

Δος μοι πυ ςω.

Vor allen Systemen, auf die man nach abermals vergeblichen Versuchen der Spekulation, beim Herabsteigen von den eigenen Schultern, immer wieder zurückkehren dürfte, gibt der Verfasser dem Cartesianischen, als dem einzigen den Vorzug, welches, seiner Meinung nach, ohne scheinbaren Dogmatismus, an Richtigkeit seines Ausgangspunktes und Consequenz der Durchführung nicht seines Gleichen hat.

Der von Descartes vertheidigte unabweisbare Dualismus zwischen Körper und Geist ist nach ihm eine Lehre, welche in der Geschichte der Philosophie vor Allen den ersten Rang behauptet, dem Atheismus den festesten Damm entgegensetzt, dennoch bald für, bald gegen die christliche Dogmatik ins Feld geführt worden ist.

Es finden sich aber, was wir gegen den Verfasser bemerken, Spuren der Cartesianischen Methode schon bei Parmenides, so wie sich andere Systeme, z. B. jenes des Heraklit von Ephesus bei Lammenais, die Umkehrung des stilponischen bei Hegel, und die Lehrsätze des Xenophanes im Pantheismus abspiegeln.

Der Verfasser schildert, was Descartes als Mathematiker, Physiker und Philosoph geleistet, mit einer Wärme, welche des großen Meisters vollkommen würdig ist. Was die Mathematik und Physik betrifft, so wäre eine nähere und vollständige Darlegung seiner unsterblichen Verdienste in Vergleichung der Methode und Fortschritte der jetzigen Analysis und Naturkunde, besonders rücksichtlich der Atomistik der Neuern sehr erwünscht gewesen. Wie interessant wäre eine Parallelstellung seines Ideenganges (nicht bloß seiner Lehrsätze) mit den Ansichten der Gelehrten unserer Tage über die algebraischen Gleichungen, über die verkehrte Methode der Tangenten krummer Linien, über seine Theorie der durch Annäherung der Tangentendurchschnitte im Geiste schon halbentdeckten Differential-Rechnung [1], über die Quantität der Bewegung, über die quantitativen (stöchiometrischen?) Verbindungs-Verhältnisse der Molleküle, über das von ihm zuerst entdeckte wahre Gesetz der Lichtbrechung (wobei zweifelhaft bleibt, ob Huyghen's Wellentheorie (Huyghens Traité de la lumière, Leyde

[1] Epistolar. Pars III. epist. 63. ad Dominium de Beaune .... quod dividendo AB in *plures partes*, magis magisque in *infinitum*, justae longitudinis linearum Aα, Aβ et similium perveniri, eoque moda linea proposita mechanice construi possit, ...

Et intersectio duarum harum linearum rectarum describet exacte curvam, quae habebit proprietates requisitas.

Digitized by Google

P. van der Aa. 1690. page 14—16) nicht aus der Cartesianischen Hypothese von den Lichtkügelchen entstand) — u. s. w.

Insbesondere dürfte, wie übrigens auch der Verf. andeutet, die nunmehr ganz beseitigte und verspottete Lehre der Wirbel (vortices) keineswegs jene Verachtung verdienen, mit welcher gerade Diejenigen am meisten voreilen, die den Originaltext gar nicht oder nur aus mageren Auszügen kennen. Kurz: Descartes Hypothese ist für den gemeinen Menschenverstand viel deutlicher, als die Newtons, weil jene unmittelbar das Factum zu erklären sucht, diese aber vorerst zur Zerlegung ihrer Kräfte Zuflucht nimmt. Die allen Gestirnen eingepflanzte Wirbelbewegung ist bei Descartes (principia philosophiae pars III) so dargestellt, daß die neuesten Entdeckungen der Astronomie über die Bewegungen des ganzen Sternenhimmels nichts weniger als sie zu widerlegen scheinen. Ein Wirbeln erblickt man ja schon in der mikroscopischen Welt, wo die Infusorien (besonders gonium pectorale, volvox globator, leucophra pertusa, enchelis viridis, u. a. m.) an diese eine Art der Bewegung gefesselt sind, während andere Bewegungsarten den Vibrionen, Vorticellen, Spermatozoen, Intestinal-Flimmern u. s. w. angehören.

Descartes kannte auch die Centralkräfte sehr wohl, wie die Stelle von der Schleuder beweist: (principia philosophiae pars III).

Irrig gibt der Verfasser (S. 18 und 49) an, daß Descartes zuerst die Theorie des Regenbogens aufgestellt, da diese mit Ausnahme der Zeichnung schon bei Vitellio (opticae lib. X. art. 66) vorkommt. Konnte sich auch Descartes nicht rühmen, alle Erklärungen, die er gab, selbst erfunden zu haben, so bleibt ihm unbestritten, jede einzelne Thatsache mit so großer Entdeckungsgabe und mit solchem Scharfsinne behandelt zu haben, daß seine Werke selbst den Mechanikern der neuesten Zeit als eine Fundgrube für die mannigfaltigsten Arten sogenannter Principe anzuempfehlen wären. Babbage ist daher sehr zu entschuldigen, wenn sich ihm die Ueberzeugung aufdringt, daß Einrichtungen in so fern neu oder alt genannt werden, als ihre Beurtheiler beschränktere oder ausgebreitetere Kenntnisse des Alten haben.

Descartes wird vom Verfasser nirgends als Physiolog aufgeführt. Die Cartesianischen Erklärungen sind freilich in ganz mechanischem Sinne [1]. Die Lehre von der Zirbeldrüse war schon damals nicht mehr neu, seine Ansicht vom Blutumlauf und Embrioleben, von den Elementarkugeln und Nervenklappen, vorzüglich bei der Unvollkommenheit ihrer typographischen Darstellung, dünkt unseren Physiologen zu roh.— Descartes erhabenes Beispiel bleibt aber stets lehrreich, weil ein Philosoph Anatomie und Physiologie gründlich studiert, und auch in diesem Buche der Natur gelesen haben muß. Uebrigens hat Newton das von dem Verf. (S. 50) so verunglimpfend ausgesprochene Urtheil nicht verdient.

Daß Descartes mit seiner philosophischen Methode allerdings die Waffen geliefert hat, mit welchen allein er sowohl vertheidigt, als bestritten werden kann, muß man zugeben, in sofern er seine ersten Beweise in der Antologie strenge consequent nur aus dem subjectiven Denken schöpfte.

Es bleibt aber nach der Darstellung des Verf. und vielleicht im System selbst unentschieden, ob die Beweise des Descartes vom Seyn überhaupt und vom Seyn Gottes zu einem Zirkel führen, oder nicht; ob jenes Denken und Seyn eine Anschauung oder ein Schluß sey. Es bleibt zweifelhaft, ob das aus dem Denken des Subjects gefolgerte Daseyn nicht wieder den Beweis des allgemeinen Satzes: »daß Alles, was denkt, auch seyn müsse,« voraussetze; — ferner, ob aus dem formellen (idealen) Denken des (möglichen) Daseyns, auch das wirkliche Daseyn erschlossen werden könne, ob also jenes ein visio per syllogismum sey oder nicht.

Die Idee unserer Täuschbarkeit, Unvollkommenheit, oder was gewiß dasselbe ist: der Creatürlichkeit, fließt keineswegs unmittelbar als logische Folgerung aus dem cogito, ergo sum. Denn Descartes zweifelt ja eben zuerst an der Wirklichkeit der Objecte, um in seiner Skepsis von aller täuschenden Erfahrung (claudam oculus, aures obturabo et cet.) absehend, bloß aus der Speculation die ganze Philosophie ableiten zu können. Das Bewußtseyn der Creatürlichkeit setzt Erfahrungen über unsere Unvollkommenheit und somit eine Reihe von Schlußfolgerungen voraus, deren Mittelsätze entweder schlechterdings hinzugedichtet oder auf Thatsachen gebaut seyn müssen.

Wie erkennen wir aber die Beschränkung, Abhängigkeit, Relativität des Geistes von der Erscheinung? Fängt unsere Beobachtung hier nicht mit der Erfahrung an, und ist es nicht wieder nöthig, den Causalnexus oder das Princip der Zweckmäßigkeit zur Deduction unserer Creatürlichkeit (abgesehen von der ethischen Richtung dieses Begriffes) zur nothwendigen Hülfe zu nehmen.

Will man eine Philosophie durch bloße Demonstrationen erklügeln, ohne daß das Moralische des Menschen daran Antheil haben soll, — will man bloß die logische Mechanik in Thätigkeit versehen, ohne Funken des Gefühls für das Uebersinnliche Raum zu geben: dann sucht man freylich Gott im Denken, und die Welt in der Ausdehnung durch Uebereinanderstellen von Begriffen aus dem subjectiven Seyn zu beweisen, man setzt sich fortwährenden Angriffen der Dialectik aus, deren Schlußperiode wieder eine kritische Rechenmaschine machen wird, welche das noch so künstlich searpirte Bollwerk, ohne Hinsetzung eines besseren, abermahls zerstören wird. (Schluß folgt).

[1] Haller (Bibliotheca anatomica lib. VI. §. 363) spricht über Descartes kein Verdammungs-Urtheil.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

55. Sonnabend, den 11. Juli 1835.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmale. Zwei Bände, und: Tagebuch. Berlin bei Ferd. Dümmler. 1835. 8.

(Schluß.)

Von den erwähnten Gestalten mag zuerst Wieland, der von den Charitinnen Gesegnete, auftreten; zu dem, statt zu Goethe, Bettina sich verirrte. Er gab ihr dieß Billet an den Freund mit, das uns sein ganzes Wesen vor's Auge ruft: „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophiens la Rochens Enkelinn wünscht dich zu sehen, lieber Bruder, und gibt vor, sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich dir mitgebe, würde ein Talisman seyn, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will; und es soll mich wundern, wenn's dir nicht eben so wie mir geht. Den 23. April 1807.“ (I.) — Interessant traf sie mit dem ehrwürdigen Herder zusammen, dem sie eine Ohrfeige gab, und der hieraus ihre Selbstständigkeit prognosticirte (Tageb.); gemüthlich schildert sie das Krankenlager L. Tieck's, das die kindliche Phantasie des Dichters mit trostreichen Blüthen überdeckt (II.); mit achtungsvoller Neigung knüpft sie die Hoffnungen ihrer Seele an das Bild des damaligen Kronprinzen von Baiern; (II.) Rumohr's Denkungsart weiß sie vielseitig, und (zumal II. S. 164) wahrhaft erbaulich darzustellen; vortrefflich mahlt sie Speckbachers merkwürdigen Charakter; (II.) mit dem biedern, hausbackenen Zelter weiß sie sich nicht recht abzufinden; doch schadet ihm ihre sprechend lebendige Zeichnung in unsern Augen nichts; (II.) zu Jacobi freilich fühlt sie schon einen tiefern Zug; eine zarte Begebenheit zwischen ihr und ihm überliefert sie uns; (II.) Tante Lene und Lotte irren sie nicht; fällt ja doch der Schatten von Platons Lorbeer auf sie, wie auf ihn! Und so schmeichelt sie Goethen das Wort der Anerkennung ab, wie wenig er sonst mit diesem Geiste sich verwandt fühlte: »Gewiß ist Jakobi unter allen strebenden und philosophirenden Geistern der Zeit derjenige, der am wenigsten mit seiner Empfindung und ursprünglichen Natur in Widerspruch gerieth, und daher sein sittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädicat höherer Geister unsere Achtung nicht versagen möchten.« — Ueber Franz Baader schreibt er ihr: »ob ich seine Aufsätze verstehe, weiß ich selbst kaum; allein ich konnte mir manches daraus zueignen.« (II.) Mit genialer Kühnheit und Charakteristik porträtirt sie den ritterlichen Ringseis, den eleganten Schenk, den würdigen Salvotti, den kindlichen Grimm; (II.) aber hoch über sie alle, wie der Zeus des Phidias über die übrigen Götter, ragt Beethovens riesige Gestalt; und man mag sich das herrliche Bild nur immer für's Leben festhalten, wenn man das Folgende mit Andacht in sich aufgenommen hat: »Es ist Beethoven« — schreibt sie aus Wien an Goethe — »von dem ich dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe. Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche: (was jetzt vielleicht Keiner versteht und glaubt) er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran; und ob wir ihn je einhohlen? ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist; ja möge er sein höchstes Ziel erreichen! Gewiß, dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt. . . . Er selber sagte: Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen; denn was ich sehe, ist gegen meine Religion; und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie. Sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert; und sie geistestrunken macht. Wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit auf's Trockne bringen. Keinen Freund hab ich; ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den Andern in meiner Kunst. Ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden; mir ist auch gar nicht bange um meine Musik; die kann kein bös Schicksal haben: Wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die Andern schleppen.« Nun beginnen seine Offenbarungen über Tonkunst an Bettina; er spricht von Goethes Gedichten als Vorwürfen der Composition; er sagt: »Wie Tausende sich um der Liebe

Digitized by Google

willen vermählen, und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht Einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik, und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinnes zum Grund, wie jeder Kunst; alle echte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß sie ihre Offenbarungen ausströme: das ist das isolirende Prinzip der Kunst.« — »Gestern Abends — schreibt Bettina wieder an Goethe — schrieb ich noch alles auf; heute morgen las ich's ihm vor. Er sagte: »Hab' ich das gesagt? nun, dann hab ich einen Raptus gehabt.« — In Goethes Antwort heißt es: »Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen; ... Ich möchte dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur mit dem, was sich aus diesen mannigfachen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein Solcher, vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben; und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht: denn hier walten die Götter, und streuen Saamen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge; bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel vor dem menschlichen Geiste sich erst theilen. Sage Beethoven das Herrlichste von mir; und daß ich gern Opfer bringen würde um seine persönliche Bekanntschaft zu haben.« ... — Sie aber erwiedert diesem merkwürdigen Schreiben: »Dem Beethoven hab' ich deinen schönen Brief mitgetheilt... Er war voll Freude und rief: Wenn ihm Jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's.« — (II.) Um aber diese schöne Reihe würdig zu krönen, stehe, zur Beschämung der Kleingläubigen in unserm lieben Vaterlande, die ewig mit zweideutigem Finger die Wage zwischen Goethe und Schiller ballanciren lassen, folgendes Votivbild hier: »Ich gedenke hier Deiner und Schillers. Die Welt sieht euch an wie zwei Brüder auf Einem Thron: er hat so viel Anhänger wie du; (sie wissens nicht, daß sie durch den Einen vom Andern berührt werden; ich aber bin dessen gewiß); ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich dich liebe, ich dürfe seiner nicht achten; aber nachdem ich dich gesehen hatte, und nachdem seine Asche als letztes Heiligthum seinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, — da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geschrei der Raben über diesem heil. Leichnam sey gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt du was du mir gesagt hast, wie wir uns zum erstenmal sahen? Ich will dir's hier zum Denkstein hinsetzen deines innersten Gewissens. Du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller. Indem sahst du an mich und seufztest tief. Und da sprach ich drein, und wollte dir sagen wie ich ihm nicht anhinge; und du sagtest abermals: Ich wollte er wäre jetzt hier. — Sie würden anders fühlen. Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen. Wenn man ihn nicht so reich achtete und so ergiebig, so war's weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und seine Mängel ergänzt. So war er Andern, so war er mir das Meiste, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen. . . . . . Diese Worte haben mir wohlgethan; sie haben mich belehrt, und oft, wenn ich im Begriff war über Einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie du damals in deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen. . . . . . Man berührt nichts umsonst; — sagtest du, — diese langjährige Verbindung, dieser ernste, tiefe Verkehr, ist ein Theil meiner selbst geworden; und wenn ich jetzt in's Theater komme, und sehe nach seinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da seyn.« (I.)

Stellen wie diese sind Eigenthum der deutschen Nation, und verdienen in unsern Herzen fortzuleben; sie enthalten die Bürgschaft und Versieglung unsres Werthes. — An dem Buche aber, das wir besprachen, bleibt uns nun nichts mehr zu betrachten übrig, als der reine, tiefe, unendliche Azur des Himmels, den sie am Schlusse des Tagebuchs, wie zur Glorie, über das Ganze wölbt; hier wird der Gedanke Religion, und die elegische Klage des Gedächtnisses zum prophetischen Hymnus; und melodisch wälzt sie den brausenden Dithyrambus der Liebe über das Grab des Dichters, daß er den schauervollen Raum ausfülle zwischen der Erde, auf welcher der Herrliche sich ihr geoffenbart, und der olympischen Heimath, in die er zurückgekehrt ist.

Ehe wir abschließen, werde zur Erhohlung von so übergewaltigen Eindrücken, nach Pflicht und Brauch der freundlichen Auflage gedacht; wenn uns nur nicht wieder die zierlichen, kantigen Berliner Lettern, die ein unbeschäftigter Augenarzt erfunden zu haben scheint, das Auge zerschnitten hätten! Jeden Band ziert ein Kupfer; das erste stellt Goethes Arbeitszimmer im älterlichen Hause vor, das einfach genug war, um den Geist sich in sich selbst concentriren zu lassen; das zweyte ein Monument, das Bettina für Goethe nicht ohne künstlerischen Schwung erdacht, freylich mit etwas weiblicher Hand gezeichnet, und am Schlusse mit Wärme commentirt hat; das dritte das Haupt des entseelten Dichters, vom Lorbeer beschattet, im Umrisse Größe kündend; und im 2ten Band findet sich noch ein Blatt, von dem Goethe meint: »Der Freund, der die Köllner Vignette gemacht, weiß was er will; wozu ich nur die bescheidene Note zu machen habe, daß ich es nicht weiß, wenn anders der Abdruck das Original ersetzt.

Nun wird es wohl Vielen scheinen, als seyen wir doch gar zu lang bey einer in's Welt- und Tagsgetriebe wenig eingrei-

Digitized by Google

fenden Erscheinung verweilt. Es handelt sich aber hier nicht um jenes zarte persönliche Verhältniß; es handelt sich um das Höchste, das in diesem Handbuch der idealischen Liebe wieder einmal zur Sprache kommt: und solche Zeichen müssen begrüßt werden im Gewühle des Marktes, wie man die Spuren der Götter verehrt, welche sie hie und da auf der weiten Erde zurücklassen. Achtet sie doch fast Keiner »in dieser Zeit der künstlichen Vernichtung!« Aber es wird und muß einmal anerkannt werden, daß wir nur deßhalb kommen und vergehen, damit sich das offenbare was nie vergeht, — und daß der Geist das Leben bedinge. Quelque chose de plus qu'un grossier limon: das ist die Aufschrift auf der Stirn des Menschen. Möchte Jeder, der sie gewahr wird, sie buchstabiren helfen! und sage Niemand, daß genug geschrieben sey davon, und daß wir Maschinen bedürfen! es kann nicht genug Erlebtes geschrieben werden; und diesen Stämpel trägt Bettinens Buch. Jeder Strebende hat seine Lehrjahre, wenn er sie mittheilt kommen sie allen zu gute; jeder ergänzt sich daraus, und welcher Blick in eine Segensernte thut sich vor uns auf!

Im Geiste und in der Wahrheit sind jene Blätter geschrieben, für Gläubige verständlich, für Erfahrne, die einen ernsten Blick in ihre Brust gethan; nicht für Phantasten, die »eine Geisterwelt in die irdische hereinragen« sehn; was soll hereinragen? Eine Welt ist eben Welt, weil sie ein Ganzes, in sich geschlossen, ist; im Geiste ist die Geisterwelt, nicht oben oder unten. — Nur zwey Bemerkungen seyen mir noch gegönnt; erstens: Unfördersam, zumal dem Manne, ist es, sich ununterbrochen in den Labirinthen der innern Welt zu ergehen. Dem Gottesdienst ist der Sonntag zugewiesen, die Woche fordert den Schweiß des Angesichts für sich. Wir sehn auch im Buch nur die Violen der Nächte zum Kranz gereiht; der Faden der Tage dazwischen ist unsichtbar; daher der Nimbus um das schöne Bild. So geht es uns mit dem lyrischen Dichter: im Buch sind nur seine lichten Momente beysammen; die dunklen dazwischen, die sehen wir nicht! Zweytens: wir wollen nicht vergessen, daß die Liebe nur eine Manifestation des Göttlichen ist, das auch der Wissenschaft wie der thätigen Kraft sich kund gibt. Wer das wohl bedacht hat, der gehe dran, sich aus dem Buche zu erbauen; dann wird er verstehen, was als Aegide gegen Medisance am Eingang geschrieben ist: Dieses Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen.

D. Ernst Freyh. v. Feuchtersleben.

Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von D. C. F. Hock. 8.

(Schluß.)

In der Philosophie läßt sich das Herz eben so wenig vom Kopfe trennen, als im lebenden Organismus. Die Ueberzeugung von Gottes Daseyn, von der Unsterblichkeit und Freyheit der menschlichen Seele beruht auf dem logischen und moralischen Vermögen im Menschen: auf Verstand und Vernunft. Jeder Versuch des Systems, Eines von dem Anderen zu trennen, artet einerseits in pantheistische, fatalistische oder materialistische Irrlehren aus, oder führt andererseits zu einer Phantasmagorie, zur Hypothesenspinnerey, — zum Mysticismus.

Es dürfte noch Puncte geben, von welchen aus sich eine Verstand und Gemüth befriedigende Philosophie die Bahn brechen wird. Wie sehr der Verfasser dieß mitgefühlt, zeigen seine schönen Worte (S. 69 u. 74): »Freylich ist der Mensch nicht bloß Geist, »und daher das Selbstbewußtseyn ihm nicht die ein»zige Auctorität. . . . . Das Wissen von Gott ist dem »Wesen nach, als geistige Action, identisch mit dem Glau»ben an Gott; nur die Quelle ist verschieden, der Grad der »Klarheit und Sicherheit, die Region des Wirkens. »Die Aufgabe beyder Thätigkeiten ist die Bestimmung des »Verhältnisses zu Gott, die Lösung ist nur möglich durch die »Offenbarungen Gottes vor und in der Geschichte. Beym Wis»sen kündigen sich dieselben im Reflexe des Selbstbewußt»seyns an, beym Glauben werden sie durch die Auctorität »der Kirche uns vorgeführt. Größere Klarheit, weil mehr »dialektische Entwicklung, ist Ersterem eigen; allein der Vor»theil wird bey weitem aufgewogen durch die Sicherheit »und Unfehlbarkeit des Letztern. Jenes wurzelt vorzugs»weise im Gedanken; dieses hat das Gefühl, die Natur»seite der geistigen Thätigkeit, als geliebtere Stätte seines Wir»kens sich gewählt.« Eine Philosophie aus einem Stücke, ohne Vorhalle und ohne Anhang — geschöpft aus der Natur, Geschichte und Poesie, diesen ewig sich einenden Drillingstöchtern himmlischer Liebe, als deren Darstellerin ahnungsvoll die Kunst im Zweckmäßigen, Erhabenen und Schönen der realen Welt erscheint — mit auf unserem Selbstbewußtseyn begründeter Psychologie, ohne Anatomie und Fächerung der Kräfte und Thätigkeiten des Geistes, wird uns zweifellos zu derselben überweltlichen Sonne der Offenbarung geleiten, welche im Glauben, Hoffnung und Liebe, in den Symbolen der Dreyeinigkeit, mit Licht und Stärke des Geistes und Wärme des Gefühles beseligt.

Die Sprache des Verfassers ist gediegen, und eine gewisse Begeisterung führt ihm das Wort. Nur ist zu bedauern, einzelnen Angriffen gegen die Wahrheit ganze Seiten gewidmet zu finden, für welche eine ganz kurze Abfertigung genügt hätte. Die meisten dieser Widersachen wären bloß auf die Literatur der Philosophie, auf das zu verweisen, was andere große Geister schon längst geschrieben und abgethan haben. Vos exemplaria graeca nocturna versate manu versate diurna!

Herr Hock entfaltet eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und beweiset die größte Schärfe in Auffassung und Beurtheilung seines Gegenstandes. Nur kann hier die Bemerkung nicht un-

Digitized by Google

terdrückt werden, daß der Begriff noch immer eine zu große Rolle spielt, wenn gesagt wird: »daß die Idee (Wissen um »sich als Seyn) und der Begriff (Wissen der Natur um ihre »Erscheinungen) die Exponenten alles geschaffenen Lebens sind »(S. 56); daß die Wechselwirkung von Körper und Seele sich »durch Hinanbildung der Natur zur Vereinigung mit dem Geiste, »d. i. durch Steigerung der Ersteren zum höchsten Begriffe, »dem vollendetsten Organismus erklären läßt.« Dieser offenbar aus Hegel's System entnommene Begriff kann nie und nimmer gebilligt werden. Derselbe ist bloßer Formalismus oder gar ein verkappter Pantheismus. (?) Das zum bloßen Begriffs-Katalog herabgewürdigte Leben der Natur wird auf diese Art aus dem unmittelbaren Gedanken des reinen, d. i. von aller Erfüllung entblößten Seyns, aus dem Reiche der Schatten[1] abgeleitet. Die Dechiffrirung dieses Schema kann aber sicher nur als Spiel mit Form und Begriff fortschreiten, oder muß anderseits wieder zum Nicht-Seyn, d. i. zum reinen Nichts zurücksinken. Wir dürfen weder warnend auf das Chaos, die Homöomerien u. a. m. zurückweisen, noch an Giordano Bruno[2], sondern bloß an die Hypothesen Cudworth's von den plastischen, und Robinet's von den vernünftigen Naturen erinnern, welche verunglückte, pantheistische Dichtungen wenigstens einfacher waren. — Die Literatur über Descartes und sein System hat der Verfasser mit Sorgfalt und Vollständigkeit ausgeführt.

J. v. Patruban.

Für Kalobiotik, Kunst das Leben zu verschönern; als neu ausgestecktes Feld menschlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Veredlung des Lebensgenusses. Von Wilh. Bronn. Wien, gedr. u. in Commiss. bey C. Gerold. 1835. 257 S. 12.

Was wollen alle Bemühungen der Kunst, Wissenschaft, der Gewerbe und des geselligen Vereines anders, als — das Daseyn schöner machen? wäre dieses Feld neu ausgesteckt? im Allgemeinen gewiß nicht; vielleicht im Besondern? haben nicht die Poeten aller Zungen und Zeiten jedes Objekt der Natur wie der Menschenwelt in den Aether der Poesie zu tauchen, in Genuß zu verwandeln gesucht? ist nicht — um von den Griechen, deren eigentliche Lebensluft Kalokagathie war, abgesehen — in Wielands reichen Bänden allein ein completes, detaillirtes System der Kalobiotik enthalten? und was war das Ergebniß so vielen Denkens und Mühens? Daß Schönheit »objektive Güte« sey, — und Genuß auf Veredlung beruhe. Das Leben ist Jenem schön, der es mit Liebe, That und Wissenschaft auszufüllen versteht; ohne diese drey ist kein Genuß. Viele haben ihn an der Scholle gesucht, und die Scholle hat sie begraben. Das erfährt der Einzelne; und will er's nun auf's Ganze anwenden, — was ergibt sich? — daß auf Bildung Alles ankomme. Bildung ist der Kern, aus dem sich die Blüthe der Menschheit entfaltet. Welcher Denkende möchte sich das verschweigen? Und wirklich geht auch diese Ueberzeugung, bald laut, bald als stille Ironie durch das ganze vorliegende Buch, und wenn uns der Verf. (S. 11) auf die Griechen verweist, so wird jene Ironie wohl Jedem, der die Bedingungen kennt, unter welchen sich dieß Volk entwickelte, deutlich genug werden. So weit wäre nun alles gut und schön. Ob aber überhaupt durch ein gedrucktes Regulativ der Kalobiotik der schöne Zweck zu erreichen sey? ist eine zweite Frage. Mich dünkt, so wenig als ein langes Leben durch Hufelands treffliche Makrobiotik. Werden einige Regeln die Wurzeln ausrotten, aus denen die Pflanzen wuchern, welche uns vergiften, und wenn auch — werden sie Heiterkeit in verdüsterten Gemüthern zu erschaffen vermögen? »Durch die schweren lauten Anstalten zum Leben — heißt es irgendwo mit Wahrheit — wird das zarte Götterkind Leben selbst verdrängt und jämmerlich erstickt in der Umarmung der nach Affenart liebenden Sorge.« Es müßte also bei einzelnen Winken bleiben. Diese gibt der Verf. Welche sind sie? Natur (S. 14), Geschichte (S. 29), ökonomische Erleichterung der Existenz (S. 54), öffentliche Kunstanstalten (S. 107), Volksfeste (S. 161), harmonische Ausbildung (S. 195), Reise nach Italien (S. 244); alles bestens gemeint, nicht ohne Sachkenntniß und praktischen Verstand (zumal der Abschn. IV) gedacht, gut geschrieben, — also für Viele recht lesenswerth. Die harmonische Ausbildung wird auf gleichmäßig hohe Kultur von Verstand, Fantasie, und Gefühl reducirt; aber sind diese drei Kräfte der ganze Mensch? ist der Leib nichts? reichen sie hin zur sittlichen Vollendung? erfassen sie das Göttliche? — Das Ideal des Verf., der: Gentleman at large, der seine Kräfte keinem bestimmten Erwerbe, sondern »bloß dem edlern Lebensgenusse weiht« (S. 56), ist wohl nicht so weit vom Pflastertreter entfernt, als der Verf. uns glauben machen will; denn der edelste Lebensgenuß ist das Schaffen; und wenn es im Sprichwort hieß: ohne Ceres und Bacchus friert Venus, so mag das von der vulgivagen gelten; aber gewiß und bedeutender ist's, daß die himmlische Aphrodite ihre Gunst vor Allem dem rauhen, erzgegürteten Ares schenkt.

Die Auflage des Büchleins ist sehr nett. Wirke es, in seinem Kreise, den schönen, edlen Wünschen des Verf. gemäß!

D. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

[1] Hegel: Vorrede zum ersten Bande seiner Logik.

[2] De la causa, principio et uno, pag. 48—49: Concedo che tutte le cose hanno in se anima, hanno vita secondo la *sostanza* e non secondo *l'atto* ed *operazione* conoscibile da peripatetici tutti e quelli, che la vita ed anima definiscono secondo certe raggioni troppo grosse.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

56. Mittwoch, den 15. Juli **1835.**

Briefe vom Rhein von J. Weitzel. Leipzig und Stuttgard. J. Scheible's Verlags-Expedition 1834. 532 S. 8.

Es sind in den letzten Zeiten in Deutschland Leute aufgetreten, die sich ungeheuer edel, außerordentlich volksfreundlich, entsetzlich weise, und insbesondere über alle Maßen gemäßigt nennen, und von denen man bis jetzt zwey Arten kennt, eine dünnblätterige, lustige, und eine dickleibige, langweilige. Herr Weitzel gehört aber zu der letztern. Diese Menschen sind keine Demokraten; denn Europa ist vor der Hand nur reif für eine Monarchie, umgeben mit republikanischen Institutionen (Brief 15). Sie verlangen auch keine Revolution; denn sie wissen, daß sie gegenwärtig die schwächern sind (Brief 26). Wenn man fragt, was sie denn eigentlich wollten; so antworten sie mit vollem Munde: Allgemeine Glückseligkeit, Tugend und Weisheit! und wenn man bescheiden meint, ob denn auf unserem Planeten hienieden, der stets zur Hälfte im Schatten steht, und auf dem äußerst selten die Einsicht mit der Tugend parallel gegangen, solch ein Ziel erreichbar ist; so schreien sie so laut als möglich: der Mensch ist perfectibel ohne Maß! — Und erforscht man endlich, woran sie die Erreichbarkeit ihres Zieles und die Zweckmäßigkeit ihrer Mittel erprobt hätten; so entgegnen sie: Nicht durch Philosophie, die führt zu weit von der Wirklichkeit ab; nicht durch Geschichte, denn die Vergangenheit kann nie Gesetze für die Gegenwart geben; sondern der gesunde Menschenverstand, die praktischen Bedürfnisse, die Reden und Schriften unserer Freunde, der Geist der Zeit hat uns dieses gelehrt, und wir sind gerne darauf eingegangen. Es ist wahrhaftig ein erbärmliches Volk, stumpfsinnig und lendenlahm, ohne Glauben und ohne Wissenschaft, ohne Kraft und ohne Muth, dumpfe, träge Massen, Schlagbäume auf der Heerstraße der Menschheit, der Partey, der sie dienen, wie jener, die sie bekämpfen, ein Hinderniß. Sie haben keinen Geschmack für Natur und Kunst, trotz aller weinerlichen, sentimentalen Redensarten, die sich fast anhören wie dergleichen, und wenn sie es ehrlich meinen, so sagen sie es gerade heraus, daß ihnen »der Erfinder der Braunschweiger Mumme« lieber ist, als Sophokles, Shakspeare und Calderon zusammen genommen.

Doch nun zu Hrn. Weitzel und seinen Briefen. Sie beginnen und schließen mit Selbstlob; der Verfasser führt Beispiele seiner Uneigennützigkeit an. Wir haben nichts dagegen, wenn man sie für wahr hält, auch erlaubt die Sittenreinheit eines Menschen noch keinen Schluß auf seine Geistesklarheit. — Im zweiten Briefe nennt Hr. W. die Revolution eine Sphynx, die ihre Räthsel von den Musen selbst gelernt hat und das Land verwüstet, bis der rechte Oedip, der liberale Regent nähmlich im Sinne des Hrn. W. und seiner Freunde, kömmt und die Räthsel löst. Schade, daß das Gleichniß nicht weiter ausgeführt ist und wir nicht auch erfahren, daß dieser moderne Oedip, gleich jenem in der Mythe, ein Vatermörder ist, der zum Lohne seiner That die Hand seiner Mutter erhält und den die Furien durchs Leben peitschen. — Der zwölfte Brief beginnt mit einer Frage: »Einst retteten die Gänse das römische Capitol, als die wilden Gallier es erstürmen wollten. Wer wird unseres retten?« — Wenn man aber weiß, wozu Hr. W. sich und seine Genossen in der Geschichte der Gegenwart berufen glaubt; so ist es einem außer Zweifel, wen man als die schnatternden Wächter des deutschen Capitols zu verehren habe; hat doch bereits ein ehrenwerther Freund des Hrn. W. den Nahmen eines (canonischen) Wächters angenommen.

S. 206 lernen wir Hrn. W. als Dichter kennen. Er hat nämlich in jüngern Jahren, als noch der Saft in die Höhe schoß, den König Lear travestirt und in ein politisches Fastnachtspiel umgewandelt, und gibt nun auch den Plan des Ganzen und einige Knittelverse zum Besten: Regan ist wie natürlich der Adel, Gonneril die Geistlichkeit, und die tugendhafte Cordelia das Volk (d. h. weder adelig noch geistlich), und daß diese nach Frankreich zieht und aus Frankreich dem vertriebenen wahnsinnigen Vater Hülfe bringt, hat für den großherzigen Deutschen eine ganz besonders entsprechende Bedeutung. Schade, daß auch von dieser Travestie nicht das Ende mitgetheilt ist, wie der alte König Lear und das junge Volk Cordelia stirbt, und ganz wildfremde Leute, die weder König, noch Volk, noch Adel, noch Geistlichkeit sind, in das Regiment sich theilen. — Im 17ten Briefe wird den Fürsten vorgeworfen, daß sie die Zeit

Digitized by Google

nicht verständen und nicht wüßten, welche Keime für die Zukunft in ihr lägen. Als Beleg wird aus den angeblichen Memorien Ludwigs XVIII. angeführt, daß der Hof zur Zeit der ersten französischen Nationalversammlung gar nicht gewußt habe, was Robespierre, Barnave, Gregoire und andere Mitglieder derselben eigentlich für Männer wären. Wahrlich ein überraschender Gedanke! Hätte man Luthers Vater, als er noch ledig war, mit einem guten Solde von Eisleben nach Chemnitz berufen; so wäre Luther nie erstanden. Hätte man alle Zöglinge der Kriegsschule zu Brienne in die Kolonien übersetzt; so hätte es nie einen Kaiser Napoleon gegeben. Hätte jeder Fürst einige Propheten in seinem Solde; so bedürfte er keiner diplomatischen Verhandlungen und keiner Kriege. O es wäre ein göttliches Leben in der Welt, wenn man die Zukunft kennte!

S. 260 gibt Hr. W. das Bild eines großen Mannes, wie er ihn denkt: »Ich! rief er und breitete wie in Begeisterung seine Arme aus und ließ sie dann über der Brust zusammenfallen.« Das Bild ist sehr sprechend. Der Mann war nicht **wirklich** begeistert, sondern nur „**wie** in Begeisterung«, sein erstes Wort war: »Ich«! und die großartige Pantomime, als wollte er die ganze Welt umarmen, endete damit, daß er sich selbst beschirmte und bedeckte. — S. 272 sagt Hr. W. in Beziehung auf die Stimmen der Zeit: »Das laute Orchester ist verstummt, man hört nur noch Orgeldreher und Leiermänner.« Wohin er sich selbst rechne, ob bei seinen beschränkten Vermögensumständen und weitschichtigen Büchern auch unter dergleichen literarisches Bettelvolk, ist aber nirgends angegeben. — Der 27ste Brief, der längste aus allen, handelt von den Recensenten. Er behauptet und hat darin beinahe recht, die Kritik sey von jeher die Schutzheiligkeit der Mittelmäßigkeit gewesen; allein Hr. W. gibt schlechte Beispiele für die gute Sache, und statt sich auf die Lobpreisungen zu beziehen, die seine Geschichte der Staatswissenschaften in sogenannten freisinnigen Blättern erfahren, beruft er sich auf den Tadel, den andere seiner Producte erhalten.

Es gäbe noch eine große Anzahl Bemerkungen, zu denen man in diesen Briefen Stoff und Gelegenheit finden könnte; allein da diese Briefe uns nichts Neues sagen, das der Mühe werth wäre, näher erwogen zu werden, und nichts Altes, das nicht bereits zur Genüge wäre besprochen, berichtigt und widerlegt worden, und da auch die Art und Weise der Darstellung weder geistreich, noch gründlich, noch würdig, noch launig genug ist, um eine längere Beschäftigung mit denselben räthlich zu machen, so mögen diese flüchtigen Andeutungen genügen.

C. F. Hock.

Historisch-statistisch-topographische Beschreibung des Königreiches Griechenland von Andreas Kammerer. Kempten 1834. IV. 282 S. 8.

In der jetzigen Sündfluth der Bücher aller Art leidet die heilige Wahrheit so oftmals Schiffbruch, und bliebe als das köstlichste Kleinod in dunkler Tiefe, wenn es nicht so manchen Priester gäbe, der in den Grund tauchte, um sie an's Tageslicht zu fördern, wie der Bergknappe das Gold aus den finstern Schachten. So kann ich nicht umhin, dieses vorliegende Werk nicht auch in den Ring meiner weitumfassenden Verpönung herein zu ziehen, obwohl ich nicht blind bin gegen so viele schätzbare Notizen, wodurch es sich vor den meisten Schriften über Griechenland vortheilhaft auszeichnet. Doch der Zweck dieser Zeilen sey nicht sowohl eine umfassende Recension, als vielmehr eine theilweise Berichtigung, zu der ich mich berufen fühle, weil ich meinem eigenen Vaterland das Wort spreche, und verpflichtet, weil ich es der Welt und überhaupt der Integrität des Wissenschaft schuldig bin.

Der Verfasser sagt z. B. »Von den Sitten und Gewohnheiten der Griechen« S. 65: Messer und Gabeln halte man hier für überflüssig, und bediene sich nach osmanischer Weise bloß der Hände, zereiße mit diesen das Geflügel, und esse nur die Suppe mit hölzernen Löffeln. — Ich muß meinen Landsmann von dieser Fuchsnatur ernstlich lossprechen; er tranchirt (Ausnahmen gelten nichts) seine Hühner und Kapaunen keineswegs mit den scharfen Auswüchsen seiner Finger, sondern wie der civilisirteste Europäer mit dem Messer, und wenn auch nicht ganz nach gallischer Kunst, doch gewiß so, daß der gallische Wohlschmecker selbst keinen Eckel fassen dürfte, bey ihm zu Gast zu seyn.

Wenn ferner der Grieche den Pilau (ein Reißgericht) von seinen barbarischen Nachbarn entlehnt hat, soll er denn in der Art und Weise, ihn zu essen, roher geworden seyn, als der Muselmann, da ihn selbst dieser, der sich sonst keines Tischwerkzeuges, als des Löffels bedient, mit demselben gehörig und anständig zum Munde führt?

In der Regel gibt es wohl in meinem Vaterlande keine Oefen zur Feuerung wie in Deutschland, wohl aber Kamine, wie in Italien 2c., an denen sich des Winters der Grieche erwärmt, nicht aber an erhitzten Feuerpfannen und Eisenplatten, die eigentlich nur wieder den Schildträgern des Halbmondes angehören.

Ein Anachronismus ist es ferner, daß der Verfasser die Hellenen an einem der Ostertage auf den Gräbern ihrer Verwandten und Freunde versammelt, da diese feierliche Andacht, wie hier zu Lande, nur am Allerseelentage Statt findet.

Die Griechinnen sind in ihrer Blüthe doch nicht so ganz Ephemeriden, wie der Verfasser meint, indem er angibt, »ein 16jähriges Engelgebild sey nach vier Jahren schon häßlich mit Runzeln gefurcht, und die Gestalt einer Sylphide verwandelt sich fast plötzlich in das Haupt einer Gorgone.« Aus einzelnen Fällen, die ich nicht bestreiten will, läßt sich noch keine allgemeine Regel begründen, und dieß hier um so weniger, weil der Verfasser auch mit der Angabe der Ursache dieses schnellen Hinwelkens unrecht hat. Er versenkt nämlich die Griechinnen

Digitized by Google

mehrere Stunden des Tages in dampfende Bäder, und geräth mit dieser Behauptung offenbar aus der Badwanne in's Trockene, denn das könnte höchstens von den weichlicheren Türkinnen gelten, die der Verfasser öfter mit den Griechinnen zu verwechseln scheint, zumal da, wo er die hellenischen Frauen mit einer dampfenden Tabakpfeife conterfeit.

Möge es endlich der Verfasser mit Bacchus und Silenus ausfechten, daß er den Saft griechischer Reben gleichsam aus Wermuthpflanzen preßt, und bitter schilt; ich, wenigstens wüßte vom geringsten Macedonier bis zum edelsten Peloponeser keinen, der nicht mehr oder weniger wie Honig mundete. Auch geschieht die Zubereitung des Weines mit Pech nur in einigen heißen Südprovinzen, um ihn vor starker Sonnenhitze zu verwahren, rc. —

Dieß und anderes bemängle ich sine ira et studio, bloß zur theilweisen Rechtfertigung meiner Nation, und zur Richtschnur für den Verfasser, Falls er das Glück haben sollte, eine zweite Auflage veranstalten zu können, die wir ihm vom Herzen wünschen. — In Rücksicht des Styls muß ich schließlich bemerken, daß gewisse Eigenthümlichkeiten meinem Ohr nicht ganz wohl behagen, z. B. die Seen schrumpfen (?) zu Kloaken zusammen. Das Klima ist durch Kälte zusammendrückend (?) Sie anerkennt (?) Das oftmalige situirt statt: ist gelegen. Die Gaben des (?) (der) Ceres rc. rc.

Dem. Dudumides.

Literarisch-artistische Notizen.

Im vergangenen Jahre erschien in Venedig eine Trauerrede von Moschini auf den Tod des Cardinals Zurla, eines um Wissenschaft und Kunst hochverdienten Mannes. Wir können nicht umhin, Einiges daraus mitzutheilen.

Zurla lebte schon in seiner Jugend einzig den Wissenschaften, und Venedig erinnert sich aus dem verflossenen Jahrhunderte noch sehr wohl des jungen Camaldulensers, der zugleich mit seinem Kollegen und Freunde Mauro Capellari, dem jetzigen Papste, in der Kirche S. Michele Reden hielt, die seinen frühreifen Verstand bewundern ließen. Die ersten Früchte seines Geistes waren zwey dem Andenken vortrefflicher Priester und Gelehrten gewidmete Schriften, nähmlich die Oratio in funere emin. Card. Joannetti ord. Camaldul. Ven. 1800. 8. und Memorie intorno la vita e gli studii del P. D. Lodovico Nacchi, Camald. Ven. 1810. 8., welche letztere Biographie seines Lehrers eigentlich die berühmten Männer des Ordens allgemein berührt. Als theologischer Schriftsteller bewährte er sich durch das Enchiridion dogmatum et morum etc. Ven. 1802. III T. 8., einen commentirten Auszug des Thomas d'Aquino, der manche Discussionen veranlaßte. Das Beyspiel eines Vio und Fortis, so wie besonders die Entdeckung der Bibliotheksschätze seines Klosters S. Michele erweckten in ihm eine lobenswerthe beharrliche Nacheiferung; daß es ihm Ernst mit seinen antiquarisch-geographischen Studien gewesen, beweist am besten seine Ausgabe des Mappamondo di fra Mauro, Camaldolese, descritto ed illustrato. Venet. Picotti 1806. 4. Von nun an verfolgte er einzig die Entdeckungsreisen der alten Venezianer, die er zuerst in den Dissertazioni de' Viaggi e delle scoperte settentrionali de' fratelli Zeni. Ven. 1806, und später in dem zwey Bänden starken Werke: Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani piu illustri, con appendice sulle antiche mappe idro-geografiche lavorate in Venezia, ec. Ven. 1818. 4. kritisch beleuchtete; nachträglich schrieb er das Leben desselben, welches sammt Porträt unter Bettoni's Illustri Italiani aufgenommen wurde. Sein literarischer Ruhm war jetzt dauerhaft begründet, wie Maltebrun's reichliche Excerpte, Balbi's auszeichnende Worte im discorso preliminare vor seinem Compendio geografico und endlich der Ruf zum Mitarbeiter an dem Werke über altrussische Reisekarten darthun. In Venedig ehrte man ihn durch Ernennung zum Professor der Theologie am Seminar, dessen Zierde er ausmachte; eine Reise nach Rom bestimmte jedoch bald seine Versetzung als Director in das dortige Collegium. Als solcher schrieb er das Elogium des würdigen P. Francesco Fontana und für die Academia di Religione eine werthvolle Abhandlung: Degli vantaggi della cattolica religione derivati alle scienze geografiche. Rom. 1822. 4. Venez. 1823. 8. Diese letztere bahnte ihm den Weg zu vielen Aemtern und Würden, er ward Mitglied und Bibliothekar der Congregationen de propaganda fide und dell indice, Präfekt des Kollegium Urbanum und Vorsteher des Museo Borgiano. Die Auszeichnung, mit der er so vielen und verschiedenartigen Pflichten oblag, bewog Pius VII. ihn zum Kardinal und Freunde zu wählen; die folgenden Päpste, von denen Leo XII. ihn zu seinem Vikar und Pius VIII. zum Studienpräfecten seiner sämmtlichen Staaten ernannte, lernten ihn in allen Verzweigungen seines Geschäftslebens schätzen und hochachten. Die Accademia degli Arcadi empfing von ihm die letzten Früchte seiner Muße in den zwey ästhetisch-kritischen Dissertationen sulla unità nel quadro della trasfigurazione di Raffaello und del gruppo di pietà, e di altre opere religiose di Canova. Eine Reise nach Sicilien rieb die von so vielseitiger Thätigkeit ohnehin schon schwankende Gesundheit gänzlich auf, so daß seine Zurückkunft der Augenblick seines Scheidens von dieser Welt war; ganz Rom und Venedig beklagten und betrauerten seinen Tod. Die Wissenschaft hat an ihm eine seltne Zierde verloren!

Julius Krone.

Der gelehrte Dubois de Montpereux hat seine Reisen durch Rußland vollendet, und beschäftigt sich eben damit, die

Digitized by Google

Resultate derselben an's Tageslicht zu fördern. »Meine Beschäftigung ist nun«, schrieb er im April d. J. an einen Freund, meine Bemerkungen zur Geschichte der Kiechen-Baukunst (architecture sacrée) im südlichen Rußland, im Kaukasus und in Armenien zu einem Ganzen zu vereinigen. Zu diesem Ende mußte ich den bizaeren Ausaetungen der griechischen Baukunst unter den byzantinischen Kaisern folgen, mußte zeigen, daß die armenische Baukunst einen dieser Nation eigenthümlichen Styl hat, und ihre unterscheidenden Merkmale, Epochen ꝛc. bezeichnen; endlich mußte ich die Entstehung eines deitten Styles, des georgischen, einer schönen Verschmelzung des griechisch-byzantinischen und armenischen, historisch und durch unwiderlegbaee Thatsachen daethun. Zu dieser Arbeit dienen mir eine Menge Plane, Ausrisse (coupes) und Zeichnungen von Verzierungen; für die griechische Baukunst besitze ich die Zeichnungen von drey in Felsen gehauenen Kirchen aus der Krym bei Inkerman und Tepekerman, von mehreren Kirchen aus dem alten Cherson, Kertsch, Aluschta, Aj-Todor, Laspi u. s. w. Ferner habe ich die Plane, Ausrisse und Zeichnungen der Kathedrale von Pitzunda, welche unter Justinian in Abchasien erbaut wurde; der Klöster von Gagra, Lechne oder Ssunk-Ssu, Jolagu, Okwam, ebenfalls in Abchasien; einer Kirche am obern Kuban u. s. w. Für die armenische Baukunst sind die hauptsächlichsten Denkmäler, welche ich besitze, die Zeichnungen von Etschmiadzin, aus dem VI. Jahrhundert, der St. Ripsime-Kirche aus deeselben Zeit, unsern der Kieche von Arkchouei, welche aus dem IX. Jahrhundert herrührt, erbaut, der Kirchen von Kieghart, aus dem XI. und XII. Jahrhundert, und anderer Kirchen von Garni, Kulpe, Dshulfa, Schakbulak, Dilishan, Achalziche u. s. f.; dazu rechnen Sie noch die Zeichnungen von den Ruinen des erzbischöflichen Palastes und von andern alten armenischen Gebäuden zu Jablowice in Galizien, zu Theodosia in der Keym u. dgl. Reicher bin ich noch in Betreff der georgischen Kunst; ich besitze Plan, Zeichnung und Inschriften der schönen Kirche von Sion in Karthalinien, der ersten grossen Kirche, welche Bagrat IV. durch rinen Aemenier nach dem Plane derjenigen von St. Ripsime erbauen ließ. Ich habe von der ehrwürdigen, prachtvollen Kathedrale von Kutais, der zweiten Kirche, welche Bagrat IV. bauen ließ, und wo er zuerst eine glückliche Vermischung des armenischen und griechischen Styles anbrachte, die Zeichnungen bis auf die kleinsten Details der Verzierungen. Alle die schönen, bald nachher, im XII. Jahrhundert eebauten, bischöflichen Kirchen von Gelati, Martwili, Nikorzminda, Katschchi u. s. w. haben mehr oder minder Verzierungen von der Kathedrale zu Kutais entlehnt. Außerdem besitze ich noch Zeichnungen von vielen anderen Kirchen, welche zu verschiedenen Zeiten in Warzik, hinter Kertwis; in Saphar, hinter Achalzich; in Tschamokmodi; in Mzchet, in Ssomchetien, in Mingrelien u. s. w. erbaut wurden.«

Am 5. April verlor die kaiserl. Akademie der Künste zu Petersburg eines ihrer ausgezeichnetesten Mitglieder, den emeritirten Rector, wieklichen Staatsrath und Ritter Iwan Petrowitsch Martos, in einem Alter von mehr denn 80 Jahren. — Geboren in Kleinrußland, zu Itschnja, einem Flecken im Prilukischen Kreise des Gouvernements Poltawa, kam Martos früh schon (1764) in die Akademie der Künste. Diese entließ ihn mit der 14ten Classe und sandte ihn als ihren Pensionär nach Italien, wo er sich als Bildhauer vervollkommnen sollte. In Rom sah er noch den berühmten Maler Raphael Mengs, und Pompeo Batoni und benutzte die Hülfsmittel, die ihre Gefälligkeit und ihre Werkstätte ihm darbothen. — Der Ruf von Martos ist zu sehr verbreitet, als daß ein Urtheil über seine Arbeiten hier nöthig wäre. Wer weiß nicht, daß er Künstler ist, dem Moskau, Taganrog, Odessa, Archangelsk und Cherson ausgezeichnete öffentliche Denkmäler veedanken? Er verewigte in ihnen die Helden Minin und Posharskij, das Andenken Alexandees des Gesegneten, des thätigen Richelieu's, Lomonossow's des vaterländischen Sängers, und des ruhmbedeckten Fürsten Potemkin. Das letztere dieser Monumente ist noch nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt, und schon ruht nach vollendeter Arbeit der Meister, dessen Hand es zu Stande brachte. — Maria, die hochselige Kaiserinn war es, die ihm die Bahn des Ruhmes eröffnete. Ihn erwählte sie dazu, um in dem ihr so theuren Pawlowsk die Denkmäler ihrer Lieben auszuführen. Helena und Alexandra, Kaisertöchter, und Paul I. haben dort, gleich den königl. Aeltern der Monarchin, ihre Monumente von Martos Hand erhalten. — Zu Peterhof existirt von ihm die Bildsäule Aktäons (welche in Pawlowsk wie im Rumjanzowschen Museum in Abgüssen von Bronze wiederholt ist). — Die Kasan'sche Kathedrale in St. Petersburg hat mehreee Arbeiten von unsers Künstlers Hand aufzuweisen, so z. B. ist von ihm das reiche und große Basrelief — Moses, wie er mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt — über der äußern Seitenthür, und St. Johannes der Täufer (kolossal). Eben so befindet sich von ihm auch in der Kirche zu Grusino das Bildniß des heil. Apostels Andreas. — Von Denkmälern, welche er für Privatpersonen veefertigte, wollen wir (nach mündlichen Angaben der Seinigen) nur folgende nennen: Auf dem Kirchhofe des Newski-Klosters bey St. Petersburg: das der Fürstin Gagarin; der Fürstin Kurakin und Turtschaninow, und außerhalb Petersbueg: die Monumente des Generals Araktschejew (zu Geusino im Nowgorodschen Gouv.), des Generals Baron Korf (in Orel), des Ernators Alexejew, das Denkmal von Bruce u. a.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

57. Sonnabend, den 18. Juli 1835.

Geschichte von Oestreich, von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes 1834. XVI. 518 S. 8.

Als Schrötter mit seiner »Oesterreichischen Geschichte« (1779) auftrat, hatten die Sammlungen und Arbeiten Huebers, Schrambs, der Gebrüder Pez, Hanthalers, Herrgott's u. A. unstreitig schon mit vielem Erfolge die Bahn gebrochen, und wohl auch geebnet. — Schrötter benützte sie mit kritischer Schärfe, verband damit seine eigenen diplomatischen Studien, und verarbeitete die Resultate mit pragmatischem Geiste zu einem schönen, wenn auch, wie natürlich, nicht fehlerfreien Ganzen. Er starb; der Piarist Adrian Rauch setzte ihn fort, oder besser, ordnete die übrigen Materialien, und so kam 1781 der dritte Band ans Tageslicht. Dieser geht bis zum Jahre 1278; die Fortsetzung unterblieb zum wahren Nachtheile der vaterländischen Geschichte, denn wir haben, streng genommen, noch bis jetzt keinen vollgültigen Ersatz erhalten. Reisser's Geschichte der österreichischen Monarchie (4 Bände in 8 Theilen. Wien 1799—1802. 8.) ist eine werthlose Compilation; des Göttweiher Conventualen Janitsch[1], so wie Gretzmiller's[2] Arbeit in Anlage und Vortrag durch und durch eine verunglückte, und Genersich's[3] Werk, obgleich nicht ohne Verdienst, dennoch weiter nichts, als eine fleißige Zusammenstellung von bekannten Thatsachen und Anekdoten aus dem Leben der Regenten. Um die neuere Zeit (von Carl VI. an) hat Coxe[4] unstreitig großes Verdienst; die Benützung der englischen Quellen macht ihn unentbehrlich; allein weiter zurück ist er durch Unrichtigkeiten und verkehrte Ansichten, Folgen des Mangels an den nöthigen Hülfsmitteln und Vorstudien, ohne alle Bedeutung. Schneller's Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich (Grätz 1817, 4 Bände 8.) ging spurlos vorüber; das leidige Anknüpfen der locker erzählten Thatsachen an moralisch-politische Gemeinplätze kühlt von Vorne herein ab. Nicht ohne Verdienst, obwohl nur relativ, ist die Leistung Schel's in seiner milit. politischen Geschichte (9 Bde. 8. Wien 1819—1827). Mehrere Unternehmungen, wie von Geusau[1], Schwab[2] u. A. geriethen schnell in's Stocken, und zwar auf die natürlichste Weise, denn sie brachten den Keim der Vernichtung mit zur Welt. Compendien sind viele erschienen. Alle theilen Vorzüge und Mängel mit den genannten Werken, und erheben sich selten, weder durch Conception noch in ihrer äußern Anordnung, über die Mittelmäßigkeit.

Indessen hatte Hormayr's Archiv (1810) begonnen, und in einem Zeitraume von zwanzig Jahren sehr viel Neues zu Tage gefördert, Dunkles aufgehellt, Zweifelhaftes erläutert und vielseitig anregend gewirkt, eine Thatsache, die unter allen Verhältnissen dankbare Würdigung fordert. Das zweymal unterbrochene Taschenbuch für vaterländische Geschichte ging ergänzend und weiter fördernd nebenher; besonders enthalten die Jahrgänge der letzten Reihe (1820—1829) manche Perlen, wenn auch keine Pfefferkörner, dergleichen die Blätter für literarische Unterhaltung im diesjährigen gefunden haben wollen!

Fruchtbarer durch zahlreiche, höchst wichtige Resultate emsiger Forschung, und zunächst durch den strengen Geist historischer Rechtlichkeit sind die Arbeiten des ehrwürdigen Chorherrn zu St. Florian, Franz Kurz, aufgetreten. Sie umfassen den Zeitraum von Rudolph von Habsburg bis Maximilian I., einen Zeitraum, der so manche Schwierigkeiten zu lösen gab, und den nur unermüdeter Fleiß zu übernehmen und zu bewältigen vermochte! Sie sind eine kräftige Basis zum — Fortbauen, wohl auch als inhaltsreiche Monographien eine haltbare Stütze für Jeden, dessen Aufgabe eine Geschichte

[1] Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der deutsch-österreichischen Monarchie. Von den ältesten bis auf unsere Zeiten. 11 Theile. 8. Wien und St. Pölten 1805—1828.

[2] Geschichte Oesterreichs 4 Bände. 8. Wien 1808.

[3] Geschichte der österreichischen Monarchie von ihrem Ursprunge bis zum Ende des Wiener Friedens-Congresses. 8 Bände. 8. Wien 1815—1817.

[4] History of the House of Austria; 2 Vol. 4. London 1807. Die deutsche Bearbeitung von Dippold und Wagner (Amsterd u. Leipzig 1810—1817. 4 Bde. 8.) ist vorzuziehen.

[1] Geschichte Oesterreichs von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten. 1. und 2. Bd. Wien 1800—1801. 8.

[2] Geschichte Oesterreichs von der Besitznahme der Römer bis auf unsere Zeiten. Erster Theil. II Abtheilungen. Wien 1802 8.

Digitized by Google

Oesterreichs ist. Herr Graf Mailáth hat im vorliegenden ersten Bande denselben Zeitraum dargestellt und nur mit K. Maximilian I. weiter geführt; ob ihm Kurz Basis oder Stütze gewesen, wird aus dem Folgenden hervorgehen. Der durch Heeren und Ukert geleitete Verein zur Herausgabe der Specialgeschichten aller europäischen Staaten, dessen Wirksamkeit die bisher in Hamburg bei Perthes erschienenen Bände auf eine ausgezeichnete Weise beurkunden, konnte sich für die Abtheilung Oesterreich wohl nur an einen Inländer wenden; die Wahl fiel auf Graf Mailáth, und sie ist ganz gewiß eine ehrenvolle Würdigung seiner Geschichte der Magyaren. Ob sie eine glückliche zu nennen, oder nicht? soll nun die Kritik bestimmen. — Das Verdienst einer umsichtigen Benützung des Vorhandenen, einer glücklichen Verarbeitung desselben, und zunächst einer einflußreichen Darstellung, wird und kann dem Verfasser Niemand absprechen. Wir sagten »einflußreichen Darstellung,« weil wir die Ueberzeugung haben, daß ihre gefällige und populäre Haltung ganz geeignet ist, die Liebe zur Geschichte zu fördern und allgemeiner zu machen, ein Umstand, der gerade in Oesterreich vorzugsweise Anerkennung verdient! — Ueberdieß sind die Ansichten, welche der Verf. entwickelt, gleichweit von Lobhudelei und Tadelsucht entfernt; die Charakterzeichnungen der Fürsten freimüthig (s. K. Friedrich IV.), und größtentheils bestimmt und wahr; nur bei Maximilian I. tritt ein merkbares Schwanken und Abirren hervor; wie überhaupt die Kapitel, welche diesem Kaiser gewidmet sind, zu den schwächsten gehören. — Haben wir nun, unserer innigsten Ueberzeugung gemäß, die Lichtseiten im Allgemeinen angedeutet, so dürfen wir auf der andern Seite nicht verschweigen, was uns als mangelhaft erschienen. Wenn die Forderungen an die Geschichte in unserer Zeit eine durchgehends bessere Richtung genommen; wenn wir uns und mit vollem Rechte jenem Wege zugewendet haben, auf dem sie allein nur zum wahren Ziele gelangt: Philosophie des Lebens zu werden durchs Leben; so sind die Fragen: »Was war das Volk; wie sein Zustand in intellectueller, moralischer, politischer Beziehung; welche Ursachen haben darauf fördernd oder hemmend, wohlthätig oder nachtheilig eingewirkt u. s. w.? in jeder Epoche die ersten, die wichtigsten, die heiligsten! Nur an ihre Beantwortung läßt sich das Endurtheil über die oberste Leitung und deren Organe knüpfen, und nur so kann die Geschichte als Stimme der Anregung und Warnung auftreten! —

Mit Bedauern haben wir diesen warmen Lebenshauch nicht immer, ja zuweilen selbst Ueberflüssigem aufgeopfert gefunden. So hätte, um nur Ein Beispiel anzuführen, die übrigens gelungene Verlobungsgeschichte Herzogs Wilhelm's mit Hedwig von Polen ohne allen Nachtheil wegbleiben können, und einer näheren Würdigung der Wiener-Universität, die eben begonnen und schnell erfreuliche Früchte getragen, Platz machen sollen. Oder sind H. Albrecht's V. Gesetze für Verwaltung, Handel, Gewerbswesen u. s. w. minder wichtig, als die beklagenswerthen Vormundschaftszwiste und die endlosen Rüstungen und Kriege gegen die Hussiten? Die Gesetzgebung ist der Probierstein der Zeit; Forschung und Kritik werden daraus den Zustand der Kultur und Gesittung, die wirkende Idee der Regierung entnehmen, und so zu Resultaten gelangen, auf die das Entziffern anderer Staatsacten schwerlich führen dürfte.

Wir müssen indessen gestehen, daß gerade in diesen Beziehungen der Geschichtsschreiber Oesterreichs außerordentlichen Schwierigkeiten begegnet: keine Vorarbeiten, beinahe keine Sammlungen, Alles noch zerstreut in den Archiven! Wie sollte nun der Einzelne leisten, was in andern Ländern ganze Vereine nur mit vieler Mühe zu Stande gebracht haben? So lange wir nicht reichhaltige *Monumenta*, nicht einen erschöpfenden *Codex diplomaticus* haben, werden wir vergebens auf eine vollendete Geschichte unsers Vaterlandes warten. — Man kann zwar nicht läugnen, und wir haben es schon oben ausgesprochen, daß für die Regentengeschichte unendlich viel geschehen; allein die Aufgabe, welche dem Historiker im edelsten Sinne des Wortes gestellt ist, fordert noch andere Lösungen. Wir haben eine kräftige Basis zum — Fortbauen; dieses setzt aber bis jetzt noch voraus, daß man selbst hinabsteige in den Schacht, und das edle Metall unter freudigem Glückauf zu Tage fördere! — Uebrigens sind wir der festen Ueberzeugung, Herr Graf Mailáth werde in den nächsten Bänden auch hierin nichts zu wünschen übrig lassen, und dazu berechtigen uns nicht so sehr die zahlreicheren und zugänglicheren Hülfsmittel, als vielmehr die vorliegenden Beweise seines Wollens und Könnens! —

Indem wir nun auf Einzelnheiten übergehen, müssen wir wünschen, daß unsere Bemerkungen durchgehends nicht als Tadel, sondern nur als Erläuterungen, Anfragen und vielleicht auch als Berichtigungen aufgenommen werden. Die Wissenschaft soll durch die Kritik gewinnen; seitenlange Ergießungen, gleichviel ob anerkennend oder mißbilligend, werden dazu nichts, und wenn auch, immer nur sehr Weniges beitragen. Das Verdienst des Verfassers ist festgestellt; die nachstehenden Erörterungen wollen, können und werden es nicht verrücken!

So sey denn gleich der Titel Veranlassung einer kurzen Diskussion. Schreibt man Oestreich oder Oesterreich? Ersteres ist unläugbar eine Abweichung von dem altherkömmlichen Gebrauche, und in der neuesten Zeit zunächst vom Auslande (s. Allgemeine Zeitung) ausgegangen; die Gründe der Annahme, im Vorworte entwickelt, wären um so erfreulicher gewesen, als nur die eine oder die andere Schreibart bestehen kann und soll. Wir verweisen übrigens hierüber auf die speciellen Ab-

Digitized by Google

handlungen von Pez[1] und Kauz[2], und bemerken nebenbei, daß wir uns aus Ueberzeugung diesen Beiden anschließen, und »Oesterreich« allein für richtig erachten.

Wäre »Geschichte des österreichischen Kaiserstaates« nicht bezeichnender, nicht bestimmter gewesen? Wenigstens würden einige Einwürfe, die wir nicht unterdrücken können, dadurch wenn auch nie entkräftigt, doch gewiß geschwächt worden seyn. Der Gedanke, der Verf. habe den vorliegenden ersten Band nur als Einleitung hingestellt, ist uns bei wiederhohlter Durchlesung nicht unwahrscheinlich erschienen; allein dagegen stehen die Babenberger zu den Habsburgern in einem zu grellen Raum-Mißverhältnisse, und der Titel widerspricht geradezu. Dieser fordert unerläßlich eine umfassende Darstellung des Entstehens, der Entwicklung und Ausbildung: obgleich dieselben Bedingungen selbst bei dem von uns angegebenen schwerlich wegfallen dürften.

Mit dem Vorworte indessen, wird gleich von Vorne herein der Standpunkt des wirklichen und des vorgeschlagenen Titels merklich verschoben. Wenn der Verf. beginnt: Das vorliegende Werk erscheint in 4 Bänden, welche folgende Perioden umfassen: Erster Band: Von Rudolph dem Habsburger bis zum Tode Maximilians I.« — und diese Periode gleich hierauf in nachstehende drei Hauptstücke eintheilt: »I. Die ersten Kaiser aus dem Hause Habsburg. II. Die östreichischen Herzoge außer dem Besitz der Kaiserwürde. III. Das Haus Oestreich wieder im Besitze der Kaiserwürde« — so scheint es wohl recht eigentlich auf weiter nichts, als auf eine »Geschichte der Habsburger« abgesehen. Nur in dieser läßt sich die haltbare Begründung einer solchen Eintheilung finden; ganz gewiß aber nicht in einer Geschichte Oesterreichs oder des österreichischen Kaiserstaates. Diese haben ihre selbstständigen Epochen; die Verhältnisse der österreichischen Fürsten zum deutschen Reiche bilden denkwürdige Episoden, einflußreiche Momente. Ihre größere oder geringere Wichtigkeit bestimmt den Grad der Berücksichtigung; die scharfe Abgränzung gehört wohl immer zu den schwierigsten Aufgaben des österreichischen Historikers.

Wir müssen indessen, da der Hr. Verfasser im Vorworte keine näheren Erläuterungen gegeben hat, uns strenge an den Titel halten, und somit nun auf die Frage übergehen: War es dem Geschichtsschreiber Oesterreichs erlaubt, die Zeit vor, und zuvörderst unter den Babenbergern mit einer kurzen Einleitung abzuthun? Wir erwiedern geradezu: Nein!

Wenn der Verfasser mit dem Worte Oesterreich allgemeinhin den Kaiserstaat bezeichnet haben will, und dessen eigentliche Begründung erst in die Zeit der Vereinigung Oesterreichs mit Ungarn und Böhmen setzen zu dürfen glaubt — wenn dem zu Folge der erste Band, wie wir angedeutet haben, nur als Einleitung gelten soll; so läßt sich wohl der Einwurf, daß es die Habsburger waren, an die sich die Länder angeschlossen, und daher erst mit ihnen die Geschichte beginne, immerhin denken; allein dadurch wird noch keine Geschichte Oesterreichs, keine Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, sondern wieder nur eine Geschichte der Habsburger, und wenn's gut geht, der österreichischen Länder unter ihnen, entstehen. Diese aber war, wie wir glauben, nicht Aufgabe, und jene müssen zeigen, wann und wie der erste Grund des Baues gelegt worden, wie dieser emporgestiegen und selbstständig geworden, kurz, wie seine Vergrößerung und Ausbildung zu Stande gekommen ist? Und hier treten die Babenberger mit denselben, wenn nicht mit größeren Ansprüchen an den Historiker Oesterreichs auf, als die ersten Habsburger. Die Geschichte eines Landes, und selbst eines aus mehreren Theilen gebildeten Staates besteht, wenn auch die Regentenfamilie dem Wechsel unterlag; dieser wird Epochen begründen, weiter nichts. Doch wir wollen aus dem Gange des Herrn Verfassers selbst den nöthigen Beweis für unsere Ansicht ziehen.

Die Einleitung, 30 Seiten stark, beginnt mit einer sehr kurzen Schilderung des Schicksals aller österreichischen Länder am rechten Ufer der Donau vor und unter den Römern, zur Zeit der Völkerwanderung und nach Carl des Großen Eroberungen (6. S.) Schon hier wird dort und da von den meisten Theilen des Kaiserstaates abstrahirt; gänzlich geschieht es jedoch mit dem Auftreten des ersten Babenbergers. Wir erhalten auf 24 Seiten eine zwar flüchtige, aber ausschließende Darstellung der Markgrafen und Herzoge dieses Hauses; sollte es demnach ganz ohne Grund seyn, wenn wir daraus den Schluß ziehen, daß die Annahme eines Stammlandes dem Herrn Verfasser als nothwendig erschienen? Im entgegengesetzten Falle mußte er ja, wie er auf der ersten Seite begonnen, fortfahren und durchaus den Weg Groß-Hoffingers einschlagen, der chaotisch genug mit dem I. Bande die Römerzeit nicht vollendet hat!! Unsere Ansicht unterstützt ferners, daß der Verfasser bey neuen Erwerbungen, z. B. Steyermarks, Krains u. s. w. immer auf deren frühere Geschichte zurückgeht, ein Umstand, der doch offenbar auf die Annahme Oesterreichs als Stammland hinweist. Wird dieses aber zugegeben, und wir halten es für unumgänglich nothwendig: wie durften, abgesehen davon, daß Oesterreich als Markgrafthum und Herzogthum an und für sich selbstständig und höchst achtbar, wie durften, sagen wir, die ersten Bauherren und Lenker aus seiner Geschichte hinausgeworfen werden? Zudem, haben die Habsburger ein anderes Oesterreich überkommen; oder haben sie durch innere Einrichtungen ein anderes Oesterreich geschaffen; oder auch

[1] Scriptores rer. Austr. T. I. Dissertatio II. De varia pro ratione temporum Austriae nomenclatura.

[2] Ueber das Wort Oesterreich zc. Wien 1760 und 1771 in 4. Hieher gehört auch: Barthol. Latomi elegia de Austriae nomine ad Carolum V. Aug. Argentorati 1527. 4.

Digitized by Google

zu schaffen Macht und *Recht* gehabt? Haben sie nicht, nur allein auf die Freiheiten und Rechte sich stützend, welche die Babenberger ihrer Dynastie und *ihrem Lande* erworben, den Bau weiter geführt? — Es ist hier nicht der Ort, die Erörterung streng und erschöpfend durchzuführen; wir werden bei einer andern Gelegenheit in diesen Blättern darauf zurückkommen. Nach unserer Ansicht ist in einer Geschichte Oesterreichs, man nehme Oesterreich im engeren oder weiteren Sinne, *die Zeit der Babenberger als die begründende nach Außen und Innen*, eine der wichtigsten und denkwürdigsten Perioden, und ihre Ausscheidung oder auch bloß flüchtige Berührung geradezu unzuläßlich. Sie kann nicht einleitend, sie muß erschöpfend behandelt werden, weil sie einerseits Basis, andererseits schon von zu großer Bedeutsamkeit für das innere und äußere Leben des Landes ist! Wir wollen übergehen, daß viele, hochgefeierte Heroen altdeutscher Poesie *ihr* angehören, daß die Babenberger für Volksbildung und Volksglück Schulen gegründet und *dauernde* Einrichtungen getroffen, daß sie ihre Gesetzgebung weit überlebte; allein wer kann und darf die mächtige Stellung der Ostmark zum deutschen Reiche, wer ihre große Bestimmung *gegen* Hunnen und Avarenstürme, *gegen* die verheerenden Züge der Magyaren und Mongolen übersehen? — (Forts. folgt).

Literarische Notiz.

Laut dem Berichte vom 17. April d. J. hat die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg des Mönches *Hyacinth* »historische Uebersicht der Oirad-Völker oder Kalmüken vom XV. Jahrhunderte bis auf unsere Zeit« mit dem vollen Preise ausgezeichnet. Der Verfasser genießt bekanntlich den Ruf, einer der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache zu seyn. Er hat sich diesen Ruf erworben und ihn bewährt durch die Herausgabe einer Reihe nach und nach erschienener Werke über die verschiedenen Länder und Völker Mittelasiens und deren Geschichte, zu welchen die chinesische Literatur ihm den reichhaltigsten Stoff darboth. Die wichtigsten der bisher erschienenen sind: Beschreibung von Tibet; Beschreibung der Söngarei und des Landes der östlichen Türken; Notizen über die Mongolei; Geschichte der vier ersten Chane aus dem Hause Tschingischans und des Kökenors (Tanguts). An diese so reichhaltigen und mannigfaltigen Werke schließt sich auf würdige Weise das genannte an.

Die chinesischen Berichte von den Begebenheiten der Oirad-Völker haben zwar dem Verf. den reichsten und dabei interessantesten Stoff zu seinem Buche geliefert, indeß hat er auch die Berichte seiner Vorgänger sowohl, als die vorhandenen Archivnachrichten in Betreff der Gränzverhältnisse mit Rußland und der Uebersiedelungen ganzer Kalmükenhorden auf russisches Gebieth, mit vieler Sorgfalt benutzt. Der Verf. ist in Betreff des Ursprungs der Oirad-Völker und der Classifizierung der alten Völker Mittelasiens überhaupt, seinen frühern Ansichten treu geblieben, obgleich er sich durch diese, ihm mittelst seiner Quellen am Anschaulichsten gelieferten Ansichten den heftigsten Widerspruch der Pariser Orientalisten dieses Faches zugezogen hat. Eine besondere Zierde des Buches ist die, fast durchgängig richtige Schreibung der Namen. Die Commissarien der Akademie haben nur hie und da fehlerhafte Versetzungen der Sylben entdeckt; doch sind diese Beispiele höchst selten und um so mehr zu entschuldigen, da die Originale, nach welchen der Verf. arbeitete, selbst nicht selten solche Fehler machen, vorzüglich wenn es Namen betrifft, die aus dem Sanskrit entlehnt sind. Wichtiger ist ein anderer Fehler, den die Orientalisten aufdeckten, und den wir auch hier nicht unbemerkt lassen dürfen, weil er eine ganz verkehrte historische Idee begründen und fortpflanzen könnte. Der Verf. spricht nämlich (S. 13 ff.) von einem sehr mächtigen Fürsten Namens *Elutai*, der im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die oberste Gewalt über alle mongolischen Stämme ausgeübt haben soll. In einer Note fügt er hinzu, daß der Name *Elut* (soll heißen *Ogheled* oder *Oehlöt*), der den Oirad von den Mongolen und Chinesen beigelegt ist, von dem Namen dieses Fürsten entlehnt sey. Nun aber hat es nie einen Fürsten oder eine historische Person dieses Namens gegeben, und der Verf., der vortrefflich Chinesisch aber kein Mongolisch versteht, hat hier offenbar den Namen eines Volkes für den eines Individuums aufgefaßt. Elutai ist eine chinesische Corruption des mongolischen Wortes *Arutai*, des Namens, welcher, nach dem klaren Ausspruche der Geschichte der mongolischen Stämme, den vom mongolischen Gesammtinteresse sich trennenden und ihre eigene Politik befolgenden Oirad von den Mongolen, nicht lange nach der Vertreibung dieser letzten aus China, beygelegt wurde. Das Wort Arutai bedeutet *Abtrünnige*, *Zurückgebliebene*; ungefähr die nämliche Bedeutung hat das tatarisch-türkische Wort Khalmak, womit die Oirad von den Türken der kleinen Bucharei benannt werden. Dieser Name Khalmak, aus welchem die übrigen europäischen Benennungen *Kalmücken*, Calmouk u. s. w. entstanden sind, ist übrigens bey den Wolgischen Abtheilungen dieses Volks ganz einheimisch geworden, indem dieselben sich, ohne jedoch auf den Namen Oirad zu verzichten, selbst *Chalimak* zu nennen pflegen. Der Name Ogheled oder Oehlöd, welcher *Mißvergnügte*, *Grollende* bedeutet, gehört ganz der spätern Zeit an. Er ist nicht älter als die jetzt in China herrschende Mandschuische Dynastie; er ist ein den Oirad von den Mongolen gegebener, und von den Chinesen adoptierter Schimpfname, der natürlich vom Volke selbst niemals als Name anerkannt worden, sondern vielmehr als Beleidigung betrachtet wird.

Daß diese eine, an sich wenig bedeutende Ausstellung dem neuesten Werke *Hyacinth's* seinen Werth nicht schmälern dürfe, versteht sich von selbst. In Betracht des geringen Volumens und des ziemlich speciellen Interesses des Werkes, würde die Akademie indeß Anstand genommen haben, dem Verf. einen vollen Preis zuzuerkennen, wenn sie es nicht der Billigkeit gemäß gefunden hätte, bey dieser Gelegenheit auch seine oben genannten werthvollen Werke, die sämmtlich in der neuesten Zeit erschienen sind und ihrem Verf. einen ausgezeichneten Ruf in der gelehrten Welt erworben haben, in Betracht zu ziehen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

58. Mittwoch, den 22. Juli 1835.

Goethe und Bettina.

Die süße Liebe irrt ins Gränzenlose
Auf buntgewebten ätherfrohen Schwingen,
Allüberall der Liebe Zeichen dringen
Herauf aus der Natur geheimstem Schooße.

Der Sterne Glanz, die halberschlossne Rose,
Der Stürm' und Fluten ungefesselt Ringen,
Jedweder Hauch und jedes leise Klingen
Wird ihrem Fühlen zur Apotheose.

Und wie sie selbst den Freund verklärt erblicket,
Wünscht sie sein Bild in Lettern und im Erze
Vor uns, daß nie es unserm Geist entwiche.

Weh! vor dem Anfang ist das Werk mißglücket.
Es ward durch eines Dämons lose Scherze
Der Gott zum Kloh, das Weib zur hohen Psyche.

Max. Löwenthal.

Geschichte von Oestreich, von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes 1834. XVI. 518 S. 8.

(Fortsetzung.)

Wenn der Herr Verfasser, wie wir annehmen müssen, seine Gründe hatte, die Zeit vor Rudolph von Habsburg mit einem flüchtigen Umrisse abzuthun, und wir unumwunden unsere Ansicht dagegen ausgesprochen haben, so läßt sich ferners manches Unklare und Unrichtige darin eben so wenig durch die Kürze entschuldigen, als es uns andererseits erlaubt seyn dürfte, darüber hinwegzugehen. Möge übrigens die Römerzeit und der Völkerwanderung endlos rascher Wechsel ruhig bestehen, obgleich die Nachrichten darüber nicht ganz so karg und unbestimmt seyn dürften. Was über Norikum auf uns gekommen, hat Muchar mit vielem Fleiße zusammengestellt; die Epochen der Gothen, Langobarden, Hunnen, Avaren haben ihre Quellenschriftsteller, unter denen der zunächst für Geschichte und Topographie unserer Gegenden unschätzbare Eugippus (Vita S. Severini) hervorragt. Als Karl der Große den Baiernherzog Tassilo besiegt und dessen Bundesgenossen, die Avaren, welche von der Enns abwärts alles Land besaßen, bis an den Raabfluß zurückgedrängt hatte, erscheint in den Urkunden die neu eroberte Provinz: Avaria, Hunnia, als ein Gegenstand seiner besonderen Sorgfalt und ohne alle Berührung zu Baiern. Sie war entvölkert: Hunis ejectis .... caeperunt populi sive Slavi seu Bojarii inhabitare terram, unde inde expulsi sunt Huni. (Du Chesne T. II. p. 21.) Dieses hätte angedeutet werden sollen; durchaus durfte aber nicht die Theilungsurkunde Ludwig des Deutschen übergangen werden. Mit ihr erscheint das heutige Erzherzogthum als ein besonderer, streng abgegränzter Theil der fränkischen Monarchie; Markgrafen aus verschiedenen Häusern übernehmen die Verwaltung und zahlreiche Schenkungsurkunden geben die interessantesten Aufschlüsse über den topographischen Zustand des Landes. Die Stürme der Magyaren treten zwar zerstörend auf; mit der Schlacht am Lech aber wird das alte Verhältniß wenigstens zum Theile wieder hergestellt.

Wenn daher der Verfasser daranknüpfend sagt: »Die nun sichergestellten Lande an der ungerischen Gränze erhielt als Markgraf Leopold der Babenberger, für sich und seine Nachkommen«, so ist dieses dahin zu berichtigen, daß nach dem Siege K. Otto des Ersten das Land von der Enns bis an die Erlaf und das heutige Melk zurückerobert, von Neuem Markgrafen erhielt (wir können namentlich Burchard anführen), der genannte Leopold aber erst 28 Jahre später dazu bestimmt, nur diesen Theil zu verwalten übernahm. Woraus übrigens hervorgehe, daß mit Leopold ein Erbfolgerecht für die Babenberger entstanden, welches in den Worten »für sich und seine Nachkommen« doch offenbar liegt, wünschten wir erläutert zu sehen; denn die uns bisher bekannten Urkunden bezeugen das Gegentheil. Daß Heinrich seinem Vater folgte, war Gnade des Kaisers[1], Anerkennung der Verdienste Leopold's, der die Ungarn aus ihrer Festung Melk vertrieb, und die Kriegskunst der gefährlichen

---

[1] Siehe die Beweise in Schrötters I. und IV. Abhandlung aus dem österreichischen Staatsrechte.

Digitized by Google

Nachbarn in Schranken hielt. Wie weit seine Eroberungen gegangen, ist schwer zu bestimmen; die Leitha wurde erst 1043 unter Albrecht I. immerwährende Gränze. Wir sagen hier dieses, nicht weil wir es für unbekannt halten, sondern weil wir es selbst in der kürzesten Skizze ungern vermissen. Der Name Ostirrichi kommt das erste Mal in der Schenkungsurkunde vor, welche im Jahre 996 Kaiser Otto III. nicht aber Markgraf Heinrich (S. 7) dem Stifte Freysingen ausstellte. Nos . . . quasdam nostri juris res in regione vulgari *nomine Ostirrichi* in Marcha et in comitatu Hainrici Comitis filii Luitpoldi Marchionis in loco Niuvanhova dicto. . concessimus. Wir können von der Seite 7, welche nebenbei gesagt mehr als Ein Jahrhundert und 6 Markgrafen umfaßt, nicht wegkommen. Daß der Verf. diese Eintheilung getroffen, wollen wir, obgleich nicht gerne, hingehen lassen; allein die Behauptung, daß von Leopold dem Schönen in der Geschichte nichts verzeichnet sey, was im gedrängten Ueberblicke jener Zeiten Erwähnung verdiente, scheint uns doch etwas zu gewagt. Sein Eingreifen in den großen Streit der Zeit zwischen Papst Gregor VII. und K. Heinrich IV.; der daraus entspringende Kampf mit dem Letzteren und dem Herzog Wratislav von Böhmen; die Siege des Azzo von Gobatsburg, und das erste Auftauchen der Landesedlen und Stände in Oesterreich — wie, Alles dieses verdiente keine Erwähnung? Wir können, wie schon gesagt, mit dem Verf. nicht rechten, daß manches Wichtige übergangen worden — eine bloße Einleitung will es vielleicht so — allein dadurch werden Aussprüche, wie der genannte, noch keineswegs autorisirt. —

Leopold der Heilige »verließ Mölk (besser: Melk), baute ein Schloß unfern Wien auf einem Berge, der noch von ihm der Leopoldsberg heißt,« d. h. auf der äußersten Endspitze des Kahlenberges [1], welche, seitdem Kaiser Leopold I. dahin eine Kirche zu Ehren des heiligen Markgrafen gebaut, den Nahmen Leopoldsberg führt.

Der gleichnahmige Sohn und Nachfolger des h. Leopold vermehrte nach allen Seiten hin die Besitzungen der Klöster und gründete zahlreiche fromme Stiftungen; darum mochte er auch der Freigebige genannt worden seyn, was sowohl im Geiste der Zeit, als auch in dem Umstande liegt, daß unsere Chronisten größtentheils Mitglieder der so reichlich bedachten Communitäten waren. Mit dem von ihm besessenen Herzogthume Baiern wurde übrigens sein Bruder Heinrich Jasomirgott keineswegs vom Kaiser gleichzeitig mit Oesterreich belehnt; es läßt sich daher in keiner Beziehung sagen: »Als Leopold starb, fiel Oestreich und Baiern auf seinen Bruder Heinrich.« Erst das Fridericianum begründete das — Erbrecht; die Verleihung Oesterreichs erfolgte zwar sogleich; allein Baiern erhielt Heinrich vom K. Conrad erst am Pfingstfeste 1142 zu Frankfurt, nachdem er sich mit der Witwe Herzogs Heinrich des Stolzen vermählt und dessen Sohn Heinrich der Löwe, mit Sachsen belehnt, auf Baiern Verzicht geleistet hatte. — Daß Heinrich Jasomirgott, als der neue Kaiser, Friedrich Barbarossa des Löwen plötzliche, widerrechtliche Ansprüche auf Baiern begünstigte und unterstützte, wiederholt vorgeladen, bei den Reichstagen nie erschienen, ist eine irrige Angabe, und muß dahin ergänzt werden: Nachdem Heinrich Jasomirgott auf dem ersten Reichstage zu Würzburg im October 1152 nicht erschienen war, schrieb der Kaiser im folgenden Jahre einen zweiten nach Worms aus, um den Streit entweder gerichtlich oder im Wege der gütlichen Uebereinkunft zu enden. Auf diesen erschienen beide Parteien; allein Heinrich Jasomirgott verweigerte in der Hauptsache Rede und Antwort, indem er vorgab, nicht ordnungsmäßig vorgeladen worden zu seyn. Worauf er dieses gegründet, darüber gibt selbst sein Bruder Otto von Freysingen keinen Aufschluß; genug sein Einwurf fand Anerkennung. Auch in den zwei nächsten, noch in demselben Jahre gehaltenen Reichstagen zu Regensburg (September) und zu Speyer (December) konnte keine Entscheidung zu Stande kommen. Der Kaiser schrieb daher im nächsten Jahre abermals einen nach Goslar aus, und als Heinrich Jasomirgott nicht erschien, sprach er, mit Beistimmung einiger Fürsten dem Löwen das Herzogthum Baiern zu. Damit war aber der Streit noch keineswegs beendigt; selbst die meisten Reichsfürsten erklärten den Spruch des Kaisers für rechtswidrig. Dieser war indessen zur Krönung nach Rom gezogen. Als er von da heimkehrte, versuchte er von Neuem, die Sache durch einen Vergleich beyzulegen. Er unterredete sich mit Heinrich Jasomirgott, veranstaltete eine Zusammenkunft in Baiern an der böhmischen Gränze, ernannte Schiedsrichter — alles vergebens. Nun erneuerte und bestätigte er auf dem Reichstage zu Regensburg (October 1155) den Beschluß von Goslar.

Daß Heinrich Jasomirgott endlich nachgab, und von seinem unbestreitbaren Rechte lassend, den merkwürdigen Vertrag zu Regensburg (17. Sept. 1156) einging, möchten wir nicht so sehr dem Einflusse seines Schwagers des Herzogs Wladislav von Böhmen, zuschreiben, als vielmehr den rastlosen Bemühungen seines Bruders Otto, Bischofs zu Freysingen. Zu diesem Schlusse veranlassen uns nicht so sehr dieses bekannten Historikers eigene Worte, als vielmehr die einflußreiche Wirksamkeit, welche ihm die vertraute Stellung zum Kaiser möglich machte. Bey ihr dürfte wohl auch ein bedeutender Grund des berühmten Freyheitsbriefes, der die Grundfeste des österreichischen Staatsrechtes geworden, zu suchen seyn.

Der Erwerb Steyermarks, und daß Ottokar sein Land keineswegs schon lebend dem Herzoge von Oesterreich übergeben, ist in diesen Blättern bereits zur Genüge besprochen worden. Uebrigens möchten wir fragen, wie sich nachstehende Sätze in

[1] Rikard. Newburg. ad An. 1101. ipse vero (Leopoldus) construxit sibi Curiam in monte Cecio.

Digitized by Google

folgerechter Verbindung denken lassen: »Ottokar bedingte sich als Lebensunterhalt fünfhundert Hufen Landes und sonstiges reiches Einkommen.« »Sechs Jahre nachher starb Ottokar, im 28sten Jahre seines Alters. Wenig Tage nachher ließ sich Herzog Leopold durch Kaiser Heinrich VI. zu Worms mit Steyermark belehnen, nahm hierauf das Land in Besitz und ließ sich huldigen.« Wenn Ottokar lebend dem Herzoge Leopold Steyermark abgetreten, mußte sich dieser nicht sogleich damit belehnen lassen; und wozu wartete er sechs Jahre bis zur Besitznahme und Huldigung? — Es ist sehr zu wünschen, daß Herrn Wartingers Codex diplomaticus Styriae bald an's Tageslicht trete, wir werden dann die Urkunde darüber, welche zwar oft gedruckt, aber stets schlecht gelesen worden ist, ihrem wahren Inhalte nach kennen lernen.

In der für eine Einleitung vielleicht etwas zu breiten Erzählung von Richard's Löwenherz Gefangennehmung, möchten wir die Stelle: »denn Richard war tollkühn genug, den Heimweg durch die Lande Leopold's, seines erbittertsten Feindes zu nehmen,« nicht unterschreiben. Die Reichersberger Chronik[1] erzählt: »Cum prospere aliquanto tempore navigasset, postea subito correptus tempestate illa saevissima, de qua supradictum est, et disjectis navibus, quae eum multae sequebantur more regis, ipse solus cum navi sua vento validissimo impellente, projectus est in partes vicinas Aquilegiensibus. Ibi a majoribus terrae illius valde injuriatus et spoliatus bonis, quae ei mare iratum reliquerat, occisis etiam et captivitatis hominibus, suis ipse cum paucissimis evadens, per partes Karintiae, nesciens quo iret, terram Ducis Austriae *ignorans* ingressus est. Wenn auch der letzte Theil dieser Angabe, und insbesondere das ignorans einigen Zweifel zuläßt, so ist es doch gewiß, daß Richard nur gezwungen das Land seines schwer beleidigten Gegners betrat.

Unter Friedrich dem Katholischen dürfte für Oesterreich die erste urkundliche Spur einer Münzstätte zu Krems von größerer Wichtigkeit seyn, als dessen Heeresfahrt nach Palästina. (S. 13). Auch der Umstand, daß sein Bruder Leopold, später der Glorreiche genannt, sogleich nach dem Tode ihres Vaters die Verwaltung Steiermarks übernommen, verdient nähere Beachtung. Das hieraus entspringende Verhältniß bezeichnet das Chron. Mellic. ad A. 1195. (Pez T. I. p. 235.)

Leopold des Glorreichen Unterhandlungen und Kriege mit den Ungarn, seine Fahrten gegen die Ungläubigen, welche der Hr. Verfasser erzählt, stehen wohl an Bedeutsamkeit der Stellung und zunächst dem Einflusse nach, welchen H. Leopold im großen Streite zwischen Kaiser und Papst genommen, und der nur berührt worden.

Aber ein noch weit höheres Interesse haben seine inneren Einrichtungen und Gesetze zum Wohle des Landes. Sie betreffen das Erb- und Lehenrecht, das Gerichts- und Münzwesen, Beförderung des Handels; Humanitäts-Anstalten — und ihre Wirksamkeit reicht bis spät in die Zeit der Habsburger. — Welche Fundgrube für deutsche Sprachkunde, welch' ein herrlichen Spiegel damaligen Lebens sind die Lieder, die, an seinem Hofe gesungen, im ganzen Lande wiederklangen! —

Wenn der Hr. Verfasser sagt: »Von der Kirche zu Freysingen hatte er alle ihre beträchtlichen Lehen in Krain erhalten,« so ist darunter zu verstehen, daß er sie vom Bischofe Gerold, dem sie nach dem Tode Heinrichs, des Markgrafen von Isterreich, anheimgefallen, um 1500 Mark seines Silber gekauft hat. Daß hierauf der letzte Babenberger seinen übrigen Titeln den eines „Herrn von Krain« beigefügt, ist urkundlich; woraus sich aber beweisen lasse, daß der Kaiser seinem Plane, ein Königreich zu begründen, nicht abgeneigt gewesen (S. 19), möchten wir näher erörtert sehen.

Die Zeit Friedrichs des Streitbaren und des Interregnums ist im Verhältnisse zu der ganzen Reihe der Babenberger sehr ausführlich behandelt. Sie nimmt den zweifachen Raum ein; was wir bemerken, weil wir keinen inneren Grund kennen. Zudem geht das Interregnum nur bis zum Auftreten Kaiser Rudolph's I., der nach unserer Ansicht in einer Geschichte Oesterreichs durchaus in die Periode des Interregnums gehört. Dieß führt uns übrigens wiederhohlt auf den Gedanken einer »Geschichte der Habsburger« zurück, und wir werden hierin auch noch von den Schlußworten der Einleitung bestärkt. An den Satz: »Als Rudolph von Habsburg den Kaiserthron bestieg« wird die Aufzählung aller Länder, welche das heutige Kaiserthum Oesterreich in sich begreift, ohne weiters mit den Fragen angeschlossen: Wie kamen diese Länder alle zu dem Haus Oestreich? (wohl Habsburg?). Welches waren ihre Schicksale unter der Herrschaft desselben?« Und wir erfahren: »Die Beantwortung dieser Fragen ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes.«

Mit diesem klaren Ausspruche sollten wir uns wohl begnügen? Vielleicht ja — doch auch in dieser Stellung, in dieser Verbindung? Wozu der Titel, wozu die Einleitung, wozu die Babenberger auch noch so kurz? Der Gang des Herrn Verfassers selbst hat uns die Nothwendigkeit der Annahme Oesterreichs als Stammland gezeigt, und wir haben daraus die Anforderungen gefolgert, welche an eine Geschichte Oesterreichs oder des österreichischen Kaiserstaates gestellt werden müssen. War die Beantwortung der beyden Fragen, vorausgesetzt noch, daß unter dem »Haus Oestreich« das Haus Habsburg zu verstehen, allein seine Aufgabe, so war auch nothwendig ein anderer Weg einzuschlagen! —

Und hiermit schließen wir denn die Besprechung der Einleitung. Sollten wir über die Darstellung der Babenberger noch eine allgemeine Ansicht aufstellen, können wir nicht umhin, zu

[1] Ed. Gewoldi. Monachii 1611. 4. p. 290.

Digitized by Google

gestehen, daß selbst bey der kargen Skizze der Mangel einer umsichtigeren Vertheilung fühlbar hervortritt, daß auf die geographische und staatsrechtliche Herausbildung zu wenig Rücksicht genommen, und dafür nicht selten Facten erörtert worden sind, die mehr in das Gebieth der Episode gehören. Wir konnten übrigens nur berichtigend, nicht ergänzend nebenhergehen; wir konnten nur zeigen, was irrig, oder Irrungen veranlassend seyn dürfte! — (Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Humor.

Von K. Braun von Braunthal.

Humor ist jene seltene Ideenströmung aus den Quellen der Phantasie und des Gemüthes, die, in räthselhaftem Gange, bald als Wiesenbach Blumen bespült oder Urnen, bald als Strom reichbeladene Geistesschiffe in den Ocean des Wissens trägt oder an Schlachtfeldern vorüberbeanst, bald als ruhiger See den Himmel abspiegelt oder als Katarakt den Lichtstrahl zerreißt. Humor ist nicht sowohl Reichthum an Ideen als vielmehr die Gabe, Ideen durch den höheren Witz in jenen seltsamen Streit mit dem Gefühle zu führen, daß sich Lust und Schmerz rastlos bekämpfen, wie im Leben selbst, dessen camera obscura er ist. Er stellt ja, wie dieses, neben einander Freuden und Leiden, Scherz und Schmerz, Niederes und Erhabenes, Kleines und Großes; und wie im Tode der Wahn sich vernichtet und die ewige Wahrheit ihren unverkümmerten Strahl über die am Sarge zusammenbrechende Täuschung der Zeitlichkeit hereinsendet: so ist es auch die Aufgabe des Humors, alle Täuschungen des niederen Tagwitzes zu vernichten und die Empfindung im reinsten Pathos zu verklären, nachdem sie sich im Kampfe mit dem zeitlich siegenden Verstande geläutert und für alle Eitelkeit gebüßt hat. Der Charakter also des Humors ist edler Zorn, jugendliche Kampflust, Idealität — gegenüber der höhnenden Eitelkeit, dem matten Tageschlendrian, der sich breitmachenden Realität; Vernichtung dieser ist sein Zweck. Humor ist sonach, in diesem Vernichtungskampfe gegen die Erbärmlichkeit, Flatterhaftigkeit und Schlechtheit des gewöhnlichen Lebens, in seinem Eifer und dem, meist sicheren Erfolge — der höchsten Poesie, der Basis aller Kunst nicht nur verwandt, sondern er ist sie selbst; indem er von jedem noch so geringen irdischen Gegenstande in kühner Ideen-Association plötzlich zum Ueberirdischen, vom Reellen zum Idealen überspringt und dort, nach göttlichem Maßstabe, alles Menschliche mißt und richtet. Humor ist der Zorn der Himmlischen. Er geißelt die Arglist und böswillige Thorheit, er zeigt die Blößen des Dünkels und Aberwitzes, er verfolgt und straft das Schlechte, und beängt auf seine unermüdete Weise, alle Erscheinungen des Tages vor den Eingang des Paradieses hin, der bewacht ist vom Flammenschwerte des Cherubs — Wahrheit. Er reizt, bewegt, rührt, erhebt, begeistert, vernichtet, beseligt. Humor ist flüssige Phantasie. Diese schafft Bilder, jener verschmelzt sie in der dunklen Kammer.

Witz erschaut die Aehnlichkeit, Scharfsinn den Unterschied, Tiefsinn die Verbindung; Laune neckt die Wahrheit durch den Schein, Ironie ist die Wahrheit hinter der Larve, Satyre ist die Geißel des Truges; Gefühl ist zur Anschauung gesteigerte Empfindung, Geist ist das ordnende Prinzip der Seele, Phantasie ist die Kraft, in Bildern zu denken: Humor ist das Alles zusammen genommen. Er streitet mit allen ihren Waffen und zwar so: Der Witz beginnt; er sucht und findet den Feind. Die Laune, die Ironie und die Satyre attakiren, der Scharfsinn schneidet den Rückzug ab, der Tiefsinn faßt Terrain, während er tödtliches Feuer unterhält. Gefühl macht den Kampf menschlich, der Geist lenkt und vollendet ihn. Dann stimmt die siegreiche Phantasie zwischen den Leichenhügeln ihren Hochgesang an im Verklärungslichte des Abendrothes. Solchen Kampf aber kann nur der männliche Geist kämpfen; weibliches Wesen ist dafür zu mild, zu weich, zu schonend. Zur Schlichtung der großen Lebensfrage ist der Mann berufen; Zwischenfragen indessen bekämpfen die Staël's und Rahel's glücklich. Frauen sind ja auch da, zu lieben, Schwächen zu dulden, zu verzeihen; des Mannes Aufgabe ist — zu ringen, zu fördern, zu sichern. »Die Liebe schweigt, das Leben fodert Sprache.« Es gibt aber nicht nur männliche und weibliche Menschen, sondern auch männliche und weibliche Völker. Je männlicher, desto mehr Humor. Zur tragischen Kraft gehört viel Männlichkeit, daher die größten Tragiker immer auch die größten Komiker waren. Wir sehen dieß an Shakespear und Devrient; wer wollte sagen, worin sie größer waren? So bei Völkern. Der germanische Stamm ist auf Erden der gesundeste; Hauptzug seiner Wesenheit — Humor. Längst nannte man die Franzosen ein weibliches (wenn auch nicht weibisches) Volk; entäußern sie Humor? Wie reich dagegen an dieser Kraft sind die Völker germanischen Stammes! Wer zählte die herrlichen Werke alle des Humors, der diesem entflossen? Shakespear, Sterne, Smollet, Fielding, Hogarth, Goldsmith, Scott, Irving, Hippel, Hamann, Holberg, J. Paul, Lichtenberg, Sternau, Pückler, Menzel u. s. f.? Wie wenig diesen gegenüber hat Frankreich! Reichen da Le Sage, Voltaire, Beranger hin? Die französische Sprache hat kein Wort für Gemüth; ohne reiches Gemüth aber bleibt der Humor arm. Hierin der Grund. Selbst der Spanier und Italiener steht dem Germanen näher; sie besitzen Cervantes, Ariosto und Boccaccio.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

59. Sonnabend, den 25. Juli **1835.**

Wie Franzosen übersetzen und kritisiren.

Von Joseph v. Hammer.

Im X. und XI. Bande der France littéraire befindet sich eine Anzeige der französischen Uebersetzung meiner Geschichte der Assassinen. Hrn. Famin, dem Verfasser der Anzeige, kömmt es gar nicht in den Sinn, daß der Kritiker einer Uebersetzung auch das Werk in der Originalsprache gelesen haben, oder diese wenigstens verstehen müsse. Seine Anzeige gibt hinlängliche Belege, daß er weder die Geschichte der Assassinen im Deutschen gelesen, noch Deutsch verstehe. Er bürdet, mir nichts dir nichts, dem Verfasser die Fehler der Uebersetzer, und diesen die der Setzer oder Correctoren auf. Zwey lange Noten (X. S. 23 u. 27) beschuldigen mich des größten Anachronismus, als ob ich gesagt hätte, Hasan Sabbah sey siebzig Jahre alt gestorben. Hier ist die Stelle des Originals: »So starb Hassan Sabbah in sehr hohem Alter; denn seitdem er mit Nisamalmulk, »als junger Mensch von beyläufig zwanzig Jahren, unter der »Regierung Togrul's, beym Imam Mowafik zusammen studirt, »waren mehr denn siebzig Jahre verflossen,« d. h. er mußte über neunzig Jahre alt gewesen seyn. In der französischen Uebersetzung heißt es: »il avoit alors près de soixante dix ans;« ob dieses nun wirklich eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Uebersetzer, oder ob dieselben vielleicht schrieben: »il avoit alors plus de quatre vingt dix ans,« und den Fehler in der Correctur übersahen, bleibe dahingestellt; in jedem Falle ist es nicht getreu übersetzt, und ich bin weder für die Fehler der Uebersetzer noch für die ihrer Correctoren verantwortlich. Gleich darauf werde ich eines eben so starken Anachronismus mit eben so gutem Grunde beschuldigt: »Nous ne saurions non plus expliquer »ce que nous dit M. de Hammer que la forteresse d'Alamout »avoit été batie l'an 860 de J. C. 350 ans avant Haçan.« Was steht im Original. (S. 78): »Hassan Ben Seid Bakeri »hatte vor dritthalbhundert Jahren diese Festung gebaut.« Bey Hrn. Famin sind dritthalbhundert so viel als 350 Jahre. »Ces erreurs,« sagt er, »nous semblent suffisamment demontrées.« In der That!! wenn diese Anachronismen, wie aus dem Gesagten erhellt, so hinlänglich bewiesen worden, wie wird es erst mit den andern Fehlern aussehen, die Hr. Famin selbst für nicht so gründlich bewiesen hält. (XI. S. 25): »Nous ne saurions nous expliquer pourquoi M. de Hammer appelle ce »personnage (den Wesir Meleckschah's) *Nizamolmoulk*, ce qui »seroit un véritable nom patronymique, et cependant il est »positif que Nizamolmulk indique la dignité.« Nun, ich will Hrn. Famin erklären was er sich nicht zu erklären weiß. Erstens weiß er nicht, ob er den Namen des Wesirs Nizam-el-molouk schreiben solle, wie Audiffret (in der Biographie universelle), oder Nizam-al-moulk (nach Langlès). Die wahre Leseart ist die letzte; um Moluk zu lesen, müßte in dem arabischen Worte ein Waw vorhanden seyn, und es hieße dann die Ordnung der Könige, während Nisamol-mülk die Ordnung des Reiches heißt. Unter diesem Namen, und nicht unter dem von Chodscha Hasan, wie es Hrn. Famin zu sagen beliebt, ist dieser große Großwesir in der ganzen morgenländischen Geschichte bekannt. Es scheint sogar, daß sein moslimischer Name nicht einmal Hasan sondern Husein gewesen sey; wenigstens findet er sich so in meinem sehr schön geschriebenen Exemplare der Biographien Ibn Challikan's nicht unter den Hasanen, sondern an der Spitze der Huseine. Es gibt tausend Hasane und Huseine, aber es gibt nur Einen Nisamolmülk in der morgenländischen Geschichte; diesen lieber Hasan oder Husein nennen wollen, wäre um nichts besser, als wenn man den großen Sultan Sindschar, dessen Namen französische und deutsche Orientalisten immer als Sandschar falsch ausgesprochen haben, unter seinem moslimischen Namen Ahmed bezeichnen wollte. Der Beweis dieser falschen Aussprache liegt in dem Namen seiner Geburtsstadt Sindschar (das alte Singara (in Mesopotamien), von welcher er den Namen erhielt. Sein Vater sagte dort, als er die Nachricht der nächsten Niederkunft einer Sclavin und zugleich die Anzeige des Astrologen erhielt, daß der heutige Tag zur Geburt ein sehr unglücklicher, der morgige aber ein sehr glücklicher seyn würde. Der Sultan Vater befahl die Sclavin bis nach Untergang der Sonne, mit welchem der bürgerliche Tag der Morgenländer beginnt, bei den Füßen aufzuhängen, und der Knabe ward wirklich einer der größten Herrscher des Morgenlandes, von dessen Haupt aber das bestimmte Unglück des vorhergehenden Tages doch nicht gänzlich abgewendet werden konnte, indem

Digitized by Google

er nach sechzig glücklichen Regierungsjahren in die Gefangenschaft der Ghusen, d. i. Turkmanen oder Kumanen fiel, und vier Jahre lang in derselben schmachtete. Sein Vater war der größte Sultan der persischen Seldschuken, Melek Schah, dessen Namen die französischen Orientalisten (von Herbelot angefangen) in Maiekschah oder Melikschah verstümmeln, was die Deutschen treulich nachgeplappert. Jenes würde heißen der Besitzer-König, dieses der König-König, was ganz absurd ist. Er hieß Melekschah, d. i. der Engel-König, nicht weil er wie ein Engel gut, sondern wie ein Engel schön war. Die Weltgeschichte Munedschimbaschi's beschreibt seine Schönheit umständlich. Aus derselben Ursache hießen zwei Großwesire des osmanischen Reiches, welchen ihre Schönheit die Hand einer Sultanin, und mittelst dieser die höchste Würde des Reiches verschaffte, Melek; der eine Melek Mohammed, der Großwesir Mohammed's IV.[1], der andere, der Vater meines verehrten Freundes, des lebenden Oberstlandrichters von Anatoli, Abdulkadirbeg[2]. Nach dieser Berichtigung der falschen Aussprache und Schreibweise der Namen des Wesires Nisamolmülk und der Sultane Sindschar und Melekschah komme ich auf die Kritik Hrn. Famin's zurück, um ihm aus derselben zu beweisen, daß er kein Deutsch versteht. Weil in der französischen Uebersetzung (vermuthlich durch Druckfehler) steht »Haçan retourna à Kou» sistan — le Sultan retourna à Iran, le poëte Sabir fut » envoyé à Khorasan statt *en* Khousistan, *en* Iran, *en* Kho» rasan, belehrt mich Hr. Famin daß Chusistan, Iran und Chorasan keine Städte seyen. Schönen Dank! Ich kann nun sagen wie die Italiener: »Eccellenza lei mel' insegna.« Aber auch die geographische Gesellschaft zu Paris muß Hrn. Famin einen Dank votiren für diesen einem ihrer Mitglieder ertheilten Unterricht, welcher in den Jahrbüchern der Literatur eine ausführliche Abhandlung über Persien und seine Landschaften Chorasan, Chusistan u. s. w. geschrieben, welche Abhandlung in's Französische übersetzt, dem zweiten Theile der Sammlung der Denkschriften der geographischen Gesellschaft einverleibt worden. Es ist nur Schade, daß dieser von meinem Lehrer in der persischen Geographie, Hrn. Famin, gegebene Beweis meiner Unwissenheit den der seinigen im Deutschen gar so klar in's Licht stellt. Im Deutschen sagt man: er ging nach Chorasan und nach Chusistan, wie man sagt, er ging nach Paris oder London; weil die Uebersetzer Chusistan und Chorasan für Städte nahmen, oder die Setzer das *en* in *à* verwandelten, und Hr. Famin nicht weiß, daß man im Deutschen nach sowohl für Länder als Städte gebraucht, (was er wissen müßte, wenn er Deutsch verstände), wird mir die geographische Lection ertheilt. Hr. Famin meint auch, ich hätte die Materialien meiner Geschichte der Assassinen eben so gut in den Werken französischer Orientalisten als in den morgenländischen Quellen finden können; demnach würde es mich gar nicht Wunder nehmen, wenn er bei einer künftigen Anzeige der französischen Uebersetzung meiner Geschichte des osmanischen Reiches finden sollte, daß alles, was darin aus morgenländischen Quellen und aus Archiven Neues zu Tage gefördert worden, schon längst in französischen Werken vorhanden gewesen, und wenn er wieder die Fehler der Uebersetzer oder Setzer mir zu Guten schriebe. Ma foi, Monsieur Famin est un fameux critique!

[1] Geschichte des osm. Reiches IV. Theil S. 518.

[2] Dieselbe VIII. S. 575.

Handbuch aller bisher erschienenen, in Kraft und Wirksamkeit stehenden Gesetze, Normalien, Direktiven und sonstigen Vorschriften, in Bezug auf Uniformirung, Adjustirung, Montour, Rüstung, Armatur, Munition, Pack-, Feld- und Spitalsgeräthe, dann Bettfournituren der k. k. österreichischen Armee, zunächst für Militär-Monturs-Oekonomie-Commissionen, mit besonderer Hinsicht auf die denselben zukommenden allgemeinen Obliegenheiten und Beobachtungen, in einer, den Sinn und Geist dieser Verordnungen umfassenden Kürze dargestellt, alphabetisch geordnet und herausgegeben von C. W. Schießler, k. k. wirkl. Feldkriegs-Commissär, gewesenen Controlleur der Prager k. k. Monturs-Oekonomie-Commission, und Mitgliede mehrerer wissenschaftlichen und Kunstvereine. Prag 1834. Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne.

Der österreichische Kaiserstaat, groß und erhaben in seiner ganzen Verfassung, zeigt einen vorzüglich glänzenden Standpunkt seiner Macht in der Stärke, und der inneren weisen Regulirung seines stehenden Heeres. Verschiedenartig und weit ausgebreitet sind dem zu Folge die Verzweigungen seiner Administration, so wie alle ihre Pflichten und Obliegenheiten. So unerläßlich nun eine genaue Kenntniß der letzteren für alle jene, denen ein Wirkungskreis im Bereiche der Militär-Verwaltung angewiesen ist, seyn muß, eben so gegründet ist die Bemerkung, daß nur wenigen von denen, welchen ein genaues Vertraut- und Erfahrenseyn im Gebiethe der Militär-Gesetzkunde zur Pflicht wird, die nothwendigen Mittel gebothen, daher dem größten Theile die Verhaltungsregeln und Vorschriften fremd, und die dazu führenden Quellen unzugänglich sind.

Wir müssen demnach das von dem, auch als Schriftsteller rühmlichst bekannten k. k. Feldkriegs-Commissär Hrn. C. W. Schießler, dem als einem gebildeten, mit den Dienstverhältnissen innig vertrauten, und dem Geschäftsleben nahestehenden Manne, der Beruf zur Herausgabe eines solchen Werkes vor Vielen zugestanden werden muß, verfaßte, oben angeführte

Digitized by Google

Handbuch als eine höchst erwünschte und willkommene Erscheinung ansehen, welche ihm gewiß alle zur Militär-Verwaltung gehörigen Branchen und Individuen, so wie das Ausland, das von dem Wesen einer exemplarischen Administrations-Verfassung gern unterrichtet seyn will, zu aufrichtigem Danke verpflichten wird.

Wenn schon die Voluminosität einiger bis zum Jahre 1822 im Druck erschienenen Sammelschriften dieser Art, ihre Kostspieligkeit, und ihr theilweises Veraltetseyn, das Verlangen nach einem gedrängten, wohlfeilen, und die gesetzlichen, das Administrativs-Wesen betreffenden Vorschriften der jüngsten Zeit enthaltenden ähnlichen Werke erregt; so muß oberwähntes Handbuch nicht allein dieses befriedigenden Erfordernisses wegen, sondern auch insbesondere noch durch den Umstand für jeden Geschäftsmann und dienstverpflichteten Militär an allgemeinem Interesse gewinnen, daß es als ein alphabetisch geordnetes Repertorium, und in Einem Bande, alle bis zu dessen Erscheinen ergangenen Gesetze, Normalien, Directiven u. s. w. im wesentlichen Auszuge und mit Nachweisung des Datums, Buchstabens und der Zahl des hofkriegsräthlichen Reskriptes oder Gesetzes liefert, und das Auffinden eines jeden fraglichen Artikels schneller und gewisser erreichen hilft. Es ist hierbey, wie der achtbare Hr. Verfasser in der Vorrede sich ausdrückt, das Hauptaugenmerk auf eine, das Wesentlichste umfassende, die Tendenz der Gesetze in bündiger Kürze klar aussprechende Darstellung gerichtet, jede Weitläufigkeit vermieden, und manche Normal-Vorschrift oder Weisung, ihres ausgebreiteten Inhalts wegen, zwar gedrängt, doch dem Geiste nach treu aufgefaßt worden, um dieses Hülfs- und Nachschlagebuch in Ansehung der Bogenzahl möglichst zu beschränken, ohne dessen Vollständigkeit und Gemeinnützigkeit zu beinträchtigen — und diesen trefflichen Plan finden wir auch im ganzen Werke mit vieler Umsicht, so wie großer Sach- und Geschäftskenntniß durchgeführt. Kürze, Klarheit, Deutlichkeit und richtige Auffassung des Inhalts aller Verordnungen, sprechen eben so für den Werth dieses zugleich in typographischer Beziehung würdevoll ausgestatteten Werkes, als sie das mühevolle und ersprießliche Streben des Hrn. Feldkriegs-Commissärs Schießler in das schönste Licht setzen, und gewiß Niemand verkennen lassen, welch' ernstes und umfassendes Studium er den Dienstesvorschriften gewidmet, und welch' rühmliches Verdienst er sich durch seine hiebei bewiesene große Mühewaltung um die k. k. Militär-Administration erworben hat. Möchte er demnach durch allseitige lohnende Anerkennung seiner ausgezeichneten dießfallsigen Leistung, sowohl von Seite der hohen Behörden, als seiner Berufsgenossen ermuntert, die im Vorworte seines Werkes versprochene Fortsetzung dieser alphabetisch geordneten Gesetzsammlung folgen lassen, und dadurch den vielseitigen Nutzen fernerhin rege erhalten, den er bei der mehrjährigen angestrengten Arbeit, bei Verfassung dieses Buches vor Augen hatte. A. S.

Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersetzt von Louis Lax. Zwei Bände, mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig und Aachen bey J. A. Mayer.

»Ich gestehe dem heutigen Publikum offen«, sagt die Verfasserin in der Vorrede, »daß, hätte ich etwas Geringfügigeres, Unbedeutenderes, als das, was ich die Ehre habe, ihm zu Füßen zu legen, ich es vorzugsweise ausgewählt haben würde; nicht aus Anmaßung, sondern aus Rücksicht für die großen Fragen, welche jetzt die Welt beschäftigen.« — In diesen Zeilen liegt ein Zugeständniß von den geringeren Ansprüchen, welche das vorliegende Werk macht, enthalten, und man könnte dasselbe als ein rühmwürdiges Beyspiel von Bescheidenheit anführen; doch mit der Bescheidenheit der Schriftsteller hat es, zumal mit jener der schriftstellernden Damen, sein eigenes Bewandtniß, und es lauscht hinter derselben ziemlich oft ein Schalk hervor, Eitelkeit zubenamset, welchen die vorgehaltene Maske nur dürftig verbirgt. Auch der berühmten Dame aus Irland mag mit jener Phrase etwas Menschliches begegnet seyn, und wir sind nicht abgeneigt, ein Portiönchen Eigenliebe hinter jener Selbsterniedrigung zu suchen; denn, wenn wir nicht sehr irren, hat die gefeierte Lady in der Person der Mistriß O'Neal (S. 2 Band I. Stück) sich selbst auf eine Weise apotheosirt, die genugsam derb an einige Ueberschätzung der eigenen Wichtigkeit erinnert. Lady Morgan ist eine gewandte Romanen-Schriftstellerin, wir möchten sie fast den weiblichen Walter Scott Irlands nennen — in neuerer Zeit scheint sie sich bedeutend auf Politik geworfen zu haben, und für eine Dame kann es wohl kaum ein unpassenderes Feld geben, als diese Chamäleons-Wissenschaft, welche auch vielen Männern von Kopf über den Kopf wächst. Nichts desto weniger zeigt diese veränderte Richtung doch immerhin von einem Streben nach Vorwärts, welches jederzeit Anerkennung verdient, selbst wenn es erfolglos bliebe — dieß Letztere aber kann bei einem geistvollen Individuum nie der Fall seyn, und Lady Morgan gehört doch gewiß zu den geistvollsten Frauen unserer Zeit. — Das vorliegende Werk bewährt sie neuerdings als eine solche, beweist, daß die thätige Verfasserin bemüht sey, sich der Zeit anzuschmiegen, beweist, daß sie nach eigener Intuition, mit scharfer Auffassung urtheile, und das Angeschaute, Erkannte treffend in's Leben treten zu lassen, mit scharfer Lauge zu waschen verstehe, daß sie Charaktere und Situationen zeichnen, daß sie Verstand und Gemüth in gleichem Grade anregen könne.

Die zu besprechenden beyden Bände enthalten drey Stücke, wovon das erste »Schloß Sackville« einen ganzen Band und einen Theil des zweyten einnimmt, während die beyden andern »die Osterferien« und »das Temperament« dem Umfange nach, aber nicht nach ihrem inneren Gehalte, nur als Kleinigkeiten erscheinen; — interessant, höchst interessant sind jedoch alle

Digitized by Google

drey, wenn gleich bey den zwey zuerst genannten Lokal-, National- und andere Beziehungen dem auswärtigen Leser Manches nicht völlig zugänglich machen dürften. Dem Charakter nach unterscheiden sich die sämmtlichen Darstellungen wesentlich von einander: Schloß Sackville ist ausgesprochen politischer Tendenz und die von den sogenannten Weißfüßlern verübten Gräuel, von denen uns manche empörende Daten bereits durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden sind, werden darin mit schauderhafter Wahrheit hingestellt, mit einer Wahrheit, welche unserem sogenannten gebildeten Jahrhunderte als die barbarischeste Verwilderung eines rohen Zeitalters erscheinen, und gewiß als eine verläumderische Erfindung bezeichnet werden würde, wenn leider nicht eben jene thatsächlichen Berichte die Konstatirung herstellten. In der nun folgenden Piece: »Die Oster-Ferien« zeigt sich die Satyre vorwaltend. — Lady Morgan gibt uns mit derselben ein piquantes Gemälde des Treibens in den höheren geselligen Kreisen, über welchen die Intelligenz meisternd und imponirend steht, angefeindet, gefürchtet, und dennoch von den Besseren hervorgesucht und ausgezeichnet — hierin hat die schätzbare Verfasserin, vielleicht ohne es zu wissen, eine Meisterzeichnung geliefert — das Talent erscheint hier gleichsam als die gewaltige Ironie, gegenüber der flachen, nichts bedeutenden Alltäglichkeit. — Die letzte Scene »das Temperament« stellt sich als ein Charakterbild dar — unseres Erachtens möchte es das vorzüglichste Stück der Sammlung seyn, und sich dem Publikum außer England am meisten befreunden. Die Farben sind, das läßt sich nicht in Abrede stellen, etwas stark aufgetragen, und der Choleriker scheint fast zu viel vom Tollen an sich zu haben; allein dergleichen Seelenzustände wollen ein derbes Kolorit, und das Outeiren bis zur Grimasse möchte am füglichsten als Gegen-Arzeney anwendbar seyn; denn wie der Franzose sagt: »Le ridicule — c'est la mort« — unsererseits gestehen wir gerne, daß wir die erwähnte Schilderung nicht ohne innige Theilnahme und wieder nicht ohne herzliches Lachen lesen konnten. — Die Uebersetzung beweist viele Gewandtheit, und vergibt weder etwas von dem Geiste der einen, noch der anderen Sprache. Das Porträt ist eine angenehme Beigabe.

E. Straube.

Literarische Notizen.

Einem lange und tiefgefühlten Bedürfnisse ist nun auf eine sehr erfreuliche Weise durch Wilhelm Wackernagel's altdeutsches Lesebuch (I. Theil. Poesie und Prosa vom IV. bis zum XV. Jahrhundert. Basel 1835. 4.) abgeholfen worden.

»In einer chronologisch geordneten Reihe von Beispielen führt es die Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur, mithin auch die einzelnen Dichtungsarten und metrischen Formen in ihrer geschichtlichen Begründung dem Leser vor Augen; Literaturgeschichte und historische Grammatik, Dichtkunst und Verskunst wird man aus ihm lehren, es akademischen Vorlesungen wie dem Schulunterrichte zum Grunde legen, und ein gemüthlicher Freund der Literatur wird mit so größerem Vergnügen in ihm Blumen lesen können, weil er darneben auch Unkraut gewachsen sieht.« Diese Worte des Herausgebers, in Bezug auf die Forderungen an ein solches Lesebuch, sind als seine Leistung vollkommen bezeichnend dankbar anzuerkennen.

Die königl. baierische Studienverordnung vom 3. Februar 1834 hat in das Verzeichniß der Lehrgegenstände an den Gymnasien auch jenen der Geschichte der deutschen Sprache aufgenommen, und die Nachweisung an Musterstellen geboten. In diesem Behufe sind nun erschienen: Sprachproben aus dem 4ten bis 16ten Jahrhunderte. Ein altdeutsches Lesebuch für Studierende. Bamberg 1835. II. 124 S. 8. Wir werden in diesen Blättern darauf noch zurückkommen, und die glückliche und wirksame Idee der Regierung sowohl, als auch das Verdienstliche einer solchen Arbeit in einer näheren Würdigung darzuthun suchen.

Ein aller Unterstützung von Seite des Publikums werthes, für deutsche Geschichtsforschung wichtiges Unternehmen ist die vom Prof. Ferdinand Wachter — längst durch sein »Forum der Kritik im Gebiethe der Geschichte« vortheilhaft bekannt — für den Druck bereitete deutsche Uebersetzung von Snorro Sturlason's Heimskringla oder Weltkreis, aus dem isländischen Urtexte nach der neuesten und besten Ausgabe von 1826. Als Vorläufer erschien eine Probe mit Commentar unter dem Titel: Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen etc. Jena, Crooker 1834 19 S. 8. Aus diesen Bruchstücken ersieht man den Fleiß und die oft selbst zu weit getriebene Genauigkeit, die kräftigen Formen des Nordens in der Uebertragung wiederzugeben, so wie aus den Noten die Belesenheit und Umsicht des Verfassers; Paralellen mit den römischen Schriftstellern und Anklänge an alte deutsche Gebräuche und Institutionen, wie z. B. über das Feudalsystem, lassen, von sondernder Kritik begleitet, das Beste von einem unsere älteste Geschichte so sehr beleuchtenden und erläuternden Werke erwarten. Nach dem bereits abgeschlossenen Vertrage mit Breitkopf und Härtel in Leipzig wird der erste und zweite Band noch im Jahre 1835, der dritte und vierte im Jahre 1836, der fünfte und sechste 1837; der siebente und letzte bis zur Ostermesse von 1838 erscheinen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

60. Mittwoch, den 29. Juli **1835.**

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr, Neue Folge. Sechster Jahrg. 1835. Braunschweig. Verlag von Friedrich Vieweg. XII. 467 S. 8.

Die historische Treue ist ein Heiligthum, dessen Verletzung durchaus keine Entschuldigung zuläßt. Mögen die Verhältnisse welche immer seyn; der Geschichtsschreiber muß dem Panier der Wahrheit folgen, oder abtreten vom Kampfplatze. Jedes Wort, das dem Erkannten entgegen steht, tritt als Verrath hervor, den die Nemesis früher oder später rächen muß. Schon der Verdacht ist endlos in seinem Zerstören; überwiesene Untreue, gleichviel ob durch Selbstsucht, Liebe oder Haß veranlaßt, tritt alle Glaubwürdigkeit zu Boden — und was ist ohne diese der Historiker?

Es gibt nur Eine Wahrheit in der Geschichte, emsige und kritische Forschung öffnet die Bahn zu ihr. Bevor die Thatsachen nicht allseitig erörtert, wer will sie darstellen, beurtheilen? Letzteres, immer eine heilige Scheu voraussetzend, ist nach unserer Ansicht ganz überflüssig, wo die Thatsachen laut genug selber sprechen. Nicht selten ward das Raisonement angewendet, um den Mangel an Kenntnissen zu verhüllen, oder auch um zu — betäuben und abzulenken. Die Geschichte muß beide Arten ausstoßen; denn sie soll, sie darf sich nicht mißbrauchen lassen zu unedlen Zwecken.

Zu dieser allgemeinen Betrachtung nöthigte uns das vorliegende Taschenbuch, dessen nähere Anzeige wir nun beginnen wollen. Drei Balladen: »Hohen-Schwangau;« »die Schwestern«; »Höher hinauf« von Eduard Duller, eröffnen den Reigen; ihnen folgen von demselben Verfasser S. 231 — 240 noch drei: »der Pfaff vom Kahlenberg«; „des Pappenheimers rechtes Wappen«, und »Kaisers Wort, Gottes Wort.« Unbestreitbar gehört Duller zu den bedeutendern Erscheinungen am Horizonte deutscher Poesie; allein diese Spenden erheben sich kaum über das Mittelmäßige; sie mahnen an's Fabrikswesen, und ihre Tendenz erscheint durchgehends gesucht, ja mit Gewalt herbeigezogen. Das nackte Coquettiren mit Liberalism und Protestantism ist ein elendes Zerrbild, das, unwürdig der Poesie, kalt und zurückstoßend wirkt.

Die historischen Beiträge beginnen S. 11 mit einer kostbaren Reliquie aus dem Nachlasse des großen Reisenden, Staatsmannes und Kriegers, Sigmund von Herberstein, im Herberstein'schen Archive zu Gratz. Sie hat die entsprechende Ueberschrift: »Rußland, aus einer asiatischen eine europäische Macht; Plane zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche und zur Theilung der Türkey« — und besteht aus einem Schreiben des Zar Iwan Wasiljewitsch vom Jahre 1557 an Kaiser Karl V. und die Stände des deutschen Reiches, zu Regenspurg versammelt. Der Herausgeber fügt am Ende eine kurze Reflexion, die nicht ohne Salz ist, hinzu, und schließt mit der Frage: »Scheint es nicht manchmal eine furchtbare Ironie, daß die Geschichte, eine unbestechliche Zeugin aller Zeiten, ein Spiegel der Gegenwart in der Vergangenheit, eine Leuchte der Wahrheit und die Lehrerin des Lebens sey! ?« — Und in der That es scheint wirklich so; ja es ist eine Ironie, wenn Aufsätze, wie der gleich Seite 44 folgende: »Die Mordweihnachten von Sendling« an die Tagesordnung kommen; es ist eine furchtbare Ironie, wenn Männer, welche die Leuchte der Wahrheit an sich gerissen, das Erwiesene, Abgethane wegzuraisoniren versuchen; es ist mehr als Ironie, wenn öffentliche Blätter dem, was Haß und Uebermuth ausgespieen, das Wort reden[1]. — Die Geschichte soll eine unbestechliche Zeugin aller Zeiten, eine Leuchte der Wahrheit seyn: wo und wie ist sie dieses? Ist sie es im Oesterreichischen Plutarch, in Wiens Denkwürdigkeiten, im Archive, oder in den Fresken, im vorliegenden Taschenbuche? Die Geschichte soll Lehrerin des Lebens seyn: gewiß, wenn sie, eine ernste Richterin, hoch, unerreichbar dasteht; aber auch, wenn sie zur gemeinen Dirne herabgesunken, die Jedem und Allen dient, und für den nächsten Preis käuflich, das innere Verderben durch äußeren Prunk zu decken sucht? —

Wir müssen gestehen, daß der Herausgeber, schon als er noch Oesterreichs Reichshistoriograph gewesen, nicht selten Anlaß zum Verdachte gegeben, als nähme er es mit dem guten Rufe der Geschichte nicht allzu ernst. Doch der genannte Aufsatz ist geradezu ein Mordversuch an ihrem Leben, an ihrer Wirk-

[1] S. Blätter für literar. Unterhaltung vom 16. Jänner d. J.

Digitized by Google

samkeit. Oder muß nicht der Glaube an sie, die erste und letzte Bedingung ihres Lebens, untergehen, wenn Männer, die sich ihre Priester nennen, mit dem Augenblicke des Wechsels in der bürgerlichen Stellung, Alles zur Lüge machen, was dreißig Jahre als unbestreitbare Wahrheit von ihnen ausgegangen, und allseitig angenommen worden? Der Altmeister Lucian sagt: »Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist, zu erzählen, wie sich die Begebenheiten zugetragen haben . . . wenn er auch einen Privathaß gegen Jemand hat, wird er doch weit lieber auf das Publicum Rücksicht nehmen, und die Wahrheit höher schätzen, als den Groll. Selbst seinen Freund wird er nicht verschonen, sobald er Fehler macht; denn, wie gesagt, dieses ist das einzige Eigenthum der Geschichte« — und mit diesen Worten wollen wir denn auf den in Rede stehenden Aufsatz selbst übergehen. Untermengt mit verschiedenen beliebten Disgressionen ist der Ausbruch des spanischen Successionskrieges; die Besitznahme Baierns, das sich an Frankreich angeschlossen, durch Oesterreich; der baierische Bauern-Aufstand gegen die österreichische Regierung, und zunächst die nach mehreren blutigen Auftritten erfolgte, bekannte Schlacht bei Sendling (25. December 1705) vorzugsweise sein Inhalt. Die omineuse Wahl des Titels springt in die Augen. Ein Monolog des Kurfürsten von Baiern, in dem Augenblicke gehalten, als er des Reiches Achtserklärung, die Abführung seiner Kinder nach Klagenfurt u. s. w. erfuhr, bildet den Eingang, und veranlaßt unwillkürlich zu Betrachtungen über die sonderbaren Launen der Mutter Natur. Wir finden in Hormayr eine geistige Wiederhohlung des Churfürsten Max Emanuel! Derselbe Ton, dieselbe Schärfe, dieselbe Klarheit im Ideengange und auffallend genug dieselbe — Gewandtheit in Verdrehung der Facten! Doch vielleicht ist er nur einem baierischen Historiker entnommen? Nein! Nimmermehr! Oder ist er Fiktion? Das klingt! —

Es dürfte unsere Aufgabe seyn, ihn und die folgende Abhandlung widerlegend zu bekämpfen; doch wir wollen einen andern Weg einschlagen, und getrost selbst auf außerösterreichische Scribenten über denselben Gegenstand alle jene verweisen, welche — Aufschlüsse der Wahrheit suchen gegen die Ausbrüche übermüthiger oder rachesüchtiger Verdrehung. Wir begnügen uns, nur einige Stellen auszuheben, und zum erbaulichen Vergleiche frühere Aussprüche des Verfassers nebenan zu setzen. Sie brauchen keinen Commentar; daß es übrigens keine Schwierigkeit, jeder einzelnen Stellen durch zehn und zwanzig von diesen zu imponiren, können wir mit voller Zuversicht aussprechen!

Jetzt.	Sonst.
»Seit dem so unerwarteten als kläglichen Hintritte meines Sohnes Ferdinand, des rechtmäßigen und anerkannten Erben der gesammten spanischen Monarchie, nahm ich an den Staatsgeschäften wenig unmittelbaren Antheil.«	»Carl II., dem Nichts so verhaßt war, als eine Zerstücklung der spanischen Monarchie, den Nichts schmerzlicher verwundete, als die noch bey seinem Leben Europa bewegenden Theilungsentwürfe seines Reichs, setzte ihn (Ferdinand Joseph) durch ein ganz ungültiges Vermächtniß zum Universalerben derselben ein.« (Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten IV. B. 3. Heft. S. 237.)
»Es war nicht Gunst, es war nicht Willkür, es war Pflicht, wenn Ich den Enkel Ludwigs XIV., wenn ich den Herzog Philipp von Anjou als König von Spanien, als Herrscher in jenen Staaten ausrief, die meinem Befehl übergeben waren.«	»Leopold hatte das Recht für sich, Ludwig die Macht. Jener that gar nichts und überließ die Entwicklung seinen Feinden und dem Zufall. Ludwig setzte Alles dafür in Bewegung. Einer der ersten Helden von Wien, von Mohacz, von Ofen, von Belgrad, des Kaisers Schwiegersohn, Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, wurde nun Frankreichs gefährlichstes Werkzeug wider ihn.« (Wien rc. IV. B. 3 H. S. 226.)
»Aber anders wollte, anders meinte es Oesterreich. Wie immer wollte es Alles, es wollte Alles für sich.«	»Oesterreich führte nie Eroberungskriege, jene gegen die Türken darf der Freund europäischer Cultur aus einem höheren Standpuncte betrachten, und selbst aus diesen war nur der von 1788 offensiv zu nennen, der mit dem status quo endigte.“ (Oesterreich und Deutschland, S. 115.)
»Aus ungewissem Titel sprach es die ganze Erbschaft an.«	»Wenn vom Rechte die Rede ist, war wohl nicht leicht eines deutlicher, als jenes Leopolds auf die gesammte spanische Erbschaft.« (Plutarch IX. S. 129.)
»Oesterreich fand es stets bequem, daß, bevor es selber von den herausgeforderten Pfeilen getroffen werden konnte, Deutschland seine Vor-	„Oesterreich, häufig verkannt, niemahls durch Uebermacht bedrohend, sich meist in blutige Fehden für Andere, für heilige, oder doch

Digitized by Google

Jetzt.

rathskammer, Deutschland das Schlachtfeld abgebe!? — Die guten Deutschen sollten rastlos Holz und Steine zutragen zu dem Bau der Uebermacht und der Zwingherrschaft Oesterreichs.«

»Bald lag es abermals am Tage, jenes alte öffentliche Geheimniß, Oesterreich wolle dem Reiche gar keine Neutralität vergönen, sondern es in alle seine Haus- und Privatkriege verwickeln.«

Sonst.

gerechte Zwecke erschöpfend, wackere Gränzhuth wider Hunnen, Großmährer, Magyaren, Mongolen und Türken, wider jeden Völkersturm aus Ost und Nord, wider des Westens unaufhörliche Plane zur Herstellung der Macht Carls des Großen, oftmals Retter der deuschen Freiheit« u. s. w. (Oesterreich u. Deutschland, S. 115.)

»Seltsam wäre hiermit der Contrast einer Tabelle (wir leben ja im tabellarischen Jahrhundert) deren eine Seite zeigte, was Oesterreich durch die Kaiserwürde erwarb, die andere, was es durch sie und meist zum Schutze Deutschlands, ja der europäischen Freyheit verlor. Die Gewinnstseite würde weisen: ein Paar schwäbische Herrschaften, einige Lehensrechte in Sachsen, in der Oberpfalz, in Schwaben rc., Mantua, einen Theil von Mailand, einen großen Titel, den ersten Rang in der Christenheit, veraltete Ansprüche, auf deren bloße Nennung schon ein Zetergeschrey erscholl; — die andre Seite: den Verlust der letzten Stammgüter jenseits des Rheines, schöne Zugehörden Friauls und der Küsten, Würtemberg, beide Lausitzen, Elsaß und Pfirt, Spanien und die neue Welt, beide Sicilien, Schlesien mit Glatz, Parma und Placenza, die Niederlande, die Lambardei, Toskana, die Besitzthümer des Hauses Este.« (Ebend. S. 43.)

»— — und es quälten den frommen Ferdinand (II.) nicht die mindesten Gewissensscrupel darüber, — — Baiern

»Der baierische Kurfürst flehete dringend um Beistand, aber ungeachtet von den geschlagenen Sachsen, denen es

Jetzt.

wehrlos der unversöhnlichen Rache Schwedens Preis zu geben! — (S. 52.)

Sonst.

ohnehin mit dem Kriege nie recht Ernst war, durchaus nichts zu besorgen stand, ließ sich Wallenstein auch von seinem Kaiser lange vergeblich bitten, seinem alten Feinde zu Hülfe zu eilen.« (Oest. Plutarch.)

»Wie konnte Er (Max Emanuel) denken, des großen Sobiesky Tochter werde Rücksicht vor jenem höchst unkriegerischen Sieger finden, der vor zwanzig Jahren, diesen Retter Wiens im Lager von Wien, vor Max Emanuel's Augen, kaum eines kalten Grußes, kaum eines Dankes gewürdigt hatte. (S. 61.)«

»Leopold hatte den Entsatz persönlich kommandiren wollen, da sprach unter dem Mittagsessen in Tuln Sobiesky zu den Seinen halblaut, doch also, daß der Herzog von Lothringen es hören mußte: »So wird wohl der geringste Theil des Sieges und Ruhms auf mich und meine Pohlen fallen.« Der Kaiser, von dieser Aeußerung unterrichtet, kam erst am 14. September zu Wasser an, zog durch's Stubenthor ein, und erhob sich sogleich nach Schwechat in das Lager des Königs von Pohlen. Es ist falsch, daß Leopold erst die Berichtigung der Etiquette gefordert habe, bevor er dem heldenmüthigen Pohlen-König den Besuch brüderlicher Freundschaft und wohlverdienten Dankes abstattete.« (Oest. Plutarch IX. B. S. 103.)

»Noch verewigt eine Pyramide die Stelle der Zusammenkunft Leopolds und Sobieskys und ihrer brüderlichen Umarmung.« (Wien rc. IV. B. 3 H. S. 210.)

»Im tyrannischen Schalten und Walten mit dem unterjochten Lande (Baiern) sah sich die österreichische Statthalterschaft durch die Anwesenheit der Kurfürstin und ihrer Kin-

»Nach dem ewig denkwürdigen Siege bey Hochstädt war Baiern, dessen Kurfürst Max Emanuel, Josephs Schwager, auf der Seite des Reichsfeindes stand, ein Eigen-

Digitized by Google

Jetzt.	Sonst.
der doch noch immer beengt. — — — — Nun mußte der unvergleichliche Pater Schmackers die Kurfürstin bewegen, nach Venedig zu gehen, alldort ihre Mutter zu sprechen, um von dort aus unabhängigere Communicationen mit ihrem Gemahl nach Brüssel zu eröffnen. — Bereitwilligst und freundlichst wurden ihr die nöthigen Pässe, und auf der Reise alle möglichen Ehren. Aber als sie, Verdacht schöpfend, heimkehren wollte, wurde ihr die Wiederkehr nach Baiern durchaus verweigert. Zehn Jahre blieb sie von ihren Kindern getrennt.«	thum der Sieger. Großmüthig gestand Joseph der Familie des Kurfürsten den freyen Aufenthalt in München, und alle Vorrechte zu, die mit der Sicherheit dieser wichtigen Eroberung vereinbarlich waren; allein die ehrsüchtige, von dem Landvolk geliebte Kurfürstin spann Aufruhr unter demselben. In dem Augenblicke des Ausbruches entfernte sie sich nach Venedig.« (Oest. Plutarch. X. H. S. 8.)

Diese wenigen Proben aus einem reichen Schachte mögen genügen! Bedarf es einer größeren Anzahl zur Vermuthung, zur Gewißheit, daß die Perlen, welche die Mordweihnachten zu Sendling zu's Tageslicht gefördert, unechter, dunkler Abkunft sind? Doch Eine müssen wir noch hervorheben, auf daß sie für viele andere Zeugniß gebe, mit welch' unheiliger Gesinnung sie fabricirt und in die Welt gesendet worden. Unter den 41 Beilagen, deren Authencität, obgleich sie ohne Taufschein sind, wohl keinem Zweifel unterliegt, (?) erscheint S. 169 ein im Namen K. Joseph's I. erlassenes Patent (Geben, München, den 20. Decembris 1705) vermög dem allen »rebellischen zusammengerotteten Bauern Pursch«, welche nach Wiedereroberung der von ihnen occupirten Stadt Kelheim ergriffen worden, — sammt den Bürgern ihrer Parthei der Tod mit dem Strange angekündigt; hierauf jedoch nur an je dem fünfzehnten oder zehnten nach dem Loose vollzogen werden soll. Hormayr hingegen erzählt Seite 95 allgemeinhin, ohne alle Beziehung: »Im Namen des Kaisers Joseph wurde am 20. December ein Patent publicirt, wornach: alle Baiern (audite!) der beleidigten Majestät gegen seine allerhöchste Person, als den ihnen von Gott dem Allmächtigen vorgesetzten Landesherrn, schuldig, und ohne Weiteres mit dem Strange vom Leben zum Tode zu richten seyen!! Nur aus allerhöchster Clemenz und landesväterlicher Zärtlichkeit werde verordnet, daß allezeit 15 zu 15 um's Leben spielen, und jener, auf den das wenigste Loos fällt, im Angesichte der Andern aufgehängt werden soll. u. s. w.« —

Nun denn! Wer Ohren hat zu hören, der höre! — Mit diesem Lieblingsspruche des Verfassers, der allenthalben Beherzigung finden möge, wollen denn auch wir, ohne der Eindrücke zu gedenken, welche die beispiellose Willkür in Verarbeitung der Acten, und das sichtbar studierte Verdrehen des wahren Standpunktes in uns erzeugten, übergehen auf die übrigen Beiträge des Taschenbuches. Auch der Geschichtsschreiber gehört der Geschichte an; sie wird ihn richten früher oder später! —

Die unter der Aufschrift: »Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit« mitgetheilten kurzen Auszüge aus gedruckten und ungedruckten Chroniken enthalten in bunter Reihe manches Interessante, wenn auch nicht durchaus Neues, denn wir begegneten mehreren alten Bekannten aus der Zeit des Archives; und Nr. 2 »Volgt wie Kaiser Maximilian zu Augspurg ain Tanntz hielt, vnd an die Weiber begehrt sie sollten die Stirtz abthun« haben wir schon im vorjährigen, S. 156 gelesen.

Doch das soll uns nicht hindern, diese Zusammenstellung und Veröffentlichung pikanter Lesefrüchte als sehr verdienstlich anzuerkennen. Dasselbe gilt von den schönen alten Volksliedern über Zriny (S. 41), Albrecht den Babenberger (S. 369), Wilhelm von Oranien (S. 382); von dem 1703 verfaßten Gedichte: »An die tirolischen Bauern« (S. 405), den »Grabschriften großer Nürnberger« (S. 360), und der Ansicht Johann Aventin's 1534 über Baierns Geschichtschreibung (S. 360). Die stehenden Rubriken: »Die Burgen;« »Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder« sind auch dieses Jahr bedacht worden; unter den letzteren haben uns die Slauper-Höhle und der schwarze Mann zu Debreczin vorzugsweise angesprochen. Wir übergehen den Artikel: »Zur Geschichte der ungarischen Unruhen,« weil er noch nicht geschlossen ist, die Tendenz aber der Mittheilung, und sein innerer Gehalt eine ausführliche Besprechung fordern. Der Abdruck einer ältern Handschrift kann nach unserer Ansicht ohne Geleitsschein nicht bestehen; und dieser muß vor Allem angeben, wo sich das Original befindet!! — Schließlich möchten wir fragen, ob denn der Titel: Taschenbuch für »vaterländische« Geschichte, auch in der jetzigen Richtung noch entsprechend erscheine?

Kaltenbaeck.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

61. Sonnabend, den 1. August 1835.

Homer und die Nibelungen.

Von Caroline Pichler.

Als Grillparzers herrliche Trilogie: Medea, das erstemal mit großem Beifall hier aufgeführt wurde, war es noch nicht viele Jahre her, seit durch die Bemühungen deutscher Gelehrten das Nibelungenlied bekannt, gelesen und viel besprochen war worden. Auch Fouque's Dichtungen, sein Sigurd der Schlangentödter, sein Zauberring lebten in Jedermanns Geist und Herzen. Viel wurde über die alten deutschen Heldenlieder gesprochen, ihrem Ursprung, ihrem eigentlichen Vaterlande, ihrer Abstammung, Verbreitung und mannigfachen Umbildung nachgeforscht, darüber geschrieben, und gern beschäftigte sich Jedermann damit, dem die deutsche Literatur werth war.

Ich war, wie es sich bei dem Werke eines so hochgeachteten Dichters von selbst versteht, in der ersten Aufführung, und genoß recht mit vollen Zügen die Schönheiten der Dichtung, und freute mich über den durch dieses Stück vermehrten Ruhm des Verfassers. Nun hatte ich zwar genug von Mythologie und alter Geschichte gelesen, um die Fabel sowohl als die derselben zum Grunde liegende Geschichte der Medea wohl zu kennen; doch ist es ganz etwas Anderes um die Bilder und Vorstellungen, welche sich unsere Phantasie mittelst des Gedächtnisses aus Gelesenem und Gehörtem erschafft, und der lebendigen Anschauung einer Begebenheit, die vor unsern Augen vorgeht, oder als vorgehend auf der Bühne dargestellt wird. Als im zweiten Stücke, den Argonauten, der Vorhang aufrollte, Medeen's Thurm, in welchem sie dem Zauberwerke obliegt, am einsamen Meeresufer in einer öden Gegend, unter nebligem düsterm Himmel, wie er wohl in Colchis, am Ufer des schwarzen Meeres seyn mag, erschien, und sie selbst nun, die ernste, von der Wirklichkeit unbefriedigte, in sich verschlossene Jungfrau, auftrat, da fiel mir unwillkürlich Frau Minetrost in ihrer einsamen Zauberburg, und Brunhilde und Gudrun, und alle diese düstern Dichtungen des Nordens ein. Auch hier entspan sich ein Kampf mit einem Drachen, der einen zauberhaften Schatz, das goldene Vließ, bewachte, an welchen sich, nicht sowohl seines innern Werthes, als seiner geheimnißvollen Bedeutung wegen, die mannigfachsten Interessen und Wünsche knüpfen. Fafner, der wunderbare Hort, der Schlangentödter Sigurd standen lebhaft vor mir, und die Vorstellung machte sich Platz in meinem Gemüthe, daß diese Sagen von einem kostbaren Schatz, den ein Drache bewacht und vertheidigt, den ein Held nach gefährlichem Kampfe erobert, und der späterhin dem Besiegten wie dem Sieger nur Unheil und Untergang bringt, schon im frühesten Alterthum in Europa sowohl als in Asien unter den damals noch spärlichen Bewohnern der Erde bekannt, verbreitet, und vielleicht auf irgend ein historisches Factum gegründet gewesen seyn möchte.

Noch deutlicher wurde mir diese Vorstellung, als Raupach's Tragödie: Der Nibelungen-Hort, einige Jahre später hier auf der Bühne erschien, und Sophie Müller, das treffliche Mädchen, das allen Verehrern der dramatischen Kunst, noch mehr aber ihren Freunden, die Gelegenheit hatten, ihren Wandel und ihr Gemüth näher zu kennen, unvergeßlich bleiben wird, die Rolle der Chriemhild mit außerordentlicher Meisterschaft spielte. Es war ihre letzte, und die übergroße Anstrengung, bey schon geschwächter Gesundheit, mag wohl Einiges zu ihrem frühen Tode beigetragen haben. Wie beim Anschauen der Medea das Nibelungenlied mir vor die Seele zurückkehrte, so — Homer beym Anschauen der Raupach'schen Tragödie. Was ist dieser Held, mit dessen Tod — meinem Gefühle nach — im dritten Act das Stück ebenfalls stirbt, der so barsch und doch so liebenswürdig, so überkräftig und doch so kindlich, am ganzen Leibe gefeit, und nur dort, wo ihn das Lin-

Digitized by Google

denblatt deckte, verwundbar ist; der es nicht vermag, vor dem geliebten Weibe dieß höchst wichtige Geheimniß zu verbergen — was ist er anders, als der zürnende und doch gutmüthige Achilleus, der um seine entrissene Briseis weint, deßwegen mit dem ganzen griechischen Heere schmollt, und dem nur der Schmerz um den verlorenen Freund endlich wieder die Waffen in die Hand zwingt? Auch dieser ist gefeit bis auf das Plätzchen, wo seiner Mutter Finger ihn an der Ferse deckten; auch er fällt von falcher Freundeshand arglos beym Freudenfeste, wie Siegfried auf der Jagd, als er aus der Quelle trinkt. Und endlich, ruft nicht dieser fünfte Act, wo alle Burgundionen und alle Feinde Siegfrieds fallen, den Mord der Freier in der Odyssee zurück, wo der hochbeleidigte König sich an den ungestümen Jünglingen rächt, die seine Frau ängstigten und seine Habe verzehrten, und sie alle mitten in den Freuden des Mahles dem Orkus zusendet?

Wohl haben in neuerer Zeit viele und gelehrte Männer, deren Schriften ich theils selbst gelesen, theils davon gehört habe, eben diese Uebereinstimmung der alten griechischen und nordischen Volkssagen und Gedichte bemerkt, und sich darüber ausgesprochen. Ich weiß also wohl, daß ich mit meinen Betrachtungen der Welt nichts Neues sage; aber jene Ansichten, die sich mir bey den beiden Trauerspielen unwillkürlich und viel eher, als ich jene Schriften über denselben Gegenstand gelesen, aufgedrängt haben, könnten, wie ich glaube, als ein neuer Beleg für die Wahrheit jener Ueberstimmung dienen, und den Wunsch lebhafter erregen, daß es irgend einem Geschichtsforscher gelingen möchte, den dunklen Schleyer, welcher jene altergraue Zeit deckt, zu lüften, und die gemeinsame Wurzel eines wirklichen historischen Factums zu entdecken, aus welcher jene verwandten Stämme aufgegangen sind, die sich dann bey dem heitern Griechen in seinem schönen Vaterlande, und unter dem düstern Himmel des nordischen Sängers auf ihnen eigenthümliche Weise gestaltet haben.

Das Politisch-Böse unserer Zeit. Von Joseph Reubel (der Philosophie, Medicin und Chirurgie Doctor, k. b. öffentl. ordentl. Professor der Anthropologie, Physiologie und Semiotik an der Ludw. Max. Universität zu München rc.) Stuttgard 1835. X. u. 65 S. 8.

Wenn irgendwo, sei es im Leben, sei es in der Wissenschaft, eine Entwicklungsreihe der Dinge abgelaufen ist, und eine neue, höhere sich vorbereitet; so treten plötzlich, als äußerste, einseitigste Producte der aussterbenden Periode, oder als in einander geschobene unentwickelte Keime der künftigen, sonderbare, eigenthümlich geformte Gestalten auf, oft plump und unbehülflich, oft verschroben und verzerrt, stets unvollständig und mangelhaft in vieler Beziehung, doch eben wegen ihres prophetischen Charakters der sorgfältigsten Beachtung des Forschers werth. Solche Bildungen sind es, aus denen auf die Tendenzen der Zukunft geschlossen werden kann, an ihnen erstarkt und reift die plastische Kraft, um endlich mit der gehörigen Ruhe und Sicherheit, das, was sie im Ansatz angedeutet, als harmonisch in sich abgerundete Gestaltung zum Daseyn zu bringen.

Als solche Boten eines neuen organischen Belebungsprozesses glauben wir aber in Stunden fröhlicheren Muthes, mitten in dem ogygischen Gesluthe unserer Zeit, manche ihrer Erzeugnisse auf dem Gebiethe der Staatswissenschaften betrachten zu sollen. So sind wir oft versucht, den St. Simonismus, und was ihm Aehnliches in Frankreich und Deutschland aufgetaucht ist, als ein solches extremes Zeichen der aussterbenden Revolutionsepoche in Erwägung zu ziehen. In den Schriften von Bonald, Maistre und selbst von Lamennais scheinen uns, bei aller Einseitigkeit, die Ansätze zur Wiederbelebung und gebührenden Würdigung des religiösen Elementes des Staatshaushaltes kund gegeben. Was Zachariä in seinen 40 Büchern vom Staate auf das Gesetz der Polaritäten und deren Vermittlung baut, was schon früher Adam v. Müller in geistreichen Combinationen vorgebildet, was die historische Schule auf dem Wege gelehrter Forschung in den Vordergrund zu rücken strebt, und was endlich Karl von Haller, den Einige den Restaurator der Staatswissenschaft nennen, als alleiniges Mittel gegen die Tendenzen der Auflösung und Unterdrückung preist, es ist nichts anderes, als das so lange bekämpfte Naturelement, die zwingende Gewalt, die in dem Organismus der Menschheit als großes Geschlecht mit bestimmter Gliederung und gegebener geschichtlicher Entwicklung liegt, was hier auf dem verschiedensten Wege die vermißte Geltung sucht. Und hie und da, wie besonders in dem vortrefflichen Werke von Friedrich Julius Stahl (Philosophie des Rechts nach historischer Ansicht, Heidelberg. Groß. I. Theil 1832, II. Theiles 1. Abtheilung 1834), dessen Vollendung wir mit Sehnsucht entgegen sehen, ringen bereits die einzelnen Keime nach harmonischer Verbindung, die vergangene Periode wird kritisch ausgeschieden, und die Elemente wahrer Staatenbildung sind einigermaßen organisch mit einander verschmolzen, wenn gleich eingeräumt werden muß, daß vielleicht eben im Gegensatze zu den überspannten Forderungen der abgelaufenen Jahrzehende, — das (dritte) Element, das der Persönlichkeit, bei weitem nicht die schuldige Anerkennung gefunden habe.

Digitized by Google

Unter diese pristley'sche grüne Materie der Zeit kann man mit gutem Rechte auch das vorliegende Buch zählen. Der Verf. erklärt sich entschieden gegen die verflachenden auflösenden Richtungen gewisser Staatstheorien, die vom Westen her zu uns gekommen. Er geht von dem Grundsatze aus, jedes erschaffene Einzelne könne seine ihm eingeborne Thätigkeit nur im Verbande mit seinem Ganzen und durch Unterordnung unter die höhere Gattungsidee entfalten. Für den einzelnen Menschen ist das Gattungsganze die Menschheit; die Gattungsidee ist, je nachdem ihre innere, geistige und unsichtbare Natur der Menschheit, oder die äußere, darstellende, sichtbare Natur betrachtet wird, die Gottheit, das Fürstenthum (die Staatsmacht, Souverainität); die diesen Ideen entsprechenden menschheitlichen Vereinigungen sind die Kirche, der Staat. Die Souverainität liegt in dem ersten Stammvater und geht von ihm aus auf die mannigfachste Weise, durch Vererbung, Vertrag, Krieg (denn hier gelte das Recht des Stärkern), erste Occupation (im Falle die Souverainität herrenlos wird), jedoch stets unauslöschbar weiter, und ist a priori nie in die Macht der Unterthanen gegeben.

Die Gattungsidee — der Menschheit im Allgemeinen, und des Staates im Besondern — ist aber immer nur ein formales Princip, und daher beschränkt durch das substantiale Prinzip der Menschheit, d. i. den Geist, die Persönlichkeit der einzelnen Menschen. Beide Prinzipe begränzen und bedingen sich gegenseitig, wie der Stoff die Form.

Das Politisch-Böse liegt in dem Geist der Auflösung, der Atomistik, welcher seit Hobbes und Locke, erst in die Naturwissenschaft und Metaphysik, dann aber auch in das Leben, die Religion und den Staat sich eingedrängt hat und keine organischen Gesetze anerkennt. Gegen diesen Feind erweist sich aber kein anderes Mittel wirksam, als die wissenschaftliche Ueberzeugung vom Gegentheile. „Welcher der Kampfführer die nächste Generation durch Ueberzeugung für sich gewinnen wird, der ist der siegende Achilles, der den überwundenen Hektor, gebunden an dem Siegeswagen, siebenmal schleifen wird um die niedergerissenen Mauern des zerstörten Troja.« Diese Ueberzeugung kann aber nicht durch positive Doctrinen gegeben werden, »denn was positiv oder dogmatisch, juridisch oder religiös klingt, wird gegenwärtig selbst nicht höher als wie eine Meinungssache geachtet,« sondern durch höhere Naturwissenschaft, Philosophie und Geschichte.

Man sieht, der Verfasser zeigt sich, bey aller Mangelhaftigkeit eines flüchtigen Versuches, als ein wohldenkender Mann, der das Bedürfniß der Zeit und den Weg, ihm abzuhelfen, ziemlich kennt; doch gäbe es — falls hier der Ort zu einer weitläufigen Discussion wäre — sowohl was Princip und letztes Resultat seiner Ansicht betrifft, als noch mehr was er im Einzelnen zur Begründung derselben anführt, Manches mit ihm zu rechten. So z. B. ist die Auffassung des Staates als äußere Darstellung des (inneren) Reiches Gottes auf Erden höchstens ein Ideal dessen, was der Staat seyn könnte, aber keineswegs eine richtige Definition desselben; auch fiele nach dieser Auffassung die sichtbare Kirche, als ein Theil der administrativen Interessen, ganz in den Staat hinein und hätte alle Selbstständigkeit verloren. Wie mit der allgemeinen Gattungsidee die Bedeutung und relative Selbstständigkeit der einzelnen Völker, Gemeinden, Corporationen, die Verschiedenheit der Stände, die Mannigfaltigkeit der irdischen Interessen vereinigt werden könnte, ist durchaus nicht nachgewiesen. Eine der Hauptfragen, wo denn die Gränze zwischen der Gewalt des Geschlechts (Souverainität des Staates) und dem Rechte der einzelnen Person liege, ist ganz umgangen, und gegen die angegebenen Arten der Uebertragung der Souverainität dürfte manches Bedenken obwalten. Die englisch-französische Atomistik als das böse Princip κατ' ἐξοχήν auffassen ist wohl etwas zu viel, und heißt ein einzelnes Symptom als Ursache der Krankheit betrachten. Der Ursprung des Uebels, an dem wir leiden, muß früher als im 17ten, muß in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gesucht werden. — Auch das Project des Verf. zu einer europäischen Oberstudien-Commission, eingesetzt von Frankreich, Deutschland und England, Lehrer und Lehrmethoden, Inscriptionen und Semestralprüfungen anordnend und dergleichen mehr, scheint beynahe etwas unausführbar.

Was an dem Verf. auch noch getadelt werden muß, ist, daß er besonders am Eingange seines Büchleins Regierung und Volk als zwey einander entgegengesetzte Parteien auffaßt. Es ist dieß eine Vorstellung, die selbst in der Wirklichkeit nur in äußerst seltenen Fällen fremder Usurpation, momentaner Aufregung Platz greift, und in der Wissenschaft durchaus ferne gehalten werden muß. Die Regierung hat die Parteien und ihre Interessen auszugleichen, aber sie soll über ihnen stehen, und steht auch vom rechtlichen Standpuncte aus stets außer denselben. Es kann wohl Parteien geben, die ihre Vermittlung zurückweisen und gegen ihren Ausspruch sich auflehnen, aber in diesen kann nie das Volk gesehen werden.

Was endlich dem Verf. eine eigene Färbung gibt, und wir dürfen es nicht verhehlen, ein gewisses komisches Licht auf ihn fallen läßt, ist die ängstliche Besorgniß, die er wegen dieser Schrift für sich und die Seinen hegt. So bittet er in der Dedication ihre Excellenzen, die hoch- und hochwohlgebornen bevollmächtigten Herren Minister der hohen deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. demüthigst um ihren Schutz, weiß in der Vorrede geltend zu machen, daß sein Manuscript von Sr. Majestät dem Könige von Baiern nicht ungefällig aufgenommen worden, und ist dennoch hiebei lange nicht zur Genüge beruhiget. Wenn nicht ganz besondere persönliche Verhältnisse obwalten, ist diese Besorgniß schwer zu begreifen. Es ist wahr, der Verf. bekämpft Ideen, die manche Anhänger ha-

Digitized by Google

ben; allein er nennt Niemand mit Namen, als höchstens einige Todte, berührt in so geringem Maße das Mein und Dein, die materiellen Interessen, den deutschen Zollverein und die Gewerbefreiheit, ist so wenig practisch, verlangt so viel von der Zukunft und so wenig von der Gegenwart, und ist als Professor der Physiologie und Semiotik so weit von der Realisirung seiner Plane entfernt, daß wohl kaum Jemand Veranlassung finden wird, ihn anzufeinden, und überhaupt — ein Buch, ein wissenschaftliches Buch, wenn es gleich nur eine dünne Broschüre ist, wo von formalen und substantiellen Principien, Gattungsideen, höheren Naturwissenschaften und einer europäischen Oberstudien-Commission die Rede ist — wer bekümmert sich heut zu Tage um solche Abstracta, als friedfertige Stubengelehrte, die keine andere Waffe haben, als ihre Feder!

D. C. J. Hock.

Novellen und Gedichte von J. X. Pfyffer zu Neueck, 2. Auflage. Zürich bey Schultheß 1835. 224 S. 8.

Wie so mancher Pilger, der das gepriesene Alpenland am Rigi und Bernhard besucht hat, bey seiner Zurückkunft das Geständniß ablegt, die Natur habe ihm zwar mit ihren Reitzen wie mit ihren Schrecknissen unvergleichliche Genüsse gebothen, bey den Bewohnern aber habe er keineswegs die Gebilde der Einfalt und Reinheit gefunden, wie sie ihn aus Geßner's und Bronner's Idyllen anlächeln, eben so muß ich nach Durchlesung des vorliegenden Buches gestehen, die Natur habe für den Verfasser mehr gethan, als er für die Kunst gethan hat. Die Natur gab diesem helvetischen Barden für's erste natürlichen, d. i. gesunden Verstand, für's zweyte starke Füße, und für's dritte eine redselige Zunge. Mittelst des Verstandes begriff er wie W. Scott seine Waverley, Hebel seine alemannischen Lieder und Krummacher seine Parabeln schrieb; mittelst der starken Füße macht er den ungeheuern Spaziergang von der Schweiz bis Java, und mittelst der redseligen Zunge schildert er, natürlich breit und weit, was er hier um Batavia gesehen, und dort am Lemanus empfunden hatte. Die zwey Novellen: »Die Hütte am Kalitondo,« und die sesquipedalische oder athemlose: »Die Mekka-Pilger« sind auf Javanesischem Grunde gewachsen, und können höchstens für den trockenen Linguistiker einiges Interesse haben, da sie dergestalt mit jener tropischen Fremdartigkeit angefüllt sind, daß sie nicht viel angenehmer, als ein Wörterbuch zu lesen sind. In der ersten Erzählung ist die edle reine Jaïna allerdings ein liebliches Charakterbild, doch ist sie in ihre Umgebung mit wenig Geschick hineingemahlt, und erweckt sowohl durch ihr trauriges Loos, das sie bis zu ihrer Verbindung hat, als auch durch ihren Portraitmahler ein doppeltes Bedauern. Die zweite Erzählung ist ein Javanesischer, jedoch verkrüppelter Waverley; in ihr treten wenigstens zwei Generationen ab und auf, treiben sich mühselig in Partrisucht, Ruhmredigkeit, Religions-, Gatten- und Bruderhaß herum, und enden nach langem Wortkram mit dem Tode des Haupt-Intriguant Hadji Osman, und der Versöhnung der beiden Brüder Singa Rono und Suriah Nagara.

Die Schweizer-Legende: »Der Tod aus kindlicher Liebe« — ist anspruchlos, rührend und durchaus gut gehalten; dafür ist aber die kleine Erzählung O ma Patrie! ein sentimentaler Rührey, der das Herz nur kalt läßt, so warm er ihm machen will, und überdieß in einer herametrischen Prosa geschrieben, die jedes rhythmische Ohr beleidigen wird.

Alles übrige sind Bagatellen im wahren Sinne des Wortes, die Verse unter der Mittelmäßigkeit und die Parabeln nicht über derselben.

J. A. Moshamer.

Der unverrückbar gleiche Orient.

In der Erzählung einer Fahrt auf dem Indus nach Lahore, welche der in Diensten der Ostindischen Compagnie stehende Lieutenant Alex. Burnes gemacht hat, lieset man folgende Beschreibung der Stadt Bukhara: »Diese Stadt hat acht engl. Meilen im Umfang, eine dreieckige Form, und ist von einem ungefähr 20 Fuß hohen Erdwall, der 12 Thore hat, umgeben. Der Sitte des Ostens gemäß werden diese von den Städten benannt, zu welchen sie führen. Von Außen sieht man wenig große Gebäude, aber wenn der Reisende die Thore passirt ist, so kommt er durch hohe, von Mauersteinen aufgeführte und gewölbte Bazars u. s. w. — Die Stadt ist von Canälen, mit Maulbeerbäumen besetzt, durchschnitten, welche Wasser aus Samarcand zuführen.«

Wem fällt bei der Ringmauer mit zwölf Thoren, welche die Stadt umgibt, bei den Canälen, mit Bäumen bepflanzt, welche durch die Straßen laufen, nicht die Beschreibung des neuen Jerusalems in der Apokalypse ein, wie es St. Johann in seiner Vision aus dem Himmel herabkommen sah? Und beweiset diese Aehnlichkeit nicht, wie unverrückbar treu der Orient an seinen Sitten und Gewohnheiten hänge, weil diese, und vielleicht noch hundert andere Städte des Morgenlandes, achtzehn Jahrhunderte später gerade nach demselben Typus gebaut ist, wie er zu den Zeiten des Jüngers der Liebe gewöhnlich war, und dem heiligen Seher in seinem Gesichte als Vorbild einer schönen regelmäßigen Stadt vorschwebte.

Caroline Pichler.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

62. Mittwoch, den 5. August 1835.

Die Kritik.

Von D. Ernst Freyh. v. Feuchtersleben.

— Kann die Formel Leben je bereiten?
Grillparzer.

Warum schreiben wir denn eigentlich Kritiken? und warum lesen wir sie? ist Kritik überhaupt nicht am Ende überflüssig? und, wenn sie's nicht ist, wer gibt uns eine Kritik der Kritik? wem sollen wir glauben? der Autorität wohl nicht? also hat echte Kritik ihr Kriterium in sich? welches ist denn dieses? ja was ist denn im Grunde Kritik?

Das heißt mehr in Einem Athem gefragt, als man, ohne ein Buch zu schreiben, in Einem Athem beantworten kann. Und jetzt so zu fragen! jetzt, da die Kritik längst da ist, ausgebildet, wirksam, verbreitet, beliebt, mächtig, ja einflußreicher als die kritisirte Literatur selbst, — jetzt sollten diese Fragen nicht barock scheinen? sollten nicht post festum kommen? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich im Publikum sie fragen gehört habe. Und ob es praktischer ist, über das Werdende oder über das Gebildete zu reflectiren, entscheide die Geschichte. Nachdem die Poesie ihre Wunder geschaffen und hingestellt hatte, da ruhte das Auge des Griechen mit sinnendem Wohlgefallen auf ihnen, und an diesem herrlich Vorhandenen entwickelte der Stagirite seine Gesetze. So scheint es nun an der Zeit, über Kritik zu reden, ihr Wesen, ihre Verhältnisse, ihr Gesetz zu studiren, — weil sie als fertige, lebendige Erscheinung vor uns liegt. Beiträge zu solchen Studien wünsche ich in Folgendem zu geben.

Die ersten jener Fragen führen auf das Verhältniß des Kritikers zu sich selbst, und auf das wechselseitige zwischen ihm und Publikum; die letztern auf ein Ideal der Kritik. Vor allem muß die letzte beantwortet werden; vielleicht ergeben sich dann die Lösungen der erstern von selbst.

Das griechische Stammwort deutet freilich auf ein entscheidendes Urtheilen, — auf ein Richten hin; allein es schließt auch den Begriff des Sichtens, des Erkennens in sich: und wenn wir den Zustand unserer Literatur vor Augen haben, so bemerken wir alsbald, daß wir bei dem Worte Kritik bei weitem nicht stets an das literarische Forum denken, sondern überhaupt alles darunter begreifen, was über Geschriebenes und Gedrucktes geschrieben und gedruckt wird. Zwischen den Produzenten und den Genießern bewegt sich eine emsige Schaar zubereitender Köche: wir nennen sie Kritiker; zur Legion ist ihre Zahl angewachsen, ihre Herrschaft zur Tyrannei; man rührt keine Schüssel an, die sie nicht gezuckert haben. Hierin schon sind ihre Bezüge zu Autor und Publikum prästabilirt: sie stehen als Vermittler zwischen beiden. Jenen sollen sie studiren, erfassen, und wenn sie ihn haben, dem Publikum zu nähern suchen, indem sie, je nachdem es Noth thut, seine Lücken ergänzen, seine Ecken durch Erklärung ründen, seine Dunkel hellen, seine Größe überschaubar, seine Eigenheit, durch Uebersetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum sollen sie gegen den Schriftsteller vertreten, ihm dessen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit seine Flamme nicht einsam verlodere, sondern Früchte zeitige. Schon ergibt sich hieraus die erste Pflicht des Referenten (denn allerdings entspricht dieser Titel mehr dem Amte, dessen Umfang wir eben bezeichneten); sie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfasser, Achtung vor dem Publikum. Ohne sie, wie soll er in Jenen eingehen, wie soll er dieses vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie soll das Publikum sich selbst respektiren lernen, wenn es nicht respektirt wird? Englische und französische Kritiker bekennen und befolgen diese edle Maxime; warum gestatten nur wir Deutsche, daß Recensenten uns für Narren halten? daß der literarische Sansculotismus seine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beschmutze? daß soi-

Digitized by Google

disants Genie's, die „alles gleich weg haben," die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken wie eine hohle Nuß? warum müssen unsere Dichter mit Grillparzer klagen:

War eine Wiese, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, frisch!
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemisch;
Was nicht zu sagen, davon ging die Rede,
Was auszusprechen nicht, das sprach ihr Wort; u. s. w.

Warum müssen wir die Wahrheit dieser Anklage so bitter fühlen? warum werden an den Kritiker allein nicht die Forderungen gemacht, die jede gute Gesellschaft an den Menschen macht? soll er, der uns bilden helfen soll, allein ungebildet seyn dürfen? ja, er bilde sich nicht einmal ein, zu wirken, wenn er seiner Rohheit behaglich die Zügel schießen läßt; für den Moment wirkt er vielleicht, seinem Namen, seinem Buchhändler, seiner Faktion zu lieb, — aber auf die Dauer gewiß nicht; denn die vox populi wird einmal mündig, und wird ein anderes Gericht ergehen lassen, wobei ihm nicht wohl zu Muthe seyn wird; die Schonung aber, die Mäßigung, die Ehrfurcht haben noch nie fehlgesprochen. — So viel von diesen Verhältnissen des Beurtheilenden; er hat aber auch eines zu sich selbst. Nicht nur den Autor, nicht nur den Leser, auch sich selbst soll er fördern; indem er sich Rechenschaft über das Gelesene ablegt; indem er diese Rechenschaft zu einem Ganzen ausbildet, das nun auch ein Werk seyn und darstellen soll. Er muß also seine Stellung gegen den Schriftsteller und gegen das Publikum richtig beurtheilen; das heißt: er muß sich selbst erkennen. Ob er zum Kritiker berufen ist? wird hiebei die erste Frage seyn. Daß hierüber nur praktische Einsicht in eine Sphäre der Bildung, und Darstellungsgabe, entscheiden, liegt wohl am Tage. Ich kann hierin mit Bauernfeld nicht ganz übereinstimmen, der in einem vortrefflichen, aus dem innersten Gefühl dessen was Noth thut, hervorgegangenen Aufsatze (in Nr. 7 dieser Blätter) zu wünschen scheint, daß nur der bereits Anerkannte das Richtschwert in die Hand nehme. Man kennt den Löwen an der Klaue; und, da es vielleicht bloß kritische Naturen so gut wie bloß produktive gibt, — wie sollen jene sich Anerkennnung verschaffen? Eine Kritik muß doch die erste seyn; ich glaube vielmehr mit Goethe: daß, wer mit Liebe treulich einem Gegenstand Jahre lang anhängt, das Recht habe zu reden, und wenn gar niemand seiner Meinung wäre. Ein Anderes aber glaube ich mit Bauernfeld: daß nur, wer praktische Einsicht habe, befugt sei, über einen concreten Gegenstand zu reden. Mit welchem Gewinn hören wir einen Grillparzer über dramatische Kunst sprechen, — wie unbefriedigt dagegen läßt uns das Urtheil des denkendsten, gelehrtesten, aber unpoetischen Polyhistors über dichterische Schöpfungen! Das Sprichwort: man soll über nichts reden, was man nicht besser machen kann, ist nicht so übertrieben, als man gesagt hat; — nur das Wörtlein „besser" mag ausbleiben, und dann ist die Wahrheit übrig, daß nur der vollständig aufzufassen und darzustellen fähig ist, der in das Geheimniß des Machens eingeweiht ist; eine Wahrheit, die Schillern nach mühevollen Anstrengungen klar ward. Eine zweite Forderung, die man an den Kritiker wohl machen darf, ist die, daß er lesen könne; und wie Wenige können es! Sich ganz in's Buch hineinleben, dem Mysterium seiner Zeugung und Geburt nachlauschen, heuristisch diviniren, sich selbst verläugnen, wie Sokrates den Geist Heraklits aus dem Buch aufbeschwören, — kann, will das Jeder? — Ist aber nun der Beruf entschieden, so wird der Recensent im bestimmten Falle vorerst zum Autor sein Verhältniß festzustellen suchen. In diesem schon wurzeln dreierlei Arten der Kritik; denn der Kritiker steht entweder über dem Autor, und das gibt den Urtheilspruch, die Kritik im engern Sinne; oder er steht neben demselben, auf gleicher Stufe der Bildung, und das gibt die Ansicht, die darstellende, entwickelnde Kritik; oder er fühlt sich unter dem Schriftsteller, und da wäre freilich das Schweigen am rathsamsten, indeß mag, bey solcher Stellung, die Beschreibung dessen, was das Buch in ihm wirkte, für ihn, für andere Leser, ja für den Verfasser, nicht ohne Nutzen seyn. Nach Feststellung dieses Standpunctes wird der Recensent daran gehen, sich vorerst selbst über das Gelesene Rechenschaft abzulegen. Er sehe, welche Methode ihm dabei zu Statten kommt. Für Werke der Poesie hat Goethe zu diesem Behufe ein Schema vorgeschlagen (man sehe Bd. 45 der Duodez-Ausg.), worin sie nach Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form und Effect, kurz zu bezeichnen wären; nur ist dabei bloß das Allgemeinste auszusprechen; für das Individuelle eines wahren Kunstwerks möchte es bey weitem nicht hinreichen. Mit solchem Ernst aber muß man zu Werke gehen, wenn man ehrlich und nützlich seyn will. Ferner hat er seinen Sinn unbefangen zu öffnen, und das Werk rein und ohne Vorurtheil auf sich wirken zu lassen; nicht aber der verderblichen Maxime moderner Zoilusse

Digitized by Google

zu folgen: „Jedes Menschenwerk hat seine Licht- und Schattenseite; zeige ich bloß jene, so hält man mich für schwach; spür' ich diese auf, so glänze ich und behage." Eine Kritik in diesem Sinn wird wenig Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgesehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausspruchs (denn wie soll bei einer solchen, im Voraus offensiven Stellung das Große wirken?), ist er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetische Produkt ist kein Menschenwerk, im gemeinen Sinn des Wortes; es löset sich als Blüthe vom Stamme des dichterischen Daseyns, und ist frei von den Mängeln, denen der Dichter als Mensch allerdings unterworfen bleibt. Diese Ansicht ist wahr, und muß dem Kritiker heilig seyn. Er schreibe auch nicht, um sich zu produciren, um sein Wissen, seinen Styl, seinen Witz zu zeigen, seine Ansichten auszukramen, sein Herz auszuschütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, sein eigentliches Object ist, und Vermittlung seine einzige Aufgabe. Wenn er diese löst, so hat er alle seine Fähigkeiten auf's Schönste bethätigt; er hat den Leser gefördert, und das muß ihm dieser im Stillen mehr danken, als wenn er durch Possenreissen und Schmähen sich zum Thersites, und den Leser zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verstehen gibt, daß er ihm schadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenschen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, sondern das Buch vor sich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntnisse beweise oder nicht beweise, nicht wie es mit seinem Charakter moralisch oder bürgerlich stehe, sei sein Augenmerk, sondern: was in dem Buche steht; es müßte denn dieses ohne jenen durchaus nicht zu begreifen seyn, wie es z. B. bey der Lyrik meist der Fall ist, welche die Blüthe eines individuellen Daseyns darstellt; wie es bei jenem Autor der Fall ist, der in jedem Blatte den Abdruck seines Selbst gibt, dessen ganze Bildung einen Kreis bezeichnet, wo Ein Segment ohne das andere krumm und unbegreiflich ist. „Ein Autor — sagt einer der ehrwürdigsten unter ihnen — gibt mit seinem Buch einen Theil seiner Seele dem Publicum Preis. Er offenbart nicht nur, womit sich sein Geist angelegentlich beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reitz Autor zu werden, und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf Einige, vielleicht Wenige, denen im Labirinth ihrer Jahre ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar, und dieß unsichtbare Commercium der Geister ist die größte, die einzige Wohlthat der Buchdruckerei." Zu diesen Einigen, Wenigen, nur nicht zu jener wilden Menge zu gehören, das sei der Beruf, das der Stolz des Kritikers! Wenn er alle diese Forderungen erfüllt, so werden wir bald begreifen, daß sein Wirken keineswegs geträumt, daß die Kritik keineswegs überflüssig, sondern, wenn auch nicht für den Geniessenden, doch gewiß für den Schaffenden und Lernenden labend und fruchtbar ist. Und so hätten sich alle Fragen am Eingange dieses Aufsatzes dem Weiterdenkenden wohl zur Genüge beantwortet.

Sollen nun aber die Eigenschaften der Kritik genauer bezeichnet werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese vielfach ist, je nach den Objecten, die sie behandelt. Denn weit andere Forderungen macht man mit Recht an die Beurtheilung philosophischer, als an die poetischer, historischer, technischer und anderer Werke; und in diese einzugehen, würde hier zu weit führen; genug, wenn wir uns über jene Puncte verständigen, die von einer jeden Kritik zu fordern sind; wiewohl wir nicht läugnen, daß wir in diesen Zeilen vorzüglich die Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse im Auge haben; denn bei andern handelt es sich erstens und letztens um die Wahrheit: und hat der Kenner in ihrem Lichte gerichtet, so sind wir zufrieden, und mäkeln nicht an seinem Worte. (Schluß folgt.)

Geschichte von Oestreich, von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes 1834. XVI. 518 S. 8.

(Fortsetzung.)

Bevor wir auf die Habsburger übergehen, sei es uns erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über die Literatur der Geschichte und ihre — Angabe in einem Werke, wie vorliegendes ist, vorauszuschicken. Niemand wird in Abrede stellen, daß die pünktlichste Aufzählung der Quellen und Hülfswerke Pflicht des Historikers, und zwar einerseits, um den Leser in den Stand zu setzen, das Gegebene zu prüfen, oder das bloß Angedeutete ausführlicher kennen zu lernen; andererseits aber, um sich selbst sicher zu stellen. Vorausgesetzt, und es ist eine der ersten Bedingungen, daß er sich vor der Ausarbeitung umgesehen, was seinen Zweck fördernd bestehe, welche Leistungen vorhanden, die ihn auf der ausgesteckten Bahn unterstützend begleiten können, wird er durch nähere Prüfung auch zur Ueberzeugung kommen, wie selbst

Digitized by Google

die Anführung der Gegner seiner Ansicht nicht selten bernfen ist, die Wahrheit siegend hervorzuheben. Das will indessen keineswegs sagen, daß jede Seite zur Hälfte mit Citaten angefüllt werden soll — wir gehören durchaus nicht zu den Bewunderern marktschreierischer Gelehrsamkeit — allein die Angabe der Literatur bildet nach unserer Ansicht einen selbstständigen und nothwendigen Theil eines Geschichtswerkes! Ob sie vor oder nach jeder Periode, ob sie nach einzelnen Abschnitten ihren Platz finde, dürfte keiner strengeren Berücksichtigung unterliegen; jedenfalls wird der Raum, den sie einnimmt, als ein sehr fruchtbarer erscheinen! So gewiß ohne vollständige Kenntniß der Literatur kein Geschichtsschreiber bestehen kann, so unbestreitbar ist es auch, daß die fleißige Angabe derselben nicht nur seine Zwecke fördernd, sondern allseitig belehrend wirke. Als wesentlich nothwendig tritt dabei die bibliographische Pünktlichkeit hervor. Wie oft geschieht es nicht, daß Ausgaben benützt werden, welche unecht oder verstümmelt sind; der Nachtheil springt in die Augen! Schon im sechzehnten Jahrhunderte hatte die Sünde des Nachdrucks um sich gegriffen; sie war im Verlaufe der Zeit dergestalt unbändig geworden, daß langjährige Verhandlungen dazu gehörten, um nur den Standpunkt des Rechts wieder herzustellen. Daß übrigens auch die Bücher ihre Fata haben, ist allbekannt; wie häufig ward nicht durch Uebermacht und Zwang, oder verkehrte Ansichten, um die erste Ausgabe zu verdrängen, eine zweite, verbesserte (castigirte!) in die Welt geschwärzt! Dieses Schicksal erlebten zunächst viele historische Werke und Relationen; die Wichtigkeit einer genauen Berücksichtigung dessen bedarf wohl keines Beweises!? —

In der neueren Zeit hat sich unstreitig bei uns durch zahlreiche Schriften eine besondere Vorliebe für Geschichte und Topographie bemerkbar gemacht. So erfreulich nun dieses ist, so wünschenswerth es bleibt, daß einem Streben, das vorzugsweise dem Vaterlande gilt, Ausdauer in Kraft und Liebe werden möge: so wenig läßt sich übersehen, wie so Manche dieser Schriften in Angabe der Literatur kränkeln, wenn sie schon darauf Rücksicht nehmen zu müssen glauben. Wir können hier in eine nähere Entwicklung dieser Anklage nicht eingehen; sie aber allgemeinhin und ohne Rücksicht auszusprechen, schien uns ein Wort zur rechten Zeit. Gewöhnlich ist Fahrlässigkeit mit Anmaßung gepaart; wo letztere überwiegend hervortritt, da kann nur — taubes Korn zum Vorschein kommen. Wie sollte z. B. Jemand in der neuesten Darstellung Wien's von Schweickhardt Belehrung finden? Wird nicht Jeder die Bequemlichkeit in Aushebung der Quellen und Hülfswerke aus dem ersten Bande der Bibliotheca Austriaca[1] bedauern müssen. Oder war dem Verfasser dieses Werk terra incognita? In der That, wir begreifen nicht, in welcher Beziehung solche Angaben dem Freunde der Geschichte und zuletzt gar dem Forscher erwünscht seyn sollen[2]! —

Der Gegenstand mag die kurze Abschweifung von unserer Aufgabe entschuldigen. Wir kehren zurück, und gestehen, die eben ausgesprochene Anklage dem vorliegenden Geschichtswerke nicht directe zur Last legen zu können, weil es immerhin noch möglich ist, daß der Hr. Verfasser auch erst im letzten Bande den gerechten Anforderungen in dieser Beziehung entsprechen werde. Dem ungeachtet sind wir durch dasselbe zu dem Eingange veranlaßt worden; und wir glauben der Wahrheit die Erklärung schuldig zu seyn, daß selbst die wenigen literarischen Citate, welche der I. Band enthält, eine größere Bestimmtheit und Klarheit zu wünschen übrig lassen. Ein Buch, das nicht für Gelehrte, sondern für ein größeres Publicum bestimmt ist, darf den Zweck der Belehrung nirgends aus den Augen lassen. Angaben aber, wie: Calles, Annales, Gerbert, Fast, Rudolph, Dialogus u. s. w. (S. 34) dürften auch dem Bewanderten im ersten Augenblicke räthselhaft vorkommen; oder wird nicht der minder unterrichtete Leser in Verzweiflung gerathen, wenn er S. 43 liest: »Ottokars Reimchronik Cap. 113, Chron. von Leoben bei dem Jahre 1274. Chron. von Salzburg, Jahr 1275« — und in ihm der Wunsch entsteht, darin nachzulesen? Wo soll er sie suchen, wo finden? Noch auffallender erscheint nach dem Schlusse der Babenberger die Note: »Muchar celtisches Noricum, Muchar römisches Noricum, Schrötter und Rauch Geschichte Oesterreichs, Lambacher Interregnum, Mailáth Geschichte der Magyaren.« Abgesehen von jedem bibliographischen Anspruche, dürften wir jedenfalls zu der Frage berechtigt seyn, ob denn diese Werke die Literatur des ganzen Zeitraumes bis zu den Habsburgern bilden, oder ob sie nur als jene zu betrachten sind, aus denen der Hr. Verfasser geschöpft hat? Wenn wir auch das Letztere, als der Wahrscheinlichkeit am nächsten annehmen, können wir uns doch damit nicht befreunden: gegen die Benützung Schrötters sprechen mehrere Daten der Einleitung. Doch dem sei, wie ihm wolle: wir haben die Ueberzeugung, daß der Hr. Verfasser eine bündige Uebersicht der Literatur unserer Geschichte folgen lassen wird. Und hiemit schließen wir den Uebergang zu den Habsburgern, deren nähere Besprechung die Aufgabe eines zweiten Artikels seyn soll. —

L.

[1] J. N. de Vogel, specimen Bibliothecae Germaniae Austriacae s. notitia Scriptor. rerum Austriacarum; rec. atque auxit L. Gruber. 3 Tomi. Viennae 1779—1785 8.

[2] Der Verfasser gibt zum Vortheile der Freunde geschichtlicher und belehrender Lectüre und für den — Forscher auf kaum fünf Seiten ein Verzeichniß derjenigen Schriften, die er zu benützen — »für gut fand.« Nun könnten wir vorerst wohl mit Fug und Recht den Zweifel stellen, ob er denn auch die wenigen, die er anführt, wirklich zu kennen — für gut fand? Sonst müßten ja, vermög der chronologischen Aufzählung, des Hieronymus Pez (nicht Bernhard et Hieronymus) Scriptores rerum Austriacarum; Khevenhüllers Annalen, Kurz, Oesterreich unter Friedrich dem Schönen u. s. w. in einer ganz andern Ordnung erscheinen. Merkwürdig ist, daß unter allen Werken von Kurz nur das genannte dem Verf. einer Erwähnung würdig genug schien; noch merkwürdiger aber und beinahe unerklärbar, daß Geusau's und Hormayr's Arbeiten ganz übergangen sind!? Ueberhaupt fehlen die meisten und wichtigsten Quellen und Hülfswerke; die Angeführten leiden durchgehends an einer Verunstaltung, in die sich kaum der Kenner finden dürfte. So z. B Aeneas Sylvius, Geschichtsschreiber Kaiser Friedrichs IV. — Gedenkbuch Kaiser Friedrich's IV. — Wagner, Lebensbeschreibung Leopold des Großen 1719. Fol. — Mariani Austria Sacra etc. Eine besondere Rolle spielen die neueren Broschüren; so wird Primisser's Uebersicht der k. k Ambraser Sammlung genannt; das eigentliche Werk darüber jedoch der Vergessenheit übergeben. Doch genug!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

63. Sonnabend, den 8. August 1835.

Die Kritik.

(Schluß.)

Wenn ich die Kritik im Allgemeinen betrachte, nach ihrer innern Form (die äußere mag nun die gewöhnliche, oder epistolarisch, wie z. B. Enk's Briefe über Faust, oder dialogisch, z. B. Götter, Helden und Wieland, oder wie immer seyn); so bemerke ich beiläufig folgende Varietäten, von denen ich jedoch die fehlerhaften, als: die oberflächliche, die mißwollende, die absprechende, die sich producirende, die vandalische, die pedantische, die schmeichelnde, die einseitige, die über den Leist gearbeitete, die seitwärts vom Gegenstand schweifende, die beschränkte u. dgl. ausschließe, und nur die gültigen aufnehme; ohne jedoch dem Leser zu wehren, nach seiner Kenntniß neue hinzuzufügen.

Die beschreibende Kritik gleicht, um mich fremder, bezeichnender Worte zu bedienen, dem Tageslicht; indem sie die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet, und sie eben dadurch jedem Urtheile offenbar vorlegt. Sie findet besonders bei poetischen Werken Statt, wo sich nicht sowohl raisonniren als darstellen läßt; findet besonders dann Statt, wenn sich der Referirende unter oder neben dem Werke fühlt, und dient trefflich, sowohl zu seiner eigenen Belehrung und Uebung, als zur Bildung des Publikums, dem der echte Trank, gleichsam durch ein verwandtes Sieb geläutert, besser mundet, und das Herbe verliert. Das Muster dieser Gattung möchte wohl Fr. Schlegel's Darstellung von Meisters Lehrjahren in den „Charakteristiken und Kritiken" seyn. Es wäre zu wünschen, daß man dieser Art sich häufiger bediene. Fällt die Beschreibung mehr in's plastische und humoristische Charakterisiren, so haben wir den Standpunct Heine's bei Besprechung von Kunstwerken und Poeten. Entwickelnd, genetisch wird diese Art, wenn zu der reinen Darstellung sich die Nachweisung des Entfaltungsprozesses eines Produkts oder Menschen gesellt; wenn sich das Ganze, ein wachsender Organismus, Glied für Glied, vor unsern Augen, unter der Hand des Entwicklers aufbaut, wobei der Kelch die Krone trägt, und diese den Kelch erklärt und schmückt. So formt sich das Bild von Voß's und Hebel's Gedichten, Zug für Zug von Goethe's Pinsel gemalt, allmählich vor uns zum schönen, klaren Ganzen.

Ist aber die Leistung vom Leistenden untrennbar, so werden wir aufgefodert, in den Lebenskreis des Letztern zu dringen, und es entsteht die biographische Kritik, welche nach Umständen, wenn zum Verständniß, zur Rechtfertigung des Autors die Betrachtung einer abnorm modificirten Natur unerläßlich ist, zur pathologischen wird. Wer wollte die Schriften eines Staatsmannes ohne seine Lebensgeschichte verstehen? wer so manche abenteuerliche Produktion neuerer Romantiker ohne pathologische Rücksicht entschuldigen?

Findet sich zwischen der Eigenheit des Schriftstellers und dem Typus der Cultur seines Publikums eine solche Kluft, daß sie nur durch Hülfe eines tiefen, besonnenen, wohlausgedrückten, vermittelnden Verständnisses auszufüllen ist, so wird die aufklärende Kritik nöthig, welche, je schärfer sich der Gegensatz im Publikum ausspricht, desto mehr zur vertheidigenden sich steigert. Einen ganzen Band literarischer Ehrenrettungen hat uns Lessing hinterlassen.

Wo es solcher Rechtfertigung nicht bedarf, wo das Große, das Echte, das Schöne, mit seiner geistigen Allmacht vor uns hintritt, daß wir uns überwältigt fühlen und freudig gedrungen, das Herrliche zu verkünden, und, so viel es mit Worten thunlich ist, zur Anregung Anderer, zu schuldiger Würdigung, zu erhebender Stärkung im Rechten darzulegen, — da wird unser Referat panegyrisch, im edelsten Sinne des Ausdrucks. Alle großen Kunstwerke, die der Begeisterung ihren Ursprung, der besonnenen Meisterschaft ihre Vollendung danken, können nicht wohl an-

Digitized by Google

ders als auf diese Weise behandelt werden; da die Rede des gewöhnlichen Verkehrs sich über ihr gemeines Maß erheben muß, um eine Ahnung von der Wirkung jener Mittel zu geben, durch welche der Künstler seine Wunder schafft. Hier ist es, wo der Referent nicht bloß mit dem Verstande zergliedern, mit der Phantasie schwärmen, mit der Empfindung rühren darf, — wo er mit allen Organen zugleich zu vernehmen, mit allen wiederzugeben hat; denn alle spricht das Kunstwerk an, und seine Darstellung desselben, soll sie es anders wiederspiegeln, muß selbst wieder ein kleines Kunstwerk seyn: lebendig, ganz, eins, organisch, ein höheres Dasein ausdrückend, und, wie es Leben aus Leben bildet, begeisternd. — Wenn ein Kunstwerk solcher Höhe in die Hand eines gestaltenden Denkers gelangt, so entsteht die legislative Kritik; die erste, die es gegeben hat. Nachdem sich nämlich der Verstand von der ersten Ueberwältigung erholt und gleichsam befreit hat, erwacht die gewohnte intellektuelle Selbstthätigkeit, und er spürt dem Gesetze nach, dessen Walten der Künstler, mit oder ohne Bewußtseyn bethätigt hat. So hatte Aristoteles die Wunder Aeschylos, Sophokles, Agathons vor sich, und an und in ihnen entrollte er die ewige Theorie. Wenn Schiller Bürger's und Matthisson's Lyrik sich gegenüber stellte, so wünschte wohl der edle, nie unbillige Philosoph dadurch nur seine damalige Ansicht über das Gesetz der Lyrik überhaupt in's Licht zu setzen, und lieferte so an zwey eben sich bietenden Erscheinungen, die ihm bloß Vehikel waren, den Versuch einer theoretisch vergleichenden Kritik. — Literaturhistorisch wird diese Art, wenn vom Kunstwerk der Uebergang auf den Künstler gemacht, und dieser in seiner Stellung zu seinen Zeitgenossen, zur Cultur seiner Nation, in seiner Wirkung auf dieselbe betrachtet wird. Die Kritiken der Ausländer über unsere Autoren sind meist in diesem Sinne abgefaßt, weil es ihnen vor der Hand mehr um Verständniß unsrer Literatur als unsrer Autoren zu thun ist.

Ist ein Buch von großem, reichem Gehalte, der mittheilbar und durch Mittheilung fruchtbar, aber im Werke selbst diluirt, verhüllt, oder auf irgend eine Art minder offenbar und genießbar ist, so macht sich die extractive Kritik nöthig, die den Kern herauszutasten und aus den Hülsen zu schälen versteht. Ein Fall, der zumal bey wissenschaftlichen Hervorbringungen in Deutschland gar oft eintritt, und solche Kritiken sehr wünschenswerth macht. Im Fach der Heilkunde z. B., wo so häufig eine fruchtbare Erfahrung in einen Brei von gelehrter Ostentation verkocht ist, wird sie zum Fortschritte unentbehrlich. Genau schließt sich ihr die resumirende an, die der Referent meist zu eigener Erleichterung unternimmt, um das Resultat im Werden auf Einen Blick zu überschauen. Er legt diese Arbeit zu seinen Papieren, und bewahrt sich so das Nöthige stets gegenwärtig, ohne mit dem Wiederlesen eines breit ausgeführten Ganzen Zeit zu verschwenden. Dieselben Vortheile schafft er, wenn er seine Synopsis veröffentlicht, dem Leser.

Alle bisher angeführten Arten der Kritik eignen sich für den Standpunkt des Referenten unter dem Autor vorzugsweise. Glaubt sich jener diesem ebenbürtig, so wird er, in Bezug auf's Werk, entweder Uebereinstimmung oder Widerspruch in sich empfinden. Aus der erstern geht dann die doctrinäre Kritik hervor. Er hat nämlich an des Autors Ansichten nichts zu verneinen, nichts zu ändern, nichts zu loben — es sind die seinen; er ergreift mit Behagen den Anlaß, sein Credo, als Begleitung einer verwandten Stimme, lauter in die Welt zu rufen. Sind die Meinungen des Verfassers die des Berichterstatters, scheinen sie aber diesem zu sehr durcheinander geworfen, so daß er fürchtet, die verworrenen Klänge möchten ununterschieden im Lärm des Tages verhallen, so fühlt er sich zur ordnenden Kritik bestimmt, wofür er den Dank des Autors und der Welt erwartet. Merkt er Lücken im Werke, das er zu ordnen versucht, so glaubt er demselben einen Dienst zu thun, wenn er die Bahn der ergänzenden Kritik einschlägt; so, daß dann sein Versuch mit dem des Verfassers zusammengenommen erst ein befriedigendes Ganze darstellt.

Glaubt er jedoch, bei gleichem Niveau, nicht ganz mit dem Buch harmoniren zu dürfen, so thut er am besten, sich zur dialogischen Kritik zu entschließen. Ich nenne so — abgesehen von der äußern Form — jenes Verfahren, wo Ansicht an Ansicht, in freundlicher Zwietracht, frag- und antwortweise, entwickelt und parallelisirt wird, — wo dann das Publikum das eigentliche Forum ist, an welches appellirt wird. Eine fruchtbringende Unternehmung, die wohl auch öfters, statt des Absprechens und Aburtheilens, zu versuchen wäre. Denn aus dem Austausch der Gedanken schöpft das Wissen, entquillt die Wahrheit. Nur wo Zusammenklang auf keinem Wege zu erzielen ist, wo der Widerspruch im Wesentlichen wurzelt (immer noch bei gleicher Höhe), mag und muß die polemische Kritik gestattet seyn. Zu ihr wird Schärfe des Intellekts, Kraft, Ueberzeugung, ruhiger Ernst, Selbstverläugnung für's Wahre,

Digitized by Google

reine Auffassung des Fremden, Würde, und Gabe des Vortrags gefordert; auf daß aus dem Streite der Kräfte siegreich die Wahrheit sich verkläre. Nie wage sich an diese Kritik, wer sich jener unerläßlichen Eigenschaften nicht bewußt ist!

Ganz anders jedoch verhält sich die Sache, wenn der Kritiker über dem Werke (deßhalb nicht stets über dem Autor) steht. Hier ist das Urtheil am Platz; und die eigentliche Kritik, die Kritik im engern Sinne findet Statt. Manche der vorigen Arten wird auch hier anzuwenden seyn, mit veränderter Farbe, — wenn der Verfasser nicht irrt, aber auf diese oder jene Weise Begränzung kund gibt, als: die ordnende, die ergänzende; da, wo er sich überhebt, wo er die Schranken vernünftiger Gesetzlichkeit durchbricht, tritt die Kritik, als begränzende hinzu, und ruft die voreiligen Stimmen zur Ordnung zurück. Da, wo Wahrheit und Irrthum in einem, dem Autor wie dem Leser gefahrdrohenden Knäuel sich verschlingen, wo die alte Sophistik ihr tückisches Netz unter gewirkten, lachenden Teppichen ausspannt, — da schlichtet die berichtigende Kritik das Chaos, — an Wirkung die edelste von allen. Ein Specimen derselben haben wir an Goethe's Versuchen über Diderot's Traktate von der Farbe und von der Zeichnung; ein Specimen, in welchem sich die ordnende, berichtigende, polemische, ergänzende, und dialogische Kritik zum geistvollsten Ganzen ründen. Allein, ein so delikates Verfahren ist den Usurpatoren der kritischen Throne zu unbequem, und unter ihrer Amtswürde; das Kind sammt dem Bade ausschütten ist bequemer, sieht gigantischer aus. — Wo aber der Irrthum, wo die Lüge, wo die Bosheit ihre Larve vor's Antlitz nehmen, und sich der Welt aufzudringen wagen, da tritt, mit der Kühnheit des bewußten Berufes die enthüllende Kritik, die höhere Schwester der polemischen, hervor, und reißt die Binde von den Augen der Betrogenen, denen sie zugleich den Spiegel der Wahrheit vorhält. Wer gedenkt hier nicht mit dankbarer Ehrfurcht unseres unsterblichen Lessing, dessen eigentlichste Sphäre dieses Schlachtfeld des Lichtes und Rechtes war, auf dem ihn die Welt mit immer gleichem, edlem, rastlosem, heiligem Muthe kämpfen und vernichten sah. Wenn überhaupt Deutschland das Vaterland echter und tiefer Kritik sich nennen darf, so war Lessing der Phönix, aus dessen Asche sie glorreich hervorging. In ihrer Flamme hat er sein Irdisches verbrannt und das Ewige geläutert, — uns aber die ewige Verpflichtung hinterlassen, sein Andenken zu ehren, das heißt: in seinem Geiste zu denken und zu wirken. Lasset uns, Jeder nach seinen Kräften, diese Pflicht zu erfüllen streben!

Wie viel wäre noch zu sagen! wie sehr fühle ich das Skizzenhafte meiner Arbeit! Allein, wenn das Bestreben, der letztgenannten Aufgabe nachzukommen, nicht ganz in ihr zu verkennen ist, so habe ich für jetzt meinen Zweck erreicht, und darf getrost abschließen, um meine Leser nicht noch mehr zu ermüden, als sie es durch meine Gattungen der Kritik wohl schon sind. Gerne hätte ich ein Wort über den schädlichen Einfluß niedriger Interessen, als: des ökonomischen, modischen, nepotistischen, zünftigen, — zumal auf die periodische Kritik hinzugefügt, wenn ich nicht hierüber auf Menzel's „deutsche Literatur" verweisen dürfte, wo am Schlusse diese Materie (venusina digna lucerna!) trefflich abgethan wird; gerne noch über die Kritik der Kritik etwas beigebracht, welche Bauernfeld im erwähnten Aufsatze mit Recht fordert, und wovon Goethe durch Besprechung des Urtheils im Quarterly Review über den Grafen Carmagnola ein Beispiel gegeben hat. Wenn ich gleich selbst versuchte, in diesen Blättern Enk's Urtheil über den zweiten Theil von Goethe's Faust zu revidiren, so möchte uns doch für jetzt dieser Weg von Kritik zu Antikritik, von dieser zu Hyperepiantikritik u.s.w. in infinitum, von dem nächsten Ziele zu weit abführen; und wir werden es vielleicht schneller erreichen, wenn wir vorerst jede einzelne Kritik so unbefangen, redlich, aufmerksam und gut machen, als es uns möglich ist. Wir haben uns ein hohes Ziel gesteckt, wir haben große Forderungen gemacht; dieß ist Pflicht bei allem Streben. Ob wir unserer Aufgabe genügen, ob wir uns jenem Ziele nähern, müssen Zeit und Wirkung entscheiden. Dieses aber wollen wir nie vergessen, und als Devise vor dem Pulte aufhängen, an dem wir unsere Kritiken schreiben: daß die Kritik nicht zum Zerstören da ist, sondern zum Schaffen; und daß sie selbst da, wo sie zerstören muß, wie die ewige Natur auch schon die Keime des Lebens ausstreut. So wird sie werden was sie werden soll: Läuterung und Bildung des literarischen Chaos zu einer Welt des geistigen Lebens; so wird auch sie ihr zugemessen Theil schaffen am großen Werk der Menschheit, um dessentwillen That, Kunst und Wissenschaft in die Geschichte treten, um dessentwillen alles Beseelte strebet und ringt, so lang es in den Kreis des Vergänglichen sich geschlossen sieht. Dieses ist unser Credo, in welchem wir pflanzen und bauen wollen!

Digitized by Google

1. **Die Doppelsterne.** Gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. Wien. F. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1835.

2. **Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton.** Gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. Wien. F. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1835.

Was die Forschung mühsam zu Tage gefördert, von Zeit zu Zeit sehen wir es von kundigen Handen verarbeitet, umgegoßen, ausgeprägt zur gangbaren Münze, und nun emsig seinen geschäftigen Dienst auf dem Markte des Lebens verwaltend. So finden wir in Nr. 1 dem Laien klar und deutlich auseinander gesetzt, was die beiden Herschel, South, Struve, Savary, Enke u. a. nach jahrelanger, nur dem Eingeweihten zugänglicher Forschung über die Doppelsterne Sicheres oder auch nur Wahrscheinliches festgestellt haben, und auch außerdem wird in dem Buche, wie es in der Art einer jeden reichen Spende ist, noch manches, durch den Titel eben nicht verheißene Nützliche und Wissenswerthe mitgetheilt, was sonst nur dem Gelehrten vom Fache eigen geblieben war.

Man kennt bis jetzt über 6000 Doppelsterne, d. i. solche, die einander so nahe stehen, daß mit Wahrscheinlichkeit ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen angenommen werden muß, welcher überdieß bei vielen aus ihnen thatsächlich nachgewiesen ist. Die auf die Beobachtung angewendete Rechnung hat nämlich bei letztern gezeigt, daß ein Stern um den andern in elliptischen Bahnen regelmäßig sich herumbewege, und bei manchen ist es sogar gelungen, Lage, Größe, Verhältniß der Bahn und Dauer der Umlaufszeit mit einiger Gewißheit auszumitteln. Welches der Weg war, auf dem man zu dieser Kenntniß gelangte, die Labyrinthe, aus denen die Forscher sich emporzuwinden hatten, die Fehler, die sie vermeiden, die Wahrscheinlichkeiten, die sie prüfen mußten, welche Resultate für die Allgemeinheit des Gravitationsgesetzes über die Gränze unseres Sonnensystemes hinaus und für die Vorstellungen von der materiellen Größe des Weltalls aus diesen Erfahrungen gezogen werden können, wie die erworbene Kunde zur Bestimmung anderer Data (z. B. der Güte der Fernröhre) sich benutzen lasse, welche Aufgaben endlich der Wissenschaft zur Lösung übrig bleiben, alles dieses finden wir in diesen Blättern faßlich vorgetragen. Zu den ansprechenderen Nebenpartien gehören das achte Kapitel über die drei- und mehrfachen Sterne, die sachkundigen Bemerkungen über die eigenthümlichen Fehler des Auges und theilweise auch dasjenige, was über die Farben der Doppelsterne gesagt wird. — Wo so viel Beherzigenswerthes aufgehäuft wird, ist man übrigens auch nicht gelaunt darüber zu grollen, daß der Hr. Verf. sich öfters wiederhohlt, und vielleicht hie und da, besonders wo von den sogenannten physiologischen Farben die Rede ist, sicherer und schärfer hätte sprechen sollen.

Den Inhalt von Nr. 2 gibt sein Titel vollständig an. Wir können zwar bei aller Hochachtung vor der Ausdauer, mit der Newton den schon vor ihm ausgesprochenen Gedanken der allgemeinen Gravitation mathematisch begründet, d. h. erfahrungsmäßig nachgewiesen hat, nicht in den Ausspruch des Hrn. Verf. einstimmen, daß Newtons Entdeckung unter allen, die dem menschlichen Geiste auf dem weiten Gebiethe der Wissenschaften bisher gelungen sind, die glänzendste und wichtigste sei, und daß er unerreicht und unerreichbar, ein Riese unter den Pygmäen dastehe; allein wir müssen die Pietät anerkennen, aus der diese Aeußerung hervorgegangen, die einsichtsvolle Art und Weise, wie die Geschichte dieser Entdeckung genetisch entwickelt wird, und das Sachgemäße der Erläuterungen, die in der zweiten Abtheilung dem Buche beigefügt sind. Wiederhohlungen begegnen wir übrigens auch hier, insbesondere erinnern wir uns einige Scherze über die specifische Schwere auf dem Monde und die Meteorsteine schon in der ersten populären Astronomie des H. Verf. (Wien, Heubner, 1824) gelesen zu haben.

Als Newton das Gesetz der Gravitation bekannt machte, traten viele gründliche und besonnene Forscher gegen ihn auf; wir nennen hier nur einen Leibnitz, Huygens, Cassini, Bernoulli. Sie waren aus der Schule des Descartes hervorgegangen und machten besonders das geltend: daß Newton die Vermögen- und Kräfte-Theorie (die qualitates occultae) des Mittelalters gegenüber der Erfahrungsnaturlehre wieder in Schwung bringe, es wäre leicht eine Erscheinung zu erklären, wenn man jedesmal eine besondere ihr entsprechende Kraft im Innern der Körper annehme. Ob dieser Einwurf so ganz unbegründet sei, möge eine gedrängte Zusammenstellung der verschiedenen Kräfte beweisen, die ein consequenter Newtonianer zur Erklärung der nach dem jetzigen Stande der Naturkunde bekannten Erscheinungen in jedem einzelnen Atome anzunehmen genöthigt ist, wobei noch bemerkt werden muß, daß unter Atom nicht etwa nach der Vorstellung der Alten ein untheilbarer Punkt, sondern ein Körperchen mit bestimmter Begränzung von besonderem specifischem Gewichte verstanden wird:

1. Kraft der **Gravitation**, ohne Unterschied gegen alle Atome thätig, mit unendlich großer Wirksphäre, abnehmend nach dem Gesetz des Quadrates der Entfernungen.

2. Kraft der **Aggregation**, nur auf Atome desselben Körpers von Einfluß, mit unendlich kleiner Wirksphäre, besteht eigentlich aus **zwei** Kräften, einer anziehenden und einer abstoßenden, die nach verschiedenen Richtungen hin verschieden wirken, und bei denen ungeachtet der unendlich kleinen Wirksphäre noch der Umstand obwaltet, daß innerhalb einer bestimmten Entfernung der einzelnen Atome die anziehende, innerhalb einer größern die abstoßende die Oberhand hat.

3. Kraft der **Adhäsion** und **Absorbtion**, nur zwischen Körpern verschiedenen Aggregations-Zustandes thätig, gleichsam eine theilweise Verallgemeinerung der Kräfte Nr. 2.

4. Kraft der **Affinität**, nur auf heterogene Atome und zwar je nach der Verschiedenheit derselben in wechselnden Graden wirksam.

5. Eine Anziehung u. Abstoßung gegen das **Licht**.
6. » » » gegen die **Elektricität**.
7. » » » gegen den **Magnetismus**.
8. » » » gegen die **Wärme**.

Außer dieser Kräfte bedarf es noch der Annahme gewisser imponderabler Stoffe, des Licht-, des Wärmestoffes, des elektrischen, des magnetischen Fluidums. Diesen Stoffen müssen aber auch gewisse Eigenschaften beigelegt werden, und zwar desto mehrere und wunderbarere, je mannigfaltiger die Erscheinungen werden, die man kennt. Um nur von dem sogenannten Lichtstoffe zu reden; so muß einmal jeder unendlich dünne Lichtstrahl der Dicke nach aus unzählig vielen Strahlen von verschiedener Brechbarkeit bestehen. Jeder dieser Strahlen besteht aus unzählig vielen unendlich kleinen Theilen, jeder dieser unendlich kleinen Theile hat mehrere Flächen und Kanten von verschiedener Beschaffenheit, und was die noch sonderbareren Hypothesen sind, die man zur Erklärung der circulären und elliptischen Polarisation, der Beugung und Interferenz ersinnen müßte.

Alles dieses bedarf man zur Erklärung der Natur-Erscheinungen im Allgemeinen. Sollen wir jetzt auch die noch mannigfaltigeren »Kräfte und Vermögen« herzählen, welche die atomistische Physiologie und Psychologie zur Erklärung der besondern Erscheinungen der organischen Natur, von der Pflanze bis zum Thiere herauf, der Phänomene der Sinnesanschauung, der Erinnerung, der begrifflichen Verallgemeinerung und Umstaltung, kurz aller jener Aeußerungen der Menschen- und höheren Thierwelt erdacht hat, die bis zu der Gränze reichen, wo der Geist mit der **Natur** sich verknüpft, wenn anders jene Atomistik noch eine solche Gränze zuläßt? Und endlich das altherkömmliche Kräftefachwerk im Menschen selbst! Hat doch vorigen Jahres ein Pädagoge den Menschen als »einen Inbegriff innerer Möglichkeitsgründe« definirt!

Wir wollen übrigens mit diesen Bemerkungen dem Verdienste der neuern Naturforschung, der wir so große und nutzvolle practische Anwendungen verdanken, nicht zu nahe getreten seyn, nur mögen sie dazu beitragen, vor dem Wahne zu bewahren, als hätten wir bereits das Höchste erreicht, und als wäre das Gerüste, das wir aufgeführt, unzerstörbar und über jeden Angriff von Seite weiserer Nachkommen erhaben. D. C. F. Hock.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

64. Mittwoch, den 12. August 1835.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der czechischen Literatur.

Zweiter Artikel.

Unter den literarischen Erscheinungen unserer Zeit behauptet Jungmann's Wörterbuch

Slownjk česko nemecký Josefa Jungmanna etc. Groß Quart, A bis G, 600 Seiten. Prag, erzbischöfl. Buchdruckerei,

einen ausgezeichneten Rang.

Eine ausführliche Beurtheilung kann erst mit dem Schlusse des ganzen Werkes folgen: hier soll nur flüchtig angedeutet werden, was Hr. Jungmann in den vor uns liegenden drei ersten Heften bereits geleistet, und wie sehr dieses Geleistete die Aufmerksamkeit aller Linguisten und Philologen in Anspruch nimmt.

Jungmann's Wörterbuch reihet sich würdig an die ausgezeichnetsten lexikographischen Arbeiten Europa's. Was Richtigkeit der Begriffsbestimmung, die Anordnung der Bedeutung, vorzüglich aber Scharfsinn und Gründlichkeit in der Forschung über Abstammung und Verwandtschaft der Wörter, was endlich den Reichthum klassischer Beweisstellen betrifft, darf Jungmann's Lexikon den Vergleich mit Adelung, Forcellini, Johnson, dem Dictionnaire de l'académie française u. s. w. keineswegs scheuen. Das Gebieth der etymologischen Forschung ist bei Jungmann vielleicht das ausgedehnteste, in dem sich ein Werk dieser Art je bewegte; es umschließt nicht nur alle slavischen Sprachen und Dialekte (die russische, polnische, serbische, illyrische Sprache u. s. w.), sondern auch die deutsche, englische, griechische, lateinische, arabische, hebräische, türkische, persische, armenische, magyarische, die Sanskritsprache u. a. m. Hier mögen einige Proben von dem Scharfsinne und der tiefen Sprachkenntniß des gelehrten Hrn. Verfassers Statt finden:

Bůh (radix bog; confer sanscr. bhaga, felicitas, excellentia, item omnipotentia, summa divina potestas; bhagah, sol; bhagja, fortuna secunda; confer pers. bakt, fatum, bona fortuna, item bag, felix, prosper, in nom. pr. Bagapates, felix dominus; armen. pakt, felicitas; cf. nostr. ubohý, nebohý, bohatý; cf. graec. βου, quod significatum auget: igitur praestantiam denotat; cf. Phryg. βαγαιος, Deus etc. —). Beim Worte Bůh führet der Hr. Verfasser gegen 200 Citate, bei dem Zeitworte dati, geben, sogar über 600 Beweisstellen aus czechischen Schriftstellern an!

Geden (slav. jedin, ill. jedan, rus. odin, cf. sanscr. âda vel âdi. graece ἕν, lat. un-us, gall. un, germ. ein cf. gen, genom, slav. in, unus, in deriv. et cps., v. g. inok, monachus, inorog, monoceros etc.; unde patet rad. esse en, jen d vero epenthesin) etc. Der Artikel geden enthält über 200 Beweisstellen und Redensarten.

Wahrhaft meisterhaft ist Jungmann's Werk in der Partie der Präpositionen. In diesem Theile muß man nicht minder die erschöpfende Darstellung aller möglichen Redeformen, die durch Präpositionen modificirt werden, als auch die klare Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen, welche die einfachen Wörter durch Vorsetzung der Präpositionen erlangen, so wie die Reichhaltigkeit der Belege und Beispiele bewundern. Man vergleiche z. B. die Präpos. *do*, bei welcher über 200 Stellen aus böhm. Klassikern angeführt werden, da in Forcellini's großem lexicon totius latinitatis bei den meisten Präpos. kaum die Hälfte solcher Texte vorkommt.

Wer hätte vor dreißig oder vierzig Jahren, da man gewohnt war, bloß sinnlose Zauber- und Räubergeschichten, auf Löschpapier für das Bauernvolk gedruckt, in böhmischer Sprache erscheinen zu sehen, wer hätte damals geahnet, daß in dieser aus Spinnrad, Pflug und Stall gefesselten Sprache ein solches Werk, das alle ähnlichen Arbeiten der cultivirtesten Nationen Europas zum Vergleiche herausfordert, erscheinen werde! Und doch hat schon vor dreißig Jahren der würdige Jungmann aus Liebe zu der reichen, hochgebildeten, nun so gesunkenen Sprache seines Vaterlandes dieß großartige Unternehmen begonnen. Kein Ersatz für seinen Aufwand an Zeit und Kraft, kein glänzender Ehrensold und Preis wird ihm zu Theile werden; aber Dank, herzlichen Dank und Bewunderung wird seinem Andenken jeder echte Böhme, jeder Slave zollen. Mögen doch, durch das so schöne Beispiel des würdigen Humanitäts-Professors Jungmann angeeifert, die Lehrer an den Gymnasien in Böhmen und Mähren die Muttersprache der ihnen anvertrauten Jugend kräftig fördern, und nach dem Sinne der

Digitized by Google

allerhöchsten Verordnung vom 23. August 1816 die Pflege derselben gewissenhaft beherzigen. Aus ihren Bemühungen würde ein doppelter, wichtiger Gewinn erwachsen — ein Gewinn für die Regierung und für das Volk. Es würde vor Allem durch den czechischen Sprachunterricht in den Gymnasien die Absicht der Regierung, welche darauf dringt, daß die in Böhmen und Mähren angestellten Staatsbeamten der Landessprache vollkommen kundig sind, gefördert werden. In den höheren Fakultätsstudien ist dieser Sprachunterricht, obgleich an und für sich von hoher Wichtigkeit, unzureichend, wenn gar keine oder mangelhafte Vorkenntnisse der czechischen Sprache von den Studierenden (deren Zeit überdieß das Brotstudium in Anspruch nehmen muß), aus den niederen Schulen herübergebracht werden. Daher so manche Schwierigkeit, so manches Mißverständniß zwischen den Behörden und den Unterthanen.

Das Zutrauen und die Liebe des Unterthans zu seinem die Landessprache redenden und liebenden Vorgesetzten würde gesteigert werden — ein freudiger Muth müßte im Herzen des gemeinen Slaven erwachen, der gar oft von fremdsprechenden, seine Sprache verachtenden Unterbeamten umgeben, zaghaft und mißtrauisch wird, seine Sprache, seine Abstammung, sich selbst im trüben Lichte erblickt. Daher das Streben des gemeinen Mannes sich aus dieser Lage emporzuringen, daher zum Theil der in Böhmen und Mähren unverhältnißmäßig große Andrang des Bauernstandes zu den Studien. Wie sehr müßte der slavische Unterthan in seiner eigenen Achtung steigen, wie sehr müßte sein moralisches Selbstgefühl gehoben, sein guter Wille, sein Diensteifer belebt werden, wenn er sich überzeugt fühlte, daß er von seinen Vorgesetzten, und der Vorgesetzte von ihm, richtig verstanden, und daß seine Muttersprache von den Gebildeten seines Volkes geachtet werde! Nur zwei Stunden wöchentlich in den Humanitätsklassen der Muttersprache gewidmet! Man könnte ja, ohne großen Nachtheil für die Bildung des Jünglings, einige sapphische Oden, Elegien oder Chrien in lateinischer Sprache, deren Abfassung so viel kostbare Zeit hinwegrafft, zum Opfer bringen. —

Obraz starého sweta, to gesti wšeobecná politická historie prwnjho wěku etc. od Františka Josefa Smetany etc. Djl I. WPraze 1834. (Das Bild der alten Welt, das ist: allgemeine politische Geschichte des ersten Zeitraumes u. s. w. von F. J. Smetana. 1ter Theil. Prag 1834.)

Herr Professor Smetana entwickelt in diesem Werke die Resultate eines gründlichen Studiums der Geschichte, vorzüglich Griechenlands und Rom's, wobei das Talent des Hrn. Verfassers, seinen Gegenstand lebhaft und klar aufzufassen, und denselben licht- und würdevoll darzustellen, auf's erfreulichste hervortritt. Es muß den czechischen Leser dieser Schrift innig rühren, wenn er Namen und Begebenheiten, die er sonst in fremden Idiomen zu vernehmen pflegte, nun auch in seiner Muttersprache liest, wenn er die Ereignisse des klassischen Alterthums im vollen, klaren Strome seiner reichen Sprache vorüberwallen sieht. Form und Inhalt des Buches, wenn beide auch nicht ohne Gebrechen, gestalten sich zu einem harmonischen Ganzen, und entsprechen den meisten Anforderungen, welche die Kritik an dergleichen Arbeiten zu stellen pflegt. Die Sprache ist klar, besonnen, durch Kraft und attische Gediegenheit ausgezeichnet — nur zuweilen zu gedrängt und daher etwas dunkel.

Um aber seinem Vorwurfe, der durch den Titel des Buches: »Bild der alten Welt« angedeutet wird, genauer zu entsprechen, hätte der Hr. Verf. zuweilen Licht und Schatten in seinem Bilde weniger parteyisch vertheilen sollen. Die Geschichte Assyriens, Babyloniens, Phöniciens und vorzüglich die Aegyptens ist im Vergleiche zur Geschichte Griechenlands und Roms zu kurz und flüchtig behandelt, und scheint nur in der Absicht dazustehen, um dem schönen Monumente, das der Verfasser dem alten Hellas und Rom aufgeführt, als Fußgestell untergeschoben zu werden. Endlich vermissen wir in dieser allgemeinen Geschichte der alten Welt ganze Staaten, welche doch nothwendig in den Rahmen dieses Bildes gehören. Wir wollen nur Indien und China erwähnen. Wenn uns auch wenig Zuverlässiges die Sagengeschichte dieser Reiche liefert, so muß doch der Forscher, der sich die Bearbeitung der allgemeinen Weltgeschichte zum Ziele setzte, dieses Wenige auffassen, und zwar um so gewissenhafter, da diese Länder in ihren alten Bauwerken und ihrer noch bestehenden Verfassung merkwürdige Resultate ihres ehemaligen politischen Strebens und Wirkens enthalten.

So wären z. B. in der Geschichte Indiens der Zeitgenosse Alexanders des Großen, der mächtige Sandrokottus, der pracht- und kunstliebende Vakromadita, in China das Haus Ting, welches, um seine Gewaltherrschaft zu sichern, das Reich mit der Riesenmauer umschlang, ferner die Dynastie Hang, welche auf die politische Gestaltung Mittelasiens so mächtig einwirkte, ganz gewiß wichtigere Gegenstände der Darstellung auf den Blättern der allgemeinen Weltgeschichte, als z. B. S. 80 der Cyniker Diogenes und seine Tonne.

Herr Professor Smetana hat der slavischen Literatur durch dieses Werk ein so erfreuliches, willkommenes Geschenk dargebracht, daß der Wunsch wohl allgemein sich regen muß, dieselbe klassische Feder möge ein zweites Bild, und zwar jenes des Mittelalters ja recht bald entwerfen. Die Geschichte des Mittelalters, von einem echten Slaven mit kritischem Geiste bearbeitet, müßte für jeden unparteiischen Geschichtsforscher um so wünschenswerther seyn, da die meisten auswärtigen Schriftsteller auf die slavischen Völkerstämme zu wenig Rücksicht nahmen, die Geschichte derselben, aus Unkenntniß ihrer Quellen, bloß flüchtig behandelten, entstellten, ja sogar

Digitized by Google

gehässig verstümmelten. Wohl mit Recht sagt Raumer: »Eine Schilderung der Slaven nach den Berichten ihrer Feinde, und diese sind bloß auf uns gekommen, möchte so wenig ganz der Wahrheit gemäß seyn, als eine Schilderung der Karthager nach römischen Schriftstellern.« (Geschichte der Hohenstaufen. 1. Th. S. 310). J. Erasmus Wocel.

Geschichtliche Darstellung der Gesetze und Gewohnheiten, welche in dem Königreiche Galizien und Lodomerien vor dessen Einverleibung mit Oesterreich verbindende Kraft hatten. — Von Johann Jakob Herz, Doctor der Rechte und der politischen Wissenschaften an der Universität zu Wien, und Conceptsbeamten der k. k. Hof- und n. ö. Kammerprokuratur. Wien. Im v. Hirschfeld'schen Bücherverlage. 1835. 75 S. 8.

Das Studium des historischen Rechts wurde in den Blättern dieser Zeitschrift als hohes Bedürfniß bereits gewürdigt. Obschon dort besonders der innern Rechtsgeschichte, d. h. der Fortbildung des Inhalts der Anordnungen in der Zeit selbst, und der Angabe der Ursachen dieser allmähligen Entwicklung bis zum Punkte, wo das dermalen wirksame Recht ins Leben tritt, das Wort geführt wurde; so ist dadurch doch auch der äußeren Rechtsgeschichte, d. i. der Darstellung der Schicksale des Gesetzes abgesehen vom Inhalte, folglich der Verhältnisse bei seinem Entstehen, der Personen, die es in Wirksamkeit brachten, sammelten, aufbewahrten, auf uns überlieferten u. s. f., die große Wichtigkeit indirekt beigelegt, indem die innere Rechtsgeschichte ohne die äußere nicht gedeihen kann, diese jener den Stoff liefert, so wie das Minealreich der Plastik die nothwendige Unterlage ist, um auf ihr die vom Uebersinnlichen durchstrahlten Gebilde dem trunkenen Auge darzustellen.

So groß nun die Wichtigkeit der äußern Rechtsgeschichte ist, um so dankbarer müssen wir das Verdienst des Verfassers vorliegenden Werkchens anerkennen, da er ein unbearbeitetes Feld betrat, und somit unter vielen Hindernissen eine lang ersehnte Bahn brach.

Nachdem der Verf. in der Einleitung den Namen Galizien von dem alten Halitsch, diesen aber sehr passend von dem Griechischen ἅλς (Salz), und den Namen Lodomerien von Wladimir abgeleitet, den geographischen Bezirk und die ehemaligen Gränzen angegeben, und die Ansicht über die ursprünglichen Bewohner dieser Länder (Slaven) und über ihre Eintheilung (in polnische und russische) aufgestellt hat; kommt er im §. 4 auf die Eintheilung seiner Darstellung. Epoche bildet ihm Kasimir der Große (1347) und daher die Gesetze vor ihm, und seit demselben die Eintheilungsglieder; das erste davon wird wieder untergetheilt: Gesetze vor Kasimir dem Großen im russischen Antheile, und Gesetze vor Kasimir dem Großen im polnischen Antheile des dermaligen Galiziens und Lodomeriens. Sodann rückt der Verfasser an die Darstellung selbst. Im ehemaligen russischen Antheile Galiziens führt der Verfasser die Prawda ruska (Prawo Jaroslawa) als vor Kasimir dem Großen in Wirksamkeit gewesen, und wahrscheinlich im Jahre 1017 entstanden, an. Dasselbe umfaßt (§. 7) alle Civil- und Criminal-Angelegenheiten für alle Stände, wie auch das gerichtliche Verfahren. Mehrere Verordnungen athmen den Geist gothischer und römischer Gesetze. In den §§. 8 — 11 wird Mehreres sehr Interessantes aus ihrem Inhalte angeführt, so wie im §. 12 die Art der Einführung im ehemals russischen Antheile, zuletzt (§. 13) der Verfall seiner Wirksamkeit. In dem, zum einstigen Königreiche Polen gehörig gewesenen Antheile Galiziens erschienen wohl laut §§. 14 — 18 viele wohlthätige Gesetze, allein sie gingen gemäß §. 19, mit Ausnahme von zweien hier citirten, nicht auf unsere Zeiten über, wenn sie auch in Kasimir des Großen Gesetzen benützt erscheinen.

Mit Kasimir dem Großen beginnt die neue Rechtsperiode für Galizien, deren Darstellung den zweiten Abschnitt bildet, welcher in fünf Hauptstücke zerfällt, die von den Gesetzsammlungen, vom lithauischen Statute, vom Rechte der Städte, vom Rechte der Bauern, und von den Subsidiar-Rechten bis zum Jahre 1772 handeln. — Kasimir der Große, welcher nach der Anmerkung zum §. 20 ein für alle Stände ausnahmslos verbindliches Gesetzbuch zu geben unternahm, gab viele Gesetze, welche mit jenen einiger seiner Nachfolger in einen, und zwar ersten Kodex verbunden wurden. Im §. 21 wird der Sammlung des Johann Laski, so wie des Kodex unter Sigismund I. erwähnt, und in den folgenden §§. bis 25 erscheinen die sonstigen Sammlungen bis zum J. 1786. Unter diesen hebe ich besonders die heraus, welche von Jakob Przyluski im J. 1553 zu Krakau herauskam, und ganz nach dem römischen Rechte in personas, res et actiones eingetheilt ist. In den §§. 26 bis 32 ist den lithauischen Gesetzen die volle Aufmerksamkeit gewidmet, weil das lithauische Statut nach §. 26 als Subsidiar-Recht im ganzen Königreiche Polen, somit auch in Galizien und Lodomerien allgemein gültig war. Das zweite darunter ist mit vielen Zusätzen aus dem römischen und anderen Rechten vermehrt (§. 31). Die §§. 33 bis 36 sind der Darstellung der Rechte der Städte (des Magdeburgischen, Culmischen) gewidmet, so wie die §§. 37 bis 41 dem Rechte der Bauern, für welche unter Kasimir d. G. (dem Bauernkönige) ein besseres Geschick erwacht war. Als Subsidiar-Rechte vor dem J. 1772 wurden endlich in den §§. 42 bis 44 angegeben: Die Korrektura Pruska, das canonische Recht, das sächsische Lehenrecht, so daß das römische Recht und das langobardische Lehenrecht keine subsidiarische Wirksamkeit gehabt haben sollen.

Aus diesen Hauptpartien der uns vom Vf. neu gebrochenen

Digitized by Google

Bahn muß sich allein schon entnehmen lassen, daß das Werklein das Ergebniß eines taktvollen Studiums der Geschichte der europäischen Ostreiche ist, wovon sich jeder Leser desselben um so augenscheinlicher überzeugen wird, wenn er die vielen Quellen, auf welche der Vf. gewissenhaft hinweiset, berücksichtigt. Referent muß gestehen, daß er aus diesen, mit logischer Präcision bearbeiteten Seiten sehr anwendbare Kenntnisse erlangte, wozu ihm früher die Quellen mangelten, daß er auch glaubt, dieses Schicksal würden so manche seiner Kollegen theilen, so daß allen diesen die Schrift warm empfohlen, und der Wunsch ausgesprochen werden muß, daß bald Mehrere diesem würdigen Beispiele folgen, und uns für die andern Provinzen solche Monographien liefern möchten.

Fast fürchte ich, für das Vergnügen, mit welchem ich diese Schrift wiederholt durchlas, undankbar zu seyn, wenn ich den Wunsch äußere, Einiges darin anders zu finden, als es wirklich ist. Der Vf. nennt S. 3. in der Anm. seine Schrift eine äußere Rechtsgeschichte, damit bin ich ganz einverstanden; dürfte aber dann der Titel nicht etwas mehr bezeichnen, als man im Inhalte findet, da er ohne Unterscheidung zwischen äußerer und innerer, überhaupt von geschichtlicher Darstellung spricht? — Sollte es (S. 18) nicht etwas hart gegen das einst so mächtige Slavenvolk der Ruthener seyn, daß sie der Vf. neben den polnischen und russischen Slaven nicht erwähnt, also ihren Namen mit den angeführten so verschmelzen läßt, wie des Krieges Uebermacht ihre Selbstständigkeit aufhob, obschon aus ihrer Mitte der große Wladimir stammte, der im Osten das Licht des Christenthums anzündete? — Wenn man bedenkt, wo dermalen Mähren liegt, daß es sich einst bis an die Donau erstreckte, an welcher beim Einflusse der March die Fürsten dieses Stammes ihre stolze Burg Dowina (Deben) hatten, und wenn man von diesem Centrum aus einen, die jetzige Provinz Mähren einschließenden Kreis zieht, so dürfte wohl der westliche Theil (nicht aber der östliche S. 21, ein wahrscheinlicher Druckfehler) von Galizien in das einstige Großmähren fallen. — Auf der S. 23 steht ein Tractat vom J. 412 nach einem Tractate vom J. 945, wahrscheinlich ist jenes ein Druckfehler, sonst müßte die Geschichte die Ordnung umkehren. — Im §. 22 heißt es: aus diesen Gesetzbüchern, d. h. denen, die in den §§. 20 und 21 vorkommen; dann aber fährt der Vf. im §. 24 fort: alle diese vorausgeschickten Werke haben keine Gesetzeskraft erhalten. Zu allen diesen vorausgeschickten Werken könnte man nun leicht auch die in den §§. 20 und 21 vorkommenden rechnen, so daß sie Gesetzbücher wären, ohne Gesetzeskraft erhalten zu haben.

(Der Schluß folgt).

Literarische Notizen.

Im vergangenen Jahre erschien zu Genf, ohne Angabe des Verlegers: Catalogue de la Bibliothéque publique de Géneve, redigé par Louis Vaucher, Dr. des lettres et Bibliothécaire honoraire.« (2 Bände, XLV. 948 und 133 S. 8.) Die Einleitung gibt eine kurze Geschichte ihrer Entstehung 1547 und ihres Anwachses. Sie nahm sehr langsam zu, war im Jahre 1699 erst 3000 Bände stark, welche Zahl nun auf 31.000 gestiegen ist. Der innere Werth ist jedoch dieser Summe keineswegs entsprechend; theologische Streitschriften aus der Hugenottenzeit und Flugschriften über die französische Revolution sind in großer Masse vorhanden. Zu den werthvollen Seltenheiten gehört das berühmte Exemplar von Rob. Stephani Thes. linq. lat. mit Anmerkungen von Heinrich Stephanus, welche in der Basler Ausgabe benützt worden sind. Die deutsche Literatur nimmt Eine Seite ein; außer Schiller's Werken, Stuttgard 1812, beinahe lauter Uebersetzungen. Selbst die Schweizergeschichte ist kärglich ausgestattet, — nicht einmal Müller's Schweizergeschichte (noch weniger seine sämmtlichen Werke.) Ganz unerklärbar bleibt es übrigens, daß selbst Galliffe's Mémoires pour l'histoire de Géneve und seine Arbeit über Genferische Geschlechter sich nicht vorfinden! Sonst ist, wie natürlich, die französische Geschichte am besten bedacht.

Für die Volkspoesie scheint sich in Rußland eine besondere Vorliebe zu zeigen; wir haben schon in früheren Blättern auf einige im Druck erschienene Sammlungen hingewiesen; nun sind von Neuem zwey ins Leben getreten: Ruthenische Lieder (Ruskija Pjesni) von Cyganow, Moskau 1834. Cyganow ist dramatischer Künstler zu Moskau; er bereiste zu obigem Zwecke ganz Rußland, und seine Aufgabe ist ihm gelungen. Die andere: Ukrainische National-Lieder (Ukrajinskija narodnija Pjesni), herausgegeben von M. Maxymowicz zu Moskau 1834. Diese Sammlung enthält 2500 Lieder, welche rücksichtlich ihres Inhalts in verschiedene Abschnitte zerfallen. So unterscheidet man Lieder des erzählenden (bylewyje), und des beschreibenden (bytowyje) Inhalts. Den Gegenstand der ersteren macht das Kriegsleben der Kosacken, den der letztern hingegen ihr häusliches Leben aus. In dem ersten Theile findet man die Lieder chronologisch geordnet. 1) Lieder der Kosacken vor der Religions-Verfolgung zur Zeit ihrer Unterwürfigkeit unter das polnische Joch. 2) Lieder aus den Zeiten des Religions-Krieges seit Bogdan Chmielnicki. 3) Lieder aus den Zeiten der Kosacken-Hetmanne bis zum Aufhören dieser Gewalt, 1764.

Anton Nazarewicz.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

65. Sonnabend, den 15. August 1835.

Geschichtliche Darstellung der Gesetze und Gewohnheiten, welche in dem Königreiche Galizien und Lodomerien vor dessen Einverleibung mit Oesterreich verbindende Kraft hatten. — Von Johann Jakob Herz, Doctor der Rechte und der politischen Wissenschaften an der Universität zu Wien ꝛc. Wien. Im v. Hirschfeld'schen Bücherverlage. 1835. 75 S. 8.

(Schluß.)

Wenn das lithauische Statut vermög dem Ende des §. 26 nur als Subsidiar-Recht in Galizien galt, so gehört das ganze zweite Hauptstück dieses Abschnitts zu dem Inhalte des fünften Hauptstücks, denn dieses ist dem Subsidiar-Rechte eigens gewidmet. — Der §. 33 beginnt mit den Worten: »Die »bisherige Darstellung betrifft vorzüglich das Recht »des Adels; es erübrigt also noch das Recht der Städte und »der Bauern kurz geschichtlich darzustellen.« Sollte das wohl ganz richtig seyn? Von den vorangehenden Hauptgesetzen führt ja der Vf. selbst an, daß sie für alle Stände, oder allgemein galten; nämlich von der Prawda ruska (S. 25, 32 und 33), von den Gesetzen Kasimir's des Gerechten (S. 40), von dem Privilegium für die Juden vom J. 1264 (S. 42), von dem Gesetzbuche Kasimir's des Großen (S. 45, Anm.), von dem lithauischen Statute (S. 51). Der Verfasser selbst mußte auch bei der Aufstellung der Rechte der Bauern auf Kasimir's des Großen Gesetzsammlung zurückkommen (S. 65). — Mit vielem Vergnügen hatte ich die kurzen Auszüge aus dem Inhalte der Prawda ruska gelesen; was Wunder, wenn in mir der Wunsch sich regte, solche Auszüge auch bei der letztbenannten Gesetzsammlung Kasimir's des Großen zu finden. Es wäre sehr interessant gewesen, die Angaben der Geschichtsschreiber aus der nächsten Quelle bestätigt zu finden, daß dieser große Kasimir, dessen Vater (Wladislaw Lokietek) die Königswürde bei Polen bleibend gemacht hatte, und mit dem der piastische Mannsstamm sich schloß, den Bauern das Erbrecht in ihren Gütern, Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums und Befreiung von ungemessenen Diensten in seinen Gesetzen zu schaffen bemüht war. Er gestattete den Söhnen der Bauern, gegen einen Entlaßschein sich den Handwerken, Künsten und Wissenschaften zu widmen, ja selbst bedeutende Landgüter nach deutschem Rechte zu besitzen; er untersagte die Selbsthülfe, führte gleiches Maß und Gewicht ein, erklärte die Krongüter für unveräußerlich, erließ Ordnungen für die Salzwerke in Wielizka und Bochnia, und verwandelte die früher auf den Mord gesetzte Todesstrafe in eine Geldstrafe. Solche Kraftzüge in der Gesetzgebung sind Belege für das Uebersinnliche im Menschengeschlechte, dessen Wesen sich zu allen Zeiten kund gibt, erheben das Gemüth, und lassen sehr leicht darauf vergessen, daß der Verfasser sich auf einen Augenblick von dem Ziele, eine äußere Rechtsgeschichte zu schreiben, entfernt hat, wie man es bei dem Lesen des kurz entwickelten Inhalts der Prawda ruska gar nicht bedenkt, und über die Mittheilung herzlich froh ist. Endlich will ich noch beifügen, daß die Acten über die subsidiarische Anwendbarkeit des gemeinen Lehen- und des römischen Rechts in Polen noch nicht ganz zum Spruche reif seyn dürften. Der Verf. selbst gibt viele Gründe an, aus welchen man wichtige Zweifel gegen seine Behauptung, diese Gesetze haben nie Gesetzeskraft in Polen gehabt, herholen kann. Auf der Seite 25 behauptet er nämlich, daß mehrere Verordnungen in der Prawda ruska den Geist römischer Gesetze athmen, und rechnet es in der Anmerkung dem Alexander Macieoski als einen Irrthum an, daß er behauptet, diese Prawda sei vom fremden Einflusse rein und vollkommen slavischen Ursprungs. Bedenkt man nun, daß dieser Kodex nach Angabe des Vf. im J. 1017 entstand, und daß, bevor ein fremdes Gesetz, wie das römische, in eine heimische Gesetzgebung übergeht, es vielseitig bekannt und studirt seyn muß; so können wir annehmen, daß das römische Recht schon sehr frühzeitig im östlichen Theile Polens verbreitet war, welche Verbreitung wohl nicht von Bologna, sondern von Constantinopel aus geschah, weil die Ruthener, wie es noch ihr griechischer Ritus zeigt, von da aus ihre Bekehrung zum Christenthum, folglich auch den weitern Impuls zur Civilisation ableiten. Das römische Recht wurde aber nicht nur so frühzeitig in Polen bekannt, sondern es blieb nach des Verfassers Angaben im fortwährenden wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Gebrauche, selbst auch im westlichen Theile des dermaligen Galiziens. So führt der Vf. S. 47

an, daß das im Jahre 1553 in Krakau erschienene Werk des Jakob Przyluski ganz nach dem röm. Recht in personas, res et actiones eingetheilt ist. Eben so erwähnt er S. 54, daß das zweite Statut von Lithauen (in den J. 1564 bis 1565 entstanden) mit vielen Zusätzen aus dem römischen Rechte vermehrt war. Dieses frühzeitige Bekanntwerden, dieses fortwährende Benützen des röm. Rechts in der Wissenschaft und Gesetzgebung macht nun so viel gewiß, daß jene so wie diese den hohen Werth des röm. R. anerkannten und durch Jahrhunderte anerkannten. Was aber der Mensch achtet, was er noch dazu als ein, von einer langen Reihe seiner Voräitern Geachtetes kennt, das strebt er auch in die Praxis einzuführen, womit denn aus obigen Daten dargethan ist, daß ein ausdauerndes Streben zweier mächtiger Kräfte vorhanden war, das röm. Recht in Polen zur Anwendbarkeit zu bringen. Zugegeben nun auch mit Dr. und Prof. Haimberger, daß Polens Adel, der sich seinem sinnlichen Treiben hingegeben, so lange mit Unvernunft gegen alle dem milden Geiste des Christenthums und den Forderungen der Vernunft entsprechenden, erhabenen Ansichten seiner Könige stemmte, bis ihn die Unterjochung als gerechte Strafe der Vorsehung traf, daß Polens Adel, sage ich, sich siegreich der Einführung des röm. Rechts in die Gesetze, welche ihn betrafen, widersetzte; so muß das feste Streben der obersten Gesetzgebung und der Doctrin durch Jahrhunderte doch einen andern, nämlich den Erfolg gehabt haben, daß man das röm. Recht dort in Gültigkeit brachte, wo das Interesse des Adels zunächst nicht concurrirte, wo man sogar bestrebt war, ein entgegengesetztes zu erzeugen, um den unvernünftigen Uebermuth desselben zu beugen, d. h. in den selbstständigen Städten. Dieser Schluß erhält noch festere Stützen aus anderen Daten, die der Verf. (S. 58) angibt, daß nämlich Krakau und viele andere Städte Polens von ihren Königen die Rechte deutscher Reichsstädte und das deutsche Recht (das Magdeburgische) erhalten hatten, daß jede für sich als eine besondere Republik betrachtet werden konnte, von deren richterlichen Urtheilen man nach Magdeburg, und von da an das höchste deutsche Reichsgericht appellirte. Nun ist es aber bekannt, daß in den deutschen Reichsstädten, insbesonders in Magdeburg und beim deutschen Reichsgerichte das röm. Recht in subsidium galt; war mithin den selbstständigen Städten Polens das Magdeburgische Recht verliehen, so war auch das röm. Recht zugleich mitverliehen, indem seine subsidiarische Anwendbarkeit einen Grundsatz desselben bildete, und zwar um so mehr, da in Angelegenheit dieser polnischen Städte bey der höhern und höchsten Instanz nothwendig darnach gesprochen werden mußte, somit die untern Instanzen kein anders Recht als die obern haben konnten. Dieses Verhältniß wurde nicht einmal geändert, als die Appellation und Revision später in Polen selbst angesucht wurde, denn nach §. 34 wurde seit dieser Einrichtung die Entscheidung in höherer und höchster Instanz von rechtserfahrnen Mitgliedern der königlichen Städte gefällt, die gewiß die frühere gesetzmäßige Uebung fortgesetzt haben werden. Daß bei diesem Schlusse mehr in dem Schlußsatze als in den Prämissen liegt, davon habe ich mich noch nicht überzeugt, eben so wenig davon, daß auf eine stillschweigende Weise ein fremdes Recht in Polen nie Gesetzeskraft erlangen konnte, denn vom canonischen Rechte behauptet der Vf. (S. 69) das Gegentheil, indem es Hauptquelle in Kirchenangelegenheiten, und Subsidiar-Quelle in Civilsachen war, und zwar gemäß der Anmerkung als die natürliche Folge des Mangels eigener einheimischer Gesetze in den ältesten Zeiten. Tritt nun bei dem röm. Rechte nicht ein gleicher Grund ein, konnte die Befriedigung des Bedürfnisses nach Gesetzen nicht auch im röm. Rechte gesucht werden, dieses nicht auch eben so, wie das canonische, stillschweigend in Gesetzeskraft kommen, wenigstens dort, wo man sich nicht ausdrücklich dagegen erklärte, d. h. in den Städten? Wenn nun aus wichtigen Gründen, und selbst aus der vom Vf. angegebenen Einführung der Gesetze für die Städte, die Anwendbarkeit des röm. Rechts in ihrem Bezirke hervorgeht, so wäre es nun des Vf. Aufgabe, uns das aus einer authentischen Sammlung anzugeben, was die polnischen Gesetze über die Unanwendbarkeit des röm. Rechts aussprechen, denn es ist kein Gesetz dieses ausdrücklichen Inhaltes angeführt, und aus der allgemeinen Angabe fließt, wie gezeigt, das Gegentheil. Auf ähnliche Art muß ich auch über die Anwendbarkeit des gemeinen Lehenrechts argumentiren; denn wenn das sächsische Lehenrecht, wie der Vf. behauptet, in Polen galt, so galt dort auch der im letzteren zweifelsohne bestandene Grundsatz, das gemeine Lehenrecht in subsidium anzuwenden, accessorium sequitur principale.

Uebrigens wird sich aus den Grundsätzen über die Form der Geschichte die Frage entscheiden lassen, ob es nicht zweckdienlicher gewesen wäre, zur Vervollständigung des Bildes der Gesetzgebung in jeder von dem Vf. gemachten Periode zugleich die äußere Rechtsgeschichte der Städte und Bauern mit zu behandeln, statt dieselbe in eigenen Hauptstücken darzustellen, darin die Perioden wieder durchzumachen, und somit die, wenn auch immer sehr richtige logische Eintheilung der geschichtlichen Gesammtauffassung überzuordnen?

Möge der Vf. aus diesen Andeutungen ersehen, daß ich die Wichtigkeit seines Werkchens anerkannt, und dem gediegenen Inhalte die so sehr verdiente Aufmerksamkeit geschenkt habe; möge er aber auch meinen sehnlichen Wunsch bald erfüllen, uns mit eben so rühmlicher Präcission, und eben so klarer Darstellung den Inhalt dieser umsichtsvoll aufgeführten Rechtsquellen mitzutheilen.

D. Ignaz Wildner.

Allgemeine Gesundheitslehre für alle Stände und alle Classen der Gesellschaft. Nach dem gegenwärtigen Standpuncte dieser Wissenschaft, bearbeitet von J. F. Sobernheim, der Med. und Chir. Doctor. Berlin und Königsberg. Vereinsbuchhandlung 1835. XII und 167 S. 8.

»Ueber die zweckmäßige (gibt es eine andere?) Erhaltung der Gesundheit kann nicht genug geschrieben werden.« Mit dieser naiven captatio benevolentiae eröffnet der Verf. sein Buch. Schade nur, daß Kenner des Lebens und der Heilkunst anders urtheilen werden; sobald es sich nämlich nicht um wissenschaftliche Begründung der Prophylaktik für Aerzte, sondern um Anweisung für Laien handelt. Ueber Gesundheit — werden sie sagen — wenn sie erhalten werden soll, kann nicht wenig genug geschrieben und geredet werden; sie ist eine Nachtwandlerinn: wer sie beim Namen nennt, zerstört ihren Traum; und Hufeland's treffliches Werk ist schon mehr als genügend; ja einsichtsvolle Nichtärzte gestehen, daß sie daraus mehr Aengstlichkeit als Hülfe geschöpft haben. Wir sind krank, sobald wir untersuchen ob wir es sind. Es gibt zwei Hauptklassen von Menschen. Sustine et abstine für die eine, und carpe diem für die andere: das ist der Kern aller Prophylaktik; und dazu braucht es keiner Bücher. Ist die Anlage eines Individuums Uebel weissagend, oder dringt sich das Unbehagen auf, so sind die Aerzte da, um nachzuhelfen, wenn sie können. Jeder Arzt weiß, wie schwer es ihm ist, sich physisch objectiv zu werden: und der Laie soll es im Stande seyn? Auf Hippokrates beruft sich der Verf. Wer aber dessen diätetische Bücher studirt hat, weiß, daß sie für Aerzte geschrieben sind. So viel vom Gegenstand. Was die Art betrifft, wie Hr. S. die selbstgegebene Aufgabe löst, so kann man immerhin zufrieden seyn. Er schickt Betrachtungen über den Werth der Gesundheit voraus, erörtert, mit Vernachlässigung einer sachgemäßen Anordnung, ehe er noch den Begriff der Gesundheit feststellt, die Heilkraft der Natur; zeichnet dann das, was er vollkommene und (nicht am logischesten!) »bedingungsweis vollkommene« Gesundheit nennt; und geht nun die Momente durch, worauf es ihm vorzüglich anzukommen scheint: Luft, Nahrung, Getränk, Kleidung, Bewegung, Ab- und Aussonderungen, Pflege einzelner Organe; überall durch Beispiele erläuternd. Man sieht schon hieraus, daß kein genügendes Princip zu Grunde liegt, woraus das Ganze allseitig sich entfalte. Die compilatorische Manier waltet vor. Doch kann man nicht sagen, daß einer jener Zweige gewissenlos behandelt sey; mit sachgemäßer Wahl, lebendiger Kürze, sind sie alle, mit Vorliebe einige, am reichsten wohl die materia alimentaria abgefaßt. Eine gewisse Flüchtigkeit aber, zumahl in der Darstellung, worin sich der Arzt, besonders wenn er vor Laien spricht, sicher zeigen sollte, ist nicht zu verbergen. So spricht der Verf. S. 8 von einer »Lage des Klima's,« S. 11 vom Gehirn als »dem Sitze der Freiheit und Vernunft,« S. 131 von »natürlichen Ab- und Aussonderungen,« als ob die krankhaften un- oder übernatürlich wären; S. 10 verspricht er die Gründe für den Einfluß des Blutes auf die psychische Thätigkeit anzuführen, und nennt dann als solche: Hirnentzündung, Trieb zum Selbstmord aus Herzkrankheit, Pyromanie beim Eintritt der Menstruation, — dann aber auch: Hysterie, Hoffnung der Phthisischen, Temperamente, Lavater's und Gall's Lehren; indem er während des Demonstrirens vergißt was zu demonstriren war, und es mit dem Einfluß des Materiellen auf's Psychische überhaupt zu thun zu haben wähnt. Hier bringt er auch nicht beweisende und wenig verbürgte Journals-Geschichtchen für Physio- und Kraniognomik zum Zeitvertreib. S. 69 befiehlt er, vor dem Baden sich »nicht Stück für Stück, sondern auf einmal« zu entkleiden; was wohl nur auf dem Theater ausführbar seyn möchte; S. 130 gibt er den seltsamen Rath, vor dem Schlafen lieber abstracte als unterhaltende Lectüre zu wählen; S. 131 unterscheidet er zwischen Se- und Excretion, als durch die Stoffe bedingt; da doch derselbe Stoff erst se- dann excernirt wird. S. 139 werden irrig die schädlichen Folgen rücksichtlos befriedigten Geschlechtstriebes bloß aus dem Verluste des Zeugungsstoffes hergeleitet, und überhaupt exaggerirt; ein Fehler in den schon Tissot verfallen ist; gewiß stiftet das Nichteintreffen so gräßlicher Prophezeiungen mehr Übles, als die Prophezeiungen selbst abzuwenden vermögen. — Wozu die steten Parenthesen lateinischer und griechischer Ausdrücke neben den deutschen dienen sollen, wenn nicht zur Begünstigung des Dünkels, der sich den Schein der Wissenschaftlichkeit geben möchte, ist nicht abzusehen. Dazu kommen noch freigebig gespendete Druckfehler; Umstände, die sämmtlich mehr Eile als Eifer für die Sache anzudeuten scheinen.

Mag immerhin ein großer Theil des Publikums Trost, Belehrung, Behagen, in ähnlichen Werken, deren bessern eines das vorliegende ist, suchen und finden, — die Ansicht, die ich am Eingange dieser Zeilen aussprach, wird dadurch wenig modificirt werden.

D. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Literarische Notizen.

Ueber die »Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von D. G. G. Gervinus. Erster Theil, von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, Leipzig 1835,« äußert sich in den Göttingischen gel. Anzeigen der berühmte Jakob Grimm unter Anderm: »Wenige Bücher zeichnen sich durch strömende Gedankenfülle wie durch lebendige Darstellung vortheilhafter aus, als gegenwärtiges, das alle seine Vorgänger hinter sich zurück-

Digitized by Google

läßt. Sein Verfasser hat die lenksamste Gabe, wahrzunehmen, zu sondern und zu vereinigen; er schreibt aus voller Brust, für die Ehre unseres Vaterlandes, das Gefühl der Leser wird durch ihn gekräftigt und erhoben. Der ernsten Wahrheit nachgehend will er weder schonen noch verletzen und scheut sich nicht, sein Lob dem was Viele tadeln, seinen Tadel dem was Viele loben zu ertheilen. Nicht einer ästhetischen Betrachtung abgezogenes Wasser, wodurch so manche Schriften über die deutsche Literatur ungenießbar oder unausstehlich geworden sind, wird in dem Werke dargebothen, was es ergiebt ist aus frischer Forschung geschöpft und leitet zur Lauterkeit der Quellen hin. Nur überall gereift kann ich seine Frucht nicht nennen, vielleicht auch ist es nicht durchweg unbefangen. Einiges scheint zu tief herabgesetzt, anders über das rechte Maß erhöht u. s. w.«

Zu Laborde's Reise ist die versprochene Karte erschienen: Carte de l'Arabie Petrée, levée et dressée par Leon de Laborde, an 1828, rectifiée sur les observations astronomiques, et les Cartes de Niebuhr, Larochette, la commission d'Egypte, Sir Home Popham, Valenzia, Ehrenberg, Burkhardt et Ruppel, et gravée par Collin, pour accompagner le voyage de l'Arabie pétrée. Sie füllt eine höchst wichtige Lücke in der Geographie aus; denn wenn auch auf den im Titel erwähnten Karten das peträische Arabien sich findet, so ist es doch nach keinem so großen Maßstabe, und also auch nicht in dem Detail und der Genauigkeit dargestellt, wie auf der vorliegenden. Die Karte geht von Ras Mohamed (dem alten promontorium Pharan (Danville) unter 27½° N. B. bis zu dem bekannten Petra 30½°; und von 29° bis 33° O. L. Sie umfaßt also die ganze, von den beiden nördlichen Busen des arabischen Meeres, dem von Heroopolis (Suez) und dem von Aelana (Ailat) eingeschlossene Halbinsel, nebst dem zunächst daran stoßenden Continent. Man übersieht jetzt mit einem Blicke den hohen Gebirgsgürtel, mit Sinai und Horeb, längs der Ostküste der Halbinsel, so wie die darauf folgenden Ebenen, wie nicht weniger die Bergkette, welche sich von Aelana nördlich zieht, und den so wichtigen Handelsplatz Petra in sich schließt. Die Namen der einzelnen Berge sowohl als der Thäler (Wadis) sind beigesetzt, so wie auch die Karavanenstraßen bezeichnet. Es ist das Schicksal Arabiens theilweise aus dem Dunkel hervorzutreten; und so dürfen wir diese Karte als ein würdiges Gegenstück zu Niebuhrs Karte von Yemen bezeichnen. Stich und Papier sind vortrefflich. (Gött. gel. Anz.)

Bibliothekar Rump hat vor zwei Jahren einen Katalog der gedruckten Bücher der Bremischen Stadtbibliothek herausgegeben, und in der Vorrede versprochen, die Bremen betreffenden Schriften in einem Anhange folgen zu lassen. Dieser Anhang ist nun erschienen: Verzeichniß sämmtlicher Bremensien der Bremischen öffentlichen Bibliothek. 1834. 46 S. 8. Es enthält von S. 1 bis 11 Handschriften, und von S. 12 bis 47 gedruckte Werke, welche sämmtlich auf dem kleinen Bibliotheksaale zusammengestellt, eine eigene Sammlung bilden. Niemand wird verkennen, wie zweckmäßig eine solche Einrichtung schon an und für sich ist; der Vortheil, welcher daraus dem Freunde und Bearbeiter vaterländischer Geschichte erwächst, bedarf eben so wenig eines Beweises. Wir haben in der königl. und National-Bibliothek zu München dieselbe Absonderung mit Bewunderung wahrgenommen; möchte sie auch in Oesterreich bei größeren Instituten bald ins Leben treten! Zu diesen gehören insbesondere die Sammlungen unserer Klöster; wäre hier, was zur vaterländischen Geschichte und Topographie gehört, zusammengestellt: wie viel Unbekanntes und Unbenütztes würde durch Vergleich und Prüfung an's Tageslicht kommen!! —

Die Hannoverschen Kunstblätter 1835, zwölf Nummern, 96 S. in groß Quart, verdienen allgemein gekannt und nachgeahmt zu werden. Sie erschienen nur während der vier Wochen, welche für die Kunstausstellung in Hannover vom 24. Februar d. J. an bestimmt waren, und ihr Hauptinhalt ist eine fortlaufende Kritik der ausgestellten Kunstwerke. Bewährte Künstler und Kunstfreunde lieferten die einzelnen Abhandlungen, und sämmtlichen Nummern sind 15 verkleinerte Abbildungen der ausgezeichnetesten Kunstwerke der Ausstellung beigefügt. Hierdurch werden auch Entfernte in den Stand gesetzt, die Ideen der Kunstwerke durch die möglichst getreuen Kopien kennen zu lernen. — Schon das Aeußere dieser Blätter wirkt überraschend; ihr kritischer Theil ist voll Lebendigkeit und Frische; die Abbildungen lassen nichts zu wünschen übrig; kurz die Herausgabe ist einer der genialsten und glücklichsten Gedanken unserer Zeit. Herr G. Osterwald in Hannover, ein anerkannt sehr talentvoller Künstler, hat die Redaction geführt.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

66. Mittwoch, den 19. August **1835.**

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart, von W. Alexis. 2 Bände. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1835. 8.

Die durch L. Tieck ins Daseyn gerufene Novelle ist ein Werk der Reflexion. Verirrungen des Geschmacks, Wirren der Zeit, politische Kämpfe forderten competente Stimmen heraus, Licht zu bringen in die chaotische Nacht der Kunsterscheinungen, des geselligen wie des weltgültigen Lebens. Des Dichters Gefühl konnte nicht unaufgeregt bleiben; sein Herz rief ihn zu den Schranken, wo diese hochwichtigen Fragen zur Sprache kamen. So entstand die Kunstnovelle, die philosophische, die politische. Man sage nicht, daß die Reflexion der Tod aller Kunst sey; die ersten Dichter waren die Lehrer der Menschheit. Nur muß der didactische Faden, der die handelnden Personen hält und bewegt, unsichtbar bleiben, wenn das Drama nicht zum Marionettenspiel herabsinken soll. Symbolisch muß der Künstler schaffen, nicht allegorisch; die Natur schon fordert zum Symbole auf; Allegorie, mit ihrer frostigen Absichtlichkeit, ist nur für Kinder, die sich mit einer Bilderfibel herzvergnüglich abfinden lassen. Er rufe nicht aus: »Seht, nun will ich zeigen!« sondern bloß: »Seht!« Schauen, mitleben, mitfühlen müssen wir können, und, damit wir es vermögen, muß der Dichter erfinden. Wem die Gabe der Erfindung versagt ist, kann immerhin ein guter Sänger seyn, nie ein guter Dichter. Was sind Sprache, Farbe, Schwung, Begeisterung selbst gegen — Erfindung! Wahre, starke Situationen, noch so schlicht gezeichnet, erheben, rühren und entzücken mehr den männlichen Geist als alle Schmeicheleien, zugekost der Einbildungskraft; Phantasie, wo sie ist, kommt nur zum Bewußtseyn ihrer selbst durch die Erscheinung. Plastik ist die Seele jedes echten Kunstwerkes; ich muß das Gelesene, Gehörte, Geschaute mir in der Erinnerung contouriren können.

Dieß kann ich nun bei vorstehendem Lebensbilde aus der Gegenwart, besser der Gegenwart, gezeichnet von W. Alexis. Plastischer als in allen seinen früheren Werken arbeitete er in diesem historischen Gemälde, dessen Vorwurf: Die politische Spaltung unserer Zeit. Mit großer Selbstverläugnung bringt er alle möglichen Ansichten, charakterisirt jede Person mit ganzer Hingebung in ihre Wesenheit, und verschmäht es, nach Art älterer Künstler, sich selbst im Bilde anzubringen, wenn auch diese oder jene Züge ihm entfernt gleichen mögen. Es ist ein düsteres Gemälde; die einzige labende Helle, die hier und da durch die leidenschaftlich gehaltenen Gestalten schimmert, hier den Schmerz verklärend, dort den Wahnsinn beleuchtend, ist kein Sonnen-, nur ein Mondstrahl, ausgehend von einer edlen Frauenseele über einem offenen Grabe. Die Wirkung des Ganzen ist tragisch und erweiset klar die Ueberzeugung des Autors, die, als jedem Extreme feind, in voller Besonnenheit den Gegenstand selbst wirken, die Contraste sich selbst aufheben läßt. — Die Geschichte der Familie Düsterweg ist ein gutes Trauerspiel, wenn gleich in Briefen. Meisterhaft stellt der Verfasser die Handelnden gegenüber in herzzerreißenden wie freundschaftlichen Scenen; über alle aber weht ein Frühlingshauch der Ahnung, daß alle die fiebernden Dissonanzen ihre Assonanz finden in der Natur. Wenn dem Buche ein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es der, daß die Verhältnisse, wie in den Romanen Jean Pauls, einen etwas beengten Spielraum haben; sofern man nicht damit ausgleichen will, daß eben in diesen kleinen Kreisen, die der Autor nur zu errathen gibt, der Conflict der politischen Kräfte ein so wichtigerer, für die Parteyen einflußreicherer seyn mußte, wie ja beim Einfahren in den engen Schacht jede heftige Oscillation den Tod bringen kann. — Statt des Versuches, einen Umriß dieses wichtigen Zeitgemäldes zu geben (sage Versuch, da eine Geschichte dieser Art, worin die Fäden so fein, oft von einem Worte auslaufend, gesponnen, daß sie nicht leicht einen scharfen Eingriff leiden, nach allen Richtungen hin höchst aufmerksam verfolgt und nicht fragmentarisch aufgefaßt seyn will), weise ich auf die bedeutendsten Vorzüge des Werkes hin. Bewundernswerth erstens tritt des Verfassers Gabe heraus, ganz und gar im Style dessen zu denken und zu schreiben, auf den er es, besonders im persifflirenden Tone, abgesehen hat; eine Gabe, über die in seinem »Schloß Avalon« (im Geiste W. Scott's) ganz Deutschland erstaunte. So sind die Briefe und fliegenden Blätter des unglücklichen, radicalen Eberhard ganz im Un-

Digitized by Google

geiste Heine's; ganz so toll, bunt, überraschend närrisch. — Zweitens die Sprache. Man machte bis jetzt W. Alexis den nicht ungegründeten Vorwurf des »Sich gehen lassen's« im Style. Daß er sich dem Urtheile der Lesewelt zu fügen verstehe, bewies er in dieser Novelle; einige Berlinismen abgerechnet, ist Alles rein, edel, männlich gehalten, überhaupt stellenweise vom Lenz-Odem echter Poesie, wie z. B. in der Episode (um sie so zu nennen) von der tugendhaften Rose. Die glänzendsten Partien sind: »Der kranke Prinz,« 2. Band, S. 136. »Die Nacht in Hamburg,« 2. Bd. S. 181—211; ein Meisterstück der Darstellung. »Die Apostrophe an Canning,« 2. Bd. S. 262. »Die Begeisternng der Canonissin gegen den Eigennutz im Briefe,« 2. Bd. S. 274. Eine Stelle dieses durchaus herrlichen Schreibens schließe das Referat: S. 281. »Wagen Sie zu behaupten, daß es bei uns nicht besser als in Frankreich, daß Treu' und Glaube nicht mehr gelten, daß nicht Hunderttausende hier in schlichter Redlichkeit ihren Weg gehen, und Tausende ihr zeitliches Glück beiseite setzen um eine Idee? Unsere Kulturgeschichte allein schon, mit all' den Märtyrern, den verkümmerten Gelehrten, den hungernden Dichtern, spricht mit Flammenzungen, daß unsere Nation an mehr glaubt, als das Einmahleins.« B.

Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8.

Es kann nicht im Interesse dieser Blätter liegen, eine vereinzelte Erscheinung des Auslandes zu besprechen, die, selbst nach dem Geständnisse ihres Urhebers, in allzu wechselnden Lagen und Stimmungen entstanden ist, um als ein harmonisches Ganzes sich gestalten zu können, und die bei allem, was sie hier und da Treffendes biethen mag, weder durch Neuheit des Stoffes, Schärfe der Charakteristik und Eleganz des Styles über das Mittelmaß sich erhebt, noch in dieser Hinsicht früheren Erzeugnissen des Verfassers sich gleichstellt. Wenn wir daher dessen ungeachtet vorliegende Novelle zum Stoffe einer ausführlicheren Betrachtung wählen, so möge der Grund in einem Motive höherer Art gesucht werden.

Es liegt dieses aber darin, daß jenes Buch ganz in der Richtung geschrieben ist, die seit einigen Jahren in Deutschland herrschend zu werden droht, und die wir ohne Rückhalt, unterstützt durch das Urtheil der Edelsten unseres Volkes, eine unsittliche, antisociale zu nennen wagen. Indeß mit diesem Vorwurfe ist ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und noch viel weniger von jenen scheinbar ähnlichen Erscheinungen unserer Nachbarländer, Frankreich und England, hinlänglich unterschieden.

Die neue Dichterschule, die in Frankreich, gegenüber dem hohlen Pathos des Kaiserreiches, sich erhoben hat, wuchert freilich an Schaudernissen, an physischem und sittlichem Gräuel jeder Art; die Laster der Wollust, der inneren Zerwürfniß und äußeren Zerrüttung werden in aller ihrer Blöße zur Schau gestellt, und selten schimmert durch das Gewölke ein Strahl der Versöhnung durch. Allein jene wüsten Bilder sind nicht bloß des Effektes wegen da, sie sind mehr als ein Spiel der erhitzten Phantasie; das Gefühl, von dem diese krankhafte Ueberspannung ausgegangen, ist höheren Ursprungs und einer besseren Zukunft vorbedeutend. Diese Männer haben jenen dumpfen Materialismus abgelegt, der an der gemeinen Sinnlichkeit sich ergötzt, sie sind durchdrungen von dem Bewußtseyn der Morschheit und Haltungslosigkeit des gesellschaftlichen Zustandes, in dem ihr Volk sich gegenwärtig gefällt, ein Zug der Wehmuth um die verlorenen Ideale der Vorzeit, die Rastlosigkeit der Verzweiflung über sich und all das Getreibe um sie her, und die Sehnsucht nach einer höheren Ordnung der Dinge macht sich in ihnen kund.

In England tritt uns in dem Dichter der Mode, in Bulwer, allerdings kein so bedeutungsvolles Streben entgegen. Es ist ein schon Dagewesenes, die Schärfe einer anatomisirenden Psychologie, die Feinheit und Nüchternheit der großen Welt und die Erfindungsgabe eines gewandten Talentes, was sich hier gefällig erweist; allein die Britten haben noch immer ihren Cooper, Washington, ihre Edgeword (deren Roman, Miß Ellen, zu dem Einfachsten und Wahrsten gehört, das seit langem in diesem Zweige der Literatur erschienen), und so viele andere tüchtige und gesunde Autoren, und es ist überhaupt bei der practischen Tüchtigkeit jener Nation nicht zu befürchten, daß sie die angeborne kernhafte Derbheit gegen Bulwer's inhaltsleichte Eleganz je vertauschen werde.

Nur in Deutschland, in diesem Lande der althergebrachten Treue, Sittlichkeit und Religiösität, stellt sich leider ein trüberer Anblick dar, der traurigere Erwartungen auch für die Zukunft erregt. Männer von anerkanntem Talente, ein Börne, Heine, Laube, Winbarg u. A. wetteifern, das an sich Verwerfliche und Unsittliche poetisch zu rechtfertigen und zu verklären. Es ist bei weitem nicht das gemeine Gelüste, was sie hiezu bewegt, und es ist ihnen zunächst nicht darum zu thun, nach dem Vorgange des 18ten Jahrhunderts die halbverhüllte Nacktheit als einen Hebel des Effektes zu benutzen; sondern das Prinzip, nach dem sie handeln, liegt tiefer, und ist verwerflicher in seiner Art.

Sie gehen mit vollem Bewußtseyn ihrer That darauf aus, das, was man bisher als unrecht und tadelnswerth zu betrachten gewohnt war, als naturgemäß und löblich darzustellen, als etwas, das nur aus engherziger Beschränktheit des Gemüthes anders genannt worden ist. Die Ehe ist ihnen Leibeigenschaft, ihre Unauflöslichkeit Sklaverei, die Unterwürfigkeit der Frau Frevel gegen die Natur. Das Gewissen heißt ihnen abzuthuende Angewöhnung, der Glaube poetische Exaltation, und die Energie der Leidenschaft, die Folgerichtigkeit des Cha-

Digitized by Google

rakters und der Glanz des Talentes ist in ihrem Sinne das Einzige, was man auf Erden göttlich zu verehren hat. Doch wenn es schon furchtbar ist, hochbegabte Talente, meist in der vollen Kraft der Jahre, auf der Höhe der intellektuellen Bewegungen der Zeit, für solche Prinzipien kämpfen zu sehen; so ist es noch entmuthigender, wenn man ihnen gegenüber, wenige gepriesene Ausnahmen abgerechnet, nichts findet, als abgelebte Sentimentalität, dumpfen Sinn, bedeutungslose Rohheit, und wenn's hoch kömmt, das kalte Lächeln vornehmer Gleichgültigkeit! Es ist kein Wunder, wenn den Beschauer, der diesem wirbelnden Gedränge näher tritt, Schwindel und Betäubtheit ergreift, deren er mit Mühe sich erwehrt. Es wird ihm, als sollte er zweifeln an der Wahrheit seines Bewußtseyns, den Mahnungen seiner Väter, der ganzen bisherigen Gewohnheit des Seyns, und wehe, wenn er nicht mit festem und klarem Sinne das Unheilbringende von sich zu weisen vermag! —

Haben also jene Männer Recht, wenn sie sich ankündigen als die Apostel der Bewegung, des Fortschrittes? Haben wir denn wirklich eine zweite römische Kaiserzeit zu gewarten, mit aufgelösten Staatsverhältnissen, zerrissenen Familienbanden, entnervten Charakteren und einem haltlosen Schwanken aller Begriffe von Sittlichkeit? Oder dürfen wir sie der Lüge beschuldigen und in ihnen nichts erblicken, als die letzten Mißbildungen einer erstarrten, ablebenden Culturs-Periode? — Wir wollen die Thatsachen der Geschichte fragen:

Seitdem in Folge der Ereignisse des 16ten Jahrhunderts für einen großen Theil der europäischen Menschheit die gesetzgebende Auctorität für Recht und Sitte entkräftet und wankend geworden war, ist es der Geist der Zeit, d. i. der Inbegriff der in einem Volke zufällig herrschend gewordenen Ideen, wie er sich vorzugsweise in der Kunst und Wissenschaft ankündigt, der als gesetzgebend für die Thatsachen jener Gebiethe erscheint. Als der ernste Geist voll Achtung vor geistiger Nüchternheit und Würde, der im 17ten Jahrhunderte mit Descartes erwacht war und noch in Leibnitz's tiefsinnigem Systeme sich geltend macht, nicht mehr thatkräftig sich erwies, und die Schulen selbst den Buchstaben der Meister kaum zu retten vermochten; da entwickelte sich in keckem Muthe das materialistische Treiben der Skeptiker, der Sensualisten, und was sonst Gemeines und Widriges in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts heraufgetaucht ist. Diesem Unwesen trat nun bloß die deutsche Wissenschaft siegreich entgegen, während in andern Ländern, wohin ihr Einfluß nicht verbreitet wurde, jene Doctrinen sich bis zu den letzten verderblichsten Consequenzen durchbilden, und unter der Masse der Halbgebildeten bis jetzt behaupten konnten. Kant ist Descartes zu vergleichen, Hegel steht Leibnitz bloß in der Allseitigkeit des Genius nach, und mit ihren Bestrebungen, so wie mit dem, was neben und zwischen ihnen Jakobi, Fichte und Schelling gelehrt, steht der Richtung und dem inneren Gehalte nach im engsten Zusammenhange, was seit Lessing und Goethe bis herab auf Schiller, Schlegel und Tieck Großes und Erfolgreiches in deutscher Kunst emporgeblüht.

Allein auch dieser zweite Kreislauf der Versuche einer Autonomie der Vernunft war nicht so abgelaufen, wie er sollte, und insbesondere war die große Aufgabe des Geschlechtes: die Vereinigung und Versöhnung der Spekulation mit der Offenbarung, der Thatsachen des Selbstbewußtseyns mit jenen der Geschichte, bei weitem nicht erfaßt und gelöset worden, und besonders jetzt seit dem Verstummen jener Lehrer vermag die Schule den Faden, den Atropos abgeschnitten, nicht weiter aus sich fortzuspinnen. Bis nun aus der Asche voll Lorbeer- und Weihrauchduft der Phönix neu ersteht, ist unter dem Geflügel der Heide vielfacher Lärm und verwirrtes Geschrei, gerade wie dort, als Leibnitz todt war, und seine Ideen in Wolf's umfangsreichen Lehrbüchern eingesargt lagen, nur daß damals jener wilde Reigen früher vorzüglich in Frankreich durcheinander brauste, und daß er heut zu Tage ganz besonders in Deutschland aufkreischt. Doch es wird hoffentlich eben so werden, wie in jener Zeit! Alle die Kobolde, welche das halbe Wort des Lehrlings ins Leben gerufen, werden von selbst verschwinden, wenn der rechte Meister kömmt mit dem vollen Spruche, welcher sie wieder in das verwandelt, was sie vordem waren, in brauchbare Besen, bestimmt, den Unrath der Stube wegzufegen. Wann aber dieser Meister kommen werde, ob zur rechten Zeit, um noch die Massen vor dem Einflusse dieser Erscheinungen zu bewahren, ist eine Frage ernsterer Art, deren Lösung in der Hand des Geschickes liegt.

D. C. F. Hock.

Literarische Notizen.

Die Literatur der Reisebeschreibungen hat durch die bei Cotta in Stuttgart eben erschienene: »Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824, von Paul Wilhelm, Herzog von Würtemberg (IV. 394 S. gr. 8. nebst einer Karte)« einen höchst schätzbaren Zuwachs erhalten. Reich an naturhistorischen, ethnographischen und statistischen Nachrichten über die Länderstriche des nordwestlichen Amerika's, insbesondere des obern Missouri-Gebiethes, trägt dieses Werk in allen seinen Theilen das Gepräge scharfer und gewandter Beobachtung, tiefer Umsicht, humaner Gesinnungen. Letztere treten siegend in den Ansichten über die Sklaverei und den Negerhandel in den südlichen Staaten hervor. Sehr interessant sind die Bemerkungen S. 175 über indische Sitten und Gebräuche; sie beweisen, daß dieser Urvölker thierische Rohheit und Verworfenheit nur durch die gränzenlose Gewinnsucht europäischer Kolonisten herbeigeführt worden, daher keineswegs einen Schluß auf die frühere Lebensweise derselben zulassen. In den religiösen

Digitized by Google

Ideen und gottesdienstlichen Gebräuchen der indischen Stämme überraschte den hohen Reisenden öfters die auffallendste Aehnlichkeit derselben mit denen der Völker des Alterthums; demungeachtet widerspricht er der Ansicht derjenigen, welche daraus eine in der grauen Vorzeit stattgehabte Verbindung mit Asien folgern wollen. »Es scheint mir vielmehr,« setzt er hinzu, »daß die Keime der moralischen Ausbildung dieser Völker eher in dem größeren geselligen Zusammenleben derselben zu suchen seyen, da mildere Sitten und deren Dauer und Vervollkommnung durch weltliche und religiöse Gesetze eine Folge der größeren Bevölkerung wird, die das Bedürfniß der inneren Erhaltung in einem viel höheren Maße fühlen muß als kleinere Menschenvereine, die ihren Unterhalt auf eine weniger erschwerte Weise gewinnen können.« (S. 363.)

In der neueren Zeit haben sich auch unter den **Letten** Männer erhoben, welche auf den literarischen Zustand ihres Volkes fördernd einzuwirken beabsichtigen. Sie traten in eine Gesellschaft zusammen, und ihre Arbeiten erscheinen in einer eigenen Zeitschrift: Daschadu rakstu krahjums, Latweeschu tautai un winnas draugeem apgahdahts no Latweeschu draugu beedribas (d. i. Sammlung vermischter Schriften, dem lettischen Volke und seinen Freunden veranstaltet u. s. w.). **Vier** Bände sind bereits ausgegeben; übrigens ist die Thätigkeit der Presse (in Mitau und Riga) für lettische Literatur außerdem noch immer sehr gering und unbedeutend. Kirchenagenden, Erbauungsbücher und Uebersetzungen deutscher Jugendschriften, und diese in sehr geringer Anzahl, sind die Producte der letzten Jahre. Ein werthvoller Aufsatz über **lettische Volkslieder** von Carl Chr. **Ulmann** steht in den Dorpater Jahrbüchern für Literatur 1834. Bd. 2, S. 393—407.

C.

In den 85 Departements von Frankreich mit Einschluß von Corsika, erschienen zu Anfange d. J. ungefähr 258 Journale (Tage-, Wochen- und Monathschriften). Nur 3 Departements, die der Ober- und Nieder-Alpen und der Ober-Pyrenäen hatten kein besonderes Blatt. Von den genannten 258 Journalen sind 100 zu Localnachrichten und gerichtlichen Bekanntmachungen, 4 zu rein literarischen Zwecken, und 153 zu politischen Nachrichten bestimmt. (Figaro.)

Contes populaires, préjugés, patois, proverbes, noms de lieux, de l'arrondissement de Bayeux, recueillis et publiés par *Fréderic Pluquet*, membre de l'académie de Sciences de Caen etc. Deuxième édition. Rouen, Ed. Frère, éditeur. gr. 8. XIII und 163 S. Kupf. und Vign. — Diese reichhaltige Sammlung erschien zum ersten Mahle im J. 1815, aber nur in vierzig Exemplaren; die vorliegende Ausgabe, gleichfalls nur für ein kleineres Publikum berechnet, ist nach des Verfassers eigenen Worten bedeutend vermehet und verbessert. Die Vorrede liefert eine literarische Uebersicht der Volkssagen der Dänen, Deutschen, Schweizer, Engländer, von A. **Pottier**, Bibliotheks-Custos in Rouen, der darin den Vorwurf ausspricht, daß die Franzosen allein am wenigsten in diesem Zweige der Literatur geleistet haben! Die historische Grundlage blickt fast bei allen Sagen der Normandie hervor, und weckt, verbunden mit der Eigenthümlichkeit der Dialekte einiger Kantone, lebhafte Erinnerungen an die einstigen Beherrscher; besonders ist Bayeux der Ort, wo sich am klarsten die Verschmelzung mit dem nordischen Volke und seiner Sprache zeigt. Benedict de Sainte-More (Troubadour im 12ten Jahrhundert) gibt hierzu in seiner gereimten Chronik der Normandischen Herzoge einen wichtigen Beleg in einem Gespräche von Guillaume-longue-épée mit Boton, Grafen von Bessin, worin er diesen um den schicklichsten Platz zur Erziehung seines Sohnes befragt, und dabei äußert, daß er ihn nicht nach Rouen geben könne, weil man da nichts Dänisch rede, und wiederum nicht nach Bayeux, weil man da bloß Dänisch spreche; er vertraut ihn daher seiner Sorge und seinem Unterrichte an.

Die deutlichsten Spuren von dieser Vermischung finden sich in den vielen Worten nordischer Sprachen vor, die nur wenig modulirt sind, wie z. B. abo, Engl. abode, bar Tragsessel; basse Magd; beurguer stoßen, schlagen (in Sonderjütland borre, Isländisch baeria), chaule Ruf, chenu gut, schön, douve Sumpf, Tiefe (s. Molbech Dansk Dialect-Lexikon 1. Heft, S. 88,), grichu übler Geruch, groucer rücken, u. dergl. m. Die Sagen haben, wie schon bemerkt, fast alle historische Localbeziehungen; die lustigste ist die vom Kanonikus, der auf dem Teufel nach Rom fliegt, um ein sonderbares Klostergelübde zu erfüllen. (Hierzu das Titelkupfer.) S. 104—107 wird eine Traduction de la parabole de l'enfant prodigue en patois des campagnes de Bessin als Nachtrag zu den von der Société des Antiquaires de France in ihren Mémoires (Tom. VI et X) gesammelten Uebertragungen geliefert. Hierauf folgen S. 111—130 Proverbes dictons et locutions, worunter besonders die Menge der mit deutschen, dänischen und englischen gleichlautenden Wetterregeln bemerkenswerth ist, S. 133—144 sind einige Ortsnamen nordischen Ursprungs erklärt; die gelehrte Abhandlung Herrn Gerville's in den Mélanges sur les langues et patois, Paris 1831, 8. S. 224—231, kann damit verglichen werden. Den Schluß machen drei historische Anecdota, wovon die ersten zwei Beiträge zur Kirchengeschichte Bayeux's enthalten, das dritte in einem gereimten Kriegsberichte: Prise de Bayeux sur les Anglais le 18 Mai 1450, von Martial d'Auvergne, einem Dichter des 15ten Jahrhunderts, besteht.

Julius Krone.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

67. Sonnabend, den 22. August **1835.**

LOA[1]
für das Auto sacramental:
»Der Mahler seiner Schande.«

Aus dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca,

von Christian Wilhelm Huber.

Personen.

Das Gesetz der Gnade.	Der Schmerz.
Die Reinheit.	Der Vorsatz.
Die Geisteskraft.	Die Nächstenliebe.
Die Gerechtigkeit.	Die Gottessuche.
Die Frömmigkeit.	Der Priesterorden.
Das Menschengeschlecht.	Musik.

Eine majestätisch gewölbte Halle. Von Innen ertönt Gesang, begleitet von regelmäßigen Hammerschlägen, wie in einer Schmiede.

Das Menschengeschlecht tritt auf.

Musik.

Emsig schafft und formt die Gnade
Eine schimmernde Monstranze,
Daß sie hell mit Himmelsglanze
Leucht', ein Stern am Erdenpfade.
Essen glühet, Hämmer dröhnt!
Denn der Mensch soll neu entflammen
Aus den Fluthen, aus den Flammen;
Brand, der aus der Thräne quillt,
Wird durch keinen Thau gestillt.
Essen glühet, Hämmer dröhnt!

Menschengeschlecht.

Meine Sinne sind entschwunden
Seit dem bittersten der Morgen,
Da beim schmerzensvollen Tode
Des verkannten Welterlösers
Auf der Erde Sturmesbeben,
Schwarzverhüllt die Sonne schaute.
Drückend lastet mir's am Busen,
Es erliegt mein besseres Wesen,
Und ich fühl' des Menschen Schwäche,
Wenn mich das Geheimnißvolle
So gewaltig sucht zu greifen,
Daß die Seele mir im Innern
In der Zweifel Nacht versunken,
Hin vom Sturm zum Sturme treibt.
Ist nun das Gesetz der Gnade,
Das mit Lebenshauch des Glaubens
Mich beseelt und aus des Irrwahns
Nacht geführet, jene Gabe,
Die uns zur Erfüllung heil'ger
Prophezeiung ward gewähret,
Ist sie's die nun Hämmer schwinget,
Und zum zweiten Mal beginnet:

Menschengeschlecht und Musik.

»Emsig schafft und formt die Gnade
»Eine schimmernde Monstranze,
»Daß sie hell mit Himmelsglanze
»Leucht', ein Stern am Erdenpfade.
»Essen glühet, Hämmer dröhnt!
»Denn der Mensch soll neu entflammen
»Aus den Fluthen, aus den Flammen;
»Brand, der aus der Thräne quillt,
»Wird durch keinen Thau gestillt.
»Essen glühet, Hämmer dröhnt!

Menschengeschlecht.

Ist die Gnade jene Gabe,
(Wo noch immer Zweifel walten:)
Was soll dieser neue Schmuck nun,
Den sie dort im Feuer schmiedet
Und Monstranze taufen will? —
Kennt man auch aus heil'gen Büchern
Den Bewahrungsschrein der Hostie,

[1] Am Schlusse des Aufsatzes: »Beiträge zur Geschichte des geistlichen Schauspiels und der Autos sacramentales« in Nr. 42 dieser Blätter, wurde die vollständige Uebersetzung und Mittheilung einer Loa (Vorspiel oder Empfehlungsstück eines Auto) versprochen. Indem wir hiermit unser gegebenes Wort lösen, geschieht es zugleich mit dem Wunsche, den Erwartungen des Publikums dadurch entgegen zu kommen. R.

Digitized by Google

Ist's doch unbegreiflich, wie ein
Schrein, der zum Bewahren dienet,
Zeigen und verklären soll?
Düstre Zweifelsnacht! Ihr Himmel,
Schreck' und Staunen füllt mein Inn'res;
Bin ich Mensch und ist sie Gnade,
Warum war ihr erster Hauch nicht
Quell der Kenntniß meinem Geiste? —
Hammerschläge hört' ich schallen
Aus den Tiefen jener Hallen,
Und ich drang durch goldne Thüren
Kühn in nie betretne Säle,
Die mich an den Urquell führen
Der ersehnten Geisteshelle. —
Wenn kein trügend Bild mich blendet,
Seh' ich zwei der Lichtgestalten,
Die mit süßen Zaubertönen,
Hand und Wucht zum Schwung beflügelnd,
Sich der Arbeit Müh' erleichtern.
Doch sie nah'n, — so ernst, so ruhig; —
In den Weg will ich mich stellen,
Will zum zweiten Mal versuchen,
Ob des Zweifels Nacht sie lichten.

Musik.

»Essen glühet, Hämmer dröhnt!«

Gerechtigkeit und Frömmigkeit treten auf.

Gerechtigkeit (singt).

Lufthauch hin, das Feuer nähre,
Daß die funkelnde Monstranze,
Eingeweiht zum Strahlenglanze,
Sich im Sternenchor verkläre.
Essen glühet, Hämmer dröhnt!

Frömmigkeit (singt).

Lufthauch hin, wo Gold erglühet,
Daß der Liebe Schrein gestaltet,
In den Funkenkranz gefaltet,
Rings vom Flammenblitz umsprühet.
Essen glühet, Hämmer dröhnt!

Menschengeschlecht.

Brennen soll's, ihr Engelbilder,
Lichtgestalten, von der Gnade
Zum Gefolge auserkoren!
Wenn die Brände nimmer glimmen,
Wenn die Winde nimmer brausen,
Schlägt ja noch das Herz des Menschen
Mit des Blutes Purpurfunken,
Die, belebt vom Flügelschlage,
An der Luft zum Brand erglühen.
Zweifel aber —

Gerechtigkeit.

Nimmer weiter!
Das, warum du eingedrungen
In die hochgeweihten Hallen,
Kannst du vom Gesetz der Gnade
Besser als von uns erfahren.
Bald auch wird es dir erscheinen:
Ist das hohe Werk vollendet,
Das es in verborgner Tiefe,
Die nicht Halle ist, noch Werkstatt,
Emsig schafft und künstlich formet.

Frömmigkeit.

Unsre Pflicht allein nur ist's auf
Den geheimnißvollen Werkmann
Hier in diesem Saal zu harren,
Wo das Werk Vollendung krönet,
Wo auf schimmerndem Altare,
Von der Weihe Glanz verherrlicht,
Ruh'n das neue Hausgeräthe
Soll, als höchster Schmuck von Allen.

Beide und die Musik.

Nun zum letzten Mal gesungen,
Bald ist unser Lied verklungen:
»Essen glühet, Hämmer dröhnt!«

In der Werkstätte im Hintergrunde wird Feierabend gemacht, und heraus tritt das Gesetz der Gnade, in der Hand eine Monstranze mit sechs auslaufenden Strahlen; zur Seite der Gerechtigkeit erscheint eine Wage, und zu jener der Frömmigkeit ein Schreibzeug mit einer Feder, die aus einem Oelzweig gebildet ist.

Menschengeschlecht.

Göttliches Gesetz! zur Tiefe
Der geheimnißvollen Werkstatt
Bring' ich dir der Zweifel zwei;
Zwischen beiden irrig schwankend,
Fleht der Mensch, vom Wahn umnachtet,
Dich um Lösung beider an. —
Erstens zweifl' ich, ob das Kleinod,
Das du sinnig dort geschmiedet,
In der Strahlen Glanz verherrlicht,
Ein Gefäß, getauft: Monstranze,
Je ein sterblich Aug gesehen?
Denn dem Wesen nach genommen,
Find' ich's in der hohen Kirche
Heiligen Registern nicht. —
Zweitens sprich: welch unerhörte
Kostbarkeit soll der geformten
Hülle Inneres bewahren?
Dunkel wie die Nacht des Grabes

Digitized by Google

Ist mir dein geheimes Walten.
Der Verkörperung Erkenntniß
Soll zu jenem Stand mich weihen,
Wo dem Dienste deiner Kirche
Leben soll der Mensch und lehren
Morgen schon, was heut er lernte?

Gesetz der Gnade.

Deinem Zweifel ob der Deutung
Der Monstranz' ist, wie ich glaube,
Wahre Lösung schon gegeben.
Denn das Werk in meinen Händen,
Die Kustodie nämlich, stammet
Ohne Zweifel von dem Worte
Kustos ab, das auf lateinisch
Gleichbedeutend ist mit Hüther.
Ferner willst du von mir wissen,
Welches lichtbeseelte Kleinod
Seine Würde ihm bewahre? —
Wisse denn, es ist der schönste,
Reinste, höchste, unnennbare
Diamant, worin der Schöpfer
Macht und Liebe, Gnad' und Weisheit
Wunderbar zur Einheit fügte;
Dieser soll, da die Monstranze
Rein und edel ist gebildet,
Herz und Seele seyn des Ganzen;
Aus der Hülle wird er treten,
Um als Sternbild dich zu leiten,
Um als Speise dich zu stärken! —
Aber soll die Speise frommen,
Die dich zum Genusse ladet,
Soll sie deine Seele stärken,
Mußt auch du mit reinem Herzen,
Und in schneeigen Gewändern,
Unentweiht von dunkler Makel
Irrd'scher Schuld, zum Tische treten,
Wo sie dir entgegen winkt.
Doch daß flammender dieß Kleinod
Sich dir zeig' und zum Beweise,
Daß du zu dem Abendmahle
Würdig kniest, es zu empfangen:
Füg' an jede seiner Strahlen
(Kostbar soll dein Opfer werden)
Einen Stein, durch dessen Flächen
Sich der Ideale Sinnbild,
Deren Keim dein Herz bewahret,
Tausendfach in Strahlen bricht.
Die Gerechtigkeit, die ewig
Mit untrügerischer Wage
Die Verdienste wiegt und prüfet,
Wird den Werth der Steine schätzen;
Und die Frömmigkeit wird jeden
Nach der Schätzung Preis bezahlen,
Nicht mit eitlem Gold der Erde,
Nein, mit lauter Gold des Geistes! —
Deine Antwort?

Menschengeschlecht.

Nimmer glaub' ich,
Daß es Tugenden hier gebe,
Die der ew'gen Himmelsspeise
Ohne Zittern nahen dürfen.
Sechs doch sende ich aus ihnen,
(Einen Strahl soll jede schmücken)
Daß du siehst, wie ich gehorche;
(Zur Gerechtigkeit und Frömmigkeit)
Und ihr beide sollt sie rufen,
Soll zum Glück es sich gestalten,
Muß ein Geist, ein Wille walten!

Die Beiden.

Wie du sagst, soll's auch geschehen,
Wer sie ruft, muß sie auch prüfen.
(Sie singen.)
Ideale zum Schmucke der himmlischen Krone
Abglänzet die Tiefen der Seele im Steine,
Daß Frömmigkeit euch mit dem Oelzweig belohne,
Gerechtigkeit euch in der Wage vereine;
Zur Prüfung herbei im kristalligen Scheine.

Musik.

Zur Prüfung herbei im kristalligen Scheine,
Daß Frömmigkeit euch mit dem Oehlzweig belohne,
Gerechtigkeit euch in der Wage vereine.

Die Reinheit tritt auf.

Reinheit.

Der Gedanken Reinheit bin ich,
Die im Brennpunkt des Rubines
Ihre Pupurgluthen einet,
Und im Menschenherzen spiegelt.
Traun, dem ersten Strahle weih' ich
Diesen Stein, ein Bild des Blutes,
So die Dornenkrone auf des
Heilands Schläfen einst verherrlicht,
Diesen Stein, durch den die Reinen
Im Gedanken sich vereinen.

Gnade.

Woll'n ihn prüfen.

Gerechtigkeit.

Seine Fläche
Zeigt den Werth in drei Gehalten:
Täuscht mich nicht der Brechung Abglanz,

Digitized by Google

Glüht sein Feuer in Erinn'rung,
In Verstand und Willenskraft.

Gnade.

Was soll ihm als Zahlung werden?

Frömmigkeit.

Drei der reinsten Tugendtriebe:
Glaube, Hoffnung, ew'ge Liebe.

(Schreibt es auf.)

Gnade.

Gib! er soll am Strahle glänzen,
Denn die Reinheit, die drei Kräfte
Mächtig doch verschieden einet,
Ist wohl würdig solchen Lohnes.

(Während sie den Rubin am ersten Flammenstrahl befestigt, singt die)

Gerechtigkeit.

Wenn wilde Leidenschaft
Dein Wille band,
Wird der Erinn'rung Kraft
Dir zum Verstand.

Musik.

Wenn wilde Leidenschaft
Dein Wille band,
Wird der Erinn'rung Kraft
Dir zum Verstand.

Der Schmerz tritt auf.

Schmerz.

Ueber die vergangnen Sünden
Nenn' ich mich den Schmerz, und bringe
Für die zweite Feuerflamme
Einen Amethist zum Schmucke;
Lebt dem, der ihn trägt, Erinn'rung
Ewig fort, muß ich auch tragen,
War ich kühn die Schuld zu wagen,
Die Erinn'rung zum Beklagen.

(Ueberreicht ein Band als Sinnbild der Erinnerung.)

Gnade.

Regt vielleicht ein Angedenken
Selbst die Schleife? — ist gehaltig
Dieser Amethist?

Gerechtigkeit.

Er heget
Der Zerknirschung Wundgefühle;
Ihn belebt ein einz'ger Trieb nur.

Frömmigkeit.

Doch ein Himmelstrieb; drum sollen
Ihm, zum Lohn, die sieben Gaben,
Die vom heil'gen Geist wir haben,
Ewig ihren Segen zollen.

Gnade.

Dem Verdienste wird Gewährung,
Daß sein schmerzzerrissnes Herz
Glauben zolle meinem Worte,
Glänze hier am heil'gen Orte
Seine Reu' ob früh'rer Schuld.

(Befestigt ihn am zweiten Strahle.)

Frömmigkeit (singt.)

Sühnst du die Schuld, von Reue
Das Herz durchdrungen:
Hat der Erkenntniß Treue
Dein Geist errungen.

Musik.

Sühnst du die Schuld, von Reue
Das Herz durchdrungen:
Hat der Erkenntniß Treue
Dein Geist errungen.

(Der Schluß folgt.)

Literarische Notiz.

Nach der »Swensk bibliography,« 1834, Nr. 1, erscheinen in Schweden, die Tageblätter eingerechnet, 97 politische und wissenschaftliche Zeitungen und periodische Schriften. Für Jurisprudenz wird nur das in Christianstad erscheinende »Juridiskt arkif,« herausgegeben von dem Hofgerichtsassessor Carl Schmidt, für Musik die »Euterpe ꝛc.« (Fahlun) und Musikaliskt Tidsfördrif« (Stockholm), für Landwirthschaft dagegen werden mehrere Zeitschriften genannt. — Unter den allgemein wissenschaftlich-kritischen Zeitschriften nimmt die erste Stelle die »Swenska Litteratur-Föreningens Tidning« (Upsala, Palmblad und Co. gr. 4.) ein, welche von mehreren Professoren der Universität Upsala besorgt wird. Seit 1833 erscheint außerdem noch in vierteljährigen Heften (jährlich 2 Bde. gr. 4.). »Skandia. Tidskrift för Wetenskap och Konst. Utgifoen af Swenska Litteratur-Föreningen«, welche größere wissenschaftliche Original-Abhandlungen und kritische Beurtheilungen meist von ausländischen Werken enthält. Aus dem ersten Bande nennen wir die Abhandlung über den Vorschlag zu einem allgemeinen Criminal-Gesetzbuche von den Professoren der Rechte und Philosophie zu Upsala J. E. Boethius, L. G. Rabenius, S. Grubbe und P. D. A. Atterbom; ferner die Abhandlung von Bernh. v. Beskow: »ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand der schönen Wissenschaften in Europa«; von H. G. Lindgren: »über die wichtigsten arabischen Geschichtschreiber und Geographen«; von H. Reuterdahl: »der heilige Siegfried, Begründer der christlichen Kirche im südlichen Schweden«; aus dem zweiten Bande, von S. Grubbe: »übee Grund und Wesen der bürgerlichen Strafgewalt« u. s. w. — Nächstdem gehören zu den gelesensten Zeitschriften: »Königl. Krigs-Wetenskaps Akad. Handligar och Tidskrift« (Stockholm, Deleen 8.); Tidskrift för Jägare och Naturforskare« (Stockholm, Hörberg 8.); Arkif für Landemän och Tragards-Odlare. (Stockholm, Granberg 8.); Magasin för Konst, Nyheter och Moder« (Stockholm, Deleen 8.) u. m. A. (Gersdorf Repert.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

68. Mittwoch, den 26. August 1835.

Kunstnachricht.

Eine bedeutende Erscheinung im Kunstfache ist J. Danhauser's Hochaltarbild für die neue Domkirche zu Erlau, deren Bau der Patriarch und Erzbischof J. L. Pyrker von Felsö-Eör dem Architekten Hild übertragen hat. Die Legende erzählt, Johannes der Evangelist sey unter Domitian zu Rom vor dem Lateinerthore in ein Gefäß mit siedendem Oel getaucht, und nachdem er unverletzt herausgetreten, nach Patmos verbannt worden. (Joann. ante portam latin. 6. Mai.) Die erste Hälfte dieser Begebenheit hatte der Künstler darzustellen; und zwar auf einer Leinwand von 19 Schuh 8 Zoll Höhe, und 13 Schuh 3 Zoll Breite. Ein umsichtiger Blick auf das Wesen und die Verhältnisse dieser Aufgabe genügt, dem Einsichtigen Schwierigkeiten zu offenbaren, denen sich nur das entschiedene Talent, unterstützt von reifem, künstlerischem Verstand und liebevoll beharrlichem Fleiße, gewachsen fühlen durfte. Daß diese schönen Eigenschaften sich hier bethätigen, wird dem aufmerksamen Betrachter nicht entgehen; ich sage „dem aufmerksamen," und wünsche zweierlei damit anzudeuten: daß hier nicht nach den Satzungen einer Schulentheorie, sondern mit Rücksicht auf alle bedingenden Verhältnisse zu urtheilen sey; und: daß es hier der Raum nicht gestatte, einem so durchdachten Werke jene Würdigung im Detail zu schenken, die es nicht verdient, sondern zu fordern berechtigt ist. Einige Federzüge mögen hinreichen, den Kunstfreund weniger zu befriedigen, als zum Schauen anzuregen; schließt doch das Schauen allein die rechte Deutung eines Kunstwerks auf!

Der Künstler hat den Heiligen, einen geistvollen, anmuthigen Jüngling, auf eine erhöhte Stelle in den Mittelpunkt der Composition gebracht; seine Hände sind gefesselt; aber die emporgehobene Rechte, wie sein gen Himmel gewendetes Antlitz antwortet dem Zeus-Priester, dessen auf's Standbild des Gottes hinweisende Linke und geballte Rechte das Grundmotiv des Ganzen ausdrücken; andrerseits erhebt die Richtung des Evangelisten den Blick des Betrachters über das Bild hinaus. Ein, unweit des Gemäldes aufgehängter Umriß der Kirchenwand, motivirt diesen Umstand durch ein halbrundes Bild, welches, die Gestalt des herabsegnenden Erlösers darstellend, von oben, durch den Bezug auf sich, erst das untere abschließt. — Rechts vom Beschauer sind die, ihrem Amte gemäß rohen, wild kräftigen Knechte am qualmenden Kessel in malerisch nüancirten Stellungen beschäftigt, während ihre Helfer bereits den Heiligen ergreifen. Links vom erwähnten Priester imponirt die kraftvolle Römergestalt des Stab brechenden Prätors, von stumpfen Kriegern und flehend Hingeworfenen umgeben, dem Auge, das der Darstellung so tüchtiger Naturen seit langem entwöhnt war. Ein Knabe, der Holz zum Brande sammelt, im Vordergrunde, tiefer zurück der Obertheil einer den Fuß des Evangelisten umklammernden Gestalt, und ein zum Mitgefühl einladendes Gesicht, das lieblich über die linke Schulter des Priesters hervorblickt, füllen jeden Raum der Leinwand mit wirkungsvollem Leben; und, während rechts von oben her der Engel mit den Symbolen des Evangelisten tröstend und verheißend das aufgeschlagene Buch des Heiles uns entgegen hält, öffnet sich uns links die Aussicht auf die Porta latina, wo, am blauen Himmelsgrunde, zu dem das Auge von den trüben Rauchwolken des rechten Vorgrundes so gerne flüchtet, die dunklen Figuren wandelnder Zuschauer auch den letzten Bezug der Handlung, der schon außer ihr liegt, ausdrücken, und das Ganze vollenden, so, daß kaum noch etwas Zweckmäßiges, geschweige Nothwendiges hinzuzudenken ist.

Diese schwache Beschreibung (denn was sind mühselig hinter einander gesetzte Worte der Wirkung eines lebendigen Ganzen gegenüber?) wird doch das Verdienst der Auffassung, Wahl des Momentes, und Anordnung, — das Wesentliche an jedem Bilde, — ersichtlich machen. Wer den hohen Werth einer in sich abgeschlossenen Composition zu schätzen weiß, welche den gegebenen Raum mit einer mannigfachen, durch Nothwendigkeit vereinten Fülle so ausschmückt, daß nirgends zu wenig noch zu viel, und überall Wirkung ist, — der wird vor diesem Bilde nach langem, prüfendem Nachsinnen die Besonnenheit und Klarheit des Künstlers achten müssen. Was die poetisch-historischen Elemente betrifft, die in dem Thema liegen, so sind sie thunlichst entwickelt, und wie billig, alle der triumphirenden Glaubenskraft des Heiligen untergeordnet, welche wohl bei jedem unbefangenen Beschauer den ersten und

Digitized by Google

letzten Effekt des Ganzen bestimmt. — Denen, die gewohnt sind, von jedem historischen Gemälde das Ideal zu fordern, geben wir zu bedenken, wie viel sie damit sagen, wenn es nicht bei hohlen Worten bleiben soll. Die menschliche Natur, wie sie den Künstler umgibt, — in dem Besten was sie hat, von ihm mit Tiefblick gesehen, durch Ausdruck, Wahl, Erhöhung, Abstufung künstlerisch verarbeitet, — ist ein Problem, an dem das Studium der Strebenden noch lange genug zu kauen haben wird, ehe wir uns — wie es der vorschnelle Uebermuth des Dilettanten vom Augenblick fordert — zu den höchsten Gipfeln der Kunst emporschwingen. Fraget die Meister aller Zeiten, bis auf unsere, an Theorien, aber nicht an echten Schöpfungen überreiche, — wie sie verfuhren? und ihr werdet hören, daß sie vom Leben schöpften, was sie für's Leben hinstellten. Ich würde mich weit über den passenden Raum ausdehnen, wollte ich diese Reflexionen weiter fortsetzen, oder die Vorzüge der Zeichnung, Farbe und des Lichts an unserm Werke näher erörtern. Möge dieß jeder Besehende, zu eigener Lust und Förderung, selbst thun! ohnehin ist Danhausers Talent in diesem Felde anerkannt. Mir war es darum zu thun, als Beleg zu dem, was ich unlängst in diesen Blättern aussprach: »daß man Kunstwerke nicht mit der Forderung dessen, was man zu sehen wünscht, sondern mit der Erwartung dessen, was man zu sehen bekommt, betrachten solle« — auf diese gediegene Arbeit hinzuweisen; und den Kunstfreund aufmerksam zu machen, welche Anerkennung jener Künstler verdiene, welcher im lärmenden Gewühle der Parteien dem nachstrebt, was ihm Natur und Ueberzeugung als das Rechte vorhalten, — und, während die Schulen, einseitig gegen einander prahlend, in Worten sich überbiethen, unabhängig von ihnen im Stillen etwas hervorzubringen weiß, welches ihnen allen innerlich, wenn auch nicht Bewunderung, doch Respekt abnöthigt.

Dieß genüge, zur Würdigung einer schönen vaterländischen Erscheinung angeregt zu haben; und nun sei nur noch dem Geschmacke und der Einsicht des Patriarchen gedankt, der den wahren Weg gefunden hat, auf dem, wie es scheint, allein die Kunst, der Künstler, und der Kunstsinn, unter unsern Verhältnissen zu fördern sind. Gibt es hiezu ein geeigneteres Mittel, als die würdige Ausschmückung unserer Kirchen?

D. Ernst Freyh. v. Feuchtersleben.

LOA
für das Auto sacramental:
»Der Mahler seiner Schande.«
(Schluß.)

Die Nächstenliebe tritt auf.

Nächstenliebe.

Nächstenliebe ist mein Name,
Weil du riefst, bin ich erschienen,
Dieser Stein, den ich dir biete,
Heißt Spinell, und zeigt in seiner
Rosenfarb'nen Strahlenbrechung,
Deutungsvoll, doch klar, den Spiegel
Rein erglüh'nder Menschenliebe,
Und das Bild der ew'gen Sehnsucht.
Dieser gold'ne Ring umschließt ihn,
Der mit seinem kleinen Zirkel
Eines Herzens All umfasset;
Denn im Herzen glüht die Liebe.

Gnade.

Weis' ihn.

Gerechtigkeit.

Wenn in seinen Tiefen,
Schätzte ihn ein andrer Meister,
Zehn Gehalte sich auch fänden:
Will von ihm ich zwey nur nennen,
Denn die andern zehn Gebothe
Sind in diesen zwei'n enthalten:
Ueber alles liebe Gott,
Und den Nächsten, wie dich selbst.

Frömmigkeit.

All in Allem sind die Beiden,
Drum will ich, daß wohl sie fahren,
Sieben Tugenden beleben,
Die sie in Gefahr umschweben,
Mit dem Schwerte sie bewahren.

Gnade.

Rein am dritten Strahl entzünde
Sich sein Licht; und dort verkünde
Seiner Feuerrose Blühen:
Mäßigung in Zornesglühen.

(Befestigt ihn am dritten Strahle.)

Gerechtigkeit (singt.)

Wohl sieben Tugendsterne
Zum Schutz erwachen,
Wo dräu'n aus düst'rer Ferne
Die sieben Drachen.

Musik.

Wohl sieben Tugendsterne
Zum Schutz erwachen,
Wo dräu'n aus düst'rer Ferne
Die sieben Drachen.

Die Geisteskraft tritt auf.

Geisteskraft.

Für den Schmuck des vierten Strahles
Bringt die Kraft des ew'gen Geistes
Einen vierten Stern in diesem
Schimmerseligen Smaragde;
In ihm wirkt geheimer Zauber,
Denn wer diesen mit sich führet,
Kann durch dessen mächt'gen Einfluß
Geistes Allmacht sich erringen.
Nur durch dieser Kette Kräfte
Hat ihn meine Lieb' entrissen
Der Enttäuschung, denn sie hasset
Den Verstand, der sich enttäuschet.

(Reicht eine Kette dar.)

Digitized by Google

Gerechtigkeit.
Sie enthält in vierzehn Rauten
Vierzehn feurige Smaragde, —
Werke der Barmherzigkeit.
Frömmigkeit.
Dieser Diamant des Indus
Ist geschliefen ins Gevierte,
Drum soll er zum Lohne haben
Aus dem Quell des heil'gen Geistes
Zwölf der schönsten Himmelsgaben.
Gnade.
Seine Farb' als Bundessiegel
Bleibe stets der Hoffnung Spiegel.
(Befestigt ihn am vierten Strahle.)
Frömmigkeit (singt.)
Bedeckst du fremde Blöße,
Führst du den Blinden:
Wirst du hier stille Größe
Und Glauben finden.
Musik.
Bedeckst du fremde Blöße,
Führst du den Blinden:
Wirst du hier stille Größe
Und Glauben finden.

Die Gottesfurcht tritt auf.

Gottesfurcht.
Mir gehört das fünfte Sinnbild,
Denn aus all' der Tugendhoheit,
Die den Sterblichen verherrlicht,
Bin ich Gottesfurcht die reinste.
Der Topas, den ich dir bringe,
Spiegelt treu mein inn'res Wesen;
Seine bleiche Todtenfarbe
Zeigt mein Beben bei dem Abstand
Von der ew'gen Liebe Gottes
Bis zur Leidenschaft auf Erden.
Gnade.
Sprich, wo trägst du ihn verborgen?
Denn sein Werth soll kund mir werden.
Gottesfurcht.
Hier in diesem Uhrgehäuse, —
Tobt die Lust am Erdenrunde,
Harr' ich bang der Todesstunde.
(Reicht eine Uhr dar.)
Gerechtigkeit.
Vier Gehalte zeigt die Fläche
Auf vier Kanten; so auch leuchten
Wunderbar aus dunkler Ferne
Vier der reinsten Tugendsterne.
Frömmigkeit.
Solchem Werth sei Doppelzahlung:
Ewig mögen sie umkleiden
Acht der hohen Himmelsfreuden.
Gnade.
Gott wird hoch den dort erheben,
Der zum Staub sich beugt im Leben.
(Befestigt den Topas am fünften Strahle.)
Gerechtigkeit (singt.)
Wen Noth und Kummer drücken
Im Erdenleide,
Den wird der Herr entzücken
Zur ew'gen Freude.
Musik.
Wen Noth und Kummer drücken
Im Erdenleide,
Den wird der Herr entzücken
Zur ew'gen Freude.

Der Vorsatz tritt auf.

Vorsatz.
Jener Vorsatz, der zur Sühne
Vor und nach der Schuldvernichtung
Reuevoll sich bauet, bin ich.
Da nicht wanken soll der Vorsatz,
Kann allein der Diamant nur
In den leuchtenden Kristallen
Wahr und treu mein Wesen spiegeln:
Kraftlos sind an seiner Härte
Der Versuchung Feuerbrände,
Und der Bosheit Hammerschläge.
Dieses Ordenskreuz bewahrte
Ihn bisher in seiner Fassung,
Das die Brust, die es getragen,
Hoch zum Glaubeskampf begeistert:
Schmücken soll den höchsten Strahl
Nun sein flammender Kristall.
(Ueberreicht ein Ordenskreuz.)
Gnade.
Könnt ich ihn am Glanz auch prüfen,
Soll er doch zur Wage schreiten.
Gerechtigkeit.
Makellos geschnitten, wieget
Seine Fläche mit vier Kanten
Ein Karat und Einen Gran;
Da der Gran von dem Karate
Nur den vierten Theil enthält,
Siehst du fünf entsteh'n, wo jeder
Einen dir der Sinne deutet,
Die er unterwirft und weihet
Deinem Spruch und deiner Lehre.
Frömmigkeit.
Ist der Preis auch groß, ihm geb' ich
Doch die sieben Sakramente,
Deren Hauch ihn wird beseelen,
Die ihn auf dem Wege stählen
Von der Wiege bis zum Grab.
(Befestigt ihn am sechsten Strahle.)
Stolz am letzten gold'nen Kant
Blinke hier der Diamant,
Er, aus dessen Farbenflammen
Kraft und Muth und Stärke stammen.
Frömmigkeit (singt.)
Trägt nach Genuß Verlangen
Des Menschen Sinn,
Mag Brot und Oel empfangen
Er zum Gewinn.
Musik.
Trägt nach Genuß Verlangen
Des Menschen Sinn,
Mag Brot und Oel empfangen
Er zum Gewinn.

Digitized by Google

Menschengeschlecht.

Da mein reinster Tugendbronnen
Nun die Strahlen der Monstranze
Schmückt und weiht: was ist dieß zweite
Himmelskleinod, das noch fehlt?

Der priesterliche Orden der Leviten mit Kelch und Hostie tritt auf.

Priesterorden.

Es ist Regen in der Wüste,
Ist der Bundeslade Manna,
Ist des Heilands Abendbrot,
Ist das reine Osterlamm,
Endlich ist es Christus Leib
In der Wahrheit und im Wesen,
Wie im Himmel, so auf Erden,
In Verkörperung der Stoffe,
Fleisch und Blut in Brot und Wein;
Fühlt dein Herz darnach Verlangen,
Wirst du seine Huld empfangen.
Speise ist's auf dürrer Haide,
Westluft über'm Sand der Wüste,
Lebensquell dem armen Waller: —
Dieß hier ist, o Mensch, das Kleinod!
Es umschließt in seinem Herzen
Speise, Stärkung, Weisheit, Leben,
Und es winkt dir zum Empfange,
Trittst du hin mit reiner Seele:
Gott in dir, und du in Gott.
Und damit du immer wissest,
Wo dein ewig Heil zu finden,
Und daß schneeig stets die Hostie
Am Altar der Gotteshalle
Blinke, ruh' sie nun für immer
Hier in diesem goldnen Schreine,
In der Hülle ew'ger Liebe;
Und nicht ganz so ohne Weisung,
Daß sich keine and're Deutung
In der Steine Sprache fände,
Thomás sagt: in dieser Speise
Ströme neu das Angedenken
Seiner Leiden, seiner Liebe.
Und der bunten Steine Seele
Flüstert aus der Farbenbrechung
Klar und einfach diese Deutung:
Der Rubin zeigt, wie der Heiland
Im Gebete sich ergossen,
Wie am Oelberg von der Stirne
Blutig heiß Rubine flossen.
Amethist du zeigst die Wunden,
Die ihm mit verruchten Händen
Schlug der Henker, dessen Geißel
Blau gestriemt die heil'gen Lenden.
Des Spinelles blut'ge Thränen
Künden jene Dornenkrone,
Die man der gesalbten Stirne
Aufgedrückt zum argen Hohne.
Wie das Feuer des Smaragdes
War das Todtenkreuz zu schauen,
Roh und schlecht war seine Fügung,
Und sein Schaft war unbehauen.
Wie der Topas bleich erschien er,
Da er mit dem Tod gerungen;
Falber Hauch umweht das Antlitz,
Kommt der Tod ins Herz gedrungen,
Und der Stoß der scharfen Lanze
Soll im Diamant sich weisen:
Denn mit seinen weißen Flammen
Blinkte auch das freche Eisen,
Da es eines Sünders Hände
Stießen in des Heilands Lende.

Menschengeschlecht.

Seelenvoller Tag der Weihe
Meine Zweifel sind verschwunden,
Denn ich hab in diesem Brote
Himmlische Arznei gefunden,
Und in Demuth will ich singen,
Sie mit mir, die mich umringen.

Menschengeschlecht und Musik.

Willkommen Himmelsspeise!
Willkommen Brot der Gnade!
Willkommen Lebenslust!
Willkommen mir, zur Reise
Am ird'schen Pilgerpfade,
Du Friede meiner Brust!

Gnade.

Nicht genügt der Dank in Worten,
Die zum Lob des Abendmahles
Im Gesang empor sich schwingen.

Menschengeschlecht.

Was könnt' ferner mir gelingen.

Gnade.

Eine Handlung sollst vollbringen.

Menschengeschlecht.

Weil es frei mir steht, zu wählen,
Sey's der Maler seiner Schande
Und mein Geist soll ihn beseelen.

Gnade.

Doch bevor das Werk beginnet,
Steig hinan du Hochgesang!
Weihen soll das Brot des Lebens
Feiertanz und Saitenklang!
Brennt empor ihr Kerzenflammen,
Blitzen gleich den Tag zu ehren,
Denn es soll im goldnen Rahmen
Sich der Weihe Bild verklären:
Fällt dann auf die Knie nieder,
Singt in Andacht Dankeslieder.

Musik.

Mensch, du darfst nun mit Vertrauen
Auf das Brot der Engel schauen,
Und die süße Himmelsgabe
Winkt dem Würdigen zur Labe.
Aber nahst du nicht mit Beben,
Nahst du frech mit Zuversicht;
Trinkst und ißt du nicht das Leben, —
Nein, — das ewige Gericht!

Die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die Geisteskraft, die Reinheit, der Schmerz, der Vorsatz, die Gottesfurcht und die Nächstenliebe zünden wunderbar flammende Fackeln an, und umschlingen sich in zwei feierlichen Tanzweisen. Unterdessen währt Gesang und Musik fort, und zuletzt verklären sie den Priesterorden in einem Flammenkranze, womit sich das Vorspiel endet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

69. Sonnabend, den 29. August 1835.

Leben, Wirken und Tod des Kaisers. Ein Charakter- und Zeitgemälde von Dr. A. J. Groß-Hoffinger. Entworfen bei Gelegenheit des Todes Franz I. am 1. März 1835. Stuttgart, Brodhag, 1835. 263, Anhang 78 S. 8. Mit 2 Abbildungen und einer Tabelle.

Die tiefe Trauer, welche überall herrschte, wohin die Nachricht von dem Ableben des letzten deutschen, und des ersten österreichischen Kaisers drang; die schmerzlichen Empfindungen seiner Unterthanen und die düstern Betrachtungen der deutschen Nachbarn werden im Eingange geschildert; schließlich erscheinen einige allgemeine Reflexionen über Fürstengröße und Fürstentugend. Hierauf verzeichnet der Verf. in zwölf Abschnitten die vorzüglichsten Ereignisse, welche unter dem höchstseligen Monarchen die äußere politische Stellung Oesterreichs herbeiführte; ihnen folgen Andeutungen über die innere Verwaltung in ihren verschiedenen Richtungen. Die Vollendung der Gesetzgebung; die Fortschritte der Industrie und des Handels; die Errichtung, Verbesserung und Dotation vieler Humanitäts-Anstalten; die Bemühungen zur Förderung der Geisteskultur und die dadurch erzielten Resultate; die Leistungen Oesterreichs im Gebiethe der Kunst und Wissenschaft, und zuletzt die allseitig bewirkte Steigerung der Vertheidigungskraft sind die Gegenstände, welche einzeln in Betrachtung gezogen werden, und die volle Würdigung des Regenten als solchen im Auge haben. Der 22ste Abschnitt enthält eine »Charakteristik seiner Persönlichkeit zur Vollendung des liebenswürdigen Charaktergemäldes, das zu entwerfen der Verf. versucht hat«, und der 23ste die Erzählung des so schmerzlichen Hintrittes. Das schöne, schon einzeln gedruckte Gedicht: »Die Nacht vom ersten auf den zweiten März 1835, Vision, zur Todesfeier weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I., von C. A. Kaltenbrunner« macht den Schluß. Der Anhang liefert unter andern aus der Wiener Zeitung: die Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten; einige Stimmen des Auslandes, die Rescripte Kaiser Ferdinands I. und eine kleine Sammlung der besten (?) Gelegenheitsgedichte. Diese sind an der Zahl vier: »Am Sarge ꝛc.« von J. B. Rupprecht; »Aschermittwoch 1835,« Canzone, würdig gehalten, und aus der hiesigen Theaterzeitung bekannt; »des Kaisers Leichenzug,« von M. G. Saphir, werthlos, und »Als Franz der Zweite starb,« Sonett aus dem Morgenblatte. Die »Stammtafel des Lothringisch-Oesterreichischen Hauses« ist eine schätzenswerthe Beigabe; die beiden Abbildungen sind gelungene Copien nach Wiener Originalien.

Einzelne Verstöße im Verlaufe des Textes haben wohl in der Raschheit der Ausführung ihren Grund; die Pietät der Gesinnung, welche durch das ganze Werklein sich vordrängt, verträgt keine Zurechtweisung derselben, zumal, da zu hoffen steht, daß sie der Verf. selbst in den angekündigten »Authentischen Beiträgen zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz des Ersten« berichtigen werde. Groß in der That war die Zeit, welche der tiefbeweinte Kaiser mitlebte, und auf die er vielseitig und kräftig einwirkte; — ob ihre Erscheinungen, und die Ursachen und Folgen dieser, schon jetzt der Beurtheilung, der Geschichte angehören, mögen wir nicht entscheiden. Unsere Enkel werden dem rastlosen Kämpfer für deutsche Unabhängigkeit, dem großen Familienvater die Denkmale gerechter und dauernder Würdigung setzen; bei einem Versuche der Gegenwart wird mit Recht die Individualität des Verfassers immer, mehr oder weniger, auf die Werthbestimmung Einfluß haben! —

Wir können diesen Artikel nicht schließen, ohne einen Blick auf die vielen Erzeugnisse zu werfen, welche als Aussprüche inniger Liebe und dankbarer Anhänglichkeit bei dem Tode des allgemein verehrten Monarchen an das Tageslicht getreten. Möge hier das erste Verzeichniß seinen Platz finden! Indem wir zusammenstellen, was die Zeitgenossen dargebracht, glauben wir zu einem künftigen Denkmale keinen unbedeutenden Beitrag zu liefern.

---

2. Austria's Trauer. Drei Reden, gehalten bei den feierlichen Exequien für weil. Se. Majestät den Allerdurchl. Kaiser Franz I. in der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, am 9., 10. und 11. April 1835, von J. E. Veith, Weltpriester und Domprediger an dieser Kirche. Wien, Mayer, 1835. II und 62 S. 8.

Gediegen, innig, wahr! — Wie schon des Verfassers Name Bürge, konnte Austria's Trauer kein würdigeres Organ finden; jede Seite gibt Belege.

Digitized by Google

3. Trauerrede auf den Tod weiland Sr. Majestät des Kaisers Franz des Ersten, gehalten in der Universitätskirche bei der Trauerandacht, welche die Lemberger Franzens-Universität für ihren erhabenen Stifter als Beweis der dankbaren Liebe am 18. März 1835 veranstaltete, von Gregor Jachimowicz, Weltpriester der griechisch-katholischen Lemberger Erzdiöcese, Doctor der Theologie, Professor der Religionswissenschaft und der Erziehungskunde an der Lemberger Universität. Lemberg, Schnayder. 14 S. 8.

Wahrhaft herzliche Worte der Erinnerung an das segensreiche Wirken des hinübergegangenen Monarchen im Allgemeinen, und zunächst im Bezuge auf Galizien.

---

4. Raccolta di quanto venne publicato in morte di S. M. I. R. A. l' Imperatore Francesco Primo colla descrizione delle pompe funebri celebratesi in Vienna, in Venezia, in Parma, in Treviso ecc. e di quella che avrà luogo nella *Metropolitana di Milano* nei giorni 7, 8 e 9 Aprile 1835 decorata di *sedici tavole in rame* rappresentanti il sarcofago e l' apparato del tempio di direzione e disegno del celebre artista *Alessandro Sanquirico*, membro dell' I. R. academia di belle arti ecc. Milano, *C. Tinelli*, 1835. 2 Bl. 48 und XXX S. mit 16 Abbildungen in 4.

Wie schon der Titel andeutet, enthält der erste Theil Uebersetzungen aus der Wiener Zeitung, dem Beobachter und andern deutschen Blättern. Hierauf folgen die Beschreibungen der Trauerfeierlichkeiten in Venedig, Verona, Treviso, Parma u. s. w., Circulare des Erzbischofs von Mailand, und des Bischofs von Pavia an den Klerus, und am Ende vier Gedichte von Bellisomi, Barabani und zwei Ungenannten. Der zweite Theil führt den selbstständigen Titel: Omaggio funebre che ti tributa nella Metropolitana di Milano alla gloriosa memoria di S. M. l' Imperatore e Re Francesco I. Aus der ausführlichen Beschreibung des Sarkophages, der Mittheilung seiner Inschriften und durch die 16 schönen Abbildungen erhalten wir eine lebendige Vorstellung von dem in jeder Beziehung höchst ehrenvollen Denkmale. Die Veröffentlichung durch den Druck, und die anständige Ausstattung werden überall die verdiente Anerkennung finden.

---

5. Leichenrede bei Anlaß des feierlichen Seelenamtes in Stockholm für weiland Se. k. k. Apostolische Majestät Franz den Ersten. Von J. L. Studach, Beichtvater Ihrer königlichen Hoheit der Kronprinzessin, und apostolischem Vikar in Schweden. Zweite Auflage. Wien, Mechitaristen, 1835. 16 S. 8.

»So ist Er denn nicht mehr, der fügende, lenkende, weise Fürst, der einst die Tafelrunde der Könige in seinem Hause sah, von denen keiner die Thore seiner Stadt verließ, der Ihn nicht wie einen Bruder liebte, weil Er von Herzen freundlich und zuverlässig wie ein Fels im Meere, und jeder überzeugt war, daß Er gerechter als der Gerechteste unter ihnen sey. So ist Er denn nicht mehr, der Alles prüfende, viel geprüfte Regent, der schlichte, leutselige, gabenreiche Vater seines Volkes, das Ihn jeden Tag in seiner Mitte wandern sah und durch die Straßen gehen, als ob Er sehen wollte, ob Aller Tisch gedeckt und keinem der Kinder etwas fehle; so ist Er denn nicht mehr, der umsichtige, ruhige, zuversichtliche Steuermann, der alle Klippen kannte und Wache hielt im Schiff, wenn alle schliefen, damit kein Sturm in die Segel führe ohne seine Obhut und sein Wissen, und wenn er kam, ihn an dem Steuer fand, die beschwingte Last auf den rollenden Wassern sicher in den Hafen zu geleiten.« (S. 8.)

---

6. Trauerrede bei den feierlichen Exequien für Se. Majestät Franz I. in der Domkirche zu Linz. Gehalten am 16. März 1835 von Joseph Schropp, Domprediger. Zum Besten der Privat-Blinden-Lehranstalt in Linz. Linz, Huemer, 1835. 16 S. 8.

7. Trauerrede auf Se. k. k. Apostol. Majestät Franz I. etc. Gehalten in der Kathedral-Kirche zu Linz am 17. März 1835 von Anton Prokop Stelzenthaler, Doctor der Theologie, Domherrn etc. Zum Besten der Privat-Blinden-Lehranstalt in Linz. Linz, Huemer, 1835. 32 S. 8.

8. Predigt bei den feierlichen Exequien für weiland Se. k. k. Apostol. Majestät Franz I. etc. etc. Vorgetragen in der Kathedral-Kirche zu Linz am 18. März 1835 von Dr. Gregorius Thomas, Bischof von Linz etc. etc. Zum Besten der Privat-Blinden-Lehranstalt in Linz. Linz, Huemer, 1835. 31 S. 8.

Die schönen Gesinnungen, welche sich in diesen drei Reden aussprechen, erhalten durch die Drucklegung und die Bestimmung des Ertrages zur Förderung einer der wohlthätigsten Humanitäts-Anstalten die würdigste Begründung. Die historische Haltung ist bei jeder vorherrschend, doch hat sich insbesondere die letzte die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie seit Leopold dem Babenberger Oesterreich zugenommen und groß geworden, und welche Richtung, welchen Erfolg die Kämpfe der neuesten Zeit gehabt haben.

Digitized by Google

9. **Piae Memoriae Francisci I. Caesaris modo defuncti Celsissimi atque Augustissimi Patriae Principis devotissime sacratum, ubi triduae *Cremifani* Caesarei funeris exsequiae fiebant. Carmen acrosticho-chronographicum. Author: P. Benedictus *Kittinger*, Professor C. R. Gymn. Cremifan. 1 Bl. in Folio.**

Motto aus der Aeneide: »Et statuunt tumulum et tumulo solennia mittunt«; die Anfangsbuchstaben geben: »Exitu Francisci Patris dolet solaturque pius amor.«

---

10. **Orazione funebre per le solenni esequie di S. M. Francesco I. Imperadore di Austria detta in Vienna il di 28 Marzo 1835 nella chiesa nazionale italiana dal Canonico *Secondiano Bruschi*, Uditore della nunziatura apostolica. Vienna, tipografia Mechitaristica. 23 S. 8.**

Umrisse zu einer Charakteristik des hohen Verewigten — mit vieler Wärme entworfen, und dem Gepräge der Persönlichkeit, der Stellung zu den Zeitverhältnissen entnommen.

---

11. **Trauerrede bei der von der k. k. Carl-Ferdinandeischen Universität veranstalteten Todtenfeier nach dem Ableben weiland Sr. k. k. Apostol. Majestät Franz des Ersten etc., den 21. März 1835 gehalten, und auf höheres Verlangen zum Drucke befördert von Jakob Beer, Priester des ritterlichen Kreuzherren-Ordens mit dem rothen Sterne, Doctor und emeritirten Dekan der Theologie, k. k. ordent. öffentl. Professor der Religionswissenschaft etc. Prag, Haase, 1835. 23 S. 8.**

»Den segensreichen Einfluß, welchen der verewigte Kaiser auf Wissenschaft und Religion genommen«; hat sich der Verf. zunächst zum Vorwurfe seiner Rede gesetzt, und wir müssen die Ausführung durchgehends als eine gelungene bezeichnen. Mehrere Stellen, besonders jene, welche den verkehrten Richtungen in der Literatur, dem Indifferentismus im Glauben entgegentreten, sind Stimmen der Wahrheit, werth allgemeiner Beherzigung. Eine Zeit, in welcher selbst Katholiken das rücksichtslose Verwerfen katholischer Ansichten als ein Zeichen der Aufklärung nehmen, in welcher Skribler ohne Kenntnisse und Charakter einen literarischen Ruf erhalten, weil sie den Glauben ihrer Väter schänden — eine solche Zeit bedarf der Stimmen tiefen Ernstes, starker Mahnung. Und wo dürften diese eine wirksamere Stellung finden, als bei Betrachtungen über die religiöse Richtung weiland K. Franz des Ersten? Das Beispiel gibt dem Worte Leben.

---

12. **Gedächtnißrede auf weiland Se. k. k. Apostol. Majestät Franz I. Gesprochen in der Hauptkirche zu St. Paul, am 22. März 1835, von G. Friederich, der Theologie und W. W. Doctor, evangel. Sonntagsprediger etc. Frankfurt am Main, Krug, 1835. 22 S. 8.**

Nicht ohne Absicht reihen wir diese Rede hier ein. Dem Menschen, dem Regenten, und dem Christen sind ihre Betrachtungen gewidmet; sie ist vorzugsweise in ihrer dritten Abtheilung ein schöner Commentar zu den Ansichten, welche in Nr. 11 entwickelt worden sind; und zwar um so treffender, als der Verf. einer andern Confession angehört. — Ueberdieß erschien uns S. 16 nachstehende Note bemerkenswerth: »Von einem noch lebenden, ehrwürdigen Zeugen der Krönungsfeier des letzten deutschen Kaisers Franz I. wurde mir nachfolgende interessante Vergleichung der Witterung am Krönungstage, mit dem Leben und den Schicksalen des hohen Verblichenen mitgetheilt:

»Der Morgen des Krönungstages brach trübe an, und als um 9½ Uhr der Zug sich nach dem Dome in Bewegung setzte, fing es an zu regnen. Der Regen fiel dichter und immer dichter, so daß der Kaiser, ohnerachtet des Thronhimmels, unter dem er ritt, ganz durchnäßt wurde und das Wasser von seinen Kleidern herabtropfte. Doch nicht freundlich bloß, sogar sehr heiter blieb der Kaiser, obgleich es nicht aufhörte zu regnen.«

»Während der heiligen Handlung im Dome war die Witterung veränderlich, doch wie um 3 Uhr, nach beendigter Feier, der Zug auf's Neue sich nach dem Römer bewegte, hatte es gänzlich aufgehört zu regnen, und als später der Kaiser im ganzen Ornate mit Zepter, Krone und Reichsapfel aus dem Kaisersaale auf den Balkon trat, um sich den Bürgern und dem versammelten Volke in seiner Pracht zu zeigen, da strahlte die Sonne in ihrem schönsten Glanze, kein Wölkchen trübte ferner den reinen Himmel des heitern Tages, dessen Abend einer der schönsten war.«

Literarische Notizen.

Unter den Adeligen, die sich in Spanien während der Regierung Karls II. nicht bloß als Dilettanten, sondern ernstlich mit der Kunst beschäftigten, hat Don Juan de Caramuel de Lobkowitz auf ein dankbares Andenken aller Kunstfreunde die gerechtesten Ansprüche. Im Jahre 1606 zu Madrid geboren, bildete er sich zu einem großen Gelehrten, und wurde, nachdem er das Ordenskleid der Zisterzienser angenommen hatte, Abt und zuletzt Bischof. Seiner gründlichen mathematischen Kenntnisse wegen zog man ihn bei Anlage von Festungen häufig zu Rathe. Er starb, nachdem er Prag und andere Städte befestigt hatte, als Bischof von Vigevano im Jahre 1682. Lobkowitz hat viele Schriften hinterlassen. Sein Hauptwerk führt den Titel: Cursus Mathematicus und besteht aus vier Bänden. Der dritte Band enthält die Mathesis Architectonica und

Digitized by Google

ist auch in's Spanische übersetzt. S. Arquitectura civil recta y obliqua considerada y dibuxada en el Templo de Gerrusalem. 2 Vol. 1687. Fol. Vergl. Antonio, Biblioth. Hisp. T. II. p. 669. — Es ist sehr zu wünschen, daß die Verdienste dieses seltenen Mannes bald in einer ausführlichen Biographie ihre Würdigung finden mögen!

Wie weit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Verdeutschungssucht gegangen, mag nachstehende Stelle aus einem damals vielgelesenen Buche beweisen: »Als nun der Erzkönig (Kaiser) aus seinem Tageleuchter (Fenster) die Weltfackel (Sonne) aufgehen sah, verrichtete er sein Gebeth vor dem Opfertische (Altare) und ging — lustwandeln.«

Von dem »Archive für Rheinische Geschichte, herausgegeben von Karl August Grafen von Reisach und P. A. Linde« ist so eben der zweite Band erschienen. (Coblenz 1835. VIII. 317 S. mit Tab. 8.) Alte historische Denkmale der Vergessenheit zu entreissen, und der Forschung und Benützung allgemein zugänglich zu machen, ist die nachahmungswerthe Aufgabe dieses Unternehmens; die Mittheilungen des vorliegenden Bandes sind in ihren Beziehungen von außerordentlicher Wichtigkeit. Ein Nekrolog der Abtei Engelport eröffnet den Reigen. Bei Aufhebung der Klöster wurde allenthalben wenig Rücksicht auf ihre literarischen Schätze genommen; um so mehr ist es an der Zeit, die noch vorfindigen Reliquien zu sammeln. Wie Vieles ging für immer verloren! Das adelige Frauenstift Engelport, in einer wilden Schlucht des Hundsrückens seitwärts zwischen Treiß und Beilstein gelegen, wurde von Philipp von Wildenburg um das Jahr 1262 gegründet; die vielseitigen Verbindungen des Klosters machen wie natürlich den Nekrolog zu einer reichhaltigen Quelle für die Genealogie und Geschichte dieser Gegend. — Von allgemeinerem Interesse ist die nächste Mittheilung: »Das alte Weisthum der Stadt Coblenz.« Diese Weisthümer sind wahre Fundgruben für unser Gewohnheitsrecht, und zeigen alle Veränderungen des Geistes und der Form desselben. Zudem geben sie viele Winke über Sprache und Sitten, und nicht selten Berichtigungen der Geschichte. — Die folgenden Beiträge: »Das Mann-Lehenbuch der Grafschaft Sayn,« »das Geschlechtsregister der Grafen von Sponheim von Zillesius,« geschrieben 1664, und mit Noten erläutert, so wie das »Urkundenbuch der Grafschaft Sponheim,« sind zur Geschichte der Grafen von Sponheim unentbehrlich. Diese Geschichte selbst, von Hrn. v. Stramberg bearbeitet, soll in einem der nächsten Bände erscheinen, und den vollständigsten Beweis liefern, daß die jetzt lebenden Fürsten von Sayn-Wittgenstein in dem so viel besprochenen Sponheimischen Surrogat- und Successions-Streit, als die wahren und einzigen Grafen von Sponheim mit allem Rechte auftreten können. — Den Schluß macht eine Abhandlung des Prof. Warnkönig in Gent: »De la législation Belge au moyen-âge.« Sie hat für die Rheinlande mehrseitiges Interesse, weil ihre älteren Rechtsverhältnisse mit Belgien an sehr vielen Gränzpunkten zusammentreffen. C.

Die Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund bis zum Jahre 1809, ein Beitrag zur Pommerschen Literaturgeschichte von D. Gottlieb Mohnike (Stralsund, Struk'sche Verlagshandlung, 1834, Kl. 4. 45 S.) ist eine um so erfreulichere Erscheinung, je weniger man bisher über jenen Theil Preußens in dieser Hinsicht aufgeklärt war. Der Verfasser beginnt seine Schrift mit der Bemerkung, daß Pommern im Vergleich mit dem benachbarten Mecklenburgischen (Rostock) erst spät eine Druckerei erhielt, findet aber eine Entschuldigung in eben jener Nähe und in der, plattdeutsche Werke an's Tageslicht fördernden Presse zu Wittenberg (1534 bis 1569). Die erste Spur einer Pommerschen Presse zeigt sich in Stettin, wo der Pastor Georg Rhete im Jahre 1563 seine Kalender in eigener Wohnung druckte, dessen Officin sich in seiner Familie bis 1696 vererbte. Georg fand Nacheiferer an Andreas Kellner (1576 bis 1592) und dessen Sohn Samuel (1619). Colberg, Stargard, Cößlin kamen viel später daran. Greifswalde war seit 1581, 1582 thätig, erhielt jedoch erst 1602 einen ordentlichen Drucker an Augustin Ferber. Eben damals (1582) fing auch in der nahen Stadt Barth ein gleiches Unternehmen an, dauerte aber nur bis zum Jahre 1604, in welchem Herzog Bogislav XIII. seinen Hof nach Stettin verlegte. Stralsund ward erst 1628, dem Jahre seiner Belagerung durch Wallenstein, damit versehen; früher benutzten dasige Gelehrte die Pressen von Rostock, Lübeck, Greifswalde, Barth, Stettin und Wittenberg. Der erste Drucker war Moriz Sachs (Saxo) aus Rostock, der 1629 Gebethe auf die gefährliche Lage der Stadt hervorbrachte; bald zerschlug er sich mit dem Magistrate und zog ab. An seine Stelle kam der ihm verschwägerte Augustin Ferber schon im nächsten Jahre. Ihm folgte Peter Schmidt, dann Michael Meder (aus einer ungarischen Familie), dessen Productionen von größerer Bedeutsamkeit und Menge waren. Seine Erben setzten das Geschäft fort bis 1715, während welcher Zeit manches auf Wallenstein Bezügliche daselbst erschien. Die Reihe beschließen J. Chr. Schindler und Witwe (1716 bis 1759), Hieronymus Johann Struck (bis 1771), dessen Sohn Christian Lorenz (1793), und Johann Struck (gestorben 1809); die Witwe des letzteren leitet seitdem das Ganze.

Julius Krone.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

70. Mittwoch, den 2. September 1835.

Vaterländische Dichtungen von Carl Ad. Kaltenbrunner. Linz 1835, gedruckt bei Friedrich Eurich. XII und 310 S. kl. 8.

Die deutsche Sprache und Literatur haben sich zu einer solchen Höhe und Breite herangebildet, daß der Dichter längst nicht mehr, gleich einem Orpheus und Linus, über seinem Volke steht, welches seinen Weissagungen in gläubiger Begeisterung lauschte. Vielmehr ist das poetische Element ein Strom geworden, auf welchem Jeder zu schiffen sich berechtigt fühlt, seitdem es Schiffe in Menge gibt. Ja, es existirt kaum ein gebildeter Mensch, der es nicht versuchte, seine innern Anschauungen metrisch auszusprechen, und ihnen so, wenigstens für sich, Dauer zu geben. In wie fern nun gleiches Naturell, gleiche Erlebnisse, gleiche Maximen sich gern in einander spiegeln, wird die öffentliche Mittheilung solcher poetischen Lebensmonumente immer Manchen wohl thun, und von ihnen mit Dank begrüßt werden. Die Bemühungen unserer großen Dichter haben hierzu eine Ausdrucksweise geschaffen, deren sich jeder Gebildete mit Bequemlichkeit bedient, und die Kritik hat dabei weiter nichts zu thun, als daß sie das Erschienene jener Sphäre zuweiset, aus der es geboren und für die es bestimmt ist, damit es nicht, ohne Anerkennung und Wirkung, in den Wirbel der täglich verrauschenden Lesewogen sich verirre.

Derselbe Fall tritt bei den vorliegenden Gedichten ein. Sie kündigen gleich auf dem Titel ihren schönen Ursprung und Zweck durch das Prädicat »vaterländisch« genügend an; und, wie sie jenen durch wohlthuende Wärme bewähren, so können sie gewiß seyn, diesen zu erreichen, und nicht nur denen, welche das herrliche Land ob der Enns seine Söhne nennt, sondern auch denen, die seine Schönheit in glücklichen Tagen genossen, ein freundlich Gedächtniß im Herzen hervorzurufen, und ihrem Dichter Liebe und Dank zu erwerben. Von diesem Standpunkte aus entschuldigt sich zugleich alles, was an einer anderen Sammlung mißfallen würde: die vielen Anmerkungen, die subjectiven, beschreibenden und andern längern Ergüsse, welche ohne jene patriotische Grundlage zu Gemeinplätzen würden; ja selbst die eingeschalteten prosaischen Aufsätze, von welchen man zum Theile, wie z. B. von jenem S. 60, nicht weiß, wie sie zu dem Rahmen von Dichtungen kommen, — und so manche Wiederhohlung dessen, was sich freilich das entzückte Gemüth gern ewig wiederhohlen möchte.

Die vorherrschende Gefühlsweise des Verf. besteht in einer dem Gegenstande völlig angemessenen heitern, anspruchslosen Herzlichkeit und gemüthlich elegischen Stille; die schöne Heimath gewährt seinem Geiste Blüthen der Erinnerung, Früchte holder Gegenwart und gläubige Zuversicht; die Natur, wie billig, wiegt vor; die Geschichte neigt ihre Zweige zu ihm herab, so wie der Zaubergarten der Sage; und auch dem modernen, öffentlichen und Privatleben fehlt es nicht an Gegenständen, denen das poetisch gestimmte Herz Farbe zu verleihen weiß. In mancherlei Formen bewegt sich der Rhythmus; das Sonett und die Stanze scheinen am Besten zu gelingen; der ehrwürdige Hexameter veranlaßt durch seine ungebundene Wogenhaftigkeit gern zum Ausschweifen und sich Ergehen; die sogenannten freien Versarten sollten immer mehr vermieden werden; nur das poetische Genie weiß sie zu beherrschen, und der Gebrauch nennt sie mit richtigem Takt »Knittelreime.« Die erzählenden Gedichte, aus deren ziemlich reicher Anzahl ich, der zweckmäßigen Behandlung wegen, die Ballade »der Hund« S. 238, auszeichne, werden in Gesellschaften, die sich der Deklamation freuen, Aufnahme finden, so wie die Sonette aus dem Salzkammergute den jährlich sich vermehrenden Pilgern in dieß Eden Freude machen. Wenn dem Verf. irgend ein Dichter, wie es der Fall zu seyn pflegt, vorzugsweise vorschwebte, dessen Form auf die seine wirkte, so scheint dieß Schiller gewesen zu seyn; dem er auch in dem Gedichte »an die edlen Frauen Oestreichs« S. 258 ein Votivbild als »dem Sänger Friedrich dem Großen« weiht, das freilich besser gemeint als ausgeführt ist, jedenfalls kürzer und in den Uebergängen minder willkürlich seyn sollte. Ueberhaupt sollten sich junge Dichter stets erinnern, daß ein lyrisches Produkt, und wäre es das freieste, kleinste, so gut wie jedes andere Kunstwerk eine in sich abgeschlossene, gegliederte Composition darstellen müsse, bei der nichts mangeln, nichts überflüssig seyn darf: eins muß das andere bedingen, eins aus dem anderen fließen, Beginn und Schluß, im Wesen des Gedichts begründet,

Digitized by Google

nothwendig erscheinen. Man untersuche Anakreon's, Göthe's, Beranger's hingehauchteste Liedchen: überall wird dieß Gesetz sich offenbaren. Wer es immer zu befolgen den Muth hätte, würde bald bemerken, daß seine Gedichte ohne Vergleich wirksamer ausfallen würden, als da er sich einem unbedingten Flusse überließ.

Um noch im Einzelnen Einiges zu bezeichnen, so hebe ich das Eingangsgedicht S. 1, Erinnerung an den Almsee S. 53, Schubert's Todtenfeier S. 71, An die Lieben in der Ferne S. 105 (nur wieder zu breit), Meine Ahnen S. 108, vorzüglich die meisten Sonette aus dem Kranze S. 173 u. f. (eine Form, in welcher sich der Verf. mit besonderer Freiheit, Liebe und Wirkung bewegt), Unter der Linde zu St. Magdalena S. 220, als am gelungensten hervor. Die Erinnerung an den Almsee insonderheit treibt im Verfasser jederzeit einige poetische Blüthen feineren Aroms und er mag hier seine besten Tage gelebt haben. Nur in dem Gedichte an Pauline S. 228, bei Ueberreichung eines Bildes vom Almsee, bedient er sich ohne Glück eines längst verbrauchten Motivs, nämlich einer Variation auf: Kennst du das Land —? Die Charaden sind ohne besondere Würze, die ein so wohlfeiles Gericht zu Ehren bringen könnte; manches Gedicht scheint der Pointe seine Existenz zu danken; manches ist nicht eben im strengeren Sinne vaterländisch; auf dichterische Originalität oder Tiefe der Lebensresultate macht der bescheidene Verf. ohnehin keinen Anspruch. Auch bedeutenden Männern, welche sein Vaterland gehegt, bezeugt er seine Pietät, und, wenn er auch an Mayrhofer ein gefühltes Lied richtet, S. 233, so wär nur zu wünschen, daß er diesen Dichter etwas charakteristischer bezeichnet hätte; denn bei dem: »Still bescheid'ner, edler Sänger u. s. w.« denkt man eher an einen zarten, kaum gereiften Dichterjüngling, als an den ernsten tiefen Sänger Memnons, Prometheus, des Hades, und der Einsamkeit.

Nach diesen Andeutungen überlasse ich jedes weitere Kritteln den Recensenten, die sich glücklich fühlen, wenn ihr Dichter einmal »Höhe« und »Wehe«, »prüfe« und »Tiefe« »Gott« und »Tod« zu reimen das Unglück hat, — die dann, im Gefühle ihres eigentlichen Berufs, die interessantesten Druckfehler herauszukitzeln bemüht sind, und schließlich einige tiefe Orakel über Lyrik, Form, und Setzerlohn mit in den Kauf geben; — und bescheide mich damit, das Büchlein, das Eurich's Druckerei in Linz nicht übel ausgestattet hat, Freunden vaterländischer Erinnerungen, für die allein es eigentlich geschrieben ist, zu empfehlen, indem ich ihm, als freundlichsten Geleitsbrief, die Worte seines Verfassers mitgebe:

(S. 105.) Wenn im feierlichen Schweigen
Sich des Tages Rauschen legt,
Leises Flüstern in den Zweigen
Nur des Haines Laub bewegt;

Wenn das Herz, wie alle Räume,
Still der Geist des Friedens füllt,
Dämmerung in süße Träume
Traulich Erd' und Himmel hüllt;

Wenn des Mondes irrer Schimmer
Silbern Thal und Land erhellt,
Führt das zaub'rische Geflimmer
Mich zurück zur innern Welt.

Bei des Abends stillen Sternen,
Bei dem Schimmer der Natur,
Blick' ich liebend in die Fernen,
Leb' ich der Erinn'rung nur.

— — — — — — — — — — —

Tönt der Sang der Philomelen,
Süßen Elegien gleich,
Dann, ihr fernen, lieben Seelen,
Sehnet sich mein Herz nach euch!

— — — — — — — — — — —

Fühlt ihr dann in heil'ger Stunde
Einer Sehnsucht tiefen Drang, —
Ist's die geistig stille Kunde,
Die vom fernen Freund' erklang.

Und von Sympathie durchdrungen,
Tief gemahnt vom innern Seyn,
Horcht dem Gruß, der euch erklungen,
Und in Liebe denket mein!

D. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Der Oster-Meß-Catalog für das Jahr 1835.

(Zweiter Artikel.)

III. Verleger.

Groß ist unser Jagdrevier,
Leipzig bleibt das Hauptquartier;
Uns're Schar ist nun gesichtet,
Zunftvereinlich eingerichtet;
Auch der Nachdruck mucket nimmer
Bei dem Schwaben, bei dem Wiener,
Und der Autor bleibt wie immer
Unser ganz ergeb'ner Diener.

Dem Meß-Cataloge ist am Schlusse das Namenregister der Verleger beigefügt. Zur dießjährigen Ostermesse haben im Ganzen 487 Verleger die Produkte ihrer Pressen ausgebothen. An Menge und Gehalt des zu Tage Geförderten findet die größte Verschiedenheit Statt. Im Durchschnitte kommen von

Digitized by Google

den 3393 fertig gewordenen, in die deutsche Literatur-Matrikel aufgenommenen Schriften 7 Nummern auf den einzelnen Verleger; rechnet man noch die 319 Bücher in fremden Sprachen, und die 111 Landkarten hinzu, so fällt auf den Kopf eine beiläufige Durchschnittsquote von 8 Nummern.

An der Spitze steht, der Quantität nach, Basse in Quedlinburg mit 74 Artikeln. Diese Verlagshandlung behauptet seit einer Reihe von Jahren den unverkümmerten Ruhm eines Augiasstalles, in den sich der Auskehricht der deutschen Literatur zusammenstäubt. Ein Blick in den Basse'schen Verlags-Katalog mag diesen Ausspruch erhärten. Sudeleien aller Farben, Fabriksarbeiten eines jämmerlichen Schreibgesindels, das um Wochenlohn aus zehn Büchern ein eilftes auskrebst, Hülfs- und Nothbücher, Kompendien und treue Rathgeber, die aus hülf- und rathlosen Gänsekielen gequollen, Lektüre, durch deren löcherigen Boden die jungen Herren und Fräulein des modernen gesellschaftlichen Tons den unwiderstehlichen Zauber ihres geistigen Verkehrs sieben, — diese, nebst hirnlosen Geistergeschichten und hohläugigen Liebeshändeln sind die ausgedunsenen Pilze, die oft über Nacht in solcher Keller-Atmosphäre emporwuchern. Ich will hiermit der genannten Buchhandlung eben keinen Vorwurf machen, sie gleicht hierin dem holländischen Kaufmanne, der ohne Bedenken mit allen Artikeln handelt, die ihm Vortheil bringen, — und bekanntlich ist der holländische Kaufmann der schlaueste. — Die Reimer'sche Verlagshandlung in Berlin lieferte 71 Artikel. Die Cotta'sche Buchhandlung (sammt Filialen), die solideste Firma in ganz Deutschland, trat mit 52 Nummern, lauter ausgesuchten Kerntruppen, auf. Cotta hat sich an der Muttermilch der deutschen Literatur kräftig und reich gesogen. Es ist nur pflichtschuldige Dankbarkeit, wenn sein Haus nun, wo der allzufreigiebige Lebensquell in gar zu viele Kanäle abgeleitet wird, ein Nahmhaftes zum Frommen der Jünger unternimmt, deren Meister einst die Grundsteine zu seinem Bau gelegt haben. Der andächtige Manz in Landshut strengte sich dießmal in seinem frommen Eifer zu 50 Erscheinungen an. Der germanisirte Gallier Levrault in Straßburg warf 44 Geschützkugeln auf die Leipziger-Messe, wovon aber kaum die Hälfte gezündet hat. Metzler in Stuttgart, eine Firma von gutem Klange, förderte 42 Arbeiten an's Licht. Die Brockhaus'sche Handlung, deren Stamm erst dann einen sichern Halt gewann, als er seine Wurzeln in den befeuchtenden Conversations-Lexikon einschlug, lieferte 39 Artikel; Reitzel in Kopenhagen 36, und Hoffmann und Campe in Hamburg 35. Eben so viele Nummern förderten auch Haase Söhne in Prag zur Welt, denen mithin der Ruhm der größten Produktivität unter allen Buchhandlungen Oesterreichs gebührt. Der wachsame Hahn in Hannover ließ 34 Mal seinen Ruf vernehmen, und der emsige Schlosser in Augsburg lieferte zu 31 literarischen Schränken den Schlüssel der Publicität. Der wackere Arnold in Dresden trat mit 29, der beharrliche Steinkopf in Stuttgart gleichfalls mit 29, und der betriebsame Goedsche in Meißen mit 28 Nummern auf. Die ausgezeichnete Perthes und Besser'sche Handlung in dem, an gute Kost gewöhnten, freisinnigen Hamburg lieferte 27, und Fr. Perthes eben daselbst noch insbesondere 16 Werke. Duncker und Humblot in Berlin, dann Franz in München bothen 27 Früchte ihres Verlages aus; Fr. Fleischer in Leipzig und Mayer in Aachen 26. Eben so viele Erscheinungen ließ Gerold in Wien vom Stappel laufen. Diese Buchhandlung erfreut sich bei ihren ausländischen Collegen eines bedeutenden Credits. Sie ist darauf bedacht, durch sachkundige Commis einen lebhaften Vertrieb zu unterhalten. Günstige Zeitverhältnisse und das fleißige Umschicken des, aus Frankreich und England herübergeangelten Köders haben die materiellen Kräfte dieser Handlung auf eine nahmhafte Höhe gefördert. Sie ist in der That die reichste und eingerichteste Sortimentshandlung in Oesterreich; ihr Verlag hingegen ist von geringer Bedeutung. Eine, auf literarischer Bildung basirte Leitung ist wohl bei den Meisten unserer Verlagshandlungen ein fühlbares Bedürfniß.

An die genannten Buchhandlungen reihen sich hinsichtlich der Quantität der emancipirten Verlagsnummern: Barth mit 25; Baumgärtner, Hinrichs, Leske und Voigt mit 24; Baetheker und Schubothe mit 23; Vetter und Rostovsky mit 22; der wackere Weidmann gleichfalls mit 22; Herold, Kollmann in Leipzig, Marx und Comp., und der mit neuen Schwingen einen schönen Flug wagende Brodhag mit 21; Voß, Friese, Humerich, Lössllund und Kollmann in Augsburg mit 20 Artikeln u. s. f., bis zu jenen Mignon-Verlags-Unternehmen herab, die es nur von Zeit zu Zeit und mit größter Anstrengung wagen, ein Zeichen ihres Daseyns von sich zu geben.

Der deutsche Buchhandel hat durch den, vor zehn Jahren aus seinem inneren Leben hervorgegangenen Börseverein die Gestalt einer großen, vielgliederigen, auf freiwilliges Uebereinkommen basirten Handelsgesellschaft angenommen. Die Tendenz, das Wirken und der fortwährende Zustand dieser Gesellschaft liegen in dem Börseblatte für den deutschen Buchhandel deutlich ausgesprochen. Der Zweck, den dieser Verein der Idee nach ins Auge gefaßt hat: »sittliche Förderung des höchsten Gemeingutes der Menschheit,« ist groß und erhaben; er ist analog mit dem Zwecke der ältesten aller Gesellschaften, die sich Realisirung des Menschenwohls durch Vermehrung der humanistischen Potenzen als Aufgabe gestellt haben. Der angedeutete Zweck soll durch ein wahrhaft kolossales Mittel, durch die deutsche Literatur, erreicht werden. Sehr schön gesagt! Ob es aber einem Vereine von Buchhändlern je gelingen wird, den Riesenkörper der deutschen Literatur so ganz auf eigene Faust zu bewältigen und zu lenken,

Digitized by Google

bleibt mehr als problematisch. Nach meiner Ansicht hätten doch auch die deutschen Literatoren selbst hier ein Wörtchen mitzusprechen. Ins Mitleiden werden sie zwar stets gezogen, von den Mitfreuden bleiben sie aber gewöhnlich ausgeschlossen. Man bedenke nur, daß es vielen Buchhändlern eigentlich gar nicht um die Literatur zu thun ist, daß den Meisten nur der gute Absatz ihres, zufällig aus Geistesprodukten bestehenden Waarenlagers am Herzen liegt. Faßt man das Wirken des genannten Vereins näher in's Auge, so wird die Schattenseite nicht entgehen. Diese macht sich bemerkbar in dem Bestreben, das allgemeine Interesse der Literatur nur in so weit zu fördern, als es mit den Privatinteressen der Buchhändler vereinbar ist, in dem Bestreben, dem Buchhändler eine monopolistische Stellung gegen das Publicum und eine diktatorische gegen den Schriftsteller zu sichern. Man muß allerdings mit gebührendem Lobe anerkennen, was der Verein gegen Nachdrucker und buchhändlerische Strauchdiebe vorgekehrt hat. Es ist großentheils der Einwirkung des Vereins zuzuschreiben, daß bei der deutschen Bundesversammlung alle ferneren Bedenken gegen die Erklärung der Widerrechtlichkeit des Büchernachdrucks behoben wurden; und daß mit Beschluß vom 2. April d. J., in Folge des Artikels 18. litt. d. der Bundesakte, der Nachdruck allgemein verbothen und die Nothwendigkeit anerkannt wurde, das schriftstellerische Eigenthum nach gleichförmigen Grundsätzen festzustellen. Der Buchhandel hat in dieser Beziehung die Sache des Schriftthums als berufenes Organ vertreten, und sich dadurch gerechten Anspruch auf den Dank der Autoren erworben. Eben so lobenswerth sind die Bemühungen des Vereins, welche auf die anzuhoffende Erlassung eines allgemein gültigen Censurgesetzes hinzielen, um somit den buchhändlerischen Verkehr zu erleichtern und den Uebelstand zu beseitigen, daß ein, in einem deutschen Staate mit Censurbewilligung gedrucktes Buch, bei dessen Einfuhr in einen andern deutschen Staat neuerlich der Censurbehörde des Landes unterworfen werden muß.

Andererseits wird aber das Wirken des Vereins immer einseitig bleiben, und nie mit voller Kraft durchdringen, wenn er sich nicht den alten Spruch: Audiatur et altera pars, vor Augen hält. Der Verein ist Partei und Richter in eigener Sache. Wer vertritt bei ihm die Rechte der Autoren? Wer bürgt für eine strenge, naturrechtliche Auseinandersetzung des Mein und Dein zwischen Schriftsteller und Verleger? Der Buchhändler erscheint nicht mehr als Bevollmächtigter des Schriftstellers, er usurpirt dessen ganze Rechtssphäre. Dieses Mißverhältniß ist in unserm guten Deutschland schon lange eine drückende Kalamität. Selbstverlag wäre wohl die kräftigste Repressalie gegen Verlagswucher. Aber wie viele Schriftsteller sind wohl in der günstigen Lage, wie Freiherr v. Laßberg, die Früchte ihres Talentes den Geierklauen des Buchhandels entwinden zu können? Die Meisten werden durch den schreienden Bedarf des Augenblickes geknechtet, und müssen so den Seelenpakt mit den Tropfen ihres Herzblutes unterschreiben. Von Seite der Buchhändler ist hierin keine Nachgiebigkeit, keine Anerkennung, keine Abhülfe zu erwarten. Sie haben das Organ in den Händen, mit dessen Hülfe sie jeden einzelnen Emancipationsversuch durch hundertstimmiges Geschrei übertäuben können. Selbst die Berichte in der allgemeinen Zeitung über die Resultate der Leipziger Büchermessen sind ganz aus der Seele der Buchhändler geschrieben. Ihnen wird vollkommene Verlagsehre eingeräumt, während der Schriftsteller nur nebenbei gedacht wird. — Die Schriftsteller hätten hier vor Allem den Wahlspruch: Aide toi, et Dieu t'aidera, zu bedenken. Möchte doch das Rechtsverhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger durch die großen Rechtsgelehrten unserer Nation vorerst zur evidenten Klarheit gebracht werden! Hierauf wäre durch einen Verein von Schriftstellern ein, den wirklichen Bedürfnissen angemessenes Regulativ der hohen Bundesversammlung bittweise vorzulegen, welche laut des oben angezogenen Beschlusses vom 2. April d. J. sich zur Erlassung eines, das schriftstellerische Eigenthum schützenden Gesetzes bereits hingeneigt zu haben scheint.

(Der Schluß folgt.)

Literarische Notiz.

In den Erzählungen und Fantasiestücken von Eduard Duller (zwei Bände, Frankfurt am Main 1834) spielt der Böse eine ganz auffallend große Rolle. Mit Recht sagt ein ausländisches Blatt: »Ohne den Erbfeind thut der Verf. nun einmal nichts. Er wird es noch so weit bringen, daß man von ihm sagen muß: der leibliche Gottseibeiuns sei seine Muse, die er anruft. Merkwürdig ist immer, daß die Franzosen, welche jetzt doch Alles wagen, sich nicht leicht an die Verkörperung dieses brüllenden Löwen machen; selbst Sue geht ihm aus dem Wege, oder sucht seine Bekanntschaft nur aus gemessener Ferne; die Engländer aber fürchten sich vollends (und in Sachen der Kunst mit Recht) vor ihm. Nur die deutschen Fantasiestückmacher behandeln ihn ganz wie ihres Gleichen, oder wohl gar wie einen guten Freund, der ihnen einen Morgenbesuch macht.«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

71. Sonnabend, den 5. September **1835.**

Der Oster-Meß-Catalog für das Jahr 1835.

(Schluß.)

IV. Schriftsteller.

Promethiden! Promethiden!
Wie zerstreut ist Eure Schaar;
Weh! in Euren eignen Reihen
Wird die Schande offenbar.
Von der Presse greisem Bengel
Ist geflohn der gute Engel,
Und erstickt in Eurem Herze
Ist die Scheu vor Druckerschwärze.

Die Namen der vorzüglicheren, im Meß-Cataloge erscheinenden Schriftsteller wurden bereits unter der Rubrik Bücherschau Nr. II. angeführt. Es erübrigt nur noch im Allgemeinen ein Wort über die öffentlichen Verhältnisse der Schriftsteller auszusprechen. Wir müssen von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß Gelehrte und Schriftsteller, als solche, unter einer eigenen, von allen übrigen bürgerlichen Verhältnissen ganz abgesonderten Verfassung leben; sie bilden eine geistige Republik. In dieser Urform besteht das Reich des Geistes seit seiner Begründung, seit der schriftgemäßen Ausbildung der Sprache. Diese geistige Republik ist kein Staat im Staate; sie verträgt sich mit allen rechtlichen Formen der bürgerlichen Gesellschaft; ihr Gebieth ist das der Intelligenz, ihr Wirken kommt daher mit den materiellen Interessen des Lebens nur dann in eine Kollision, wenn letzteren eine, dem vernunftgemäßen Gebrauche entgegen strebende Richtung gegeben wird. Dieser Freistaat erkennt keine andere Primatie, als die der Idee. Sein letzter Zweck ist Erhebung, Veredlung des Menschengeschlechtes; sein Wirken — Verfechtung des Wahren und Schönen gegen die Attentate philisterhafter Gemeinheit und ränkevoller Schlechtigkeit; seine Stärke ruht in der unwiderstehlichen Macht der Ueberzeugung, seine richterliche Gewalt in der öffentlichen Meinung; seine Waffen sind die Gedanken, und sein fernhintreffendes Geschoß ist das geflügelte Wort. Alle Staaten der alten und neuen Zeit haben das Reich des Geistes als unabhängig anerkannt und garantirt; ja sie haben sogar erprobt, daß geistige Ausbildung die sicherste Stütze bei Durchsetzung ihrer eigenen Zwecke sei. — Schriftsteller und Gelehrte sind die Bürger dieses Freistaates. Jeder hat die heilige Pflicht, das Wohl seines geistigen Vaterlandes in der ihm durch Beruf zugewiesenen Sphäre nach Kräften zu fördern. In dieser Beziehung gebührt den Schriftstellern aber auch das Recht eines, von der bürgerlichen Gesellschaft anerkannten Standes, den der deutsche Sprachgebrauch auch schon vorlängst mit dem Worte Lehrstand bezeichnete. Ich will hier keineswegs der eben so schädlichen, als unausführbaren Absonderung in Kasten und der Begünstigung des Zunftwesens und Kastengeistes das Wort sprechen. Ich fordere nur Anerkennung der, dem Schriftsteller, als Vorfechter der höchsten Interessen der Menschheit, gebührenden Würde. Der größte Theil der Schriftsteller, namentlich solcher, die sich mit den sogenannten Fachgegenständen beschäftigen, wie: Aerzte, Juristen, Theologen, Chemiker u. s. w. nehmen fast meistens einen, die Deckung ihrer materiellen Bedürfnisse sichernden Rang ein, und genießen wenigstens jene Achtung, die ihnen ihre bürgerliche Stellung einräumt. Welche Garantie für Sicherung der äußeren Verhältnisse hat aber der Historiker, der Philosoph, der Aesthetiker (wenn sie nicht zugleich auch ex cathedra dociren) und zumal der Dichter, der freundlichste Spender der schönsten Gaben der Unsterblichen?

Die Unheilstifter aber, die am Meisten zum Verfalle des Schriftthums beitragen und das Ansehen der Literatur verkümmern, sind in den Kohorten der Schriftsteller selbst zu suchen. Hieher gehören die Pfuscher und die Renegaten. Die Ersteren, meistens Schwachköpfe und Ignoranten, drängen sich mit beispielloser Dreistigkeit in einen Tempel, dessen Pforte den Profanen verschlossen bleiben sollte. Sie wollen ein Instrument spielen, von dessen Behandlung sie keinen Begriff haben. — Auf sie paßt vollkommen Hamlet's Parabel von der Flöte. In der Rathlosigkeit der Verleger finden derlei Sudler das Mittel, ihren der Stampfe geweihten Trödel auf den Büchermarkt zu bringen. Die Renegaten hingegen, meistens fähige, oft reichbegabte Köpfe, haben die Fahne der guten Sache verlassen und kehren die Waffen gegen ihre eigenen

Digitized by Google

Brüder. Sie halten an keiner Tendenz fest, sondern huldigen der Stimmung des Augenblickes, sie ziehen das Hohe herab in den Schlamm der Gemeinheit, geben ihre bessere Ueberzeugung für den Köder der Menge hin, und verdächtigen zugleich den Ausspruch jener, die sich die Veredlung ihrer Mitmenschen ernstlich angelegen seyn lassen. Diese Chamäleone sind um so gefährlicher, weil sie den Magen der großen, leichtgläubigen Menge durch ihr leckeres Schauessen dermaßen verderben und öde machen, daß er die Kost der Wahrheit nicht mehr aufzunehmen und zu verdauen im Stande ist. Ein anderer Umstand, der auf den Kredit und die unabhängige Stellung der Schriftsteller sehr schädlich einwirkt, ist das Unwesen der Dedikationen an hohe und vermögliche Personen. Dieß heißt den Bettelsack vor die Thüre hängen. Derlei Dedikationen werden in den Ausgabebüchern der Angesungenen unter der Rubrik Almosen aufgeführt, und nach demselben Maßstabe honorirt.

Um den angedeuteten Gebrechen abzuhelfen, wäre es höchst erwünscht, wenn Schriftsteller im engeren Sinne des Wortes, namentlich Aesthetiker und Dichter, eine jährliche Versammlung hielten, bei welcher sie zur Verwahrung der Interessen des Schriftthums die geeigneten Vorkehrungen treffen und vor Allem die Palingenesie einer durchgreifenden Kritik veranlassen könnten.

Q. Horati (Horatii) *Flacci Satira* (Satyra) libri primi nona, quam versibus redditam germanicis et commentario instructam edidit Frid. *Roeder*. *Lipsiae* 1835. 40 S. 4.

Stände der gute Flaccus aus seinem Grabe auf, und sähe er die bunten Uebertragungen seiner Schriften; so fände er mindestens in Betreff seiner Satyren den reichhaltigsten Stoff zu einer neuen Satyre, und würde ihr ohne Zweifel die Ueberschrift geben: »An meine Uebersetzer.« Indeß müßte er auch gerade da wieder am billigsten und schonendsten verfahren, weil er als Satyricus eben so in der heterogenen Modetracht seiner Zeit auftritt, wie Aristophanes mit seinem Soccus, und somit gleich diesem für die späte Nachwelt ewig eine räthselhafte Maske bleiben wird. Es ist ja die Satyre, wie das Lustspiel, ein getreuer Reflex der Mitwelt, ein sclavisches Organ derselben, ein stechendes Ephemeridenthierchen, das nur für die Gegenwart lebt, surrt und flattert, und nur als farblose Mumie auf die Nachwelt kommt.

Der Verfasser des vorliegenden Werkchens fühlte tief die Schwierigkeit, das Todte gewisser Maßen wieder zu beleben, und spricht laut seine Klage darüber aus, obwohl er Vorgänger genug hatte, die ihm den steilen Weg schon ziemlich gangbar gemacht haben. Ihm standen Hunderte zu Geboth; er beruft sich aber vornehmlich nur auf Voß und Kirchner, welche dem Geiste des Originals auch wirklich am nächsten gedrungen sind. Wir haben alle drei mit dem Urtext zusammen gehalten, können aber nicht umhin zu gestehen, daß Röder's spätere Bearbeitung wenig oder nichts vor seinen Mitgenossen voraus habe. Er wollte eigenthümlich seyn; er wollte sich, wie er selbst gesteht, von den andern unabhängig machen; das ist entweder Selbstsucht oder übertriebene Furcht vor der Beschuldigung eines Plagiats; kurz, ein Uebelstand, der sich damit rächt, daß er der Wahrheit eben so wenig nahe kommt, als seine Vorläufer. Hätte er doch aufgenommen, was nicht bestimmter und bündiger mehr zu geben war, und nur da seine Goldkörner eingereiht, wo er unedles Metall oder gar Schlacken in der Kelle fand. Betrachten wir z. B. den 4. und 5. Vers:

Arreptaque manu: Quid agis, dulcissime rerum?
Suaviter, ut nunc est, inquam; et cupio omnia, quae vis.

Röder übersetzt:

Nimmt mich sogleich bei der Hand: Mein Herzensmännchen! was machst du?
So weit gehts ja nach Wunsche! versetzt' ich: ergebenster Diener!

Dulcissime mit Herzensmännchen gegeben, will mir eben so wenig gefallen als das Voß'sche: trautester Schatz; jenes dünkt mich etwas verächtlich, dieses zu kleinlich und kindisch; Kirchner sagt dagegen: theuerstes Freundchen. Ferner stehen bei Röder die Frage und die Antwort: »Was machst du? — und: So weit geht's ꝛc. nicht in logischer Folge, wie bei den andern beiden; und überhaupt drückt der ganze fünfte Vers den Sinn des Urtextes nur kümmerlich aus. Im folgenden Verse überträgt er das Numquid vis? mit: Beliebst du vielleicht was? — was offenbar hart klingt. Dagegen weiset er V. 27 dem Voß eine offenbare Unrichtigkeit nach (Queis te salvo est opus). Wer wird ferner die Uebersetzung dieses einfachen und klaren Satzes (V. 45) billigen können: Nemo dexterius fortuna est usus. — Röder: So hat noch Niemand gescheidter (?) sich zu pussiren (?) gewußt, als (?) du. Gegen den Schluß der Satyre aber finde ich Röder's Uebertragung meist flüssiger und bündiger als die seiner Vorgänger, nur ist er mit dem Versbau noch lange nicht im Reinen, da sein Hexameter eben so oft der wohltönenden Cäsur entbehrt, als er vom gähnenden Hiatus überströmt; z. B. ich stehe allein da; er mußte erscheinen; fragte er wieder; nickte und blickte ihm ꝛc.

Dagegen erscheint uns der Verf. in seiner Praefatio, wo er von der Wesenheit der Satyre im Allgemeinen handelt, in seinem Argumentum, wo er die vorliegende erörtert, und schließlich in seiner Enarratio, worin er die eben benannte Vers für Vers interpretirt, und durchaus eine so gediegene, kräftige und zierliche (lateinische) Sprache schreibt, wie sie uns gegenwärtig selten begegnet und erfreut, als ein gründlicher und allseitiger Kenner der alten klassischen Literatur, als ein tüchtiger Commentator; kurz, als ein Philolog, dem es mit der

Digitized by Google

Wissenschaft eben so sehr Ernst ist, als es dem guten Winkelmann mit der Kunst war, wenn ihn auch der unsichere Pfad mit seinen Krümmungen, gleich diesem, manchmal vom rechten Ziele abführt:

Maxima pars vatum — decipimur specie recti.

J. Moshamer.

Bilder aus der Fremde.

(In Briefen an Freunde.)

I.

Dissentis in Graubünden am 11. August 1835.

Meinem Versprechen gemäß theile ich dir jene Beobachtungen mit, die ich auf meinem dießjährigen Ausfluge in die Fremde im Gebiethe der Länder- und Völkerkunde bisher gemacht habe. Es fällt nicht so leicht, während der Reise selbst, die einzeln aufgefaßten Bilder zu einem befriedigenden Panorama zusammenzustellen. Sinn und Gemüth werden durch fortgesetztes Beschauen so sehr nach Außen geführt und durch den Reiz der Abwechslung und Neuheit dergestalt bewältigt, daß der trunkenen Seele kaum eine nüchterne Stunde erübrigt, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen und das Erschaute niederzuschreiben. Reise-Skizzen haben daher meist ein dithyrambisches Gepräge. Ich werde in meinen Mittheilungen nur von der Natur und dem Menschen sprechen; alle sogenannten Reiseabenteuer, worin die Individualität des Berichterstatters die Hauptrolle spielt, sollen ausgeschlossen bleiben. — Meine Reise ist mir um so angenehmer, da ich sie in Gesellschaft eines biederen, fein gebildeten Landsmannes mache, und somit immer einen Repräsentanten der Heimath vor Augen habe, mit dem ich auch in der einsamsten Sennhütte meine Ideen austauschen, und mich in unser unvergleichliches Wien und in den Kreis unserer edlen Freunde zurückträumen kann.

Oberösterreich, Salzburg und Tirol.

Die schöne Alpenregion in Oesterreich ob der Enns, Salzburg und Tirol ist fast jedem Inländer, wenigstens aus gelungenen Schilderungen, bekannt. Ich eile daher so schnell an ihr vorüber, wie der rastlose Eilwagen, aus dessen Fenstern man, wie in einem Guckkasten, die Gegenden sich abspielen sieht. Da mir der Weg bis Landeck, dem Marksteine des Ober-Innthales, aus früheren Ausflügen wohlbekannt war, so traf ich überall alte, gute Freunde. Es stehen noch die alten Berge. Der Traunstein schaut noch immer ernst, aber Vertrauen einflößend in das gemüthliche, sorgfältig bebaute Oberösterreich hinein. In Linz nimmt jeder Fremde die, den Verkehr beflügelnde Eisenbahn in Augenschein, und wirft nebenbei auch einen ungewissen Blick auf die, ganz anderen Zwecken gewidmeten Befestigungsthürme. Je öfter man Salzburg besucht, desto reitzender scheint seine unvergleichliche Lage. Die Geselligkeit ist in diesem nunmehrigen Kreis-Hauptorte und alten Erzpriestersitze weit heimischer, als in mancher Provinzial-Hauptstadt. Das nahgelegene Reichenhall ist nun ein Bild des Jammers. Es liegt noch fast ganz in Schutt und Ruinen. Leider wird es wieder nach dem alten Plane mit engen, krummen Gassen aufgebaut. Der Umstand, daß man, um von Salzburg nach Tirol zu gelangen, daß baierische Gebieth überschreiten muß, macht, der verwickelten Zollmanipulation halber, einen höchst lästigen Aufenthalt. Man sagt, es werde ein neuer Verbindungsweg auf österreichischem Territorium hergestellt werden. Diese Straße würde natürlich um Vieles länger seyn. Der Reisende dürfte es aber vorziehen, um ein Paar Posten weiter zu fahren, als sich den Umständlichkeiten des Kommerzial-Gränzzollamtes Unken auszusetzen. Die Alpennatur von Reichenhall bis an die Gränze Tirols ist schauerlich erhaben. Die höchsten Felsenmassen stürzen ohne Mittelgebirg fast senkrecht in die Tiefe hinab. Der Kniepaß hält den Vergleich mit den Pontaffeln und der Finstermünz aus. Wohlthuend ist der Uebertritt in das von der Natur reich ausgestattete, von einem biederen Volke bewohnte Unter-Innthal. Nicht minder schön, aber viel enger, und daher auch weniger fruchtbar zieht sich das Ober-Innthal entlang den Krümmungen des Inns hinauf. Die Bewohner der beiden Thäler unterscheiden sich merklich in Sitten und Kleidertracht von einander. Die Tracht der Männer im Unter-Innthale ist pittoresk, und im Zillerthale sogar über allen Vergleich schön; das Gepräge seiner Bewohner ist ein offener, gerader Sinn; der deutsche Dialekt nähert sich dem Oesterreichischen. Die Ober-Innthaler hingegen sind verschlossener, ihre Tracht ist nachlässiger, ihre Mundart nähert sich dem Allemanischen. Auffallend ist ihr Hang zur äußeren Gottesverehrung. Selbst an kleinen Orten trifft man zwei, oft drei Gotteshäuser. In Innsbruck wimmelte es von Reisenden, namentlich Engländern. Tirol wird von Jahr zu Jahr mehr von Fremden besucht. Alle, die die italienische Reise unternehmen, ziehen von München, dem Pyräus des Landes der Kunst, durch Tirol über den Brenner gerade nach Verona, wo man das Studium der Malerei mit einem Hauptzweige der venetianischen Schule beginnen kann. Auch Tirols großartige Gebirgsnatur zieht viele Reisende an. Tirol kann sich in dieser Beziehung mit der Schweiz messen; es steht nur hinsichtlich der großen Seen und der Wasserfälle zurück. Dafür hat sein Volk weit mehr Nationalität und Charakter, und überragt auch die Schweizer in neuerer Zeit an historischer Bedeutsamkeit. Der Name Andreas Hofer tönt vom Munde jedes Reisenden. Der Weg von Innsbruck über den Schönberg, den Brenner, entlang des Stromgebiethes der Eisach bis nach Botzen und in das Etschthal ist ein fortgesetzter Schauplatz der Heldenthaten dieses kühnen, kräftigen Bergvolkes. Der Himmel gebe, daß das Ueberhandnehmen der Zugvögel keinen nachtheiligen Ein-

fluß auf die Sitten ausübe, wie dieß in den Nachbarländern nach West und Süden der Fall war.

Von Landeck, das einst den geächteten Friedrich mit der leeren Tasche mit offenen Armen aufnahm, laufen zwei Hauptstraßen aus, die westliche führt über den steilen Arlberg nach Vorarlberg und an den Bodensee, die südliche stellt mittels der höchst merkwürdigen Kunstbahn über das Stilffer-Joch und Bormio die Verbindung mit Italien her. Auf letzterer zieht man durch das, von hohen Alpen eingeengte Oeţthal(?) dem Laufe des brausenden Inn entgegen, der sich mit unbezähmbarer Wildheit durch Schluchten und Niederungen eine Bahn bricht. Außerhalb Pfunds gelangt man durch die Finstermünz, einen der merkwürdigsten, aber grauenvollsten Gebirgspässe. Die Felsen schießen, wie kolossale Wände zusammen, der Inn schaudert mit Donnergebrülle seine schäumenden Wogen hindurch, eine Brücke und Gemäuer beherrschen den Uebergang. Der Torrente hat schon lang von den Felsen die Blutspuren weggeleckt, die furchtbare Gefechte in der älteren und neueren Zeit an der Finstermünz zurückgelassen haben. Hat man die Höhe des Passes erreicht, so kehrt der Blick nur mit Grauen an dessen Eingang zurück; man möchte wie Dante ausrufen:

Per me si va nella città dolente!

Von der Finstermünz führt rechts der Rebellensteig, ein nunmehr untersagter Saumweg, nach Graubünden. Die Hauptstraße verläßt den Inn, und zieht sich nach Nanters hinauf. Von hier gelangt man durch ein, troţ seiner Höhe ziemlich fruchtbares Thal, an drei zusammenhängenden Seen vorüber nach Mals, in dessen Nähe das Marienberger Kloster auf dem Abhange eines Berges ein malerisch schöner Punct ist. Von Pradt steigt das Terrain bedeutend; bei Trafoi, wo die riesige Ortelsspiţe ganz in der Nähe ihr Haupt erhebt, und nach allen Seiten ihre Gletscher aussendet, beginnt Eines der größten Werke der Straßenbaukunst neuer Zeit. Die Riesenbahn führt durch die Regionen der Schneelinie über das, 8610 Par. Fuß hohe Stilffer-Joch, und hart an der Helvetischen Gränze über das Wormser-Joch und die Via di Braulio in die uralte italienische Stadt Bormio (Worms). Dem steilen Berge mußte durch Kunst und Kraft der Boden zur nöthigen Straßenbreite abgerungen werden. Die Chaussee ist fast durchgehends gemauert, den häufigen Gießbächen wurde ein Beet unter der Straße gegraben, bequeme Stellen zum Ausweichen und starke Geländer schüţen gegen Unfälle. Alle Puncte, die vom Sturze der Lavinen bedroht werden, sind durch Gallerien gesichert. Diese Gallerien sind auf der Italienischen Seite aus Stein, auf der Tiroler Seite aber leider nur aus Holz erbaut. Leţtere dürften schwerlich der zerstörenden Kraft der Feuchtigkeit lange widerstehen. Ihre Wiederherstellung wird mit großen Kosten verbunden seyn, da diese Gegend sehr holzarm ist, während sie einen Ueberfluß an Bausteinen besiţt. Drei Gallerien auf der italienischen Seite sind sogar durch den Fels gesprengt, Stellenweise findet man geräumige Gebäude zur Beherbergung der Reisenden, denen Schnee oder andere Hindernisse das Weiterkommen unmöglich machen. Auf der Spiţe trifft man ein Gränzzollamt und ein Posthaus. Wie angenehm überrascht es, mitten in einer so unbarmherzigen Natur fühlende Menschen zu begrüßen!

Doch wir kehren nach diesem Ausfluge an die Gränze Italiens nach Nanters zurück, und den Berg hinab nach Martinsbruck. Der Inn rauscht hier, Land und Menschen trennend, vorbei. Wir überschreiten die Brücke, und gelangen auf fremden Boden, nach

Graubünden.

Die Unterjochung der cisalpinischen Gallier und Ligurer durch die Römer führte schon frühzeitig Flüchtlinge in die Gebirge Graubündens, dessen kriegerische Bewohner den Gesammtnamen Rhäzier trugen. Unter den Bürgerkriegen kamen neue römische Auswanderer und geächtete Flüchtlinge hinzu. Unter Augustus, im Jahre Roms 739, wurde die Unterwerfung Rhäziens durch Drusus bewirkt, der, durch den tridentinischen Paß vordringend, sich des Gebirgslandes bemeisterte. Verfolgte Christen fanden Sicherheit in den rhäzischen Gebirgen, und führten den neuen Glauben unter den Bewohnern des heutigen Chur ein. Rhäzien blieb lange Zeit ein Bollwerk Italiens gegen die Einfälle der Barbaren. Unter Konstantin dem Großen scheint bereits das Bisthum Chur begonnen zu haben. Während der großen Völkerwanderungen blieb der römische Volksstamm in dem, von feindlichen Schaaren oft durchstreiften Graubünden dennoch unverdrängt. Im sechsten Jahrhunderte kam Rhäzien unter die Herrschaft der Franken, die daselbst das Lehenwesen einführten, aber den Einwohnern ihr römisches Recht ließen. Die Zahl der Klöster vermehrte sich. Aus der Zelle des Einsiedlers Sigisbert entstand (614) das berühmte Kloster Dissentis. Pipin erbaute das Schloß Hohentrins und Marschlins in Churrhäzien. Carl der Große trennte die bischöfliche und gräfliche Gewalt und wirkte auf die Kultur des Landes segensreich ein. Unter den schwachen Karolingern nahm jedoch die Anmaßung der geistlichen und die Zügellosigkeit der weltlichen Machthaber überhand. Im zehnten Jahrhunderte wurde das churische Komitat öfters von den schwäbischen Herzogen verwaltet. Rhäzien erlangte in dieser Zeit durch die Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche eine große militärische Wichtigkeit. Das Bisthum Chur erhielt eine Reihe von Schenkungen; die Urkunden machen sich nur durch den Barbarismus der Sprache bemerkbar.

(Die Fortseţung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

72. Mittwoch, den 9. September 1835.

Bilder aus der Fremde.

(Fortsetzung.)

Unter den Hohenstaufen gelangte Rhäzien als Herzogthum unter die Oberherrlichkeit des schwäbischen Kaiserstamms. Die mailändischen Kriege gaben dem churrhäzischen Gränzlande große Wichtigkeit. Zu dieser Zeit hatte fast jedes der vielen Schlösser sein adeliges Geschlecht. Unter Friedrich I. und II. ließen sich viele deutsche Ansiedler in Churrhäzien nieder; derlei Kolonien sind: Rheinwald, Davos, Obersaxen, Avers u. s. w. Die freien Kolonien erhielten Privilegien. — Nach dem Erlöschen der schwäbischen Herzoge (schon seit 1250) erhoben sich die Freiherren von Vaz als die mächtigsten des rhäzischen Adels. In der Folge wurde unter diesem der Einfluß des Hauses Habsburg vorherrschend, dem auch das Bisthum Chur anhing. Der Abt von Dissentis knüpfte am 29. August 1319 das erste eidgenössische Verhältniß. Die drei Bisthümer Trident, Brixen und Chur verbanden sich (1323) zur Beschirmung ihrer Rechte gegen Jedermann. Während der italienischen Bürgerkriege flüchteten viele Geächtete nach Ober-Engadin. Verfolgte Religionssekten suchten Rettung im Gebirge, wo schon in frühen Zeiten freie Ansichten nicht gehemmt werden konnten. Daher kam es, daß die romanische Sprache des Ober-Engadins sich der italienischen mehr näherte und den Namen Ladin beibehielt. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts waren Herrscher in Churrhäzien: Der Abt von Dissentis, die Herren von Belmont, die Freien von Sax, die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg, die Freiherren von Rhäzüns, die Grafen von Werdenberg-Sargans, von Toggenburg, von Aspermont, die Herren von Haldenstein und der Bischof von Chur. Diese Geschlechter schwächten ihre Kräfte durch fortwährende Fehden; doch in den Niederlagen seiner Herrscher erwachte das Selbstgefühl des Volkes. Im fünfzehnten Jahrhunderte entstanden die ersten Bündnisse im Innern, aus denen sich allmählig nach den Landschaften die noch jetzt bestehenden drei großen Bünde: Der Gotteshaus-, der obere graue und der Zehngerichte-Bund entwickelten. Willkür und Gewaltthätigkeiten von Seite der Machthaber gaben die Veranlassung zu diesen Bündnissen, die von den drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und den Gemeinden geschlossen wurden. Der obere graue Bund ward am 16. März 1424 unter dem berühmten Ahorn bei Truns im Oberlande beschworen, dem der Zehngerichte-Bund am 30. April 1436 folgte, nachdem der Gotteshaus-Bund schon viel früher das erste Beispiel gegeben hatte. Seit 1450 begannen die drei Bünde mit einander im Einverständnisse zu handeln. Aus mehreren gleichzeitigen Urkunden und Thatsachen erhellt die Vereinigung der genannten drei Bünde zu Einem Staatskörper, indem jeder derselben unmittelbar dem Andern die Bundespflicht angelobte. Dieser Staatskörper, der unter wechselnden Geschicken seine Unabhängigkeit bis auf die Gegenwart behauptete, erhielt den gemeinschaftlichen Namen: der graue Bund, Graubünden. Das mit Entbehrungen aller Art vertraute Gebirgsvolk verfertigte sich nämlich lange Zeit selbst seine Kleidungsstücke, die aus grobem Tuche von roher Schafwolle bestanden. Da nun die schwarze und weiße Wolle eine graue Mischung gab, so hatten alle Kleider eine dunkelgraue Farbe. Die Männer, die zur Beschwörung der erwähnten Bündnisse zusammentraten, erschienen alle in grauen Röcken, aus welchem Umstande ihr Bund den Beinamen des grauen erhalten haben soll. Noch jetzt ist in Graubünden, namentlich in Unter-Engadin, und in einigen anderen Thälern schwarzgrau die Lieblingsfarbe des Landvolkes. Nach der ersten französischen Revolution ward Graubünden mit der Republick Helvezien vereinigt, und im J. 1804 trat es förmlich der Eidgenossenschaft bei, in deren Bundeskörper es einen der größten Kantone mit 87.900 Einwohnern bildet, dessen Interessen dermalen bei der allgemeinen Tagsatzung in Bern durch einen eigenen Gesandten vertreten werden.

Graubünden wird unter allen Kantonen der Schweiz am Wenigsten von Fremden besucht. Es ist daher wenig gekannt, obgleich es an Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Natur keinem andern Kantone nachsteht, an Nationalität der Einwohner aber gewiß Alle übertrifft. Die erste Eigenthümlichkeit des Landes, die dem Reisenden auffällt, ist die romanische (rhäzische, churwälsche) Sprache, die in den meisten Gegenden Graubündens, insonderheit im Grauen- und im Gotthaus-Bunde, die herrschende ist; in andern Gegenden, besonders

Digitized by Google

im Zehngerichten-Bunde, wird Deutsch, und in einigen Ortschaften des Gotthaus-Bundes auch Italienisch gesprochen. Die romanische Sprache soll einer Volkssage nach schon von Rhätus, einem Heerführer des Tyrrhenischen oder Hetrurischen Volkes (500 Jahre v. Ch.) hieher verpflanzt worden seyn. Das eigentliche Entstehen der romanischen Sprache aber, so wie das der ladinischen in den Thälern Engadins läßt sich aus den obigen historischen Andeutungen entnehmen. Der Unterschied zwischen beiden Mundarten ist nicht groß, und die Bewohner der verschiedenen Landestheile verstehen sich gegenseitig ziemlich gut. In Folge der häufigen Kriegszüge, die ihren Weg über Graubünden nahmen, wurde das Romanische (Romansch de la Ligia grischa), so wie das Ladinische (Romansch d' Engadina ner Ladin) mit einer Menge Wörter aus fremden Sprachen bereichert, dafür aber wurden die ursprünglich römischen Wörter theils verdrängt, theils verderbt. Man kann sagen, daß das Romanische, die Sprache von Surset, ein Gemische von lateinischen, spanischen, französischen, italienischen und deutschen Etymologien ist. Das Ladinische, die Sprache von Surselva, ist dem Lateinischen viel treuer geblieben, und nähert sich unter den Töchtersprachen noch am Meisten der Spanischen.

Die Romanische Literatur ist sehr arm. Das älteste in dieser Sprache gedruckte Buch ist der Katechismus des Stephanus Gabriel, Pfarrers zu Ilanz, v. J. 1611. Das neue Testament wurde zuerst von seinem Sohne Luzi Gabriel, übersetzt und im Jahre 1648 gedruckt. Das alte Testament wurde aber erst 1718 von mehreren romanischen Pfarrern übersetzt, und mit dem neuen Testamente vereint in Folio herausgegeben. Die nunmehr aufgehobene Universität Dillingen, wo vormals die katholischen Graubündner häufig Theologie studirten, hat mehrere, im Geiste der Jesuiten abgefaßte Gesang- und Erbauungsbücher in romanischer Sprache herausgegeben. Mir kam Folgendes zu Gesichte: Consolaziun della Olma devozinsa, quei ei Canzuns spirituaias de cantar enten Baselgia sur tut Onn, sin las Fiastas de Nies Segner, de Nossa Donna, a dils Soings (Trost der andächtigen Seele, d. i. geistliche Gesänge in der Kirche durch das ganze Jahr zu singen, an den Festtagen unseres Herrn, unserer Frau und der Heiligen) la quarta Editiun. Stampau a Dilingen tier Leonard-Brönner, Stampadur de l'Universitat, gl' Onn 1796. 8. 439 S. Diese Kanzonen sind meistens metrische Uebersetzungen lateinischer, spanischer und italienischer Kirchenlieder. — Ueberdieß traf ich noch einige Gesetzbücher in ladinischer Sprache. Außer einer, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Dissentis gedruckten Sprachlehre für die beiden Mundarten von Surset und Surselva erschien in neuerer Zeit von Math. Conradi, Pfarrer zu Andeer, eine Grammatik und ein Wörterbuch zur Erlernung des Romanischen. — Im Munde des Volkes leben überdieß viele Lieder und Sangweisen, deren Inhalt die etwas materielle Liebe des Aelplers und die Freuden des Weins vorzugsweise behandelt. Diese Lieder gleichen an Ton, Naivität und Eigenthümlichkeit der schalkhaften Wendungen mehr den slavischen, als den deutschen, italienischen, spanischen oder französischen Volksliedern. Mehr als Beleg der Sprache, denn seiner poetischen Vorzüge halber, will ich hier ein Lied mittheilen, das zugleich eine historische Bedentsamkeit erlangt hat, indem es bei Gelegenheit der vierten Säkularfeier des grauen Bundes am 16. März 1824 unter dem berühmten Ahorn bei Truns abgesungen wurde.

A nus plai bein quei grond Ischi,
S' il qual nus pintgs ruschnaven si,
Sur nus cantaven ils utschals
Sut nus pischigiaven ils cavals.

De leu veseven nus chistials,
En quels fugaven grons tirans,
Grad quels rafaven nos vadials,
Migliaven quels sco tons utschals.

De quei nos Babs en seschnui.
— Eung vesend lur feglias pridas vi
Sut questa plonta en serimnai,
De nos Signiurs bein consiglai.

Lur meuns leu tier Diaus ulzau,
Leu seuni et engirau
De sedefender, stai uni
Ne rech ne pauper schar piti.

Ils prepotens en uss' schveni
Et uss' lur meis' ei prida vi,
C'nls aliai pli ferm uni
Durmin pli bein sut quei Ischi.

Lein legier ora buns Signiurs
Che hagien grond quitau per nus
Et a nus procurien bien ruaus;
Diaus sei semper bein ludaus!

Ich versuche es, in der Eile eine deutsche Uebersetzung davon zu liefern:

Heil, Ahorn, dir, der Stärke Thron!
Wir klimmten auf dich als Kinder schon,
Von oben schallte Vögelgruß,
Die Rosse sprangen um deinen Fuß.

Von dir aus sah'n wir Schlösser viel,
Der mächtigen Zwingherren Spiel,
Die Kälber, so sie raubten dreist,
Als wären's Vöglein, aufgespeist.

Schmach sank auf unsrer Väter Haupt,
Denn manche Tochter ward geraubt,
Drum einten sie nach gutem Rath
Sich unter diesem Baum zur That.

Zu Gott erhoben sie die Hand,
Als Bundesschwur für's Vaterland:

Digitized by Google

Zu schirmen kühn ihr Hab' und Gut,
Zu wehren sich mit festem Muth.

Zersplittert ist der Frevler Kraft,
Ihr Tisch ist nun hinweggerafft,
Verbündet läßt sich's besser nun
Im Schatten dieses Ahorn's ruhn.

Die guten Obern unsrer Wahl
Bedenken unser Heil zumal
Und betten uns in Sicherheit;
Gelobt sei Gott in Ewigkeit!

Der Kanton Graubünden, der vierzehnte im Range der Eidgenossenschaft, enthält einen Flächenraum von 140 geographischen Quadratmeilen, und wird nur von dem Kanton Bern an Ausdehnung übertroffen. Das ganze Land wird von hohen Gebirgszügen durchschnitten, deren höchste Spitzen sich zwar nicht über 11.000 Pariser Fuß erheben, die aber dennoch äußerst rauh sind, und eine Menge von Gletschern und Schneefeldern darbieten. Der Thäler sind 60, theils Haupt-, theils Nebenthäler, von denen sich mehrere zu wahren Bergschluchten zusammendrängen. Die vorzüglichsten Thäler sind: jenes des Vorderrheins (das Oberland), des Hinterrheins, des Albula, das Innthal (Engadin) und das Prettigäu. Man hat kein vollkommenes Bild der Schweiz, wenn man nicht Graubünden gesehen. Die Natur steht kaum irgendwo in so furchtbarer Erhabenheit da, wie in diesem Alpenlande, sie hat hier an der Formation der Gebirge alle Launen ihrer gestaltenden Kraft verschwendet. Die Nationalität der Bewohner trägt noch mehr dazu bei, um der Scene das Gepräge des Fremdartigen zu verleihen. Doch wir kehren auf die Bahn unserer Reise zurück.

Von Martinsbruck aus führte uns der Weg in das merkwürdige Thal Engadin, in der Landessprache Engiadina genannt. Dieses Thal, eines der schönsten und reichsten in der Schweiz, zieht sich entlang des Inn bis an dessen Quellen hinauf. Es wird in Ober- und Unter-Engadin eingetheilt. Seine Länge von Maloja bis Martinsbruck beträgt 18 Stunden. Seine Bewohner sind reformirt. Sie wandern häufig in die Fremde, und verlegen sich gern auf Zuckerbäckerei, auf Kaffehschanken und Mandolettikrämereien. Nicht selten kehren sie wieder mit dem durch ihre Industrie erworbenen Reichthum in ihre heimischen Thäler zurück. Wir gelangten über Strada und Remüß, wo sich eine ladinische Druckerei befindet, an eine Brücke, die in schwindelnder Höhe über eine Felsschlucht gespannt ist, an deren senkrecht emporsteigender Wand die Ueberreste eines kühn aufgebauten alten Zwingherrnschlosses bemerkbar werden. In Schuols, das hart an einer Bergschlucht gelegen ist, findet man einen vortrefflichen Sauerbrunnen, dann Schwefel- und Salzquellen. Die ganze Gegend, in der die Natur sich ihrem ungezügelten, wildschönen Gange überlassen hat, ist unerschöpflich reich an Mineralwässern. Das in der Nähe, am rechten Ufer des Inn gelegene alte Schloß Tarasp ist eines der größten und erhaltensten Monumente des Mittelalters. Die Landschaft bis Guarda zeigt sich Abends in einer wirklich zauberhaften Beleuchtung. Der Weg führt über die Höhe des Mittelgebirges, wo die schönsten Wiesen ihre reiche Blumenflur ausbreiten. In der Höhe über den Saum des kahlen Alpengesteins ragen die ehrwürdigen Häupter der Gletscher und Eisberge herein. Tief unten im Thale braust der Inn durch eine eingeengte Waldschlucht; die sich wie eine schwarze Schlange durch das blühende Hochland krümmt. Außerhalb Guarda wird das Innthal breiter, und der Weg zieht sich wieder an die Ufer des ungestümen Stromes hinab. Von Suß führt ein Fußsteig nach Chur über das unwirthbare Fluelajoch. Auf dem Wege bis Cernetz trafen wir stellenweise auf altes Gemäuer, dessen massive Struktur mich lebhaft an die alten verlassenen Häuser und römischen Warthürme in den Apeninnen und im Albaner und Sabiner Gebirge erinnerte. Von Cinnscel führt ein zweiter, nur im Sommer gangbarer Saumweg über die 7820 Par. Fuß hohe Scaletta nach Chur. Der Bergrücken Casanna schließt das Thal vom Unter-Engadin. Die Bewohner dieses Thales kommen wohl unter allen Schweizern mit den Fremden am wenigsten in Berührung; ihre Sitten sind daher rauh, aber einfach und naturgemäß. Ihre Kleidertracht ist schwarzgrau, sie ist nichts weniger als malerisch. Die schwarze, durch ein Sturmband festgehaltene Haube und der lange talarähnliche Rock gibt den Frauen ein düsteres Ansehen. Die Gesichtsfarbe ist bleich, von Schnee und Sonne verbrannt. Der Schnitt des Gesichtes ist durchgehends römisch; doch ist die antike Schönheit in den überernsten Gebirgen verloren gegangen. Die Hauptnahrung besteht aus Milch, Brot, vortrefflichem Käse und aus luftgedörrtem Rindfleische. Der Wein wird aus Veltlin eingeführt. Im Ganzen gleichen die Unter-Engadiner in ihrer Lebensart wohl noch mehr den Hirten auf der römischen Campagna, als ihren deutschen Nachbarn.

Das Thal von Ober-Engadin ist 7 Stunden lang, und 1/4, höchstens 1/2 Stunde breit. Es enthält 13 Seen, wovon aber 8 sehr unbedeutend sind. Der Winter dauert hier 9 Monate, und selbst in den drei Sommermonaten muß man zuweilen die Stube heitzen. Manchmal liegt im Juni und Juli das ganze Thal voll Schnee, und selbst bei der größten Hitze vergeht kaum eine Woche ohne Reif. Vom April bis September herrscht bei schönem Wetter, von 9 Uhr des Morgens bis 5 Uhr Abends, der Südwind. Im Winter fällt das Quecksilber im Thermometer bis auf 24 Grade Reaumur unter den Gefrierpunkt; das Thal ist dann mit 4—5 Fuß tiefem Schnee bedeckt. Von Ende November bis Mai sind die Seen fest zugefroren. — Die Sitten der Ober-Engadiner sind minder einfach. Die Kleidertracht ist nicht mehr national. Es ist auffal-

Digitized by Google

lend, die Bauerndirnen beim Heuen wie Wiener Stubenmädchen gekleidet zu sehen, denen sie auch an Gefallsucht und geziertem Wesen nichts nachgeben. Diese Manieren werden durch die aus der Fremde zurückkehrenden Engadiner eingeschwärzt. Die Männer haben Muth und Neigung zum Soldatenstande. Sie verdingen sich gern als Söldlinge in fremde Heere, und wenden sich dießfalls nach Neapel, weil sie reformirt sind, und folglich in der päpstlichen Armee keine Austellung finden. — Zuz, das am Eingange von Ober-Engadin liegt, erfreut sich des mildesten Klimas im ganzen Thale. Von Pont (an der Brücke) führt ein Saumweg, der bis zur Höhe von 7520 Par. Fuß aufsteigt, über den Albula nach Chur. Samaden ist eines der schönsten Dörfer in der ganzen Schweiz. Hier trafen wir viele arme Tiroler, die zur Zeit des Heuens in Engadin um Taglohn arbeiten. Ueberhaupt gibt Engadin den benachbarten Tirolern in Handwerk- und Feldarbeiten viel zu verdienen. Die Tiroler kaufen dafür wieder Kommerzialwaaren, die sie mit Lebensgefahr durch die furchtbarsten Schluchten, über die steilsten Gebirge schleppen, und in Tirol einschmuggeln. Es wäre grausam, und wohl auch unausführbar, wenn man diesen armen Leuten ihren nothdürftigen Erwerb verkümmern wollte. — Von Samaden gelangt man nach dem hochgelegenen Marktflecken S. Moriz, der die kräftigsten Mineralwässer in der ganzen Schweiz besitzt. Die Quelle entspringt eine halbe Stunde außer dem Orte auf einer sumpfigen Wiese, zwischen den beiden Seen des Inn. Die Umgebungen von S. Moriz sind reitzend. Der Inn bildet bei dem daranstoßenden See einen schönen Wasserfall. Mehrere Thäler zweigen sich hier aus, und die herrlichsten Gletscher umstarren den Horizont; der großartigste darunter ist der wenig bekannte Gletscher von Roseggio. Eine große Naturmerkwürdigkeit biethet der Gletscher von Rocosecco dar, auf dessen horizontales Eis-Plateau durch fortwährende Lavinen eine Menge Erdreich aufgerollt wurde, worauf nun eine reiche Alpen-Flora wuchert. So sprießt auch aus manchem erstarrten Menschenherzen eine Frühlingsblüthe. Silvaplana liegt malerisch in der Mitte zweier Seen, denen weiter oben bei Sils noch ein viel größerer folgt. In der Nähe entspringt der Inn am südlichen Abhange des Septimer aus dem kleinen, eisigen See Longhino; er führt dort den Namen Aqua d'Oen. Bald nach seinem Ursprunge bricht er sich eine Bahn durch fünf Bergseen, die ihn mit ihren Gewässern bereichern. — Von Silvaplana und Casaccia führen zwei Bergstraßen in die Landschaft Oberhalbstein, die erstere über den Julier, die zweite über den Septimer. Wir zogen die Erstere. Der Julier schließt sich an die nördliche Alpenkette von Engadin. Die Straße erhebt sich durch ein wüstes, rechts und links von Schneebergen umstarrtes Urgebirg bis zur Höhe von 6830 Fuß. Auf der höchsten Spitze des Joches findet man zwei Marksteine, welche unter dem Namen Säulen des Julius Cäsar bekannt sind. Diese Säulen gleichen den römischen Meilenzeigern, sind 4 Fuß hoch, und aus rohem Granit, dem Grundgesteine des Gebirges; man gewahrt daran weder Sockel, noch Piedestal, noch irgend eine Inschrift. In dieser Region hört alle Vegetation auf; grauenvolle Schluchten gähnen von allen Seiten empor, die Straße bettelt sich nothdürftig am Rande der Abgründe hinweg. Beim Herabfahren überraschte uns die Nacht, jeder Schritt vorwärts drohte Gefahr; man muß sich hier ganz dem sicheren Instinkte der Gebirgspferde überlassen; so fuhren auch wir auf gut Glück in das Reich der ewigen Finsterniß hinab. Ein tobendes Gebirgswasser brauste uns zur Seite einher, es war ein Seitenarm des Hinter-Rheins. Bei Stalla oder Bivio vereinen sich die beiden Straßen über den Julier und Septimer. Dieser Ort ist der höchste in der Landschaft Oberhalbstein. Der Schnee schmilzt dort erst gegen Ende Juni und stellt sich mit Anfang Oktober wieder ein; er fällt auch oft mitten im Sommer bis zur Höhe von zwei Fuß. Dessungeachtet wachsen auf diesen Höhen sehr nahrhafte Kräuter, und es werden die Schafe sogar aus Bergamo hieher auf die Weide getrieben. — In Stalla lebt eine Familie Catilina, die muthmaßlich recta linea von den geächteten und flüchtig gewordenen Verwandten des Erzfeindes der römischen Senatoren abstammt. Die Familie besitzt alte Schriften und Urkunden, die jene Abkommenschaft authentisch beweisen sollen. Die jetzigen Catilina sind aber arme Hirten und nichts weniger als stolz und anmaßend. Die Familienmutter Catilina ersuchte in eigener Person unseren Kutscher um Besorgung eines Auftrages in Lenz. Wir hatten Gelegenheit ihre Physiognomie zu beobachten, es lag darin etwas von altrepublikanischem Stolze, der aber in dem langwierigen Kampfe mit Kummer und Elend seinen kathegorischen Imperativ eingebüßt hatte. — Es sey Jedermann gerathen, den Weg von Stalla bis Lenz ja nicht im Wagen zu machen; denn was man dort eine Fahrstraße nennt, dürfte bei uns schwerlich als Fußpfad gelten. Das Fahren über Felsenmassen von 2 Fuß Höhe oder über jäh abschüssige Steinplatten von 20 Schritt Länge ist eine Kleinigkeit. Unser Kutscher war noch dazu das Ideal eines Phlegmatikers. Wir hielten ihn stark im Verdachte, daß er Astronomie betriebe, denn an den schauderhaftesten Abgründen, wo die Räder nur in der Entfernung eines Zolles vom zeitlichen Verderben vorbeihuschten, ließ er sich's beikommen, rechts und links nach der Witterung zu forschen und oben die Entwirrung der Räthsel zu suchen, deren Knäul auf Erden unauflösbar vor ihm lag! —

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

73. Sonnabend, den 12. September **1835.**

Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten; gehalten an der Universität zu Breslau, von Dr. K. L. **Kannegießer**. Breslau 1835. **Richter'sche** Buchhandlung. VII. und 232 S. gr. 8.

»Manches können wir nicht versteh'n:«
Lebt nur fort: es wird schon geh'n.

In diesem Worte hat uns der Dichter an den besten Kommentar über ihn selbst gewiesen. Dieser Kommentar ist das Leben. Es ist dieß kein Gemeinplatz, sondern eine specielle Erfahrung, die Jeder machen könnte, wenn nicht der Strom der Neuigkeiten uns unaufhaltsam mit sich fortrisse. Man dürfte nämlich nur versuchen, den Wilhelm Meister z. B., während man in lebhafter Fortbildung begriffen ist, jährlich einmal zu lesen, so würde man gewahren, mit welchem veränderten, wachsenden Verständnisse man jedesmal das Buch in sich aufnehme, — nach den Aufschlüssen, die das Leben dem Achtsamen im Umschwung eines Jahres gewährt. Diese Ueberzeugung stimmt uns im Voraus nicht am günstigsten für die Versuche der Analyse, das Lebendige für den Schul- und Zimmerbedarf zu präpariren. Es gibt aber eine Art Kommentar, die nur bemüht ist, jene formellen Aeußerlichkeiten, die uns den Dichter trüben, durchsichtig zu machen; in so fern nun dieselben, mit seinem Wesen innig verwachsen, nur aus dem Innern zu begreifen sind, wird auch diese Erklärungsweise dem Denkenden als vergebliche Bemühung erscheinen, dem Genießenden als überflüssige Nachhülfe. Doch lassen wir sie uns eher gefallen; und zu dieser Gattung Kommentare gehört das vorliegende Buch. Es ist bemüht, uns die Verdienste unseres Dichters in der Art deutlich zu machen, wie unsere Leser in den sogenannten Humanitätsschulen uns die Alten durch Interpretation näher zu bringen suchen. Dieser Absicht gemäß, ist es mit Sorgfalt, nüchterner Behutsamkeit, Geschmack, und mancher Kenntniß geschrieben, und unterscheidet sich zu seinem Vortheile vor jenen abstrusen Hyper-Kritiken, in welchen man unlängst Hegel's Weisheit aus Goethe's Romanzen herauszuklügeln unternahm. Man weiß, wie freundlich der Dichter den, noch während seines Lebens erschienenen Kommentar des Herrn K.s über die »Harzreise« aufnahm; man weiß freilich auch, wie gern sich Goethe in den letzten Perioden seines Daseins in das Kommentiren seiner selbst vertiefte; und der Goethe von 1780 würde in diesem Betracht wohl manchmal über den Goethe von 1830 gelächelt haben! — Nachdem wir uns aber einmal über den Sinn des Verfahrens verständigt haben, dürfen wir es dahin gestellt seyn lassen, und nur im Besondern untersuchen.

Da fällt denn zuerst auf, daß der Verf. manche Gedichte zu erklären sich Mühe gibt, die das wohl am wenigsten bedürfen; z. B. »der Wanderer vom Berge« (! wie seltsam wird es dem Fühlenden zu Muthe, über diese vier Zeilen, die hingehauchte Aura eines Augenblicks, eine seitenlange Prosa-Sauce gegossen zu seh'n!) »Wonne der Wehmuth,« »Wanderers Nachtlied,« »Hoffnung« (wobei, naiv genug, dem Dichter selbst nicht erlaubt wird, die Kleinigkeit nur für relativ bedeutend zu halten, weil — »er sie sonst dem Publikum nicht übergeben hätte« S. 166), Stoßseufzer; und manche andere. Um nur Einen Beleg zu geben, daß wir nicht ungerecht sind, mag der Anfang des Kommentars über das Gedicht »Geistesgruß« hier stehen: »Im Geistesgruß fährt der Dichter unten am Fuß des Berges, da die alten Burgen gewöhnlich auf Bergen erbaut wurden, oder doch am Fuß der Ruine vorüber; da erscheint ihm, dem dichterischen Hellseher und Geisterseher, auf dem alten, noch erhaltenen Thurme der Burg, *des Helden edler Geist*, und unsere Einbildungskraft wird mit einem geheimen Schauer und unser Gemüth mit Ehrfurcht erfüllt. Ein mächtiges Bild! eine hehre Gestalt! Auf dem hohen Thurme der hochliegenden Burg steht der hohe Held der Vorzeit. *Held* sehr allgemein; es ist der Burgherr, und zwar der Ahnherr, der Stammvater des wackern Geschlechts, oder doch einer der ausgezeichnetsten Sprößlinge; aber am passendsten ist dieser Ausdruck, da Tapferkeit die wesentlichste Tugend des alten Ritters war; doch nicht an bloße Tapferkeit des Arms haben wir zu denken; es ist ja des Helden edler Geist; sondern zugleich an die Biederkeit und Treue, an den Adel des Gemüths und Geistes, der meistens jene Helden auch auszeichnete.... Es ist kein Gespenst, es ist ein edler Geist, . . . und diesen Adel, diese Biederkeit zeigt er, indem er das Schiff *wohl zu fahren heißt*. Es ist also viel-

Digitized by Google

mehr ein Schutzgeist (!); denn wie kann er seine liebevolle Gesinnung besser zeigen, . . . als durch einen Glückwunsch für die Weiterreise«? (S. 156.) — Und in diesem Style geht es noch anderthalb Seiten lang fort.

Andererseits ward so manches Gedicht übergangen, das, wenn schon einmal kommentirt werden mußte, dessen eher bedürftig war; z. B. Weltseele, Weissagungen des Bakis, Ilmenau 1783, Paria, Eins und Alles, manches aus dem Kapitel: Parabolisch, und andere.

»Wanderers Sturmlied« wird durch den Kommentar (S. 53 u. f.) zwar verwässert, aber um kein Haar klarer als es seiner Natur nach ist, und Hr. K. hätte es immerhin bei Goethe's eigenem, strengem Ausdrucke über dieß Gedicht, trotz einzelner Schönheiten, bewenden lassen können; bei »Prometheus« werden (S. 74) ganz unnöthiger Weise die Atheisten, Freigeister und Encyklopädisten in's Spiel gezogen; da doch Goethe selbst deutlich erklärt, was auch ohne seine Versicherung klar genug wäre, daß die freie Genügsamkeit des künstlerischen Schaffens den Kern dieses herrlichen Fragments ausmache; so wie bei »Ganymed« (S. 77) das Christenthum, ganz ohne Noth, zu Hülfe gezogen wird; wie denn Hr. K. wenig mit dem Verfahren der Dichter vertraut zu seyn scheint, welche übermüthig Himmel und Erde, Götter, Heroen und Heiligthümer zu Bildern ihres Lebens zu verbrauchen gewohnt sind. Die »Gränzen der Menschheit« hat der Verf. nicht verstanden, wenn er (S. 80) „dieß Gedicht nicht lesen kann, ohne sich an dem Ganymedes zu erhohlen,«; bei dem »Göttlichen« bin ich mit ihm ganz einverstanden, wenn er (S. 85) Schubarth's Ansicht mißbilligt, der darin noch was ganz anderes (!) sucht, »als Weisheit und Sittlichkeit gewähren, und für's Allgemeine (!) wohl und gut gewähren.« — Zu oft vergleicht der Verf.; bald muß Horaz, bald Schiller oder Herder u. A. her (S. 117, 127 u. a. a. O.), und da hat es natürlich Goethe immer am Besten getroffen; wir wollen uns aber lieber jeder schönen und großen Natur und Bildung freuen, ohne Seitenblick; wie es die Griechen gemacht haben und groß geworden sind. — Die »genealogische Melancholie« (S. 124) muß ein Druckfehler seyn. — Bei den Liedern spielt freilich der Kommentator die undankbarste Rolle; und wenn uns der Dichter selbst die Art sie zu genießen lehrt, indem es heißt:

Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein;

so besitzen wir in Schubert's Kompositionen (z. B. von »auf dem See)« einen Kommentar, den kein in Buchstaben verfaßter je übertreffen wird. — Ueber »an ein gold'nes Herz u. s. f.« (S. 135) hätte der Verf. das Geschichtliche im 48sten Band von Goethe's Werken, S. 132 finden können. — Das Gedicht Vanitas vanitatum vanitas hat nicht den untergeschobenen vernünftigen Sinn (S. 177), sondern ist ein Ausdruck jugendlichen, poetischen Uebermuthes; und man muß diesen gelten lassen, und im Frohsinn nicht mehr Weisheit suchen, als drin steckt. — An der Sonettform ist die gesetzliche Beschränkung (S. 195) nicht zu tadeln, sondern zu loben; indem sie eben das Eigenthümliche dieser Dichtart ausmacht, — man müßte denn diese ganz verwerfen, uneingedenk des schönen Goethe'schen Wortes: »Jede Form, sie kommt von oben.« — Was (S. 207) von Lavater und Gall gesagt wird, möchte Goethe schwerlich unterschrieben haben. Gall's Doctrin ist schon gar nicht eine »gröbere Art« der Lavaterschen. An jener pflegt man überhaupt irriger Weise das physiognomische Moment als Hauptsache anzusehen; an diese hat freilich die Divination (wie es beim Dichter heißt: die Muse) den größten Anspruch; an beiden ist noch gar viel zu bauen und zu rügen, aber beide haben einen tiefen Grund, eine unabsehbare Konsequenz. — Unter den »Guten« (S. 219) hat der Dichter gewiß nicht die Mitleidverdienenden gemeint, sondern die Guten; denn diese sind es »die das Sagen nur beschränkt«, — die man getrost auf den »Gott« verweisen darf, »der sie begeistert!«

Vielleicht habe ich schon zu viele der Bemerkungen aufgeführt, die sich im Lesen mir aufdrängten. Sie werden dem relativen Verdienst des Ganzen keinen Eintrag thun. Denn was der Verf. beabsichtigt, erhellt aus der Vorrede (S. V.): »Nicht bloß durch das gedruckte Wort sollte man zur Bildung des Geschmacks beitragen; auch durch das gesprochene; und demnach auf Schulen und Hochschulen, wie es doch wohl noch zu selten geschieht, nicht bloß die griechischen und römischen, sondern auch die klassischen vaterländischen Dichter erklären, und zum Vorlesen und deklamatorischen Vortrag Anleitung geben.« Gewiß verdient dieser Vorschlag Prüfung, wie Manches auch dagegen zu sagen wäre; er entspringt aus gefühltem Bedürfniß und bester Meinung; und mir bleibt nichts zu erinnern, als daß Goethe, dessen Verständniß durchaus nur von jener Reife, welche die wohlverarbeiteten Wechsel des Lebens ertheilen, zu erwarten ist, — sich wohl am wenigsten zum Schulgebrauch eignen möchte.

D. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Bilder aus der Fremde.

(Schluß.)

Wer die Natur in ihrer nackten Bettelhaftigkeit und in der Verzweiflung ihrer Liederlichkeit sehen will, der fahre den Weg von Stalla bis Lenz. Die ganze Gegend ist grauenhaft zerfetzt, und biethet dem Auge auch nicht Einen Ruhepunkt dar, wo es ein harmonisches Bild der einzelnen Theile auffassen könnte. Hier war ohne Zweifel der Schauplatz der Titanenschlacht. Ungeheure Felstrümmer liegen im Thale in wildem Gewirre zerstreut; Steinlavinen sind fortwährend besorgt, dorthin zerstörend zu stürzen, wo einiges Pflanzenleben

Digitized by Google

schüchtern emporkeimen will. Und mitten in diesem grauenhaften Hohn der Natur lebt der Mensch in schmutzigen, erbärmlichen Hütten; er ist häßlich und elend wie seine Gegend. Nichts hält ihn aufrecht, als der Trost seiner Religion; seine Heiligenbilder sind ihm Garantie einer besseren Zukunft. Die Leute sind hier durchaus katholisch, sehr nüchtern und arbeitsam; sie quälen sich fortwährend ab, um auf dem zerrissenen Bettelmantel der Natur mit eisernem Fleiße hie und da einen Wiesenfleck aufzusetzen, wozu sie das Erdreich mühselig zusammentragen. — Nach einer beschwerlichen Fahrt, die vielmehr ein Tanzen mit vier Rädern auf einem Felsenseile zu nennen war, gelangten wir über Savognino (Schreiningen) in ein breiteres Thal, und so fort nach Lenz. In Lenz ist der Landamann zugleich Wirth zur Krone. Er führt sehr guten Veltliner, aber Jedermann sey gewarnt, sich mit ihm in einen anderen Handel einzulassen, am wenigsten aber von ihm ein Fuhrwerk zu miethen; denn die Wagen des Hrn. Landamanns schnellen ihre Räder weg und setzen im wahren Wortsinn den Reisenden auf den Sand; seine Pferde sind so wenig gefüttert, daß sie jeden Augenblick einen Versuch machen, mit dem Reisenden einen Luftsprung zu den Heuschobern im Thalgrunde zu machen. Nachdem wir nothgedrungen unser Fuhrwerk im Stich gelassen, zogen wir nächtlicher Weile mit Hülfe eines Führers in Chur ein. —

Chur (Coira) die Hauptstadt des Kantons Graubünden, liegt in einem reitzenden Thale an der Plessur, eine halbe Stunde vom Rhein entfernt. Das Städtchen ist alt und klein, aber heimlich; die Bewohner sind sehr zuvorkommend und freundlich; die Umgebungen sind reitzend und biethen die angenehmsten Ausflüge dar: nach dem Schalfikerthal, nach Haldenstein, nach den Bädern von Lurli, dem Schlosse Marschlins, auf den Berg Galanda u.s.w. Chur ist der Sitz eines Bischofes, der in der Geschichte von Graubünden eine wichtige Rolle spielte, nunmehr aber mit den reformirten Einwohnern in einem harten Rechtsstreite befangen ist und eine prekäre Stellung hat. — Von Chur aus besucht man die, an der Tamina im Kanton St. Gallen gelegenen, höchst merkwürdigen Bäder von Pfeffers. Die Bäder liegen im Schlunde eines 664 Fuß tiefen Felsenkessels; selbst im Juli und August geht in diesen Bädern die Sonne erst um 11 Uhr des Morgens auf und um 3 Uhr Nachmittags schon wieder unter. Die Badquelle selbst bricht am Fuße eines furchtbaren Abgrundes ungestüm aus dem Fels hervor. Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten ist die Schlucht, in deren Tiefe die Tamina braust. Ein längerer, aber vielleicht noch interessanterer Ausflug ist von Chur über Thusis und die Via-mala, entlang dem Hinter-Rhein nach dem Splügen. Die Via-mala ist ein Gebirgspaß von zwey Stunden, der sich in schwindelnder Höhe an dem Saume eines Abgrundes hinschlängelt. Dieser ga ze Weg bis über den Splügen ist Eines der größten Meisterwerke der Kunst, der hier im Riesenkampfe mit dem fast unbezwingbaren Trotze einer gigantischen Natur einen glänzenden Sieg davon trug. Dieser Straße kann man nur jene über den Simplon und das Stilfser-Joch an die Seite stellen. —

Von Chur setzten wir unsere Reise nach Dissentis fort. Bis Bonaduz führt eine bequeme Straße, von wo aus man den Weg durch das Oberland auf der Bergstraße angenehmer zu Fuß als im Wagen macht. Bei Reichenau, das höchst malerisch in einer fruchtbaren Gegend liegt, vereinigt sich der Vorder- mit dem Hinter-Rhein. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete hier der Bügermeister Tscharner von Chur eine Erziehungs-Anstalt; wo einige Zeitlang Louis Philipp, der jetzige König der Franzosen, unter dem Namen Chabot, die französische Sprache und die Mathematik docirte. Auch Heinrich Zschokke war einst hier als Professor angestellt. In der Nähe liegt das Dorf Flims, merkwürdig wegen der Schönheit seiner Bewohner und des Ueberflusses an Quellen, weßhalb es von den Römern ad flumina genannt wurde. Von Versam gelangt man durch einen grauenhaften Tobel (Bergschlucht), der das Thal Savien schließt. Die beiden Bergwände drängen sich nahe aneinander, der Weg überspringt die Kluft auf einer kühn erbauten Holzbrücke, vielleicht Einer der höchsten in Europa. Die Schweizer sind überhaupt vortreffliche Brückenbaumeister. Sie verstehen es, lange und sichere Brücken über die tiefsten Abgründe zu werfen; in kühnen Sprengwerken suchen sie ihres Gleichen. Bei dieser Tobelbrücke mußte an einer Seite aus der Tiefe des Abgrundes bis zur Brückenhöhe ein Pfeiler aufgemauert werden, um eine feste Brückenbasis zu gewinnen. Außerhalb Carrera erheben sich rechts ungeheure Gletscher, auf denen man die schönsten Mineralien findet. Ein heiterer Morgen in solcher Gebirgsnatur macht einen unbeschreiblichen Eindruck; man wird sich dann der Reiselust erst im vollen Maße bewußt. Illanz (Ilion), ein kleines Städtchen am Fuße des Karliberges, hat eine schöne Brücke über den Rhein; dieß ist das einzige Städtchen in Graubünden, wo ausschließend romanisch gesprochen wird. Das nahe liegende Dorf Obersaxen ist dafür ganz deutsch. — Bald darauf gelangten wir zu dem historisch berühmten Dorfe Truns (romanisch Tron), das eine halbe Stunde vom Rhein in einem ziemlich breiten, fruchtbaren Thale liegt. Dieses Dorf war ehemals mit fünf Burgen umgeben, wovon man noch Ueberreste sieht. Nördlich von Truns mündet sich das wildschöne Thal Pontellias, das ganz von Gletschern umstarrt ist. — Wie bereits erwähnt wurde, knüpfen sich an Truns denkwürdige Erinnerungen aus der Graubündner Geschichte. Am Eingange des Dorfes steht ein ehrwürdiger Ahorn, der wohl an tausend Jahre alt seyn mag; die eine Hälfte des Stammes ist von der Zeit zernagt und zerbrochen, die gesunde Hälfte trägt aber noch stolz die mächtigen Aeste, die nach allen Seiten hinausstreben, und den Wanderer zur Ruhe unter ihrem Blätterdach einladen.

Digitized by Google

Es ist dieß der Freiheitsbaum, unter welchem der graue Bund beschworen wurde. Dieses Denkmahl alter Zeit ist nun zum Theile durch eine Mauer vor Beschädigungen geschützt. Es ist merkwürdig, daß die Völker in ihrer Kindheit die öffentlichen Angelegenheiten gewöhnlich unter Bäumen schlichteten. Welchen Schmerz müssen in neuerer Zeit die Basken bei Zerstörung jenes Baumes gefühlt haben, unter dessen Schatten ihre alten Handvesten und Freiheiten beschworen wurden. Dicht an dem Ahorn steht eine, der heil. Anna geweihte Kapelle, deren Eingang mit Säulen geziert ist. Auf dem Gotteshause liest man die Aufschrift: In libertatem vocati estis; ubi spiritus domini, ibi libertas. An der Vorderseite befinden sich zwei ziemlich beschädigte Freskogemälde, wovon jenes an der linken Wand die Beschwörung des Bundes anno 1424; das an der rechten Wand die im Jahre 1778 stattgefundene Erneuerung des Bundes darstellt. An beiden Seiten der Gemälde sind nachstehende, vom seligen Landrichter Diodor v. Kastelberg verfaßten Verse zur Erklärung beigefügt:

Beglückt ist gwest dies Jahr,
Für uns zu wahrer Freud,
Indem es uns gebar
Die Unabhängigkeit.
Wofür gewest besorgt
Sind unsre theure Ahnen
Und haben keck geborgt
Gott, Ehr und Leben zsammen.
Von schwerer Tyrannei
Vollkommen los zu winden
Verbanden sich die drei
Hier unter dieser Linden (?):
Wo sie mit Herz und Mund
Mit ausgestreckter Hand
Beschworen jenen Bund
Der grave wird genannt.
Auf Gott und Gwissen sehen
Mit Hand und Aug und Werk,
Einander beizustehen,
Das ist ihr Augenmerk.

Von Vögten wards regiert
Das Land und hart geplagt,
Das Volk war ruinirt,
Fast alles war verzagt.
Es war ein Tyrannei,
Man durft sich gar nicht klagen,
Das Volk zu machen frei
Wollt Bündtner-Muth es wagen.
Es ging die Tyrannei
Und Sklaverei verloren,
Sobald der Häupter drei
Zusammen hatten gschworen.
Es brauchte Heldenmuth
Und ohnzertrennlich Gspannen
Zu wagen Leib und Blut,
Es brauchte unsre Ahnen.
Von ihrem Freiheitsbund
Sind wir im wahren Gnuß,
Wie's sonst mit uns noch stund,
Mach jeder selbst den Schluß.

Dem Bundsbrief nun zu Folg,
Laut dessen Will und Sinn,
Schickt unser freies Volk
Die Ehrenbothen hin;
Und läßt von Zeit zu Zeit
Dahier an jenem Platz
Des Bundes Herrlichkeit
Erneuern das Gesatz,
Worin sich zeiget klar
Der Freiheit echter Sinn,
Und ja entspringet gar
Selbstherrschens Anbeginn.
Verflossen war die Zahl
Von mehr als zwanzig Jahr,
Seitdem das letzte Mahl
Der Bundsschwur gehalten war.
Mithin wurds decretirt
Und bey der Bsatzungsfrist
Wird Alles so vollführt
Wie's hier zu sehen ist.

Alle Glocken ließ man läuten
Den Akt zu machen kund,
Die Knabenschafft begleiten
Mit Gwehr den hohen Bund.
Indeß die Mörser knallen,
Es brausen Berg und Thal,
Von Tromm- und Paukenschallen
Ertönt der Widerhall.
So wird das Fest gefeiert
Und neuerdings vollbracht,
Der Bundesschwur erneuert
Und's Bündniß fester gmacht.
Mit Hand, mit Herz und Mund
Der Eid muß gleistet seyn,
Dann wirds zum Flor vom Bund,
Zum Aufnahm auch gedeihn.
Der Freiheit wahres Heil
Ist Einigkeit und Ruh,
O Himmel du ertheil
Dein Gnadenschutz dazu.

Diese schlichten Verse sind wahrer Lapidarstyl. Sonderbar ist es, daß nach den Versen, der Bund unter einer Linde beschworen wird, da der noch stehende Bundesbaum doch ein Ahorn ist. In dem oben mitgetheilten romanischen Volksliede wird er auch richtig Ischi — Ahorn — genannt. — Von Truns gelangten wir, dem Laufe des Rheins entgegen ziehend, nach Dissentis, wo wir unsere Wanderungen in Graubünden beschlossen. Das einst so berühmte, reich dotirte Kloster Dissentis ist vor einigen Jahren abgebrannt. Die Zahl der Mönche ist nun bis auf acht zusammen geschmolzen. Die merkwürdige Klosterbibliothek ist verschwunden. So wie das Kloster herabgekommen, hat der gleichnamige Marktflecken am Fuße des Klosters an Umfang und Wohlstand zugenommen. Das Romanische wird hier sehr rein gesprochen, und man kann sich hier noch am Ersten Bücher in dieser Sprache verschaffen. In dieser Gegend erhebt sich einer der höchsten Gletscher in Graubünden, der Piz Coecen (die rothe Spitze), der dem Geologen einen äußerst merkwürdigen Schauplatz eröffnet.

Morgen mit dem Frühsten geht die Reise über die obere Alp, an dem Ursprunge des Altvaters Rhein vorüber, in den Kanton Uri. Mein nächster Brief soll ein Gemälde aufrollen, das zwar bekannter ist, an dem es aber doch erfreulich seyn dürfte, diesen oder jenen Punkt mit mehr Vorliebe, als in einem gewöhnlichen Wegweiser, ausgeführt zu finden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

74. Mittwoch, den 16. September **1835.**

Von literarischen Jeremiaden.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt lang schon die goldene Zeit!

So begann Schiller vor einigen Decennien ein Gedicht, das er: Jeremiade, überschrieb, und das mit geistreicher Ironie den Spott gegen jene spießbürgerliche Altklugkeit richtete, die in dem Aufschwung, welchen unsere Literatur damals nahm, den Verfall derselben bejammerte. Die Spießbürgerlichkeit ist, in einigen Beziehungen wenigstens, auch jetzt noch in unserer Literatur zu Hause, mehr als man es beachtet; und auch die Altklugheit läßt von Zeit zu Zeit sich verspüren: inzwischen sind doch diese, sind prosaische Gemeinheit und hausgebackene Natürlichkeit mindestens nicht mehr die vorherrschenden Gebrechen unserer Literatur, die mehr an Ueberspannung, als an Schlaffheit; mehr an einem Hinneigen zur Unnatur, als zur trivialen Natürlichkeit leidet. Andere Gebrechen also, und andere Jeremiaden; und — Hunderte für Eine!

Gerade nicht so geistreiche, wie die Schiller'sche: — wer mag davon reden? — Unbillige, windschiefe: — wer davon? — Schlecht nachgebethete: — das lohnte der Mühe! Ekelhaft sind sie dadurch freilich; aber auch wenn sie nicht unbillig, nicht nachgebethet, nicht ohne richtige Kenntniß der wirklichen Gebrechen unserer Literatur bloß in den Tag hineingeschrieben sind, erregen diese endlos wiederhohlten Lamentos doch in einer andern Beziehung den tiefsten Unwillen.

Was würden wir sagen, wenn Diejenigen, welche die Pflege eines großen und fruchtbaren Gartens übernommen hätten, sich Tag für Tag lässig an die Straße hinstellten, und alle Vorübergehenden anhielten, um ihnen ein Stück vorzujammern, wie es mit ihrem Garten täglich schlechter gehe, und der Boden sich täglich mehr mit Unkraut überdecke? „Ihr Thoren!" würde Jeder sagen, „warum regt ihr nicht Arme und Hände, damit des Unkrauts weniger werde? Warum besetzt ihr eure Beeten nicht mit gesunden Pflanzen, und schafft ihnen Licht und Raum, um fröhlich gedeihen zu können. Dafür sorgt; und laßt ihr es da an einem kräftigen Wollen, an frischer regsamer Thätigkeit nicht fehlen: so braucht ihr mit euern Lamentationen uns nicht lästig zu fallen, und nicht die Ankläger eurer eigenen Fahrlässigkeit zu werden."

Jedes Gleichniß hinkt; und das gegenwärtige auch. Denn schwerer, als aus irgend einem Garten, wie verwildert er auch immer seyn möchte, ist es, vom Boden der Literatur das Unkraut wegzuschaffen, oder auch nur seinem üppigen Wachsthume Schranken zu setzen. Denn es ist ganz klar, man kann niemand todtschlagen oder einsperren, weil er ein schlechtes Buch schreibt, ein schlechtes Journal redigirt, oder für ein schlechtes Journal Beiträge liefert. Ja man kann es sogar niemand verbiethen, so zu thun, wenn er sich nur für sein Treiben die beiden Verse von Michaelis:

Man darf nur gegen Gott, Staat und Moral nichts schreiben,
Ein Schandfleck seines Volks mag einer immer bleiben,

gehörig zu Gemüth geführt hat, und damit doch weiß, wie viel sich wagen lasse; und — wie wenig er aufs Spiel zu setzen habe. Von dieser Seite paßt nun das gegebene Gleichniß freilich sehr schlecht. Desto besser paßt es von einer andern.

Es gibt nämlich überall, wo das Schlechte nicht durch Zwang niedergehalten werden kann, nur ein Mittel ihm zu begegnen: dieses, daß man das Bessere an seine Stelle setze. Ein kräftiges Zusammenwirken zu solchem Zwecke läßt sich in den abgelaufenen Perioden unserer Literatur vielfach nachweisen: wie wahr es auch sey, daß dieselbe, da sie, leider! im Leben selbst nur wenig gedeihlichen Boden fand, um feste Wurzeln zu schlagen, und in Har-

Digitized by Google

monie mit diesem sich auszubilden, meist durch vereinzelte, nach den verschiedensten Richtungen abweichende Bestrebungen gefördert wurde. Für ein solches Zusammenwirken vielfach thätig, und überall theils bemüht gewesen zu seyn, Andere anregend, ermunternd, dringend auffordernd für von ihnen ausgehende Unternehmungen sich zu verbinden, theils stets bereitwillig den Bestrebungen Anderer sich angeschlossen, und bei denselben eifrig mitgewirkt zu haben, ist keines von den geringsten Verdiensten jener Männer, welchen wir es zu danken haben, daß wir überhaupt eine Literatur besitzen; wobei hier nur an Lessing, an den Göttinger Dichterverein, an Goethe und Schiller, an die Horen des Letzteren — es war ihm, wenn diese auch aus andern Gründen die beabsichtigte Wirkung nicht hervorbrachten, wenigstens gelungen, die ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands für sein Unternehmen zu gewinnen — und an die vielfach anregende Thätigkeit der Gebrüder Schlegel erinnert werden darf. Wo es aber diese Männer mit den Gebrechen der Literatur ihrer Zeit zu thun hatten — mußte doch unsere ganze Literatur aus Wust und Schutt hervorgeräumt werden; sprang sie doch immer von einer Verkehrtheit zur andern über: — da benahmen sie sich dabei auf eine Weise, die nicht minder von ihrem ernstlichen Eifer für die Heilung derselben, als von ihrer richtigen Einsicht zeigte. Sie ließen es nämlich nicht bei Achselzucken und Nasenrümpfen, bei abgedroschenen, vornehmthuenden Lamentationen bewenden: sondern sie suchten jene Gebrechen zuvörderst selbst gründlich kennen zu lernen; und wenn sie zu bestimmten Resultaten ihrer Forschung gelangt waren: so hielten sie diese als Norm für ihre eigenen Leistungen fest, und legten in denselben Anderen klar und offen dar, was zu meiden, und was zu erstreben sey.

Wo aber zeigten sich jetzt in unserer Literatur — nicht von den strengen Wissenschaften ist hier die Rede, sondern von der Literatur im engeren Sinn, in welchem man populäre Philosophie und populäre Darstellung der Geschichte, Kunstphilosophie und Poesie darunter begreift — wo zeigten sich erfreuliche Spuren eines solchen Verfahrens, und eines solchen Zusammenwirkens? wo jener redliche Eifer, jener tiefere Ernst, und jene besonnene Umsicht, ohne welche hier nichts erreicht werden kann? — Zusammenwirken? das thun sie freylich. Alle Tage vereinigen sie sich zu neuen literarischen Unternehmungen. Sie debutiren damit, daß es gar schlecht stehe, und versprechen, es besser zu machen. Wenn sie Wort hielten: es wäre recht hübsch. Frägt man nun nach Jahr und Tag nach, um wie viel es denn jetzt besser geworden, und um wie viel sie es besser gemacht haben: so läßt sich davon wenig spüren. Sie haben es gerade so gemacht, wie ihre Kollegen; mitunter auch ein wenig schlechter. Sie haben auf diese gelästert und geschmäht; sie haben die tausendmal befühlten Schäden unserer Literatur zum tausend und erstenmal betastet; mit anmaßender Halbkenntniß davon gesprochen, mit wohlfeilem Witz darüber gespottet; und damit nichts gethan, als die Geringschätzung des Publikums für dieselbe vermehrt, die dann mit vollem Recht auf sie selbst zurückfällt.

Es sind zunächst die belletristischen Journale, welche dieser Vorwurf mit vollstem Rechte trifft. Nicht alle in gleichem Maße; aber dennoch alle mehr oder minder, selbst die besseren. Denn auch unter diesen ist nicht Eines, das im Stande wäre den übrigen mittelmäßigen und schlechten die Wage zu halten, oder vielmehr einen sie alle überwiegenden Einfluß zu gewinnen, und sie dadurch an ihrer eigenen Gehaltlosigkeit hinsterben zu lassen. Gäbe es ein Paar Blätter, die das zu leisten vermöchten, so würden nicht so viele andere schlechte neben ihnen aufkommen, und so viele mittelmäßige ein Alter von zehn und zwanzig Jahren erreichen. Die meisten Menschen greifen zuletzt doch lieber nach dem Guten, als nach dem Schlechten und Mittelmäßigen, besonders wenn jenes zugleich das Erhebende und Erheiternde, dieses das Erschlaffende und Langweilige ist; und wer Geld und Zeit für das Erstere ausgibt, wird nicht leicht Lust, und nur selten an Beiden so großen Ueberfluß haben, um sie ohne allen Gewinn für das Letztere wegzuwerfen.

Die Redaction eines solchen Blattes wäre keine geringe Aufgabe. Darum gälte es hier ein Zusammenwirken der Besten und Bewährtesten, die ernstlich den Zweck, und nur diesen wollten; die nicht etwas, sondern das Beste gäben, was wir zu geben vermöchten. Dabei gälte es zugleich ein uneigennütziges Zusammenwirken, von Seite der Verlagshandlung, wie von Seite der Mitarbeiter; wenigstens für das erste Jahr, denn späterhin würde ein solches Blatt gewiß auch in dieser Hinsicht sich sehr reichlich auszahlen. Oder sollte ein solches Blatt überhaupt eine Chimäre seyn? — In ganz Deutschland sollte sich Niemand finden, der im Stande wäre ein solches Unternehmen auszuführen? der Kredit genug hätte und Zutrauen erweckend an die Spitze zu treten; Kredit genug um die Besten für seinen Zweck zu vereinigen, und die Mittelmäßigen abzuhalten? Wie, in

Digitized by Google

ganz Deutschland sollte er der Berufenen dafür nicht so viele zusammenbringen, um die Unberufenen nicht als Lückenbüßer zulassen zu müssen? und in ganz Deutschland sollte sich kein Buchhändler finden, der es mit einem solchen Unternehmen wagte, bei dem nur im Anfang etwas zu wagen, späterhin nur zu gewinnen wäre? Das wäre freylich schlimm.

Ein noch weit dringenderes Bedürfniß als ein Paar gute belletristische Journale, und gewiß von dem entschiedensten vortheilhaften Einfluß wäre ein gutes Literaturblatt. Wir besitzen in dem von Menzel redigirten, und in den Blättern für literarische Unterhaltung ein Paar gehaltvolle Journale — von denjenigen, die eine mehr streng wissenschaftliche Tendenz verfolgen, ist hier nicht die Rede —: allein sie sind, wie viel sie sonst auch werth seyn mögen, wenigstens nicht so, wie sie seyn müßten, um einen überwiegenden Einfluß zu gewinnen, und eine Wirkung hervorzubringen, welche dem, was erreicht werden soll, entsprechend wäre. Frägt man nun, wie in dieser Hinsicht ein Literaturblatt eingerichtet seyn, und was es leisten müßte, so ergibt sich, daß es in Beziehung auf den Stoff zunächst den Begriff von Literatur in der oben angedeuteten Beschränkung, und das Interesse der Masse des gebildeten und der Bildung bedürfenden Publikums im Auge behalten müßte. Das nächste Bedürfniß des Publikums ist aber hier mit dem Besten und Ausgezeichnetsten, was im Gebiethe der populären Philosophie, der Geschichte, der Völker- und Länderkunde, so wie der schönen Künste und Wissenschaften erscheint, bekannt zu werden; theils um eine allgemeine Uebersicht von diesen Zweigen der Literatur zu erhalten; theils um nach individueller Ansicht und Neigung wählen zu können. Denn wer bei einer streng wissenschaftlichen Tendenz über die Fortschritte der bezeichneten, oder anderer Zweige der Literatur Belehrung wünscht, dem kann ein Journal, das alle Theile derselben umfaßt, wäre es sonst auch noch so werthvoll, nicht genügen; besonders wenn es neben dem Guten auch das Mittelmäßige und Schlechte, neben dem Bedeutenden auch das Unbedeutende nicht unberücksichtiget lassen will. Wenn ein oder das andere kritische Blatt eine besondere Tendenz verfolgend, und die Literatur zunächst vom Gesichtspunkt derselben aus betrachtend, nothwendig nach allen Richtungen hin sich verbreiten muß, und für dieses Streben selbst gerechte Anerkennung in Anspruch nehmen darf: so fällt es andererseits darum nicht minder unter den Gesichtspunkt seines Einflusses auf die Literatur im Allgemeinen, und kann darum als kein Gegenbeweis gegen die obige Behauptung gelten, daß es durchaus an einem kritischen Blatt fehle, welches Werth und Ansehen genug hätte, um auf die literarische Bildung der Zeit und auf die Abstellung ihrer Mängel einen entschiedenen Einfluß auszuüben, und dadurch die seichte anmaßende Kritik der gewöhnlichen Tageblätter um ihren Kredit zu bringen; daß ein solches Blatt nur durch ein uneigennütziges, nur den Zweck wollendes Zusammenwirken der besten und angesehensten Schriftsteller geschaffen werden könne; und daß, wo es an einem solchen Zusammenwirken fehlt, die ewigen Jeremiaden über die Mängel und Verkehrtheiten unserer Literatur eben so lächerlich, als widerlich sind, und indem sie von dem Vermögen, wie von einem tüchtigen Willen, dem Uebel abzuhelfen, ein gleich schlechtes Zeugniß ablegen, zu nichts weiter dienen, als die Geringschätzung der Literatur zu befördern, mit der es ohnedieß schon weit genug gediehen ist.

Sollte aber ein kritisches Blatt einen entscheidenden Einfluß gewinnen: so würde es sich nicht bloß hinsichtlich des Stoffes beschränken, nicht bloß keine besondere Tendenz — wäre diese auch an sich selbst eine billigenswerthe — verfolgen: sondern seinen Zweck, bei dem Publikum den Sinn für das Einfache, Wahre und Naturgetreue zu beleben, und dadurch der Ueberspannung, wie der Flachheit, am kräftigsten entgegen zu wirken, unverrückt im Auge behaltend, vor Allem die falschen Richtungen vermeiden müssen, die man der Kritik unserer Tage überhaupt zum Vorwurf machen kann. Daß sie nämlich überall mehr auf das Allgemeine, als auf das Besondere gestellt ist, und daß sie sich überall mehr negativ, als positiv verhält: das sind die beiden Richtungen, die sich mit Recht als falsche und ganz verkehrte bezeichnen lassen. Mit allgemeinen Urtheilen und Kunstansichten ist nämlich, selbst wenn sie richtig sind, für den oben ausgesprochenen Zweck nur wenig gewonnen: weil sie immer nur demjenigen ganz klar werden, welcher das Detail übersieht, aus welchem sie geschöpft sind. Muß daher gleich jede wissenschaftliche Kritik auf allgemeinen Grundsätzen ruhen, und kann sie gleich jederzeit nur in solchen eine feste Unterlage finden: so vermag sie doch nur dadurch den Sinn für das Wahre und Schöne aufzuschließen und auszubilden, daß sie jene allgemeinen Ansichten an einem Besonderen nachweiset. Dieses Bestreben aber setzt an sich selbst voraus, daß sie nicht bloß negativ verfahre: weil die Negation allein nie zu einem positiven Grundsatze führen kann. Auf einen ge-

Digitized by Google

wissen Grad wird und muß allerdings jede Kritik verneinend und polemisch seyn, und daß die deutsche das vorzugsweise ist, würde sich schon daraus hinreichend erklären lassen, daß sie aus der Polemik hervorgegangen, und sich zuerst aus ihr entwickelt hat: aber für die Ausbildung der Fähigkeit das Schöne richtig zu empfinden und zu beurtheilen, wird sie immer um so weniger leisten, je mehr sie bloß negativ verfährt. Der Kritiker, welcher dem Leser eine Schönheit richtig empfinden, und sich ihrer klar bewußt zu werden lehrt, hat für jenen Zweck mehr geleistet, als zehn Andere, deren jeder an dem nämlichen Werke zehn Fehler herzurechnen weiß.

Ein kritisches Blatt von einem Manne, der Zutrauen genug besäße, um dabei an die Spitze zu treten, und, unter Mitwirkung der bewährtesten unserer Schriftsteller in diesem Sinne redigirt, würde in kurzer Zeit einen sehr merkbaren Einfluß auf den Zustand unserer Literatur gewinnen. Dadurch allein schon, daß es in jedem Fache das Beste und Werthvollste, und nur dieses auszeichnete, und ihm allgemeine Anerkennung und Verbreitung verschaffte; mehr noch dadurch, daß es den Sinn dafür weckte und rege erhielte; am meisten aber dadurch, daß es dem Unfug, der in so vielen gehaltlosen Tageblättern mit der Kritik getrieben wird, entgegen wirkte: indem es sie zwänge, sich auf einen besseren Ton zu stimmen, und im entgegengesetzten Falle sie um ihren Kredit, und somit auf die einzige Art, auf welche ihnen beizukommen ist, um ihr Bestehen brächte.

Daß ein oder ein Paar kritische Blätter, welche diesem Zweck entsprächen, nicht hinreichten, um allen Gebrechen unserer Literatur abzuhelfen, und daß die Kritik allein das überhaupt nicht zu leisten vermöge, ist freilich wahr. Wenn aber nicht Alles, so kann Vieles auf diesem Wege geleistet werden; und nicht das thun, was gethan werden kann, heißt überall nichts anders, als einer stets wachsenden Verschlimmerung eines Uebels willig Thür und Thor öffnen. Auch ist die Kritik nicht das einzige Mittel um den bedrohlichsten Gebrechen unserer Literatur der Verworrenheit und dem Hinneigen zur Unnatur einerseits, so wie der Gestaltlosigkeit und Verflachung andererseits entgegenzuwirken; wovon in einem der folgenden Blätter die Rede seyn mag. Was aber in dieser Hinsicht immer gethan werden kann und soll: jederzeit wird es auf die That, nicht auf endlos wiederhohlte Klagen und Jeremiaden, überall wird es auf ein redliches, uneigennütziges und kräftiges Zusammenwirken der Besten ankommen, damit es besser, oder mindestens nicht schlimmer werde. Mit leeren Klagen ist in jeder schlimmen Sache überall nur das ausgerichtet, daß sie immer kläglicher wird; und wäre es bei unseren Schriftstellern so weit gekommen, daß all' ihr Eifer für die Ehre unserer Literatur und all' ihr Interesse an dem Zustande derselben sich auf bloße Klagen beschränkte: so wäre es in der That besser, wenn sie diese dem Publikum und sich selbst gänzlich ersparten, und das Rad im Himmelsnahmen laufen ließen, wie es eben laufen will.

M. Enk.

Blumauer.

Blumauer ist unstreitig der einzige Schriftsteller Oesterreichs, der eine außerordentliche Abnahme seiner Schriften erlebte. Von seiner travestirten Aeneide war in kurzer Zeit eine Auflage von 12000 Exemplaren vergriffen. Wieland soll sich damals geäußert haben, daß er für alle seine Arbeiten keine so bedeutende Summe erhalten habe.

Merkwürdig ist die Art, wie Bl. den größten Theil seiner Gedichte niederschrieb. Er zeichnete sich mit einem Bleistifte die Hauptgedanken auf kleinen Papierschnitzchen an, ging damit in Gesellschaft, und traf er zufällig einen Freund, diktirte er ihm das Gedicht, und ließ es drucken. Daher kommt es, daß Authographe von ihm zu den wahren Seltenheiten gehören.

Daß Bl. die Fortsetzung seiner Aeneide im Sinne hatte, ist ausgemacht. Er selbst sprach darüber mit Leon; und als dieser ihm die eingetretenen Schwierigkeiten entgegen stellte, äußerte er sich lächelnd, daß man sich wohl nach den Umständen richten müsse.

Sein bestes Werk nannte Bl. oft und im vollen Ernste den — Bücherkatalog, den er als Antiquar wöchentlich ausgab. Und in der That, die darin enthaltenen Noten beurkunden eben so sehr große Belesenheit, als vielseitiges und gründliches Wissen. Bei Bibliographen steht er fortwährend im großen Ansehen, doch kommt er vollständig außerordentlich selten vor. Es ist gewiß, daß Bl. darauf mehr Fleiß verwendet hat, als auf seine übrigen Arbeiten — daher wohl die besondere Vorliebe.

ck.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

// Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

75. Sonnabend, den 19. September 1835.

Der fünfte Mai. Ode auf Napoleon's Tod von Alex. Manzoni in der italienischen Urschrift, nebst Uebersetzungen von Goethe, Fouqué, Giesebrecht, Ribbek, Zeune. Berlin, Maurer'sche Buchhandlung 1828.

Als vor vierzehn Jahren der Gewaltige, welcher der Welt nicht eher Ruhe gab, als bis man ihn außer der Welt zur Ruhe wies, die müden Augen schließend, seine Rechnung mit den Menschen ausglich, da erhob ein Edler, durch welchen die italienische Poesie noch einmal, wie in den glücklichen Tagen ihrer Entstehung[1], die göttliche Verfechterin alles dessen wurde, was dem Menschen am heiligsten ist, Religion und Vaterland[2]; der, treu seinem erhabenen Berufe, keine Zeile schrieb, die nicht der unmittelbare Erguß echter Begeisterung wäre, — Alessandro Mansoni, an der Urne des Entschlafenen ein Lied, von welchem der bescheidene Dichter, selbst im Drange der Begeisterung wahrsagte, daß es vielleicht nicht sterben wird. Und das Lied flog, seines Helden wie seines Verfassers würdig, von Mund zu Mund, über die Alpen und übers Meer; und während der erste Lyriker Frankreichs ihm dadurch das beste Zeugniß gab, daß er sich in einer Ode über denselben Gegenstand mehrere Stellen des italienischen Gedichtes aneignete[3], empfing es Deutschland, vorzüglich durch Manzoni's großen Verehrer, Goethe, darauf aufmerksam gemacht, mit lautem, einstimmigem Beifalle, der um so unparteiischer, und daher für den Verfasser um so ehrenvoller war, als das Land keine Ursache hatte, dem Helden besonders gewogen zu seyn.

Goethe war der erste, welcher die Uebertragung des Cinque Maggio — so war die Ode überschrieben — in's Deutsche unternahm; ihm folgten mehrere, in und außer Deutschland rühmlich bekannte Männer; und es vergingen kaum sechs Jahre, als in Berlin zugleich fünf deutsche Uebersetzungen davon erschienen, welche alle, wenn man die unverkennbar große Schwierigkeit der Aufgabe berücksichtiget, mehr oder weniger lobenswerth sind. Da jedoch keine von ihnen ganz gelungen genannt werden darf, weil jede von ihnen Stellen enthält, in welchen die Urschrift auf eine dunkle, nicht genaue, oder gar unrichtige Art ins Deutsche übertragen wurde, die Abweichung der fünf Uebersetzungen von einander aber, fast in jeder Strophe den deutschen Leser in seiner Beurtheilung dieses herrlichen Gedichtes irre führen muß, so halten wir es für die Freunde unserer Literatur nicht ganz ohne Interesse, wenn wir diesen Uebersetzungen einen kleinen Aufsatz widmen, nicht so sehr um auf die dabei unterlaufenen Fehler aufmerksam zu machen, als um die oft entstellten Schönheiten des Originals gehörig zu beleuchten. Zu diesem Ende halten wir für nöthig, die Manzonische Ode in der Urschrift hier vorausgehen zu lassen.

Il cinque Maggio.

Di Alessandro Manzoni.

Ei fu! — Siccome immobile,
Dato il mortal sospiro,
Stette la spoglia immemore,
Orba di tanto spiro, —
Così percossa, attonita
La terra al nunzio sta,
        Muta pensando all' ultima
        Ora dell' uom fatale,
        Nè sa quando una simile
        Orma di piè mortale
        La sua cruenta polvere
        A calpestar verrà[1].

Lui sfolgorante in solio
Vide il mio genio e tacque;
Quando con vece assidua
Cadde, risorse e giacque,
Di mille voci al sonito
Mista la sua non ha.
        Vergin di servo encomio
        E di codardo oltraggio,
        Sorge or commosso al subito
        Sparir di tanto raggio,

[1] La divina Commedia!
[2] Inni Sacri, Carmagnola, Adelchi.
[3] Sieh die, der italienischen Urschrift untergelegten Stellen der 7ten Meditation von Lamartine, welche Bonaparte überschrieben ist.

[1] Jamais d'aucun mortel le pied qu'un souffle efface
N'imprima sur la terre une plus forte trace.

Digitized by Google

E scioglie all' urna un cantico,
Che forse non morrà.

Dall' Alpi alle Piramidi,
Dal Mansanare al Reno,
Di quel securo il fulmine
Tenea dietro al baleno;
Scoppiò da Scilla al Tanai,
Dall' uno all' altro mar. —
Fu vera gloria? — Ai posteri
L'ardua sentenza! Nui
Chiniam la fronte al Massimo
Fattor, che volle in lui
Del creator suo spirito
Più vasta orma stampar.

La procellosa e trepida
Gioja d'un gran disegno,
L'ansia d'un cor, che indocile
Ferve pensando al regno,
E 'l giunge, e tiene un premio,
Che era follia sperar;
Tutto ei provò: — la gloria
Maggior dopo il periglio,
La fuga e la vittoria,
La reggia e il triste esiglio,
Due volte nella polvere,
Due volte sugli altar [1].

Ei si nomò; — due secoli
L'un contro l'altro armato
Sommessi a Lui si volsero,
Come aspettando il fato;
Ei fe' silenzio, ed arbitro
S'assise in mezzo a lor.
Ei sparve, e i dì nell' ozio
Chiuse in sì breve sponda;
Segno d'immensa invidia
E di pietà profonda,
D'inestinguibil odio
E d'indomato amor.

Come sul capo al naufrago
L'onda s'avvolve e pesa,
L'onda su cui del misero
Alta pur dinanzi e tesa
Scorrea la vista a scernere
Prode remote in van;
Tal su quell' alma il cumulo
Delle memorie scese.
Oh! quante volte ai posteri
Narrar se stesso imprese,
E sulle eterne pagine
Cadde la stanca man!

Oh! quante volte al tacito
Morir d'un giorno inerte,
Chinati i raï fulminei,

1 S'élancer d'un seul bond au char de la victoire.
Foudroyer l'univers des splendeurs de sa gloire, etc ...
Quel rêve! et ce fut ton destin.

Le braccia al sen conserte,
Stette, e dei dì che furono
L'assalse il sovvenir [1]!
E ripensò le mobili
Tende e i percossi valli,
E il lampo dei manipoli,
E l'onda dei cavalli,
E il concitato imperio,
E il celere obbedir.

Ahi! forse a tanto strazio
Cadde lo spirto anelo
E disperò; ma valida
Venne una man dal cielo,
E in più spirabil aere
Pietosa il trasportò;
E l'avviò sui floridi
Sentier della speranza,
Ai campi eterni, al premio
Che i desiderii avanza,
Ov'è silenzio e tenebre
La gloria ebbe passò.

Bella, immortal, benefica
Fede ai trionfi avvezza,
Scrivi ancor questo: allegrati!
Chè più superba altezza
Al disonor del Golgota
Giammai non si chinò.
Tu dalle stanche ceneri
Sperdi ogni ria parola.
Il Dio, che atterra e suscita,
Che affanna e che consola,
Sulla deserta coltrice
Accanto a Lui posò [2].

Erste Strophe.

Schon bei dem allerersten Worte des Gedichtes: »ei fu« welchen die fünf Uebersetzungen von einander ab. Während Goethe und Fouqué wörtlich mit: »er war!« übersetzten, zogen die drei Anderen Ausdrücke vor, die den Umstand des Dahinseins bestimmter angeben: »er vollendete!« (Ribbek); »er starb!« (Giesebrecht); »er ist dahin!« (Zeune). Scheint auch die wörtliche Uebersetzung beim ersten Anblicke die richtigste, so halten wir doch die anderen aus dem Grunde für besser, weil das Wort »war« nicht ausschließlich die völlig vergangene Zeit, wie das Italienische fu,

1 Oh! qui m'aurait donné d'y sonder ta pensée;
Lorsque le souvenir de ta grandeur passée
Venait comme un remords t'assaillir loin du bruit!
2 On dit qu'aux derniers jour de sa longue agonie
Devant l'éternité seul avec son génie
Son regard vers le ciel parut se soulever.
Le signe rédempteur toucha son front farouche...
Achève! c'est le Dieu qui règne et qui couronne
C'est le Dieu qui punit; c'est le Dieu qui pardonne —
Son cercueil est fermé: Dieu l'a jugé. Silence!
Son crime et ses exploits pèsent dans la balance,
Que des faibles mortels la main n'y touche plus!

Digitized by Google

sondern auch die halbvergangene (era) bezeichnet, und daher den, durch fu mit der größten Bestimmtheit angegebenen Sinn: er ist nicht mehr! nicht unbedingt ausdrückt.

Den zweiten Anstand both in dieser Strophe die Bezeichnung des Helden durch »uom fatale« dar, die Jeder anders, doch Ribbek allein richtig übersetzte. Während die Uebersetzung Goethe's: »Der Schreckensmann« und jene Giesebrecht's: »Der Schreckliche,« noch mehr aber jene Zeune's: »Der Verderbliche« den Helden, welchen der Dichter — wie Ribbek übersetzte — den »Verhängnißnißvollen« oder eigentlich den Mann des Schicksals nannte, zu einem bloßen Werkzeuge des Schreckens oder des Verderbens herabsetzen, macht Fouqué aus demselben nichts mehr als einen schicksalreichen Mann. — Ich zweifle sehr, daß der Verfasser, noch weniger aber der Held mit dieser Uebersetzung zufrieden seyn würden.

Zweite Strophe.

Die zweite Strophe, welche zu den schönsten gehört, enthält auch unter allen die meisten Schwierigkeiten; und wir bedauern, nicht behaupten zu können, daß diese in den vorliegenden Uebersetzungen gleich glücklich überwunden worden sind. Ribbek ist abermals derjenige, welcher die Palme davon trägt, wie überhaupt seine Uebersetzung, unseres Erachtens, die gelungenste, auf jeden Fall aber die treueste ist. Es will uns vor Allem nicht gefallen, daß Goethe und Fouqué den romantischen Genius (»il mio Genio«) durch die klassische Muse ersetzten, und noch weniger, daß der Erste bloß »die Muse« sagt, da man von diesem letzten Ausdrucke sehr bezweifeln kann, daß er mit mein Genius, oder, — wie Zeune im Geiste des Dichters ganz richtig übersetzte — mein Geist, gleich bedeutend sey. Je mehr aber Letzterer hierin, so wie auch in der Uebersetzung des schwierigen »Vergin« mit »jungfräulich rein« Lob verdient — welches er in Bezug auf das letzte Wort mit Ribbek und Fouqué theilt — um so mehr ist an ihm zu tadeln, daß das hohe, von dem Genius an der Urne entfesselte Lied, aus welchem Giesebrecht einen Grabgesang macht[1], durch ihn zu einem Klaglied wurde. Das Auffallendste bei der Uebersetzung dieser Strophe ist jedoch die Goethe'sche Uebertragung des herrlichen Verses Manzoni's: »Cadde, risorse e giacque« durch »fallen, stürzen, liegen.« Ist es auch streng genommen wahr, daß das stürzen, nachdem man bereits gefallen ist, das wiederaufstehen dazwischen in sich schließt, so geht doch durch diese Uebersetzung die poetische Schönheit der Urschrift, welche in der, möchte ich sagen, plastischen Darstellung der drei Hauptmomente der stürmischen Laufbahn des Helden in drei Wörtern bestehet, größten Theils verloren.

[1] Ein, an einem Grabe gesungenes Lied ist darum noch kein Grablied oder Grabgesang.

Daß die Uebersetzung dieser Strophe von Fouqué zu den mißlungensten zu zählen ist, muß billiger Weise dem Zwange des Reimes zugeschrieben werden, welchem zu Folge er das kräftige »giacque« und das passende »oltraggio« mit zwei Wörtern (»sich neigend« »Verachtung«) übersetzte, die nichts weniger als entsprechend sind. Ueberhaupt ist, wenn man gegen Fouqué, Giesebrecht nud Zeune gerecht seyn will, der Umstand nicht zu übersehen, daß diese drei die Form und die Reimverschränkung der Urschrift strenge beibehalten haben, und somit eine weit schwierigere Aufgabe, als Goethe und Ribbek, die sich über diese strengen Forderungen hinwegsetzten, zu lösen hatten.

Dritte Strophe.

Hinsichtlich der, im Ganzen gelungenen Uebersetzungen dieser Strophe finden wir nichts zu bemerken, es wäre nur das, daß die schwächsten, unbegreiflicher Weise, die Nahmen Goethe's und Fouqué's führen. Ist der Erste am Schlusse dunkel, und gezwungen, so muß man dem Letzten den Vorwurf machen, daß er durch matte Umschreibungen die Urschrift entstellt.

Vierte Strophe.

Man hat die italienische Sprache der Weitläufigkeit beschuldiget. Hätte auch nicht Davanzati durch seine treffliche und doch an Bündigkeit dem Originale nicht nachstehende Uebersetzung des allerbündigsten unter den lateinischen Schriftstellern, Tacitus, ein für alle Mal die Ungerechtigkeit dieses Vorwurfes dargethan, so würde die vorliegende Ode, und vorzüglich diese Strophe siegreich dagegen zeugen. Kein Wunder demnach, daß die Uebersetzung derselben selbst ausgezeichneten Männern nicht ganz gelingen wollte.

Ohne das unrichtige »dienend« Goethe's (statt aufbrausend), welches wahrscheinlich aus einem Schreib- oder Druckfehler in der Urschrift (serve statt ferve) entstand, rügen zu wollen, verdient die verschiedenartige Uebersetzung der »procellosa e trepida gioja« unsere Aufmerksamkeit. Und vor Allem, warum trennt Goethe durch ein doch die zwei, keine Antithese enthaltenden Beiwörter stürmisch und bebend, während sie Manzoni durch ein e und verband? — Auch scheint das Goethe'sche »Erfreuen« (für gioja) viel zu matt zu seyn, wie wohl uns die »Verzückung« Fouqué's, die »Wollust« Giesebrecht's, und das »Gefühl« Zeune's noch weniger gefallen. Das von Ribbek dafür gewählte Wort »Lust« dürfte wohl das passendste seyn.

Daß Giesebrecht »indocile« »ungezähmt« (Goethe und Zeune) »unlenksam« (Ribbek) mit »unbelehrt« übersetzte, führt fast auf die Vermuthung, daß er die Bedeutung dieses Wortes nicht richtig aufgefaßt habe.

Ferner glauben wir noch bemerken zu müssen, daß die zwei Schlußverse:

Due volte nella polvere,
Due volte sugli altar.

durch die nicht ganz genaue Uebersetzung Goethe's:

»Zweimal zum Staub zurückgedrängt
Und zweimal auf dem Altar.«

sehr verloren haben, während sie die Uebrigen Alle gut, am besten aber Ribbeck wie folgt übersetzte:

»In den Staub zu zweien Malen,
Zweimal hoch auf dem Altar.«

(Der Schluß folgt.)

Bilder aus der Fremde.

(In Briefen an Freunde.)

II.

Bern am 18. August 1835.

Wir erinnern uns wohl noch aus unserer Kinderzeit, wenn wir vor einem hohen Berge standen, wie sonderbar und schwer zu fassen uns der Gedanke war, daß auch jenseits des Berges noch Menschen wohnen sollten. Dieser Kinderglaube beruht auf den großartigen Zeichen, durch welche die Natur ihre Absicht kund gibt. Gebirge, Flüsse und Meere sind hemmend und trennend auf die Erde geworfen, damit jedes Volk in seinem, ihm angewiesenen Stammlande bleibe, und nicht frevelnd greife nach dem Besitzstande eines anderen Volkes. Gegen dieses Gesetz der Materie hat aber die geistige Natur in die Brust des Menschen eine mächtige Opposition gepflanzt, eine gränzenlose Sehnsucht in die Ferne. Nicht nur Einzelne, auch ganze Völker leiden an der Reiselust. Doch mögen die Züge auch hinüber und herüber gehen, der Grundcharakter des Landes und seiner Bewohner bleibt meistens derselbe, und die Gränzen und Markungen stehen so fest und unverrückt, wie früher. Große Gebirgszüge, wie die Alpenkette an der Nordgränze Italiens, die Pyrenäen, die Karpathen, unterbrechen immer Abstammung, Sitten und Sprache. Auch Graubünden ist rings von hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Gebirgen umstarrt. Die Verbindung mit den Nachbarländern wird theils durch Kunststraßen, theils durch steile, äußerst beschwerliche Saumwege und Fußsteige erhalten. An der Gränze des Landes verschwindet der romanische Volksstamm nebst der Sprache wie mit einem Zauberschlage. — Von Dissentis, wo ich meine vorigen Mittheilungen abgeschnitten habe, beschlossen wir zu den Quellen des Vorderrheins hinauf zu steigen und über die Oberalp in den Kanton Uri zu dringen.

Unter Leitung eines kundigen Führers brachen wir wohlgemuth auf und wanderten fortwährend Bergauf, durch das hochgelegene Thal Tavetsch nach Sedrun. Bei Gelegenheit unseres Frühstücks muß ich noch bemerken, daß man in dieser Gegend einen Honig gewinnt, der ganz weiß und fest ist, und mit einem sehr angenehmen Geschmacke ein beinahe berauschendes Aroma verbindet, das von den starken Alpenkräutern herrührt, woraus die Bienen saugen. In Sedrun trafen wir zu unserm angenehmen Erstaunen einen Engländer mit seiner Gemahlin. Es ist selten, daß sich Reisende, zumal Damen, in diese Gegend verirren. Der Engländer, den wir schon in Chur gesehen hatten, kam uns mit einem Freudenrufe entgegen. Wir beschlossen alsogleich eine kleine Karavane zu bilden, und die Beschwerden der siebenstündigen Alpenwanderung gemeinschaftlich zu tragen. Unser Zug bestand aus fünf Führern und vier Reisenden. Wir waren alle zu Fuß; denn selbst Männer können nicht über alle Stellen dieser rauhen Alpe reiten, und von einem Frauensattel hat man in dieser Gegend noch gar keinen Begriff. Die Führer hatten zwar einen Tragsessel, um die Dame abwechselnd zu tragen; doch mußte dieß Unternehmen nach wenigen Versuchen aufgegeben werden, denn der Pfad über die Oberalp ist zu steil, zu gefahrvoll und überbiethet die menschliche Kraft. Die Führer liefen daher bald unbekümmert voraus, und die Dame, eine Zierde ihres Geschlechtes, blieb ihrer eigenen Kraft und der Mithülfe Jener überlassen, denen ihre Liebenswürdigkeit und ihre standhafte Selbstverläugnung innige Theilnahme, ja ich möchte sagen, Begeisterung eingeflößt hatte. Schroffe Klippen waren zu übersteigen, brausende Gebiegswässer warfen sich in den Weg, am Rande der Abgründe war gäh und scharf umzulenken, abschüssiges Kiesgerölle machte den Tritt unsicher; — zur Bezwingung dieser und ähnlicher Hindernisse braucht eine schöne Städterin mehr Muth und Kraft, als um einen glänzenden Sieg über die Zungenfertigkeit eines ganzen Theezirkels davon zu tragen. Dazu kam keine andere Erfrischung, als Wasser und einmal noch Käse, schwarzes Brot und Nidli (Sahne) in einer hart am Schnee gelegenen Sennhütte. — Die Natur ist hier wirklich ernst und herb; doch in ihrer grauenhaften Einsamkeit schafft sie Großes und Gewaltiges. Aus den Schnee- und Eisfeldern, die sich zu beiden Seiten niedersenken, quellen Wasseradern, die sich bald zu einem schäumenden Gebirgsstrome vereinigen, — dieser Strom ist der deutsche Altvater Rhein, der König aller Flüsse, der — das Symbol der deutschen Volksgeschichte, — anfangs ungestüm und reissend ist, sich bei Schaffhausen und Laufen mit ungeheurer Wassermenge über Felswände stürzt, dann aber breit, ruhig und zahm wird, und die schwersten Lasten geduldig auf seinem Rücken trägt, der aber nicht, wie einige Geographen faseln, sich in den Sand verliert, sondern ganz gemächlich, freilich unter fremdem Namen, in die Nordsee mündet. Von tausend Gefühlen bemeistert, warf ich mich an Einem dieser Ursprünge nieder, um wie Gideons Auserwählte, aus dem Bach zu trinken!

Wir hatten endlich die Gipfel des Gebirgsjoches erreicht. Wir standen an der Gränze Graubündens und betraten nun den Kanton Uri. (Fortsetzung folgt).

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

76. Mittwoch, den 23. September **1835.**

Bauernfeld's neuestes Lustspiel:
Bürgerlich und Romantisch*.

Das Gefühl ist mein Gallarock; den zieh' ich nur selten an, in wichtigen Lagen, für bedeutende Personen. Der Witz ist mein Sürtout für die Welt.

Bauernfeld.

Der Dichter versetzt uns in einen Badeort, wo wir in den stillen Kreis einer wackern bürgerlichen Familie eintreten, deren Verhältnisse uns in der ersten Scene klar werden. Den guten, der Aktenwelt zu seinem Mißbehagen entrissenen Rath beherrscht die geselliger gestimmte Räthin, und beide regiert mit stiller, tieferer Gewalt Cäciliens, der Tochter liebevolles, einfaches Gemüth, dem jungen Sittig in Zucht und Ehren zugethan. Dieser, als Bade-Commissär, verkündet unter den neu angekommenen Gästen eine Frau Katharina v. Rosen, und einen Baron, seinen Jugendfreund. Die erstere lernen wir bald durch ein Gespräch mit ihrem Kammermädchen als ein Fräulein kennen, das durch Zufall veranlaßt als Frau zu gelten, sich durch Geist, Witz, Anmuth, Künstlertalent, edlen Sinn, und einen gewissen romantischen Anflug sogleich unsere Neigung zu gewinnen weiß; der zweite erscheint zuerst in einem Gespräch mit dem Lohnlakai Unruh, der, indem er zum Theil das Schicksal im Stücke spielt, das seine erzählt, und in dieser Erzählung durch Selbstpersifflage ein eben so originelles als wahres und ergötzliches Charakterbild darstellt. Den Baron aber lernen wir in dem nächsten gemüthlichen Dialoge mit Sittig erst näher kennen, achten, lieben; er warnt diesen vor dem Philisterthum, sagt ihm aber zugleich seine wärmste Mithülfe zur Erreichung seines Wunsches zu, indem er den dazu förderlichen Platz im Büreau seines Oheims, des Präsidenten, für ihn auszuwirken verspricht. Seine heitere Außenseite tritt in der folgenden Scene mit Fräulein Rosen hervor, die er, durch Unruh's falsche Angabe getäuscht, als Tänzerin behandelt, verletzt und vertreibt. Er sieht seinen Irrthum ein, und ein Ausruf des Verdrusses darüber schließt den ersten Akt. — Entrüstet über die Beleidigung will die Schöne das Bad verlassen; Unruh, auf des Baron's Geheiß, versucht sie durch den Vorwand, daß keine Pferde zu haben seyen, hinzuhalten; durch Sittig's Dazwischenkunft, der von nichts weiß, wird dieß Hinderniß weggeräumt, aber ein schwierigeres ergibt sich durch den Mangel eines Passes von Seite des Fräuleins. Der Baron nützt diesen Umstand, theils um mit ihr näher bekannt zu werden, theils um seinen Fehler gut zu machen; betritt in der angenommenen Eigenschaft eines Paß-Bureaubeamten ihr Zimmer, examinirt ihr alle ihre Verhältnisse ab, und biethet sich ihr, indem er sich zu erkennen gibt, zum Schützer an. Sie aber, fast schon versöhnt, fühlt sich von Neuem mystifizirt und sinnt auf Rache; deren Art aber schon ziemlich die werdende Neigung zum Beleidiger verräth. Mittlerweile hat Sittig im Hause des Raths, angeregt durch die Predigt seines ältern Freundes, und gehetzt durch mancherlei Zufälle, in einer lebhaften Scene seine Freiheit geltend zu machen gewußt, und durch ein resolutes Betragen die Räthin in Staunen, den Rath in Unbehagen, und die Geliebte in den Zustand reuiger, liebevoller Erkenntniß versetzt. Katharina, zur Vollführung ihres Racheplans beredet nun den Aufgeregten, von dessen Freundschaft zum Baron sie nichts weiß, auf der Promenade ihren Beschützer vorzustellen. Der Arme muß, er mag wollen oder nicht, von ihrer Lebhaftigkeit mit fortgerissen, die zweideutige Rolle übernehmen, und im Genusse dieser lustigen Situation läßt uns der fallende Vorhang. — Ein Gespräch des Barons mit dem Präsidenten eröffnet den dritten Akt. Der redliche Freund erfüllt sein Versprechen, den braven Sittig zu empfehlen, bekommt aber zu hören, daß sein Klient mit einem Frauenzimmer zweideutiger Art auf der Promenade gesehen worden sei. Ihm wird vom wohlwollenden Oheim eine Heirathspartie vorgeschlagen: ein Fräulein v. Rosen; er lacht, und versichert, daß Fräulein v. Rosen das Frauenzimmer sei, mit welchem Sittig spazieren fuhr. So muß denn der Präsident seine moralischen Bedenklichkeiten gegen seinen eigenen Schützling kehren. In diesem Moment werden Fräul. v. Rosen und Sittig gemeldet. Diesen nimmt der Präsident sofort in Beschlag, um ihm auf den Zahn zu fühlen; der Baron bleibt mit der Rosen allein, und die Gelegenheit

* Zum ersten Male im hiesigen Hoftheater aufgeführt am 7. September d. J.

Digitized by Google

für ihn ist da, durch herzliche Offenheit das Vergangene gut zu machen, das romantische Mädchen zugleich über seine ernste treue Gesinnung, und über das Mißliche der Frauen-Romantik im bürgerlichen Leben aufzuklären. »Der Charakter eines Mädchens verflüchtigt sich in der Freiheit; Häuslichkeit und Sorgen für Andere bilden ihn erst aus.« Von dieser Wahrheit überzeugt, schlägt er vor, sie in des Raths Familie zu bringen. Während sich so alle Mißverständnisse zwischen diesen Beiden lösen, schmilzt jede Härte an Katharinens Wesen; sie bedenkt, geht in sich, erkennt, und ergibt sich. Der entzückte Baron gesteht sich im folgenden Monolog seine Liebe und seine Hoffnung; Unruh wird nun von ihm verabschiedet: das lockere Spiel ist aus; der redliche Ernst bedarf der Intrigue nicht; seiner Absicht voll betritt er das Haus des Raths, und in einem vortrefflichen Gespräch mit Cäcilien, worin er auch dieser alle Verhältnisse klar macht, und je zweideutiger er ihr sonst erschienen war, nun um so tiefer und dauernder ihr Anerkennung abnöthigt, erscheint er in seinem ganzen Werthe. Sittig kommt dazu, und in der gerührten Stimmung, worin er Cäcilien findet, bekräftigt sich ihre Liebe von Neuem. — Im letzten Akt finden wir bereits die Rosen im Kreise der Rathsfamilie, geliebt, geachtet, erheiternd, belebend. Der Präsident gesellt sich dazu, und während er auf einem Spaziergang, um ausländische Pflanzen blühen zu sehen, Sittig's Glück entscheidet, erblüht auch das des Barons; Sittig mit seiner frohen Bothschaft zurückkehrend, findet den Freund — wie er Katharinen Seide abwinden hilft: eine Situation, vor der ihn dieser, als vor dem gewissesten Signal des nahen Philisterthums gewarnt hatte; das Resultat ist klar: die Romantischen, sie machen's nicht anders als die Bürgerlichen, gerne gesteht's der glückliche Baron ein: »Vor Gott Amor sind wir Alle gleich; aber — setzt er hinzu — wir wollen uns das Wort geben, keine Spießbürger zu werden!«

Mit dieser Devise schließt der Dichter sein Werk ab, und den Sinn dieses Lustspieles, aller seiner Lustspiele, ja eigentlich aller echten Lustspiele überhaupt, auf. Wenn wir ihn noch nicht nach seinem Wunsche zu Herzen genommen haben, so ist er wenigstens nicht daran Schuld. Denn auch dieses Werk — von dem obige Skizze nur die oberflächlichste Vorstellung gibt — wie seine vorigen, quillt über von Leben, Geist, Wahrheit, Kraft und Witz, und müßte uns vernünftig machen, wenn wir nicht — besonders wir Kritiker — zu tief in's Philisterthum begraben wären. »Unsere Jugend« — klagt der philosophische Lohnlakai — »wird altklug geboren und eben so erzogen. Mit sechs Jahren lernen die Buben Griechisch und die Mädchen Englisch; mit acht Jahren spielen beide Geschlechter Whist; mit zwölf Jahren lesen sie die Zeitung. Wenn die Jünglinge und Mädchen zusammen kommen, sei es auch im Mondschein, so schwärmen sie längst nicht mehr; über Werther und Lotte machen sie sich nur lustig; dagegen discuriren sie vom Curs, von Militär- und Civil-Beförderungen, von Politik; bekümmern sich um jeden Ministerwechsel u. s. f. Diese leidige Politik tödtet das Leben und verdirbt alle Lust an dummen Streichen, die nicht politischer Natur sind; darum behaupte ich: die Aufgabe eines Hofmeisters heutiger Zeit ist es, in seinem ernsthaften politischen Zögling den ursprünglichen Hang zur Thorheit, und so die rein menschliche Natur wieder zu erwecken.« — Wir sehen einen kräftigen, scharfen, edlen Geist das Chaos unserer verworrenen Zustände durchdringen; ein gebildeter Leichtsinn erhebt ihn weit über diese dumpfe Atmosphäre, und in dem wolkenlosen Aether hält uns der Poet den Spiegel unserer Verschrobenheit vor. Er braucht nur das Wahre mit Heiterkeit darzustellen, so ist die Satyre fertig, und stellt er Menschen hin, so erscheinen ihre Zerrbilder rings um uns nur desto häßlicher; am aristophanischen Element also fehlt es hier nicht: Denn aber, die nicht nur das Negative der Satyre, die auch das Positive der Sittenlehre im Lustspiele suchen, darf B. mit Goethe antworten: »Wollt ihr Moralien zugleich, so geb' ich von den frischen.« Ein großer Sinn spricht überall aus dem leichten Scherz, und wir sehen mit Rührung den Gallarock des Gefühls vom Surtout des Witzes nur halb verdeckt und etwas zusammengedrückt. Des Dichters Philosophie ist eine gesunde, reitzende Tochter des Lebens. Menschlichkeit, Wahrheit, Kraft und geistige Gesundheit, Sittlichkeit des Charakters, Aufopferung des Egoismus, das ist es, was sie predigt; befreien will uns ihr Apostel, und er befreit uns, so lange wir ihn hören. Was über die Ehe gesagt wird, ist vielleicht das Ernsteste, Sittlichste, was im Ganzen darüber gesagt werden kann. Für die Entwicklung einzelner Vorzüge, so wie für die des schönen Ensembles der Darsteller, des klassischen Spieles unsers Korn, bleibt hier kein Raum; alles das ist anerkannt.

Das Publikum verlangt durch immer neue, seltsame Erfindungen piquirt zu werden: möchte es lieber dasjenige verstehen lernen, dessen Verständniß ihm der Dichter durch die Einfachheit des Planes zu erleichtern wünscht! wie anders dachten hierüber die Griechen, mit ihren stets wiederkehrenden Stoffen! Uebrigens ist B. nicht arm an Erfindung, wenn man diese nicht in den Zufällen, die sich ereignen, sondern in den Gesinnungen und ihren Konflikten, die er darstellt, sucht. Freilich muß man diese vielmehr erlebt als erfunden nennen. Und da wenige Menschen das Leben, noch wenigere das Gedicht erleben, so fehlt für diese innere Erfindung den Meisten das Auge. — Man bemerkt, dieß und jenes (hier z. B. das Kind Fritz) sei überflüssig; während man in der lieben Natur jedem schönen Ueberflusse, wie billig, dankt. — Die Anordnung des Ganzen ist weise und wirksam, die Charakterschilderungen sind, wie bei B. immer, wahr, eigen und lebendig; der Dialog ist munter, leicht, klar, präcis, lebhaft bis zur Wärme, und erinnert nur in Einer witzigen Partie an B..s erste

Digitized by Google

Studien nach Shakespeare; wie zart und rührend er innige Verhältnisse darzustellen weiß (z. B. hier das zwischen dem Baron und Sittig, und zwischen Katharinen und Cäcilien) ist bekannt; und aus dem Durchdringen, Kreuzen, Verdunkeln und sich Erhellen solcher Verhältnisse geht das Ganze, ein frohes, farbenhelles Bild des Lebens hervor. — Wenn man mir hier vorwirft, daß mein blödes Auge an diesem Gestirn des Frohsinns gar keine Flecken ausfindig zu machen weiß, so scheine ich mir nur der Glückliche, der, im Genusse eines ländlichen Sommerabends, alle Kritik vergißt, und seine Stube in der Stadt, mit den Quartanten, in denen seine Weisheit steckt, nicht zurück wünscht. Im Spiele die Krämerwage brauchen, heißt: das Spiel nicht genießen; es nicht genießen, heißt: es nicht verstehn. Wer verdrießliche Kritiken liebt, möge sie bei Denen suchen, die sich vom Dichter getroffen fühlen! Mögen solche Zoilusse ihre Freude am Tödten des Lebendigen haben; auch sie sind nothwendig: sie liefern dem heitern Dichter den lustigsten Stoff; für sie ist die Bühne der rechte Platz: da stellt er sie hin, hofft sie nicht zu bekehren, aber siegreich verwendet er sie zu Bildern seiner Welt, zieht Gelächter aus Thränenstoff, und denkt des Weisesten der Worte:

Thöricht, auf Besserung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

***.

Der fünfte Mai. Ode auf Napoleon's Tod von Alex. Manzoni in der italienischen Urschrift, nebst Uebersetzungen von Goethe, Fouqué, Giesebrecht, Ribbek, Zeune. Berlin, Maurer'sche Buchhandlung 1828.

(Schluß.)

Fünfte Strophe.

Auch hier waren gleich beim ersten Worte »ei si nomò« die Meinungen der Uebersetzer verschieden; tot capita, tot sententiae:

»Er trat hervor« (Goethe.)
»Er erschien; rief seinen Namen« (Ribbek.)
»Vor trat er« (Fouqué.)
»Auf trat er« (Giesebrecht.)
»Er kam« (Zeune.)

Wollen wir auch nicht in Abrede stellen, daß das auf-, vor- oder hervortreten im Geiste der Urschrift sey, so sehen wir doch nicht ein, warum man nicht lieber wörtlich mit: er nannte sich, übersetzte. In einem Gedichte, in welchem jedes Wort entweder der begeisterte, ausschließliche Ausdruck der, dem Dichter vorschwebenden poetischen Idee ist, oder mit Vorbedacht aus tausenden gewählt wurde, darf der gewissenhafte Uebersetzer nur dann von der wörtlichen Bedeutung der Urschrift abweichen, wenn der Geist oder der Genius seiner Sprache eine wörtliche Uebersetzung nicht gestattet; was aber hier nicht der Fall zu seyn scheint. Am meisten hat sich Zeune von dem Originale entfernt; und ist auch die Umschreibung Ribbek's als solche gelungen zu nennen, so verschwindet doch durch sie die kräftige Bündigkeit der Urschrift.

Des so eben gerügten Mangels an Genauigkeit macht sich Goethe auf eine nicht zu rechtfertigende Art schuldig, wenn er das charakteristische, hinsichtlich der Bedeutung keinen Zweifel zulassende »due secoli« mit »gespaltene Welt« übersetzt. Auch scheint uns seine Uebersetzung von

»Quasi aspettando il fato«
mit
»Als lauschten sie dem Schicksal«

nicht ganz adäquat zu seyn. Bei diesem Verse läuft Ribbek abermals durch seine einfache und richtige Uebersetzung »des Schicksals harrend« Allen den Rang ab, weil sich die Anderen, wegen des Reimes, gezwungen sahen, den ursprünglichen Sinn entweder nachdrücklicher zu geben, oder gar zu ändern.

»Dem Schicksalsspruch erstarrend« (Fouqué.)
»Wie auf ihr Schicksal harrend« (Giesebrecht.)
»Wie dem Geschicke vertrauend (!)« (Zeune.)

Treue ist allerdings, im Allgemeinen genommen, die erste Pflicht eines Uebersetzers; allein treu ist nicht immer mit wörtlich gleichbedeutend. Manche Wörter bezeichnen oft, besonders in Gedichten, Begriffe, welche die, in einer anderen Sprache etymologisch entsprechenden Ausdrücke bei Weitem nicht enthalten. Dieß zu erkennen, und so oft das der Fall ist, von der allgemeinen Regel abzugehen, um sich nicht an den Laut, sondern an den Geist des Textes zu halten, ist, was den vorzüglichen Uebersetzer von dem gewöhnlichen auszeichnet; und, irren wir nicht, so verdient Ribbek durch seine Uebersetzung von: »ei fe' silenzio« mit »Ruh' (statt Stillschweigen) geboth er«, dann des »arbitro« durch »Richter« (statt Schiedsmann) im vollen Maße dieses Lob. In Bezug auf den ersten Ausdruck hat er Giesebrecht und Zeune zu Gefährten, welche Beide auf eine ähnliche Art — Ruh' heischend (G.), Er heischte Ruh' (Z.) — übersetzten. In Bezug auf den zweiten nähert sich ihm Giesebrecht allein, der diesen mit »Ein Entscheidender« gab. Die Uebrigen übersetzten silenzio, mit »Schweigen« (Goethe) und »Halt!« (Fouqué), und arbitro mit »Schiedsmann« (Goethe), »nach Schiedsrichterbrauch« (Fouqué), und »Schiedsmann« (Zeune).

Das in der zweiten Hälfte dieser Strophe vorkommende Wort segno, scheint unsere Uebersetzer, mit Ausnahme von Fouqué, irre gemacht zu haben; ganz gewiß aber ist das bei Goethe

Digitized by Google

der Fall. Daß hier segno nicht Zeichen, sondern, wie Fouqué richtig übersetzte, Ziel (Gegenstand) bedeutet, geht aus dem ganzen Satze hervor, welcher wörtlich übersetzt, so hieße: »Er verschwand, und schloß müssig in so engen Schranken seine Tage, ein Ziel unendlichen Neides und tiefen Mitleides, unauslöschbaren Hasses und unbezwungener Liebe.« Denn, wie könnte die strenge Haft Napoleons ein Zeichen von tiefem Mitleide und unbezwungener Liebe seyn? — Dennoch übersetzten es Giesebrecht, Zeune und selbst Ribbek einstimmig mit Zeichen, welches Wort auf Deutsch in der Bedeutung von Ziel kaum genommen werden dürfte; und nicht damit zufrieden, kehrte Goethe den ganzen Satz um, machte die Tage Müssiggangs statt des Helden, zum Subjekte desselben, machte aus dem Worte segno, welchem er die Bedeutung von Zeichen beilegte, ein Zeitwort (zeugen) und brachte somit einen Sinn heraus, der nicht nur von jenem der Urschrift ganz verschieden ist, sondern sogar ungereimt genannt werden darf:

Verschwand, — die Tage Müssiggangs
Verschlossen im engen Raume,
Zeugen von gränzenlosem Neid
Und tiefem frommem Gefühle,
Von unauslöschlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Ich sagte: ungereimt, denn bezieht man das tiefe fromme Gefühl auf Napoleon als Subjekt, so hat dieses keinen Sinn; bezieht man es aber auf ihn als Objekt, so enthält der Satz, wie wir bereits bemerkt haben, offenbar einen Widersinn.

Von der sonderbaren Uebersetzung Giesebrecht's von

»....e i dì nell' ozio
Chiuse in sì breve sponda«
durch
»Des Lebens Feierzeit
Auf kurze Frist beschränkend«

fürchten wir, daß man, wie von dem Fehler Martano's mit Ariost sagen könne:

Che non l'avria Demostene difeso.

Sechste und siebente Strophe.

Haben auch Goethe und Fouqué der ersten dieser Strophen einen Gedanken eingeschoben, der ihnen ausschließlich gehört, weil davon in der Urschrift keine Spur zu finden ist, daß nähmlich die Welle den Schiffbrüchigen vorwärts rollt, so sind doch die Uebersetzungen dieser beiden Strophen im Ganzen gelungen zu nennen. Am ausgezeichnetsten sind jene Giesebrecht's und Ribbek's.

Die Goethe'sche Uebersetzung von »i percossi valli« wollen wir mit dem Schleier der Liebe bedecken. Quandoque bonus dormitat Homerus.

Achte Strophe.

Es ist kaum zu begreifen, daß von fünf ausgezeichneten Männern, welche die Aufgabe einer so schwierigen Uebersetzung im Ganzen genommen, glücklich lösten, keiner den nichts weniger als dunklen Sinn des Schlußverses dieser Strophe

»La gloria che passò«

richtig auffaßte. Statt den schönen, poetischen und großartigen Gedanken Manzoni's: wo vergangener Ruhm Stillschweigen und Finsterniß ist, anzugeben, bezogen irriger Weise sämmtliche Uebersetzer das »passò« auf den Helden, und übersetzten darnach:

Er steht wie auf Schweigen und Finsterniß
Auf den Ruhm, den er durchdrungen (Goethe.)

Wo der Ruhm, den er durchschritten
Finsterniß und Schweigen ist (Ribbek.)

Und ganz verfliegt in stummer Nacht
Ein Glanz ihm hier verraucht (Fouqué.)

Wo Schweigen ist und Finsterniß
Der Ruhm, den er durchflog (Giesebrecht.)

Wo Stille herrscht und Finsterniß
Sein einst ertöntes Lob (Zeune.)

Neunte Strophe.

Bei dieser Strophe muß nur zu Fouqué's Uebersetzung bemerkt werden, daß folgende Verse:

Chè più superba altezza
Al disonor del Golgota
Giammai non si chinò,

welche in derselben so lauten:

»Daß weltlich höh're Sonne
Vor heil'ger Schmach auf Golgatha
Noch nimmer werd' zum Raub'«

dunkel und unverständlich sind, und daß es nicht zu verkennen ist, er habe den Schlußsatz:

Quel Dio, ch' atterra e suscita,
Che affanna e che consola,
Sulla deserta coltrice
A canto a lui posò,

die er wie folgt, in's Deutsche übertrug:

„Der Gott, der hebt und niederstürzt,
Zerschmettert und versöhnet,
Schlief ja auf öder Lagerstatt
Dereinst gleich ihm, im Staub,

nicht verstanden.

Schließlich erlauben wir uns, ohne der vielen, bei der italienischen Urschrift unterlaufenen Druckfehler zu erwähnen, Herrn Zeune zu bemerken, daß er nicht recht daran ist, wenn er in seiner zweiten Anmerkung die Wörter periglio und esiglio als gleitende Ausgänge (parole sdrucciole) erklärt. Diese und ähnliche Wörter, die mit einer Sylbe ausgehen, in welcher das i keineswegs seinen eigenthümlichen Laut vorstellt, sondern zwischen gl, g oder c und a, e oder u lediglich zu dem Ende eingeschaltet wird, damit jene Buchstaben nicht den harten, sondern den gequetschten Laut haben, sind wahre weibliche Ausgänge (parole piane), weil glio, so wie cio und gio aus dem angeführten Grunde nur eine Sylbe ausmachen; und nur uneigentlicher Weise werden sie manchmal als gleitende gebraucht. Daß übrigens Manzoni in der vierten Strophe, periglio und esiglio nicht als gleitende, sondern ihrem wahren Wesen nach, als weibliche Ausgänge angewendet habe, geht aus dem hervor, daß sie dort Endwörter des achten und zehnten Verses sind, welche, so wie der zweite und vierte, dem angenommenen Metrum zu Folge — von welchem man in der Ode nie abweichen darf — weiblich seyn müssen.

Bevor wir von den vorliegenden Uebersetzungen — wobei sich sämmtliche Verfasser, durch die, dem ersten lebenden Dichter Italiens geschenkte Aufmerksamkeit, den Dank und die Achtung dieses Landes erworben haben — Abschied nehmen, können wir nicht umhin, den durch dieses Büchlein, im Interesse der deutschen sowol als der italienischen Literatur, in uns rege gewordenen Wunsch auszusprechen, daß ein lebhafterer Austausch der reichen Schätze Beider durch gute Uebersetzungen, nach dem Beispiele dieser Trefflichen, zu Stande kommen möge, denn, wenn auch hinsichtlich der älteren italienischen Dichter Vieles schon geschah, so bleibt doch noch immer auf beiden Seiten ein fruchtbares, unermeßliches Feld, welches dem Bearbeiter die reichste Ernte verspricht.

J. B. Graf Bolza.

Druckfehler. In Nr. 75 dieser Blätter soll die letzte Zeile der achten Strophe des Gedichtes: Der fünfte Mai, S. 298, zweyte Spalte, Zeile 21 v. o. heißen:
»La gloria *che* passò.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

77. Sonnabend, den 26. September 1835.

Bilder aus der Fremde.

(Fortsetzung.)

Uri.

Mitten auf der Oberalp, in einer Höhe von 6170 F., liegt rings von kolossalen Granitblöcken und Schneeschichten umlagert, ein ruhiger, krystallklarer See, aus dem eine Hauptquelle der Reuß entspringt. Je tiefer wir hinabstiegen, desto erfreulicher wurde die Aussicht. Die Einöde, die ganz füglich mit dem steinigten Arabien verglichen werden kann, nahm einen freundlicheren Charakter an. Alpentristen erschienen rechts und links, und das Ursern-Thal tauchte allmählig vor unserm erschöpften Blicke auf. Wir stießen auf Urner-Hirten, die in ihrer eigenthümlichen Tracht, mit nackten Knieen und Sandalen an den Füßen, aus kurzen Pfeifchen schmauchend, ungeheure Lasten Heu von den Matten in das Thal trugen. In Andermatt (Ursern) angelangt, fanden wir uns mit einem Male in einen der besuchtesten Theile der Schweiz, an die große Gotthardsstraße versetzt. In der Nähe ist die bekannte und oft beschriebene Teufelsbrücke und das Urnerloch. Die neue Teufelsbrücke ist um 27 Fuß höher, als die alte. Auch das Urnerloch ist um 18 Fuß erweitert worden. Die Gotthardsstraße ist ohne Zweifel die schönste und beste aller Schweizergebirgs-Chausseen. Die Russen haben das Urserntha1 am 25. September 1799 unter General Suwarow erstürmt. Der Sieg kam ihnen aber theuer zu stehen, denn mehrere Hunderte ihrer Soldaten fanden in der Reuß ihren Untergang. Als sie in Andermatt angelangt, waren sie so hungrig, daß sie in Ermanglung von Nahrungsmitteln alle vorfindliche Seife und alles Leder aufzehrten.

In Andermatt verließen wir unsere englischen Reisegefährten, und setzten unsern Weg über die Furka und den Grimsel in das Berner Oberland fort. Wir hatten das Glück, einen vortrefflichen Führer zu finden, der uns sicher und treu vier Tage lang bis nach Thun geleitete. Er heißt Kaspar Ott, und ist in Meyringen ansäßig. Er ist jung, stark, von einnehmendem Aeußeren und wohl unterrichtet. Er weiß über Alles, was sein Land betrifft, genaue Auskunft zu geben. Er ist höchst aufmerksam und zuverlässig, und genießt in allen Gasthöfen ein unbedingtes Zutrauen. Wir wollen ihn hiermit unsern Landsleuten, die in die Schweiz zu reisen gedenken, auf das Beste anempfehlen. — Der Weg an die Furka führt über Hospital nach Realp, wo ein Kapuzinermönch in einem recht niedlichen Zellenhause die Reisenden beherbergt. Wir trafen daselbst eine Menge Walliserinnen, die nach dem weitberühmten und vielbesuchten Gnadenorte Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz wallfahrteten. Die Walliser sind gut katholisch und spenden, trotz ihrer Armuth, doch gern ihr Schärflein zu auferbaulichen Zwecken. Die guten Leute kamen weit her, aus der Gegend von Martigny im unteren Wallis.

Der Weg über die Furka, der bis zu einer Höhe von 7790 F. hinansteigt, ist sehr beschwerlich und kostet vielen Schweiß. Es geht drei Stunden lang rastlosen Schrittes aufwärts, zuletzt über ein Schneefeld, das eine halbe Stunde lang ist. Ist man aber am Gipfel des Furka-Ueberganges angelangt, so wird man durch die bezaubernde Aussicht in ein Gebirgs-Panorama für seine Mühe reichlich belohnt. Rechts thürmt sich der prächtige Gallenstock, und links das Mutthorn auf. Vorne breitet sich die ganze Reihe der höchsten Gletscher des Berner Oberlandes aus: die Wetterhörner (11.450 Fuß), das Schneehorn, die Aargletscher, die Schreckhörner (12.560 F.), der Zinkenstock, das Siedelhorn, das riesige, grauenhafte Finsteraarhorn (13.230 F.), und hinter diesem der Mönch (12.660 F.); die Jungfrau aber, die sich hart an den Mönch hält, verbirgt sich bescheiden; aus dem Walliserlande ragen die Gletschhörner, die Bieschethörner und das Rothhorn hervor. — Vom Gipfel der Furka steigt man an das Flußbett der Rhone, in den Kanton

Wallis

hinab. Bergab geht es schnell, aber man muß gut auf den Füßen seyn und fest in den Knochen sitzen. Ein guter Bergstock leistet dabei vortreffliche Dienste. Bald biethet sich dem Auge Eines der großartigsten und zugleich schönsten Schauspiele dar, die die Schweiz aufzuweisen hat, der Rhone-Gletscher. Man denke sich eine ungeheure Masse des reinsten krystalligen Eises in einer Länge von beiläufig fünf Stunden und einer Ab-

Digitized by Google

senkung von 6000 Fuß zwischen zwei hohen Gebirgswänden hineingedrängt, eine umgestürzte, antidiluvianische Riesenpyramide, deren Piedestal auf dem Gallenstock und Gelmerhorn aufliegt, während die Spitze sich tief in das Rhonethal hinabgebeugt hat; man denke sich diesen unermeßlichen Körper im schönsten Farbenspiele, vom schneeigsten Weiß bis zum dunklen Azurblau und glasigen Meergrün, auf dessen tausend und tausend Spitzen und Kanten jeder Sonnenstrahl wie auf ein Prisma auffällt, und in farbige Flächen zersplittert, wieder abspringt; man denke sich, wie aus den Ausläufern der Eismasse ein schäumender ungestümer Strom, die **Rhone**, hervorbraust, und in kühnen Sprüngen über Fels- und Steingerölle in das Thal hinabstürzt; — man denke sich dieß Alles in ein einziges Bild zusammengefaßt, in ein Bild, das die kleine Pupille des Menschenauges mit einem einzigen Blicke aufnehmen kann, — und man hat nur eine beiläufige Vorstellung von der Herrlichkeit und Schönheit des **Rhonegletschers**. — Nahe an der Stelle, wo die Rhone aus dem Gletscher hervorbricht, steht ein Gasthaus, das dem Reisenden nach einem so beschwerlichen Wege in dieser unbewohnten Gegend sehr willkommen ist. Der Pfad theilt sich hier; südlich führt er nach **Gestelen**, wo er wieder zur fahrbaren Bahn wird, die sich bei **Brieg** mit der Simplonstraße verbindet; westlich führt er über den **Grimsel** in das Haslithal. Wir wählten den letztern. Bevor man auf den **Grimsel** gelangt, muß man die **Meienwand**, eine beinahe senkrechte, eine halbe Stunde lange Felsenhöhe, übersteigen. Hat man diese Wand im eigentlichen Wortsinne erstürmt, so ist man auch bald auf der Höhe des Grimsel-Ueberganges (6770 F.). Der **Grimsel** ist ein wüster Berg; von allen Seiten erblickt man nichts als Spuren der Zerstörung. Das **Siedelhorn** und der **Zinkenstock** erheben sich ganz in der Nähe; der **Ober-** und **Unter-Aargletscher** lagern ihre Eisschichten dicht an. Die Passage über den Grimsel ist ungeachtet ihrer Beschwerlichkeit sehr lebhaft. Im J. 1799 fiel auf diesem düstern Berge ein blutiges Gefecht zwischen den Franzosen und Oesterreichern vor. Die Oesterreicher hatten die ganze Gebirgshöhe besetzt, und trotzten in ihrer sicheren Stellung dem, aus dem Ober-Hasliithale mit Uebermacht heranstüemenden Feinde. Die Franzosen wollten sich bereits an den Brienzer See zurückziehen. Da kam ein Mann aus Guttanen, Nahmens **Nägeli**, der sich anboth, eine Truppenabtheilung auf einer bisher unbekannten Gebirgshöhe in den Rücken der Oesterreicher zu führen. Der verrätherische Antrag warb angenommen und ausgeführt. Ein Theil der Franzosen zog nämlich über das, nach dem Führer benannte **Nägeli's Grätli** (Nägeli's Schneide), und griff die Oesterreicher von hinten an, die nun zwischen zwei Feuer kamen, und mit bedeutendem Verluste nach Wallis zurückgeschlagen wurden. Man findet noch österst auf dem Berge Kugeln, Stücke von Gewehrläufen und Säbeln, Riemzeug und Menschenknochen. Eine merkwürdige, aber zugleich grauenhafte Erscheinung auf der Höhe des Grimsels ist:

Der todte See.

Auf des Grimsels Felsenkuppe
Starrt, umlagert rings von Schnee,
In der Wildniß stummer Gruppe
Regungslos der todte See.

Nicht vergrößert, nicht verkleinert,
Ohne Steigen, ohne Fall
Harrt, bis einst es werd' versteinert,
Hier ein flüssiges Krystall.

Auf dem glashellen Grunde
Sah man niemals Fische ziehn,
In der ausgestorb'nen Runde
Welkt die Blume schnell dahin.

Selbst die Bergeslüfte flüstern
Um den See mit bangem Schmerz,
Sie erhellen, sie verdüstern
Nimmer sein erstarrtes Herz.

Ausgestrichen aus dem Reiche
Der befeuchtenden Natur,
Tödtet diese Wasserleiche
Ringsum alles Lebens Spur.

Aber sieh am Sand die Steine
So unheimlich seltner Art!
Schädeln sind es und Gebeine,
Sie verwittern unverscharrt.

Das Gerippe manchen Kriegers
Liegt am Grunde ausgestreckt,
Dicht darneben manchen Siegers
Rostzernagter Säbel steckt.

Einen Felsenweg sich bahnend,
Stürmte einst die Schlacht herauf,
Und der See nahm leichenahnend
Froh des Todes Brüder auf.

Stöhnend fing nun an zu schwellen
Seine grauenvolle Fluth,
Gierig leckten seine Wellen
Vom Gestad' der Krieger Blut.

Bei dem Donner der Kanonen
Bebte seine kalte Brust,
Die geschlummert seit Aeonen,
Hoch empor in grimmer Lust.

Doch als in das Thal geschieden
War die Schlacht mit ihrem Weh,
Lag gesättigt und zufrieden,
Starr und kalt der todte See. — —

Bald darauf erreichten wir die Höhe des **Grimsels**, und betraten sofort das Gebiet des Kantons

Bern.

Der Weg von der Höhe zum Grimsel-Hospital ist steil und abschüssig. Im Winter ist er der Lawinen wegen sehr gefährlich. Im vorigen Winter wollten sechs Männer aus dem Berner Oberland über die Merlen nach Wallis wandern. Der Weg an dieser Stelle war ganz verschneit; sie traten unglücklicher Weise ein **Schilt** (Schneefeld) an, das nicht fest lag; das Schilt löste sich los und glitt mit den Unglücklichen in den beim Hospiz liegenden See hinab; nur Einer wurde gerettet. — Das **Grimsel-Hospiz** liegt in einem grauenhaften Felsenkrater in einer Höhe von 5880 F. Da es auf einem Wege von beiläufig

Digitized by Google

einer Tagreise die einzige Herberge ist, findet man es stets von Fremden überfüllt. Auf dem Grunde des angränzenden Sees liegen ungeheuere Granitblöcke in würfliger und prismatischer Gestalt. Von einem nahen Hügel genießt man eine herrliche Aussicht auf die Aar-Gletscher. — Vom Grimsel nahmen wir unsern Weg durch das Ober-Haslithal, eines der interessantesten Thäler der Schweiz, nach Meyringen. Das Haslithal ist 11 St. lang und zieht sich vom Grimsel bis Brienz, an beiden Seiten der Aar, welche einen sehr starken Fall hat. Der Weg bis an den Rhätrichsboden (Roderich's-boden) ist felsig und wild. Es halten sich in diesen Höhen viele Murmelthiere (Marmotten) auf, die nebst den Gemsen die vorzüglichsten Bewohner dieser Berge sind. Der Steinbock, welcher einst im Berner Oberland nicht selten war, ist nun ganz verschwunden. Im Berner Gebiethe soll sich nur mehr ein einziges Paar dieser Bewohner der höchsten Alpen vorfinden, dessen Erlegung unter Todesstrafe verpönt ist. — Auf dem Wege nach Handeck gelangt man an eine ungeheuere Granitplatte, die ihrer gefahrvollen Abschüssigkeit halber den Namen Höllenplatte führt. Der Weg zieht sich über Felsen- und Steingerölle bald an der rechten, bald an der linken Seite der Aar hin. Die Aar, deren Ungestüm alle Vorstellung übertrifft, bildet fast einen beständigen Wasserfall. Der interessanteste und großartigste ist jener bei Handeck. Dieser Wasserfall übertrifft alle an Gewalt, und steht dem Rheinfalle nur an Wassermenge nach. Die Aar und ihr zur Seite der Aerlenbach stürzen sich in einen 200 F. tiefen, von senkrechten Felsen eingeschlossenen Schlund. Man kann den Fall nur von oben, von einer über die Felsen gebauten Brücke betrachten. Die ganze Wassermenge der Aar löst sich in feine Silberperlen auf, der Wasserstaub fliegt hoch empor und hüllt das Bild der grauenhaften Schlünde mit den hochaufragenden dunklen Tannen in einen Nebelschleier. Das beständige Lärmen und Toben der Gewässer, der finstere Kessel, in den kein Sonnenstrahl dringt, die Schnelligkeit der beiden Fluthen, die den Blick unwiderstehlich mit sich reißt, die düstere, wilde Natur der Landschaft machen auf den Beschauer einen sinnbetäubenden Eindruck. Wenn aber die Sonne den Wasserfall beleuchtet, verklärt sich das Bild im schönsten Farbenspiele; denn über dem dunklen Schlunde bilden sich zwei bis drei Regenbogen auf dem Wasserstaube; die ganze Gegend scheint Goldatome zu sprühen und zeigt sich wie das kolossale Luftbild eines im schönsten Style ausgeführten Phantasie-Gemäldes! — Der Maler Wolf ließ sich an Seilen in den Kessel hinab, um den Wasserfall von unten in seiner ganzen Größe aufzunehmen. Er brachte in seiner Zeichnung einen Wolf an, um zugleich seinen Namen und die Rauheit der Gegend anzudeuten. Dieser Kupferstich ist nun sehr selten geworden. Guttanen ist der letzte Ort, der im Haslithale während des Winters bewohnt werden kann. Kurz vor Meyringen drängt sich die Aar durch einen engen, finstern Felsenpaß. Um so mehr überrascht es, wenn man nach Meyringen hinabkömmt und sich mit einem Male in eine üppige, mit Saaten und Obstbäumen bedeckte Landschaft versetzt findet. Auf dem Wege von Meyringen nach Brienz bilden der Reichenbach, der Alpbach, der Wandelbach und Oltschibach sehenswerthe Wasserfälle.

Der Brienzer See hat ein, von gleichförmigen Gebirgszügen eingeschlossenes, 3/4 Stunden breites und drei Stunden langes Becken. In Brienz, das an der nordöstlichen Seite des Sees gelegen ist, mietheten wir ein Schiff nach Interlacken. Während der Fahrt landeten wir, um den überraschend schönen Fall des Giesbachs zu sehen. Schon bei Brienz hört man, wenn der Wind aus Süden streicht, sein fernes Brausen. Am Landungsplatze stürzt sich eine schäumende, aus einem Felsentrichter übersprudelnde Wassermenge in die ruhige Spiegelfläche des Sees. Um aber den großen Fall zu sehen, muß man auf einem ziemlich steilen Fußpfade den Berg hinansteigen. Ein donnerähnliches Brausen schlägt fortwährend an das Ohr, ohne daß man im Gebüsche, durch das die Bahn führt, die Ursache des Lärmens gewahrt. Plötzlich tritt man heraus und sieht nun in sechs bis sieben stufenweisen Wasserfällen die ganze Majestät des furchtbaren Elementes. Der oberste Fall von der höchsten unzugänglichen Felsennische ist dem Auge nur durch einen Staubregen bemerkbar, der die finstern Tannen, die an des Baches Saume wurzeln, mit einem luftigen Flor umhüllt. Den befriedigendsten Eindruck gewährt eine Stelle wo man unter einen ausgehöhlten Felsen tritt, so daß die ganze Wassermenge Einem über das Haupt hinstürzt. Die Steinwände erzittern von dem Gebrülle und dem Anschlagen der Fluthen. Ich glaubte mich wirklich in das Zauberreich der Undinen versetzt, und harrte nur des Augenblicks, wo Eines dieser reitzenden Wesen seinen schneeigen Leib aus dem silberschäumigen Bade erheben würde. Von dieser Stelle sieht man gerade vor sich den Brienzer See und die schöne Landschaft, wie durch eine bewegliche, in Millionen Thautropfen aufgelöste Kristallwand. Die ganze Natur hat einen bläulichen Duftmantel umgeschlagen. Der Wasserfall bei Handeck ist großartiger und schauervoller; der Giesbach aber schöner und angenehmer. — Nach Besichtigung des Falls tritt man in ein Haus, wo man einen Alpensänger hört. Die Schweizer stehen im Gesange weit hinter den Tirolern, und haben überhaupt keine besondere Anlage zur Musik. Ihre Kuhreigen jedoch sind so schöne Nazional-Melodien und sprechen eine so unbeschreibliche Sehnsucht nach der Heimath aus, daß es wohl leicht zu begreifen ist, wie es in Spanien bei den Schweizer-Regimentern unter Todesstrafe verbothen seyn konnte, den Kuhreigen aufzuspielen, indem nach dem jedesmaligen Anklingen dieser süßwehmüthigen Töne ein großer Theil der Mannschaft von einem tödtlichen Heimweh befallen wurde. Beim Herabsteigen wurde uns aus Alphörnern nachgerufen, deren Ton in der

Digitized by Google

Ferne sehr angenehm ist. Diese Hörner sind 8 bis 10 Fuß lang, untenzu etwas gekrümmt und breit auslaufend; sie sind aus Baumwurzeln gedecht.

Unsere Fahrt über den See war, der guten Gesellschaft halber, sehr kurzweilig, und ehe wir es vermutheten, waren wir am Landungsplatze angelangt, von wo aus uns ein kurzer Weg nach Interlacken (inter lacus) führte. Dieser Ort, der eleganteste in der ganzen Schweiz, ist kein Dorf mehr, sondern ein großer englischer Park mit vielen Landhäusern für Gentlemen. Die ganze Landschaft ist englisiert. Die hölzernen, mit langen Gängen, ovalen Fenstern und Hängedächern versehenen Schweizerhäuser mußten dem bizarren Geschmacke der geldstolzen Insulaner weichen, die in der Regel ihr comfortable und fashionable dem Einfachen und Naturgemäßen vorziehen. Der Engländer ist auf Reisen trocken und mißtrauisch. Durch diese Einwirkung wurde der beste Theil vom Volkscharakter der Schweizer hinweggewischt. — Von Interlacken machten wir einen Ausflug nach Lauterbrunnen. Leider hatten wir schlechtes Wetter, das uns auch hinderte, Grindelwald zu besuchen und das Faulhorn zu besteigen. Das Thal von Lauterbrunnen ist oft beschrieben worden; und sollte es auch nicht aus ehrlichen, schlichten Reisebeschreibungen bekannt seyn, so ist es doch der Welt in des geistreichen Herrn von Clauren wunderlieblicher Mimili im schönsten Irisfarbenspiele mit einem verzuckerten Uebergusse aller Holdseligkeiten sattsam vor Augen gestellt worden. Freilich fanden wir keine so lunatisch-sinnlichen Paradiesesblumen, wie des geistreichen Clauren Mimili war, sondern nur ganz gewöhnliche, derbe Bauerndirnen. In der Nähe von Lauterbrunnen stürzt der berühmte Staubbach über einen 900 Fuß hohen Fels senkrecht herab. Es kam mir beiläufig vor, als ob Einer unserer altdeutschen riesigen Götter aus einer ungeheuren Gießkanne das Thal mit himmlischem Thau bespritzte. Jeder Tropfen des Baches zerstiebt im Falle zum feinsten Staube. Wenn die Sonne gegen die Felswand scheint, sieht man im Wasser mehrere Regenbogen übereinander. — Links im Thale erhebt sich die Wengernalp, von deren Höhe unmittelbar die 12.800 Fuß hohe Jungfrau, in das reinste Schneegewand gehüllt, emporsteigt. Die Jungfrau ist die schönste Bergspitze in der schweizerischen Alpenkette; sie ist aber auch am schwersten zu erklimmen. Nur ein einzigesmal wurde ihr Gipfel von dem Fußtritte eines Erdensohnes berührt; die Jungfrau zürnte darüber und vereitelte jedes fernere Besteigen. So mußte auch ein Engländer, der während unseres Aufenthaltes in Lauterbrunnen sich hinaufwagen wollte, unverrichteter Sache zurückkehren. Wir bedauerten, daß uns der düstere Himmel nicht erlaubte, den Widerschein der untergehenden Sonne an den Spitzen dieses Eisberges zu bewundern. Hinter der Jungfrau ragen noch das Großhorn, das Breithorn, das Tschingelhorn und die Frau oder Blümlisalp hervor. Von der Blümlisalp geht die Sage, daß sie einst grünend gewesen sei, und daß die schönsten Blumen auf ihr geblüht haben, wovon sie den Namen Blümlisalp bekommen habe. Auf diesem Berge lebte an der Seite seiner Geliebten ein Hirt, der eine große Heerde besaß. Dieser Hirt war aber ein schlechter Sohn; denn als ihn einstens seine alte blinde Mutter besuchen kam, setzte er ihr statt Nidli (Sahne) nur verdorbenes Käsewasser vor. Die alte Frau kam durch diese Böswilligkeit so außer sich, daß sie einen furchtbaren Fluch aussprach, der auch alsogleich in Erfüllung ging. Der Sohn, sein Liebchen, und die ganze Heerde wurde in Stein verwandelt, die feuchtbare Alpe verschwand, und es trat ein starrender Gletscher an ihre Stelle. Auf diesem Eisberge irret noch eine große, fette Kuh umher, deren Brüllen man öfters nächtlicher Weile im Thale vernimmt. Wer diese Kuh, von Sonnenaufgang angefangen bis zur Zeit, wo die Sonne in den Scheitelpunkt tritt, melken kann, der wird den Zauber lösen. Der wüste Schneeberg wird wieder eine blühende Alpe, die Seelen des verfluchten Paares werden vom Banne erlöst, und die entsteinerte Heerde wird dem glücklichen Löser des Zaubers zum Lohne werden. Vor mehreren Jahren soll ein Mann das Wagstück unternommen haben. Er wußte richtig die irrende Kuh festzuhalten und begann sie zu melken. Als aber die Sonne in den Scheitelpunkt getreten, sei er mit dem Melken noch nicht fertig gewesen; worauf die Kuh den Unglücklichen mit ihren Hörnern erfaßt und in einen tiefen Abgrund geschleudert habe. Die Blümlisalp harrt deßhalb noch immer ihrer Entzauberung entgegen.

Von Neuhaus fuhren wir mit dem Dampfboote über den reizenden Thunersee, und genoßen somit eine fortwährende Aussicht auf seine malerisch schönen Ufer zu beiden Seiten. Thun konnte uns ungeachtet seiner herrlichen Lage nicht lange fesseln, da Bern in so geringer Entfernung viel anziehender ist. Vom Thuner Kirchhofe aus hat man einen großen Theil des Berner Oberlandes in einem lebendigen Panorama vor sich liegen. — Der Weg nach Bern führt durch eine der feuchtbarsten und reichsten Landschaften der Schweiz. Bern kann mit Recht die Hauptstadt der Schweiz genannt werden, so wie es zu den angenehmsten und geschmackvollsten Städten in Europa zu zählen ist. Bern hat einen ausgesprochenen Charakter; man bemerkt hier überall Kraft und Tendenz; das Leben faßt man von einer gesunden, heitern Seite auf. Bern ist ganz dazu gemacht, um dem Reisenden, der sich von dem vielen Bergsteigen ermüdet hat, Erholungen und Erfrischungen der angenehmsten Art darzubiethen.

Ch. W. Huber.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

78. Mittwoch, den 30. September **1835.**

Handbuch der italienischen Sprache, enthaltend eine nach einer einfachen und leichten Methode kurz gefaßte Sprachlehre und praktische Uebungsstücke. Von J. B. Bolza, der Rechte Doctor. Wien, Friedr. Volke's Buchhandlung 1835.

Wenn die Vorzüge eines Handbuches zur Erlernung einer Sprache darin bestehen, daß die allgemeinen Grundsätze philosophischer Sprachforschung erkannt, die besondern Eigenthümlichkeiten des Idioms herausgehoben, der an sich beste und bequemste Weg der Darstellung eingeschlagen, und auf die zweckmäßigste Weise die todte Regel zur praktischen Anwendung geleitet wird; so dürfen wir gestehen, daß von dem würdigen Verf. des vorliegenden Handbuches Beachtenswerthes geleistet worden, und daß die günstigen Erwartungen, die er durch seine gelungenen Uebersetzungen und gehaltreichen Aufsätze in beiden Sprachen mehrfach erregt hatte, mehr als nur gerechtfertigt worden sind.

Zum erstenmale begegnen wir hier in einer italienischen Grammatik der richtigen Unterscheidung zwischen Sprachlauten und Schriftzeichen (erstere zählt die italienische Sprache 28, letztere 22); der Sonderung der Grundlaute von den Hänge- oder Beilauten (Umlaute, wie der Deutsche, kennt der Italiener nicht), von denen die erstern die Begriffe selbst, die letztern die in denselben eintretenden Aenderungen bezeichnen; der tief greifenden Unterscheidung zwischen Beschaffenheits- und Bezugs-Beiwörtern, wo unter letztere auch das meiste von dem gereiht wird, was man sonst als Fürwort anzusehen pflegt, und endlich der meisterhaften Durchführung des Gedankens, daß die sogenannten persönlichen Fürwörter, ich, du, er, sie, wir etc. nichts als Hauptwörter, und zwar die eigentlichsten, die primären Hauptwörter sind, in denen das erwachende Selbstbewußtsein zuerst den ihm eignenden Ausdruck findet. Nur die Unterscheidung des eigenen Ichs von dem einwirkenden fremden befähigt und lehrt auch sonst überall Erscheinungen zu sondern, auf ihre Principe zurückzuführen, und was sich dergestalt als gesondert darstellt, auch mit besonderer Benennung zu belegen. Vom Ich und Du beginnt alle Erkenntniß, alle Sprache; diese Lehre ist von der Grammatik bisher viel zu wenig beachtet worden, und dem Verf. ist Dank zu wissen, daß er sie, einer der Ersten, in ihrem Einflusse erfaßt und praktisch durchzuführen unternommen hat.

Wollten wir alles anführen, was die vorliegende Grammatik noch sonst Vortreffliches biethet; so müßten wir die Gränzen einer Anzeige weit überschreiten, und zuletzt stände dennoch zu fürchten, daß wir manche Feinheit und Eigenthümlichkeit übersehen hätten, wofür nur specielles Studium und besonderer Scharfblick Auge und Ohr verleiht. Wir heben daher nur Einiges heraus, was als besonders wahr und treffend sich aufdrängt. So die Bemerkung S. 15, daß das Verhältniß der Selbstlaute zu den Mitlauten in einer Sprache hauptsächlich von dem Klima abzuhängen scheine. In den wärmeren Klimaten öffnet man nämlich beim Sprechen öfters den Mund. S. 23, daß man bei Gegenständen, wo das Geschlecht einen wichtigen Umstand in sich schließt, eigene Worte erfunden (Mann — Frau, Stier — Kuh), bey andern aber die Bezeichnung durch Umstandswörter Platz gegriffen habe (Hund — Hündin). S. 55 der Nachweis, daß die Aussprache mit Ella und der dritten Person des Singulars (fast wie in Deutschland) erst durch spanischen Einfluß eingeführt worden. S. 58 über das bloß mit »seyn« dem Hauptworte verknüpfte Adjectiv, warum es in einigen Sprachen (wie eben im Italienischen) declinabel, also als eigentliches Beiwort, in andern hingegen (wie im Deutschen) unabänderlich, bloß als Nebenwort, erscheine. Es kömmt nämlich darauf an, welches Gewicht dem »Seyn« beigelegt wird, ob es bloß als copula gelte, oder ob der in ihm liegende Begriff der Existenz hervorgehoben, und demselben dergestalt die Bedeutsamkeit eines Prädicats beigelegt werde, dem sonach das außerdem vorhandene Adjectiv bloß als nähere Bestimmung zur Seite steht. S. 128 wie das Wörtchen si von seiner relativen Bedeutung als »sich« allgemach zu der selbstständigen als »man« sich durchbilde; ein Uebergang, der durch musterhaft gewählte Beispiele genetisch nachgewiesen wird. S. 162 über die Redensart corpo di Bacco, wo es wegen der erst in neueren Zeiten vielfach besprochenen symbolischen Bedeutung des Bacchus merkwürdig ist, daß eben sein Leib von der frommen Scheu vor Profanation des Heiligen zum Stellvertreter

Digitized by Google

des Frohnleichnams gewählt worden. S. 165 die Verwandtschaft des italienischen già mit dem deutschen ja. S. 168 über die Unterschiede der Wortfügung in jenen Sprachen, die eine Abänderung der Substantive u. dgl. haben, und in jenen, denen diese fehlt, u. dgl. m.

Zu loben ist auch, bei der Kürze, welche diese Grammatik auszeichnet, ihre ungemeine Vollständigkeit. Man findet hier Gegenstände abgehandelt, die, so unumgänglich sie zum Gebrauch der Sprache sind, von den gewöhnlichen Grammatiken dennoch auf unbegreifliche Weise entweder gar nicht, oder nur beiläufig, ohne Sorgfalt und Ausführlichkeit, abgehandelt werden. So finden wir S. 13 das Verzeichniß aller Ausgänge italienischer Wörter, die den Ton auf der drittletzten Sylbe haben (parole sdrucciole). S. 26 eine Sammlung der Redensarten mit Vor-, S. 88 mit Verbindungsbei-, S. 138 mit Neben-, S. 158, mit Binde-, S. 162 mit Empfindungsbeiwörtern. Die Lehre von den unregelmäßigen Zeitwörtern, von den Beschaffenheits-Endungen (in accio, atto, ino, etto, etc.), von den Abkürzungen und Elisionen u. s. w., die italienische Phraseologie S. 218 bis 258, und der treffliche zum Nachschlagen im Falle des Bedarfs unschätzbare Index am Ende des Buches S. 335 bis 344, zeugen ebenfalls von der erschöpfenden Gründlichkeit des Werkes.

Was die Darstellung betrifft, so sind die einzelnen Begriffe mit Bestimmtheit entwickelt, die Regeln klar, die Beispiele zweckgemäß. Mit geringen Ausnahmen sind letztere aus den Klassikern der Nation genommen; meist aus Dante, Tasso, Guicciardini, und dem nie genug zu lobenden, größten aller jetzt lebenden Dichter Europas, Alessandro Manzoni, was dem Geschmacke und der Geistesrichtung des Verf. besondere Ehre macht. Lobenswerth ist die Art und Weise, wie die Uebungsstücke des zweiten Theiles stufenweise, vom leichten zum schweren vorschreitend, angeordnet sind, und als nachahmenswerthes Muster, dem wir nur einen größern Umfang gewünscht hätten, stehen die Interlinear-Uebersetzungen aus beiden Sprachen da; es ist dieses die Methode um eine Sprache auf das Schnellste praktisch zu erlernen. Die beigefügten Gespräche sind fast alle gut gewählt, mit Rücksicht auf den Zweck, für die gewöhnlichen Gegenstände der Conversation gang und gäbe Färbung und Fertigkeit des Ausdruckes zu verschaffen. Selbst die Sinnsprüche, eine Abtheilung, auf die sonst in der Regel wenig Fleiß verwendet wird, sind zu loben; man findet darunter viele treffende, weniger bekannte. Negli umani ragionamenti il *perchè* non è spesse volte che un *cioè*. — Nel teatro del mondo, come nell' antica comedia, son divisi gli ufficii della virtù: chi canta non agisce, e chi agisce non canta. — Diese zwei wollen wir hier eigens anführen, denn sie haben auf Kritiker besondern Bezug.

Wir kommen nun zu jenen Punkten, die wir nicht ganz zu billigen vermochten, oder wo wenigstens die Gründe des Verf. uns nicht genügend geschienen haben. So werden die einzelnen Buchstaben in alphabetischer Ordnung abgehandelt, wo vielleicht die verwandtschaftliche, die Selbstlauter zuerst und dann die Mitlauter, geordnet nach den Sprachwerkzeugen, die zu ihrer Hervorbringung dienen, zweckmäßiger gewesen wäre; auch dürfte für die Laute gn und gli die deutsche Bezeichnung nj und lji ziemlich annähernd seyn ohne daß für die eigentliche Aussprache, die freilich erst vom Munde des kundigen Lehrers abgelauscht seyn will, ein Nachtheil daraus erwüchse. — Die Eintheilung der Wörter in die verschiedenen Redetheile S. 18 bedarf der Begründung. Es wird zwar in der Folge erörtert, warum manche der gewöhnlich aufgezählten weggelassen worden sind; allein es fehlt der aus Zweck und Bedeutung der Sprache zu entnehmende Nachweis, warum diese und eben nur diese Redetheile angenommen werden müssen. — Ueber manche auffallende Unregelmäßigkeit der italienischen Sprache, wie daß manche Worte im Plural das Geschlecht ändern, die Verwechslung des di und da bei den Zeitwörtern der Fortbewegung und bei der Entfernung von lebenden Personen, warum bei den Zeitwörtern die 1. und 2. Person des Plurals stets die regelmäßige Flexion beibehalten u. dgl., hätten wir hier gerne die bisher in allen uns bekannt gewordenen Grammatiken fehlende Erklärung gefunden. — Was die Ordnung betrifft, in der die einzelnen Redetheile abgehandelt werden, wäre es vielleicht logischer gewesen, wenn nach dem Hauptworte gleich das Beiwort, und dann erst das Vorwort u. s. w. gefolgt wäre; es wäre hierdurch der Subjektsbegriff vollständig abgethan, und der Uebergang zum Prädikate vermittelt gewesen. — Was das sogenannte Geschlechtswort betrifft (vom Verf. mit Recht unter die Umstandswörter gereiht), finden wir hier wieder die alte Herleitung von ille, illa; wiewohl uns dünken will, daß es nichts anderes sei, als das männliche und weibliche Urhauptwort il (ello), la (ee, sie), das den Worten so vorgesetzt ist, wie das maschio, femina manchen andern Worten nach; so daß il corpo, la mano eigentlich heiße: er Leib, sie Hand. — Mit der Weglassung aller mittelst der Hülfszeitwörter essere und avere construirten Zeitformen, also der völlig-, längst- und künftig-vergangenen Zeit, so wie der ganzen leidenden Bedeutung (vox passiva), die der Verf. eben aus dem Grunde vorgenommen hat, weil zu ihrer Darstellung das Hauptzeitwort allein nicht hinreicht, wagen wir uns nicht einverstanden zu erklären. Es gibt Formen, die nothwendig sind, möge die Sprache dem Zeitworte selbst die Volubilität gegeben haben, sie für sich allein darzustellen, oder möge es zu diesem Zwecke fremder Hülfe bedürfen. Wendeten wir des Verfassers Lehre auf die deutschen Zeitwörter an, büßten wir, abgesehen von den schon im Italienischen Statt findenden Verstümmlungen, sogar noch die ganze Zukunft ein, und das wäre

Digitized by Google

ein wenig arg. — Die unter den Uebungsstücken erscheinenden Histörchen gehören zu der schwächsten Partie des Buches. Es sind größten Theils — gerade wie in andern Grammatiken — allbekannte, für Italien, seine Geschichte, Sprache und Literatur ganz beziehungslose Anekdoten u. dgl. m. Viel zweckmäßiger wäre (vorausgesetzt, daß eine gedrängte Literaturgeschichte den Umfang des Buches übermäßig vergrößert hätte) eine Sammlung von Concetti, Calemburgs, Sylbenräthsel u. dgl. Wortspiele gewesen. Dergleichen Wortwitze lehren die Sprache in ihre Elemente zerfällen und mit ihr frei hantiren; sind daher für den Anfänger von ganz eigenem Nutzen.

Schließlich dürfen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir dem Buche eine sorgfältigere Korrektur gewünscht hätten. Viele der bedeutenderen Fehler sind zwar schon im Buche selbst S. 334 berichtigt worden; allein es wären noch manche andere zu verbessern gewesen.

D. C. F. Hock.

Darstellung der in Oesterreich unter der Enns für das Unterthans-Verhältniß seit dem Jahre 1820 erflossenen Gesetze. Von Johann Heinrich Edlen v. Kremer, Doctor der Rechte, Adjuncten der k. k. Hof- und Ni. Oesterr. Kammer-Procuratur, Ni. Oesterr. Unterthans-Advocaten, Mitglied der Ni. Oesterr. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, 1835, bei J. G. Ritters von Mösle sel. Witwe, am Graben Nr. 1144. 1 Band. 8. 237 S.

Auch als vierter Band des allgemein bekannten und geschätzten Werkes: Practische Darstellung der in Oesterreich unter der Enns für das Unterthansfach bestehenden Gesetze. Von Ferdinand Edlen v. Haner, k. k. Nied. Oesterr. Regierungs-Secretär; neu bearbeitet von Joh. Heinr. Edlen v. Kremer.

Durch Herausgabe dieses Werkes hat der als Geschäftsmann und als juridischer Schriftsteller so hoch geachtete Verfasser einem Bedürfnisse abgeholfen, welches sich bei dem steten Fortschreiten unserer vaterländischen Gesetzgebung um so fühlbarer ausspricht, als es dem Privatmanne fast gänzlich unmöglich ist, zur Kenntniß so vieler, oft nur als Weisung an einzelne Behörden ergangener Gesetze zu gelangen, welche sich auf den Gegenstand seiner Untersuchung beziehen; und als selbst der Beamte sich des lästigen, zeitraubenden Nachforschens in den verschiedenen größeren Gesetzsammlungen und Registraturen gerne enthoben sieht.

Die gegenwärtige Zusammenstellung enthält außer mehr denn 200 theils in der allgemeinen, theils in der Ni. Oesterr. Provinzial-Gesetzsammlung abgedruckten Verordnungen, noch an 50 nicht minder wichtige, meist über specielle Fälle erflossene Entscheidungen, welche daher nicht zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden bestimmt sind, aber dennoch den Behörden in der Beurtheilung ähnlicher Fragen zur unabänderlichen Richtschnur dienen müssen; z. B. das in Bezug auf die Robothschuldigkeit der Unterthanen in seinen Folgen so wichtige Hofkanzley-Decret S. 26; — S. 57 die Entscheidung der Ni. Oesterr. Regierung in Bezug auf die Entrichtung der Laudemien; — S. 67 die Hofkanzley-Verordnung über den Beweis der Unterthans-Eigenschaft wegen Befreiung vom Abfahrtsgelde; — S. 139 das Ni. Oesterr. Appellations-Decret über den Beweis der Pragmatical-Sicherheit aus den Zinsfassionen; — S. 184—189 mehrere höchst wichtige Particular-Entscheidungen über das bei Eintreibung der grundherrlichen Giebigkeiten anzuwendende Executions-Verfahren; S. 222 das Ni. Oesterr. Regierungs-Decret in Betreff der Vormerk-Protokolle über die verkäuflichen Gewerbe, u. a. m.

Aber nicht bloße Gesetz-Compilation enthalten die vorliegenden Blätter, sondern auch manche schätzenswerthe Spende so vieler, in einem langjährigen Geschäftsleben gemachter Erfahrungen, und manche höchst interessante Bemerkungen, welche den tiefdenkenden Juristen beurkunden. Wir verweisen in dieser Beziehung nur auf die Abhandlung S. 10—13, über die Vertretung der Octava bei Zerstücklung obrigkeitlicher Gründe; S. 35 und 37 über die Mortuars-Bezüge von den Gliedern der Wiener Universität; — S. 41 die durch viele Partikular-Entscheidungen unterstützte Beantwortung der Frage wegen Entrichtung des Laudemiums bei einer von den Erben vorgenommenen Veräußerung der ihnen angefallenen Realitäten, so wie über das Laudemium von Zehent und Ausgeding; S. 72 über Abnahme der Satzgebühren bei einer Simultan-Verpfändung mehrerer Realitäten; — S. 160 über das Sequestrations-Verfahren; — S. 178 über das Executions-Verfahren bei obrigkeitlichen Gaben-Rückständen und dergl. mehr.

Was die Vollständigkeit der vorliegenden Sammlung betrifft, so ist dafür die ämtliche Stellung des Herrn Verfassers, welchem als Ni. Oesterr. Unterthans-Advocaten alle in sein Fach einschlagenden Gesetze schon von Amtswegen bekannt gemacht werden müssen, die beste Bürgschaft.

Wirklich zeigt sich auch in Vergleichung mit dem Haner'schen Werke ein nicht unbedeutender Zuwachs an Materien, worunter die Gesetze über die Befreiung und Entlassung vom Militär, dann mehrere Abschnitte in Bezug auf die Gebahrung mit dem Waisenvermögen; die Abhandlung über das Sequestrations-Verfahren, und Einiges von den Rechtsverhältnissen der Gemeinden — besondere Beachtung verdienen.

In der Anordnung des Stoffes, so wie rücksichtlich des Druckes und der äußeren Ausstattung schließt sich das vorliegende Werk genau an die dritte Auflage des schon erwähnten

Digitized by Google

Hauer'schen Werkes an, mit welchem es durch die fortlaufende Hinweisung auf die einzelnen Paragraphe in die engste Verbindung gesetzt ist. St.

Vita di Antonio Contri ferrarese, pittore e rilevatore di pitture dai muri, scritta da *Girolamo Baruffaldi*. Venezia, Merlo 1834. 16 S. 8.

Tre novelle inedite di Lauro Corniani d' Algarotti, tratte dal suo manoscritto autografo. Venezia, Merlo 1834. 24 S. 8.

Beide Werke erschienen zur Vermählungsfeier des Cav. Giambatt. Buri mit der Gräfin Mar. Manin. Das erste ist von Antonio Ciconio, der die unedirte Biographie jenes Künstlers, aus der Feder seines Zeitgenossen und Landsmannes, des bekannten Literators und Erzpriesters Baruffaldi, nach einem Codex der Marziana (Nr. CLXXV, Classe IV) publicirte. Die Familie Contri zählte unter ihre Glieder mehrere wackere Rechtsgelehrte, wie Grazio Contri und den Vater unseres Antonio, Giuseppe Contri; wechselnde Glücksumstände bewogen letzteren, im Jahre 1701 mit seiner Familie von Rom, wo er sich einige Jahre aufgehalten, nach Paris zu gehen. Antonio, der seinen Aufenthalt in beiden Städten zur künstlerischen Ausbildung benutzte, verlebte, von seinem Vaterlande mächtig angezogen, in Cremona mehrere Jahre im Hause der Marchese Macchi, P. Ant. Lodi und des Grafen Schizzi bis zum Tode seines Vaters (1709), worauf er sich vermählte und nun allein seiner Kunst lebte. Das Gerücht von der Abnahme eines wunderthätigen Marienbildes von der Mauer einer Kirche in Neapel, im Jahre 1728, reihte ihn zu einem ähnlichen Versuche; nach zweijährigen Anstrengungen gelang es ihm auch wirklich, einen Blumenkranz à fresco von bedeutendem Umfange bloß mit der äußersten feinen Kalkrinde abzunehmen. Seine Verfahrungsart war aber gänzlich von der in Neapel angewandten verschieden, und in der Folge so sicher, daß er die größten Freskostücke im Pallaste Schiuchirelli-Manfredi und Bertazza unversehrt gewann. Neid und Schadenfreude verbitterten und verkürzten seine Tage, die er nach einer langwierigen Krankheit den 10. November 1732 beschloß. Seine Söhne, Giuseppe, Francesco und Carlo sollen das Geheimniß seiner Kunst geerbt haben; die beiden ersteren machten sich auch als Mahler bemerkbar. — Baruffaldi gibt als Hauptquelle die Mittheilungen des Doctors der Philosophie, M. Sonsis, an, in dessen Besitze viele jener Arbeiten gekommen sind.

2. Marcantonio Grimani biethet drei gleichfalls ungedruckte Novellen Corniani d'Algarotti's dar, die nach dem, dessen Sohne angehörigen Autographe erschienen. Die erste erzählt einen drolligen Vorfall zwischen Giovanni Visconti und Papst Benedict. Ohrenbläser verläumdeten Giovanni beim Papste, der ihn als Erzbischof und Herzog von Mailand zur Rechtfertigung nach Avignon vorforderte. Visconti zeigte sich dazu bereit, nahm sich aber in der That vor, keinen Schritt zu thun, oder so zu erscheinen, daß seine Feinde Furcht und Scham ergreifen sollte. Er schickte einen seiner Vertrauten mit 10000 Goldgulden und der Weisung nach Avignon, so viel Lebensmittel und Wohnungen als möglich, und zwar auf eine eklatante Weise zu erstehen, und im Nothfalle wegen Nachschickung von Subsidien zu schreiben. Dieser führte wirklich seinen Auftrag so trefflich aus, daß bald alle Vorräthe der Landleute an ihn verkauft, alle Fremdenwohnungen erstanden, und Einwohner und Ankommende in große Bedrängniß kamen. Da die Klagen über Vertheuerung der nothwendigsten Bedürfnisse endlich selbst zu den Ohren Benedicts gelangten, ließ dieser den Gesandten Visconti's hohlen, und fuhr ihn zornig an, wie er dergleichen Unbilden in seiner Stadt begehen könne? Da zog der Gesandte ein Schreiben seines Herrn heraus, worin dieser dem heil. Vater anzeigte, er möge über sein Verfahren nicht ungehalten seyn, da es die nothwendigen Anstalten beträfe, um ein Heer von 6000 Lanzenknechten und eben so vielen Reitern aufzunehmen; ohne diese, einem Herzoge gebührende Begleitung erscheine er nicht. Der Papst, der wohl die wahre Absicht merkte, antwortete, er sey immer mehr ein liebevoller Vater als strenger Richter gegen ihn gewesen, und absolvire ihn dieses Mahl von der Pflicht des Gehorsams. Visconti, voll Freude über die Erfüllung seines Wunsches, ließ jene Lebensmittel an das Volk vertheilen, und die Wohnungen absagen; bereute aber nie, diese Kosten verwendet zu haben, um sich vor fremdem Einflusse beym Papste geschützt zu wissen. — Die zweite Novelle (di un bottegaio e di tre giovani di bell umore) enthält einen Schwank, den drei lustige Brüder einem Hortomanen spielen, aber dafür büßen. Die dritte erzählt die Leiden und Freuden eines Venezianer Kaufmanns; vorzüglich gelungen und naturgetreu muß die Beschreibung des Seesturmes darin genannt werden. Alle drei zeichnen sich durch Anmuth des Styles und Natürlichkeit im Ausdrucke aus; ihre Bekanntmachung verdient in jeder Rücksicht dankbare Anerkennung.

Julius Krone.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

79. Sonnabend, den 3. October 1835.

1. Balladen und Romanzen von Joh. Nep. Vogl. Wien. Gedruckt und im Verlage bei J. B. Wallishausser. 1835. 197 S. 8.

2. Gedichte von Ferrand. Berlin. Stuhr'sche Buchhandlung. 1834. 276 S.

Seit langer Zeit hat Ref. kein Buch mit so viel Vergnügen angezeigt, wie die unter Nr. 1 aufgeführte Sammlung von Balladen und Romanzen. Die Anzeige eines Buches schreibt sich immer um so leichter, je mehr Gutes sich davon sagen läßt, und je sicherer ihr Verfasser ist, das Urtheil des Lesers werde mit dem seinigen übereinstimmen, und dieser ihm für die Empfehlung Dank wissen.

Zwei Stücke sind es, wodurch diese Romanzen und Balladen sich auszeichnen, und sich die Zuneigung jedes Lesers gewinnen werden. Einmahl ihre Gemüthlichkeit, die rein und wahr aus der Brust des Dichters hervorquillt, und in der durchaus nichts Gesuchtes, nichts Erkünsteltes und Erlogenes ist, und dann, daß der rechte Ton der Romanze fast in allen auf das Glücklichste getroffen ist.

Das Letztere ist bei dieser Dichtungsart bei weitem das schwerste. Eine Romanze oder Ballade kann poetisches Interesse und poetischen Werth haben, und in jener Beziehung dennoch durchaus verfehlt seyn. Um hier den rechten Ton zu treffen, oder zu beurtheilen, muß der Dichter durchaus jene poetische Auffaßungsweise, welche der Romanze bei ihrem Entstehen zum Grunde lag, in sich selbst finden, und dem Beurtheiler sie wenigstens nicht fremd seyn. Das Eigenthümliche dieser Auffaßungsweise aber lag und liegt in der Unbefangenheit eines regen, kräftigen und tiefen Gefühls, das in einem Zeitalter, dem die Kunst, wie jede Künstelei und Ueberfeinerung fremd war, den Eindruck so naturgetreu wieder gab, wie es ihn empfing. Darum sind die poetischen Momente in den ältesten und besten Romanzen so einfach, und ihr Ausdruck dennoch so tief und ergreifend; darum verweilt die Romanze und Ballade so gerne bei einem einzelnen Momente, und kehrt so gerne immer wieder zu ihm zurück: darum beschränkt sich die Reflexion in ihnen immer auf die kürzeste, aber entschiedene Hindeutung auf das, was Recht und Unrecht ist; und darum ist die Romanze von allen Dichtungsarten diejenige, mit welcher es dem Dichter am wenigsten glücken wird, wenn sie nicht aus seinem Innern sich hervordrängt, sondern wenn er sie nach einer selbstgemachten oder entlehnten Kunsttheorie verfertigen will.

Zu den vorzüglichsten Stücken der vorliegenden Sammlung gehören nach des Ref. Meinung: Heinrich der Vogler; Katharine; die Leichenfrau; das Erkennen; Magyarentod; der Deserteur; des Urgroßvaters Gesellschaft; der Freimann aus Calabrien; der antike Wappenschild; Erhörung ꝛc. ꝛc. In der schönen Ballade: Der Doge und das Meer, ist die eigenthümliche Form des Metrums, so wie die im letzten Verse fast immer ungezwungen wiederkehrende Erinnerung an das Meer von schlagender Wirkung. Einzelnen Stücken, wie z. B. die Gesang, Verrechnet ꝛc. überschriebenen, könnte vielleicht Jemand den Namen von Romanzen streitig machen wollen; nicht leicht aber Jemand, der weiß, wie weit die Spanier diesen Begriff ausdehnen.

Als geschickten Uebersetzer spanischer Romanzen hat sich Herr Vogl schon sonst bewährt (?). Auch die hier mit Beibehaltung der Assonanz übersetzte, ist sehr wohl gerathen. Möchte es Herrn Vogl gefallen, künftig auch einige von den Romances Joc0sos zu übersetzen, in welchen der Humor der Spanier sich so eigenthümlich ausspricht. Bei der Emsigkeit, mit welcher Alles und Alles übersetzt und nachgeahmt wird, muß man sich in der That wundern, daß diese reiche Fundgrube bisher gänzlich unbeachtet geblieben ist.

---

2. Größtentheils sanfte, weiche Liebesklagen. Das ist es nicht, was die Zeit verlangt und bedarf. Auch einige Romanzen finden sich darunter, die nicht schlecht sind, ohne ausgezeichnet zu seyn. Sprache und Versbau verdienen Lob. M. Enk.

Gedichte von Carl Baron v. Schweizer, 2 Bändchen. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann, 1834.

Der Herr Verfasser, der uns bisher nur aus einzelnen Gedichten in verschiedenen Zeitschriften bekannt geworden war,

Digitized by Google

tritt hier mit einer zahlreichen Sammlung seiner Arbeiten auf, und, indem er zeigt, daß er fleißig gewesen, setzt er die Kritik zugleich durch die Mannigfaltigkeit des Geleisteten in die Lage, ein ziemlich vollständiges Urtheil über seinen Beruf abzugeben. Vorerst muß rühmend anerkannt werden, daß die Form fast durchgehends mit Leichtigkeit und Sorgfalt behandelt ist. Die Sprache ist größtentheils rein, der Versbau harmonisch, der Rhytmus gelungen; in dieser Beziehung bleibt wenig oder nichts zu wünschen übrig. Freilich macht das Wort allein noch nicht den Dichter, indessen ist es immerhin eine anerkennenswerthe Erscheinung, einen Kunstjünger zu finden, der es sich mit der Sprache nicht so bequem macht, als wir es leider selbst in den Leistungen bedeutenderer Talente nur allzu häufig finden. — Rücksichtlich des Geistes dieser Dichtungen kann man dem Herrn Verfasser ebenfalls manche zarte, innige Gedanken, manches hübsche Bild, manchen Anklang aus einer poetischen Gemüthswelt nachrühmen; allein, im Ganzen haben uns seine Gedichte — kalt gelassen, ein Umstand, der vorzüglich einer gewissen Monotonie zuzuschreiben seyn dürfte, welche fast allenthalben die Idee des Gedichtes auf ein düsteres, schwarzsehendes Zerwürfniß mit sich selbst zurückführt. Der Herr Verfasser bringt poetische Ergüsse der verschiedensten Art, Lieder, erotische, tändelnde, naive, sentimentale, epische, reflektirende, muntere und satyrische Poesien, und in jeder Gattung ist ein oder sind ein Paar recht schätzbare Talentproben vorhanden; doch muß es nothwendiger Weise ermüden, muß wenigstens die Theilnahme des Lesers beeinträchtigen, wenn beinahe Alles zuletzt auf den Tod, auf Hoffnungslosigkeit und Verzagen an sich selbst hinausläuft. Es ist bedauerlich, daß die neueren Dichter, irregeleitet durch das Beispiel einiger ausgezeichneten Kunstpriester, sich so gerne einer larmoyanten Thränenseligkeit hingeben und zu vergessen scheinen, wie die elegische Färbung in jenen gefeierten Vorbildern nicht aus der Zersplitterung einer armseligen Aussicht, aus einer getäuschten Liebe, oder wohl gar aus einem übersättigten Leben hervorgegangen ist, sondern daß in dem düsteren Klange ihrer Lieder nur der Nachhall eines großen Schmerzensschreies aufzittert, den der Verlust der allgemeinen Güter des ganzen Menschengeschlechtes entlockte. Wer immer nur sein kleines Ich, sein eigenes Weh im Munde führt, ist schwerlich ein eminentes Talent, ein tüchtiger Geist, ein großartiges Gemüth; der Dichter muß die ganze Welt an seinem Herzen tragen, und sein Schmerz darf nur der Reflex eines ungeheuren Leides seyn, unter welchem die Gesammtheit Aller erseufzt. — Bei Herrn Baron v. Schweizer erscheint in der That die Klage allzu häufig, um nicht, wie schon gesagt, eine Abspannung hervorzubringen, die dem Zwecke des Dichters schnurstracks entgegenwirkt, und diese unausgesetzte Desperation dürfte es auch vorzüglich seyn, welche dem Eindrucke seiner Poesien schadet; jedenfalls erweckt es eine Anwandlung von Mißmuth, wenn man am Ende fast immer die Wendung liest: Wär' ich doch todt — das Grab ist meine einzige Hoffnung — das Daseyn ist mir verhaßt und dgl. Dabei erscheint dieß Grollen, dieß Jammern noch obendrein nur ein erkünsteltes, sich selbst aufgedrungenes, weil es nicht selten so folgerecht ausgedrechselt, mit einer so studierten Logik durchgeführt ist, wie sie der heiße, überwallende Schmerz kaum in seiner Gewalt haben dürfte — ein solcher muß, unseres Erachtens, sich mehr in abgerissenen Molltönen gleichsam rhapsodisch äußern, als in einem Kettenschlusse von Raisonnements, wovon eines gar künstlich auf dem anderen beruht, ohne übrigens eben von besonderer Tiefe zu seyn; in jedem Falle würde ein Bild, schwarz in Schwarz gemahlt, schwerlich von ganz gutem Effecte seyn. — Sieht man jedoch über dieses grelle Benützen dunklen Kolorits hinweg, so wird man, wie schon bemerkt, viel sehr Wackeres in den beiden Bändchen des Herrn v. Schweizer finden, und mehrere seiner Gedichte, die sich im Ganzen zu den besseren Erscheinungen zählen lassen, leisten für ein schönes Talent Gewähr. Schon das »Vorwort«, »Inhalt« und die ersten Gedichte: »Mutterliebe«, »dem Ideale«, »das Lied«, und überhaupt fast alle, die sich von der finstern Tendenz rein erhalten, sind sehr gelungen; das erste und zweite Bändchen biethen mehrere allerliebste, launige Arbeiten, worunter »Lauf der Welt« besonders auszuzeichnen ist, und somit kommen wir denn unwillkührlich wieder auf unsere frühere Meinung zurück, daß der Herr Verfasser sehr unrecht thut, sich einer hypochondrischen Grübelei zu überlassen, während er auf einem ganz entgegengesetzten Wege sicherer sein Ziel erreichen würde. Ohne demnach ein feindseliger Tadler, ein Pedant oder Splitterrichter zu seyn, gegen welche unser Dichter sich im Vorworte verwahrt, können wir nicht umhin, unsere Meinung über sein Streben dahin zu äußern, daß er im Allgemeinen viel Hübsches leiste, daß er aber an sich selbst irre geworden zu seyn scheine, und eine Bahn eingeschlagen habe, die jedes wahrhaft poetische Gemüth zerstören muß. — Uebrigens kommen bei aller sonstigen Politur des Verses einzelne Strophen vor, die von arger Vernachläßigung zeugen; beispielsweise folgt hier eine, die uns besonders aufgefallen ist. Siehe S. 76:

Wie glücklich sind die Großen,
Für sie bricht Jeder Rosen
Und Jeder ist ihr Freund;
Mit ehrfurchtsvollen Mienen
Thun (!) alle sie bedienen —
So lang die Sonne scheint.

E. St.

Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835.

Anno 1700 war das Lied Marlborough s'en va-t-en guerre im Munde aller Welt. Ein schönes, kraftvolles Lied, dessen

Digitized by Google

Melodie feierlichen Schrittes zum Herzen dringt. Aber es ward überall und immer wieder gesungen, von Jung und Alt, und von falschen, ungelenken, kreischenden und mißgelaunten Stimmen, so daß es jenem Engländer wohl zu verzeihen war, der des Liedes wegen das Vaterland verließ, um sich hinzuretten; wo die verdrießlichen Laute nicht mehr ertönten. Allein zu Dover pfiff ein Bettler vor der Wirthshausthüre das Lied; zu Calais trillerte ein Handwerker es ihm entgegen; durch ganz Frankreich begegnete es ihm; zu Toulon unter den Galeerensklaven mußte er es hören, und als er voll Verzweiflung ein Schiff bestieg, um im Orient Ruhe zu finden, und endlich zu Smyrna ans Land stieg, wankte eben ein trunkener Matrose vorüber, und summte mit schwerer Zunge: Marlborough s'en va-t-en guerre! — Auf gleiche Weise geht es abermals mit der Fabel von Faust. Kaum haben wir sie im alten Volksbuch genossen, so erscheint sie im modernen Gewande; als philosophischer Roman wird sie verarbeitet, und als historische Novelle, als Epos und als Drama, als vollendetes und als fragmentarisches Drama, als Anfang und als Fortsetzung oder als Zwischenspiel; und dann erst die Kritiken und Kommentare, historischen Nachweise und ästhetischen Briefe! Ein Goethe singt, und ein Lessing, Klinger, Lenau und andere Wackere — es ist wahr — aber auch manche ungewaschene Kehle brüllt, mancher Bettler, Handwerker, Galeerensklave; und — der trunkene Matrose von Smyrna bleibt auch nicht aus. — Wir schreiten zur Beurtheilung vorliegender Tragödie!

Zuerst der Inhalt: Faust hat sich überstudiert und doch kein Glück in der Welt gemacht; darum verschreibt er sich dem Teufel, der ihm ein Leben verspricht auf großem Fuße:

> .... Schwelgerischen Vollgenuß,
> Gold und Ruhm, stets grüne Freude,
> Heißersehnt geschenkten Kuß,
> Immer frische Herzensweide;
> Kraft und Taumel ab und zu,
> Ewig ungeschwächte Stärke,
> Liebesstürme ohne Ruh',
> Staunenswerthe Wunderwerke.

Er wird daher auf eine Spitze der Alpen geführt, um zu sehen, welche Verwüstung in der Natur herrsche, dann auf das Schloß des Grafen Robert, um sich in die ziemlich lockere Geliebte desselben zu verlieben und die willig Folgende mit nach Paris zu führen. Dort bannt er den Teufel von sich und lebt mit Bianca unschuldig fort auf ehelichem Fuße. Wein, Spiel und Weiber verführen ihn aufs neue, er widerstrebt nicht lange. Indeß hat Graf Robert racheschnaubend ihn aufgesucht, und wird im Zweikampfe getödtet, doch er ist nicht todt, er hat sich als Einsiedler nach Spanien zurückgezogen, eben an den Ort und zu der Zeit, wo Faust, der gelegentlich vom Kaiser Karl V. im Kloster zu St. Just von der Vergänglichkeit aller irdischen Ehre belehret worden, Bianca und sein Kindlein Juanito wieder findet. Robert ringt mit Faust, ersticht Juanito, stürzt sich vom Felsen, Bianca stirbt vor Gram, Faust begibt sich in die Heimath zurück und genießt, verrufen und verachtet, von seinem ehemaligen Famulus Wagner das Gnadenbrot. Da überfällt ihn ein sanfter Wahnsinn, und er nimmt Gift mit der weisen Bemerkung:

»Das Leben nur — das Sterben ist nicht schwer.«

Wie er todt ist, kömmt der Teufel ihn zu hohlen; aber — o Wunder — es erhebt sich »die leuchtende Gestalt Juanito's, einen Palmzweig ausstreckend, Orgeltöne erschallen fernher;« der Teufel fährt ab.

Die Moral des Stückes ist also: Studiere nicht zu viel; sey immerhin ein Schwächling und laß dich vom Teufel äffen; schau aber nur, daß du ein Kind bekömmst, damit es in der letzten Stunde komme mit dem Palmzweig wedelnd. — Doch mit der Moral ist das Stück bei weitem nicht erschöpft. Da ist erst die Charakteristik zu erwägen: der dumme Teufel, der wesenlose Faust, der strohene Wagner, der tolle Robert, die liederliche Bianca, der empfindelnde Mönch Anselmo, die elend verhunzten Goethe'schen Studenten und Bürger, und endlich der Kaiser zu St. Just, in dem kein Mensch den großen, starken, weltklugen und glaubensfesten Karl V. wieder erkennt, der aberwitziges Zeug plaudert von Maienlüften, Abendröthen, Leichensteinen, von der Wiege des Lebens, dem Grab, wohin er wieder ziehe, um — »neu zu versuchen die Kraft.« — Und erst der Witz, der Humor! Wir wollen aus der ersten Scene eine Probe zum Besten geben:

Weinhold.

Blitzmädel! Schuldet Antwort nicht lang!

Zunder (will sie küssen).

Auch nicht auf ein Mäulchen?

Annchen (ihm einen leichten Backenstreich versetzend).

Auch nicht auf ein Maul!

(Hüpft davon; Alle lachen.)

Kern.

Die ist nicht faul! (Trinkt.)

Zunder.

Ich wollte sie gar nicht küssen, ihr —

Weinhold.

Wie dem Fuchs mit den Trauben geht's dir.

(Singt.)

> Es schlich ein Fuchs um die Mauer,
> Süße Trauben hingen hoch daran;
> Er konnte nicht heran
> Und sprach: die Trauben sind sauer.

(Trinkt. Gelächter.)

Ist das nicht spaßhaft? Steht nicht deutlich hier: Gelächter, Alle lachen? — Wir sollten nun auch vom Styl, der Sprache, dem Versbau reden; aber es ist alles so, daß es selbst einem Anfänger nicht verziehen werden kann. So z. B. stan-

Digitized by Google

dirt der Verfasser: Anadyomene, reimt voll auf wohl, viel auf will und dergl. mehr. Infelix. numquam tibi numina fausta fuere.

C. F. Hock.

König Eduards Söhne. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach Cas. Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. G. Ritter v. Frank. Leipzig, bei Brockhaus, 1835.

Sollte Ref. dieses Trauerspiel Delavigne's mit einem einzigen Worte bezeichnen, so würde er sagen: es ist gemacht. Die Wahl des Stoffes war eine sehr unglückliche — Elisabeth hätte die Heldin des Stückes seyn können; die Zeichnung der Charaktere und Leidenschaften wenigstens zum Theile psychologisch unwahr; z. B. bei Tyrrel. Bei einem verhärteten Bösewicht mögen die Erinnerungen der väterlichen Zärtlichkeit so viel Spielraum behalten; darin liegt kein unbedingter psychologischer Widerspruch; aber nicht bei einem ausgeschämten Schurken von so gemeiner Schlechtigkeit, wenn er nicht zugleich ein durchaus schwacher und charakterloser Tropf ist. Die Uebersetzung liest sich, einige Sprachunrichtigkeiten weggerechnet, leicht und fließend.

M. Enk.

Literarische Notizen.

Von der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, welche sich seit ihrem ersten Auftreten 1820 vielfach verändert, und im vorigen Jahre eine neue, erweiterte Gestalt angenommen hat, sind bereits wieder zwei Hefte zu Tage gefördert worden: »Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde.« Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Berlin, Plahn. 1835. Die Hefte, jedes zu sechs Bogen, erscheinen vierteljährig; vier Hefte bilden einen Band; der Preis des Jahrgangs ist 2 Rthlr. Wir wollen hier den Inhalt der beiden ersten Hefte mittheilen. I. Ueber den Zweck einer deutschen Gesellschaft und Uebersicht der Geschichte der unsrigen von Pischon. — Amerika, ein ursprünglich deutscher Name, von v. d. Hagen. — Die Deutschen Wochentagegötter, von demselben. — Syntax des Ulfila von Ribbeck. — Isidor, von der Geburt Christi, verdeutscht im 7ten bis 8ten Jahrhundert: berichtigter Abdruck aus der Pariser Handschrift durch Graff. — Uebersicht der Deutschen Sprach-Literatur, und der Arbeiten unserer Gesellschaft im Jahre 1834, von v. d. Hagen. II. Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede von Zeune. — Meinungen über Sprache und Sprach-Unterricht, besonders über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik desselben, von Diesterweg. — Ueber das Wort Hahnrei und die entsprechenden Wörter verschiedener Sprachen von Lütke. — Ueber den Wort-Accent in der Deutschen Sprache von August. — Gedichte des Pfaffen Wernher in einer Handschrift zu Hannover von v. d. Hagen. — Nibelungen: Uebersicht der seit 1820 bekannt gewordenen Nibelungen-Handschriften und Bruchstücke, und Abdruck der letzten von demselben.

Unter den Erscheinungen der finnischen Literatur des Jahres 1834 verdienen bemerkt zu werden: 1) Eine finnische Uebersetzung des Anakreon und der Sappho, mit dem Titel: Lauluja Anakreonilta, gunä myös Laulu Sapfolta, von Alex. Ingman. Helsingfort. XIII und 50 S. 12.; 2) das erste finnische Trauerspiel, eine Nachahmung von Shakespeare's Macbeth, lokalisirt für Finnland, von Fr. Lagerwall, mit dem Titel: Runulinna, Murhe Kuwaus. 8. (Dorp. Jahrb.)

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist gewiß das vor ein Paar Monathen unter dem Titel: »Semplice verità« zu Paris erschienene Werk. Es ist die Widerlegung eines von dem flüchtigen Modeneser Misley geschmiedeten Pamphletes, in welchem er die Oesterreichische Regierung überhaupt, und ihr Wirken in den Italienischen Provinzen insbesondere, mit giftigem Geifer zu beflecken sucht. Die genannte Widerlegung ist mit eindringender Kraft in Styl und Logik verfaßt; sie entlarvt, nicht mit rednerischem Schmucke, sondern in würdevoller, einfacher Anführung von unläugbaren Thatsachen, jenes Gewebe schändlicher Lügen; sie zeigt, wie viel Oesterreich für das Lombardisch-Venezianische Königreich und seine Bewohner gethan hat, wie viel dort für Beförderung der Künste, Wissenschaften, für Volksunterricht, für Industrie, kurz für Verbreitung wahrer Aufklärung geschehen ist; sie gewährt einen interessanten Ueberblick der zahllosen Wohlthaten, die der verewigte Vater Franz aus reichem Füllhorne seinen Kindern italischer Zunge großmüthig zu spenden wußte. (Echo.)

Die königliche Gesellschaft der Alterthumsforscher zu Paris beginnt eine neue (die dritte) Serie ihrer Schriften und Abhandlungen. Sie hat den Titel: Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères, publiées par la soc. royale des antiquaires de France. Nouvelle série. (Tom. I. Paris, 1835. 31 Bogen mit 10 Kupfern. gr. 8.) Die erste Serie: »Mémoires de l'acad. celtique« erschien 1807 bis 1812 in 5 Bänden, 8.; die zweite hat mit der dritten gleichen Titel, und wurde im vorigen Jahre mit dem zehnten Bande geschlossen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

80. Mittwoch, den 7. October 1835.

Die Alten, als Bildungsgrundlage.

Von D. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

— dices: ego Dis amicum
— — — — — — — — — —
Reddidi carmen, docilis modorum
Vatis Horati.
Hor. IV.

Die Ueberzeugung, daß, so wie die Bildung des Einzelnen nicht durch das aufgedrungene Fremde, sondern einzig durch Entfaltung eigener Kräfte bewirkt wird, — auch die der Völker nur dadurch zu bezwecken sey, daß die Elemente, die in jedem derselben gegeben sind, ohne fremde Beimischung, sich vereinigen, abschließen und steigern, — diese Ueberzeugung, durch weltgeschichtliche Ergebnisse geweckt und genährt, hat bei vaterländisch Gesinnten in neuern Zeiten sogar die Besorgniß rege gemacht, als gefährde das Studium der Alten, wie es noch überall die Basis des öffentlichen Unterrichts bildet, unsere freie, nationale Entfaltung, erschaffe den gelehrten Kastengeist, das literarische Philisterthum, und hindere lebendigen Fortschritt. Kaum war diese Ansicht von wohlmeinenden Männern ausgesprochen, so erhob sich eine weitverbreitete, uralt-privilegirte Gilde von Gelehrten, welche, im Bewußtseyn, daß die Ueberlieferungen des Alterthums die Grundlage unseres ganzen Wissens ausmachen, von einer autochthonischen Reform nichts Geringeres, als den unvermeidlichen Einbruch der Barbarei und Finsterniß befürchteten. Noch stehen diese Meinungen sich schroff gegenüber; noch scheint der Kampf nicht geschlichtet; und erst neuerlichst hat ein einsichtsvoller Schriftsteller (F. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältnisse zur Bildung des deutschen Volkes, Leipzig, Klinkhardt, 1835) dadurch, daß er die philologischen und die von ihm sogenannten realen Studien getrennt neben einander erhalten wissen will, weniger eine Versöhnung beider, als eine ausweichende Antwort auf die von der Zeit vorgelegte, wichtige Frage versucht. Ihrer Lösung gelten die nachstehenden Zeilen.

Wer wollte, wer dürfte sich dieß Eine verhehlen, daß, so wie die ganze neue Bildung nur ein herrliches, mit jungen Blüthen verwebtes Andenken an das Alterthum ist, auch jene ewigen Werke, nach dem Geiste, der sie belebt, und nach der Form, in der sie vollendet dastehen, durch alle Zeiten Monumente menschlichen Vermögens und Vorbilder des Strebens bleiben werden? Was auch die dumpfe Emsigkeit beschränkter Mönche und pedantischer Schulmänner in düstern Jahrhunderten für Staub über die ewigen Rollen gewälzt haben mag, — so weht uns doch eben aus ihnen ein Hauch von Leben und Frische an, der aus unserem mannigfach verkümmerten Daseyn, also auch aus der Mehrzahl unserer Werke, leider! entwichen ist; und was auch der blüthenvolle Osten, der klangreiche Westen, der üppige Süden, das poetische Mittelalter, die raffinirte neue Zeit für Formen ausgeboren, — in unantastbarer Reinheit und Vollendung steht noch immer die antike, anerkannt von den Weisesten und Fühlendsten aus unserer Mitte, vor unsern entzückten Augen. „Noch" — ruft Joh. Müller freudig aus — „schmeichelt der Natursinn Herodots, und findet Platons Götterwort zum Herzen den Weg; noch lehrt Polyb, Demosthen's Donner ist nicht verhallt, Marcus Tullius proscribirt den Antonius noch, Brutus opfert sich noch der Freiheit Roms." Und wodurch sind alle, die wir als die Unsern mit Stolz aufführen, so groß geworden, als daß sie sich von der Milch der Alten nährten? Braucht es hier Beispiele? Muß man die großen Feldherrn, Staatsmänner, Philosophen, Historiker, Aerzte, Dichter, Künstler nennen, die es bestätigen? Die letztern sind, wenigstens der Anerkennung nach, den Alten am treuesten verblieben; ihnen ist die Antike Ideal; sie bekennen noch, „daß man allen andern Künsten etwas vorgeben müsse, der griechischen allein ewig Schuldner bleibe", und

Digitized by Google

wenn das, was sie hervorbringen, den gebildeten Sinn nicht immer befriedigt, so ist die Nacheiferung der Griechen nicht schuld daran; was aber die allgemeine Bildung, das Wissen betrifft, — wo ist beides von jeher praktischer, ins Leben eingreifender gewesen, als in England? und wo werden die Alten in dem Maße zur Bildungsgrundlage gemacht, als eben dort? Werfen wir einen Blick auf die Dichtkunst und schöne Literatur der neuesten Aera, die sich, wie eine fallende Rakete, in tausend Funken prasselnd zu zersplittern droht! Woher können wir ihr Schirm und Einigung erhoffen, wenn nicht aus ihrer ursprünglichen Heimath? was thut uns dringender Noth, als die besonnene Würde und stille Grazie der Griechen, die Kraft und Präcision der Römer, und die Gesundheit beider? Von den Radotagen und Phantastereien der Einen, von den humoristischen Harlekinaden der Andern, — was kann uns retten, als Rückkehr zur edlen Einfalt der Alten? von der modernen Schwäche und nebulistischen Träumerei, — was als ihre Kraft? Griechische Kunst und Wissenschaft hielt wie Antäus an der mütterlichen Erde fest, ward, wie er, unüberwindlich und bleibt hierin ewig Muster; und wenn es wahr ist, was man zu sagen pflegt, daß, wer das Französische lernt, zugleich die Höflichkeit lerne, — ist es minder wahr, wenn man behauptet, daß, wer Latein lernt, zugleich Männlichkeit und Präcision in Begriff und Ausdruck sich aneigne? und haben wir etwa der Präcision zu viel? oder der Männlichkeit? Es ist gewiß, daß es Unsinn gibt, der bloß, wenn man ihn deutsch sagt, einiger Maßen fähig ist, das Ohr mit dem Anscheine von Sinn zu täuschen; der, in eine der alten Sprachen übersetzt, sogleich sein Nichts offenbaren würde. Werft sie nur weg die Muster und Gesetze einer weiseren Vorzeit, werft sie weg, überlaßt euch ganz den Inspirationen eurer somnambulistischen Träume, oder den Fulgurationen eures tollgewordenen Witzes; — rühmt eure freie, eigene Entwicklung, — und werdet von einer reifern Nachwelt verlacht, bedauert, vergessen!

Und doch höre ich den denkenden Freund fruchtbarer Fortbildung klagen: „Die Philologie ist für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie hier die wahre Andacht oft unter mechanischen Spielen untergeht, so dort das wahre Denken, die echte Bildung unter — — mechanischen Formen. — — — Das römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondere noch durch die lateinische Sprache unpopulär. — Die Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an den Verstand der Kaste, und die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Büreaukratie verwiesen. (Menzel, die deutsche Literatur. I.)" Ich höre ihn klagen, und kann ihm nicht ganz, wie ich wünschte, widersprechen. Was den letzten Punkt betrifft, so mag er im Bezirk juridischer Studien seine Anwendung finden; im Ganzen aber bleibt es auch wieder gewiß, daß ein verflachendes Popularisiren nicht der rechte Weg zur allgemeinen Kultur ist; — daß echte Wissenschaft und wahre Kunst immer etwas Esoterisches haben werden und sollen; daß z. B. in der Medizin das Latein selbst schon zu populär ist, und wir uns endlich ins Chinesische werden flüchten müssen, um nicht von Hypochondristen-Weisheit gequält zu werden. Im Allgemeinen aber hat denn doch jener Kläger Recht; wer fühlt es nicht? — Und wie kommt es nun, daß er Recht hat? daß so traurige Früchte dem Baume des Lebens entsprießen? Von der Art kommt es, mit welcher die Studien des Alterthums getrieben werden.

Wie lange schon bringen wir mit der mechanischen Erlernung ihrer Sprachen zu! welchen Schweiß kostet sie uns! und haben wir sie nun endlich, ohne Liebe, erobert, — so lernen wir Chrieen aus dem Cicero, Figuren und alcäische Verse aus dem Horaz gefühllos nachdrechseln, und halten am Ende die Römer für eben solche Pedanten als unsere guten Präceptoren, — da es doch eben das Alterthum ist, welches mehr als alles Andere geeignet wäre, uns gegen Wortthum und Pedantismus für ewig zu schützen. Da nun eben mit den Sprachen ein Theil des antiken Geistes in uns übergeht, und sie das Mittel weiteren Verständnisses sind, so ist allerdings ihr Studium unerläßlich; um so mehr, als gerade die Sprachen am wenigsten Gegenstand der Selbstbelehrung seyn können; sie sind das Mittel, uns später lebendigen Genuß zu schaffen; so lernt der Knabe lesen und schreiben, — aber nicht den Goethe lesen und nicht Liebesbriefe schreiben. Um nun jene Idiome sich anzueignen, dazu bedarf es nicht so vieler Jahre, als man gemeiniglich daran wendet; es bedarf noch kürzerer Zeit, wenn man das Studium in reiferen Jahren erst anfängt. Man gewänne hierbei auch noch so manche Zeit für die Elemente anderer, sogenannter realer Studien; die Bildung würde vielseitiger und doch dem Jünglinge weniger beschwerlich. Sind aber die Sprachen als Medium bereits Besitz des Lernenden geworden, so wäre es wohl am gerathensten, ihm die Lesung der Schriftsteller, wie man es bei den einheimischen macht,

Digitized by Google

selbst zu überlassen; um so mehr, als ohnehin die antiken Autoren, wenn sie verstanden werden sollen, weit mehr Reife fordern, als der frühern Jugend eigen ist; und wenn sie aufgedrungen werden, spurlos vorübergehen, oder das Gegentheil dessen wirken, was man wohlmeinend beabsichtigte. Denn, wenn je etwas, so will das Antike erlebt, nicht buchstabirt werden. Man kann auch das Selbstlesen jedem Strebenden unbesorgt anheim stellen, da er ohnehin, er weihe sich welchem Fach er wolle, bald einsehen wird, daß er ohne Kenntniß der Alten darin nicht weiter kommt. Er wird sich also bei ihnen umsehen, — und wer sich einmal da umgesehen hat, der wendet den Blick so bald nicht wieder ab! Er fühlt dann, was von ihnen zu lernen ist, und wirft erzürnt die gelehrten Kommentare weg, die das Lebendigste mit dem Moder des Schulwitzes zu überziehen, und so zu tödten emsig bemüht sind. Welche Fülle von Leben mußte es enthalten, daß ein solches, durch Jahrhunderte fortgesetztes Bestreben ihm nichts anhaben konnte!

Dieses Leben, nicht die Formen, in denen es sich damals mit Nothwendigkeit geäußert, muß sich wieder enthüllen, daß das unsere sich läutere, sich vereinfache; wir müssen auf unsere Weise — wie der oben angeführte Schriftsteller sagt — eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen auf ihre Weise gewonnen. „Eine Wechselwirkung, ein gegenseitiger Unterricht der Völker" — fährt er fort — „ist der Zweck ihres Verkehrs, das Resultat aller historischen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein anderes nachahmen kann, so bildet doch auch jedes etwas Reinmenschliches aus, das jedes andere sich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbestrittenen Ruhm der humansten Bildung. Abgesehen von ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandes- und Kunstbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können. — — Sie war rein menschlich; darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben des menschlichen Geistes, so bald er sich sein bewußt wird, und einige Sicherheit, in dem was er will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach; die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eigenen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen." Kann man sich hierüber deutlicher und anmuthiger ausdrücken? ich wünschte durch diese fremde, wohlbeliebte Stimme der meinigen den Nachdruck zu verleihen, der einer so guten Sache förderlich seyn möchte.

Sollten wir je zu einer solchen Kultur gelangen, so würde nicht nur das allgemeine Leben, das Wissen, die Kunst daraus den höchsten Gewinn ziehen; die Kritik würde insbesondere daran Theil nehmen; manche Verwirrung, mancher Parteikampf würde geschlichtet werden; der Zwist zwischen Klassisch und Romantisch würde der Anerkennung höherer Gesetze weichen, Kraft und Leben wieder einmal das lange bekleckste Papier beseelen, die Idee der Kunst, als die höchste, reiner hervortreten; die schöne Symbolik der Alten, trotz des Mißbrauchs eines pedantischen Seculums, wieder Liebe finden, und herrliches Eigenthum, zweite Natur des Dichters werden; und dieser würde nicht mehr elegisch hinüberrufen:

Schöne Welt! wo bist du? kehre wieder,
  Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Fabelland der Lieder
  Lebt noch deine gold'ne Spur;
Ausgestorben trauert das Gefilde,
  Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick, —
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
  Blieb nur das Gerippe noch zurück!

Ein Wort über Ugo Foscolo's Gedicht: „die Gräber"[1].

Von Ph. v. Körber.

Man muß nicht Dichter seyn, um eine schöne Dichtung, nicht Mahler, um ein werthvolles Gemählde beurtheilen zu können; auch eine fremde Sprache braucht man nicht zu sprechen, und doch werden dem wißbegierigen Forscher im Gebiethe der Literatur, auch Nachrichten aus einer fremden Zone und um so mehr aus einem Lande willkommen seyn, das man für die Wiege der Poesie und des Gesanges, für den Schooß der bildenden Künste hält. Es bleibt immerwährend das schönste Problem eines aufmerksamen Literators, die Produkte des Auslandes mit jenen seines Vaterlandes in prüfenden Vergleich zu stellen, wenn sich anders zwischen der Natur und Würde einer oder der andern Sprache ein geistiger Vergleich leicht anstellen läßt. Jede Sprache hat ihre Schönheiten, jede ihren Reichthum und ihre Fülle des Ausdruckes, keine ist arm für den Verehrer, aber gewöhnlich sucht der Gelehrte und auch der Künstler in der Fremde den eigenen Werth zu finden, möge nun der Stolz auf die Heroen seines Landes, oder die wirkliche Anschauung fremder Unvollkommenheit hierzu beitragen.

Wahr ist es, daß selbst der spitzfindigste Grübler den Ruf eines Shakespeare, Schiller, Goethe, Calderon,

[1] Dei Sepolcri. Carme di *Ugo Foscolo* mit dem Motto:
DEORUM . MANIUM
IURA . SANCTA . SUNTO.

Digitized by Google

Dante, Voltaire und Rousseau nicht mindern wird, weil die ganze gelehrte Welt die Gediegenheit ihrer Werke anerkennen mußte, und nur ein Nikolai, der das schöne Gemälde, welches uns die ersten und gefühlvollsten Schriftsteller, ein Archenholz, eine Staël, ein Goethe ꝛc. ꝛc. von Italien gaben, durch die entgegengesetztesten und unrichtigsten Farbenstriche muthwillig verunglimpfte, könnte als Widersacher auftreten. Doch, abstrahiren wir in diesem Augenblicke von allen materiellen Einwürfen, ziehen wir die Gebilde des fremden Volkes vor den Richterstuhl der Wahrheit, erkennen wir in der Hoheit derselben unseren eigenen Glanz, betrachten wir nicht die Unsterblichen, welche der Dichter besang, sondern den Dichter selbst, lernen wir den Standpunkt seiner erhabenen Größe kennen, von welchem aus er die Welt und das Leben übersah; und wir müssen gestehen, daß, von den Werken einer Nation auf ihre Bildung geschlossen, die Dichtkunst in Italien, der Wiege poetischer Muse, auf einem hohen, ausgezeichneten Grad steht. Warum neigt sich der Geist des Nordens so sehr zu den Gefilden Hesperiens, warum findet der immer strebende, ein fernes Ziel ahnende und begeisterte Nordländer nur in des Südens lachenden Fluren den Anhaltspunkt seiner überschwenglichen Phantasie? Eine geistige Hand zieht ihn mit Zaubermacht in diesen paradiesischen Erdstrich herüber, in jenes Land, welches der Welt Alleinherrscher gegeben, das jetzt noch der Sitz der größten und merkwürdigsten Alterthümer der Welt ist, und von einem feurigen, lebhaften, für Kunst und Poesie glühenden Volke bewohnt wird, in ein Land, von welchem Corinna ausruft: „Italie, empire de soleil; Italie, maîtresse du monde; Italie, berceau des lettres, je te salue. Combien de fois la race humaine te fut soumise, tributaire de tes armes, de tes beaux-arts et de ton ciel! (*Oeuvres de Mad. Staël.*)

Ein ähnliches, unaussprechliches Gefühl ergriff meine Seele, als ich die Meisterwerke eines Dante, Petrarca, Tasso, Ariosto, Monti, Ugo Foscolo, Pindemonte, Parini, Metastasio, Boccaccio, und auch der neueren: Alessandro Manzoni, Luigi Carrer ꝛc. ꝛc. zur Hand nahm, und in ihren ausgesprochenen Empfindungen ein süßes Wohl und Weh, einen heiligen Ernst und einen gewissen Stolz errungener Vollendung wahrnahm. Ihre Werke sprechen genugsam für die Nation, sie sind der Spiegel der allgemeinen Gefühle. —

Ja, die italienische Sprache ist unumstößlich die annehmlichste und gefälligste; der Schmelz und die Zartheit der Ausdrücke wirken so wohlthätig auf das fühlende Herz, daß ich jedem Günstlinge der Musen rathe, diese Sprache in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, in den Geist derselben einzudringen, und sich dann vorzüglich dem Studium der Classiker zu weihen. Ich habe Ugo Foscolo's »Gräber« gelesen, ein Gedicht, das sich durch ungemein rührende und zugleich anmuthige Darstellung eines erhabenen Gegenstandes, das Verhältniß des Lebens zum Tode, vor vielen auszeichnet. Hier spricht rein die Seele des begeisterten Dichters, hier athmet rein das Wesen einer heiligen Ahnung des Ueberirdischen. Der Dichter hat den wahren Werth des Menschen gefunden, jenes Band, das uns unauflöslich an eine andere, unendlich schöne Welt kettet. Nicht der Einbildungskraft allein läßt er lose Zügel, im höchsten Affekt seiner Begeisterung tritt der kalte, ruhige Beobachter mit ernster Miene hervor, und scheidet den Erdensohn — von Gott. Wenn wir auch zuweilen die Kraft poetischer Schilderung vermissen, und an den himmlischen Erzeugnissen der Natur vorüberziehen, ohne bei ihren Schönheiten länger zu verweilen: — der fühlende Leser wird auf der andern Seite genügend durch die erhabenen Gedanken entschädiget, die der Verfasser von der Seele des Menschen hegt und in die Formen der Sprache kleidete. Die wundervolle Umgebung, die Meisterwerke der Schöpfung, Tag und Nacht werden Gegenstände seiner geistigen Betrachtung; er schildert die Liebe des Menschen zum Leben, voll Rührung drückt er den innern Drang aus, der den Scheidenden auch im letzten Augenblicke seines ernsten Hinganges an das irdische Daseyn bindet, — die Seele entflieht der Erdenhülle, — das Herz hat ausgeschlagen, — der gebrochene Blick des Sterbenden hängt noch an dem magischen Scheine der Himmelslampe und saugt begierig zum letzten Mahle die Strahlen des wärmenden Lichtes ein. Da ruft der Dichter:

»Perchè gli occhi dell' uom cercan morendo
»Il Sole; e tutti l' ultimo sospiro
»Mandano i petti alla fuggente luce.

Und an einer andern Stelle:

»Ma perchè pria del tempo a sè il mortale
»Invidierà l' illusion che spento
»Pur lo sofferma al limitar di Dite?
»Non vive ei forse anchè sottera, quando
»Gli sarà muta l' armonia del giorno
»Se può destarla con soavi cure
»Nella mente de' suoi? Celeste è questa
»Corrispondenza d' amorosi sensi, etc. etc.

Das Gedicht ist einem der treuesten Freunde des Verfassers, dem berühmten Dichter Ippolito Pindemonte geweiht. Dieser letztere, entzückt über den meisterhaften Gesang, widmete dem Freunde ein ähnliches, ganz im Gefühle des Ersteren geschrieben. Hier nur sein Eingangsgeuß:

»Qual voce è questa, che dal biondo Mela
»Muove canora, e ch' iò nell' alma sento?
»E questa, Ugo, la tua, che a te mi chiama
»Fra tombe, avelli, arche, sepolcri, e gli estri
»Melanconici e cari in me raccende.

Erinnert uns dieß nicht mächtig an jenen Freundschaftsbund, den Salis und Matthisson, Tiedge und Schmidt, Kleist und Gleim, Klopstock und Stollberg geschlossen, und dessen selige Wonne sich so lebhaft in ihren Gesängen ausspricht?

Freunde! es ist etwas Eigenes in dem Gefühle der Dichtung; ein magisches, unbegreifliches Band kettet die gleichgesinnten, verwandten Geister zum ewigen Bunde. — Matthisson hört in jeder belaubten Eiche, in jedem blühenden Fliederstrauch den geliebten Namen Salis lispeln oder rauschen, und Schiller erkannte in jedem ernsten und erhabenen Bilde den Abglanz seines Meisters Goethe. So webt eine unsichtbare Hand über die Günstlinge Apollo's einen heiligen Schleier; und so schlägt jeder Klang der Saiten des Unbekannten fern und nahe — an eine verwandte Seele. —

Geschrieben zu Mailand 1835.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

81. Sonnabend, den 10. October 1835.

Oesterreichs Stellung im Zeitalter Franz des Ersten. Betrachtungen bei dem Tode dieses Kaisers. Keine Parteischrift. Von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, königl. bayer. Legationsrath. Stuttgart, Köhler, 1835. 46 S. 8.

Bei der großen Zerrissenheit, welche in den politischen Ansichten und Gesinnungen nun allgemein herrscht, hofft der Verfasser mit seinen Betrachtungen einerseits vermittelnd und versöhnend aufzutreten, andererseits aber dem künftigen Historiker zum Verständnisse zu dienen. »Es ist,« sagt er Seite 6, »hier nicht unsere Absicht, die Geschichte des Kaisers Franz I. zu schreiben; nur an die Grundsätze versuchen wir zu erinnern, nach denen die Materialien zu einer künftigen Geschichte aufzufassen, und die vorherrschenden Thatsachen zu beurtheilen seyn werden. Die erste, nöthige Vorarbeit wünschen wir zu liefern, damit Orientirung in dem Chaos der Tagesmeinungen erleichtert, einseitige Parteiansicht beseitiget, und dem reinmenschlichen Interesse sein Recht werde.«

Man muß gestehen, daß die Absicht eine durchaus lobenswerthe; ob sie übrigens überall Anerkennung und Beherzigung finden werde, bleibt schwer zu bestimmen. Gewiß ist es, daß der Verfasser mit vieler Umsicht und Mäßigung seinen Gegenstand erfaßt hat, und »die Aufforderung zur Versöhnung kein unwürdig gesprochenes Wort ist, am Grabe eines großen Monarchen.« Schon der Ausgangspunkt verdient allgemeine Würdigung: »Als einen der ersten leitenden Grundsätze bei dem Studium der Geschichte erkennen wir die Nothwendigkeit, jeden Staat aus sich selbst, seiner Natur und Stellung gemäß, aufzufassen und zu beurtheilen. Allerdings ist jeder Staat berufen zur Entwicklung seiner Kräfte für den Zweck fortschreitender Civilisation; allein nicht alle Staaten können, noch sollen auf gleiche Weise thätig seyn bei Lösung der gemeinschaftlichen Aufgabe. Jeder steht auf eigener Stufe und Höhe, wo die Rücksicht geboten ist auf den Geist, die Sitten, den Charakter seiner Völker, auf die verschiedenen Elemente seiner Macht, auf die Umgebung und deren Zustand im Verhältniß zu der Heimath. Alle diese Ansprüche sollen vereint werden; sie machen ein eigenes System der Aufsicht, Fürsorge und Pflege zur unerläßlichen Bedingung des Bestandes und des Gedeihens. Und nicht die Willkühr der Menschen, die Natur der Dinge entscheidet über Inhalt und Form des zu befolgenden Systems. In demselben wird, je nach dem vorhandenen Zustand und der Gunst oder Ungunst der Zeit, entweder das Prinzip der Umwandlung und Reform, oder das der Erhaltung des Bestehenden das vorherrschende seyn müssen. Es ist nicht eine einfache, stets gleiche Aufgabe den Regierungen gegeben, wie die Theorie eine solche vorspiegeln mag; es gilt in den Schlangenwindungen des Stromes der Ereignisse, das Schiff sicher, an Klippen und Sandbänken vorbei, auf der bewegten Fläche zu leiten.« Von solchen Grundsätzen beseelt, geht der Verfasser zu den Betrachtungen über, welche zunächst die Politik Oesterreichs unter Franz I. ins Auge fassen, und diese durch die innern und äußern Verhältnisse begründet und wohlthätig, selbst für die Nachbarstaaten, finden. Die Entwicklung ist eben so ruhig als glücklich gehalten, und die Individualität des Kaiserstaates durchgehends und nach allen Theilen wahr aufgefaßt. Wer von Parteisucht frei, wird dem Verfasser weder Einsicht noch guten Willen absprechen können. Zum Schlusse noch, was er Seite 42 sagt: »Wir wiederhohlen: es sind nicht die Regierungen, welche die Welt einer einzigen starren Form unterwerfen möchten. Wohl aber leiden unsere heutigen politischen Parteien ohne Ausnahme an einer die Meinung verzerrenden Einseitigkeit, so daß ihre angeblich menschenfreundlichen Vorschläge nichts sind, als das Bett des Procrustes, worin sie die Gesellschaft zur Ruhe zu bringen versprechen. — — — Warum sollte es in unsern Tagen schwer seyn, gerecht gegen Oesterreich zu seyn? Wäre etwa jede Mahnung zu solcher Gerechtigkeit gleichbedeutend mit der Behauptung, jener Staat besitze durchaus unverbesserliche, unübertreffliche Einrichtungen — was kein Staat von sich rühmen kann? Die Behauptung würde in Wien selbst kein Glück machen, und eben so wenig den Ausländer überreden. Diesem aber, mehr als dem Unterthan des Kaisers, wird es nützlich seyn, wenn er sich überzeugt, daß Oesterreich, weit entfernt die Fortschritte der Gesellschaft zu hemmen, die Vorzüge der Civilisation gekannt, und daß die Regierung des Kaisers Franz ihre Sorge für Bildung und Gesittung durch die

Digitized by Google

That bewiesen habe. — Der Parteiansicht sollen wir uns erwehren, welche, in unsern Tagen, wenig um die Gründe ihrer sogenannten Urtheile besorgt, es bequem findet, wenn mit der Unverschämtheit eines revolutionären Zeitungsschreibers, über eine große Macht nach einseitigen Theorien abgesprochen wird.« —

14. Den Manen Kaisers Franz des Ersten. Von einem Sachsen. Leipzig, Berger, 1835. 16 S. 8.

»Und wie die Völker, die er mild regierte,
Ein Angedenken in die Brust gelegt,
So ward auch Deutschland, das er einstens führte,
Noch feierlich durch seinen Tod bewegt.
Ihm, den die deutsche Kaiserkrone zierte,
Sei sie zerbrochen auf den Sarg gelegt,
Zum Zeichen, daß nun auch im Bild zersprungen
Die Krone, deren Name längst verklungen.«
(Vorletzte Strophe.)

15. *Discorso* del Prof. *Salvatore Betti*, Segretario perpetuo dell' insigne e pontificia Accademia Romana di S. Luca, nell' annunciare alla generale adunanza dell di' 22 di Marzo 1835 la morte di S. M. l' Imperadore Francesco I. d' Austria, Socio di onore. Roma, *Boulzaler*, 1835, 5 S. 8.

Eine kurze, herzliche Todesanzeige an die Mitglieder der Akademie, welche der verewigte Monarch am 18. April 1819 besuchte, und durch Annahme des Ehrendiploms verherrlichte.

16. Der scheidende Kaiser und sein Volk. Zerbst, Kummer, 1835. 14 S. 8.

Vier Gedichte: Eingang — der scheidende Kaiser an sein Volk — das Volk an seinen Kaiser — der letzte deutsche Kaiser. Die beiden letzten Strophen von Nr. 3 mögen als Probe dienen:

»Denn wer im Erdenwallen
Ein Herr seinem Volk und nicht mehr,
Dem kommt als Herr einst entgegen
Der Lenker vom Sternenheer.

Doch wer als Vater des Volkes
Geendet den Pilgerlauf,
Dem schließt auch die ewigen Pforten
Ein ewiger Vater auf.

17. *In Sarcophagum Francisci I. omnium illustrissimi et potentissimi Caesaris Austriae* etc. etc. Carmen elegiacum cecinit Dr. *Ferdinandus Josephus Gruber*, complurium societatum literariarum Commembrum. Annexum est: *Carmen teutonicum* ab *E. A. Auernheimer* rerum ad artem spectantium Mercatore. Norimbergae, *Bieling*, 1835. 16 S. 4.

Der schön geschriebenen lateinischen Elegie, welche eine deutsche Uebersetzung zur Seite hat, folgt noch, ebenfalls in beiden Sprachen, eine »Gedrängte Uebersicht des Lebens und der Thaten des allerdurchlauchtigsten Kaisers Franz I.« Die Gedichte von Auernheimer machen als poetische Erscheinung wohl keinen Anspruch; ihre Gesinnung ist achtenswerth.

18. Die Landestrauer. Eine Elegie auf das Hinscheiden des höchstseligen Kaisers Franz. (Von Friedrich Reil. Wien 1835.) 5 Bl. 4.

19. Ueber die Barmherzigkeit Gottes des Dreieinigen, welche sich im Leben und im Tode Franz I., unseres geliebten Landesvaters geoffenbaret hat. Zwei Kanzelreden, gehalten im Februar und März 1835 vor der evangelischen Gemeinde in Modern, von Gottlieb August Wimmer, evangel. Prediger daselbst. Güns, Reichard, 1835. 44 S. 8.

Die Drucklegung dieser beiden Reden, zum Besten des Kirchenbaues der evangelischen Gemeinde zu Lutschmannsburg im Oedenburger Komitate, verdient jedenfalls dankbare Erwähnung; was ihren Inhalt betrifft, müßten wir, wenn nicht schon der Gegenstand jedes Mittel heiligte, das Können dem Wollen weit nachsetzen. Wir wenigstens konnten uns weder mit der Breite, noch mit der Ausschmückung befreunden. Desto nachdrücklicher weisen wir aber auf den im Eingange stehenden Aufruf hin, und wünschen vom Herzen, daß er vielseitig Theilnahme finden, und der bedrängten, von der Wasserfluth so oft und schwer heimgesuchten Gemeinde Hülfe bringen möge! —

20. Trauerandacht, welche am 26. März 1835 für weiland Se. Majestät Kaiser Franz I. in der Kirche des griechisch-katholischen General-Seminariums in Lemberg abgehalten worden. Lemberg, Schneider. 10 S. 4.

Der Vorbericht des Seminariums-Rektorats möge uns dieses Mahl der näheren Bezeichnung entheben. Nachdem darin die Trauerfeierlichkeiten in den Metropolitankirchen des lateinischen und griechischen Ritus kurz berührt worden, heißt es weiter: »Da aber auch die Seminariums-Zöglinge, um ihre Dankbarkeit zu beweisen, in ihrer Kirche eine Trauerat-

Digitized by Google

dacht zu veranstalten wünschten, haben Se. Excellenz, der Herr Metropolit diese Aeußerung des frommen Sinnes und der treuen Anhänglichkeit an den verewigten allergnädigsten Monarchen und die Regierung, nicht nur genehmiget, sondern auch in eigener Person, mit der Assistenz der Domcapitularen, die Exequien, das solenne Hochamt und die Einsegnung oder den Conduct abgehalten, bei welchem unter Assistirung einer Abtheilung der Bürgermiliz, viele hohe Beamte und eine große Anzahl aus vornehmen Ständen sich eingefunden haben. Das einfache und sinnvolle, von den Zöglingen aufgestellte, hier in einer Zeichnung beiliegende Trauergerüst sammt einer der erhabenen Feier angemessenen Kirchenverzierung, hat die Gemüther mächtig angesprochen. Zu Ende der Trauerandacht hielt ein Zögling aus dem vierten Jahrgange der Theologie die nachstehende Rede, welche die Zöglinge, zu bescheiden, um die Arbeit eines Anfängers für ein Muster der Kanzelberedsamkeit zu halten, bloß deßwegen zum Drucke zu befördern wünschten, weil sie ihre Gefühle der Dankbarkeit, der treuen Ergebenheit und Anhänglichkeit an den verewigten Landesvater, das erhabene Kaiserhaus und die milde Regierung ausdrückt; welche an den Tag zu legen sie sich stets eben so sehr zur Pflicht als zur Ehre anrechnen.«

---

21. Des letzten deutschen Kaisers Tod. Aus dem Festkalender von Pocci und Görres eigens abgedruckt. 2 Bl. 4.

Das erste Blatt gibt eine allegorische Darstellung der letzten Augenblicke des Kaisers; schön gedacht ist auf dem zweiten Blatte das Grabmahl. Das Gedicht selbst hat bei seinem Erscheinen allgemein gefallen; wir wollen hier die sechs ersten Strophen ansetzen:

Sterbend liegt ein alter Kaiser
In der hohen Burg zu Wien,
Seine Söhne, seine Enkel
Trauernd stille um ihn knien,
Und in allen Kirchen weinen
Andre Kinder um den Einen.

Flehend spricht der alte Kaiser,
Hebt die Hand zu Gott hinauf:
Sehet euern Vater sterben,
Nehmt sein Wort im Herzen auf,
Fromm und einig seyd wie Brüder,
Segen schickt dann Gott hernieder.

Du der Krone jüngster Sprosse,
Grüß' dich Gott mein liebes Kind,
Wachse auf zu Oestreichs Freude,
Meine letzten Bitten sind:
Halt' die Aeltern, Kind, in Ehren,
Reich wird dann der Herr dich mehren.

Ihr, die Führer meiner Fahnen,
Treu bewährt in harter Zeit,
Nehmt den Dank für diese Kronen,
Euer Blut hat sie geweiht.
Und Euch allen sey gedanket,
Die im Dienste nicht gewanket.

Du, mein Volk, mein treues, gutes,
Das mir Herz und Liebe gab,
Dir vermach' ich meine Liebe,
Nimmer scheidet uns das Grab.
Bald hoff' ich vor Gott zu stehen,
Um für dich, mein Volk, zu flehen.

In des Sieges Jubeltagen,
In der schlimmen Unglückszeit,
Hast du fest an mir gehangen,
Deine Treue nie entweiht.
Höre mich, mein Volk, im Sterben,
Lass' den Sohn die Treue erben.

Literarische Notizen.

In der, voriges Jahr erschienenen »Bloemlezing uit nederlandsche Prozaschrijvers« gibt der Herausgeber N. G. van Kampen als Vorwort eine kurze Uebersicht der Schicksale und Hauptmomente der holländischen Prosa. Wir wollen das Interessanteste daraus hier mittheilen.

Nachdem die niederländische Poesie schon 300 Jahre früher durch Maerlant's Rijmbibel [1] einen glorreichen Impuls bekommen hatte, begann die Prosa im Anfang des XVI. Jahrhunderts sich eben auch durch Marnix's von St. Aldegonde Bibelübersetzung, so wie dessen satyrischen Bijenkorf (Bienenkorb) der heilige Roomsche Kerk (1569) zu heben; obwohl schon viel zeitiger Kirchenschriften in einem mit Latein seltsam vermengten Idiome verfaßt wurden [2]. Von der gefährlichen Vermischung mit dem Französischen, das sich durch den Hofhalt Philipp des Schönen in Flandern und Brabant einnistete, und von der auch die seit lange gebräuchlichen Schulen der Rhetoriker nicht frei blieben, hielten sich der schreibselige Coornhert (gest. 1590), der geniale Roemer Fischer (gest. 1625), und der kritische Laurenzon Spiegel (1612) rein; ja letzterer reinigte in seinem Tweesprak (Zweigespräch) der nederlandschen Letterkunst so ziemlich jenen Augiasstall. Wilhelm Meerman (gest. 1612), der kühne Seeheld, kleidete seine musterhaften Streitschriften gegen die

---

[1] Drei Bruchstücke derselben wurden von Dr. Ernst Kästner [vori]ges Jahr herausgegeben in Göttingen bei Dieterich. Es steht die Bekanntmachung des Ganzen zu hoffen.

[2] Proben siehe in Ijpelij's Geschiedenis der nederlandsche taale. I. Bd. S. 381—392.

Digitized by Google

contraremonstrantische Geistlichkeit in aus dem Seeleben genommene Allegorien. Die wahrhaft klassische Periode beginnt für die holländische Prosa eigentlich erst mit de Groot (gest. 1645) und Peter Cornelszoon Hooft (gest. 1647), die sich in ihren niederländischen Geschichten [1] der Nebenbuhlerschaft eines Thuanus, Guicciardini und Davila, sowohl in Hinsicht historischer Treue und Sicherheit, als scharfbezeichnender, stylistischer Vollkommenheit, mehr als würdig zeigten. Manche ihrer Fehler aber, fast keine ihrer Vorzüge findet man in den Prosawerken der Zeitgenossen Vondel, Kats und Hemskerk. Unter den übrigen Historikern jener Periode sind noch nennenswerth Wilhelm Sinnas [2], Gerard [3] und Kaspar [4] Brandt, Vater und Sohn. Bei den andern Wissenschaftsfächern bewies das Französische seinen verderblichen Einfluß, und nur der Theologe Vollenhove [5] und der Jurist Middelgeest zeichnen sich durch reine Schreibart einiger Maßen aus. — Justus van Effen (1684—1735), einem Manne von nicht gerade schulgerechter, sondern vielmehr durch Verhältnisse und seinen Umgang geläuterter Bildung, vielem Geiste, Newton's, Gravesand's und Swift's Freunde, war es vorbehalten, in seinem Vaterlande eine ganz neue Richtung der Ideen und Federn zu bewirken. Nach Steele's und Addison's Muster gab er einen »Hollandsche Spectator« heraus, bestimmt, die Verkehrtheiten seiner Zeit und seines Vaterlandes mit Ironie, kritischer Schärfe, in einem gewandten und angenehmen Style darzustellen. Der Holl. Spectator fand viele Nachahmer, aber keinen, der die Grazie van Effen's mit dessen Korrektheit zu verbinden wußte. Aus diesem Unvermögen entstand nach und nach eine Laxheit und Nachlässigkeit in der Schreibart, von der nur einzelne Wenige verschont blieben, wie Onno Zwier von Haren, die beiden romantisirenden Freundinnen Elisa Wolff und Agathe Dekken [6] (gest. 1804) und Jakob Bellamy. — In der Geschichtschreibung stoßen wir auf den fleißigen Gerardin Loot [1], den lange verkannten Jan Wagenaar (1773) [2], den gelehrten Balthasar Huydekoper [3], und auf den Friesen Simon Stijl, welcher Hooft's, Brandt's und Wagenaar's Vorzüge vereint; seine Opkomst en Bloei der Vereenigde Nederlanden (Ursprung und Blüthe), so wie seine Biographie Punt's, werden ewig für Holland Monumente von historischem und künstlerischem Werthe bleiben. Kant fand im Anfange unseres Jahrhunderts einen warmen Anhänger an Paulus v. Hemert, der die neue Lehre in seinem Kantianismus und andern populären Schriften vertrat. Die Kanzelberedsamkeit erhob sich dann aus langem Schlummer und erhielt Muster an Hinlopen, Allard Hulshoff und Martinus Stuart [4]; Jakob Kantelaar, Ewald Kist, van der Palm, Muntinghe und van der Roest verbanden Wohlredenheit und Kritik in Erfüllung ihres Berufes. — In der neuesten Zeit gab Adrian Loosjes in Romanen und Dialogen originelle Sittenschilderungen des alten und neuen Hollands [5]; Aehnliches leisteten Fokke Simonszoon, Wakker von Zon und Boesmaer. Außerdem glänzen noch van Nieuwland, v. Swinden, v. Capellen, Westerbarn und der hochgelehrte van Lennep.

J. Krone.

[1] Ausgezeichnet ist auch Hooft's Leven of Hendrik de groote und seine Uebersetzung des Tacitus. Siehe über ihn besonders Siegenbeek's Dissertation over P. C. Hooft als Dichter en Geschiedschrijver. Leyden, 1800. 8.

[2] Verf. eines Traktats: Verhaal der engelsche en Munstarsche Krakeel (Bericht über die Englische und Münster'sche Streitsache von 1665).

[3] Von ihm ist die Biographie de Ruiter's und die Historie der Reformatie; man schreibt ihm aber auch jenen breiten und kleinlichen Styl zu, die Unzierde vieler seiner Nachfolger.

[4] Schrieb das Leven van Hugo de Groot.

[5] Verfasser einer Leichenrede auf Wilhelm I. von Oranien und der Aanteknigen over de Geuzen (Bemerkungen über die Holländischen Rebellen).

[6] Volksthümlich wurde ihr Roman: Sara Burgerhart.

[1] Nederlandsche Penningkunde (Münzkunde).

[2] Vaderlandsche Historie.

[3] Schrieb einen Kommentar zu Melis Stoke's Reimchronik.

[4] Auch durch seine Romeinsche Geschiedenis sehr vortheilhaft bekannt.

[5] *Susanna Bronkhorst*, *Hillegonda Buisman*, *Maurijts Lijnslager* sind darunter die bemerkenswerthesten.

Der Streit über die Echtheit der dem Mönche Nestor aus Kiew (bis 1090) und dessen Nachfolgern Wasili aus Wladimir (bis 1098) und Sylvester Iguman im Kloster Wydubitz (bis 1110) zugeschriebenen Bücher der ältesten russischen Annalen, ist noch nicht beendigt. Bekanntlich griff am lebhaftesten Katschenowski, Professor der Geschichte an der Universität Moskau, sie an, während Pogodin sie in einer besondern Schrift: »Ueber die Echtheit der ältesten russischen Geschichte«, vertheidigte. Neuerdings sucht ein Pseudonym Scromnenko nachzuweisen, daß jene Chroniken am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aus Schriften verschiedener und zu verschiedenen Zeiten lebender Verfasser veranstaltet wurden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

82. Mittwoch, den 14. October **1835.**

Zur Kulturgeschichte.

Von Dr. R. Seligmann.

I.

Zur Entwicklungsgeschichte des Wissens.

> Toute la suite des hommes pendant tant des siècles doit être considerée comme un même homme qui subsiste toujours et qui aprend continuellement.
>
> *Pascal.*

Um unumwunden anszusprechen, was jene Worte bloß andeuten, würden wir sagen: die ganze Menschheit ist erst der ganze Mensch, und dieß wäre nun keineswegs die Gesammtheit des in einer bestimmten Zeit existirenden Geschlechtes, sondern alle Vergangenheit, Gegenwart nnd Zukunft desselben in ihrem unabwendbaren Gange. Denn ist die Gegenwart nicht nothwendig, da sie ist? war sie aber nicht Zukunft? wird, was eben Zukunft ist, nicht einst nothwendige Gegenwart seyn? Eine so gesetzlich bestimmte Momentenreihe, fordert sie nicht nothwendig sich bestimmende Raumverhältnisse? Dieser ewige Parallelismus, dieß ewige Seyn im Werden kann nicht anders erscheinen als evolvirend, es gibt kein Abwärts der Ewigkeit zu, ewig dasselbe aber ist absolute Ruhe, erscheinungslos, Nichts. Und nun diese Steigerung, was wäre sie ohne Ziel, ohne Zweck? — eine Steigerung und wieder keine — und dennoch ewig? Wie aber, wenn das Ziel die Bedeutung dieser Steigerung eben das Steigern selbst wäre? — eine ewige Ascension, Verklärung! — So wäre jede Stufe in dieser ewigen Entwicklungsreihe isolirt und bezogen, ein Ganzes und wieder keines, das Ziel die Bedeutung des Tiefern, durch das Höhere selbst wieder gedeutet, und in sich dennoch geschlossen als Steigerung überhaupt, darum ein Erreichtes, Bezwecktes, ein Ganzes — tragend und getragen, nothwendig nach allen Seiten und in sich selber, das begränzte Gränzenlose. Und der Einzelne wollte rechten, daß es so ist? rechten, daß er rechten kann? und dennoch wohl uns, daß wir dieß können! es ist das hastige, schmerzliche Auffahren aus dem thierisch selbstgenügenden Traume der schlafenden Seele, das erste Erwachen des Bewußtwerdens, des Ich's nicht nur, auch der ihm angewiesenen Schranken, der erste Schritt zur freien Ergebung in das Nothwendige.

So wird der Gedanke einer Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes unabweisbar, und der Gang derselben ist das Schicksal des großen Menschheit-Individuums. Jener genannte ewige Parallelismus in der Natur eines der Grundgesetze ihrer ewigen Metamorphose bedingt nun nicht minder eine somatische Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts, eine physische Erziehung, wie eine psychische, als integrirenden Theil einer »Erziehung des Menschengeschlechtes«[1] überhaupt. Längst schon hat sich den Naturforschern der in der schwarzen und weißen Race, oder vielmehr dem Neger und kaukasischen Stamme consequent durchgeführte Gegensatz aufgedrungen. Die Farbe ist hier ein wesentliches, doch keines von den Grundphänomenen, sie ist eines der äußersten letzten Resultate einer Kette nothwendiger Entwicklungs-Prozesse, deren Folge und Gliederung uns an den meisten Stellen dunkel und unbekannt, deren Grundgesetze aber sich am bestimmtesten im Knochenskelette und im Nervensystem aussprechen, die die beiden Träger sind des Körperbaues und Seelenlebens, dieser zwei großen polaren und parallelen Reihen des organischen Seyns, und die sich am deutlichsten in ihren beiden Bildungs-Kulminationen, in der Form des Kopfes und dem Baue des Gehirns nachweisen lassen. Und so ist die Reihe der Racen die fixirte Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gestalt, eine aufsteigende Reihe von Exempeln zur großen Theorie der Natur von der Menschengestalt, Ruhepunkte der Menschen bildenden Allkraft, von denen aus sie immer rüstiger weiter schritt, von dem mindest entwickelten, wo das Thier am deutlichsten hervortritt, wo der Affe noch aus dem Antlitz sieht, die Organe des geistigen Lebens untergeordnet sind, bis zum höchst entwickelten, wo ein mächtig waltendes Seelenleben sich eine Stirne hervorwölbt, alle äußern Sinne überragend, und diese in schöner Ordnung stufenweise zurücktreten, jene am meisten, die sich früher am thierischesten vordrängten. So ist uns auch die Geschichte der Kultur, die Reihe der geistigen Prozesse, nämlich im Seelenleben der gesammten Menschheit, nichts an-

[1] Lessing.

Digitized by Google

deres, als die Entwicklungsgeschichte des Bewußtseyns des großen Menschheit-Individuums. »Nur sämmtliche Menschen erkennen die Natur, nur sämmtliche Menschen leben das Menschliche [1].«

Wir dürfen nun das Gesetz offen ausdrücken, daß die Geschichte der geistigen Kultur der Menschheit mit der Geschichte, dem Entwicklungsgange der Organe des geistigen Lebens innig verbunden ist; kurz, daß die Geschichte der Funktionen von der Geschichte des Funktionirenden bestimmt wird. Hier wäre nun zuerst die letztere Reihe, die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gestalt nämlich, und besonders ihrer Bildungs-Kulmination, des Kopfes, die Reihe der Raçen hindurch darzulegen, es wären die Pole zu bezeichnen, das Vermittelnde aufzufinden, zu zeigen, wie und warum diese oder jene Entwicklungsstufe die höhere ist, die Gesetze für diese großen Durchgangs-Prozesse auszusprechen, und endlich der Endpunkt zu bestimmen, der da seyn muß, um eine vollständige Entwicklung der zweiten Reihe, der Blüthe dieser Pflanze, möglich zu machen. Dieß aber muß einer künftigen Arbeit vorbehalten bleiben, als innigst verbunden mit der Geschichte der bildenden Kunst, deren Streben besonders auf Darstellung der Vollendung in menschlicher Gestalt gerichtet ist. Hier können nur Resultate erwähnt werden, wichtig und begründend für die Darstellung der Bildungs-Prozesse der zweiten Reihe, der Entwicklungsgeschichte des Seelenlebens der gesammten Menschheit, und so vor Allem wichtig für den Gang des Wissens, für die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften, als der Darstellung der in der Zeitfolge ins Bewußtseyn der Menschheit tretenden Wahrheit. So sehen wir, wie bei dem Erscheinen des ersten, gering entwickelten, dunkeln Geschlechtes alle Tradition und wenige Monumente für eine schwache geistige Regsamkeit sprechen. Bei dem später auftretenden vermittelnden Geschlechte, jenen Weltkultur schaffenden »statarischen Völkern« sehen wir Kunst und Wissen noch durchaus unselbstständig, eine hohe Bildung aber nicht entfaltet, in einem großen heiligen, unüberschreitbaren Kreise eingeschlossen. Fragen wir, welcher dieser war, was denn diesem Geschlechte, als dessen Repräsentanten in historischer Folge die Inder, Aegypter und Juden auftreten, vor Allem eigenthümlich war, so sagen wir offen: das Religiöse, denn ein solches war ihr Leben durchaus. Sie waren Religionsstifter. Ein solches Element ging von ihnen als Mysterien-Kreis auf einen Stamm des dritten Geschlechtes, des organisch vollständig entwickelten, auf die Griechen über, doch anders treten diese auf; denn so wie wir in einem gewissen Sinne sagen können, daß die Entwicklungsgeschichte der Kunst als solcher durch sie beendet wird, so fängt mit ihnen die Entwicklungsgeschichte des Wissens an. Hiermit kann eben so wenig gemeint seyn, daß die Kunst mit den Griechen zu Ende ging, als daß das Wissen überhaupt erst mit ihnen anfing, vielmehr, daß jener von da an ihr eigenthümliches Feld, die Gränze, innerhalb der sie sich frei zu bewegen, diesem sein ausschließlicher Weg, der Punkt, von dem es auszugehen hat, angewiesen wurde. Daß die Griechen mit dieser Bildungsfähigkeit nicht die erste Erscheinung des kaukasischen Stammes gewesen seyn konnten, ist begreiflich, doch liegt es außerhalb der Möglichkeit historischer Forschung, die Zeit und den Gang der Entwicklung zu bestimmen, die dieser Stamm sicher eben so gut in sich durchlaufen mußte, wie ein jeder der frühern, und wie es das Geschlecht im Ganzen muß; welche Traditionen hierher gehören, wird dem Geschichtskundigen öfters nicht schwer fallen zu bestimmen. Hier wäre nun die alte Streitfrage zu besprechen, ob griechische Bildung eine rein selbst entstandene oder überlieferte war, doch glauben wir in dem oben Gesagten den Werth jeder dieser Meinungen ausgesprochen, und was in diesem Volk traditionell, was originell seyn mußte, bestimmt zu haben. Jener statarischen Völker Kunst und Wissen, erhabene, heilige, mysteriöse Monstrositäten konnten unmöglich dauernd, fortwährend sich entwickeln, denn nur in Verbindung mit dem Religiösen existirend, lag die Bedingung ihres Lebens noch nicht in ihnen selbst, waren sie nur einer von dort aus bestimmten, darum beschränkten Entwicklung fähig. Nicht so ihre Religion selbst, selbstständig begründet wurde ihr eine dauernde Entwicklung. Als ein Mysteriöses wurde sie den Griechen überliefert, und sie, das Element, die Begründerin alles geistigen Menschenlebens, mußte es hier auch von Kunst und Wissen seyn, daher jene früheste Aehnlichkeit; doch beide entwickelten sich nun originell, da sie sich selbstständig begründeten, klar und vollständig organisirten, darum einer fortwährenden Dauer, einer dauernden Entwicklung fähig wurden. So beginnt die Geschichte der Wissenschaft, als solcher mit den Griechen, und die Geschichte jedes einzelnen wissenschaftlichen Zweiges, wie er in der Folge der Zeit aus dem allgemeinen Kreise des Forschens heraustritt, selbstständig, begründet, sich frei begränzend. Sollten wir das Ganze in ein Bild zusammenfassen, so würden wir sagen: die Kultur der statarischen Völker war ein einfaches, endloses Ausstrahlen des religiösen Elementes, jeder Bildungsweg eines Kulturzweiges bloßer Strahl, vereinzelte Richtung von Jenem. Bei den Griechen aber löste jeder Strahl sich begränzend ab, wurde selbst zum Elemente, zum selbstständigen Mittelpunkte einer vollendeten Sphäre.

II.

Zur Entwicklungsgeschichte der Medizin.

— so spielt in neuerer Zeit die Kategorie der Polarität, die übrigens zu sehr à tort et à travers in Alles, selbst in das Licht eingedrängt wird, die bedeutendste Rolle.

Hegel.

Ueber das Hippokratische erste Buch von der

[1] Goethe.

Diät. Von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben, M. D. ꝛc. ꝛc. Wien 1835. 8.

Religion, die dunkle Sonne des Menschenlebens, war nun bei den Griechen die Grundlage der Medizin. Zuerst heilten, dort und da zerstreut, den Göttern nahe Helden, Propheten, Sänger — mythisch, sagenhaft. Jenes erste National-Unternehmen, das punctum saliens für die Entwicklung des Griechenthums, der trojanische Krieg, gab auch den Vermittler zwischen Mythe und Geschichte der Medizin: Aeskulap, selbst eine mythisch-historische Person, jenes als Chirons Schüler, dieses als der Homerischen Heldenärzte Vater. Diese gründen nun nationale, religiös-medizinische Institute: die Asklepien. So wird nun gleich der wesentliche Unterschied zwischen den Griechen und den statarischen Völkern klar, hier ist das Verfahren nicht Resultat einer Kasteneintheilung, kein sklavisches Gehorchen und sklavisches Befehlen nach einer von Außen gekommenen Norm, es ist das nothwendig gewordene Unternehmen einer heilkundigen Familie, und wird es auch so das Monopole eines Familien-Ordens; so liegt doch alle innere und äußere Entwicklung in dessen Vortheil, und als untergeordneter Theil der Nation ist er in deren nothwendigen Entwicklungsgang mit begriffen, ohne ihn ausschließend bestimmen zu können. So breitet sich ein Netz heiliger Kliniken über Griechenland aus, und die Votivtafeln, den weither wallfahrenden Kranken trost- und hoffnungsreiche Zeichen, werden zu medizinischen Annalen für den Unterricht junger Ordens- (Stammes-) Glieder. — Bei den geringen materiellen Kenntnissen und einer starken geistigen Empfänglichkeit mußte unbewußt und bewußt (Urpriesterthum und Traditionen des Orients) sich ein vorwaltend psychiatrisches Verfahren ausbilden, und um so mehr, je unverwickelter, klarer die Lebensverhältnisse als zu behandelnder Stoff einerseits, und je vereinzelter, jünger, und darum mächtiger die geistigen Massen andererseits vorlagen. Die Verwicklung jener, die Generalisirung dieser, trugen zur Gestaltung der Folgezeit in den unten zu erwähnenden Momenten das Meiste bei. — Zu wenig gekannt und gewürdigt ist der angedeutete, in den Tempeln auf eine hohe Stufe gebrachte Zweig der Kunst.

Zuerst Enthaltsamkeit, selbst Fasten der angekommenen Kranken, was allein schon die Psyche bis zum Visionären zu steigern vermag, dann das aufgeregte, gespannte Individuum bis zum dunkel hereinbrechenden Abend feierlich im Tempel herumgeführt, um ihm alle Wunder des Gottes bei den Weihgeschenken zu erklären. Hatte dieß Hoffnung und Glauben angeregt, so wirkten nun Opfer, Musik, und heilige Gesänge (deren Sophokles viele dichtete) bekräftigend und erhebend; nun dem gesteigerten psychischen Leben der Körper durch Baden, Salben, Räuchern gleichgestellt, so galt es bei schon herangenahter Nacht, den gehörig und gleichmäßig gehobenen Organismus vor der Bildsäule des Gottes, oder auf dem Felle des geopferten, dem Gotte heiligen Thieres, bloß der Ruhe zu überlassen, um ihm so die letzte, bedeutende und verknüpfende Vorstellung vom Wachen ins Traumleben hinüberzureichen, und ihn so dem geheimnißreichen dunkeln Walten, der dunkel angeregten schaffenden und rettenden Kräfte zu überlassen.

Bis zur sechzigsten Olympiade sammelte sich ein nun großartiges Materiale von mehreren Seiten, wodurch das nationale Mysterium seiner Enthüllung entgegen ging. Graecum est nihil velare galt bei den Griechen vom Geiste wie vom Körper. In den Gymnasien, den Erziehungs- und Kampfschulen der Jugend, bildete sich nothwendig ein medizinisches Wissen heran, aus der Diätetik sich gesetzmäßig entwickelnd; chirurgisches Verfahren stand hier nothwendig zur Seite. Nicht minder hatte auch philosophisches Forschen, das Ueberlieferte eigenthümlich gestaltend, sich nach allen Seiten wendend, die dunkeln Wege organischen Seyns und Wirkens zu erhellen getrachtet, und lernend und belehrend schlugen die Philosophen unter der Jugend in den Gymnasien ihre Hörsäle auf. So rivalisirten bald die beiden nationalen Institute, in den Vorstehern auf der einen, in den Priestern auf der andern Seite, bis diese, klug genug ihre Zeit verstehend, jenes Element an sich zogen, und ihre Tempel mit Gymnasien umgebend, ihr in einer so langen Zeit ungestörten Wirkens durchgebildetes empirisches Verfahren an eine folgerechte Diätetik stützten, ja durch philosophische Theorien zu heben versuchten. So finden wir nun diese Anstalten gesetzmäßig sich umgestaltend, wahrhaft vorwärts schreiten. Innen in den Tempeln die heilenden Priester, umgeben von Gymnasien, die Jugend erziehend, Diätetik lehrend und übend, die Philosophen aber überall, hier lehrend, dort rathend, mit den Kranken ihre Träume besprechend, sie auslegend. Wer vermöchte es anzugeben, welche Phasen noch auf dieser Bahn die Heilkunst durchwandelt wäre, in der Hand eines, sich den Zeiterfordernissen anschließenden Ordens, hätte nicht die Ausbreitung des pythagoräischen Bundes den eigenen furchtbaren Untergang und das freiwillige Ende der Asklepiaden herbeigeführt. Was auch immer der esoterische Zweck jenes Bundes gewesen seyn mag, ihre exoterischen Funktionen waren die eines Urpriesterthums, alle Richtungen menschlicher Geistesentwicklung, und somit auch die heilkundige innerhalb eines religiös-philosophischen Cyclus begränzend. Wie die Asklepien als Repräsentanten der empirischen Tendenz in der Medizin auftraten, so die Pythagoräer, als die der theoretischen. So entwickelten sich stets in Griechenland in allen Zweigen menschlicher Bildung rasch die scharfen Gegensätze als Vermittler der Totalität. Als der Bund jenes gräßliche Ende nahm, waren einzelne, am Leben gebliebene Mitglieder gezwungen, im Lande umherziehend, durch Heilen der Kranken ihren Unterhalt zu erwerben; sie kamen zum Volke,

Digitized by Google

das früher zu ihnen kam; gefallen war nun von der Ausübung der Medizin die religiöse Hülle, an der einzelne Gymnasien-Vorsteher schon länger zerrten, und wieder waren die Asklepiaden klug genug, die Forderungen der Zeit zu verstehen: die Priester wurden öffentliche Lehrer, die Tempel freie Schulen; gefallen waren alle Schranken geistiger Konkurrenz; — es war die Emancipation der Medizin. So entstand die Reihe jener ewig wichtigen Schriften, die unter dem Namen des Hippokrates auf uns kamen — die heiligen Bücher des alten Bundes unserer Wissenschaft; Schriften, entstanden in einem jeden der hier aufgezählten Evolutions-Momente, aus der ältesten Zeit des Priestermonopols dunkle Aussprüche, fragmentarische Skizzen, dann einfachste Darstellung gymnastischer Diätetik, nicht minder Begründung und Durchführung philosophischer Spekulation, in manchen dieß Alles zusammentretend, und außer den unsterblichen Schriften des großen Hippokrates selbst, bis in später Zeit des Verfalles, noch eingeschwärzte Folgen mißverstandener Theorie und ungeläuterter Erfahrung, mit wenigen Lichtpunkten der früheren Größe. Welcher Epoche die oben angeführte Schrift wohl angehören mag, deutet der Titel und das noch zu Erwähnende an; welchem Manne, ist wohl nicht zu bestimmen, dem zweiten Hippokrates sicher nicht, der ja jedes Voraussetzen einer allgemeinen, subjektiven, am Individuellen durchzuführenden Anschauungsweise, an vielen Stellen bald humoristisch, bald ernst und scharf sich aussprechend, abweist. Auch liegt jene Bestimmung nicht in der Absicht des oben angeführten Werkchens, in welchem sich der Verfasser außerhalb des Standpunktes chronologischer Forschung, oder vielmehr über denselben stellt. Ist es ja auch nicht der Name, der den Dingen Bedeutung gibt, die Bedeutung ist es, die dem Dinge einen Namen macht; mit Pietät, sie auch von uns fordernd, führt er uns an das ehrwürdige Monument, leitet uns unter geistreichen Bemerkungen, in würdiger Sprache, ergänzend und vermittelnd, bald das Alte uns heranrükend, bald das Neue an seinen Ursprung zurückweisend, zu dem sicher großartigen Lichtpunkte einer Diskusion (die dem trefflichen Sprengel wohl mochte zu schaffen gemacht haben, und deren Goethe sich sehr zweckmäßig zu bemächtigen wußte), welche höchst geistreich das stets mißliche Problem zu lösen versucht, auf Eine der höchsten Denkformen (Polarität), den wesentlichen Gehalt der Dinge zurückzuführen; wo wir doch sagen müssen, wenn auch dieß Ganze wahr ist, so ist doch dieß Wahre nicht das Ganze. Goethe sagt von der Schwierigkeit im Praktischen etwas von dem Theoretischen zu nutzen: »Ich glaube wirklich, daß zwischen beiden, so»bald man sie getrennt ansieht, kein Verbindungs»mittel Statt findet, und daß sie nur so fern verbunden sind, »als sie von Haus aus verbunden wirken.« Und in diesem Sinne sind wohl die Worte des Verfassers zu nehmen, mit denen er uns entläßt: »Dieses sey mir aber noch gestattet hinzuzufügen, und als mein schließliches Bekenntniß auszusprechen: »Daß mir der Bedarf an gesetzlicher Theorie, so »wie in allen Geschäften des menschlichen Lebens, auch in »der Kunst Krankheiten zu heilen gar einfach und eng um»zirkt scheint — so daß genug zu thun bleibt, wenn man im »Verlaufe des Handelns nur den einfachsten Gesetzen redlich »genügen will, während eine emsige und umsichtige Thätig»keit allmählich von selbst den Fähigen zur Erkenntniß der »letzten der höchsten Prinzipien leitet. Diese Ueberzeugung sei »uns das Alpha und Omega ärztlichen Wirkens.«

Und so haben wir nur noch den Wunsch auszusprechen, es möge dem Verfasser gestattet seyn, uns noch öfter nicht genug gewürdigte Theile jener Schriften des alten Bundes unserer Wissenschaft in palingenetischer Weise vorzuführen.

Schattenrisse aus Süddeutschland. Von W. Alexis. Berlin, Schlesinger, 1834. VI und 207 S. 8.

Wir wollen diesem Büchlein nur so weit folgen, als es in Oesterreich spielt (Salzkammergut und Salzburg bis Seite 44). Der Verfasser, längst schon als gewandter Novellendichter anerkannt, bewährt auch hier, daß seine Darstellungsgabe zu den besseren deutscher Zunge gehört. Doch wie wir schon in seinem Buche über Wien zu bemerken Gelegenheit hatten, tritt auch hier zuweilen eine kleine Gedächtnißschwäche hervor, die störend wirkt. So hat gleich S. 2 der Schneeberg die Gefälligkeit, aus seiner Grätzer Alpenkette herauszutreten; Linz wird eine Bergstadt, Gmunden heißt immer Gmünd, und der allbeliebte Traunstein wird poetisch in »Traunfels« umgetauft. Diese und ähnliche andere Fehler thun übrigens nichts zur Sache; der Oesterreicher wird und kann sich der Begeisterung freuen, welche sich über sein schönes Vaterland auf jeder Seite ausspricht. Lieben wir den Genuß, den uns unsere herrliche Alpenwelt darbiethet, sehen wir es eben so gerne, wenn ihn der Fremdling theilt, als wir ihn uns durch keine Mißgunst verkümmern lassen. — Denjenigen indessen, der außer den poetischen Exclamationen noch Bemerkungen, Resultate sucht, wird kaum ein Körnlein überraschen, wenn nicht etwa die immer neue, wunderseltsame Geschichte von den schönen Linzerinnen, und zwei oder drei allbeliebte flüchtige Anspielungen auf den Katholicismus das Abgängige ersetzen sollen! — Wenn übrigens der Verf. Seite 26 bei Salzburg sagt: »Es war wieder Sonntag — oder irre ich mich? vielleicht ist in diesem Lande alle Tage Sonntag,« — so wollen wir ihn hiermit im vollen Ernste versichern: daß er sich irrt. K.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

83. Sonnabend, den 17. October 1835.

Das Luftschiff des Grafen Lennox.

J'en suis fâché, mais mon siège est fait — sagte ein mehr witziger als gründlicher französischer Geschichtsschreiber, als man ihm nach langem Warten die officiellen Materialien zu der Geschichte der Belagerung, ich weiß nicht welcher Stadt, mittheilte, die er sich unterdessen selbst komponirt hatte. Eine ähnliche Methode scheint bei seinen Berichten der Londoner Korrespondent des Morgenblattes zu befolgen, welcher den in der Theaterzeitung vom 6. d. M. enthaltenen Aufsatz über das Luftschiff des Grafen Lennox, ehemaligen Herausgebers des Réformateur, verfaßte. Außer den vielen faktischen Unrichtigkeiten, wovon jener Aufsatz wimmelt, ist die darin vorkommende Stelle sehr bemerkenswerth, mit welcher der Herr Korrespondent dem Leser berichtet, daß »das Schiff eine Vorrichtung erhalten habe, durch welche ein Theil des Gases den Cylindern (welche Cylinder, da nur von einem die Rede war) entzogen und in zwei eisernen Röhren verschlossen wird, die außen um die Gondel laufen. Die auf solche Art vermehrte (?) specifische Schwere des Apparats« — fährt der Verf. jenes Aufsatzes fort — »macht das Ganze fallen. Wird dagegen die eingeschlossene Kraft frei gelassen, so dehnt sich das Gas aus, tritt in den Ballon, und das Ganze steigt.«

Ich zweifle sehr, daß der Londoner Korrespondent des Morgenblattes beim Niederschreiben dieser Stelle ein deutliches Bild des von ihm beschriebenen Verfahrens selbst gehabt habe, da es nicht zu ersehen ist, wie die specifische Schwere des Ganzen dadurch vermindert werden könne, daß man einen Theil des, den Cylinder füllenden Wasserstoffes dem einen Theile des Schiffes entzieht, und in einem andern verschließt. Ein solches Verfahren würde ein Gegenstück zu dem jenes Bauers liefern, welcher, um den Esel, auf welchem er ritt, zu erleichtern, sämmtliche, auf dem Thiere noch geladenen Effekten auf seinen eigenen Rücken nahm, ohne jedoch von demselben herabzusteigen. Oder meinte etwa der Korrespondent, daß die specifische Schwere des Ganzen nicht durch Verschließung, sondern durch Zusammendrückung des Gases in den Röhren vergrößert werden könnte? — Wie groß und stark, und daher auch wie schwer müßten aber in diesem Falle die eisernen Röhren seyn, und wie wäre es möglich, daß der Ueberschuß an specifischer Schwere des so zusammengedrückten Gases im Verhältnisse zu dem freien, nicht nur der Schwere der dicken, metallenen Röhre gleichkomme, sondern dieselbe um ein Bedeutendes überwiege, damit sich das Luftschiff senke?

Abgesehen jedoch von dem, was sich der Londoner Korrespondent gedacht, oder besser, nicht gedacht haben mag, hier eine kurze Erklärung des Lennox'schen Steig- und Fall-Mechanismus, wie sie der Verfasser dieser Zeilen von keinem Korrespondenten, wohl aber aus dem Munde des Grafen Lennox selbst erhielt:

Innerhalb des ungeheuern, mit brennbarer Luft gefüllten cylinderförmigen Luftballes aus getheertem Zeuge befindet sich ein kleinerer Luftball aus luftdichter Leinwand, welche die Luftschiffer mittelst einer einfachen Vorrichtung von dem Schiffchen aus, in welchem sie sich befinden, nach Willkühr mit atmosphärischer Luft füllen, und wieder ganz oder zum Theile ausleeren können. Da dieser kleinere Luftball etwas mehr als dreißig Pfund atmosphärischer Luft faßt, so ist es einleuchtend, daß es in der Gewalt der Luftfahrer steht, so oft sie es für nöthig erachten, und zwar in wenigen Minuten, einen dreißig Pfund betragenden Ballast aufzunehmen, oder sich desselben zu entledigen, und somit sich — wenn die Aufsteigungskraft des ganzen Apparates dieses Gewicht nicht übersteigt — nach Belieben zu senken oder zu erheben. Ist es auch, leider! sehr zweifelhaft, ob ein glücklicher Erfolg die Anwendung der weiteren Theorie von Lennox krönen wird, welcher zu Folge er es für möglich hält, seinem Schiffe eine bestimmte Richtung dadurch zu geben, daß er sich jedes Mahl in diejenigen unter den vielen Luftschichten begeben wird, welche der erwünschten Richtung günstig ist; so ist es doch nicht zu läugnen, daß seine Erfindung des in dem Luftschiffe enthaltenen zweiten Luftballes äußerst sinnreich ist, und daß er sich dadurch — sollten auch seine praktischen Versuche in Bezug auf die Richtung nicht gelingen — um die Wissenschaft verdient gemacht hat. Aus dieser Rücksicht sowohl, als aus Liebe zur Wahrheit, finde ich mich veranlaßt, die Darstellung des Herrn

Digitized by Google

Korrespondenten in Bezug auf das, dem Luftschiffe des Grafen Lennox in Paris wiederfahrene Unglück, wovon ich Augenzeuge war, der Wahrheit gemäß zu berichtigen.

Es war an einem Sonntage, den 17. August vorigen Jahres, als der Ballon — Monstre, den die Eigenthümer mit dem hochtrabenden Namen: »l'aigle, navire aérien« bezeichneten; die Pariser aber autonomastisch bloß »l'aérostat« nannten, seine erste Fahrt — vor der Hand nur nach London — machen sollte. Die Unternehmer Lennox, Orsi, Guibert, Ajusson de Grandseigne, Laurent und Edant, die Gemahlinnen des ersten und des letzten, und noch neun Dilettanten, zusammen siebzehn an der Zahl, sahen — etwa mit Ausnahme der liebenswürdigen Lennox, welche nur aus Liebe zu ihrem Gemahle die gefährliche Fahrt mitmachen wollte — vertrauensvoll dem Gelingen ihres kühnen Versuches entgegen, ja sie rechneten mit solcher Gewißheit auf den glänzendsten Erfolg, daß Lennox auf meine Bemerkung: sie sollten sich doch bei der Möglichkeit eines Unglückes mit Fallschirmen versehen, beinahe empfindlich geworden, antwortete; jeder Möglichkeit eines Unglücksfalles sey vorgebeugt; sie müßten nun die Aufgabe glücklich lösen, oder sämmtlich mit ihrem Luftschiffe zu Grunde gehen. Schon in der Nacht wurde das, ungefähr zu einem Drittel mit Wasserstoff gefüllte Ungeheuer, mit unsäglicher Mühe, und mit Hülfe von mehr als hundert Menschen, von den Champs Elisées, wo es zur Schau aufgestellt worden war, zu dem Champ de Mars, wo die Aufsteigung Statt finden sollte, geschafft. Tausende von Neugierigen strömten von allen Seiten zu Fuß, in Cabriolets, in Fiacres, in eleganten Equipagen, dem prächtigen Champ de Mars zu. Als ich aber gegen zehn Uhr Vormittags zu einem der vielen Eingänge des unermeßlichen Platzes gelangte, theilte mir eine der wachehabenden Gardes die traurige Bothschaft mit: le ballon est crevé! Ja, zerplatzt war der Riese, und somit die ganze Unternehmung gescheitert. Einer der bei der Füllung mitwirkenden Arbeiter hatte eine hohe doppelte Leiter in der Nähe des Luftschiffes aufgerichtet, um etwas an dem Netze, welches die getheerte Leinwand umfing, zu bessern, als ein heftiger Windstoß — es ging unglücklicher Weise ein ziemlich starker Wind — den sich bereits vom Boden erhebenden Cylinder mit solcher Gewalt gegen die Spitze der Leiter warf, daß Netz und Zeug auf eine unverbesserliche Art zerrissen, und gänzlich unbrauchbar gemacht wurden. Zerfetzt wurde nun freilich die Hülle, und zum Theile den noch nicht sehr zahlreichen Neugierigen Preis gegeben; allein die Stunde der Abfahrt, welche auf zwei Uhr Nachmittags bestimmt war, hatte nicht geschlagen, wie fälschlich der Korrespondent berichtet; die allerdings kühnen, aber nicht glücklichen Unternehmer waren nicht eingestiegen; nicht gehoben hatte sich das Luftschiff, und war folglich weder stillgestanden, noch gesunken. Statt des die Luft zerreißenden Jubelrufes hörte man nur Ausdrücke des Mitleides, oder boshafte Bemerkungen der Schadenfrohen; und endlich weit entfernt, daß die Unternehmer die Flucht ergriffen hätten, wurde noch am nämlichen Tage zu ihren Gunsten eine Subskription eröffnet, welcher bedeutende Summen zugeflossen, und die den Zweck hatte, Lennox und seine Freunde in den Stand zu setzen, ein, dem verunglückten ähnliches Luftschiff zu verfertigen, um die beabsichtigte Fahrt so bald als möglich wieder zu versuchen.

Ein Jahr ist seitdem verflossen. Das neue Luftschiff ist jetzt nicht nur fertig, sondern wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, die erste Probe bereits gemacht haben, und wir werden nächstens hören, ob die durch dasselbe erregten Hoffnungen abermahls vereitelt oder gerechtfertiget worden sind. Wie aber auch der neuerliche Versuch ausfallen möge, traurig bleibt es immer für den Verehrer der Wissenschaften, und selbst für den unparteiischen Zuschauer, zu sehen, wie die Unwissenheit, für welche die Idee nichts, die That alles gilt, zu jeder Zeit thätig bemüht ist, die Verwirklichung großer und kühner Gedanken durch niedrigen Spott, boshafte Verläumdungen, ja selbst durch Verfälschung der bekanntesten Thatsachen zu unterdrücken.

Frohlockend hatte sie, eh' er's vollbrachte,
Stumm eingesargt den flammenkühnen Geist,
Der groß und herrlich schon, weil er sie — dachte,
Indeß die That nur stets den Zufall preist. Frankl.

Graf Bolza.

Versuch einer Darstellung der Lage und Ausdehnung des Hegyallyaer Weingebirges, der Beschaffenheit des dortigen Weinbaues, dann der Bereitungs- und Behandlungsart des Tokayer Ausbruches. Von Jos. Némety. Wien, Beck, 1835. 102 S. 8.

Mehrjährige Autopsie hat den Verfasser veranlaßt, und wohl auch berechtigt, seine Beobachtungen niederzuschreiben, und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie sind gut geordnet, und vielseitig belehrend. Nach einer kurzen, allgemeinen Betrachtung über den österreichischen Weinbau, wird die Lage, Ausdehnung und Beschaffenheit des Hegyallyaer Gebirges besprochen; hierauf folgen von S. 12—25 topographische Schilderungen, und von S. 26—33 versucht der Verfasser eine Geschichte des Weinbaues zu liefern. Erst Istuánfy erwähnt 1491 namentlich der Weine zu Tokay, spätere Schriftsteller indessen, wie Galeotus Martius, Cuspinian, Herberstein, Nik. Oláh übergehen sie wieder mit Stillschweigen, und loben dafür die Oedenburger, Sirmier und Piliser Weine. »Sehr wahrscheinlich ist es daher,« fährt der Verfasser fort, »daß die Tokayerweine erst bei jener Gelegenheit einen Ruf zu erlangen anfingen, als ungefähr um das Jahr 1650 auf die Bearbeitung der

Weingärten eine größere Sorgfalt verwendet, und das dreimalige Hauen des Weinstockes allgemeiner wurde, oder als die Lese bis in den späten Herbst verschoben, und von den Bewohnern der Versuch gemacht worden ist, die Trockenbeeren von den Trauben abzusondern, und aus diesen einen Ausbruch zu verfertigen.«

Interessanter als die historische Untersuchung, welche uns zu kurz und mangelhaft vorkommt, sind die folgenden Kapitel über die Eigenthümlichkeit der Rebensorten, die Kultur der Weingärten, Behandlung und Zubereitung des Weines, und die Eigenschaft des Tokayer-Ausbruches — durchgehends sachkundige Erörterungen, mit Fleiß und Liebe ausgeführt.

Geschichte des Wiener Donau-Canales und Darstellung der Ursachen seines unvollkommen schiffbaren Zustandes. Von Ferdinand Ritter von Mitis, nieder-österreichischem Landstande und Ingenieur. (Mit einem Plane.) Wien, in Commission bei Beck, 1835. IV. u. 87 S. 8.

Den Streit, ob der Wiener Donau-Canal ein Werk der Kunst, wofür das Wort »Canal« spricht, oder ein natürlicher Arm des Hauptstroms, was seine starken Krümmungen, und die in ihn sich ergießenden Gebirgswässer bekräftigen sollen, entscheidet der Verfasser im Eingange dahin, daß die ältere Geschichte zum Theil jede dieser Meinungen unterstütze. Hierauf geht er auf die Darstellung der Schicksale selbst über, beginnt mit den schon öfter angeregten Conjekturen über Wien, als Lagerplatz der kriegskundigen Römer nothwendig an die heutige Stelle der Stadt gewiesen, weil der Hauptstrom da vorübergeflossen (?), und gesteht auf der andern Seite zu, daß sehr frühzeitig die Donau sich von dem dießseitigen höheren Lande entfernt, und wie natürlich ihren Lauf nach den niederen Flächen des Marchfeldes genommen habe. Letzteres bestätigen die Daten, welche der Verfasser vom Jahre 1210 angefangen mittheilt, die zwar anfangs nur auf Traditionen gestützt, erst mit dem sechzehnten Jahrhundert als urkundlich darthun, daß man des Verkehrs wegen genöthigt gewesen, durch große Sporne und starke Beschlächte einen Arm des Stroms in einem geraden Canale hart an die Stadt hereinzuleiten. Dieses Bedürfniß ward ganz besonders in den Jahren 1614 und 1615 drängend, die Donau wollte durchaus Nußdorf verlassen, und in das Marchfeld eindringen. Die Mittel nun, welche gegen dieses Uebel sowohl, als auch gegen Ueberschwemmungen der Leopoldstadt bis auf unsere Tage von Zeit zu Zeit angewendet worden, zählt der Verf. chronologisch und mit vielen Details auf, und würdigt sie mit sachkundiger Kritik. Da indessen noch jetzt der Canal nicht selten an dem nöthigen Wasser Mangel leidet, merkantilische Rücksichten aber nun mehr, als je, genügende Abhülfe wünschen lassen, legt er am Schlusse seine Ansichten und Projekte zur Prüfung vor, denen weder Liebe noch Sachkenntniß abgesprochen werden können. Die Wichtigkeit des Gegenstandes muß die häufig zu geschraubte Darstellung entschuldigen. ck.

Bilder aus der Fremde.

(In Briefen an Freunde.)

III.

Genf, am 27. August 1835.

Mit Bern, dessen sich jeder Reisende gewiß mit Vergnügen erinnern wird, verließen wir die deutsche Schweiz. In den Kantonen Freiburg und Waat spricht sich die Nähe und der Einfluß Frankreichs bereits deutlich aus. Sprache und Lebensweise sind französisch; im Volkscharakter vermißt man aber jenen liebenswürdigen Leichtsinn, der ein Hauptkennzeichen des Franzosen ist. — Das Land bis an den Genfersee ist größtentheils flach, ungemein fruchtbar und sorgfältig bebaut. An historischen Erinnerungen und antiquarischen Merkwürdigkeiten hat diese Gegend eine Menge aufzuweisen. Die Römerzeit und das Mittelalter ließen bedeutende Denkmähler zurück.

Unser Weg führte uns nach Murten (Morat), das am gleichnamigen See und in der Nähe der Seen von Neuchatel und Bienne liegt. Unter den Mauern dieser kleinen Stadt verlor Karl der Kühne (am 22 Junius 1476) mit der besten Armee seiner Zeit eine Hauptschlacht gegen die Schweizer Bauern. Aus den Gebeinen der erschlagenen Burgunder ward ein eigenes Beinhaus erbaut, das aber (1798) die Franzosen zerstörten. Im Jahre 1822 wurde an der Stelle des Beinhauses ein Obelisk errichtet. — In der Nähe findet man viele römische Alterthümer. — Auf der Straße nach Lausanne liegt Avenches, das berühmte römische Aventicum, vielleicht die älteste Stadt in der ganzen Schweiz. Bibliothekar Wild in Bern will nachgewiesen haben, daß sie im Jahre 589 vor der christlichen Zeitrechnung gegründet worden sey. Noch jetzt sieht man die Ueberreste der Mauern von Aventicum; sie sind 15 Fuß hoch und 14 Fuß breit. Avenches nimmt kaum den zehnten Theil der alten Stadt ein. Von den römischen Bauwerken sind noch übrig geblieben: eine, dem Vespasian errichtete korinthische Säule, 37 Fuß hoch; ein großer Altar mit einer verwischten Inschrift; Reste eines Amphitheaters; Bestandtheile einer Wasserleitung; Ruinen von Bädern; ein Thurm; ein Basrelief und mehrere Inschriften; endlich der Kopf eines Apollo, der nun auf einem Brunnen steht. Eine gut erhaltene Inschrift zu Ehren der Julia Alpinula wurde von einem Engländer entführt. Diese junge Isispriesterin starb aus Schmerz über den vergeblichen Versuch, ihren Vater zu retten, der von Aulus Caecina als Verräther zum

Digitized by Google

Tode verurtheilt wurde. Byron feiert in seinem Childe Harold das Andenken dieser kindlichen Liebe, und gedenkt auch des Grabes, das Vater und Tochter zugleich aufnahm.

Their tomb was simple, and without a bust,
And held within their urn one mind, one heart, one dust.
(*Childe Harold. Cant. III. St. 66.*)

Bald hierauf gelangten wir nach Payerne, der ehemaligen Hauptstadt der Königin Bertha, der schönen Spinnerin, die wohl in einer goldenen Zeit gelebt haben mag, da sich ihr Andenken in dem Sprichworte: die Zeit ist fort, wo Bertha spann; Non è più il tempo, che Berta filava,« erhalten hat. Man zeigt noch in Payerne Bertha's Thronsessel, in dessen Vordertheil eine Vertiefung für die Spindel angebracht ist, deren sich die Königin bediente, und die sie selbst dann mit sich trug, wenn sie zu Pferde stieg.

Eine der schönsten Scenen ist dem Reisenden in Lausanne, der Hauptstadt des Kantons Waat, vorbehalten. Diese belebte, freundliche Stadt liegt 450 Fuß über dem Leman (dem Genfersee), am sanftaufsteigenden nördlichen Ufer dieses herrlichen Sees, in einer üppigen Vegetation, im Norden von einem Walde und der Bergschneide des Jorat begränzt. Von der Terrasse St. Pierre beherrscht der Blick die 18 Stunden lange und 3½ St. breite Wasserfläche des Leman, und in Duft umwobener Ferne südlich und östlich die riesige Alpenkette, deren höchste Spitzen, den Mont-Blanc und Mont-Argentiere, man bei ganz heiterer Luft am Wasserspiegel des Sees in einer Entfernung von beinahe 60 englischen Meilen erschauen kann (Byron: Childe Harold, Ges. III, St. 67). Wendet man sich um, so hat man den Anblick der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt mit der hochragenden, im Jahre 1000 erbauten Kathedrale, einer der schönsten gothischen Kirchen in Europa. Lausanne hat viele Erinnerungen an literarische Celebritäten aufzuweisen. Bei der Franzenskirche steht das Haus, wo der berühmte Gibbon sein unsterbliches Werk über das römische Reich geschrieben hat. Im reitzenden Villamont sieht man ein kleines Monument, das dem Andenken des großen Haller gewidmet ist. Im geschmackvollen Landhause Monrepos hat Voltaire durch längere Zeit gewohnt. J. J. Rousseau, der an den Ufern des Genfersees seine eigentliche Heimath fand, schildert in seiner »Heloise« und in den »Bekenntnissen« die Gegend am Einflusse der Rhone, Evian, Meillerin, St. Gingo, Boveret, Chillon, Clarens, Vevay und Lausanne mit der ihm eigenthümlichen hinreissenden Kraft und Lebendigkeit. Auch Byron, der den Leman nach allen Richtungen durchkreuzte, apostrophirt in seinem Childe Harold das reitzende Lausanne und dessen Denkwürdigkeiten.

Der Winkelried, ein rasches, sehr bequem und elegant eingerichtetes Dampfschiff, ist angelangt. Es schlägt die Stunde zur Abfahrt nach Genf. Kleine Schiffe stoßen vom Ufer ab, fördern die Reisenden mit ihrem Gepäcke an Bord des Winkelried. Alles, was die sich überstürzende Besorgtheit der Reisenden in Verwirrung gebracht, wird von den Schiffern mit besonnener Fertigkeit schnell geordnet. Die Plätze sind nun besetzt, die Anker werden emporgewunden, der Grund des Schiffes erzittert, die Schaufeln der Maschine greifen brausend rechts und links in die Fluth, und nach wenigen Augenblicken gewahren wir aus dem zurückfliehenden Ufer, mit welcher Schnelligkeit uns die Wirkung eines dem Wasser feindlichen Elementes vorwärts fördert. Der See ist ringsum ruhig und flach, ohne Wellenschlag, ohne Bewegung, wie geschmolzenes durchsichtiges Metall.

See Leman wiegt mich auf krystall'nen Bahnen,
Auf deren Spiegelfläche Berg' und Sterne
Ihr ruhig Bild in jedem Zuge ahnen,
Den klar die Tiefe bringt von ihrer Ferne.
Childe Harold, Cant. III St. 68.

Nichts ist angenehmer als die Fahrt auf einem Dampfschiffe, zumal wenn die Gesellschaft gewählt ist und wenn man fortwährend den Anblick einer pittoresken Landschaft genießt, wie dieß am Genfersee der Fall ist. Der Bodensee gewährt nur bei Bregenz, vom Gephardsberge aus, ein Bild, dessen Gleichen der Leman nicht aufzuweisen hat; von allen übrigen Standpunkten aus bleibt er weit hinter diesem zurück. — Das Schiff hält sich auf seiner Fahrt an das rechte Ufer des Sees, indem es an mehreren Orten Reisende ausschifft und aufnimmt. Das linke, sardinische Ufer ist umschleiert, der Mont-Blanc erhebt gebieterisch sein dreizackiges, eisbedecktes Haupt über die Alpen der vom See begränzten Provinz Chablais. Die Küste von Waud stellt sich dem Auge als ein ununterbrochener Garten dar, aus dem freundliche Städte und Dörfer auftauchen. Morges (Morsee) hat ein zur Zeit der Kreuzzüge im maurischen Style erbautes, vortrefflich erhaltenes Kastell (Wüflens), das in der helvetischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielte. Bei dem Dorfe St. Prex stand ehemals eine Stadt, die im J. 563 in Folge eines Bergsturzes vom See verschlungen wurde. Einer der reitzendsten Punkte am Leman ist Copet, ein kleines Städtchen, das gleichzeitig die gefeiertsten Literatoren Frankreichs, Deutschlands und Englands beherbergte. Mit besonderer Pietät zeigt man die Behausung der geistreichen Staël-Hollstein, die hier den Musen zu einer Zeit ein Asyl eröffnete, wo sie durch den Schlachtenlärm von ganz Europa zurückgescheucht wurden. Bei Gentod, Bonnet's Lieblingsaufenthalte, verengert sich der See auffallend; man bemerkt deutlich die dunkelblaue Strömung der Rhone; die Ufer drängen sich immer näher zusammen, und, eh' man sich's versieht, landet das Dampfschiff im Hafen von Genf. (Forts. folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

84. Mittwoch, den 21. October **1835.**

Das Fideikomiß-Recht nach dem österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche, und mehr als 200 darauf bezüglichen besonderen Anordnungen. Bearbeitet von Ignaz Wildner, Doktor der Rechte, Concepts-Beamten der k. k. Hofkammer-Prokuratur, und Supplenten des Natur- und österreichischen Criminal-Rechtes an der k. k. Universität zu Wien. — Wien 1835. In Beck's Universitäts-Buchhandlung.

Der Herr Verfasser, der sich bereits als Schriftsteller anderweitig versuchte, hat mit diesen Erstlingen im juridischen Fache ein sehr verdienstliches Werk geliefert. — Es erschien über die Fideikomisse, seit dem bereits vergriffenen Werke unter dem Titel: »Versuch über die Fideikomisse von Dr. Joseph Vogelhuber, Wien 1808,« keine Monographie, und der Praktiker wird und muß dem Herrn Verfasser um so innigern Dank für sein mühevolles Unternehmen wissen, da es sich durch die Art seiner Bearbeitung, durch Beachtung der verschiedenartigen eigenthümlichen Provinzial-Verhältnisse unserer ausgedehnten Monarchie, durch Benützung der ausgezeichnetesten Commentatoren des allg. bürgl. G. B., und durch emsige Aufsuchung der einschlagenden, vielfältigen Novellen als ein für jeden österreichischen Juristen sehr nützliches Werk darstellt.

Die Vorrede fordert »jeden urtheilenden Richter zu Winken einer Verbesserung auf, wenn aus ihm der Geist der Ruhe und Mäßigung neben dem Bewußtseyn eigener Kraft hervorblickt.« Diese Stelle wäre fast geeignet, von der Beurtheilung zurückzuschrecken. — Allein ich gehe von der Ansicht aus, daß es keineswegs der anmaßenden Ueberzeugung bedarf, etwas besser machen zu können, um die aufgefundenen Mängel oder Unvollkommenheiten eines Menschenwerkes freundschaftlich und im Sinne der Förderung eines gemeinsamen Zweckes mitzutheilen; und somit kann ich es immerhin wagen mit dem Versuche, zuerst, wie es die Tendenz dieser Blätter erheischt, den geschichtlichen, und dann den juridischen Theil zu beleuchten.

Der Herr Verfasser verläugnet in keiner Hinsicht seinen Beruf zum kritischen Juristen, denn schon im Anfange seiner Einleitung macht er sich gleichsam durch einen einseitigen Vertrag verpflichtet, im vorliegenden Werke ein bestimmtes Quantum und Quale zu leisten. — Er legt sich durch das detaillirte Versprechen einen Zwang auf, der allerdings vom Bewußtseyn seiner Kraft und der Fülle der ihm zu Gebothe stehenden Mittel nicht minder im Vorhinein ein Bild entwirft, als die gelöste Aufgabe hiervon ein sprechendes Zeugniß gibt. — Allein ich glaube, der Herr Verfasser hätte bei dem denkenden Leser darauf mit vieler Ruhe rechnen können, daß er für die streng logische Ausführung nicht unempfänglich seyn werde, die sich, so wie sie ihm gelang, auch ohne Programm ehrenvoll empfohlen hätte. — Was übrigens dem Werke zur faßlicheren Uebersicht, und zum geeigneteren Gebrauche in der Praxis sehr förderlich gewesen wäre, ist eine Eintheilung des Inhaltes nach Paragraphen.

In der Einleitung wird zuerst der Begriff des Fideikomisses entwickelt und zwar auf jene rühmliche Weise, die man nirgends vermißt, wo man nur immer dem juridischen Raisonnement im Verlaufe dieses Werkes begegnen mag. Es ist hierbei Alles ins hellste Licht gesetzt, ja, wenn es möglich ist (?) noch mehr als Alles — — denn es sind Zweifel aufgeregt, die sonst ohne Veranlassung von Seite des Hrn. Verf. gar nie entstanden wären. — Wer könnte z. B. bei Vergleichung des §. 618 mit den §§. 628 und 629 zweifeln, daß unser b. G. B. Fideikomisse in einem zweifachen Sinne nehme? Es wäre also hinlänglich gewesen, wenn der Autor mit Hinweisung auf diese Gesetzesstellen kurz bemerkt hätte, was er uns so emsig zu beweisen sich bemühet. — Eben so verhält es sich meines Erachtens mit dem, nicht im mindesten durch das Gesetz veranlaßten Zweifel: ob das Gericht Fideikomiß-Inhaber genannt werden könne? —! —

Nachdem der Herr Verfasser die Eintheilung der Fideikomisse und den Unterschied der Fideikommisse von verwandten Rechts-Instituten behandelt, und bei erster mit gewohnter logischer Richtigkeit stets die Eintheilungsgründe vorausschickt, geht er auf die Geschichte der Fideikomisse über. — Er stellt sich hierbei zur Aufgabe »die fernsten Spuren dieses

Digitized by Google

Rechts-Institutes aufzusuchen, behält sich aber vor »das Entstehen und Fortschreiten der einzelnen »in Oesterreich dermahlen bestehenden Anordnungen, bei der »Darstellung dieser selbst zu entwickeln.«

Ich muß gestehen, daß es ihm allerdings gelang, die sich gestellte Aufgabe zu lösen, denn er suchte die fernsten Spuren des Fideikomisses wirklich auf, fand sie aber da, wo ich sie nicht wieder erkannt hätte.

Unter dem Monde gibt es nichts Neues, und zu allen Zeiten haben die Menschen den größten Scharfsinn da an den Tag gelegt, wo es sich um Bewahrung ihrer Interessen handelte. — Daß also der Verfasser in den Einrichtungen der ältesten Völker, welche gewiß in nichts anderem, als in dem natürlichen Wunsche gelegen waren, die erworbenen Güter nicht von Fremden benützen zu sehen, Fideikomisse erblickt, ist dadurch erklärlich, weil es seinem Scharfsinne einmal gefiel, »die fernsten Spuren aufzusuchen.«

Die Rechtsgeschichte, deren Nützlichkeit Herr W. in diesen Blättern besprach [1], hat, so wie jede Geschichte, ihr Mythenalter, und in diese fällt, meines Erachtens, in Bezug auf Rechtsgeschichte Alles, was (wenn gleich die faktische Begründung nicht über die quellenmäßig bewiesene Geschichte hinausreicht) in derselben nur auf dem vermutheten Willen der jeweiligen Gesetzgeber, also auf Vermuthungen, basirt ist. —

Wenn es ja Rechts-Institute gibt, die der Wiege des Menschengeschlechtes ganz fremd sind, so sind es gewiß nur jene durch Kunst hervorgerufene Mittel, zur Bewahrung einmal errungener Vortheile für seine Person, oder da diese aufhört, für die künstliche Fortsetzung derselben, für seine Familie. — Unter diese, glaube ich, gehöre auch das Fideikomiß, und dasselbe ist also gewiß kein Rechts-Institut, dessen Spuren man bis über die quellenmäßig bezeugten [2] Gesetze hinaus mit Glück aufsuchen dürfte. — Obgleich ich nun gestehen muß, daß die Zusammenstellung der geschichtlichen Daten S. 15 bis 20 durchaus geschichtlich richtig ist, und der Herr Verfasser diese Momente sehr scharfsinnig zu seinem Beweissatze zu gebrauchen verstand, kann ich mich doch nicht entschließen, in denselben den Grundgedanken der Fideikomisse zu finden [3]. —

Der Herr Verfasser setzt hierauf die Zweckmäßigkeit der Fideikomisse auseinander, vertheidigt dieselben gegen die gemachten Einwürfe, und geht dann von den Quellen des Fideikomisses, so wie deren Anwendbarkeit, endlich S. 50 auf die Darstellung des Systems dieser Abhandlung über.

Er behandelt das Fideikomiß in drei Theilen, von welchen der erste die Gründung, der zweite das Bestehen, und der dritte das Aufhören desselben enthält.

Der erste Theil zerfällt in vier Hauptstücke, in deren erstem das Objekt des Fideikomisses behandelt, und mit vieler Sachkenntniß die Brauchbarkeit und Tauglichkeit der verschiedenen Güter (vom Standpunkte des Gesetzes und der Politik aus), zur Gründung von Fideikomissen beurtheilt wird. — Seite 61 zieht der Herr Verfasser in dieser Absicht eine Parallele zwischen öffentlichen und Privat-Obligationen, aus der hervorgehen soll, daß es vortheilhafter sey, Fideikomisse in öffentlichen Obligationen, als in privaten zu stiften? — Dieser Meinung kann ich insbesondere aus den S. 62 angeführten Gründen nicht beipflichten. — Ohne weit aushohlend, die neueren Finanz-Operationen einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, finde ich es nun schon sonderbar, die Vortheile eines Unternehmens nach dem Eintritte höchst seltener Ausnahms- und Unglücksfälle zu beurtheilen (wie es der Herr Verf. thut) — das hieße die Ausnahme zur Regel erheben. — Die unausgesetzte Sorgfalt unserer Regierung war allerdings bedacht, dem angestammten Gerechtigkeitssinne folgend, jene Wunden zu heilen, die durch die Reduktion im Jahre 1811 entstanden. — Die im Jahre 1818 mit Allerhöchstem Patente vom 21. März eingeführte Verlosung hat allerdings, kein Opfer scheuend, die Verlosung der älteren Staatsschuld verordnet, und gewiß kann es da im Falle des Glückes geschehen, daß jene Vortheile, die durch die unglücklichen, unabwendbaren Ereignisse eines, die Staatskräfte in hohem Grade erschöpfenden Kampfes, den damaligen Fideikomiß-Besitzern und Anwärtern verloren gingen, von den jetzigen Fideikomiß-Besitzern und rücksichtlich allen Anwärtern wieder errungen werden. Allein dieser Glücksfall kann eintreten oder nicht [4]. Hat aber der

---

[1] Siehe d. Z. Nr. 58 und 59.

[2] Ich glaube wohl nicht bemerken zu müssen, wie sehr sich nach dem früher Gesagten quellenmäßig bezeugte geschichtliche Daten von quellenmäßig bezeugten Gesetzen unterscheiden.

[3] Nachdem ich mich bereits aussprach, was ich unter Vermuthungen in der Rechtsgeschichte verstehe, glaube ich wohl, immerhin Daten als historisch gewiß annehmen zu dürfen, ohne deßhalb mit mir in einen Widerspruch zu kommen, wenn ich den daraus gezogenen Folgerungen für die denselben unterlegten juridischen Grundgedanken — für Vermuthungen ansehe. — Ich muß daher die Entscheidung der zwischen mir und dem Herrn Verfasser obwaltenden Meinungsverschiedenheit dem lesenden Publikum nicht minder anheimstellen, als die Würdigung meiner früher entwickelten Ansicht über Vermuthungen in der Rechtsgeschichte auf die ich meine Meinung stütze.

[4] Es müssen zwar nach der hochsinnigen Absicht unserer Regierung alle Obligationen der ältern Staatsschuld nach und nach in die Verlosung kommen, aber nur die können hierbei als Gewinner angesehen werden, die früh in die Verlosung zu

Digitized by Google

Fideikommißstifter (im Beispiele des Autors) das Fideikommiß-Kapital einem Privaten geliehen, so bekam er den reducirten Betrag nur dann, wenn nicht jene Bedingungen eintraten, welche das Allerhöchste Finanz-Patent vom 20. Hornung 1811, im 15. §. fordert. War aber der Fideikommißstifter vorsichtig, oder ist er es vielmehr für die Zukunft, so kann ihn und rücksichtlich sein Fideikommiß-Kapital eine solche Reduktion gar nicht treffen; — wie z. B., wenn er sich die Rückzahlung in einer bestimmten Münzsorte stipulirte, in welchem Falle laut Hofdecretes vom 27. December 1811, sowohl das Kapital als auch die Zinsen in dieser bestimmten Münzsorte berichtiget werden müssen. — Hier bedarf es keines Glücksfalles, sondern bloß Vorsicht, während bei öffentlichen Papieren die Reduktion (die zwar bei den edlen Grundsätzen unserer weisen Regierung, und der so vorzüglichen Ausbildung unseres Creditswesens nicht zu fürchten ist) unausweichlich treffen muß. — Uebrigens ist das Geld nur eine Waare, wie jede andere, ihr Werth stellt sich nach dem Verhältnisse des Angebothes und der Nachfrage; und es darf daher nicht übersehen werden, daß die auf den fünften Theil reducirten 100,000 Gulden zur Zeit ihrer Reduktion auf 20,000 Gulden herabgeschmolzen, bei dem damaligen Geldmangel immerhin ein, wenn gleich vermindertes, doch gewiß nicht so kleines Kapital wurden, daß man hiefür nur den fünften Theil der Bedürfnisse befriedigen konnte. — In der Befriedigung der Bedürfnisse aber liegt der ganze Werth des allgemeinen Tauschmittels — des Geldes.

Was nun schließlich die S. 59 behandelten Lotterie-Anleihens-Obligationen [1] betrifft, so scheidet sie der Herr Verf. in solche: die neben dem einstigen möglichen Gewinne eine laufende Rente sichern, also zum Fideikommiß tauglich sind, und solche: wo dieß nicht der Fall ist. — Nachdem der Herr Verf. bloß von österreichischen Lotterie-Anleihen spricht (weil er das bloß diese behandelnde Hofdekret vom 20. August 1817 citirt), so können auch unter den zum Fideikommiß nicht tauglichen Lotterie-Anleihens-Obligationen bloß die Rothschild'schen Partialen vom Jahre 1821, à 250 Gulden gemeint seyn. Allein selbst bei diesen finde ich nicht jene Tauglichkeit, wie der Herr Verfasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

kommen das Glück haben; denn für die Anderen ist der so lange entbehrte höhere Zinsengenuß ein reiner Verlust.

[1] Obgleich diese S. 59, also vor den früher beurtheilten öffentlichen Obligationen (im Allgemeinen) S. 60—61 vorkommen, fand ich mich doch veranlaßt, diese als genus voraus zu schicken, und jene als species folgen zu lassen.

Bilder aus der Fremde.

(Fortsetzung.)

Genf.

Ich kenne keine Stadt, die von der Natur und dem Geschicke so begünstigt worden, wie Genf. Gebaut an der westlichen Spitze des Leman, an beiden Ufern der Rhone, deren Strömung der Stadt alle Befriedigungsmittel zuzuführen bemüht ist, in einer Gegend, deren Fruchtbarkeit mit italienischer Ueppigkeit wetteifert, genießt es eine vollkommene politische, religiöse und industrielle Unabhängigkeit. Genf ist Republik geworden, als es bereits im Bewußtsein und im Besitze einer, durch Jahrhunderte erprobten und geübten selbstständigen Kraft war. Als Markstein eines nicht unbedeutenden, rein monarchischen Staates und eines viel größeren mit repräsentativen Institutionen, wird es als Theil der Eidgenossenschaft seine Unabhängigkeit bewahren, ohne auch nur einen Gran Schießpulver dazu aufzuwenden. Die Leichtigkeit, mit der sich Handel und Gewerbe bewegen, führt einen Ueberfluß an vortrefflichen und billigen Erzeugnissen der Industrie herbei. Ich bin einst verstaubt und durchgesonnt nach Capua gekommen, habe aber die Mahlzeiten so frugal befunden, daß ich den Gedanken nicht fassen konnte, wie Hannibal's feenhafte Armee dort in sybaritische Weichlichkeit versinken konnte. Hier aber in Genf, zumal im Hôtel des Bergues, das wir bewohnen, nimmt es den ganzen Menschen in Anspruch, um die vorgeschüsselten 30 bis 40 Gerichte der leckersten Küche durchzunaschen, und dazu seine Flasche Medoc und Sillery auszunippen. Und wohlgemerkt, Mahlzeiten, wie diese, würden in unserem guten Wien das Zehnfache kosten. Ich möchte rasend werden. Unter allen Formen und Benennungen wird man in die bedenklichsten Eßangelegenheiten verstrickt. Wir versuchten das Mittagsmahl zu umschiffen und unsere Kost auf ein bescheidenes Gabelfrühstück zu beschränken. Allein der Küchenmeister meinte wahrscheinlich, wir seyen mit seiner table d'hôte nicht zufrieden, und tischte uns das Doppelte auf. So kamen wir von der Charybdis in die Scylla. Und dennoch schmause ich lieber allein mit meinem Freunde, als an der Wirthstafel, denn dort sitzen auch Damen, und so reitzend für mich eine schöne Frau ist, wenn sie trinkt, so störend dünkt es mich, sie überschwengliche Atzung einnehmen zu sehen. Nicht einmal auf seinem Zimmer ist man geborgen, denn der Speisenduft filtrirt sich durch Gemäuer und Fenster so kräftig, daß er den stärksten Tabakqualm zu Schanden macht. Der Fremde ist in Genf wirklich ein Opfer seines Magens. Nach Tische wird mir mein Leichnam, den zu tragen ich einmal bestimmt bin, äußerst lästig. Unter solchen Umständen ist es mir unbegreiflich, wie Calvin und Beze mit ihrer nüchternen Doktrine Eingang finden konnten, und wie noch jetzt der Calvinismus in Genf mit so vieler Strenge ausgeübt wird. Calvin, dessen hageres und spitzknöchiges

Digitized by Google

Portrait man an allen Ecken sieht, scheint auch wirklich seinen Mund ausschließend zum Sprechen und nur selten zum Essen und — Schweigen gebraucht zu haben; darum ist auch sein vorstrebender Knebelbart aus Schmerz über diesen verkehrten Gebrauch der Kinnladen, so bald grau geworden. — Das Resultat dieser gemischten Einwirkungen ist der Genfer Volkscharakter. Der Genfer ist ein vollendeter Egoist; fündig, schlau, aus jeder Schwäche Vortheil ziehend, höchst ökonomisch, bequem in seinem Hauswesen, aber filzig im Aeußern, nachgiebig gegen sich selbst, aber hart gegen Fremde, andererseits aber thätig, unternehmend, pünktlich und zuhaltend, nationalstolz und freiheitliebend, ein ganzer Geschäftsmann, ohne eigentliche Grundsätze; er liebt die Tugend, wenn sie billig zu stehen kommt; im Ganzen aber ist er höchst prosaisch. Auf die Kinder wird viel gehalten. Jedes Kind hat seine eigene Bonne. Ueberall wimmelt es von Kindern und Kindsmägden. Diese Kinder werden aber alle wieder Genfer.

Die schönste und angenehmste Erscheinung in Genf ist die Rhone, die durchsichtig bis auf den Grund ihre dunkelblauen Fluthen mit unglaublicher Schnelligkeit mitten durch die Stadt treibt, der sie in schwülen Sommerabenden die kühlen Seelüfte zuführt. Im Angesichte des Hafens, mitten in der Ausmündung der Rhone, liegt eine kleine Insel, die mittelst einer Kettenbrücke sich mit der über die ganze Breite des Stromes führenden Hauptbrücke kreuzt. Dieses mit Bäumen bepflanzte Eiland war ein Lieblingsort J. J. Rousseau's, der hier in seiner Jugend manche Sommernacht verträumte. Erst in neuerer Zeit fiel es den Genfern ein, dem größten und verkanntesten ihrer Mitbürger auf dieser Insel ein Denkmahl zu errichten, und somit dessen zürnende Manen einiger Maßen zu versöhnen. Rousseau's Statue ist in sitzender Stellung aus Erz ausgeführt; das Piedestal ist aber noch von Holz, und bettelt schon seit mehreren Jahren die Knauserei der Spießbürger um eine Marmor-Ueberkleidung an. Der größte Theil der Stadt besteht aus schön, fest und zierlich erbauten Wohnhäusern. Die Straße der Uhrmacher und Geschmeidehändler ist prachtvoll; Wohlstand und Reichthum sprechen sich in allen, auf Privatzwecke berechneten Gegenständen deutlich aus. Eine gleiche Opulenz zeigt sich in den geschmackvollen und reitzend gelegenen Landhäusern; die aber selten von den Genfern selbst bewohnt, sondern meistens um ungeheure Preise an englische Familien vermiethet werden. Die Engländer überschwemmen zwar die ganze Schweiz als Zugvögel, in Genf haben sie sich aber gleichsam eingenistet.

Ferney.

Kein Reisender von Bildung versäumt, das nahe, aber bereits auf französischem Gebiethe gelegene Ferney zu besuchen. Als Voltaire im Jahre 1759 dieses Dorf ankaufte, bestand es aus 8 Hütten, bei seinem Tode im J. 1775 zählte man daselbst 80 Häuser und 1200 Einwohner. Das merkwürdigste Gebäude in Ferney ist das kleine, in einem schattigen Parke liegende Schloß Solitude, das Voltaire in seinem Greisenalter bewohnte. Nur wenige Gemächer genügten, den wunderbaren Proteus im Reiche des Geistes mit seinem unerschöpflichen Born an Gedanken und Ideen zu beherbergen. Voltaire's Schlafzimmer ist noch in selbem Zustande, wie er es verlassen, als er kurz vor seinem Tode nach Paris abreiste. Die Stube ist altfränkisch und höchst einfach ausgestattet. Das Bett ist niedrig und abgenützt, die Vorhänge daran sind verblichen und zerrissen. Ueber dem Bette hängt das Portrait des Schauspielers le Kain; zur Rechten des Bettes hängt das Bildniß Friedrichs des Zweiten von Preußen, zur Linken ein Gemälde, das Voltaire in seiner Jugend vorstellt. Der Greis, dessen Geist seine Jugendfrische bewahrt hatte, wollte auch auf seinem Antlitze nicht die Spuren des kraftlosen Alters bemerken. An Friedrichs Seite sieht man Katharina II., Kaiserin von Rußland, und neben Voltaire lächeln die nicht minder herausfordernden Züge der vielbesungenen Marquise Duchâtel. In selbem Zimmer steht auch ein armseliges, halbzerbrochenes Denkmahl aus Stein, dessen Aufschrift: Son esprit est partout et son coeur est ici, zu verstehen gibt, daß in der Urne Voltaire's Herz verschlossen sey. Dieß war auch wirklich der Fall. Es wurde aber später von dem Schloßeigenthümer an das Pantheon in Paris verkauft. Dieser Umstand wurde auf einer angehängten Tafel durch die beschönigenden Worte angedeutet: Mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de vous. — An einem Seitentischchen liegt das Fremdenbuch, worin gefeierte Namen aus allen Weltgegenden und selbst die Namen gekrönter Häupter prangen. Zu meinem Erstaunen fand ich bei keinem Namen einen Denkspruch oder selbst geschmiedete Verse stehen. Es scheint, als habe Jeder, in der Nähe eines so großen Geistes befürchtet, etwas Albernes hinzuschreiben. Das Schloß liegt ruhig, in philosophischer Einsamkeit. Eine Terrasse mit schönen Linden öffnet die Aussicht auf die sanft aufsteigenden Höhen des Jura. Die ganze Umgebung fordert zum ruhigen Nachdenken auf. Neben dem Schlosse steht die kleine, von Voltaire erbaute Kirche, mit der Aufschrift: Deo erexit Voltaire. (Fortf. folgt.)

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

85. Sonnabend, den 24. October **1835.**

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

Nirgends brennt ein Licht, dem ich die Seele nicht weihe,
Nirgends leuchtet ein Blitz, dem ich Verehrung nicht zoll'.
Feisi [1].

Goethe wünscht, in den Anmerkungen zum west-östlichen Diwan, daß man die Schilderung persischer Dichtkunst, die er in sieben der ausgezeichnetsten Geister dieses Volks zu geben versucht, freundlich in der Art aufnehme, wie man runde Zahlen erlaubt: nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeitshalber, annähernd auszusprechen. Und in der That, wenn man diese Schilderungen zusammenhält mit dem, was uns in v. Hammer's Elementarwerk überliefert wird, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen gar Manches modificirt und vervollständigt wünschen. Freilich hat Goethe mehr die Leser seines Diwans als die Freunde östlicher Dichtkunst überhaupt vor Augen; allein das soll diesen nicht zum Schaden gereichen. Da die Theilnahme an den Herrlichkeiten des Ostens bei uns noch nicht erloschen ist, so wage ich es hiermit, Einiges zur Erfüllung jenes Wunsches beizutragen; in der Absicht, dem genießenden Publikum neue Fernsichten in ahnungsvolle Regionen zu öffnen, und dem eigentlichen Orientalisten diejenigen Schätze anzuzeigen, deren Verarbeitung uns ganz besonders zu Dank verpflichten würde. Denn was frommt alles gelehrte Forschen und Wissen, wenn es nicht endlich wieder Genuß und Leben wird? Nur mit Mühe enthalte ich mich der Fortführung dieser Betrachtung, die hier nicht am Orte wäre; denn diese Verwechslung von Zweck und Mittel ist der Grund jener unerfreulichen Verwirrung, die wir unser literarisches Treiben nennen. Nicht für den Gelehrten also schreibe ich diese Zeilen; seine Belehrung ist es eben, die ich aufrufe; so lange sie uns fehlt, halte ich mich an das, was genießbar vorliegt, und schlage den Weg ein, den Goethe eingeschlagen. Muß ich, bei so sparsamer Leuchte, das Divinations-Vermögen ein wenig in Anspruch nehmen, so wird man mir's beim Orient, wo Poet und Prophet sich in einander verlieren, zu gute halten, — wenn es scheint, daß ich die innere Wahrheit getroffen habe.

Für's erste möchte der wohl eingelesene Freund des Orients die Gliederung persischer Dichtkunst durch die sieben angeführten Dichter kaum scharf bezeichnet finden. Wenn man gleich den Persern, da ihre inneren politischen und religiösen Verhältnisse eine bloß den Einzelnen, Begabten, fördernde, einseitige, wenn gleich desto tiefere Richtung der Kultur bedingen, keine Literatur im europäischen Sinne des Worts zuschreiben darf, so ist doch ihre poetische Welt so reich und in sich vollständig, daß Jedem, dem ein Blick in ihr Inneres gegönnt ist, — man darf wohl sagen — ein Schwindel freudiger Bewunderung angeht. Alle Mittel, die in ihrem Kreise liegen, sind zu dem wunderbarsten Bau, den die geistreichste Phantasie sich träumen kann, erschöpft. Eine Reihe glücklicher Zeitalter hat ihn aufgeführt, und nun bleibt den Nachgebornen nichts übrig, als ewig zu wiederhohlen, oder, die Schöpfungen der Väter mit scheuer Ehrfurcht schonend, einer neuen, fremden Kultur sich hinzugeben. Einen solchen Reichthum nun hat Goethe durch seine sieben Dichter sehr ins Enge gebracht. Es handelt sich darum, welchem von den uns bekannt gewordenen Poeten ein eigener, mit dem keines Andern zu vergleichender Geist, sey es durch die Natur, sey es durch Ausbil-

---

[1] Alle in diesem Aufsatze angeführten Stellen persischer Dichter sind in v. Hammer's Uebersetzung gegeben, dessen unschätzbare »Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818,« dem Ganzen zur Grundlage dient. Verf.

Digitized by Google

dung, geworden und zuzuerkennen sey. Oft scheint es, als habe ein Nachfolger die ausgestreuten Perlen der Vorgänger nur zu neuen Schnüren gereiht, — allein eben in der Art, wie er sie reihte, wenn ihr sie genauer prüft, spricht euch ein neues Leben an. Ist es in unserer europäischen Literatur anders? erscheinen nicht die ältern Meister auch in den besten neuern wieder? kann man das verläugnen, woran man sich gebildet hat? soll man es? ist Cooper Nachahmer, weil seine Form an die Scott's erinnert? So ist der Osten auch hierin Parabel für den Westen. — Zu solchen Gestirnen aber, die eigenes Licht ausstrahlen, rechne ich, außer denen, die Goethe nennt, besonders noch fünf unvergleichbare Dichter: Omar Chiam, Ferideddin Attar, Hatifi, Saib, Feisi. — Ehe ich sie zu charakterisiren versuche, sey es, noch einiges von denen, die Goethe schildert, zu sagen erlaubt.

Bei Firdusi hätte er, der überall auf den Mann einzugehen strebt, das Eigene in dem Charakter dieses Dichterhelden mehr hervorheben sollen, das sich, in seinem Gedichte wie in seinem Leben, bis zu einer düstern Härte gesteigert hat, und ihn von fast allen Poeten des Orients, ja von der allgemeinen Farbe orientalischer Lebensansicht überhaupt, merkwürdig unterscheidet. Seine dunkle Herkunft (er war eines Gärtners Sohn), sein erstes Auftreten, durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlaßt, sein kühnes Andringen zum Dichterfürsten Anßari, der Muth, das gigantische Werk des Schahname zu empfangen und zu beginnen, die Beharrlichkeit, mit der er es durchführte, der Inhalt und die Behandlung desselben, die Anklage der Freidenkerei, die am Hofe gegen ihn erhoben ward, die Liebe, mit der er am Altherkömmlichen, am Vaterländischen hing, bis zum Purismus in Worten, der Unwille, mit welchem er das ungenügende Geschenk des Sultans zurückwies, die Worte des Zorns, die er an diesen ergehen ließ, sein verborgenes Ableben, und selbst die freie, stolze Denkart seiner Schwester, die sie mit ihm geerbt oder von ihm gelernt haben mag, — alles dieß gibt uns das Bild jener entschiedenen, strengen Eigenthümlichkeit, welcher ein ethischer Dualismus, der zum rastlosen Kampf mit dem Bösen auffordert, vor allen Lebensansichten zusagen mußte. Einer solchen Denkart aber gesellt sich jedesmal ein Zusatz von Melancholie; und wie sollte auch diese dem Streiter für Licht und Recht in einer Welt, wie die unterm Monde nun einmal ist, fehlen? So wird sein Heldenlied zu einer Nänie; er fühlt es, wenn er singt:

Hörst, wie die Nachtigall altpersisch spricht?
Dem Tod Isfendiar's will sie Klagen schenken:
In Klagen nur besteht ihr Angedenken.

Bei Enweri hat Goethe den merkwürdigen Zug, daß dieser unerschöpfliche Enkomiast auch der bitterste Satyriker war, und die noch merkwürdigere Umkehrung anzudeuten vergessen, die im Innern des Dichters vorgehen mußte, daß er, am Rande seiner Laufbahn sich fühlend, schreiben konnte:

Behüth' mich Gott vor Lieb' und Lob und Spott!
Genug hat Seele und Vernunft geirrt.
O Enweri! dem Mann ziemt Prahlen nicht;
Auf deinem Vorsatz nun beharre du:
Steig' in den Winkel auf dem Pfad des Heils!
Nur ein Paar Augenblicke noch sind dein.

Ohne diese sittlichen Beziehungen ist Enweri nicht zu begreifen.

Hafis selbst, mit dem Goethe sich so verwandt fühlt, ist dem, auf ein reiches Daseyn dankbar zurückblickenden, deutschen Dichtergreise doch nicht ganz in seiner östlichen Herrlichkeit erschienen. Die »mäßige Lebendigkeit« wenigstens, wodurch er diesen unläugbar dichterischesten aller Dichter, zu charakterisiren sucht, möchte das Leben, welches wahrhaft übermäßig aus dessen Liedern quillt, nicht ausdrücken. Schon die rhapsodische Art des Hafisischen Ghasels, von tiefster Qual zu himmlischem Entzücken, zwischen Lachen und Weinen, überzutaumeln, die ihm ganz eigen ist, deutet vielmehr auf dithyrambische Fülle, die kein Maß anerkennt, als jenes, das die anmuthvollste Form jedem Dichter auflegt. Ein wunderbarer Uebermuth, man kann wohl sagen, Religion und Ausgelassenheit, waltet zumal im Moganni Name; und wer sich in diese fluthende Welt überschwenglicher Gefühle, von heiterem Scherz zu unverhehlter Verzweiflung, einmal hineingelebt hat, begreift es, was der Dichter von sich singt:

Was ist's Wunder, wenn im Himmel,
Durch Hafiseus Lied bezaubert,
Zu der Laute Anahid's
Der Messias Reigen tanzt?

Ob endlich Dschami seinen Nachgebornen nichts mehr zu thun übrig ließ, werden wir im Folgenden sehen.

Nachdem ich so Goethe's Betrachtungen durchgegangen, versuche ich, jene fünf angeführten großen Dichter zu charakterisiren. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus der Fremde.

(Fortsetzung.)

Chamonix.

Das Großartigste, was die Natur in der Alpenwelt hervorgebracht hat, findet der Reisende in Chamonix vereinigt. Das kolossale Gepräge dieses Thales läßt einen unauslöschbaren Eindruck zurück. — Der Reisende in der Schweiz kann entweder östlich von Martigny in Wallis, oder westlich von Genf nach Chamonix gelangen. Beide Wege sind gleich interessant und führen zum selben Ziele. Wir fuhren zeitlich und mit raschen Pferden von Genf fort, indem wir beschlossen hatten, einen Weg von 22 Stunden zurückzulegen, und noch am selben Abende Prieuré, den Hauptort des Thales, zu erreichen. Wir nahmen unsere Richtung südöstlich, gerade auf den Mont-Blanc zu. Bei Anemas betritt man das Gebieth des Königs von Sardinien. Die vortrefflich erhaltene Straße zieht sich fortwährend am rechten Stromufer der ungestümen Arve hinauf. Das Land ist fruchtbar und läßt die Nähe der italienischen Vegetation ahnen. Das Arvethal, das bei Bonneville, dem Hauptorte der Provinz Faucigny, eng ist, erweitert sich allmählig, wird aber bei Cluse wieder so schmal, daß die beiderseitigen Bergwände sich beinahe berühren und kaum genug Raum für die Arve und die beiden Häuserzeilen des Städtchens frei lassen.

Eine Stunde von Cluse kommt man an einer Grotte vorüber, die links von der Straße in einem Kalkgebirge liegt. Man sieht vom Thale ihre Oeffnung, die der Mündung eines Backofens gleicht und sich in der Mitte einer beinahe senkrechten Felswand befindet. Das am Fuße der Grotte gelegene Dorf hat von ihr den Namen Barme oder Balme erhalten. Der um die Alpenwelt höchst verdiente Naturforscher Saussure besuchte oder entdeckte vielmehr diese merkwürdige Höhle am 26. Junius 1764. Ein Schäfer machte ihn durch die Erzählung einer Volkssage darauf aufmerksam. Es sollen nämlich einst Feen über das Gebirgsland von Savoyen geherrscht haben. Diese lustigen Wesen hatten in der Grotte von Balme ihren Pallast, und belustigten sich damit, in die krystalligen Wände desselben verschiedene Thiergestalten einzuschneiden. Nächtlicher Weile aber hielten sie daselbst ihre Reihentänze, und ein bläulicher Schimmer erhellte das Felsenhaus, und strahlte weit in das Thal hinab. Kein Sterblicher durfte sich diesem Orte nahen. Wer es frevelnd versuchte, zum Feenpallast emporzuklimmen, der ward mit Steinwürfen von unsichtbarer Hand zurückgetrieben. Deßungeachtet wagte sich Mancher in die Nähe der Grotte, denn unermeßliche Schätze sollten darin verborgen liegen. Einige kühne Männer waren endlich so glücklich, in die Höhle einzudringen. Sie fanden daselbst viele Säle und Gallerien, die sich tief in den Berg hinein nach allen Richtungen verzweigten. In einer der größten Gallerien gelangten sie an einen tiefen Schlund, worin ohne Zweifel der gesuchte Schatz liegen mußte. An Seilen ließen sie sich hinab; aber kaum waren sie bis ungefähr in die Mitte des Brunnens gelangt, als ein schwarzer Ziegenbock aus der Tiefe hervorschoß und sie mit Stößen und Bissen nöthigte, sich eiligst zurückzuziehen. Bei einem wiederhohlten Versuche gelangte man auf den Boden des 600 Fuß tiefen Schlundes, fand daselbst aber anstatt des erwarteten Schatzes nur die Gebeine von Gemsen und ein Paar Armbänder aus Kupfer. Saussure untersuchte und beschrieb diese Grotte mit seiner gewohnten Genauigkeit. — Auch wir versäumten nicht, die Caverne de Balme zu besuchen, zu der nun ein bequemer, zum Theil in den Fels eingehauener Pfad emporleitet. Eine junge Savoyardin war unsere Führerin. Früher löste man noch im Thale eine kleine Lärmkanone, deren Knall von den Felswänden wohl an dreißig Mal zurückgeworfen wird, und sich zuletzt in der Ferne in ein dumpfes Murren verliert. Nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir den Eingang der Grotte, der 700 Fuß über dem Strombeete der Arve liegt. Diese Oeffnung ist eine regelmäßige, halb zirkelförmige, 10 Fuß hohe und 20 Fuß breite Wölbung. Entzückend schön ist die Aussicht in das Thal, durch dessen üppige Vegetation sich die Arve gleich einer Silberschlange windet; und auf die Berge im Halbkreise herum, deren senkrechte, scharf abgeschnittene Felswände mit ihren sägeförmig gezähnten Kronscharten und Zinnen, mit ihren thurmförmig aufschießenden Enden und Zinken ihnen ganz das Ansehen uralter Riesenfestungen geben. Mitten in der Felsennische wurzelt ein Kirschbaum, der seine Aeste in die freie Luft hinausdrängt, und zu einem Schattendache wölbt. Auch ein Rosenstrauch treibt seine lieblichen Blüthen empor, die beim Spiel der Lüfte sinnig in das Thal hinabnicken. Wir leerten auf die Schönheit dieser Alpennatur ein Paar Flaschen moussirenden Landweines, der kühlend durch die Adern rollte. Nun wurden Fackeln angezündet, um das Innere der Grotte zu besuchen. Ich kann meinen Landsleuten versichern, daß sie der Adelsberger Grotte gleicht, daß sie aber sowohl an Ausdehnung, als an Kühnheit der Steinformationen dem krainerischen Naturwunder nachsteht. Die inneren Gänge sind ganz unregelmäßig: oft erweitern sie sich zu geräumigen Sälen mit hohen gothischen Wölbungen, und zuweilen verengern sie sich dergestalt, daß man sich auf den Bauch legen muß, um durchzukommen. Allenthalben findet man schöne und große Stalaktite und Stalagmite. Viele Vertiefungen und Kerben enthalten stehendes Wasser, dessen Oberfläche mit einer Krystallkruste bedeckt ist. Manchmal tönt es hohl unter den Schritten, ein Zeichen, daß man auf dünnen Steinschichten über Wölbungen wandelt. Die Bekleidung der Wände ist stellenweise schneeweiß und wirft den Fackelschein in tausend Lichtsplittern zurück. Bizarre Gestalten und Fratzen lagern sich rechts und links in den Weg, oft strecken sich von oben Knochenarme mit Klauen

Digitized by Google

herab, um den allzukühnen Eindringer beim Kopf zu fassen. An der ganzen Decke hängen lange Wassertropfen, deren Bestandtheile kalkhältige Molekulen sind. Endlich gelangten wir an den oben erwähnten Schlund, auf dessen bedeutende Tiefe man aus dem fortwährenden Anschlagen der hineingeworfenen Steine schließen kann. Ein hineingerichteter Pistolenschuß ließ seine Detonation erst lange nach dem Abbrennen vernehmen. — Nachdem wir ungefähr zwei Stunden in diesem Feenpallaste zugebracht hatten, kehrten wir wieder aus Licht der Sonne zurück, und stiegen in das Thal hinab, um unsern Weg nach Chamonix fortzusetzen.

Bei Maglan stürzt der Nant (Staubbach) d'Arpenas über eine senkrechte, 800 Fuß hohe Felswand und bildet einen herrlichen Wasserfall, der dem Falle des Staubbachs bei Lauterbrunnen gleichkommt. Bei St. Martin, wo wir gegen 4 Uhr Nachmittags anlangten, verließen wir den Wagen und beschlossen, die 6 Stunden nach Chamonix zu Pferde zurückzulegen. Bei heiterem Himmel hat man einen imposanten Anblick des Mont-Blanc; unser Himmel begann, leider! sich zu trüben. Regenwolken thürmten sich von allen Seiten auf, und nur zuweilen blickten einzelne Nadeln und Spitzen des Mont-Blanc aus den zerrissenen Nebelmassen hervor. Wir setzten aber getrost unsern Weg nach Servoz fort. Das Thal wird enger, und die Kontraste einer Natur, die sich in der Felsenformation hier erschöpft zu haben scheint, werden immer häufiger. Die Nants (Wildbäche), die sich rechts und links aus den ewigen Eislagern in die Niederungen stürzen, bilden die überraschendsten Wasserfälle. Bei Servoz gelangten wir auf eine Hochebene, wo einst ein See gewesen, der sich plötzlich nach Durchbrechung seiner Umdämmung in Folge einer Erderschütterung mehrere Hundert Fuß tief in das Arvethal hinab ergossen hat. — Der Regen wurde immer heftiger, die Nacht begann hereinzusinken, die Bahn wurde immer steiler und abschüssiger. Wir schlugen unsere Mäntel um und überließen uns ganz dem sicheren Tritt unserer Pferde und dem zeitweisen Zurufe des Führers. — Ich ließ das Grauenhafte der Umgebung mit voller Kraft auf meine Seele einwirken; unvergeßlich bleibt mir deßhalb dieser nächtliche Ritt.

Der Regen stürzt in Güssen,
Und nieder sinkt die Nacht,
Es lärmt zu unsern Füßen
Des Stromes wilde Macht.

An steile Marmorplatten
Drängt sich der Weg hinan,
Und nebeldüstre Schatten
Umlagern rings die Bahn.

Nur manchmal aus den Stufen
Der Felsensteige bricht
Unter den Rosseshufen
Ein schnell verglimmend Licht.

Und ringsum liegt verworren
Zerwürfeltes Gestein,
Frech greift mit seinen Knorren
Manch alter Baum darein.

»Warum streift hier zur Stelle
Die Luft so eisig kalt?
Was soll am Weg die Helle,
Die durch das Dunkel strahlt?«

»»Nur still! dort oben lauert
Die tückische Lawin;
Sacht, wie an's Pferd gemauert,
Laßt uns vorüber ziehn!«« —

Ein Donner, furchtbar rollend,
Jagt unsern Schritten nach.
Rings werden, zornig grollend,
Die alten Berge wach.

Schlag auf, Natur voll Grauen,
Dein nächtliches Visier,
Laß mich dein Antlitz schauen,
Ich zitt're nicht vor dir!

Du laß'st nur dann entdecken
Die Größe deiner Pracht,
Wenn du durch deine Schrecken
Den Menschen klein gemacht.

Des Stolzes Mantel schlag' ich
Um mein erstarrend Blut,
Und in der Rechten trag' ich
Ein gutes Schwert, den Muth.

So will ich rastlos werben
Um deiner Liebe Lust,
Will siegen oder sterben
An deiner kalten Brust.

In diese kargen Worte kleidete ich meine Empfindungen, als wir nach unserm nächtlichen Ritte im vortrefflichen Hôtel de l'Union traulich bei einem guten Mahle saßen, und die gewaltigen Eindrücke, die auf unserm eingeschüchterten Gemüthe noch etwas irre und unstät herumschwankten, durch das Feuer mehrerer Flaschen guten Weines einzulöthen und zu befestigen suchten. Wir waren in Prieuré oder Chamonix (Chamouni), mitten im gleichnamigen Thale, von dem wir aber bei der rabenschwarzen Nacht nichts sehen konnten. Ich meine aber, daß dem Menschen im Falle der Noth, wenn ihm der Gebrauch des Gesichtes ganz benommen ist, plötzlich Fühlhörner aufschießen, durch die er das Bild der Außenwelt so ziemlich seinem inneren Sinne zuführen kann. Auch ich fand am nächsten Morgen, daß meine Vorstellung von diesem merkwürdigen Thale der Wirklichkeit ziemlich nahe gekommen war, zumal da der Himmel sich getrübt hatte, und uns die Naturwunder nur nach und nach in ihrer überraschenden Größe sehen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

86. Mittwoch, den 28. October **1835.**

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Fortsetzung.)

Omar Chiam, eine, in der dichterischen Welt des Orients wie des Occidents vielleicht einzige Erscheinung. Geboren zu Nischabur, im fünften Jahrhundert der Hedschira, unter der Regierung der Seldschugiden, zu Ende des ersten Zeitraumes persischer Poesie, genoß er der Jugendfreundschaft Nisamolmulks, des geistreichen, thätigen Wesirs Sultan Melekschah's, des Mäcenas seiner Zeit und seines Volks, des Gründers der Akademie zu Bagdad und sieben ähnlicher wissenschaftlicher Stiftungen; der, nachdem er sich mit Hassan Shabagh, dem merkwürdigen Stifter der Assassinen in eine enge Verbindung eingelassen, ein trauriges Opfer dem Ehrgeitze und der Rache dieses Bösewichts fiel. (S. Hammer a. a. O. S. 38.) Omar Chiam, auf den diese Verhältnisse tief und bedeutend wirkten, führte ein genußfrohes, geschäftloses Leben, theilte seine Stunden zwischen Frohsinn, Astronomie und Poesie, bildete sich so zu dem geistigen Lebemann, den er darstellt, und hinterließ jene vierzeiligen Strophen, die schon durch ihre bequeme Kürze, noch mehr aber durch ihren Inhalt den leichten, jede Beschränkung hassenden Geist ihres Urhebers verrathen, und von denen uns v. Hammer, welcher dreihundert vorliegen hatte, leider bloß 25 überliefert. Wenn ihn der gelehrte Uebersetzer, bei diesem Anlaß, mit Voltaire vergleicht, so fühlt man wohl, was zu dieser Vergleichung einlud, bedenkt aber zugleich die Schwierigkeit einer Zusammenstellung von Individuen aus so ganz verschiedenen Lebenskreisen, deren Umläufe sich fast in keinem Punkte berühren. Man stelle sich nicht etwa die kühle, wenig tiefe, tändelnd-witzige, auf Ergötzung seiner Gesellschaft berechnete Leichtigkeit der pièces fugitives des Franzosen vor, — mit welchem der Perser bloß die Tendenz gegen das, was ihm Aberglaube hieß, gemein hat. In seinen Zeilen spricht sich vielmehr Ernst aus; tiefer, bitterer Ernst, wie er aus scharfer Betrachtung des Weltlaufs sich ergibt; sittliches und rechtliches Wohlwollen, wodurch er die Räthsel, die den Menschen im Leben peinigen, am ersten zu lösen hofft; resignirte Ergebung in den unerforschlichen Willen des Ewigen, bei dem Gefühle sterblicher Nichtigkeit; ehrliches Geständniß eigener Unzuverlässigkeit, gegenüber dem Dünkel dogmatischer Pharisäer; fröhliche Verzweiflung, heiterer Trotz gegen Pöbelgerede, Gefühl eigenen Werthes; Wechsel poetischen Uebermuths und vergeblicher Trauer; genügsame Skepsis, nicht ohne kaum versteckten Bewußtseyn tieferer Einsicht; Verlangen und Gewährung gegenseitiger Duldung, bei der Ueberzeugung, daß aller Menschen-Weisheit vor der des Herrn in ein Nichts sich auflöst, und nur durch Liebe, Rechtlichkeit und Frohsinn das vergängliche Geschlecht sich das dunkle Erdendaseyn verschönere; eine hieraus hervorgehende Läßlichkeit über äußerliche Bedingungen bei gründlichem Ernst des Innern: Eigenschaften, deren Ensemble einen tiefen, wehmüthig beschwichtigenden Eindruck im Gemüth des achtsamen Lesers zu hinterlassen gewiß ist. Die Selbstanklage versöhnt mit dem Leichtsinn, der leichte Scherz mildert die Schwermuth, die Liebe vergütet den Spott, die Ergebung siegt über alle Zweifel, Stolz und Demuth reichen sich die Hand, und so dienen die feindlichsten Elemente, wie sie wohl selten sich zusammenfinden, der lieblichen Kraft einer alles versöhnenden Poesie. Treffend bemerkt v. Hammer bei unserem Dichter, daß, wie überall, so auch in Persien, die Freigeisterei die Vorläuferin der Mystik war, die wir in den nächstfolgenden Dichtern betrachten werden; gewiß aber ist es, daß Omar Chiam's Erscheinung in der Geschichte seines Vaterlandes nie wiederkehrte. Und so verdient er wohl, unter den Genien Irans aufgeführt zu wer-

Digitized by Google

den. Folgende Verse des Dichters werden zur Betrachtung seines Wesens anregen; an Salomons Prediger möchte man sich hier und da gemahnt fühlen:

In dieser Hand das Glas, in jener den Koran,
Bin ich ein frommer bald und bald ein schlechter Mann;
Ich bin im Weltendom, von Türkis hochgewölbt,
Kein ganzer Giauer und kein ganzer Musulman.

Bin ich von Lieb' und Wein berauscht, so bin ich's;
Bin ich ungläubig Götzen hold, so bin ich's;
Die Leute sprechen Vieles über mich:
Ich bin derselbe, der ich bin, so bin ich's.

Ich trinke Wein, doch sieh'st du mich berauschet nicht;
Ich strecke aus die Hand nach einem Glas;
Warum ich Wein anbethe? weißt du das?
Damit ich nicht, wie du, anbethe mein Gesicht.

Ich sprach: mein Herz soll Wissenschaft versteh'n,
Und wenig war, was ich nicht eingeseh'n;
Doch wenn ich's schaue, reiferen Gesichts:
Das Leben ist vorbei, und ich weiß nichts.

Ich lege meine Hand in keines Führers Hand,
Weil sie vergänglich sind. Der Ewige bist du!

Ferideddin Attar, geboren zu Kerken, einem Dorfe unweit der Vaterstadt des Vorigen, im Jahre der Hedschira 613 (1216 nach Christi Geb.), unter der Herrschaft des Sohnes des oberwähnten Sultans Melekschah, zur Zeit der Kreuzzüge, widmete sich nur kurze Zeit dem Gewürzhandel seines Vaters, und brachte sein langes übriges Leben (er soll über 114 Jahre alt geworden seyn) in beschaulicher Klosterruhe zu, vereint mit gleichgesinnten Frommen, bemüht, die Schätze älterer Mystik zu sammeln, zu durchforschen, zu sichten, zu bewahren, zu verarbeiten, und in einer großen Anzahl eigener Werke die Quintessenz dieses heiligen Wissens andächtigen Jüngern zu hinterlassen. Eines Derwisches fromme Mahnung begründete die Richtung seines Strebens, und die selbstvernichtende Demuth seiner letzten Worte besiegelte die Wahrheit seiner Lehre wie seines Wandels. Schon hatte einer von Dschengischans Kriegern das Schwert über ihn erhoben, als ein anderer tausend Silberstücke für ihn both. »Hüthe dich,« sprach Attar, »mich um diesen Preis zu lassen! du wirst bessere Käufer finden!« Einige Schritte weiter, als der Mongole wieder das Schwert zückte, sprach ein anderer: »Tödte ihn nicht! ich will dir einen Sack Stroh für sein Leben geben!« — »Mehr bin ich nicht werth;« sprach Attar, und der Mongole hieb ihn zusammen. (S. v. Hammer a. a. O. S. 141.) — Goethe scheint es für ausreichend gehalten zu haben, wenn er den wunderbaren Dschelaleddin Rumi als Exempel östlicher Geheimnißpoesie hinstellte; um so mehr, als er, bei der ihm eigenen klaren Besonnenheit, schon diesem außerordentlichen Geiste sich fremder fühlte. Es waren aber vorzüglich drei Dichter, welche dieß Gebieth der Poesie in Persien beherrschten; ein mystisches Kleeblatt: Senaji, Attar und Dschelaleddin. Der erstgenannte, der Zeit nach der erste, ist uns zu wenig bekannt, als daß wir ihn nach Verdienst zu schätzen wüßten; er scheint aber von Attar an Gehalt übertroffen worden zu seyn, wenn wir der Steigerung in dem Verse des Dritten trauen dürfen, der ihn, trotz der chronologischen Folge vorsetzt und erhebt:

Attar der Geist, — Senaji dessen Auge;
Ich kam erst nach Attar, und nach Senaji.

Die persische Mystik ist übrigens in den Islamismus und die orientalische Volksthümlichkeit so verwebt, daß wir Europäer, auch wenn die Werke jener Dichter uns vollständig vorlägen, doch nur ihren Glaubensgenossen die rechte Schätzung derselben überlassen müßten, weil nur sie den Maßstab dazu besitzen. Was uns also veranlaßt, Attar'n eine besondere Betrachtung zu widmen, ist die Wahrnehmung, die auch der Uneingeweihte machen kann, daß seine Mystik einen ganz andern Charakter hat als die Dschelaleddins. Als Dichter unterscheidet er sich völlig von diesem, und darf also nicht mit einer Collectiv-Benennung abgefertigt werden. Während Dschelaleddin sich ganz dem bacchischen Taumel trunkener Orgien hingibt, und in das Meer der Unendlichkeit sich versenkt, aus dessen Tiefen er, wie Orakel aus der Höhle des Trophonius, Rythmen heiliger Berauschung stammelt, Himmel und Hölle, Liebe und Egoismus, Glauben und Unglauben, Wonne und Qual, und alle Widersprüche der Menschheit in ein brausendes Chaos mischend, das, durch den gährenden Schlummersaft dunkler Gesänge den willenlosen Geist des Hörers in ein Reich formloser Träume mit sich reißt, wo die Marken der Wirklichkeit weit, weit im Unabsehbaren verschwinden, ohne daß es der Priester der Mühe werth findet, diesem auch nur den leisesten Wink zur Orientirung zu geben, — ertheilt uns der ruhige Attar im Buch des Rathes (Pendname) faßliche, auf den ernsten Weg der Ergebung leitende Lebensregeln, und trägt in dem unvergleichlichen

Buche Mantikeltair (Vögelgespräche), in der originellsten Form, mit der tiefsten Gründlichkeit, lebendigsten Wärme, und in allmähliger, gesetzlich fortschreitender Entwicklung das vollständige System einer einfach großen Mystik vor. Es ist schwer, von diesem Werke einen Begriff zu geben. Es ist mystisch und doch klar, hält die Mitte zwischen Allegorie und Fabel, und erinnert, in einer bunten, durch den Bezug auf das Höchste, ewig Eine, zusammengehaltenen Mannigfaltigkeit, an alle Theorien aller Philosophen, an die Sagen aller Völker, die Träume aller Seher und Dichter, und die innere Geschichte jedes strebenden Gemüthes. — Die Vögel (nicht die des Aristophanes, sondern ihre ernsten Geschwister: die zu Gestalten gewordenen Resultate menschlicher Denkarten und Bestrebungen) halten einen Reichstag, sich einen König zu wählen. Der wohlberufene, einsichtsvolle Widhopf, einst Salomons Rathgeber, deutet auf Simurg hin, der in seiner Einsamkeit auf dem Gebirge Kaf thronend, aufzusuchen, zu verehren sey. Da wehrt sich der Egoismus der Schönheit und Liebe trunkenen Nachtigall, der die Rose genügt; des zuckerkäuenden Papagei's, den die Lust des frischen Lebens festhält; des stolzen Pfau's, der sich selbst genügt; der reinen Gans, »der Vogeleremitin,« die ihr klares Element nicht lassen mag; des glühenden Rebhuhn's, das seine Juwelen mit Flammenschwingen hüthet; des königlichen Geiers, der Keinen über sich anerkennt; des ritterlichen Falken, der auf der Hand des Königs sich im Glücke fühlt; des hoffnungslosen Reigers, dessen Sehnsucht über's unendliche Meer verschwebt; der klagenden Eule, die den Schatz ihres Glückes unter dem Moder bewahrt; des schwachen Staar's, der an allem Finden verzagt. Sie alle widerlegt der weise Hudhud; für jeden Einzelnen hat er ein Wort der Stärkung, der Beschämung; er erhebt, tröstet, demüthigt, reizt, lehrt, überzeugt, und bringt die Versammelten endlich zu dem Entschlusse, seiner Führung sich zu überlassen, und die große Wanderung zu beginnen. Auch auf dem Wege noch hat dieser Kolumbus der Geisterwelt mit erneutem Zagen und Zweifeln mannigfach zu ringen; und wird man auch muthvoll auf einer Bahn verharren, die nicht die Stimme der eigenen Brust, sondern fremder Zuspruch uns vorgezeichnet hat? je weiter sie gelangen, desto mehr entsinkt den Pilgernden die Kraft; der Aufrichtigste bekennt sein Verzagen, und gibt dadurch Tausenden das ersehnte Losungswort; sie fallen ab, zerstreuen sich nach allen Seiten; jahrelang wallen sie richtungslos durch dunkle Fernen, und so wird ihr Leben versplittert; auf Schreckenspfaden, durch schauervolle Wüsten, in Nacht und Grauen — gelangen von so vielen tausend Vögeln nur drei, mit gebrochenen Herzen und ohne Flügel an den Fuß des ersehnten Berges, — schon fast am Ziele, verzweifelnd, daß sie es je erreichen werden. Da naht ihnen von oben ein herrlich milder Bothe des Himmels, er erkennt sie, und trägt sie, der Vermittler göttlichen Erbarmens, in den Schooß der Liebe und des Geheimnisses, worin sie verschwinden und selig vergehen:

Der Abglanz des Simurges strahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.
— — — — — — — —
So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken;
— — — — — — — —
Verstummend fragten sie den Höchsten.
Da kam die Antwort ohne Zunge:
»Der Höchste ist ein Sonnenspiegel;
Wer zu ihm kommt, schaut sich darinnen;
Schaut Leib und Seel', und Seel' und Leib.
— — — — — — — —
Doch Keiner hat uns noch geschaut:
Ameisen schau'n Plejaden nicht!
Was ihr gesehen, sind Wir nicht;
Was ihr gehöret, sind Wir nicht;
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter uns'rem Handeln.
Sie löschen aus vor unserm Wesen,
Um sich an unserm Thron zu finden;
Auf ewig löschen sie sich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahr't wohl!«
Sie gingen fort. — Das Wort ist aus —
Geh' zu dem Weg! er liegt dir offen.

Möchten diese ungenügenden Züge einen Orientalisten veranlassen, uns das ganze erstaunliche Gedicht durch Uebersetzung zu nähern! — Es kehren im Laufe der Weltgeschichte stets Epochen wieder, wo das tiefste Bedürfniß des Ganzen nach einer höchsten Einigung, sich lauter hervorthut. Wer dann den Einzelnen zur Aufopferung der Selbstheit und zu unermüdlichem Kampfe aufruft, hat zur Befriedigung jenes Bedürfnisses das Tiefste ausgesprochen. Ehre einer Mystik, die uns, indem sie unsern stillen Träumen schmeichelt, zur Besserung, zur Thätigkeit ermuntert!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Fremde.

(Fortsetzung.)

Das Thal von Chamonix liegt fern von allen Hauptstraßen, einsam und abgeschlossen von der übrigen Welt. Seine

Digitized by Google

Ausdehnung von N. O. nach S. W. beträgt gegen 5 Stunden und seine Breite 15 bis 30 Minuten. Die Arve durchströmt es von einem Ende zum andern. Es wird nördlich im Halbkreise vom Col de Balme, von den Bergen Lacha, Vaudagne, Breven und von der Felsenkette der rothen Nadeln begränzt. Im Süden steigen die Gebirgsmassen des Mont-Blanc, die höchsten in Europa, empor, von deren Basis sich vier ungeheure Gletscher (Bossons, Bois, Argentière und Tour) und zwei kleinere Eislager (Gria und Taconnay) in das Thal hinabdrängen. Chamonix war noch vor hundert Jahren eine terra incognita; es hatte noch kein Bürgerrecht in der Geographie und stand auf keiner Landkarte verzeichnet. Zwei Engländer, Pocock und Windham, waren die ersten Reisenden, die im Jahre 1741 hierher kamen, und dem übrigen Europa die erste Nachricht von der großartigsten Alpennatur unseres Erdtheils gaben. Die beiden kühnen Männer fürchteten, daß diese Gegend nur von wilden Menschen und Raubthieren bewohnt sey, und brachten deßhalb die erste Nacht unter einem Zelte bei Wachfeuer zu. Wie freudig waren sie aber überrascht, als ihnen des andern Morgens harmlose Hirten mit den Gaben der Gastfreundschaft entgegen traten. Die nähere Bekanntschaft dieses Thales verdanken wir aber erst dem großen Naturforscher Saussure. — Chamonix liegt 3150 Pariser Fuß über der Meeresfläche. Der Winter dauert daselbst vom Oktober bis Mai. Der Schnee liegt dann gewöhnlich 3 Fuß hoch, und im Dorfe Tour, dem höchsten im Thale, erreicht er sogar eine Höhe von 12 Fuß. Im Sommer steht das Thermometer am Mittage zwischen 14 und 17 Grad, des Morgens meistens nur auf 9 Grad. Mitten im Sommer ist es öfter so schneidend kalt, daß man in den Kaminen Feuer anzünden muß. Das Thal enthält Felder, Wiesen und Alpentriften. Die Gebirge beherbergen Gemsen und Steinböcke. Von Prieuré sieht man die Kette des Mont-Blanc. Man unterscheidet deutlich die Aiguille du Goûté, dann den Dôme du Goûté und den Gipfel des Mont-Blanc, den man seiner Gestalt wegen den Dromedarhöcker nennt. Oestlich gewahrt man die über 11.000 Pariser Fuß hohen Granitnadeln du Midi, du Plan, de la Blaitière, de Charmoz, de la Fourche und du Dru. Alle überragt aber der Gipfel des Mont-Blanc, der nach den neuesten Messungen sich 14,760 Pariser Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Es hatte über Nacht stark geschneit, ein gutes Zeichen in Chamonix für einen günstigen Wechsel der Witterung. Der Horizont war des Morgens mit Nebel überdeckt, aber allmälig begannen die Wolken sich zu vertheilen. Wir säumten nicht, den Augenblick zu ergreifen. Das Eismeer und der Garten waren das Ziel unseres Ausfluges. Unser Führer war Gideon Balmat, ein Sohn des berühmten Jakob Balmat, des ersten Ersteigers des Mont-Blanc, jenes wackeren Greises und vortrefflichen Führers, der, nachdem er unzählige Male die höchsten Spitzen und Eislager seiner heimischen Gebirge erklommen hatte, im vorigen Jahre beim Aufsuchen von Krystallen am Col de Géant verunglückte, und spurlos verschwand. Sein Leichnam dürfte wahrscheinlich erst nach vielen Jahren, rings von Eisschichten umglaset, im Thale zum Vorschein kommen. Der Weg zum Eismeere ist äußerst steil. Er führt größtentheils durch einen Wald, der aber an vielen Stellen durch die fortwährend herabstürzenden Lawinen ganz abgestockt ist. Nach zweistündigen Mühen erreichten wir endlich Montanvert, ein einzelnes Haus, wo das Eismeer in seiner ganzen Herrlichkeit vor den überraschten Blicken liegt. Die Luft wird hier plötzlich so schneidend kalt, daß man gut daran thut, sich früher am Kaminfeuer des einsamen Siedlers am Montanvert zu wärmen. Nachdem wir uns erhohlt und gelabt hatten, machten wir uns mit zwei Schottländern und unsern Führern auf den Gletscher hinaus. Das Becken, worin das Eismeer lagert, ist ein Thal, das in seiner größten Ausdehnung gegen 18 Stunden lang, 6 Stunden breit, und über 500 Fuß tief ist. Man denke sich ein Meer, dessen Fluthen in dem Augenblicke, wo sie durch einen gewaltigen Orkan in eine Felsenschlucht geschleudert und in unzählige Schichten, Spitzen und Brandungen zerrissen und zerklüftet werden, plötzlich durch die Macht eines gegenwirkenden Elementes zu Eis erstarren, dessen bläulichgrünen verglasten Massen noch immer die grauenhafte Wirkung eines Seesturmes vergegenwärtigen, während die Ursache der Zerstörung, der Sturmwind selbst, schon längst ausgetobt und sich in eine festbannende, versteinernde, kaltschneidende Luft verdichtet hat. Bei Beschauung des Eismeeres kam mir durch den Sinn, es müsse einmal wieder eine neptunistische Zeit kommen, wo all dieses festgebannte Wasser wieder fließen, schwellen und schwemmen würde. Das Eis drängt sich auch wirklich von Jahr zu Jahr mehr in das Thal hinab. Allein es ersetzt sich immer wieder von oben herab. Am Ufer liegen auch Felsenmassen, die einer ganz andern Steingattung angehören, als der Boden, worauf sie liegen, und der wahrscheinlich das Eismeer vom Hochgebirge losgerissen, und hier wieder ausgespien hat. Muthig sprangen wir mit Hülfe unserer Bergstöcke über die Risse und Spalten, von denen einige so tief sind, daß man hineingeworfenen Schnee lange fort anschlagen und hinabrieseln hört. Wer in eine solche Kluft fällt, ist rettungslos verloren. Auf diese Weise kamen bei Herrn Hammel's verunglückter Expedition auf den Mont-Blanc drei der tüchtigsten Führer ums Leben. Mitten auf einer großen Eisschichte überraschte uns ein kleiner See, dessen Wasser selten gefriert.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

87. Sonnabend, den 31. October **1835.**

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe die Frühlingsepoche persischer Dichtkunst, um auf den Zeitraum nach Dschami zu kommen, welchen Goethe als eine traurige, aus den Resten der königlichen Tafel zusammengestoppelte Abendmahlzeit darstellt. Ist es doch überall schwer und unrathsam, die leuchtenden Phänomene geistiger Thätigkeit nach Klassen und Perioden gruppiren zu wollen! mag immerhin jedes Volk ein sogenanntes goldenes Zeitalter erleben, wo ein Zusammenwirken seiner edelsten Geister, durch irgend eine glückliche Konstellation bedingt, Statt findet, — mag der Literar-Historiker, zum Behufe einer geordnetern Darstellung und leichtern Uebersicht, solche Gruppen aufstellen und festhalten; — stets werden sich einzelne große, ja die größten Erscheinungen, auch aus den dunkelsten Jahrhunderten, wie Gestirne aus der Nacht, hervorthun, welche jene Eintheilungen von goldenen und ehernen Zeitaltern verwirren, indem sie aus sich selbst eine goldene Aera erschaffen. Denn das Höchste im Menschen, an keine Zeit und keinen Raum gebunden, entfaltet sich allenthalben, und strahlt uns oft, daß wir freudig staunen, seine Glorie aus einem Dunkel zu, das wir für undurchdringlich gehalten hatten. So ergeht es mir, wenn ich mich jener Abendtafel nahe; froh betroffen finde ich hier, nebst manchem trefflich zusammengesetzten Gericht, das auch nach köstlichen Leckerbissen noch genießbar erscheint, drei goldene Becher, gefüllt mit echtem, schäumendem Tranke, unverfälscht, gesund, begeisternd; ja, der eine von ihnen perlt ein himmlisch reines Naß, vielleicht an Chisers Quelle geschöpft, dem ich mit Gefühlen der Ehrfurcht mich nahe; kaum aber berühren die heiligen Tropfen meine lechzenden Lippen, so faßt mich würdige Sehnsucht: Liebe quillt aus dem Herzen auf, und die Hand strebt, das glänzende Gefäß den Durstenden zu reichen, daß auch sie die Beseligung empfinden.

Hatifi, geboren zu Dscham, ein Schwestersohn des großen Dschami, wagt es, nicht nur mit seinem berühmten Oheim zu wetteifern, sondern selbst Firdusi's geweihte Fußstapfen zu betreten. Wenn er gleich in diesem letzteren Wagniß, nach dem Urtheile der Kenner, die Ohnmacht eines entarteten und gealterten Nationallebens bestätigte, so spricht sich doch in Allem, was von ihm vorliegt, ein so streng eigenthümlicher Geist aus, daß man sich genöthigt fühlt, ihn als Eigennatur anzuerkennen, und in den Reigen dichterischer Wandelsterne am östlichen Himmel mit aufzuführen. Ein strenges, kaum eigene Selbstbefriedigung gestattendes Bewußtseyn vom Sollen und Können, unerschütterlicher, sittlicher Ernst, hohe, fast platonische Idealität, Reinheit und Kraft, beharrliches Streben, Reife des Verstandes bei tiefer Glut eines liebevollen, vielleicht oft verwundeten Herzens, echte Religiosität, die wohl im höchsten Alter zu anhaltender Betrachtung der Vergänglichkeit irdischer Formen, beim wiederkehrenden Gefühle eigener Gebrechlichkeit und Abnahme, stimmt, und einen trüben Schleier der Wehmuth über das Gemälde des Lebens wirft, — diese Eigenschaften machen Hatifi's Töne und Bilder so rührend und eindringlich, daß sie selbst nach den erhabensten Vorbildern noch wirken und bezaubern. Vierzig Jahre lang arbeitete der ernste Mann unverdrossen an Einem Werke, und am Schlusse genügte er sich nicht. Mehr als achtzig Jahre war er alt, als er erst den Entschluß faßte, mit Nisami die gleiche Bahn zu betreten. Wäre doch uns jungen europäischen Dichtern ein Theil jener Selbstverläugnungskraft gegönnt, welche es diesen Orientalen möglich macht, erst im hohen Alter die Früchte ihres Denkens den Zeitgenossen mitzutheilen! Wenn man

Digitized by Google

nun mit diesem Alter die Farbe des Gedichts vergleicht, das damals von seinem Kiele floß, so gesteht man gern, nichts Aehnliches je gewahr geworden zu seyn, — einen europäischen Maßstab wenigstens durchaus nicht anlegen zu können; denn man darf wohl sagen, das Feuer unserer jugendlichen Poeten sey Wasser gegen die Glut edler Schwärmerei, welche Medschnun und Leila durchströmt. Diese Glut aber liegt bloß in des Dichters Innerem; nicht von zusammengelesener oder gewaltsam herausgeschraubter Bilder Ueberschwenglichkeit mühsam angeblasen, entquillt sie einer warmen, reinen, Gott erfüllten Brust; und Hafis's Sprache ist vielmehr auffallend einfacher, als die seiner meisten Zeitgenossen, die ihren Ruhm hauptsächlich in der Anhäufung der von ihren Vorgängern gepflanzten Blumen suchten, woraus denn der so berufene, häufig zur Travestie verwendete »orientalische Styl« hervorging. Am bilderreichsten wird er eben bei der Betrachtung des Vergehens, und schmerzlich ergeben ruft er sich selbst zu:

Du, über achtzig Jahre alt,
Warum gedenkst du nicht des Todes?
Verzicht' auf Lebensphantasien,
Gedenke immerfort des Todes!
— — — — — — — — —
Dein Haar ist weiß, um das Gewebe
Des Leichentuch's dir vorzuhalten;
Verschwunden ist der Jugend Nacht —
Des Todes Morgen bricht schon an;
Den engen Weg dir zu erleichtern,
Hat dich das Alter krumm gebeugt.
— — — — — — — — —
Es wird dir schwerer das Gehör:
Um Böses nicht mehr anzuhören;
Und deinem Aug' entflieht das Licht:
Um Böses nicht mehr anzuschauen.

»Saib« — sagt v. Hammer am a. O. — »ist vielleicht der einzige unter allen persischen Lyrikern, der den Titel eines philosophischen Dichters vorzugsweise verdient; .... indem er, die Klippen der Sinnlichkeit wie der Mystik vermeidend, die ewigen Aussprüche der Vernunft und die praktischen Wahrheiten des Verstandes in dem tiefen und klaren Fluthenspiegel schöner Rede darlegt. Ernst und besonnen, und doch ergreifend und eindringend, verdient er, wie wenig andere Dichter, im vollsten Sinne seinen Dichternamen, welcher »der Durchdringende« heißt.« Dieses von Kennerhand entworfene Bild vergegenwärtigt uns vollkommen die großen Eigenschaften Saib's; und sollte ein so ausgezeichneter Name unter denen der Nachahmer ungewürdigt verhallen? Man braucht nur einige Ghaselen seines Diwans zu lesen, um Achtung, Neigung, ja Vorliebe für ihn zu gewinnen; und es ist sehr möglich, daß seine Denk- und Dichtart, wenn sie bekannter wäre, nächst der Saadi's, dem europäischen Sinne mehr als die der meisten übrigen Orientalen zusagen würde. Er hält ein, dem gebildeten Talente mehr als dem Genie, und einem kultivirtern mehr als einem ursprünglichen Zeitalter angemessenes juste milieu, sowohl in Gedanken, Empfindungen, als im Ausdrucke; die Gedanken halten sich fern von schrankenloser Mystik, wie von der Beschränkung des Islamismus; die Empfindungen erwärmen ohne zu erhitzen; der Ausdruck hat eine kräftige Fülle ohne Schwulst. Nirgends wird Saib panegyrisch bis zur Erniedrigung; weder die Macht noch die Liebe kann ihm das edle Gefühl seines Werthes entreissen; aber auch dieses, da es mehr auf dem Bewußtseyn erworbenen Charakters als angebornen Genie's ruht, steigert sich nie zum Selbstlob; und es genügt ihm, dem Herrn »für ein Inneres, das nach Weisheit strebt, zu danken,« und »Hafis mit holder Zunge und mit holdem Ton sein Vorbild« zu nennen. Doch glaube man nicht, sein ganzes Verdienst sey negativ; es bezeichnet ihn vielmehr ein gewisser Schwung der sittlichen Kraft und des Muthes, eine idealische Tendenz, von Lebenserfahrungen hervorgerufen, und zu praktischer Weisheit ausgebildet, — als ihm ganz eigenthümlich; Vorzüge, die unwillkührlich an unseren Schiller erinnern, und schon den Uebergang zu einer Periode andeuten, die den nächstfolgenden herrlichen Dichter hervorzubringen im Stande war. Man wird dem gemäß verstehen, was er mit den Versen sagen will:

Darum steht der Wunsch des Volkes
Nach Saib's Gedankenfülle,
Weil er an die Art und Weise
Des Hafis von Schiras mahnet.

(Der Schluß folgt.)

Das Fideikomiß-Recht nach dem österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche. Von Ignaz Wildner, Doktor der Rechte rc. Wien 1835.

(Fortsetzung.)

Der Zweck des Fideikomisses ist, wie der Herr Verfasser selbst S. 20 sub a zugesteht: allen Gliedern einer Familie in der fernsten Zukunft eine angenehme Existenz zu verschaffen, oder um mit den ältesten Schriftstellern zu sprechen: »den Glanz« einer Familie für beständig zu erhalten.

Setzen wir nun den Fall, es wollte Jemand ein Fideikomiß

stiften, so würde er gewiß nicht wollen einigen (ganz unbestimmten) Fideikomiß-Anwärtern ein glänzendes, und den anderen ein minder gutes Los bereiten, sondern es liegt vielmehr in der Natur des Fideikomisses: eine bleibende sichere Rente zu bestellen. — Will er nun dieß, so kann er unmöglich ein diesem Zwecke so wenig entsprechendes Mittel ergreifen, als der Ankauf Rothschild'scher Lose wäre, welche, indem sie einen sehr hohen Cours haben, doch nur 4 percentige Zinsen für 250 fl. abwerfen, und den Rest (gegenwärtig beiläufig 85 fl.) unverzinst, bloß für die Hoffnung eines Gewinnes liegen zu lassen. — Ich glaube, was der klug raisonnirende Private im Allgemeinen in dieser Hinsicht thut, ist das räthlichste und tauglichste für den Fideikomißstifter; — jener legt aber nie ein Vermögen, von dessen Rente er leben will, in Rothschild'schen Papieren an; sondern kauft bloß einige, um gleichsam dem Zufalle die Thür zu öffnen. — Daher glaube ich, den Schlußsatz S. 59 sub a: »daß solche Papiere höchstens als Nebenaktien taugen,« auch auf diese Partialen ausdehnen zu müssen.

In dem zweiten Hauptstücke wird von dem Subjekte des Fideikomisses gehandelt. Bei Erörterung der Frage: »wer zu den Geschlechtsfolgern gehöre?« verdient S. 67 die Behandlung der Streitfrage: »Sind Kinder, die »zwar von einer rechtmäßigen Gattin, aber vor dem Beginne »des siebenten Monaths nach Eingehung der Ehe geboren wur»den, deren Vater aber vor dem Ausgange des dritten Mo»naths, nach Bekanntwerdung ihrer Geburt gestorben ist, ohne »die Vaterschaft gerichtlich zu widersprechen, für den Fall nicht »unter die Geschlechtsfolger im engeren Sinne zu rechnen, »als die sonst in ihrem Rechte gekränkten Fideikomiß-Anwär»ter während den drei Monathen nach dem Tode des Mannes »die eheliche Geburt gerichtlich widersprechen?« eine besonders rühmliche Erwähnung.

Es ist Jedermann bekannt, daß diese in der Praxis von so entschiedener Wichtigkeit anerkannte Frage von ausgezeichneten Kommentatoren behandelt wurde, unter denen eine eben so große Meinungsverschiedenheit herrschte, als es sich einige zur Aufgabe zu setzen schienen, selbst die klaren Stellen des Gesetzes zu verdunkeln. Die so rein aus dem Gesetze entnommene Begründung der nun vorliegenden Ansicht zeichnet sich meines Erachtens vorzüglich durch ihre Klarheit und streng logische Ausführung aus. Entfernt von aller juridischen Ostentation tritt bloß jenes Gesetzeswort für die zu vertheidigende Meinung in die Schranken, welches nothwendig angeführt werden muß, um jedem vernünftigen Zweifel zu begegnen. Ich werde noch am Schlusse dieser Beurtheilung Gelegenheit haben, über die, Herrn W. eigenthümliche Argumentirungs- und rücksichtlich Kommentirungsweise zu sprechen, und zu zeigen, worin ich ihre Vortheile zu finden glaube.

Die zweite, S. 70 erörterte Streitfrage: »ob ein nach dem »zehnten Monathe seit der Scheidung von Tisch und Bett ge»bornes Kind die Vermuthung der Ehelichkeit für sich habe »(mithin unter die Geschlechtsfolger gezählt werden könne)?« — welche der Verfasser bejahend beantwortete — ist durch das nach Herausgabe des vorliegenden Werkes erschienene Hofdecret vom 25. Junius 1835 verneinend entschieden worden, indem dieses Hofdecret sagt: »Die Kinder, welche »von einer, von Tisch und Bett geschiedenen Ehegattin, zehn »Monathe nach gerichtlicher Scheidung geboren werden, sind »nur dann für ehelich zu halten, wenn gegen den Ehemann »der Mutter der in dem §. 163 des a. b. G. B. geforderte Be»weis geführt, oder wenn sonst bewiesen wird, daß in dem »Zeitraume, in welchem nach dem §. 138 die Zeugung gesche»hen konnte, der Ehemann und die Mutter, obgleich ohne dem »Gerichte die Anzeige zu erstatten, in die Gemeinschaft zurück»getreten waren.« — Es steht also die gesetzliche Vermuthung für die Unehelichkeit einer solchen Geburt; — welche (praesumtio juris) aber durch den Gegenbeweis aufgehoben werden kann.

Die Erwerbsfähigkeit der Geschlechtsfolger bildet den zweiten Abschnitt. Hier wird nun sub 2 die Behauptung aufgestellt, der §. 23 des ersten Theiles unseres Strafgesetzbuches lit. c habe durch die Worte: »Der Verbrecher kann »von dem Tage des ihm angekündigten Urtheiles, und so lange »seine Strafzeit dauert, weder unter Lebenden ein verbindli»ches Geschäft schließen .....«, — den Verbrecher auch an Erwerbungen aus einem unentgeldlichen Titel hindern wollen.

Die Gründe für diese Meinung findet der Verfasser: a) im Gesetze, welches im Allgemeinen von verbindlichen Geschäften spricht, »und da das Gesetz nicht unterscheidet, so dürfen auch wir nicht unterscheiden;« — und b) im §. 279, der dem Verbrecher einen Curator rücksichtlich des Vermögens, welches er besitzt, nicht aber, welches er erst erwerben soll, zu bestellen gestattet.

ad a) Ist es keineswegs an dem, daß, wenn das Gesetz nicht unterscheidet, auch wir nicht unterscheiden dürfen; ich glaube, daß wir sogar unterscheiden müssen, wenn ohne eine solche Unterscheidung ein Widerspruch oder eine Tautologie des Gesetzes hervorkäme; — dieß wäre aber der Fall, wenn man den allgemein ausgesprochenen verbindlichen Geschäften auch die unentgeldlichen Erwerbungen subsumiren müßte. Nimmt man nämlich verbindliches Geschäft für jedes Geschäft (es mag den Verbrecher allein, den andern Vertragschließenden allein oder beide verbinden), so genügt der Ausdruck »Geschäft,« denn daß ein Geschäft verbindlich sei, versteht sich ja von selbst. Soll also der Beisatz: »verbindliches« Geschäft einen Sinn haben, so muß es nothwendig so viel heißen als: »ein für ihn (den Verbrecher) verbindliches Geschäft.« Wir müssen daher

unterscheiden, obgleich das Gesetz nicht unterscheidet; denn gerade durch die logische Auslegung wollen wir ja darauf kommen, ob das Gesetz nicht unterschieden haben wolle.

ad b) Glaube ich, der §. 279 entscheide deßhalb nichts, weil er, wie jedes Gesetz, bloß den gewöhnlichen Fall beachtet; der ist aber der: daß ein Verbrecher durch seine Abwesenheit im Vermögen, welches er besitzt, gefährdet werden könnte; denn es liegt am Tage, daß er im Vermögen, welches er nicht besitzt, nicht gefährdet werde. Daß aber der Verfasser glaubt, diese Gesetzesstelle mit dem Wörtchen »schon« suppliren zu müssen, und also sagt: »im Vermögen, welches er (schon) besitzt«, darin finde ich eben eine Unterscheidung, die nicht im Gesetze liegt, was also um so weniger angeht, »wenn wir nicht unterscheiden dürfen, wo »das Gesetz nicht unterscheidet.« (?)

Endlich spricht auch für die gegentheilige Meinung manche gesetzliche Verfügung; so sagt z. B. die Allerhöchste Entschließung vom 27. April 1835: »daß dem Masseverwalter das Be»fugniß zustehe, sich zu einer, dem Kridatar angefallenen »Erbschaft oder Vermächtniß bedingt Erbs zu erklären, und »das Vermächtniß anzunehmen.«

Dieß gilt von allen Kridataren (weil das Gesetz nicht unterscheidet), also auch von einem Verbrecher. — Wenn nun ein Kridatar ein Verbrechen begangen hätte, in Folge dessen er zum schweren Kerker verurtheilt würde, so könnte sich der Konkursmasse-Verwalter (wenn die Meinung des Verfassers wahr wäre) nicht Erbs erklären, und es wären eigentlich die unschuldigen Gläubiger diejenigen, welche die Folgen des §. 13 lit. c treffen würden, es sollen aber »die Strafe (nach §. 25) und ihre Folgen Niemanden als den Verbrecher treffen,« und nach §. 35 »ändert die Strafe des Verbrechers nichts an den Rechten derjenigen, denen .... Entschädigung .... aus seinem Vermögen gebührt,« also auch gewiß nichts an den Rechten der Gläubiger.

Diese Inconvenienz aus der benannten Allerhöchsten Entschließung muß sich um so öfter ergeben, als es gerade oft in dem Interesse der Gläubiger seyn kann, die Kriminal-Untersuchung über den Kridatar aus dem §. 178 lit. f des I. Th. d. St. G. B. zu veranlassen, während sie andererseits hiefür gleichsam bestraft würden, wenn der Kridatar sie mehr betrogen hätte[1], und nicht bestraft würden, wenn sie nur unbedeutend betrogen worden wären.

Auch dann tritt die gerügte Schwierigkeit ein, wenn über einen bereits verurtheilten Verbrecher der Konkurs eröffnet werden müßte; kann aber der Masseverwalter sich im Namen des verurtheilten Kridatars Erbs erklären, so muß dieß auch juridisch dem Verbrecher möglich seyn. — Ich glaube dieses um so mehr, als sonst die Folge des §. 23 lit. c eine verkappte Vermögensstrafe enthielte, denn es wäre eine Strafe, welche den Entgang eines sichern Gewinnes verfügte, was sich mit unserer Strafjustiz deßhalb nicht verträgt, weil bei Verbrechern von Vermögensstrafen kein Gebrauch gemacht wird (§. 9). Nicht minder sprechen der 11te und 12te Absatz des Kundmachungs-Patentes für meine Meinung, und sollte es dennoch noch zweifelhaft seyn, so ist meine Ansicht die gelindere, also die gesetzliche. §. 425, I. Th. d. St. G. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1] Weil bei einem bedeutenderen Betruge die Strafe schwerer Kerker ist, während bei geringeren Betrügereien bloß Kerkerstrafe angedrohet ist.

Literarische Notizen.

Am 9. November d. J. beginnt zu Heidelberg die öffentliche Versteigerung der Bibliothek von Joh. Heinrich Voß. Der 103 Seiten starke Katalog ist vorzugsweise in seiner ersten Abtheilung: »Griechische und lateinische Schriftsteller« beachtenswerth. Abgesehen davon, daß die meisten Klassiker in verschiedenen und den besten Auflagen vorhanden sind, dürften bei mehreren Exemplaren die handschriftlichen Bemerkungen des weiland gelehrten Besitzers für Philologen und Liebhaber ein großes Reizmittel seyn.

Von der neuen verbesserten und durch F. Fagot bis auf unsere Tage fortgeführten: Histoire de France, depuis les Gaulois etc. par *Anquetil*, sind bis jetzt 6 Bände erschienen. Paris, Krabbe, 1834 und 1835. 8. Die gleichzeitig erscheinende siebente Auflage von *Montgaillard* hist. de France, depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825 ist gleichfalls bis zum 6. Bande vorgeschritten. Paris, Montardier, 1834 und 1835. 8. (Vollständig 9 Bände in 90 Lieferungen zu 3 Bogen mit 1 Kupf. 50 c.) Von der Histoire de France, depuis les temps plus reculés jusqu'en Juillet 1830, par les principaux historiens, et d'après les plans de *M. M. Guizot*, *A. Thierry* et *de Barante*, sind bisher 76 Lieferungen, jede zu 3 bis 5 Bogen mit 1 Kupfer (Paris, Mame, 1834 und 1835) ausgegeben worden.

Doktor J. Mützell in Berlin hat in mehrere Blätter nachstehende Aufforderung einrücken lassen: »Der Unterzeichnete arbeitet an einer neuen Ausgabe der Schrift des Apollonius Dyskolus περὶ συντάξεως mit kritischen und exegetischen Kommentarien, welche in einigen Jahren im Verlage der Buchhandlung von Duncker und Humblot erscheinen wird. Da er die Kritik der Schrift auf eine möglichst umfassende Benutzung der Handschriften zu gründen beabsichtigt, so erlaubt er sich an alle diejenigen, welche etwa im Besitze handschriftlicher Hülfsmittel für den angegebenen Zweck seyn möchten, namentlich an die Vorsteher derjenigen Bibliotheken, deren Kataloge durch den Druck noch nicht bekannt gemacht sind, hiermit die Bitte zu richten, daß sie die Geneigtheit haben möchten, ihm eine Mittheilung über die Existenz solcher Hülfsmittel und über die Bedingungen, unter denen die Benutzung derselben gestattet werden könnte, gefälligst zukommen zu lassen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

88. Mittwoch, den 4. November **1835.**

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Schluß.)

Feisi, der letzte, aber ewige Stern erster Größe am Abendhimmel persischer Dichtkunst [1], — von dem man wohl sagen möchte, wenn es nicht allzu sibyllinisch klänge — daß er, abschließend die zauberische, bedeutende Welt der alten Volks- und der Korans-Poesie, die Geburt einer neuen Zeit, einer Morgenröthe der Kultur, vorahnend, dem Orient verkünde. Einsam steht er da, am Abend romantischer Jahrhunderte; und sieht die Nacht hereinbrechen, die ihn nicht irrt, denn er hat das Licht gesehen, welches gewiß aufgehen wird, und auf dessen Herrlichkeit die Augen seiner Brüder zu lenken, das Tagewerk seines Lebens, das heitere Thema seiner Akkorde ist. Jeder Stern, der die Nacht durchfunkelt, jeder Blitz, der durch ihre Räume zischt, ist ihm ein Bothe des Tages, den sein weissagendes Lied huldigend begrüßt, — bis er, eine ernste Memnonssäule, dem ersten, segnenden Strahl der Göttin in himmlischem Entzücken erklingt. — Bruder des erhabenen Wesirs Abul-Fasl, Günstling des großen Schah Akbar, wird er von diesem zu den Bramanen gesendet, um, unter dem Scheine eines Proselyten, in ihre Mysterien zu dringen und sie dem Sultan zu verrathen. Den uralten Kultus zu vernichten, damit der Islamismus verherrlicht werde, hatte der Herrscher beschlossen. Feisi gehorchte dem Befehle der Sendung; er ging und kehrte wieder; aber siehe da! nicht als Verräther, sondern als Vertheidiger der edelsten Menschen, jener Weisen, »die auf der Erde und nicht auf der Erde wohnen, in fester Burg ohne Befestigung, ohne Besitzthum im Besitze von Allem« (Philostr. b. ä. Ap. III. 15); als ihr Jünger und Freund trat der Dichter vor den König hin; die Kraft seiner Ueberzeugung, von dem Athem der Liebe beseelt (siehe v. Hammer a. a. O. S. 400), goß Zauber in seine Rede, und wirkte im wohlwollenden Monarchen den schönen Sieg einer Duldung, welche den Namen des Großen, den der Fürst führte, bekräftigte und unvergeßlich macht. Der Dichter aber hinterließ uns als Vermächtniß beseligender Weisheit jenes Buch, welches zwar nur den kleinsten Theil seiner Werke ausmacht, kraft des inwohnenden Geistes aber zu den Denkmalen reiner Menschheit gehört, und seinem Urheber den Platz anweist, auf dem wir ihn mit Verehrung gewahren. »Sonnenstäubchen« (Serre) hat er es überschrieben; in tausend und einem Verse besteht es, in welchen der Sänger dem Lichte huldigt. Weder Gehalt noch Behandlung eines solchen Werkes läßt sich, ohne demselben unrecht zu thun, näher erörtern; möchte die Würdigung, womit wir es aufnehmen, Befähigte anregen, sich an's Ganze zu wagen, und es in unserer Sprache uns zur Erbauung vorzulegen! Ich füge nur noch hinzu, daß auch in seinen übrigen Gedichten ein Geist stiller Heiterkeit, reinen Seelengenusses und friedlicher Duldung webt, der uns wie Paradieses-Luft anweht; und setze die Worte her, mit welchen er jenes wundersame Buch schließt:

Dieser Redepallast, den ich erbauet als Meister,
Ward auf meinen Wink tausend-einsäulig geschmückt;
Alle Züge des Plan's entlehnt' ich der ewigen Sonne,
Aller Sinn ist von Gott, und nur die Worte sind mein.

Als der ewige Herr in die Hand mir den Schlüssel gegeben,
Schlossen Schätze des Sinn's meinem Verstande sich auf;
Als ich der Sonne Preis gesungen am Morgen in Hymnen,
Sah ich, wie sie das Haupt senkte vom Himmel zu mir.

Sey es gestattet, zum Andenken des herrlichen Dichters, gegen welchen die Prosa der Kritik ohnehin im größten Nachtheil erscheint, einige Verse als Abschluß anzu-

[1] Denn Persisch sind seine Werke verfaßt, obgleich er von Geburt ein Indier war.

Digitized by Google

führen, wie sie das erste Staunen über eine solche Erscheinung in mir erzeugte:

So ist auch dir das heil'ge Licht geworden!
Auch du erklangst, vom Morgenstrahl berührt,
Und hast für dich die edle Glut geschürt,
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und so vereint in rührenden Akkorden
Der tiefste Wunsch, den jede Brust verspüret,
Der stille Glaube, der zum Höchsten führt,
In Harmonie Ost, West, und Süd und Norden.

Es ist ein reines, inniges Genießen —
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauschen,
Wie's, unverstanden, durch die Lüfte schallt:

Und wie es jetzt nur leise wiederhallt,
So wird's — wir hoffen's! — in einander fließen,
Und Preis des Höchsten durch die Welten rauschen.

Nachdem ich nun, was ich im Einzelnen den Erläuterungen Goethe's beizufügen hatte, entwickelt, erübrigt nur noch, die Uebersicht, welche er als Resumée von der ganzen persischen Dichtkunst gibt, mit Rücksicht auf diese Modifikationen und Erweiterungen, zum Schlusse hier zu ernennen, indem ich dem Siebengestirn, das er aufstellt, eine würdige Zwölf substituire.

Ueberblicken wir also die Folgereihe persischer Dichter, so gewahren wir, daß

Firdusi, ein großer, freier, nationaler Charakter, die ganzen vergangenen Staats- und Reichs-Ereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm; so daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Omar Chiam, an Freiheit und kühner Eigenheit ihm zu vergleichen, bedingt vielleicht durch seine geistreiche Schrankenlosigkeit eine folgende enkomiastische und mystische Epoche.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schah's; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan. Aber, wunderbar genug! um ein Gleichgewicht darzustellen, ergab er sich zugleich der bittersten Satyre, — bis er, am Ende seines Lebens, von Lob und Schimpf ausruhte, und die Kraft seiner Verehrung auf Gott, die seines Tadels auf sich selbst richtete.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in seinem Bezirk vorhanden seyn mochte; alles aber bezieht er auf das Sittliche, und findet in einem liebevollen Handeln allen Räthseln die beste Auflösung.

Attar erscheint in der ersten Einfachheit und Glorie alter Mystik, die noch auf ethischer Grundlage ruht, und entzündet

Dschelaleddin Rumi zu ähnlichen Studien, der sich aber, jene Grundlage verlassend, in eine räthselvolle Welt abstruser Gebilde verliert, in den Ocean ahnender Gefühle träumerisch untertaucht, und mehr verwirrt als beruhigt. Glücklicher Weise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit gränzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, begnügt sich, alles abzuweisen, wornach die Menschen begehren, alles bei Seite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und erscheint dabei immer als lustiger Bruder ihres Gleichen. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kamehl- und Maulthiertreiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Er ist der wahre Dichter: wie Homer befreit er uns noch nach Jahrhunderten durch die glorreiche Macht der Rhythmen von der Last des Tages.

Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah, band dieß alles zusammen in Garben, bildete nach, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigend.

Hatifi trat noch nach ihm in derselben Sphäre auf; und nur seine Beharrlichkeit, sein großer Wille, seine ernste Tiefe, seine noch im Alter jugendliche Glut und Kraft, durften es wagen, zu einem solchen Vergleich aufzufordern.

Saib, der philosophische Lyriker, nähert sich unläugbar einer neuern, reflektiven Zeit, welche mehr Besonnenheit und auf sich selbst gestützte Thatkraft fordert, als poetische Beschaulichkeit. Weisheit Einzelner war längst im Osten heimisch; Bildung Aller soll sich nun geltend machen, und so schließt sich mit

Feisi die Wunderwelt des Orients dämmernd ab, indem er zugleich, aus der Nacht, die nur Durchgang ist, wie der Stern des Morgens aus Gewölken, verhüllt auf höhere Entwicklungen deutet.

Wer zum Symbolisiren geneigt ist, dem muß sich, wenn er diesen Zodiakus überblickt, die Betrachtung aufdringen, daß hier mehr noch als bei Goethe's Siebengestirn eine bedeutende sinnbildliche Folge sich darstellt, die uns den Gang menschlicher Bildung überhaupt, bei Einzelnen wie im Ganzen, vor's Auge bringt. Ein Mährchen- und Heroenleben schwebt dem Jugendalter vor, das, wenn es auf dem Boden der Wirklichkeit sich nicht halten will, dem fröhlichen Genusse Platz macht, der ins gesellige Treiben verwickelt. Hier werden wir abwechselnd zu Anerkennung und Satyre angeregt, bis wir lernen, um die innere Forderung nach einem sittlichen Daseyn zu befriedigen, bei unserer eigenen Besserung anzufangen. Die innere Welt erschließt sich uns, wir werden ein geistig Unendliches gewahr, das uns in seinen Unergründlichkeiten zu verschlingen drohte, wenn nicht bittere Erfahrungen uns wieder in den Weltlauf zurückrissen, und unsere Anforderungen allmählich zu jener Genügsamkeit herabstimmten, welche das eigentliche Element des Glückes ist. Wir genießen nun, indem wir uns nach allen Seiten bilden und beschäftigen; wir geben zu genießen, indem wir leisten; allein jene alten Forderungen, die tiefsten unseres Geistes, kehren wieder, und, was wir jugendlich vom Augenblicke, vom raschen Drang erwartet hatten, lernen wir nun, indem wir den Wegen des Ganzen denkend nachforschen, von der ewigen Versehung mit Ergebung hoffen, die gläubige Seele ehrfurchtsvoll dem Lichte zugewendet.

Ich überlasse die Zusammenstellung dieser Betrachtung mit jenem Cyclus dem Leser, und, indem ich hoffe, zum weitern Denken Stoff genug gegeben zu haben, schließe ich meine Ergänzungen mit dem Wunsche, daß sie etwas zur Vermehrung, zur Auffrischung der Liebe an orientalischen Studien, und zur Kenntniß des Orients bei Jenen, die sich ihnen nicht widmen können, beitragen möchten!

Das Fideikomiß-Recht nach dem österreichischen allgemeinen bürgerl. Gesetzbuche. Von Ignaz Wildner, Doktor der Rechte ıc. Wien 1835.

(Fortsetzung.)

Im dritten Abschnitte wird mit vieler Sachkenntniß die Besitzfähigkeit der Geschlechtsfolger erörtert, wobei die Darstellung der in den verschiedenen Provinzen geltenden Abweichungen für den Praktiker von unschätzbarem Vortheile ist.

Der Titel zum Fideikomisse bildet das dritte Hauptstück, welches in seinem ersten Abschnitte den öffentlichen, und in seinem zweiten den Privat-Titel zu Fideikomissen behandelt.

Die Behauptung des Verfassers S. 82: daß bis zu dem vom Kaiser Leopold I. am 2. October 1674 erlassenen Gesetze kein gesetzliches Hinderniß bestand, Fideikomisse zu errichten, findet in Bezug auf einige Provinzen [1] in dem Hofdecrete vom 15. April 1638 ihre Widerlegung. — Kaiser Ferdinand III. befahl nämlich in diesem Hofdecrete: »Ein Vater »kann pupillariter und vulgariter insgemein substituiren, Fi»deikomissa aber und Majoraten ohne Ihro Majestät »Confirmation nicht errichten.« — S. 87 vermißt man ungern das Hofdecret vom 20. November 1726, denn dieses ist das älteste Gesetz, welches die gesetzlich vorgeschriebene Instruirung des Gesuches (welche eben da sub a dargestellt wird) bespricht, und gehört somit ganz gewiß hierher, da der Herr Verfasser sonst stets bemüht war, den gegenwärtigen Stand der Dinge geschichtlich aus dem ältern abzuleiten. Dieses Hofdecret sagt ausdrücklich: »Wer den »landesfürstlichen Consens ad errigendum fideicomissum Fa»miliae perpetuum erhalten will, soll ein Petitum auf »vollständige Art verfassen, und die Succes»sionsordnung ..... und die ad Fideicomissum destinirten wollenden Corpora, wie auch deren ei»gentlichen Werth specificiren ıc.« — Es scheint jedoch, daß dieses Hofdecret in der Praxis in Vergessenheit kam, die Gesetzgebung fand sich daher veranlaßt, mit dem Hofdecrete vom 13. Julius 1832, Franz I. G. u. V. Band 60, S. 196 diese Vorschrift zu erneuern. Obgleich nun der Verfasser auch dieses Hofdecret, weil es in der Justiz G. S. nicht vorkommt, übersehen hat; so ist es doch sehr angenehm, bemerken zu können, daß er S. 87 und 88 die im besagten Hofdecrete enthaltenen gesetzlichen Verfügungen umständlich ganz genau anführt, und aus dem Geiste unserer

---

[1] Ich sage in Bezug auf einige Provinzen, und verstehe darunter Mähren, Schlesien und Böhmen. Denn das angeführte Hofdecret, so wie die folgenden, habe ich aus: »der Sammlung der seit dem Jahre 1600 bis zum Jahre 1740 ergangenen Allerhöchsten Gesetze in chronologischer Ordnung von Franz Xaver Wekebrod, Brünn bei J. Georg Gastl,« entnommen, ohne daß es mir gelungen wäre, die fleißige Aufsuchung des Herrn Verfassers durch meine in den von ihm benützten authentischen Quellen gepflogene Nachforschung, dahin zu berichtigen, daß sie noch ältere Gesetze über die in Frage stehende Materie enthielten.

Digitized by Google

Gesetzgebung unterstützt. Dieser Umstand kann aber denjenigen nicht befremden, welchem die sorgfältige Compilations-Art unserer Gesetze nicht fremd ist. Bei so gediegener und umsichtiger Leitung unserer Gesetzgebung kann es dem gründlichen Forscher nicht entgehen, welches Verfahren in einzelnen, durch das Gesetz nicht vorgesehenen Schritten beobachtet werden muß, um dem ganzen Baue und Geiste unserer Gesetzgebung zu entsprechen. Da die gesetzgebende Gewalt fern von jeder Willkühr, nur der, aus der Natur und dem Wesen der bürgerlichen Verhältnisse entspringenden Nothwendigkeit folgend, die verbindenden Normen erläßt, so wird der Verständige das aus der Wesenheit der Verhältnisse fließende Gesetz, selbst fühlend, nicht leicht dasselbe übersehen, und dankbar in der strengen Befolgung des gesetzgeberischen Willens, die schönste Garantie der Rechtssicherheit erblicken.

Denkenden Juristen muß es vorbehalten bleiben, diesen Zusammenhang zwischen den bestehenden Gesetzen und der Natur der Verhältnisse nachzuweisen, was nur bei mächtiger Umfassung der juridischen Materialien möglich ist. In dieser Leistung, zu der sich nun freilich nur mühsam Beflissene emporschwingen, ersehe ich eines der wohlthätigsten Operate des kommentirenden Rechtsgelehrten.

Ich kann von dem ersten Theile des vorliegenden Werkes nicht scheiden, ohne einige Anmerkungen über das S. 20 ausgesprochene, und S. 84 bedingte Lob der Fideikomisse hinzuzufügen.

Wenn ich gleich weit entfernt bin, mit dem Herrn Verf. in sein unbedingtes Lob der Fideikomisse S. 20 einzustimmen, so finde ich doch das Vortheilhafte der Fideikomisse unverkennbar, wenn man die S. 20, 21 und 22 ausgesprochenen Ansichten mit den S. 84 vorkommenden Bedingnissen beschränkt.

Ich kann die Fideikomisse nicht als Zisternen ansehen, in die man das Gute der Regierungs-Verfassung zur Regenzeit (der Vergangenheit) aufsammeln, und für die dürre Zeit (der Gegenwart und Zukunft) aufbewahren soll. Ich kann in den Fideikomissen nicht den Quell der Mittel zu unserer Bestimmung erspähen, allein ich kann eben so wenig das tief durchdachte Wahre — welches in den (S. 20, 21 und 22 in Verbindung mit S. 84) ausgesprochenen Ansichten liegt, so wie die sinnig historische Begründung, verkennen.

Im Ganzen läßt sich die edle Tendenz des Autors nicht verkennen, ob er aber in seinem Lobe der Fideikomisse nicht etwas zu weit ging, mag das lesende Publikum aus Folgendem beurtheilen:

Ich kann die Fideikomisse vorzüglich als wichtig in nationalökonomistischer, und dann in geschichtlicher Bedeutung betrachten. In erster Beziehung bemerkt der Verfasser S. 22 sub 4 gegen den Einwurf, daß die Fideikomisse wegen ihrer größern Ausdehnung nicht mit allem Fleiße bewirthschaftet werden, und eine unverhältnißmäßig größere Consumtion eintritt, welche beide Momente um das alterum tantum auf den Nationalreichthum nachtheilig einwirken, daß die größeren Fideikomiß-Besitzer gerade wieder mehr physische Kräfte haben, um die Bedürfnisse des Bodens eher zu erkennen, — und die größere Consumtion keine unproductive sey. — Allein kurz läßt sich darauf erwiedern, daß die größeren Herrschaften, wenn sie ja deßhalb, weil sie größer sind, besser bewirthschaftet würden, es um so mehr seyn müßten, wenn sie keine Fideikomisse wären, weil der ungebundene freie Eigenthümer immer zweckmäßiger für seine Wirthschaft nöthige Umänderungen treffen kann, als der gebundene Fideikomiß-Besitzer. Dieser übrigens sorgt meistens nur für sich, wobei freilich, wenn die fremde kostspielige Administration während der Minderjährigkeit nicht zu beachten kömmt, die S. 24 vorgeschlagene Ultimogenitur — abhelfen könnte.

Was die Consumtion betrifft, so ist die Widerlegung, daß dieselbe eine productive sey, auch nur in so fern stichhältig, als man keine wohlfeilere productive Consumtion hätte; dieß finde ich aber offenbar in der Bewirthschaftung großer Herrschaften durch freie Eigenthümer. Uebrigens bleibt es trotz diesem wahr, daß zu den Fideikomissen ein Theil aus dem freien Nationalvermögen ausgeschieden, und zu einem nicht freien umgestaltet wird; ich begnüge mich, hier in Kürze zu bemerken, daß so die Bestellung eines Fideikomisses stets eine Art Amortisirung eines Theils des Nationalvermögens sey; und kann mich nicht überzeugen, wie die Beschränkung des Verfügungsrechtes mit Grund und Boden für die Wohlfahrt des Staates in national-ökonomistischer Hinsicht Vortheil bringend seyn kann? — Der Verfasser sagt S. 28 sub 5, daß der Einwurf, als wenn das Fideikomiß durch Hemmung des Umschwunges des Eigenthums, dem Fleiße seine Motive nehme — nur dann wahr wäre, wenn alles Eigenthum diesem Institute gewidmet würde. — Ich glaube aber, wenn alles Eigenthum dem Fideikomisse gewidmet wäre, so wäre das, was man jetzt dem, diesem Institute gewidmeten Theile des Eigenthums vorwirft, vom ganzen Eigenthume wahr.

In geschichtlicher Rücksicht kann es mir auch nicht gelingen, den Fideikomissen jene wichtige Bedeutenheit abzugewinnen. Wenn nämlich irgendwo in den Staatseinrichtungen, auf der kostspieligen Bahn des Experimentirens mit Völkerglück, wirklich Rückschritte gethau wueden, wenn das bestandene Gute durch den übertäubenden Ruf neuerungssüchtiger Unbesonnener, den Hügel der Vernichtung herabstürzte, und wie eine hinabrollende Scheibe mit jedem zurückgelegten Punkte die Grade seiner zerstörenden Erde vergrößerte, so wären diese Institutionen in ihrem Sturze auch von den Strebepfeilern der Fideikomisse nicht aufgehalten worden.

Die Menschheit schreitet, wie der Verfasser selbst mit mir S. 20 übereinstimmt, unaufhaltsam seiner erhabenen Bestimmung, »der Vollendung« entgegen, und nicht an einzelnen Schatten- oder Lichtpunkten haftet das Auge des Beurtheilers eines Bildes — der trunkene Blick erfaßt das Ganze und schwelgt in dem Gesammteindrucke von Schatten und Licht.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

89. Sonnabend, den 7. November **1835.**

Johann Keppler's Leben und Wirken. Nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von J. L. C. Freiherrn v. Breitschwert, k. würtembergischem Staatsrath. Stuttgart, bei F. C. Löfl und Sohn. 1831. 8.

Der große Keppler verdient unsere besondere Aufmerksamkeit nicht allein deßhalb, weil er, ein außerordentlicher Geist, durch die Größe seiner Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften neue Bahn gebrochen, tausendjährige Vorurtheile auf immer vernichtet, und die erkannte Wahrheit mit nicht gewöhnlichem Muthe und seltener Beharrlichkeit vertheidigt hat, sondern auch darum, weil er den größten Theil seines Lebens in den österreichischen Erbländern zugebracht, und seine folgenreichsten Entdeckungen sich an Grätz, Prag oder Linz anknüpfen.

Mit Dank müssen wir erkennen, daß der Herr Verfasser seinen Helden mit Liebe geschildert, und manche gute Notiz aufgezeichnet hat, welche nicht bloß Licht über Keppler's Leben und Wirken verbreitet, sondern auch einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Zeit liefert. Dieses Verdienst verkennen wir keineswegs, und es ist durchaus nicht unsere Absicht, dem Büchlein, das wir mit recht großem Interesse gelesen haben, die ihm gebührenden Vorzüge abzusprechen, wenn wir vorzüglich hier gewisse Fehler rügen, die es entstellen. Diese sind ein Beweis mehr, wie in früher Jugend eingesogene, lange genährte Vorurtheile das Urtheil auch nicht unbillig denkender, durch ihre Gesinnung achtungswerther Männer zu umnebeln im Stande sind. Es ist beinahe zur Mode geworden, zumal unter den Glaubensverwandten des Herren Verfassers — ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — Kaiser Ferdinand II., die Jesuiten und einiges Andere nie vorbeigehen zu lassen, ohne eine Lanze an ihnen gebrochen zu haben, sollte man sich auch immerhin der Gefahr aussetzen, den Waffenbrüdern des berühmten spanischen Helden an die Seite gestellt zu werden. Man sollte doch endlich erkennen, daß nie leidenschaftliche Deklamation, sondern nur die Wahrheit, die volle ganze Wahrheit frommen könne. Wer sie nicht kennt, wer sie nicht selbst erforscht, würde viel besser thun zu schweigen. Daß der Herr Verfasser sich, als er über K. Ferdinand absprach, in diesem Falle befand, werden die folgenden Bemerkungen zeigen. Es thut uns um so mehr leid, dieses bemerken zu müssen, als sonst der Herr Verfasser mit dankenswerther, ehrenhafter Aufrichtigkeit die Fehler seiner Confessionsverwandten darstellt.

Nachdem der Verf. im Eingange den Zustand der Wissenschaften, namentlich in Bezug auf Mathematik und Astronomie beim Auftreten Keppler's geschildert, dann die Bewegungen erzählt hat, welche das Bekanntwerden des Kopernikanischen Systems hervorbrachte, gegen welches der Kirchenglaube sowohl von protestantischer als katholischer Seite ankämpfte; endlich das Ueberhandnehmen des Aberglaubens, insbesondere so fern er sich auf Hexen bezieht, geschildert, schließt er mit der wahren Bemerkung S. 10:

»Als endlich im folgenden 17ten Jahrhundert der Fanatismus auf's höchste stieg, so wurden im Jahrhunderte, das man als das erste von den aufgeklärten bezeichnet, dem Zauberglauben mehr Opfer gebracht, als in der Zeit der sogenannten Barbarei, denn die Reformation befreite ihre Bekenner keineswegs sofort von dessen Tyrannen, er gehörte in allen christlichen Kirchen zur Rechtgläubigkeit (?).« Wir können uns nicht enthalten, hier anzumerken, daß gerade zwei Jesuiten es waren, welche zuerst und am nachdrücklichsten gegen die Hexenprozesse auftraten: Tanner und Spee.

Eben so treffend ist, was nun folgt: »Nachdem im Jahre 1617 die unirten protestantischen Fürsten unter den Waffen beschlossen, das Säkularfest der Reformation als ein Freudenfest wegen der Erlösung vom abgöttischen Papstthum zu feiern, so brach der hierdurch zu gegenseitiger Verabscheuung gesteigerte Religionshaß in einen offenen Glaubenskrieg (?) aus, der mit vandalischer Barbarei geführt, ganz Deutschland verwüstete, seine Verfassung aus den Angeln hob, und die kaum aufgekeimte Geisteskultur zerstörte.«

Einen schönen Beweis zur Geschichte der Toleranz in jener Zeit ist das Ausschreiben dieses Säcularfestes der Reformation durch den Herzog von Würtemberg, am 18. October 1617, S. 182.

Die Prediger werden in demselben angewiesen, ihren gläu-

Digitized by Google

digen Schäflein auseinander zu setzen, wie die Religion Jesu durch die Päpste »jämmerlichen« verfälscht, »was für Gräuel und Abgötterei fürgangen u. s. w.

In demselben Jahre schrieb auch Papst Paul V. ein Jubiläum aus. Der Ton der päpstlichen Bulle bildet in der That einen sehr schönen Gegensatz zu diesem Schmäh-Libell.

Mit eben so großer Aufrichtigkeit führt der Verfasser S. 26 das Gutachten des akademischen Senats zu Tübingen an, welches er unter dem 24. November 1583 in Betreff der Einführung des gregorianischen Kalenders an den Herzog abgab: »*der neue Kalender ist offenbar zur Beförderung des abgöttischen, papstischen Wesens gestellt* ꝛc. *Der Papst greift hiermit den Reichsfürsten nach ihren Fürstenhüten* ꝛc.«

Wir enthalten uns hierüber billig jeder Anmerkung, und fügen nur noch hinzu, was Kepplern selbst von Seite seiner rechtgläubigen Glaubensgenossen zu Theil wurde.

Dieser hatte sich im theologischen Stifte zu Tübingen der Theologie gewidmet. Mit Freimüthigkeit sprach er sich in einem Aufsatz, der in die Hände seiner Lehrer kam, gegen die neue Lehre der Ubiquität aus. Diese Ketzerei wurde ihm nie mehr vergessen. Der Herr Verfasser bemerkt hierüber S. 23: »Diese offen an den Tag gelegte Abweichung von der würtembergischen Orthodoxie mißfiel in dem Grad, daß K. nach vollendetem theologischen Studium kein anderes Zeugniß erhielt, als: er habe sich durch rednerisches Talent ausgezeichnet, und *untauglich* erachtet wurde, Mitarbeiter an der würtembergischen Kirche zu seyn.«

Als er von Grätz aus seine Schrift: Prodromus dissertationum cosmographicorum orbium coelestium etc. dem akademischen Senate zuschickte, hätte dieser sehr gerne den Druck des Buches verhindert, und deren Inhalt öffentlich gerügt, wäre ihm nicht der Beifall des Herzogs, welchen er dem Verfasser geschenkt hatte, bekannt gewesen, denn »die Behauptung Keppler's, die Bewegung der Erde könne unbeschadet des Ansehens der Bibel Statt finden, war in den Augen der lutherischen Theologen sowohl als der römischen Priester eine verdammliche Ketzerei.«

Endlich führen wir noch den Streit Keppler's mit dem Pastor M. Daniel Gigler zu Linz an. Nach dem Tode Kaiser Rudolphs erhielt Keppler einen Ruf der Stände zu Linz an das dortige Gymnasium. Kaum angekommen, mußte er sich vom Abendmahle ausgeschlossen sehen, weil er sich weigerte, die Konkordienformel unbedingt zu unterschreiben, namentlich die Verfluchung der Reformirten wegen ihrer Auslegung der Einsatzworte des Abendmahls. Keppler wandte sich an das Konsistorium zu Stuttgart, welches ihm bedeutete, daß Gigler sich pflichtgemäß benommen habe, und K. ermahnte, nicht mit *ungewissen zweifelhaftigen* opinionibus und *ungereimten* speculationibus die rechte Lehre zu verdunkeln, sondern nach D. Hoe's Rath von angemaßter reformatione Theologorum und von den speculationibus Theologicis in solidum abzustehen; seine Mathematica studia desto ernstlicher zu treiben, nicht extra limites vocationis zu schreiten, sondern seine fürwitzige Natur mit Hülf und Beistand des heil. Geistes zu compesciren und in Zaum zu halten; sich in allen Dingen nach Gottes Wort zu reguliren, und ad piscatoriam illam simplicitatem *accommodiren*. Aergerniß werde kein großes entstehen, wenn »ihr alle euere Schaafs-Pelz anziehen und sehen lassen wurden.« — Das alles erzählt der Herr Verfasser S. 94 und 184.

Nach solchen Aeußerungen ist es wirklich auffallend, wie man übersehen kann, daß zwischen *jetzt* und *damals* eine Kluft von 200 Jahren liegt, daß es in einem hohen Grade nicht nur unbillig, sondern ungerecht ist, von den katholischen Fürsten zu fodern, was nicht *möglich* war, daß es einmal Zeit wäre, mit dem thörichten Toleranzgerede uns in Ruhe zu lassen. Menzel in seiner neuern Geschichte von Deutschland V. Bd. S. 426 sagt: »Nach dem damaligen Stande der Verhältnisse war das Wort *Religionsfreiheit* .... *ein Name für die Berechtigung einer Partei zur Unterdrückung der andern*.«

(Schluß folgt.)

Das Fideikomiß-Recht nach dem österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche. Von Ignaz Wildner, Doktor der Rechte ꝛc. Wien 1835.

(*Schluß.*)

Der *zweite Theil* des Werkes: »*Von dem Bestehen des Fideikomisses*,« muß jeden Sachverständigen befriedigen; mit Benützung aller, in den einzelnen Materien einschlagenden Gesetze, ist die Bearbeitung mit lobenswerther juridischer Gewissenhaftigkeit vollendet zu nennen.

Ich gehe daher gleich auf das vierte Hauptstück über: »*Von dem Rechte dritter Personen in Bezug auf das Fideikomiß*,« und bemerke, daß unter dieser Aufschrift, so gezwungen sie ist, doch noch mehr einzelne Vorschriften vereint sind, als vielleicht nothwendig in den Bereich dieses Werkes gehören. Ich meine hiemit den auf der S. 244 abgedruckten Stämpeltariff, so wie die mit Umständlichkeit eines Werkes über das adelige Richteramt S. 246 und 261 behandelte Mortuar-Erbsteuer ꝛc. Da nun wohl auch die in diesen Materien vorkommenden *Abweichungen in Bezug auf Fideikomisse* allerdings Anlaß zu ihrer Behandlung gaben, so dürfte die Partie, bei dem Umstande, als auch diese mit Rücksichtsnahme aller Einzelnheiten in den verschiedenen Provinzen fleißig gearbeitet ist, nur hierdurch das sonst unrichtige »superflua non nocent« für sich haben.

Digitized by Google

Auch im dritten Theile des Werkes hat sich der Verf. als ein tüchtiger und streng logischer Rechtsgelehrter bewährt. — Dieser Theil ist meines Erachtens rücksichtlich der Eintheilung ganz meisterhaft bearbeitet; aber auch da kann ich nicht umhin, die nicht ganz hieher gehörigen, von S. 327—334 enthaltenen Vorschriften über die Tax-Entschädigungen hinweg zu wünschen.

Es ist unläugbar, daß der Verf., um bloß für österreichische Juristen zu schreiben, zu weit ausholend im Felde des philosophischen Rechtes, die Begründung des Fideikomiß-Rechtes aufsuchte. Hierdurch dürfte sich allerdings dieses Werk als eine sehr erwünschte Erscheinung für die Rechtsgelehrten von ganz Deutschland als ein allgemeines Fideikomißrecht darstellen, wenn nicht der Titel hindernd entgegenstände.

Nebst der philosophischen Begründung machte es sich der Verfasser zur sehr verdienstlichen Aufgabe, bei jeder gesetzlichen Verfügung die geschichtliche Entwicklung Schritt für Schritt, vom Ursprunge bis auf die gegenwärtige Zeit zu verfolgen.

In dieser Art der juridischen Leistungen steht offenbar der Herr Hofrath Dolliner als der erste österreichische Jurist da, und die meisten, für diese vorzüglich vortheilhafte Darstellungsart nicht unempfänglichen österreichischen Rechtsgelehrten ahmten ihm nach. Hierbei geschieht es nun leider oft, daß man selbst bei mühsamem Forschen nicht darauf kommen kann, was einst — galt — und jetzt noch besteht. Mit mehr Glück folgte der Verfasser der vom Herrn Hofrathe Dolliner eingeschlagenen Bahn, wobei er eine, für den praktischen Gebrauch sehr angenehme Abänderung eintreten ließ. Ich finde sie darin, daß der Verf. stets nach der Geschichte, oder vielmehr den älteren Gesetzen durch die Aufschrift: »damalige Gesetze,« den Leser in keinen Zweifel läßt, was ehemals und was jetzt Rechtens ist.

Was die Vollständigkeit des Werkes anbelangt, so habe ich hierüber an den entsprechenden Orten meine Ansicht ausgesprochen, und bemerkt, daß dieselbe selbst mit der so schwierigen Rücksicht aller Abweichungen in den verschiedenen Provinzen nicht verletzt ist. Die Quellen, die der Verf. benützte, sind erschöpft; jedoch sey es mir vergönnt, zu dem S. 29 abgedruckten Verzeichnisse folgende fehlende, das Fideikomiß-Institut betreffende Verordnungen nach der Zeitordnung anzuführen:

1) Gesetze Kaiser Ferdinand III. Verboth der Errichtung der Fideikomisse ohne kaiserliche Confirmation vom 15. April 1638.

2) Es ist nicht erlaubt, ein Heirathsgut auf einem Fideikomiß-Gute zu bestellen. Hofdecret vom 6. November 1653.

3) Gesetze Kaiser Leopold I. Dem fideicomissano haeredi gebührt die Wohnung und Lustbarkeiten, wenn auch ein Administrator auf dem Fideikomisse bestellt worden wäre. Hofdecret vom 31. Julius 1669.

4) Die ex post facto erkauften Güter sollen von den Fideikomiß-Gütern separirt, und nicht zu diesen intabulirt werden. Hofdecret vom 11. December 1686.

5) Ohne Ihro Majestät Allerhöchstem Consens kann ein fideicomissum familiae perpetuum nicht aufgerichtet werden, und falls dieß geschähe, extendirt sich diese Substitution nur usque ad gradum primum. Hofdecret vom 28. März 1697.

6) Dasselbe befiehlt das Hofdecret vom 22. August 1704.

7) Gesetze Kaiser Joseph I. Bei allen aufrichtenden Fideikomiß ..... soll auf die väterliche Pflicht (Pflichttheil) reflektirt werden. Hofdecret vom 2. April 1706.

8) Ehevor die Erben mit der Verlassenschaft disponiren... sollen die Allodiativ von dem Fideicomisso separirt werden. Hofdecret vom 28. Junius 1708.

9) In einem Rechtsstreite gegen ein Fideikomiß soll die Klage bloß dem actuali possidenti zugestellt werden. Hofdecret vom 16. October 1708, sub 3.

10) Gesetze Kaiser Karls VI. Bare Gelder, Schulden der Unterthanen, fructus percepti .... gehören zum Allodium. Hofdecret vom 3. November 1712.

11) Der Fideikomiß-Successor in linea descendenti hat die bloße Erbserklärung zu thun, in linea colletarali aber muß er die Erbsimmission durch den Landesburggrafen suchen. Hofdecret vom 4. December 1722.

12) Zur Erlangung des Consenses ad erigendum fideicomissum perpetuum soll ein Petitum überreicht werden ic... Hofdecret vom 20. November 1726.

13) Gesetze Kaiser Franz I. Die zum Fideikomiß bestimmten Objekte, so wie ihre Schätzung, sind in dem Gesuche um Errichtungs-Bewilligung anzugeben. Hofdecret vom 13. Julius 1832.

14) Kinder, die nach dem zehnten Monathe von einer von Tisch und Bett geschiedenen Gattin gezeugt werden, sind für uneheliche zu vermuthen. Hofdecret vom 25. Junius 1835.

Keinem, der in der juridischen Literatur Oesterreichs bewandert ist, kann es fremd seyn, wie schwierig die Aufsuchung aller, über eine einzelne Materie erflossenen Gesetze sey. Ich brauche daher nicht zu bemerken, wie leicht 13 überdieß zum Theile nur mehr geschichtlich wichtige Hofdecrete übersehen werden konnten, wenn gleich sonst eine sehr solerte Behandlung des Gegenstandes von Seite des Verfassers nicht zu verkennen ist. Vergleicht man insbesondere so viele Monographien, die es sich zur Aufgabe machten, einzelne Theile des a. b. G. B. zu commentiren, und mit den hierüber erflossenen politischen und Justiz-Verordnungen zusammenzustellen, so ist nicht leicht das Verdienst des Verf. zu übersehen.

Ich glaube daher, mit Recht behaupten zu dürfen, daß das vorliegende Werk, welches seit dem, von Dr. Vogelhuber erschienenen Versuche das einzige über Fideikomisse ist, und durch Entgegenstellung des letzteren nur im Werthe

Digitized by Google

steigen muß, für jeden Juristen ein eben so willkommener als nothwendiger Beitrag der juridischen Literatur seyn wird.

Dr. J. Herz.

Bilder aus der Fremde.

(Schluß.)

Wir zogen rechts am Montanvert hinauf, um weiter oben über das Eismeer zu setzen, und nach Erklimmung des Converele den Jardin zu besuchen. Dieser Garten ist eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen, — eine blühende, mit den schönsten Alpentristen prangende Oase, mitten in einem ungeheuern Eisfelde, ein üppiges Leben mitten im Gräuel der Erstarrung. Leider konnten wir diesen Ausflug, den man von Prieuré aus auf 13 St. rechnet, des einfallenden Nebels wegen, nicht vollenden. Es blieb uns aber ein anderes Schauspiel vorbehalten, das durch die Kühnheit seiner Darstellung den Garten noch übertrifft, — der Ursprung des Arveyron. Der Pfad dahin führt von Montauvert durch das Thal zurück. Wir wählten einen viel kürzeren, aber äußerst abschüssigen und gefährlichen Weg, den gewöhnlich nur die Lawinen zu wandeln pflegen. Unser Führer wußte aber zu unserem Troste ganz genau, daß an diesem Tage daselbst kein Eis niedergehen würde. Beim Hinabsteigen hatten wir das Glück, eine große Lawine vor unsern Blicken in das Thal stürzen zu sehen. Ein fernes Brausen, das sich allmälig zum Kanonendonner einer ganzen Batterie verstärkte, verkündete das Herannahen des ungeheuern Eisklumpens, der auch nach wenigen Sekunden mit Blitzesschnelligkeit vorbei rasselte, und unaufhaltsam in seinem Rollen, alle Hindernisse zertrümmernd oder überspringend, einen Wasser- und Schneeregen weit um sich sprühend, mit einer sinnbetäubenden Explosion in der Tiefe verschwand. Der Boden ringsum zitterte, die Luft wich scheu zurück und verlegte das Athemhohlen. Das Blut in unsern Adern drängte sich zum Herzen, und nur die Ueberzeugung unserer vollkommenen Sicherheit konnte uns beim Anblicke dieser vernichtenden Naturerscheinung aufrecht erhalten. Die Leute in Chamonix sind mit diesem gefährlichen Feinde schon vertraut. Sie wissen so ziemlich genau, wann und wo die Lawinen niedergehen.

Nachdem wir eine gute Strecke Weges durch schnelles Abfahren verkürzt hatten, gelangten wir an den Fuß des Eismeeres, wo der Arveyron seinen Ursprung nimmt. Ein riesiges Eisgewölbe, dessen Wände und Nischen in allen Farbenabstufungen vom dunkelsten Blau bis zum schneeigsten Weiß schillern, speit mit Ungestüm die schäumenden Fluthen des Stromes aus, der sich durch herabgestürzte Granitblöcke und Eistrümmer seine Bahn zum Flußbeete der Arve bricht. Die Phantasie könnte nicht schöner die Behausung eines Flußgottes ausmahlen. Stundenlang könnte man, ohne satt zu werden, auf einem Felsblocke sitzen, und in die Vertiefung des Eispallastes starren, und dem lärmenden Jubelrufe des entfesselten Stromes lauschen.

Bewältigt von der Großartigkeit der gesehenen Naturwunder kehrten wir schweigend in unseren Gasthof zurück. In diesem Augenblicke blieb uns nur noch Ein Wunsch übrig, — die Besteigung des Mont-Blanc. Allein zu diesem kühnen Unternehmen gehören große Vorbereitungen und Auslagen; auch schien das Wetter in diesem Jahre keine Besteigung mehr zu gestatten; wenigstens hätte man mehrere Tage auf einen günstigen Zeitpunkt harren müssen.

Unser Führer theilte uns nachstehendes Verzeichniß jener Reisenden mit, die den Gipfel des Mont-Blanc glücklich erstiegen haben.

1. Doktor Paccard und Jakob Balmat (aus Chamonix) am 8. August 1786.
2. de Saussure (aus Genf) am 3. August 1787.
3. Oberst Beaufroy (Engländer) am 9. August 1787.
4. William Woodley (Engländer) am 5. August 1788.
5. Freiherr Doorthesen (aus Kurland) und Forneret (aus Lausanne) am 10. August 1802.
6. Rhodas (aus Hamburg) am 10. September 1812.
7. Graf Malczeski (Pole) am 4. August 1818.
8. Doktor J. Reuselaer und Mr. Howard (Nord-Amerikaner) am 12. Julius 1819.
9. Marine-Kapitän Undrell (Engländer) am 13. Aug. 1819.
10. Friedrich Clissold (Engländer) am 18. August 1822.
11. Jackson (Engländer) am 4. September 1823.
12. Doktor Edmund Clark und Kapitän Markham Scherwill (Engländer) am 26. August 1825.
13. Charles Fellowes und W. M. Haiwes (Engländer) am 25. Julius 1827.
14. Mr. Audjo (Schottländer) am 9. August 1827.
15. Kapitän E. B. Wilbraham (Engländer) am 3. Aug. 1830.
16. Doktor Martin Barry (Engländer) am 17. Sept. 1834.
17. Graf Henry de Tilly (Franzose) am 9. October 1834.

Im Ganzen ist mithin der Gipfel des Mont-Blanc 17 Mal erstiegen worden. Graf Tilly gab über seine Expedition eine Schrift in Genf heraus, die, abgesehen von den karlistischen Episoden, recht angenehm zu lesen ist, und wovon so eben eine Uebersetzung im Morgenblatte abgedruckt wird.

Am Rückwege sahen wir noch den schönen Gletscher bei Bossons, der auf seiner Höhe noch mehr als das Eismeer zerklüftet, und deßhalb auch gefährlicher zu überschreiten ist. Erhoben und erkräftigt durch den Anblick dieser kolossalen Gebirgsnatur, kehrten wir nach Genf zurück.

W. Christ. Huber.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

90. Mittwoch, den 11. November **1835.**

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften. Von Dr. Troxler, Professor an der Hochschule in Bern. Bern 1835. 8.

Professor Troxler gehört zu den bedeutendsten philosophischen Erscheinungen der Gegenwart. Aus Schelling's Schule hervorgegangen, ihm und allen den großen Männern, die damals in Jena und Weimar lebten, befreundet, hineingezogen in alle Tiefen der Bewegungen der Zeit, hat er stets einen eigenen Standpunkt zu behaupten gewußt, und ist vorzüglich als das Mittelglied merkwürdig, das die Schule der Identitätslehre mit jener Jakobi's verknüpft. Das vorliegende Buch hat nun den Zweck, dem großen gemischten Publikum sein philosophisches Glaubensbekenntniß vorzulegen und insbesondere das Verhältniß zu entwickeln, in dem es zu den andern, gegenwärtig bekannten und geschätzten Systemen steht. Um nun, was wie daran löblich oder tadelnswerth gefunden, nach Recht und Billigkeit dergestalt darzustellen, daß dem kundigen Leser die Möglichkeit der eigenen Entscheidung über Wahrheit und Richtigkeit unseres Urtheiles werde, müssen wir etwas weiter ausholen, und durch die genetische Entwicklung des gegenwärtigen Standes der Speculation die Lücke bezeichnen, die Troxler auszufüllen strebte, und die eigenthümliche Lage, in die er sich zu dem Ziele der Forschung, der Verständigung über das eigene Selbst und die historischen Verhältnisse, in denen es auftritt, gestellt hat.

Der Hauptmoment aller Philosophie liegt in Cartesius. Erst mit ihm trat der Denkgeist in seiner Ichheit (Persönlichkeit), im Gegensatz zur unpersönlichen Natur rings um uns her, gebieterisch in den Vordergrund der Forschung, und diese schlug mit ihm aus dem objektiven Anfangspunkte (des Gegebenen in Natur und Geschichte), den sie bisher behauptet, in den subjektiven, des Geistesgedankens, über. Dieser wesentliche Gegensatz zwischen Persönlichkeit und Unpersönlichkeit, Geist und Natur, war von nun an der Anstoß zu aller philosophischen Fortbewegung. Ob er wirklich oder scheinbar, substantiell oder accidentiell, auszugleichend oder unausfüllbar sey, wie seine Glieder zu ihrer thatsächlichen Wechselwirkung, ihrer hypostatischen Vereinigung im Menschen kämen, welche Rechte sie sich gegenseitig einzuräumen hätten, dieses sind die großen, sowohl theoretisch als praktisch wichtigen Fragen, die sich fortan zur Beantwortung vorgedrängt haben.

Bei Cartesius war nun dieser Gegensatz unvermittelt stehen gelassen, ja nicht einmal in seiner Wahrheit erfaßt worden; indem aller Gedanke dem Geiste zugeschrieben, die Natur und alle in ihr auftauchende Reflexionsbildung ausschließlich als Ungedanke aufgefaßt worden war. In seinem Systeme fand der Denkgeist keine Antwort für alle jene Fragen, und was Geulinx in dieser Beziehung auf dem Boden des cartesischen Systemes durch seine Hypothese der gelegentlichen Ursachen versuchte, hieß nur ein Wunder durch das andere erklären wollen.

Diese Lücke rief die beiden kühnen Versuche Spinoza's und Malebranche's hervor: Jener dualistische Gegensatz zwischen Geist und Natur, Gedanke und Ausdehnung, sie sind Attribute (modi) der einen und derselben absoluten Substanz. — Wir schauen, wirken und werden bewirkt in Gott, in ihm sind alle Gegensätze verschwunden. — Beide Lehrreihen sind Modifikationen des einen und desselben speculativen Dranges, jenen Gegensatz dadurch auszugleichen, daß er in einem höheren Dritten als vernichtet und aufgehoben erscheint.

Bald fühlte sich jedoch das Bedürfniß der Selbstverständigung in diesen Vermittlungsversuchen unbefriedigt. Wie können einer und derselben Substanz so entgegengesetzte Accidenzen (als Gedanke und Ausdehnung sind) zugeschrieben werden? Was sind wir, wenn Gott in uns oder wir in Gott schauen und wirken? Ein Göttliches? — ein Nichts? und was dergleichen Bedenken noch andere waren. Da bothen sich nun mehrere noch unbenützt gebliebene Auswege dar, die jedoch das Gemeinsame hatten, die Existenz des Gegensatzes selbst in Frage zu stellen. — Alles ist Materie, sagten die Einen, verfeinerte, potenzirte, lichtgewobene Materie, Nervenfaser, galvanischer Prozeß, körperliche Erschütterung, sinnlicher Eindruck, möge es sonst noch so erhaben und edel schauen. — Nur der Geist ist, behaupteten die Andern, alles Andere ist nur

Digitized by Google

Gedanke, Vorstellung des Geistes, ist nur, in so fern dieser will und soll. — Es gibt weder Geist noch Natur, lehrten die Dritten, tiefsinniger als jene, sondern ein Drittes über ihnen, einfache Substanzen (Monaden), die, abgeschlossen aller fremden Einwirkung, in vorherbestimmter Ordnung (prästabilirter Harmonie) einander parallel die Bahn beschreiben, vereinzelt bald, bald in Gruppen geordnet, so daß eine als Mittelpunkt der Bewegung der andern erscheint. — Auf diesem Standpunkte stand die Frage in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Systeme von Locke und Condillac, Berkley und Leibnitz gegen einander stritten.

Der Geist widersetzt sich aber auf die Dauer der Anmuthung, potenzirte Nervenfaser zu seyn; der Menschengeist, welcher der Erziehung, fremder geistiger Anregung bedarf, um seiner bewußt zu werden, der sich nur in Beschränkung und Wechselwirkung mit andern Wesen erfaßt, wird hierdurch seiner Bedingtheit zu lebhaft inne, um sich mit Wahrheit als schöpferische Ursache der Außenwelt denken zu können, und was die Monadenlehre betrifft, so hat sie, abgesehen, was vom Standpunkt der beeinträchtigten Freiheit gegen sie eingewendet werden kann, das aufzulösende Problem nur zurückgeschoben, vervielfältigt, als unerklärliche Annahme an die Spitze des Systems gestellt, ja durch die Unterscheidung zwischen helleren und dunkleren, bewußteren und unbewußteren Monaden sogar den Anfangs ausgestoßenen Dualismus wieder ins System eingeführt.

Der große Genius Kant's erkannte die Ursache all dieser vergeblichen Thätigkeit: Der Gedanke und die Materie stehen in allen diesen Systemen in gänzlicher Schroffheit einander gegenüber. Es waltet zwischen ihnen als solchen kein vereinigendes Verhältniß ob, und, wie gesagt, nur das totale Aufheben des einen Gliedes, oder das Auffassen beider Glieder als Accidenzen eines Dritten, macht den Gegensatz verschwinden. Es war darum ein tiefsinniger, erfolgreicher Gedanke: die Materie, oder was ihr eigentlich zu Grunde lag, das Ding an sich, als das Subjekt, den Stoff, und den Geist als den Inbegriff der Prädicate, die Form, aufzufassen, welche jenem Subjekte oder Stoffe zukömmt. Wie Stoff ohne Form, Form ohne Stoff nicht gedacht werden kann, so nicht Natur ohne Geist, Geist ohne Natur; über die transcendentale Synthese, die beide verknüpft, hat der Gedanke nicht weiter hinanzusteigen. Von nun an war wieder ein neuer Kreislauf der Entwicklung gegeben; falls man nicht in der That, wie Krug und seines Gleichen, diese Synthese als den Vorhang vor dem Allerheiligsten der großen Mutter Isis zu betrachten die Lust hatte, bei dessen Verschiebung der Lehrling in Ohnmacht fällt.

Um den dergestalt gefaßten Gegensatz wegzuschaffen, konnte entweder die Form, als sich den Stoff erzeugend, oder der Stoff, als sich allmählig die Form gebend, gedacht werden, oder war der ausgebildeten Dialektik der Zeit sogar die Möglichkeit gegeben, in kunstreicher Gliederung nachzuweisen, wie allgemach die inhaltleere Formlosigkeit, sich selbst Stoff und Form heranbildend, zu immer bestimmterer und inhaltvollerer (concreterer) Gestaltung emporsteige. — Der Idealismus Fichte's, der Realismus Schelling's, und Hegel's immanente Dialektik des Begriffs sind noch zu lebendig im Angedenken der Zeitgenossen, um einer näheren Bezeichnung zu bedürfen.

Neben den Genannten machten sich aber noch manche andere selbstständige Forscher bemerkbar, die einige, im Kantischen Systeme unbeachtet gebliebenen Rückstände, nicht ohne bedeutende Rückwirkung auf die oben angegebene Hauptrichtung des speculativen Prozesses selbst, auszugleichen versuchten. So trat der eben so originelle als tiefsinnige Herbart mit Entschiedenheit dem Streben entgegen, die Ausgleichung des Gegensatzes durch Läugnung seines Bestandes zu Stande zu bringen, und versuchte es lieber auf eigenthümliche Weise, die alte Leibnitz'sche Monadenlehre wieder in die Wissenschaft einzuführen. Er hielt die Immanenz des Seyns gegen die in jenen Systemen vorherrschende Metamorphose desselben, die Einheit gegenüber der Mannigfaltigkeit fest, und wagte den kühnen Gedanken, lediglich aus dem Begriffe der Substanz und ihrer Selbsterhaltungen (der einfachen Qualitäten) alle die mannigfaltigen Kategorien zu deduciren, in denen die Dinge von uns erfaßt werden. — Jakobi kämpfte muthvoll für die Substanzialität des Geistes, gegenüber der Herabwürdigung desselben zur bloßen Form der Sinnenwelt, und insbesondere ist zu rühmen, daß er das vernachlässigte ethische Interesse wieder in den Vordergrund drängte. Getadelt mußte aber werden, wie auch Troxler S. 79 bemerkt, seine schwächliche Ueberspannung, die selbst der nothwendigen gesunden Reflexion den Krieg erklärte, und an die Stelle des positiven und historischen Glaubens den sentimentalen und ekstatischen setzte. Sein System war übrigens ein halbes, unvollständiges, und es fand sich in seiner Schule Niemand, der seine Lehre consequent bis in ihre letzten Resultate fortgebildet hätte. Durch Fries ward eine Art äußerlicher Vereinigung mit dem Kantianismus versucht, und später benutzte ein Mann, den gegenwärtig eine verdiente Vergessenheit drückt, Jakobi's Prinzipien für ein Lehrsystem, das in unseliger Halbheit zwischen absolutem Dualism und Pantheism, Nichtwisserei und Unglauben, Sentimentalität und Verachtung der Naturgesetze mitten innen schwankt, und nur dadurch für uns merkwürdig geworden ist, daß es lange Jahre hindurch auch in unserem Vaterlande Raum für seine nachtheilige Wirksamkeit gefunden hatte.

Was aber seine Schule nicht vermocht, das hat nunmehr der aus Schellings Lehre hervorgegangene Troxler geleistet. Er theilt mit Jakobi das Prinzip, den Glauben an ein durch

Digitized by Google

unmittelbare Erkenntniß und Selbsterfassung zu erhebendes Göttliches (nach Troxler Uebervernünftiges) im Menschen, wofür ihm ein eigener »metaphysischer Sinn« gegeben, eine Art Clairvoyance. Er kämpft, wie Jakobi, für die Selbstheit des Geistes, gegenüber der Hegel'schen Schule, die ihn zu einer Besonderung des Allgemeinen, einem diesem Unterzuordnenden, nur in ihm Werth und Geltung Findenden herabwürdigt; legt, wie dieser, besonderes Gewicht auf die Mystik und ihre Anschauungen, und theilt mit ihm das Interesse für die Bestrebungen unserer Zeit auf politischem und religiösem Boden, der historischen Gestaltung und überhaupt allem Gewordenen nur in so fern Bestand und Fortdauer zu gewähren, als es zweckdienliches Mittel zur Erreichung der sogenannten »übersinnlichen Zwecke« scheint, welche letztern die selbsteigene Vernunft eines Jeden zu erwägen und festzustellen hat. Ja, Troxler spricht in allen diesen Beziehungen die letzten Consequenzen des Systems aus, und wenn Jakobi ein Mann der Mitte ist, steht er unter den erklärtesten Anhängern des Extremes, wie besonders in politischer Beziehung durch die neuesten Ereignisse in der Schweiz auch einem größeren Kreise offenbar geworden. Jedoch ist hiermit seine Charakteristik nicht erschöpft. Er hat Manches aus dem Systeme seines früheren Meisters mit herüber genommen, wie die geistigere Auffassung der Natur, den weiteren Umkreis des Blickes, die dichterische Erfindungskraft; und Manches, wie z. B. die tiefere Würdigung des Ichgedankens, ist eigene Zuthat und Verbesserung. Um jedoch sein Verdienst in diesen Beziehungen, und seine Stellung gegen das Christenthum, die weit von der vornehmthuenden Gleichgültigkeit der Schule Jakobi's absticht, gebührend anzuerkennen, müssen wir nicht bloß, wie wir jetzt gethan, die successive Entwicklung der Speculation seit Kant, sondern auch die Ausdehnung in der Breite und Länge betrachten, die sie seitdem genommen hat. (Fortſ. folgt.)

Johann Keppler's Leben und Wirken. Nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von J. L. C. Freiherrn v. Breitschwert, k. würtembergischem Staatsrath. Stuttgart, bei F. C. Löfl und Sohn. 1831. 8.

(Schluß.)

S. 45 kömmt unser Herr Verfasser auf die reformatorischen Maßregeln des Erzherzogs Ferdinand zu Grätz zu sprechen. Im Eingange führt er die Worte Keppler's in einem Briefe vom 9. December 1598 an, worin dieser schreibt: »Die evangelischen Kirchendiener haben die Katholiken durch Schmähen auf der Kanzel gereizt. Es wurden Kupferstiche zu Verspottung des Papstes verbreitet.« Dann wird die bekannte Ausschaffung der Prediger aus Grätz vor Sonnenuntergang, Keppler's Zurückberufung, und der ihm mit der Ermahnung, sich »unverweislich« zu verhalten, zugestellte Schutzbrief angeführt. Keppler fühlte sich in der Folge zu Grätz unbehaglich, und berichtete nach Tübingen: »Die Bürger werden des Verbrechens beleidigter Majestät beschuldigt, damit man Vorwand hat, sie zu berauben. Wer Luther's Bibel liest, beleidigt die Majestät und geht seiner Güter verlustig. — Gabelkofer, den die Stände nach Prag sandten, ist gefoltert, der Secretär der Stände ins Gefängniß geworfen worden. Die vor wenigen Jahren erbauten Tempel werden niedergerissen, die Bürger mit den Waffen in der Hand angegriffen. Ich nehme meine Zuflucht zu deinem Rath.«

»Aber Mäſtlin« — fährt der Herr Verfasser fort — »hatte nicht das Herz, die widrige Stimmung des akademischen Senats dem Papier anzuvertrauen.«

Das Angeführte ist alles, was der Herr Verfasser von der Sache weiß, und dieses jagt ihn so gewaltig in den Harnisch, daß er in die Worte ausbrechen zu müssen glaubt: »Diese Gräuelscenen gegen die Protestanten in Steyermark, welche die in der Stuttgarter Manuscripten-Sammlung vorgefundenen Briefe nun aufgedeckt haben, wurden von gleichzeitigen Schriftstellern verschwiegen. Wären sie bekannt gewesen, so würde Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht gesagt haben: »ohne Geräusch, ja man darf sagen: ohne Grausamkeit unterdrückte Ferdinand den protestantischen Gottesdienst, und Caroline Pichler würde diesen Glaubens-Tyrannen nicht besungen haben.« Das ist nun ein gewaltiger Anlauf, der zwar eher einen komischen, als ernsthaften Eindruck hervorbringt. Es ist eine mißliche Sache, über große Ereignisse so aus dem Stegreife Gericht zu halten, und Urtheile zu fällen. Wir halten uns der Mühe überhoben, dem Herrn Verfasser im Ernste zu antworten, da jeder, der in der Geschichte Oesterreichs sich auch nur ein wenig umgesehen, auch schon vor dem glücklichen Funde der Stuttgarter Manuscripte das Erzählte und auch noch einige Umstände mehr gewußt haben wird. Aber sonderbar ist es denn doch, wie ein sonst vernünftiger und ruhiger Mann mit K. Ferdinand, dem selbst seine Feinde ungewöhnliche Eigenschaften nicht absprechen, in so allgemeinen Tiraden sich den Stab zu brechen getrauen darf, und wie er im Augenblicke alles, was er selbst kurz zuvor geschrieben, vergessen kann. Wir meinen nämlich, er sollte durch das, was er selbst erzählt, als auch aus dem, was er aus Keppler's Briefen anführt, wenigstens behutsam geworden seyn, alles Unheil dem katholischen Ferdinand ins Gewissen zu schieben. Hätte dieser nur solch religiöse, ruhige, besonnene Protestanten, wie Keppler, gegenüber gehabt, dann stellte sich der Handel freilich anders. An die Reformation in Sachsen, in der Pfalz und dergl. wollen wir gar nicht erinnern, wir wären neugierig, welches Prädikat den dortigen Herren gebührt, wenn man Ferdinand einen Glaubens-Tyrannen nennen kann.

Digitized by Google

Was Schiller jetzt über Ferdinands Reformation urtheilen würde, wissen wir freilich nicht: aber obgleich wir seinen dreißigjährigen Krieg als Geschichte eben nicht gar hoch anschlagen, so trauen wir ihm doch zu, daß er einige flüchtige Blicke in Khevenhüllers Annalen und dergleichen Bücher geworfen. Caroline Pichler mag für sich selbst sprechen, wenn sie es der Mühe werth findet.

Daß unser Herr Verfasser kein Freund der Jesuiten, begreift sich nach diesem Ausfalle auf K. Ferdinand. Es ist possierlich, wenn man sieht, wie ganze Haufen Menschen bei dem bloßen Namen Jesuit schon in Zuckungen fallen, und wüthend um sich schlagen, als drängen schon ganze Scharen von Unholden auf sie ein.

Den Schutzbrief Ferdinand's für Keppler findet sein Biograph auf Schrauben gestellt, also jesuitisch wegen des Kanzleiansdruckes: »unverweislich.« Die Jesuiten hofften Keppler zu fangen, vielleicht gar ihn ad piscatoriam illam simplicitatem zurückzuführen, die ihm später das Consistorium zu Stuttgart empfahl. Keppler bewies sich standhaft, und nun ließen die Jesuiten ihren Schützling fallen. Allein »sie richteten ihn nicht ganz zu Grund, sondern verschafften ihm immer wieder einen Zufluchtsort. Die Angriffe auf den lutherischen Keppler und die Begünstigungen des gelehrten K. von Seite der Jesuiten dauerten sein ganzes Leben hindurch fort.« Das ist doch so übel nicht, und es nimmt sich das Betragen der Jesuiten gut aus, den gelehrten Herren der Universität Tübingens gegenüber, von denen man sagen könnte: Die Verfolgungen gegen den andersdenkenden K. von Seite der Tübinger hörten nie auf, und der Haß gegen den gelehrten K. dauerte sein ganzes Leben hindurch fort. Herr v. Breitschwert selbst sagt S. 55: »Die theologische Facultät zu Tübingen, welche sich durch Verfechtung der Augsburgischen Confession auszeichnete, verschloß dem wegen eben dieses Bekenntnisses Verfolgten die Thür seines Vaterlandes mit unerbittlicher Härte.« Während ihn diese von ihrer Kirchengemeinschaft ausschlossen, besorgte der Jesuit Johann Cysetus zu Ingolstadt den Druck seiner Ephemeriden, »deren Druck wegen ihrer Freisinnigkeit anderwärts verbothen' wurde;« während ihn die gelehrten Anstalten seiner Confession zurückstießen, bewirkten ihm die Jesuiten einen Ruf als Professor nach Bologna. Aber dennoch sind und bleiben die Jesuiten an allem Unheile Schuld.

Wir versprachen, den Beweis zu liefern, daß Herr v. Breitschwert nicht befähigt sey, über österreichische Geschichte und Regenten zu Gerichte zu sitzen und Urtheil zu sprechen. S. 89 läßt er sich wörtlich in folgender Weise vernehmen: »Im Jahre 1607 traten seine (des Kaisers) Brüder zusammen, und wählten den nächältesten Mathias zum Haupte und Regenten des österreichischen Hauses. Dieser Schlag weckte Rudolph aus seinen Träumen. Er ließ zur Gegenwehr Truppen zu Passau werben ec.« Wir wollen ihm die unrichtige Jahreszahl nicht anrechnen, aber billig dürfte man doch fordern, daß ein Gelehrter, welcher so entschieden spricht, das Passauervolk nicht um vier Jahre zu früh, und unter so ganz unrichtigen Umständen aus der Erde hervorwachsen ließe. Noch besser kömmt es S. 117: »Der immer heftigere Druck, welchen die Protestanten in Oesterreich von diesem Glaubens-Tyrannen erfuhren (es ist die Rede vom Jahre 1619, zur Zeit, als K. Ferdinand alles anwandte, zum Besitze des Landes zu gelangen; der Verfasser hat demnach den immer heftigern Druck anticipirt), brachte sie endlich zu dem verzweifelten Schritt, daß sie mit den aufgestandenen Böhmen eine geheime Verbindung anknüpften.« Und dann: »Herzog Maximilian von Bayern ... welcher hiedurch (den Vertrag zu Ulm) freie Hand bekommen, wandte sich mit Blitzesschnelle nach Oesterreich und belagerte Linz. Keppler mußte mit den Einwohnern dieser Stadt alle Beschwerden der Belagerung theilen ec.«

Recht Schade, daß es dem Verfasser nicht gefallen, uns seine Entdeckungen aus den Stuttgarter Manuscripten umständlicher vorzulegen. Es wäre interessant zu erfahren, wie lange die Belagerung gedauert, wie viele Schüsse auf die Stadt gethan worden, und allenfalls, welche Kämpfer für Religion und Vaterland sich unsterblich gemacht haben; endlich auch, auf welche Art das geheime Bündniß offenbar geworden sey.

Die Krone dieser historischen Notizen ist, was Herr v. B. S. 157 kund und zu wissen macht: »Die aufrührerischen Bauern umzingelten Linz (1626) und Graf Mansfeld, Anführer der Armee der Protestanten, vereinigte sich mit ihnen; nun war Keppler abermals 14 Wochen in das belagerte Linz eingeschlossen, bis Wallenstein zum Entsatze kam.«

S. 161 ist die Rede von Christoph Besold, und es wird erzählt, wie dieser Mann, an dessen Redlichkeit keiner seiner Freunde zweifelte, der nach Spittler ein großer Rechtsgelehrter, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, unsträflichstem Charakter und allgemeinem guten Rufe war, so tief sank, daß er Katholik wurde; oder um ferner mit Spittler zu reden, daß »sein frommes, ruhmvolles Leben endlich die schändlichste Apostasie krönte.« Der Herr Verfasser bringt ihn in Verbindung mit Stark, Stolberg und Haller, und in dieser Gesellschaft können wir ihn wohl ruhig sitzen lassen. Wem es um Wahrheit zu thun ist, den verweisen wir auf ein Büchlein Besold's, betitelt: Dr. Christoph Besold's Motive seiner Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche. Augsburg 1828. Der fromme Johann Valentin Andreä urtheilt hierüber in seiner Selbstbiographie S. 163: »Ihm, der schon wankte, gab der Ungestüm und Stolz Dr. Thumms, und der Unverstand jener Parteigänger in langen Röcken ... vollends den Stoß ec.«

Zum Schlusse dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß in des Herrn Pfarrers Kurz Beiträgen zur Geschichte des Landes ob der Enns I. 528, ein Brief Keppler's dd. Prag 1628 am 11. Februar steht, den man als einen guten Beitrag zur Biographie Keppler's, und zumal über seine damaligen Verhältnisse ansehen kann.

J. Stülz.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

91. Sonnabend, den 14. November 1835.

Andrea del Sarto. Von Alfred Reumont. Mit einem Grundriß des Vorhofes der Servitenkirche in Florenz. Leipzig; F. A. Brockhaus. 1835. XXVIII und 231 S. 8.

Andrea del Sarto, mit dem Familiennamen Vannuchi, geboren zu Florenz im Jahre 1488, Sohn eines Schneiders, verließ im siebenten Jahre die Schule, wo er nur im Lesen und Schreiben dürftig unterrichtet ward, und kam zu einem Goldarbeiter in die Lehre. Hier ward sein Kunsttalent geweckt, das dem Mahler Gian Barile nicht entging, der ihn zu sich nahm und drei Jahre lang unterrichtete. Bald überzeugt, daß der Zögling einer tüchtigern Förderung bedurfte, als er ihm zu geben vermochte, übergab ihn der wackere Mann an Piero di Cosimo, der ihn, zumal im Technischen, weiter ausbildete. Aus dem Künstlerkreise, in den Andrea nun mitwirkend trat, gewann er sich besonders die Freundschaft Franciabigio's, mit dem er zusammen wohnte, lebte, fühlte und arbeitete. Aufgefordert von der frommen Gesellschaft dello Scalzo, mahlte er die Taufe Christi al Fresco, das älteste bekannte Bild, das wir von ihm besitzen, Grau in Grau, trotz der angelernten trockenen Manier durch freie, korrekte Zeichnung Spuren eines glücklichen Naturells verrathend. Sein Ruf wuchs, und durch Bestellungen aller Art entstanden die Werke seiner sogenannten ersten Manier. Natürlichkeit, treues Streben nach Charakter, verständige Anordnung, harmonische Färbung, richtige Zeichnung, werden ihnen zugestanden, wobei man freilich eine hohe Eigenthümlichkeit, ein geistvolles Feuer vermißt. Hier war um Andrea's Kunstvermögen die Gränze gezeichnet, und es ist zu loben, daß er sie erkannte, und mit der ihm eigenen Bescheidenheit sich innerhalb derselben zu erhöhter Tauglichkeit zu steigern suchte, ohne sie je zu überschreiten. Die Harmonie von Wollen und Können, welche der große Leonardo als die Grundbedingung der Kunst ansah, ist ein Kind jener Anspruchlosigkeit, zu der sich Andrea im Leben wie in der Kunst bekannte, und die ihm das Vertrauen ausgezeichneter Künstler und bedeutender Gönner verschaffte; beides zu großem Vortheile seiner Bildung. Ottaviano de' Medici beschützte und beschäftigte ihn; J. Sansovino, Domenico Puligo und andere Kunstgenossen zogen ihn in die manchen, lustigen, florentinischen Künstler-Coterien, von deren heitern Schwänken und lebendigem Treiben so viele frohe Geschichtchen melden. Gerne sieht man den Künstler am frischen Leben sich erneuen, sich bereichern, — und nur der Splitterrichter macht ihm jenen schönen Leichtsinn zum Verbrechen, ohne welchen keine echte künstlerische Produktion denkbar ist. Andrea ließ es daran nicht fehlen, und ward nur leider! in einen Schritt verwickelt, der seinem Frieden, also auch seiner Kunst, wenig Gedeihen brachte. Er heirathete Lucrezia del Fede, die kokette Witwe eines Mützenmachers, mit der er schon bei ihres Mannes Lebzeiten in Verhältniß gestanden war. Ihr Bild findet sich, in verschiedenen Metamorphosen, fast auf allen seinen Gemälden. Im Jahre 1514 mahlte er die heilige Familie für G. Gaddi in Oehl, welches Bild man als den Beginn seiner zweiten Epoche betrachtet, in der man mehr Freiheit der Bewegung, breitern Pinselstrich, mehr Relief und wärmere Farbe wahrnimmt. Seine Madonnen dieser Epoche, mehr oder weniger Lucreziens Porträte, sind frische, blühende Naturen, bisweilen etwas hart, von keinem höhern Geiste angehaucht. Desto lieblicher und wahrer sind seine Kinder, und Wenige haben ihn darin übertroffen. Aus dieser Zeit ist die heilige Familie, die sich in der kaiserlichen Gallerie im Belvedere befindet. — Immer mehr vervielfältigten sich del Sarto's Arbeiten, und mit der Uebung wuchs die Kraft; so daß, vorzüglich in technischer Hinsicht, diese Periode seine glücklichste zu nennen ist. Das berühmteste und werthvollste Oehlgemälde Andrea's, die sogenannte Madonna delle Arpie (von den Harpien am Fußgestell Mariens) ist aus dieser Zeit; durch sanfte Harmonie des Kolorits, Kraft und Klarheit des Helldunkels, Grazie der Stellungen, Wahrheit des Ausdrucks, Sorgfalt der Technik, Leben des Fleisches und Zusammenwirken des Einzelnen gleich ausgezeichnet. Es befindet sich in Florenz. Im Jahre 1518 erhielt del Sarto einen Ruf nach Frankreich zu König Franz I., von welchem er mit Huld und Freigebigkeit empfangen ward. Allein nur kurze Zeit genoß er dieser Sonne, die seine Früchte reifen konnte. Undankbar verließ er plötzlich, Lucreziens Vorspiegelungen folgend, den Hof seines Beschützers, versprach Rückkehr und hielt nicht Wort.

Digitized by Google

Aus der Zeit seines Wiederaufenthaltes zu Florenz, wo er aus Furcht vor dem gerechten Zorne des Monarchen sehr zurückgezogen lebte (1519), ist das Oelgemälde Pietà im Belvedere. Er nahm nun die Arbeiten im Lokale der Gesellschaft dello Scalzo wieder auf, und wendete sich mit Liebe der Fresco-Mahlerei zu. Die Madonna dell' Sacco (von dem Sacke, auf den sich der heilige Joseph lehnt) ist das berühmteste, was er hierin geleistet hat (1525). Sie befindet sich in der Serviten-Kirche zu Florenz. Mit wenigen Mitteln ist die außerordentlichste Wirkung erreicht. Es gehört dieß Werk in del Sarto's dritte und letzte Epoche, die sich bei ausgebildeter Virtuosität durch eine gewisse Flüchtigkeit charakterisiert. Im Jahre 1525 trug sich die artige Geschichte mit dem Bildniß Leo's X. von Raphael zu, welches Andrea so geschickt kopirte, daß Giulio Romano seine eigenen Striche daran zu erkennen betheuerte. (J. v. Perger's Angabe der in Wien befindlichen Kopie von Rafael's Porträt, Julius II. ohne Nebenfiguren, von Sarto, erklärt der Verf. für einen Irrthum; er läßt unentschieden, ob es Papst Julius vorstelle, auf dessen Bild sich keine Nebenfiguren befinden, oder Papst Leo ohne die beiden Kardinäle.) — Ein trüber Himmel verdunkelte den frühen Abend von del Sarto's Leben. Die Pest verheerte seine Vaterstadt; Belagerung, Hungersnoth in ihrem Gefolge, und der Verrath Malatesta's, bereiteten ihr den Untergang (1530). Sey es, daß Furcht und Sorge, sey es, daß Unenthaltsamkeit auf Andrea's geschwächten Körper wirkten, — bald nach der Einnahme von Florenz erkrankte er. Lucrezia, der er sein Lebensglück geopfert, floh ihn, aus Furcht vor der herrschenden Seuche, und er starb, ohne daß es Jemand bemerkte. Still und prunklos ließ ihn die Brüderschaft dello Scalzo in ihrer Gruft in der Serviten-Kirche beisetzen. Er war bei seinem Tode 42 Jahre alt.

Wir glaubten, dem Verf. obigen Buches unsern Dank nicht besser ausdrücken, so wie das kunstliebende Publikum nicht passender erfreuen und fördern zu können, als indem wir in diese Skizze das Wichtigste der inhaltreichen Schrift zusammendrängten; wobei wir del Sarto's Charakter als Mensch und Künstler, seine Bildungsepochen, sein Zeitverhältniß, seine bedeutendsten Werke, und die Geschichte der bei uns befindlichen in wenigen Zügen anzudeuten versuchten. Zu den letztern gehört noch das im k. k. Belvedere befindliche Oelgemälde: »Tobias mit dem Engel,« dessen chronologische Bestimmung schwer fällt, dessen Vortrefflichkeit anerkannt ist. — Auf Vasari hat Herr Reumont seine ganze Arbeit gegründet, den er jedoch, aus Autopsie und Quellen, mit eben so viel Eifer als Einsicht berichtigt. Nachdem er im Vorworte eine richtige Darstellung des künstlerischen Charakters Andrea's überhaupt gegeben, den er als natürlich, anmuthig und korrekt (Andrea senza errori) bezeichnet, erzählt er, mit der Lebensgeschichte parallel, die Geschichte seiner Bilder, beschreibt diese, vollständig, ausführlich, klar, präcis, — fügt eine kritische Uebersicht der apocryphischen, wie der Porträte, die den Künstler vorstellen, bei, schließt mit Andrea's Testament, das er im Original mittheilt, und hängt ein tabellarisches Verzeichniß sämmtlicher Werke del Sarto's an, worauf die Zeit des Entstehens, der Gegenstand des Bildes, der Name der Künstler, die es in Kupfer gestochen, und der Ort, wo es sich jetzt befindet, angemerkt sind. Ist nun gleich del Sarto nicht der Künstler, aus dessen genauerem Studium sich besonders fruchtbare Betrachtungen über die Kunst in ihrer tiefsten Bedeutung ergeben, so bleibt doch jeder Beitrag zur Kunstgeschichte, zumal aus einer so interessanten Epoche und Schule als jene florentinische war, immer höchst dankenswerth; und doppelt dankenswerth, wenn er von der Feder eines so kenntnißreichen und geschmackvollen Schriftstellers, als Herr Reumont herrührt. Biographien und Werke echter Künstler ergänzen sich wechselseitig; denn die Kunst, wenn gleich eine Tochter des Himmels, ist, mehr als jedes andere menschliche Streben, mehr als Heldenthum und Wissenschaft, mit dem Herzen des Einzelnen, mit seinen Bedürfnissen, mit seinen heimathlichen Gefühlen verschwistert.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften. Von Dr. Troxler, Professor an der Hochschule in Bern. Bern 1835.

(Fortsetzung.)

Wenn Kant die Philosophie auf die Anwendung der schon fertigen Formen des Geistes auf die Objekte der Sinnenwelt beschränkte, und nur hinterher einige ethische Lehren, sogenannte Postulate der practischen Vernunft, als kümmerlichen Anhang folgen ließ, Jakobi die Forschung über alles, was nicht rein geistig (im strengsten Sinne) ist, aus ihrem Kreise ausschied, Herbart nur einen kleinen Theil des eigentlich transcendentalen Gebiethes der Metaphysik für sie wieder in Anspruch nahm, und Fichte, schon seines Idealismus wegen, dieselbe nicht über die metaphysische Grundlage und die unmittelbare Wirkungssphäre des Ichs auszudehnen wagte; so waren es dagegen Schelling und Hegel, welche ihr das alte Recht wieder vindicirten, und die großen Fragen des Werdens, Bestehens, der organischen Entwicklung, des historischen Fortgangs, des kirchlichen Lebens und des Staatshaushaltes, aus dem Kreise der blinden Empirie und trockenen Abstraction wieder ins Gebieth der lebendigen Auffassung und allseitigen Durchdringung überpflanzten. Nun gab es wieder Versuche einer Naturwissenschaft, im wahren und höch-

Digitized by Google

sten Sinne dieses Wortes; nun war die Construction einer Geschichte der Philosophie möglich, und konnte die Menge der gesammelten und discutirten Notizen und Lehrmeinungen wissenschaftlich zusammengefaßt und benutzt werden. Man ahnte das Prinzip, das gesetzgebend durch die Reihe der Naturbildungen einherschreitet, den Geist, der regelnd den Gang der Geschichte überwacht, und nun war es auch nicht mehr möglich, sich feindselig, geringschätzend oder gleichgültig gegen das welthistorische Ereigniß der Religion Christi zu verhalten, und wenn man sich auch bei weitem nicht zur demüthigen Unterwerfung unter die Auctorität jener Thatsache und ihrer großen Consequenzen erhob, so ward doch das Gefühl ihrer Wichtigkeit, ihres unumgänglichen Einflusses auf die Welt- und Einzelgeschichte herrschend, und das Streben allgemein, sie auf irgend eine Weise mit den Resultaten des Systems in Einklang zu bringen. Man legte einen Werth darauf, christlich zu heißen, und unter den Männern der Wissenschaft ist jener schale Indifferentismus, jener dumpfe Hohn, der als Erbtheil vergangener Jahrzehende noch unter der Masse der Halbgebildeten wuchert, schon längst zum Gegenstande des Mitleids und der Verachtung geworden. Dieser Richtung hat sich nun auch Troxler unverhohlen zugesellt (vergleiche die Vorrede des vorliegenden Buches): Nicht bloß im innersten Selbst des Menschen, sondern auch draußen in der Natur und jenseits, über den Kreis dieses Daseyns hinaus, verfolgt er »die Spur der göttlichen Weisheit, von der die menschliche nur eine besondere Form ist.« Er erkennt nothwendige Phasen in dem innern Verlauf dessen, was Philosophie heißt, abhängig von dem nach unabänderlichem Gesetze erfolgenden Wechsel der Zeiten, Länder, Völker. Er bekennt seine Ehrfurcht vor dem Evangelium, will durch dasselbe die Forschung erleuchtet und ergänzt, das Leben durchdrungen und verklärt haben, räumt der göttlichen Offenbarung in Bezug auf das ganze Menschengeschlecht dieselbe wichtige Bestimmung ein, wie der Erziehung in Bezug auf den einzelnen Menschen, und will den Inhalt derselben, wenn auch nicht auf katholische Weise durch Tradition und Auctorität, so doch auf protestantische, durch Intuition und Kommunikation, uns angeeignet wissen. Ja, ganz eigenthümlich ist seine Polemik gegen die St. Simonisten und alle jene, welche das Christenthum für veraltert und abgethan erklären; er behauptet dessen ewigen, unvergänglichen Charakter, der aber — und hier schlägt die Kehrseite der Zeitansicht auch in ihm vor — nur noch einer dritten, letzten, ewigen Offenbarung bedürfe, eines völligen Durchbruches, der Zeiten des Paraklets, von denen schon im Evangelium Erwähnung geschehe, und auf welche die Noth, Zerwürfniß und Haltungslosigkeit unserer Tage uns so sehnsüchtiger hinweise.

Troxler's Standpunkt und Richtung glauben wir durch das Entwickelte hinlänglich bezeichnet zu haben, und wir können nun zur Beurtheilung derselben schreiten; doch mögen vorerst einige Stellen aus dem vorliegenden Buche folgen, als Belege, daß wir wenigstens das Substract des Urtheils unbefangen aufgefaßt haben.

Troxler stellt seine Philosophie als eine solche dar, die in einem innern, allumfassenden Bewußtseyn des Menschen gründet, welches selbst die Quelle der in ewiger Lebendigkeit sich offenbarenden Religion ist, und nur in diesem vom christlichen Evangelium erhellten Bewußtseyn das wesenhafte Prinzip aller Religion, aller Philosophie und Poesie, die göttlich-menschliche, unsterbliche Individualität erkennt und entwickelt. S. 379. — Spiegel von sich selbst, Ebenbild von Seines Gleichen, Bild Gottes und Bild der Welt, das All in dem Bewußtseyn und Daseyn der Person, das ist der philosophische Mensch. Ihm steht das Evangelium zur Seite; denn die Christuslehre und alle Offenbarung, die ihr vorging und nachfolgte, ist nichts anderes, als göttliche Philosophie, d. h. die Weisheit selbst, das Licht und Wort, das im Anfang war, und das noch seyn wird, wenn Himmel und Erde nicht mehr! In und mittelst ihrer Begründung und Vollendung muß daher auch alle menschliche Philosophie ihre Bewährung suchen. S. 7—8.

Daß dieses Ziel, daß Wahrheit und Gewißheit erreichbar sey, beweist die in uns gelegte Ahnung und Sehnsucht nach ihnen (der metaphysische Sinn), die Gemeingut und ewiges Erbe der Menschheit ist. Diese Ahnung wird nach überstiegener Reflexion und durch sich selbst vernichteter Abstraction zu dem eigentlichen Hellsehen des menschlichen Geschlechtes, zu der wahrhaft idealen oder wirklich realen Anschauung, die allein des Namens einer philosophischen Erkenntniß werth ist. S. 30—32.

Des Menschen Geisteskräfte und ihre Gegenstände entsprechen und begegnen sich vermöge einer Uebereinstimmung, die in ihrer Natur gegründet ist; aber eben deßwegen zerlegt nicht nur der Mensch die Welt, sondern auch die Welt den Menschen, und sein Bewußtseyn erscheint eben so mannigfach und wandelbar, wie das Seyn der Dinge. Es war nun der Fehler der gesammten neueren Philosophie, daß sie von diesem zersetzten und zertheilten Bewußtseyn ausging, statt — wie sie sollte — von dem ungetheilten, einfachen und ursprünglichen. Dadurch trat der Dualismus ins Leben, der allen ihren Fortgang hemmte. Denn von nun an mußten alle ihre Bestrebungen daran verschwendet werden, künstlich diese Spaltung wieder zu heben. Dieß glaubte sie am besten durch Aufhebung eines Gliedes des Gegensatzes zu leisten, daher das ewige Schwanken zwischen (unnatürlichem) Idealismus und (ungeistigem) Realismus ic. (S. 58—61, wo eine gedrängte, höchst geistreiche Uebersicht des Ganges der gesammten neuern Spekulation gegeben wird). Ausgehend also von der ursprünglichen gegensatzlosen Identität, dem innersten

Digitized by Google

Selbst des Menschen, gestaltet alle Philosophie sich zur Anthroposophie, die nach Außen hin, im wissenschaftlichen Baue, zur Anthropologie wird. Jedoch ist hier nicht das gemeint, was man gewöhnlich so heißt, jenes dürre Fächerwerk von Anlagen und Vermögen mit seinem Mangel an untersinnlicher Grundlage und übersinnlicher Fortbildung. S. 186—192.

Als constitutive Theile der Philosophie erscheinen nun die Metaphysik, die Lehre von der übervernünftigen Natur des Menschen und deren Zusammenhang mit Gott und dem All, und die eigentliche Anthropologie, oder die Lehre vom Menschen in der Erscheinungswelt, und zwar in den Beziehungen zum Wahren, Schönen, Guten und Rechten (Logik, Aesthetik, Ethik und Rechtslehre), und zur Religion der Existenz, zur Politik nämlich. — Ueber die Logik spricht sich Troxler ausführlich aus, er nennt sie die Physik der Seele, tadelt an der älteren, daß sie bloß formal gewesen, an der Hegel'schen, daß sie sich eine durchgängige Objektivität anmaße, und verlangt, daß sie nicht vom Stoffe abstrahire, sondern ihn lebendig erfülle und — um den Gebrechen der Zeit entgegen zu wirken — auch die ethischen Verhältnisse berücksichtige. S. 228—252. — Die Aesthetik hat die Symbolik der Natur mit der That des Menschen zu vermitteln. Sie soll nicht etwa die Poesie normiren, sondern die von dieser ausgesprochene Gesetzmäßigkeit zum Bewußtseyn bringen. Auch bei ihr wird die Mitwirkung des ganzen Menschen vorausgesetzt; die Kant'sche Ausscheidung des Interesses und der Reflexion heißt das Schöne ohne Gefühl und Verstand betrachten wollen. S. 258—272. — Ethik ist der Aesthetik höchste Steigerung; ihr oberstes Prinzip Bewahrung der Identität, des innersten Selbst. Dieser Grundzug ward schon im Alterthume erkannt (Protagoras, die Sokratiker), von Spinoza angedeutet, und in verschiedenen Formen von vielen der Männer gelehrt, die über Ethik geschrieben. Sie bedarf keiner engherzigen Formel, keines sogenannten Moralprinzipes, sondern des Einstehen des ganzen vollen Menschen. Hierbei ist jedoch nicht das Bewußtseyn mit der Phantasie, das Gewissen mit der Willkühr zu verwechseln, wie etwa neuere Belletristen, Heine u. A. es thun; sondern die Ethik ist auf das Evangelium zu bauen und die Wissenschaft von dem Ziele der Menschheit und des Einzelnen in ihr. S. 288—297. — Was das Recht und die Politik betrifft, so hat auch hier die Anerkennung des innersten Selbsts, der wahren Individualität, als Grundlage zu dienen; alle sonstigen Formen des Daseyns und Wandels, Familie, Volk, Nation, sind bloß zufällige Beziehungen. Unter Individualität wird aber das Substantielle, Bleibende im Menschen, und weder die isolirte Einzelheit als solche, »das Unterschiedsbild,« noch die abstrahirte Allgemeinheit, »das Aehnlichkeitsbild,« verstanden. Das einzig wahre Prinzip der Politik liegt übrigens im Christenthume ausgesprochen, und Durchbildung des Christenthums soll daher Zweck aller politischen Kraftäußerung seyn. S. 299—331. — — —

Troxler hat hohe Zwecke sich vorgesetzt: der Dualismus soll weggeschafft, die Selbstheit des Geistes gerettet, die Göttlichkeit des Evangeliums erkannt, das letzte Mittel für die Angst der Zeit namhaft gemacht werden; nicht kann man ihm Unkenntniß dessen vorwerfen, was da Noth thut. Auch hat er darin Recht, daß nicht im Idealismus oder Realismus oder in der Indifferenz von Geist und Natur die Lösung des Problemes zu suchen sey, sondern in dem, was vor und über beiden steht, in der absoluten Persönlichkeit, in Vergleich, mit welcher der Geist und die Natur, wie sie in der Erscheinung sich kund geben, bloß ein Nicht-Ich oder Ich-Nicht sind (vergl. die Naturlehre des menschlichen Erkennens von demselben Verfasser). Allein darin besteht der Irrthum, daß er diese absolute Persönlichkeit in den Menschen, den beschränkten und bedingten Menschen, wesenhaft hineinsetzt, statt sie folgerecht über das Nicht-Ich und Ich-Nicht (Natur und Geist), über das Bereich aller Creatürlichkeit hinauszustellen. Er theilt hierin das Gebrechen der ganzen Schule Jakobi's, die — um die Scheidewand zwischen Geist und Natur so entscheidend als möglich abzuteufen, — die Stellung des Geistes dergestalt verzerrt und verschoben hat, daß der Abgrund zwischen dem (creatürlichen) Geist und Gott ganz aus dem Gesichte verschwindet und während des Winterfrostes sogar eine täuschende Schneedecke von einem Rande zum andern hinüberführt. (Forts. folgt.)

Literarische Notiz.

Die von A. W. Bohtz besorgte Ausgabe der sämmtlichen Werke Bürger's in Einem Bande (Göttingen, Dieterich 1835, VI und 521 S. 8.), zeichnet sich eben so sehr durch Eleganz, als durch Vollständigkeit aus. Die Gedichte sind chronologisch geordnet (von 1769 bis 1794), und die von Bürger selbst 1789 veranstaltete Ausgabe hat als Grundlage gedient. Dabei wurde Reinhard's Edition 1796 mit den eigenhändigen Umänderungen des Dichters, wie billig, streng berücksichtigt, ohne jedoch ihrer allzu ängstlichen Auswahl blindlings zu folgen. Bürger war in den letzten Jahren, durch äußere Einflüsse verstimmt, häufig zu streng gegen sich. Sehr interessant erscheint daher die Variantensammlung. Es sind in derselben alle die Abweichungen, wodurch sich die Ausgabe der Gedichte von 1789 von den späteren unterscheidet, zum ersten Male genau angegeben. Wohl kein anderer Dichter hat so wie B. an seinen Werken gefeilt; nicht immer zum Bessern; die Vergleichung wird dadurch desto lehrreicher, besonders durch die aus der Handschrift beigefügten Anmerkungen. — Die Uebersetzungen und prosaischen Aufsätze bilden den Schluß des Bandes; das Bildniß des Dichters und am Ende ein Facsimile seiner Handschrift sind dankenswerthe Beigaben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

92. Mittwoch, den 18. November **1835.**

Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. Stuttgart, Raff, 1835. 416 S. 8.

Pfizer ist Reflexionsdichter mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen. Selten gelingt es ihm, das Gefühl in Anspruch zu nehmen, während er meistens etwas Geistreiches zu sagen weiß. Selten stellt sich uns das ausstrahlende innere Leben des Dichters symbolisch in Handlung, oder in aufgegriffenen poetischen Momenten dar; desto freigebiger ist der Dichter mit der Schilderung psychischer Zustände, desto umschreibender ist seine Beschreibung — desto feuriger aber entbrennt er auch für jede große Idee. Seine Form erfreut sich höchst selten jener sprudelnden Leichtigkeit, welche das improvisirende Dichtergefühl beurkundet; sein Vers ist aber gebildet, sein Ausdruck gewählt und richtig — sein Reim will der breitgetretenen Heerstraße ausweichen, und neue, noch nicht besuchte Länder entdecken. Man hat an seinen Gedichten das Hinneigen zur Philosophie heftig getadelt; doch gerade dieses scheint uns, wollte der Verfasser nur das absichtlich Gemachte daraus verbannen, das Lobenswertheste daran. Die unstatthafte, selbstgefällige Breite, die der poetischen Anschauung oft den Rang abgewinnende Beschaulichkeit — das witzige Zerfaseln der Empfindung ist es, was den zarten Blüthenstaub der Poesie auf vielen Gedichten dieser Sammlung verbläst und hinwegwischt.

Ein philosophischer Geist sollte den Dichtern unsers Jahrhunderts zum Vorwurfe gereichen? Nimmer! So wie er einem Schiller, einem Goethe, einem Tieck; wie er allen großen Dichtern deutscher Zunge, wie er einem Aeschylus, einem Dante, Shakespeare und Calderon nicht hinderlich war, sondern ihrem Genius erst die rechte Stellung in der Welt anwies; so wird er die Bedeutung jedes Dichters nur erhöhen, nicht aber seinen Gehalt herabsetzen und vermindern können. Die Philosophie begeistert zu den erhabensten Ideen der Menschheit; durch sie schließt der Genius den Bund mit der Geschichte; sie winkt ihm auf den Gipfel des Berges hinan, von dessen strahlenverklärtem Haupte die Stimme des Höchsten ertönt.

Wie dem Gebirgssohne der Klang des Reigens das Bild seiner heimischen Thäler zurückruft; wie ihn jeder schwebende Vogel, jedes rauschende Blatt an das Glück seiner Kindheit erinnert; wie ein Salis und Matthisson durch die frühe Anschauung wundervoller Naturscenen zu einer ungewöhnlichen Kraft in der malenden Dichtung gelangten, weil die lebhaftesten und schönsten Eindrücke, die ihre Seele empfangen, aus der Natur genommen waren: so versammeln sich um den philosophischen Dichter jene großen Ideen, welche in dem Gefäßsystem der Menschheit pulsiren. Ist der philosophische Dichter dann nicht etwa bloß ein — dichtender Philosoph, hat er die Gabe des Schauens nicht bloß, sondern auch jene des Schaffens; dann wird der Körper für den Geist nicht fehlen. Wie das geheimnißvoll wirkende Leben alles Erschaffene durchdringt, so veredelt er den Stoff zum Symbol und kleidet wesenlose Gedanken in das Gewand des Daseyns. Der Naturdichter beseelt den Stein, den Baum, das junge Saatfeld, die Mondnacht mit den Träumereien seiner Gefühle: der philosophische Dichter haucht der Geschichte, den Gestaltungen und Verkleidungen des Lebens jeder Art — seine Seele ein, und veredelt sie zu Heiligenbildern, die er, neben dem großen Altarblatte seiner Hoffnung, in der Kirche seines Glaubens aufstellt. Diesem Dichter vorzugsweise sind die schönsten und herrlichsten Kränze verheißen, und er bedarf, um sie sicher zu erringen, nur noch dessen, was Jean Paul »das Unbewußte« nennt: die unnachahmliche Schönheit. Was Hebel eben zu Hebel, was Friedr. Müller eben zu Friedr. Müller macht; das, was man mit einem sehr bequemen Worte das Individuelle nennt, was nicht bloß in der gewohnten Anschauungsweise, nicht auf der Masse disponibler Eindrücke, sondern auf der empfangenen Vollmacht beruht — das harmonische Zusammenklingen aller Saiten des Gemüthes, jenes ahnungsvolle Aufgreifen des Wahlverwandten in jeder Erscheinung, welches die Wesen dem poetischen Ich unterwirft, und sie mit ihm zu homogenisiren scheint — dieß ist es, was dem philosophischen Dichter, trotz seines hohen Standpunktes, zum großen Dichter noch abgeht, dieß ist der Schlüssel zum Allerheiligsten der Kunst, welches Niemand willkührlich betritt.

Während die Substrate der dichterischen Imagination eine leicht nachweisbare Stufenreihe der Geister veranlassen, scheint die eigentliche poetische Schöpferkraft jeden Vergleich auszu-

Digitized by Google

schließen. Der Dichter, der die höchsten Interessen der Welt in seinem Herzen hegt und bewahrt, steht offenbar höher, als jener, der, bloß seinem Affekte hingegeben, selbstgenügsam die Blume des Genusses bricht — Homer z. B. höher als Horaz. Vergeblich aber wäre es, zwischen Schiller und Shakespeare, zwischen Calderon und Dante, zwischen Camoens und Goethe eine Rangordnung aufstellen zu wollen, da jedem von ihnen das Höchste in der Kunst verliehen war.

Wer in Folge dieser Grundsätze Pfizer's Dichtungen ihren Platz anweisen wollte, wird in ihm einen jener kräftig edlen Geister anerkennen, die sich dem ideellen Kampfe der Welt feurig anschließen, welche die Aufgabe des Lebens von jener der Kunst nicht trennen, und wie Schiller sagt: »von der großen Schuld der Zeiten« — »Minuten, Tage, Jahre streichen.« Das edle Streben seines Geistes beurkundet jedes Blatt der vorliegenden Sammlung; zuweilen begeistert ihn das Ueberströmen ideellen Lebens, oder vielmehr der Schmerz, welcher aus dem Kampfe idealer Naturen mit dem widerstrebenden Elemente nothwendig hervorgeht, zur wirklich drastischen Gestaltung der Idee, wie dieß z. B. in den Gedichten: »Winterscene,« »der Junggeselle,« »Goethe's Farbenlehre,« »das letzte Lied« u. m. a. der Fall ist. Im Ganzen nicht glücklich ist der Dichter in seinen erzählenden Dichtungen. Es fehlt am raschen Ergreifen des Momentes, die Expositionen sind zu breit, die Schlußpointen oft überschritten, wie hierzu die an sich schöne Sage: »der Schleier« einen auffallenden Beleg liefert. Doch finden sich in dieser Gattung auch einzelne, schöne Ausnahmen, als welche »Almansor« und »Gerontas« sich bemerkbar machen.

In den politischen Gedichten: »Der Griechen Gruß an ihren König,« »Poesie der Freiheit« u. a. m. erkennt man leicht, daß Herr Pfizer von seiner Neigung vorzüglich in dieses Gebieth gezogen wird. Freilich tragen sie das Gepräge der Leidenschaft im Ganzen deutlicher, als jenes der Poesie; dennoch dürften sie den einzigen wahrhaft lyrischen Theil der Sammlung ausmachen. In den Sonetten und Ghaselen, besonders in letzteren, ist manches Humoristische; Tiefgeschöpftes und poetisch Bedeutendes jedoch nirgends. Eben jene Einwendungen, welche der Dichter in seinem Eingangs-Ghasel berührt, gelten im vollsten Maße gegen die seinen. Hier fehlt es schlechterdings an der Phantasie des Orientalen; der Dichter soll nicht nach allen Kränzen geitzen! —

A. Schumacher.

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften. Von Dr. Troxler, Professor an der Hochschule in Bern. Bern 1835. 8.

(Fortsetzung.)

Es gibt Manches im Menschen, was über allem Sinnlichen schlechthin, d. h. wesentlich erhaben ist. Das Genie, selbst wenn es sich im Bösen versucht, die Energie und Ausdauer des Charakters, nehmen unsere volle Bewunderung in Anspruch, und gleichzeitig erregt die fromme Einfalt, die glanzlose Tugend unsere tiefste Ehrfurcht. Dort ist es die Stärke, hier die Richtung der geistigen Kraft, was sich uns als Gegenstand der Anerkennung aufdrängt, und das Lob der Richtung setzt stets das Bewußtseyn eines objektiv gegebenen Zieles außer dem sich Bewegenden voraus, und dieses Ziel und die Macht, welche den Geist daran gebunden, sind nun ein Uebersinnliches ganz anderer, absoluter Art.

Noch klarer wird diese innere Verschiedenheit dessen, was wir übersinnlich nennen, wenn wir das Gefühl des Erhabenen analysieren: Wenn wir das Meer im Sturm, die Nacht in der Unermeßlichkeit ihrer Stille erschauen, so ist das, was sich der Betrachtung entgegendrängt, nicht bloß die Natur in ihrer Fülle, und ihr gegenüber der Geist in seiner Selbstständigkeit und Selbstbewußtheit, sondern über beiden das Bewußtseyn von demjenigen, der über der Natur und dem Geiste schöpfend, vermittelnd und vereinend schwebt. Alles Erhabene weckt in uns, neben dem Bewußtseyn der eigenen Würde, das Gefühl der Demuth und Andacht von Einem über uns. Kurz, es gibt ein zweifaches Uebersinnliches, den creatürlichen Geist, die absolute Gottheit! Wir gestehen es ein, der Geist sey schlechthin erhaben, wesentlich erhaben über der Natur; allein folgt aus dem schon eine wesentliche Einheit des Geistes mit Gott? — etwa deßhalb, weil Gott und Geist formell (in dem Begriffe: das Uebersinnliche) in Gegensatz zur materiellen Natur gebracht werden können? Das hieße zu voreilig die Metaphysik von der Logik beherrschen lassen.

Wenn es ferner wahr ist, daß nur in einer absoluten Persönlichkeit der Dualismus zwischen Geist und Natur seine Ausgleichung findet, so bedarf diese Idee vor allem der Analyse ihres Inhaltes: Absolut seyn heißt seyn durch sich, leben durch sich; unter Persönlichkeit wird das Wissen seiner selbst als Grundes und Zweckes der Lebensthätigkeit verstanden. Die absolute Persönlichkeit schließt also alles Differentiirtseyn durch Anderes, allen Schein des Erscheinens, allen Wechsel des Werdens, alle allmählige, bruchstückweise Entwicklung von sich aus. Es ist durch sich und weiß durch sich, in einem Male, durch und durch; ist im Wissen seyend, und im Seyn wissend, ist Emanation und Immanenz zugleich. Es ist also nicht möglich, daß diese absolute Persönlichkeit oder etwas von ihr in der Welt, als eines ihrer constitutiven Elemente, sich kund gebe; denn die Welt ist im Fluß des Erscheinens und Werdens begriffen, wir gewah-

Digitized by Google

ten eine vielfältige Spaltung und Theilung, aller Orten eine Allmähligkeit der Entwicklung. *Die Welt und was in ihr leibt und lebt, ist nichts wesenhaft Göttliches*, eine Wahrheit, die, so einfach sie scheint, heut zu Tage nicht oft genug wiederhohlt werden kann.

Wenn sie also nicht Gott selbst und nicht Theil, Effulguration Gottes ist, und eben wegen ihres hier hervorgehobenen Charakters der Nicht-Absolutheit auch nicht als gleich anfangslos — nach Art der Parsenlehre — der Gottheit absolut entgegengesetzt, sondern vielmehr als deren Setzung und Wirkung betrachtet werden muß; was ist sie denn? — Die Antwort kann nur lauten: *Nicht-Gott, das Nicht-Ich Gottes*, seine formale Contradiction und reale Contraposition, *relative Unpersönlichkeit*, d. h. nicht Seyn durch sich, nicht Leben durch sich, ein stetes Differentiirtseyn durch Anderes, behaftet mit dem Schein des Erscheinens, dem Wechsel des Werdens, im Wissen bloß erscheinend, oder bloß um die Erscheinung wissend. All ihr Wissen ist Stückwerk, sie ist, wie auch Troxler sagt, entweder *Nicht-Ich (Natur)*, d. h. Aeußerlichkeit ohne Innerlichkeit, Emanation ohne Immanenz, oder *Ich-Nicht (Geist)*, Innerlichkeit ohne Aeußerlichkeit, Immanenz ohne Emanation, und selbst da, wo beide sich vereinen, im *Menschen* nämlich, da zeigt sich, wie die eine und andere Lebensform, so auch die eine und andere Mangelhaftigkeit, und der Charakter der Relativität tritt nun so bedeutender heraus. Es kann auch nicht anders seyn: Zwei Mängel gleichen sich nie aus und geben nie ein mangelloses Ganze; der Mensch ist daher so wenig wesenhaft göttlich (und nichts in ihm ist es), als seine beiden constituirenden Faktoren es sind.

Wer im Menschen (etwa deßwegen, weil er eine realisirte Idee, ein Werk Gottes ist) etwas Göttliches sieht, der wird nothgedrungen, sobald er sein System bis auf die letzten Folgerungen durchführt, *Parsist oder Pantheist*, je nachdem er die Natur außer dem Menschen, deren Verhältniß zu letzterem nicht umgangen werden kann, als absolute Schranke und uranfänglichen Stoff des Göttlichen, oder als verhüllte, allmählig zu enthüllende und zu verklärende Gottheit ansieht. Es kann daher *Troxler*, so wenig er das Wort haben will, und so schwankend er daher in dieser Beziehung auftritt, von dem *Vorwurfe des Pantheismus* nicht freigesprochen werden. Es gibt der Pantheismen mancherlei, und wenn man Troxler'n gleich nicht einen der gröbern zur Last legen kann, weder den der Immanenz, der alles Sonderleben läugnet, noch den der Emanation, der vom Urquell eine absteigende Reihe von Effulgurationen herleitet, noch selbst einen der Evolution nach älterer Art, wo Gott selbst erst in der Weltgeschichte zum Bewußtseyn kömmt; so werden wir doch sein System unter jene neuesten Versuche pantheistischen Charakters reihen müssen, wie sie der christianisirte Schelling, Bader, Fichte d. J., Weiße u. A. versuchten, und welche den Prozeß der Weltgeschichte als einen höheren praktischen Ueberzeugungs- oder theoretischen Reconstructions-Act des bereits selbstbewußten Gottes hinsichtlich der Resultate seines Bewußtseyns betrachten.

Wie es unter diesen Verhältnissen mit den Bestrebungen Troxler's um *Rettung des Evangeliums* stehe, ist leicht einzusehen. Ist das innerste Selbst des Menschen göttlicher Natur, und besteht die Wiedergeburt (nach Troxler) nur in Selbsterfassung und Selbsterinnerung, dann hat Christus, wie es auch Troxler ausdrücklich behauptet, bloß die Würde eines Erziehers und Lehrers. Er ist derjenige unter den Sterblichen, in dem dieses göttliche Selbstbewußtseyn am klarsten und entschiedensten hervorgetreten und sonst nichts mehr! — Ganz anders aber und in vollkommener Uebereinstimmung mit der Lehre der Bothen Christi und deren Nachfolger ist es, wenn wir die Creatürlichkeit und den Doppelcharakter des Menschen erwägen, wie er als *Geist* zur Entscheidung und Vollendung seiner selbst in einem freien Akte berufen, und als *Kind der Natur* unter dem Lose des Geschlechtes begriffen sey, dem er angehört, und wenn wir zugleich Rechenschaft suchen über die großen uns umgebenden Räthsel des Daseyns, die Sünde, das Uebel und den Tod. Da wird uns die Lehre klar, wie der Stammvater des Geschlechtes in Widerspruch treten konnte mit Gott und der Idee seines Seyns, wie dieser Widerspruch den der einzelnen Faktoren dieses Seyns gegeneinander zur Folge haben mußte, wie hieraus eine *Erbschuld* mit allen ihren Folgen erwuchs, wie dieser das *Erbverdienst* eines andern in das Geschlecht als unmittelbare Position Gottes eingetretenen Gliedes desselben siegreich entgegen treten konnte, und wie nun das Los des Einzelnen im Geschlechte durch diese zwei Gegensätze und ihren Einfluß auf ihn bedingt, es jedoch in seine Freiheit gegeben sey, vermöge jener durch die göttliche Gnade dem Geschlechte vermittelten Erlösung, in freien Wechsel- und Liebesverkehr zu treten mit Gott, welcher, als der einzig Absolute, objektives Ziel aller Relativität, d. i. alles Creatürlichen ist.

Bei der Einsicht in die creatürliche Doppelnatur des Menschen hätte auch Troxler, im Leben wie in der Wissenschaft, sich ferne gehalten von den Verirrungen eines exaltirten *Liberalismus*. Denn so wie die *Achtung des Göttlichen*, wie es im Gewissen sich kund gibt und in der Kirche zu uns spricht, hoch über jeder irdischen Schranke steht und alle menschliche Form diesem Ziele angepaßt, ihre Vortrefflichkeit nach der größeren oder geringeren Leichtigkeit beurtheilt werden muß, die sie der Erfüllung dieser Pflicht gewähret, so wie ferner auch die Selbstheit und *Selbstständigkeit des menschlichen Geistes* auf Anerkennung zu dringen berechtiget ist; so und mit eben solchem Rechte, weil Position Gottes, gleich dem Geist, verlangt *die Natur* die Anerken-

Digitized by Google

nung ihrer ewigen Gesetze. Aristokratische Verhältnisse im Staate und hierarchische in der Kirche, Erblichkeit und Königthum, sind nicht zufälligen Bestandes, nicht bloß bestimmt für eine unmündige Zeit, nicht bloß antiquirtes Denkmahl der Vergangenheit, sondern sie sind dem Prinzipe nach ewig und unverwüstlich. Die Träger dieser Ideen können wechseln, letztere können mißbraucht und mißachtet, hintangesetzt und vergessen werden, wie die Pflichten gegen Gott, wie die Rechte des Geistes; aber diese Unthat rächt sich früher oder später, und insbesondere die politischen Sünden führen ihre Nemesis im nächsten Gefolge mit sich.

Wir haben unsere Polemik gegen Professor Troxler geendet und schreiten nun zur Beantwortung eines Vorwurfes, den er im Falle einer Entgegnung wahrscheinlich uns machen würde, und auch bereits in der Erwiederung gegen die Angriffe in Peregrins Gastmahl von A. Günther mehrfach angeklungen hat. Man könnte nämlich einwenden: Mit all dem Gesagten bleibe der Dualismus, — und wir stellten sogar einen doppelten auf, den zwischen dem (creatürlichen) Geist und der Natur, und den zwischen der Creatur und dem Creator, — ungelöst, ja noch schroffer als früher, da wir den quantitativen Gegensatz der Erscheinungswelt zu einem qualitativen der Substanzen gemacht haben. — Hier nun unsere Vertheidigung, wobei wir einige Wiederhohlungen des schon früher Gesagten der Deutlichkeit wegen nicht umgehen konnten.

Wir sahen oben, daß die Welt-Creatur unter der Idee des göttlichen Nicht-Ichs, der relativen Unpersönlichkeit, gegeben sey. Was aber an sich relativ ist, ist eben durch ein anderes, für ein anderes da, steht also nicht in absolutem Gegensatz zu diesem, sondern erkennt in ihm seine Ursache und seinen Zweck. Es gibt also, bei aller durchgängigen qualitativen Verschiedenheit, keinen unausfüllbaren Gegensatz zwischen der Creatur und dem Creator der Idee nach. In so fern endlich ein Glied des Gegensatzes durch Negation seiner selbst das andere Glied setzt, liegt in der Creatur als solcher auch der Gottesgedanke eingeschlossen (wie wir umgekehrt aus dem göttlichen Selbstbewußtseyn auch auf das Bewußtseyn Gottes von dem, was nicht er ist, schließen), so daß auch hinsichtlich der Erkenntniß keine absolute Transcendenz behauptet werden kann.

Die Welt als reale Contraposition Gottes ist ein Seyn und hat als solches die Selbstheit des Seyns zu behaupten, und doch zugleich wegen ihrer Relativität in diesem Akte auch die Unselbstständigkeit des creatürlichen Seyns auszusprechen. Dieses ist nur dadurch möglich, daß die beiden Momente der absoluten Persönlichkeit, die Emanation und Immanenz, das Setzen und Wissen seiner selbst als Seyn, in der Creatur aus einander gehalten werden und isolirt erscheinen, als Setzen des Seyns ohne Wissen des Seyns (also bloß mit Wissen der Erscheinung, Emanation der Natur) und als Wissen des Seyns ohne Setzen des Seyns (also bloß mit Setzen der Erscheinung, Immanenz des creatürlichen Geistes). Schon durch diese organische Beziehung auf einander, als constitutive Elemente der einen und derselben Gottesidee ist, bei aller qualitativen Verschiedenheit, kein absoluter Gegensatz möglich, und beide sind formal in einem höheren Dritten, der Idee der Weltcreatur, ausgeglichen. (Schluß folgt.)

Genealogisch geschichtlich-statistisches Jahrbuch für 1836. Enthaltend die Genealogie der Dynastien und Standesherren, und kurze Statistik der civilisirten Staaten in und außer Europa etc. Herausgegeben von F. A. Rüder. Neue Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Wigand. 12.

Strotzt von Unrichtigkeiten, zumal in den österreichischen Familien, wie man sich zur Genüge gleich bei dem Artikel: Auersperg, überzeugen kann. Wels und Losenstein liegen in Mähren; Gschwend heißt Gescherend u. s. w. Um indessen einen schlagenden Beweis der gänzlichen Sorglosigkeit zu geben, womit dieses Jahrbuch fabrizirt worden, heben wir aus der zweiten Abtheilung: »Ministerium und Diplomaten« die ersten Zeilen über Oesterreich heraus. »Staats- und Conferenzminister: Se. Durchlaucht Fürst v. Metternich, Graf Münch-Bellinghausen, Vice-Staatskanzler und die Grafen Bellegarde-Kollowrath, Liebsteinsky und Nadasd, Freiherr Fechlig, unter welchen die vereinigte Hofkanzlei unter dem Hofkanzler und Minister des Innern, Grafen Inzaghi, die ungarische Hofkanzlei unter dem Hofkanzler Grafen Riviczky und Revisnie, die siebenbürgische Hofkanzlei unter dem Freiherrn Miske von Magyar, das Finanzministerium unter dem Minister Grafen Klebelsberg, die oberste Justizstelle unter dem Justiz-Präsidenten Freiherrn Fechtig, die oberste Polizei- und Censur-Hofstelle unter dem Grafen Seldnitzky, der Hofkriegsrath unter dem Präsidenten Ignaz G. v. Hardegg, das General-Rechnungs-Directorium unter dem Präsidenten Freiherrn v. Baldacci, die Hofkommission in Justizsachen unter dem Grafen (?), die National-Bank unter dem Gouverneur Freih. Barbier stehen.« ck.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwey Mahl, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 fl. und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

93. Sonnabend, den 21. November **1835.**

Lethaea geognostica, oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgs-Formationen bezeichnenden Versteinerungen. Von Dr. H. G. Bronn, Professor an der Universität zu Heidelberg. Stuttgart, E. Schweitzerbarth's Verlagsbuchhandlung. 1834 und 1835. Erste und zweite Lieferung. Preis jeder Lieferung 1 fl. 45 kr. Conv. Münze.

Mit diesen beiden Lieferungen hat Herr Professor Bronn, der bereits durch seine Werke über vorweltliche Zoophyten und Conchylien, durch seine Reise nach Italien und durch Mit-Redaktion der Zeitschrift für Mineralogie u. s. w. eine ausgezeichnete Stellung im Gebieth der Geologie und Palaeonthologie erworben, ein Unternehmen begonnen, welches einem, besonders von den Lehrern und Anfängern der Geologie lange und tief gefühlten Mangel abzuhelfen verspricht. In den neuern Lehrbüchern der Geologie sind wohl die, jeder Gruppe und Formation eigenen organischen Ueberreste mehr oder minder vollständig aufgezählt, auch wohl die für die einzelnen Gesteinbildungen charakteristischen genannt, nirgends aber übersichtlich aufgestellt und abgebildet. Selbst das vortreffliche »geological manual« von de la Bêche gibt keine vollständige und leichte Uebersicht derselben, und nur theilweise und im Text zerstreut deren Abbildungen, die übrigens, so zierlich sie sind, bei ihrer Kleinheit doch der Deutlichkeit in ihren Einzelnheiten entbehren. Auch die unübertrefflich schön gearbeiteten Tafeln im dritten Band von Lyell's klassischem Werk geben nur Conchylien aus den neuesten Tertiär- und Quartär-Gebilden. Was nun der angehende Geologe und Lehrer dieser Wissenschaft aus vielen, oft voluminösen, oft wegen ihrer Seltenheit und Kostbarkeit, oder wegen der Sprache, in der sie geschrieben, nur Wenigen zugänglichen Werken, zur eigenen oder seiner Schüler Belehrung mühsam heraussuchen mußte, und dabei doch, wenn günstige Umstände ihm auch alle Quellen zugänglich machten, eben über das mühsame Zusammensuchen die leichte und schnelle Uebersicht verlor, wird in dem angezeigten Werke vollständig, wohlgeordnet und gründlich erläutert, um einen Preis dargebothen, den jeder Verehrer der Wissenschaft um so leichter bestreiten kann, als das Werk in einzelnen Lieferungen erscheint. Die beiden bisher erschienenen Lieferungen umfassen drei Tabellen, die Steindrucktafeln Nr. I bis XII und die zwölf ersten Bogen des Textes im Octavformat. Die erste der drei Tabellen stellt das Vorkommen der einzelnen Classen und Ordnungen des Thier- und Pflanzenreiches in den verschiedenen Gesteins-Gruppen und deren Unterabtheilungen bildlich dar; die zweite gibt eine analytische Uebersicht der Pflanzen-Ueberreste nach Classen, Ordnungen, Familien und Gattungen, nebst drei Anhängen, in welchen die Farrenkräuter, Lycopodiaceae und Coniferae einzeln auf gleiche Art behandelt erscheinen; die dritte gibt eine analytische Uebersicht der Brachiopoden (zweischalige Muscheln, deren Repräsentant die allgemein bekannte und weit verbreitete Gattung Terebratula ist), und als Anhang die neueste von Leopold v. Buch aufgestellte Eintheilung der Gattung Terebratula.

Die Tafel I stellt einschalige vielkammerige Conchylien aus der Kohlengruppe dar; Tafel II Conchylien aus dem Bergkalk; Tafel III zweischalige Conchylien; Tafel IV Crinoideen aus der Kohlengruppe; Tafel V Zoophyten aus dem Bergkalk; Tafel VI, VII und VIII Pflanzen-Ueberreste aus der Steinkohlengruppe; Tafel IX Trilobiten und ihnen verwandte Crustaceen aus dem Thonschiefer, Bergkalk und den dazwischen liegenden Gesteinen; Tafel X Fische aus der Kohlen- und Kupferschiefer-Gruppe; Tafel XI Conchylien und Crinoideen aus dem Muschelkalk; Tafel XII Pflanzen-Ueberreste aus dem bunten Sandstein und Keuper-Mergel. Der bei weitem größte Theil dieser Gegenstände ist nach der Natur gezeichnet, nur sehr wenige sind aus den vorzüglichsten palaeontologischen Kupferwerken entlehnt. Die Ausführung dieser Figuren, von Herrn Wagner auf Stein gezeichnet, läßt für Zierlichkeit, wie für wissenschaftliche Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, und ist höchst lehrreich, da bei jedem Conchyl die verschiedenen Seiten, besonders das bei Zweischaligen so wesentliche Schloß, bei jedem Zoophyt und jeder Pflanze einzelne Durchschnitte und vergrößerte Theile, wo es die Belehrung erforderte, abgebildet sind. Ungeachtet der großen Anzahl von Figuren auf jeder Tafel merkt man nirgends Verwirrung oder Undeutlichkeit.

Digitized by Google

Der bisher erschienene Text (S. 1 bis 192) beginnt mit einer Uebersicht der großen Gebirgsgruppen und der darin vorkommenden organischen Reste, vorzüglich zur Erläuterung der beigefügten Tabelle Nr. 1; wobei die Andeutung der Gegenden, in welchen einzelne Gruppen und ihre Glieder vorzüglich entwickelt und vollständig erscheinen, willkommen seyn dürfte. Außerdem umfaßt er das Kohlengebirge, als die älteste, vom Herrn Verfasser angenommene Gesteinsbildung, und von S. 130 an das an Alter zunächst darauf folgende Salzgebirg (Muschelkalk und Keuper-Gruppe — Alberti's Trias-Formation). Bei jedem dieser beiden Gebirge wird zuerst eine Uebersicht seines geologischen Umfanges und Charakters nebst Andeutung der darin vorkommenden, nach Classen, Ordnungen und Gattungen gegeben, mit stetem Rückblick auf die Organismen neuer Gruppen und der noch lebenden Schöpfung. Hierauf folgen in systematischer Anordnung die in jedem der beiden Gebirge vorkommenden organischen Ueberreste mit steter Benützung eigener Beobachtungen und der vorzüglichsten, in dieß Fach gehörigen Schriften, mit reichhaltiger Synonymie und steter Hindeutung auf die Verbreitung der einzelnen Arten, was für die beinahe noch ganz unbearbeitete organische Geographie der Urwelt höchst wichtig ist. Papier und Druck sind alles Lobes würdig.

A. Fr. Graf Marschall.

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften. Von Dr. Troxler, Professor an der Hochschule in Bern. Bern 1835.

(Schluß.)

Noch klarer ergibt sich diese Relativität durch nähere Betrachtung des Lebens der Natur. Da alle Creatur zur Differentiirung (Anregung zur Lebensthätigkeit) Anderes außer sich bedarf; so bedarf die Natur zu ihrer ursprünglichen Differentiirung des ihr einzig (in der Idee der Weltcreatur) organisch verknüpften Geistes. Da ferner alles Leben theils Streben zur Selbsterhaltung, theils zur innern Gewißheit seiner, zum Wissen um sich selbst ist, und der Natur, ihrer Stellung in der Idee nach, die Erfüllung dieses letztern Strebens versagt ist; so verwandelt sich dasselbe in das zur Vereinigung mit jener Substanz, welche ein Wissen um sich und dadurch um alles Andere durchsetzt, was mit der Idee von ihr als eines Theiles der Weltcreatur organisch verknüpft ist, mit dem Geiste nämlich. Alles Streben der Natur ist also durch den Gegensatz bedingt: Behauptung des eigenen Selbst, Hinanbildung zum Geiste. Daß folglich die Natur sich im Menschen mit dem Geiste vereinigt, liegt also zum Theil in der Idee ihrer als eines nicht zum Wissen um sein Seyn gelangenden Wesens; daß diese Vereinigung hypostatisch ist, d. h. die Natur ganz in die Persönlichkeit des Geistes aufgehet, liegt darin, daß sie selbst keine Persönlichkeit ist; daß eine Erkenntniß der Natur von Seite des Geistes möglich ist, ist durch das Selbstbewußtseyn des letztern bedingt, wo er sich selbst als Theil der Weltcreatur und die Natur als Complement derselben betrachtet.

Erst in der Vereinigung mit dem Geiste ist der Natur die Möglichkeit einer eigentlichen Wissenschaft ihrer selbst eröffnet, und nur in dieser Vereinigung und zwar in jenen allezeit abnormen Momenten, wo die Pole des menschlichen Lebens sich umkehren, und die Natur von ihrem lebendigen Mittelpunkte aus den mit einem ihrer Bildungen verknüpften Geist sich dienstbar macht, wird sie sich selbst durchsichtig, vernimmt Verborgenes, Entferntes, Zukünftiges, wenn sie gleich ihre Protheusweise nicht lassen kann, und eben so oft dichtet und äfft als schaut und belehrt; so daß der wache Geist ihr über derlei Ergebnisse Rechenschaft abzufordern, nicht aber, wie Troxler zu wollen scheint, dergleichen Erscheinungen (die nicht immer ein Hellsehen sind) sich unbedingt unterzuordnen hat.

Auf diesem Standpunkte erhält man nun auch eine nähere Einsicht in den analytischen Weg, den der Menschengeist einschlägt, um von sich (seinem Ich) zur Idee Gottes, des Universums und der Natur zu gelangen. Es erfaßt sich nämlich als:

Geist = Wissen des Seyns, Sehen der Erscheinung = relative Persönlichkeit, und als:

Natur = Wissen der Erscheinung, Sehen des Seyns = relative Unpersönlichkeit,

und gelangt daher durch Schematisirung zum Gedanken der:

Weltcreatur = relatives Wissen und relatives Seyn = Relativität.

Und nun ist er genöthiget, durch formale Contradiction den Schluß zu ziehen auf

Gott = absolutes Wissen und absolutes Seyn = Absolutheit;

wo dann die nähere Analyse dieses Begriffes ihm das Wesen Gottes weiter entwickelt.

Dem Vorwurfe der alten Schule: daß, weil Gleiches nur durch Gleiches erkannt werden kann, die Behauptung eines Wissens von Gott auch die Anmaßung einer Wesensgleichheit mit ihm in sich schließe, ist, wie wir glauben, schon durch diese Darstellung hinlänglich entgegnet. Nicht weil in uns etwas wesenhaft Göttliches ist, sondern gerade weil wir Nicht-Gott, reale Contraposition (Ebenbild) Gottes sind, und uns das Bewußtseyn dieses unseres Seyns als Geistern gegeben ist, gelangen wir (mittelst Negation dieses negativen Momentes im Geistesleben) zum affirmativen Gottesgedanken, und dadurch, daß wir die Idee von Gott als dem Absoluten haben,

Digitized by Google

ist noch nicht die substantielle Theilnahme an seiner Wesenheit bedingt, weder wesenhafte Gottähnlichkeit noch Seligkeit. Höchstens könnte durch diese wissenschaftliche Einsicht, falls der Geist dieselbe thatsächlich in seinem freien Wirken affirmirt, der Weg zur letztern angebahnt erscheinen.

Aus dieser Darstellung zeigt sich aber auch, daß wir — gegen Troxler — im Bereiche der Creatur durchaus nicht von einer unmittelbaren Erkenntniß sprechen können. Denn wo Relativität der Hauptcharakter ist, da ist auch alles Wissen ein relatives, d. h. ein durch Wirkung und Gegenwirkung (durch die Erscheinung) vermitteltes. Selbst um zum Wissen seiner selbst zu gelangen, bedarf der Geist zuerst der Anregung durch ein anderes ihm gegenüber stehendes geistiges Wesen (ursprüngliche Differentiirung), dann erfaßt er erstlich die Wechselwirkung, in der er mit diesem Anderen steht (Wissen um die Erscheinung); aus dieser scheidet er hernach den ihm gebührenden Antheil aus (vermittelte Unterscheidung), und jetzt erst ist er im Stande, sich als Selbstgrund dieser Thätigkeit herauszufinden (endliche Ueberzeugung). Will er nun weiter gehen, so muß er die Resultate und Momente dieses Herganges von neuem zum Gegenstande der Betrachtung machen. Alle Philosophie ist im Anfange Reconstruction des Selbstbewußtseyns, und wir haben oben gesehen, welcher Reihe von Schlüssen (also von Vermittlungen) es bedarf, um vom Selbstbewußtseyn aus auf analytischem Wege zum Absoluten hinanzusteigen, von dem aus erst der eigentliche, synthetische (dem Schöpfer nachbildende) Gang der Speculation möglich wird.

Und somit nehmen wir Abschied von unserem edlen Gegner, in der festen Ueberzeugung, sein Verdienst nach Gebühr anerkannt, und dem ungeachtet seine Mängel in Wahrheit aufgedeckt zu haben. Die Unumwundenheit, mit der wir dieses gethan, darf den Verfasser um so weniger befremden, da er selbst, trotz des ehrenden Zeugnisses, das er uns gibt, die Aufgabe der Zeit in unserer Abhandlung: Cartesius und seine Gegner, richtig und wahr aufgefaßt zu haben, eine der Alternativen, die wir dort als zu vermeidend aufgestellt haben, nämlich die: da hinüber zu streifen, »wo die Lockung des Versuchers flüstert, daß es nur Ein Wesen gebe, das da lebt und wirkt, und das auch Du bist!« unverhohlen als diejenige bezeichnet, die er selbst eingeschlagen hat.

D. C. J. Hock.

Literarische Notizen.

Die Heidelberger Jahrbücher liefern im vierten Hefte dieses Jahrganges eine ausführliche Würdigung der drei letzten poetischen Werke, welche dem Oriente entsprossen, durch Joseph v. Hammer's Uebersetzungen unser Eigenthum geworden sind. (»Wamik und Asra« 1833; »Gül und Bülbül« 1834; »Samaschari's goldene Halsbänder« 1835.) Wir halten es für unsere Pflicht, auf die Stimme eines anerkannt Berufenen in diesen Blättern aufmerksam zu machen, nicht weil wir glauben, dadurch die Celebrität eines Namens, den Europa mit Verehrung nennt, vermehren zu können, sondern weil sich Oesterreich im Gefühle des Besitzes dessen wohl rühmen mag und soll. Wir konnten ruhig einen anonymen Aufsatz über Samaschari's goldene Halsbänder in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung unbeachtet lassen, ja wir mußten es sogar, da Gemeinheit darin gleichen Schritt mit Anmaßung und Unwissenheit hielt. Daß diese drei Gesellen zu allen Zeiten zu rütteln und schütteln versucht haben, und fortan versuchen werden, ist leider eben so gewiß, als jede Bekämpfung derselben unbedingt verwerflich; unbegreiflich bleibt es indessen immer, wie ein Institut, das seit Jahren als Organ der Kritik gelten will, ihnen Vorschub leisten mag!

Wir kehren zur Recension in den Heidelberger Jahrbüchern zurück. Ihr Verfasser, Hr. Professor Umbreit — ein Name, der wohl zur Genüge den kritischen Gehalt verbürgt — beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung, und diese ist es, welche wir hier mittheilen zu müssen glauben:

»Es gehört zu den erfreulichsten Wahrnehmungen, die der theilnehmende Beobachter des Lebens und der Literatur machen kann, wenn er sieht, wie ein hochbegabter Geist, der die mannigfaltigsten Talente in sich verbirgt, durch eine günstige Fügung des Geschicks in diejenige Sphäre bestimmter Wirksamkeit versetzt wird, in welcher es ihm nicht bloß vergönnt, sondern selbst zur Pflicht gemacht ist, die vorherrschendste und bedeutendste Gabe, zur höchstmöglichsten Entwicklung und Vollendung in entsprechenden Thaten und Werken zu bringen. Joseph v. Hammer, von welchem in einem noch höheren Grade dasjenige gilt, was er selbst von Jean Paul gesagt, daß es scheine, als habe sich sein Genius aus dem Osten in den Westen verirrt, gehört zu jenen hochbegünstigten Naturen. Thut man einen tieferen Blick auf den Grund seiner in bestaunenswürdiger Frische und Raschheit vielfach zu Tage geförderten Werke, läßt sich die reichgestaltige Schöpferkraft nimmer verkennen, die in allen Gebiethen des Wissens, wohin sie sich auch selbstbildend gewandt haben möchte, Ungemeines würde hervorgebracht haben. Aber jeglichem seiner Werke würde der scharf individualisirte Verfasser doch immer das Gepräge des orientalischen Geistes aufgedrückt haben: denn eben, weil seine Schriften lebendige Erzeugnisse sind, und keine todtgeborenen Bücher, müssen sie die eine vorwaltende Kraft des Gemüthes in stark hervortretenden Zügen vor Augen stellen. Daher ist der Verfasser glücklich zu preisen, daß er, stammend aus dem Feuergeiste des Morgenlandes, mit seinen paradiesischen Speisen der Milch und des

Digitized by Google

Honigs schon in der Wiege genährt, erzogen in der orientalischen Akademie der mit dem Osten in lebendigem Verkehre stehenden deutschen Kaiserstadt, in seinem eigenthümlichsten Wesen erkannt und ermuntert von Johannes v. Müller, begrüßt und geweiht von einem prophetischen Worte Herder's, des Hohenpriesters des Morgenlandes, gebildet durch Reisen und Aufenthalt auf dem Boden der frühesten Sehnsucht, nach seiner Rückkehr durch übertragenen amtlichen Beruf mit ihm in pflichtmäßige Verbindung gesetzt, — daß er in seinem sechzigsten Lebensjahre, in welchem er gegenwärtig steht, in derselben ungeschwächten Jugendkraft, wie sie Schleiermacher in seinen Monologen sich als Jüngling geweissagt, und als Greis bis zum Tode erhalten hat, mit Herz und Mund singen konnte:

Nicht den Elementen traue,
Noch der eigenen Kraft,
Sondern Gott dem Herrn vertraue,
Der zur Höhe dich rafft.

Vergleiche des Verf. Gedicht: »Als ich die Donau hinüber und herüber schwamm am 11. September 1834.« Ja, der eigenen Kraft verdankt er nicht den Höhepunkt der Wissenschaft, von welchem er mit Wohlgefallen auf seine mächtigen Bauwerke der orientalischen Literatur herniederschauen kann, sondern Dem allein, der das Wollen gibt und das Vollbringen!«

ck.

(Berichtigung, den Bibliothekar der ungarischen Reichsbibliothek, Herrn Stephan v. Horvát, und die magyarische gelehrte Gesellschaft in Pesth betreffend.) Bekanntlich wurde Herr Stephan v. Horvát von der magyarischen gelehrten Gesellschaft in Pesth bald nach ihrer Gründung zum ordentlichen Mitglied in der historischen Abtheilung ernannt, er fand aber für gut, diese Ernennung abzulehnen. In dem literarischen Schematismus des Königreichs Ungarn für 1835 wird nun Hr. v. Horvát unter den Ehrenmitgliedern der Societät aufgeführt und in der Ofner-Zeitung 1835 Nr. 26, S. 478 diese Angabe, mit Berufung auf den Schematismus, wiederhohlt. Hr. v. Horvát berichtigt diese irrige Angabe im zweiten Hefte des Tudományos Gyüjtemény 1835, S. 228—238 dahin, daß er zwar in der General-Sitzung der Societät am 8. November 1834 durch Mehrheit der Stimmen zum Ehrenmitgliede ernannt, und diese Ernennung ihm durch den Präses der Societät officiell angezeigt wurde, daß er aber auch diese Ernennung aus wichtigen Gründen abgelehnt habe. Er theilt darüber das Schreiben des Präses (Sr. Excellenz, des Herrn Grafen Joseph Teleki) und seine Antwort mit, in welcher er ausdrücklich sagt: »Sehr wichtige Gründe, die aus meiner ungewissen Stellung entspringen, und die hier zu erörtern es sich für mich nicht schickt, zwingen mich wieder aufs neue, daß ich mich zwischen den Gränzen meiner alten Dunkelheit zurückhalte.« Er schließt seine Berichtigung mit den Worten: »Wenn ich etwas hätte annehmen können, so würde ich lieber die ordentliche Mitgliedschaft angenommen haben als den Titel. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen bedürfen mehr der Geldhülfe als der Titel.« Bekanntlich werden die ordentlichen Mitglieder der magyarischen gelehrten Societät anständig besoldet.

Wer die Charakterfestigkeit des Herrn Stephan v. Horvát kennt, auf den das horazische „Justum ac *tenacem propositi virum* etc.« ganz paßt, der konnte nicht daran zweifeln, daß er auch seine zweite Ernennung ausschlagen würde. Und wie hätte er mit seinem hohen Ehrgefühl sich jetzt entschließen können, in die Societät einzutreten, in der einige Männer seine Kollegen geworden wären, die ihm, wie z. B. Bajza und einige andere in den Kritikai lapok auf die niedrigste Weise angegriffen haben. Wer die Geschichte der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen kennt, weiß, daß auch aus dieser einige gelehrte Männer vom ersten Range, wie Michaelis, Schlözer, Eichhorn (dieser trat später wieder ein, als seine Gegner nicht mehr lebten), wegen Reibungen mit andern Mitgliedern aus der Societät austraten.

Uebrigens ist es allerdings zu bedauern, daß so vielseitige und fleißige ungarische Literatoren, wie Stephan v. Horvát, Fejér u. s. w., nicht zu den Mitgliedern der magyarischen gelehrten Gesellschaft gehören.

y.

Die älteste der von jeher bis zur gegenwärtigen Zeit bestehenden slavischen Buchdruckereien auf dem ganzen Erdboden ist unstreitig die Stavropigianische zu Lemberg im Königreiche Galizien. Das Alter ihrer Errichtung wird vom Jahre 1586 hergeleitet, und als das älteste in derselben verlegte Werk, die zwar äußerst seltene, jedoch der gelehrten Welt bekannte, russisch-griechische Grammatik vom Jahre 1591, und als das letzte, das, unter der Presse befindliche gottesdienstliche Gesangbuch vom Jahre 1835, Osmohlásnik genannt, angeführt.

Diese Buchdruckerei hat, mit Ausnahme einiger wenigen, unbedeutenden Kleinigkeiten, meistentheils altslavische und russische Kirchen- und Schulbücher durch dritthalb Jahrhunderte gedruckt und verschleißt. Eine bibliographisch-kritische Geschichte dieser, und vierzehn anderer, bereits erloschener russisch-slavischer Buchdruckereien in Galizien hat ein in Lemberg ansäßiger Freund der slavischen Literatur in der pohlnischen Sprache seit einem Jahre verfaßt, und ihre Erscheinung wird nächstens gewärtiget. — Der Verfasser behauptet, daß diese Druckanstalt, auch hinsichtlich der anderen Sprachen, unter allen gegenwärtig bestehenden, die älteste sey. — Ob ihr dieses Seniorat nicht bestritten wird, soll die Zukunft lehren. Unwahrscheinlich ist allerdings nicht, daß nur ein moralischer Körper, wie die alte Stavropigianische Bruderschaft in Lemberg, im Stande war, unter dem Wechsel der Jahrhunderte und Zeitverhältnisse, diese Anstalt zu pflegen und fortzupflanzen. — Gegenwärtig beschäftigt dieselbe zwei Pressen, besitzt acht zweilische, zwei pohlnische und eine deutsche Schriftgattung, im Gesammtgewichte von ungefähr 50 Zentner, nebst nöthigen Stämpeln, Formen und Matrizen, sowohl für die slavischen als auch griechischen Lettern.

J. Hurkiewicz.

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

für
Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

94. Mittwoch, den 25. November 1835.

Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum. Auszug aus den im k. k. Archive zu Wien sich befindenden Reichs-Registraturbüchern vom Jahre 1400 bis 1410. Mit Benützung der gedruckten Quellen. Von Joseph Chmel, regulirtem Chorherrn des Stiftes St. Florian, und Archivar im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien. Frankfurt am Main, Varrentrapp, 1834. VIII und 244 S. 4.

Doktor Böhmer in Frankfurt, dem wir bereits die Regesten der Karolinger und der deutschen Kaiser von Konrad dem Ersten bis auf Heinrich den Siebenten (912 bis 1313) verdanken, wird, sobald er mit dem Ergänzungsbande zu diesen, 1500 großentheils ungedruckte Urkunden enthaltend, fertig geworden, das vierzehnte Jahrhundert zu Ende führen, und so eine Reihe von Forschungen schließen, welche eben so mühsam als schwierig, in vielfacher Beziehung für deutsche Geschichte die wichtigsten Resultate versprechen. Die Fortsetzung bis zu Kaiser Maximilian's I. Tod (1519) hat Herr Archivar Chmel übernommen, und mit dem vorliegenden Hefte die gewiß nicht leichte Aufgabe zu lösen begonnen. Die innere Beschaffenheit des Gegenstandes läßt hier kein tieferes Eingehen zu; wer sich je mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat, wird nirgends Fleiß, Gründlichkeit und jene Bestimmtheit in der Abfassung vermissen, ohne die der erste und letzte Zweck: historische Brauchbarkeit, ewig unerreicht bleibt. Dieses Verdienst bedarf keiner Begründung; die Beobachtung indessen, daß sehr häufig Werke verwandten Inhalts an dem zu viel oder zu wenig leiden, steigert es im vorliegenden Falle. Dankbar müssen wir überdieß die Mühe anerkennen, welche zur Auffindung schon gedruckter Quellen verwendet worden — beinahe jede Seite liefert dafür Belege — und wenn wir hier einen Wunsch aussprechen, geschieht es nicht beziehungsweise, sondern, so glauben wir wenigstens, der guten Sache willen. So viel als möglich nachzuweisen, wo die Urkunden etwa schon abgedruckt worden, halten wir bei Regesten für unerläßlich; wünschenswerth bleibt es aber auch, daß dieses dort, wo es als nothwendig erscheint, mit kurzen kritischen Bemerkungen geschehe. Verfälschungen und unrichtige Copien sind keine Seltenheiten; die Einsicht der Originale, welche Regesten wohl größtentheils voraussehen, macht die Vergleichung leicht, und die Bezeichnung schlechter Abdrücke zu keiner Riesenarbeit. Der Wirkungskreis der Regesten würde dadurch nicht nur erweitert, sondern auch fester abgegränzt, und der Geschichtsforscher käme nicht so häufig in die Lage, durch nackte Hindeutungen verleitet, von der nächstbesten Abschrift irregeführt zu werden. Ob diese unsere Ansicht stichhältig und ausführbar oder nicht, wagen wir nicht zu entscheiden; sollte übrigens ersteres der Fall seyn, dürfte nicht selten ein bloßes Sternchen als Bezeichnung schlechter Abdrücke genügen. Wie schon bemerkt, läßt diese Digression keine Anwendung auf das vorliegende Werk zu; schon die Angabe: »Auszug aus den Registraturbüchern« weist zum Theile hinter die Schranken, und der Herr Verfasser hatte überdieß einen — Vorgänger als Richtschnur. Daß er aber, sollte unser Wunsch selbst zur Forderung berechtigt seyn, vor Vielen berufen, dieser vollkommen zu entsprechen, glauben wir nach dem Geleisteten behaupten zu können. Als höchst interessant müssen wir insbesondere die im dritten Anhange in extenso abgedruckten Urkunden bezeichnen. Sie verdienen dankbare Anerkennung und werden sie überall finden; ewig Schade, daß ihre Anzahl nicht größer ausgefallen! Wenn sich der Herr Mittheiler im Vorworte über ihre Aufnahme ängstlich ausspricht, können ihn nur äußere Umstände dazu veranlaßt haben. Daß der reinste Eifer nicht selten auf Hindernisse mancher Art stoße, und so an sich selbst irre zu werden anfange, ist eben keine unerhörte Thatsache; wir glauben auch aus den Eingangsworten der Vorrede auf Aehnliches schließen zu dürfen. Oder sollten wir uns irren? Hier die Stelle: »Durch günstige Verhältnisse und preiswürdige allergnädigste Aufmunterung und Unterstützung bewogen, hatte ich vor einigen Jahren den für einen Einzelnen etwas gewagten Entschluß gefaßt, die sämmtlichen Quellen zur österreichischen Geschichte aus den Archiven und Bibliotheken des Landes, wenigstens bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zu sammeln, und, im Fall einer förderlichen Theilnahme, nach und nach dem Drucke zu übergeben. Des Stoffes ist zu viel, der Theilnahme nicht so viel.«

Digitized by Google

Das in diesen Zeilen ausgesprochene Bedürfniß anzudeuten, haben wir schon einige Male die Gelegenheit ergriffen. Wir können es auch jetzt nicht unterlassen, denn je zahlreicher die Bestrebungen der Nachbarländer auftreten, die Monumente ihrer Vorzeit zu sammeln, und durch Veröffentlichung zum Gemeingute zu machen, desto dringender stellen sich die Anforderungen auch bei uns. Abgesehen davon, daß in der vaterländischen Geschichte zahllose Lücken auffallen und eben so viele irrige Ansichten vorherrschen, daß die Menge ungedruckter Quellen und Actenstücke bei uns wie nirgends so groß — wer möchte es denn in Abrede stellen, daß gerade in unserer Zeit die Anregung des historischen Interesse, und die Läuterung und Feststellung der Geschichte eine unabweisbare Lebensfrage geworden? Wenn in den Tagen der Bewegung ja etwas berufen, den Blick zur Prüfung und Beurtheilung frei zu erhalten, so ist es die historische Ueberzeugung, das Resultat eines wohlgeordneten Studiums der Geschichte! Daher scheint uns da, wo das System der sogenannten Zwangstudien festgehalten wird, die Hintanweisung der Geschichte als freiwilligen Gegenstandes, dem Bedürfnisse der Gegenwart wenig entsprechend.

Wir gehen auf den zweiten, in der angeführten Stelle enthaltenen Punkt über: auf die (gerechte) Klage über geringe Theilnahme. Auch dieser haben wir wiederhohlt gedacht, und offen ausgesprochen, wie es durchgehends am Sinne für gemeinsames Zusammenwirken fehle. Daß der Herr Verfasser zunächst darauf hinziele, glauben wir aus Prämissen schließen zu dürfen. Wir haben erst unlängst auf größere Institute in unserem Vaterlande hingedeutet, welche uns vor Allem als berufen erscheinen, nach Innen und nach Außen für vaterländische Geschichtsforschung zu wirken. Wir konnten dabei die auf Erfahrung gegründete Bemerkung nicht unterdrücken, daß nur von sehr Wenigen bis jetzt das wahre Bedürfniß erkannt und gewürdigt werde. Möge uns übrigens die nächste Zukunft Gelegenheit geben, unsere Ansicht zurücknehmen zu können; möge durch ein kräftiges Zusammenwirken bald eine Anstalt ins Leben treten, von welcher die bisherigen Schwierigkeiten des österreichischen Historikers gehoben, und durch Monumenta Austriaca das Unbekannte und Unzugängliche freiere Benützung anheimgestellt werden! K.

Empfindsame Reise eines expatriirten Schwärmers durch Deutschland, Böhmen, Oesterreich, Italien, Ungarn, die Türkey rc. in die elysäischen Felder. Herausgegeben von seinem Erben. Leipzig, Fest, 1836. VIII u. 430 S. 8.

»Den Mangel an Zusammenhang,« heißt es im Verlaufe des Vorwortes, »muß man entschuldigen, denn man hat um diesen Preis Wahrheit (!?). Möge es keinem Recensenten einfallen, dieses Tagebuch aus künstlerischem Gesichtspunkt zu beurtheilen, denn sein Verfasser wollte weder einen Roman noch sonst ein Kunstwerk verfertigen, überhaupt nichts von seinem Tagebuche öffentlich werden lassen.« (Jedenfalls der vernünftigste Gedanke, den er gehabt hat.) »Der Herausgeber aber glaubt gerechtfertigt zu seyn, wenn man — unter Vielem, das vielleicht der gute Geschmack nicht ganz billigen kann — gleich viel Interessantes und Belehrendes findet.«

Angenommen, daß der Schwärmer und der Herausgeber nicht identisch, wozu freilich eine große Nächstenliebe gehört, ist des Ersteren Recht, Gedanken niederzuschreiben, unbestreitbar, zumal, wenn er damit auch Andern nicht beschwerlich fallen wollte. Ob ferner diese Gedanken und Ansichten, welche im Pulte verschlossen liegen, Exerpte aus Schulthefken, Jugend-Korrespondenzen u. s. w., oder leibliche Kinder unglücklicher Stunden — wer möchte darüber zu Gerichte sitzen? Wenn aber der Erbe selbst gegen den Willen des Erblassers, die vorfindigen Reliquien zusammenwirft, den Schultlosen einen omineusen Namen gibt, und sie losschlägt um theures Geld, da ist es wohl an der Zeit, die Kauflustigen zu belehren, damit das Recht bestehe und die Wahrheit. Das Tagebuch ist nach dem Herausgeber kein Kunstwerk (richtig!), hat Mängel (vollkommen wahr!); aber auch eben so viele Vorzüge (schlechterdings keine!) Oder sollten diese in den langen, unwahren Declamationen über Schwedens König und Kronprinzen liegen, oder in der uralten Räubergeschichte von dem Walde Forkosch als Charakteristikum Ungarns?! Daß doch die Mährchen aus der Ammenzeit so häufig noch spucken müssen, um über dieses herrliche Land den Stab brechen zu können! Der arme Schwärmer war selbst, unverkennbar, nie in Ungarn; er hörte vor etwa hundert Jahren Anekdoten; in Stunden, nahe der Verrücktheit, schrieb er sie nieder, und der philantropische Erbe ließ sie drucken! Da übrigens in der neuern Zeit die Türkey so oft unsere Blicke auf sich zieht, und der Titel des Herausgebers Aufschlüsse darüber ahnen läßt, wollen wir uns denn zum Schlusse darnach umsehen. Seite 325 steht: »Konstantinopel. Hier möchte ich leben, wäre ich hier geboren. Leben in wüthender Leidenschaft, mit zügelloser Begierde, dann hinsinken auf kühle Gräser und — träumen und rauchen, neue Kraft sammeln, sie wieder vergeuden, und, von der Pest befallen, auf der Straße sterben.« — So viel, nicht mehr. — Amen!

Wir haben angenommen, daß Schwärmer und Erbe nicht identisch; nun nehmen wir das Gegentheil an, und setzen voraus, daß dem Doppelmännlein des Verstandes schönes Licht noch nicht ganz gebricht. Von Seite 189 bis 204 stehen Rhapsodien aus dem Tollhause; wir erlauben uns nach der dritten, deren Ueberschrift: »die Denker,« folgende Variation mit Aenderung nur weniger Noten zu spielen:

Digitized by Google

An den expatriirten Schwärmer.

Es lenkt ein Irrwisch nur dein Trachten, Schalten,
Nur tappen kannst du, doch nicht seh'n und geh'n,
Und läßt der Wahn dich auch durch enge Falten
Des Dunstgewandes auswärts späh'n,
Und nur ein Sonnenstäubchen von dein Licht erblicken,
So dient's nur, deine Sinne zu berücken.

K.

Purbaum. Dramatisches Gedicht von F. E. Scherer. Leipzig, Engelmann, 1836. (Wien in Commission bei Wallishausser.) II und 140 S. 8.

Der talentvolle Dichter dieses Drama's hat seit dem Jahre 1830, wo seine Gedichte als Festgeschenk für deutsche Frauen in Wien bei Schaumburg et Comp. erschienen sind, uns keine freundliche Spende mehr gebothen, und wir sehen hierin eine Aufforderung, an dem vorliegenden Erzeugnisse, als dem Kinde langer Jahre, einen strengeren Maßstab als den gewöhnlichen, anzulegen. Wäre nicht dieß der Fall, so dürfte Recensent seine Anzeige lediglich auf das Lob des Büchleins beschränken. Die innige Herzlichkeit, das rege Kraftgefühl, der leichte, gewandte Ton des Ganzen, der durchaus gelungene, tadel- und makellose zweite Akt, die treffende Zeichnung sämmtlicher Nebenpersonen, manche scharfsinnige psychologische Bemerkung, wohlgerathene Schilderung der Außenwelt, die klug benutzte Kenntniß der Zeit jener Handlungen und ihrer Bestrebungen, würde dieß Geschäft zu einem leichten und angenehmen machen. Allein, wie gesagt, die seltenen Gäste erregen jederzeit, wie größere Aufmerksamkeit, so mannigfacheren Tadel, als die tagtäglichen.

Wir müssen uns daher zuerst strenge dagegen erklären, daß der Verf. der alten Sage Gewalt angethan. Nach dieser hat der Teufel dem Lehrlinge Purbaum seine Unterstützung für den Bau des zweiten Thurmes am St. Stephansdome unter der Bedingung zugesagt, während des Baues nie zu bethen; aber Purbaum bereut sein Bündniß, er bethet, und die Gerüste stürzen mit ihm zusammen. Nach einer andern Version durfte er nicht den Namen seiner Geliebten aussprechen. Aber eines Tages, da er eben des bald vollendeten Werkes und der glücklichen Zeiten dachte, die in der Nähe seiner Braut auf ihn harrten, geht sie eben unten vorüber; er ruft sie und — stürzt! — Aber in der vorliegenden Tragödie ist von keiner übernatürlichen Einmischung die Rede. Durch die eigene Kunstfertigkeit traut sich Purbaum den Bau zu schaffen, die finstere Gestalt, die gespenstig über die Gerüste schleicht, ist Pilgram, der Bauherr des ersten Thurmes, der mißgünstig die Schöpfung seines Lehrlings untersucht, und ein Aufruhr des Arbeitvolkes ist's, der Purbaum vom Gerüste stürzt.

Ein anderer Fehler ist, daß der Verf. in jedem Akte Motive, wie es scheint, nur zu dem Zwecke schürzt, um sie im nächsten Akte wieder aufzugeben und zu andern zu greifen. Die Katastrophe, die Purbaum's Ende herbeiführt, hängt gar nicht mit dem wesentlichen Verlaufe der Haupthandlung zusammen, sondern bloß von einer Zwischenhandlung ab, die im vierten Akte mit dem Altgesellen beim Bau angeknüpft wird. Im zweiten und dritten Akte glaubt man in dem Zorne Meister Pilgram's das Hauptmotiv zu ahnen, allein im vierten und fünften Akte strebt dieser nach Versöhnung. Der Uebermuth Purbaum's ist im dritten Akte als die Nemesis herausfordernd hingestellt, allein im vierten und fünften Akte ist dieser demüthig nach Gebühr. Die Liebe des Junkers Friedrich zu Purbaum's Annchen, die im ersten und zweiten Akte wirksam eingreift, hat später nicht den geringsten Einfluß. Annchen liebt ihn nicht, Pilgram schlägt ihm ihre Hand ab, ein Mordversuch auf Purbaum bleibt ohne Erfolg; ja selbst Purbaum's Liebe zu Annchen ist nur für die Schürzung und nicht für die Lösung des Knotens von Bedeutung, da sie zuletzt als Geschwister erkannt werden.

So sehr wir endlich die Zeichnung der Nebenpersonen zu loben hatten, so unentschieden sind die Hauptcharaktere dargestellt. Pilgram steht, was die Vergangenheit betrifft, verbuhlt, verrätherisch gegen seine Liebe, in den ersten Akten hartherzig gegen seine Gesellen, verstockt gegen seinen besten Freund, stolz und hochmüthig auf sein Werk, in den letzten Akten endlich weich, mitleidsvoll, bewegt von Vaterzärtlichkeit und Bürgerehre da. Purbaum ist bald kindisch verliebt, bald sehnsüchtig sentimental, bald übermüthig auffahrend, bald schlicht demüthig und verzagt. Annchen hat gar keine bestimmte Farbe, mit ihrer kindlichen Liebe zu Purbaum, und dem tiefen Schmerze um seinen Zwiespalt mit dem Vater, will sich die schalkhaft-höfliche Weise nicht reimen, mit der sie Junker Friedrich behandelt.

Wenn wir das vorliegende Drama mit dem Meister Pilgram Eduard Duller's vergleichen (Wien, Adolph 1829), der denselben Stoff behandelt; so müssen wir ihm, was die Kunst der Behandlung und die Glätte und Zierlichkeit des Styls betrifft, entschieden den Vorzug geben; allein ungeachtet der zahlreichen Fehler, die jene Jugendarbeit Duller's hat, und die insbesondere die letzten Akte ganz neblig und aufgelöst erscheinen läßt, glauben wir, was die innere historische Treue, die Liebe zum Stoffe, die poetische Einheit, und die Höhe der vorschwebenden Idee anbelangt, letzterer den Vorrang einräumen zu sollen.

Es ist uns oft begegnet, daß Dichter, denen wir Talent und Geschmack zutrauten, und darum jene ihrer Erzeugnisse, die hinter dem Standpunkte, den ihre Verfasser in unserer Achtung einnahmen, zurückblieben, um so schonungsloser beurtheilen zu sollen glaubten, sich auf solche Weise gegen unser Urtheil aussprachen, daß wir, wenn auch nicht an unserer gegenwärtigen, so doch an unserer ehemaligen Meinung über ihren literarischen Standpunkt irre wurden; wir sind aber

Digitized by Google

von dem edlen und billigen Charakter des Herrn Verfassers zu sehr überzeugt, um auch von ihm etwas Aehnliches befürchten zu können. C. F. Hock.

Der Wildschütz. Roman von Ludwig Rellstab. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 310 S. 8.

Herr L. Rellstab gilt für einen der begabtesten neueren Novellisten in Deutschland; nach der vorliegenden Arbeit würden wir ihm jedoch einen viel untergeordneteren Rang anweisen. Eine ziemlich abgenützte Handlung, wenig Reitz in den Situationen, farblose Charaktere, und eine Breite der Darstellung, die alle aufkeimenden Sprößlinge an Interesse vollends mit dem Bade verschüttet, das sind die Kapital-Gebrechen dieses Romans; der geringeren: gewaltsame Handhabung der Hebel, unnütze Episoden, Nachlässigkeit in sprachlicher Beziehung u. dergl. nicht zu gedenken. Es fehlt nicht an einzelnen Momenten, in denen das Talent des Verf. allerdings wie ein Mondstrahl durch umnachtendes Gewölke bricht; doch entweder beruhen sie auf haltlosen Unwahrscheinlichkeiten, oder der Autor fertigt sie unbegreiflicher Weise ganz obenhin ab, oder auch sind sie zu auffallende Nachahmungen von früher Dagewesenem, um nicht die bittere Hefe im Herzen des Lesers aufzurütteln, der etwas mehr gelesen hat, als die opera omnia des Herrn L. Rellstab. Besonders verunglückt ist die Zigeunerinn, eine Figur, die an W. Scott's unheimlichen alten Weiber erinnern möchte, von denselben aber nur das Widrige als Erbe mit bekommen hat; auch Wildheim erscheint als eine wahre Jammergestalt — ein modernisirter Wütherich, zwischen dem erschrecklichen Chauwigrem aus der »Banise« und einem alltäglichen Nymphenjäger die Mitte haltend. Indessen sind Einzelnheiten, wie bereits erwähnt, mit Glück und Geschick erzählt, und für ein Publikum, das an den Novellisten ganz bescheidene Anforderungen stellt, mag das Buch immerhin als eine nicht unwillkommene Gabe erkannt werden; solche Leser werden vielleicht ob des überschwenglichen Heiles, das zuletzt über die Leidenden ausgegossen wird, sogar einen Psalm zu Ehren des Verfassers anstimmen; wer aber den Beruf zu Besserem in sich trägt, und durch vorzügliche Leistungen ernstere Forderungen an sein Talent begründet hat, muß es sich gefallen lassen, wenn die rauhe Stimme der Kritik ihn aus seiner Abspannung aufkrächzt, und mit diesem Grunde sey unser herbes Wort über den neuesten Roman des tüchtigen, geistreichen und vielbewährten Rellstab gerechtfertigt. E. St.

Literarische Notizen.

In der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung in Wien werden im Anfange des nächsten Jahres erscheinen: Analecta grammatica, maximam partem anecdota, ediderunt *J. ab Eichenfeld* et *Stephan Endlicher* — eine Sammlung größtentheils noch unbekannter lateinischer Grammatiker, die eine ganz unerwartete Ergänzung zu den Sammlungen von Putsch und Lindemann bilden, aus den weitberühmten Bobbeser Handschriften der k. k. Hofbibliothek. Bei der großen Aufmerksamkeit, welche die Philologen in den letzten Decennien den römischen Grammatikern geschenkt haben, dürfte die kritische Herausgabe solcher bisher unbekannt gebliebener Autoren als eine sehr willkommene Gabe betrachtet werden, und eine bedeutende Lücke in der philologischen Literatur ausfüllen.

Den Anfang der Sammlung werden zwei Bücher »Artium grammaticarum« des nur von Cassiodor und Pompejus erwähnten, sonst aber ganz unbekannt gebliebenen Cl. Sacerdos bilden. Auf diese folgt ein drittes, vielleicht von demselben Verfasser herrührendes Buch, welches bei einer merkwürdigen Uebereinstimmung mit Charisius seine Selbstständigkeit bewahrt, und durch viele in denselben enthaltene griechische Glossen manchen nicht unbeachtenswerthen Beitrag zur Lexicographie liefern wird. In mehreren anderen größeren und kleineren Abhandlungen anderer ungenannter Autoren, die hierauf folgen, haben sich merkwürdige Bruchstücke alter lateinischer Dichter (Ennius, Afranius ꝛc.) erhalten. Eine besondere Erwähnung verdienen unter den kleineren Stücken: »Excerpta e Macrobio de differentiis et affinitatibus graeci et latini verbi,« und insbesondere die bisher für verloren gehaltene Zuschrift desselben an Symmachus. Sämmtliche echte Schriften des Grammatikers Probus, unter denen die erst kürzlich durch A. Mai bekannt gewordene »Ars minor« nach einer Bobbeser und zwei Pariser Handschriften erscheint, und die sogenannte »Catholica« nach einer Bobbeser und einer Pariser Handschrift hergestellt werden wird, bilden den Schluß.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Palatinae Vindobonensis. Pars I. Codices philologici latini digessit *Stephan Endlicher.* Ein Handschriften-Catalog der k. k. Hofbibliothek, mit der, was ihren Reichthum an Manuscripten betrifft, nur wenige Bibliotheken der Welt, und in Deutschland nur München in die Schranken treten darf, gehört schon seit langer Zeit unter die Wünsche der Gelehrten. Hier erscheint als erster Band desselben zugleich ein selbstständiges Ganzes bildend, das Verzeichniß sämmtlicher lateinischer, philologischer Handschriften, der gewiß allen Literatoren willkommen seyn wird, in einer durch seine Eintheilung, Bequemlichkeit beim Gebrauche, und alle wissenschaftliche Anforderungen berücksichtigenden Form.

Die Verlagshandlung hat es sich zur Aufgabe gemacht, die äußere Ausstattung dieser beiden Werke dem Inhalte entsprechend einzurichten.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

// Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

95. Sonnabend, den 28. November 1835.

Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert; vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen bearbeitet. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1835. Zwei Theile.

Den Inhalt dieser vortrefflichen Erzählung macht scheinbar das traurige Schicksal Luise Strozzi's aus, — in der That aber der Zustand der Florentiner unter Alexander von Medici. Das Beste wie das Schlimmste, was sich von dem Buche sagen läßt, ist: daß es ein historischer Roman ist. Diese Behauptung zu begründen, bemerke ich Folgendes:

Wenn gleich seit Xenophon's Kyropädie die Geschichte oft genug als Roman und der Roman als Geschichte behandelt ward, so ist es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen historischen Roman nennen. Dieser ausgezeichnete, und troß den Launen einer leichtfertigen Mode und den Grillen pedantischer Zünftler, unsterbliche Schriftsteller kannte genau die Bedürfnisse seiner Zeit und Nation, und war der Mann, sie zu befriedigen. Er machte die Geschichte, und zwar die vaterländische, zum Hintergrunde seines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringste zu schnitzeln; sie gab nur dem Erfundenen Würde und Interesse, ohne sich damit zu vermischen. Ich rede hier von seinen besten Werken; wo er jene Maxime verließ, entstanden Zwitter, die dem Historiker Verdruß, dem Romanleser Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Ansicht fest: Der höchste Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es ist Entweihung der Dichtkunst, wenn ihre tiefste Bedeutung factischen Interessen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut sich einer Geschichte, die man ihm vorerzählt, erst dann, wenn man ihn versichert, daß sie sich wirklich zugetragen hat; es ist Erniedrigung der Geschichte, wenn die Resultate tiefster Forschung die müßigen Stunden romanlesender Damen tödten sollen, und nur der Verbildete zieht das Pikante ergötzlicher Lügen der einfachen Wahrheit vor. Was also Scott's beste Werke dem gebildeten Leser so werth macht, ist nicht das Historische, sondern das Menschliche in ihnen. — Von seinen Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftstellern haben die Einen jene Maxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleistet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und sind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geistern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlich unmöglich nennen; und so hat Salvandy im Alonso ein Werk geliefert, von dem wir nicht sagen können, ob die historische oder die innere menschliche Bedeutung der Hauptzweck sey; ihm sind wir Menschen zur Geschichte geworden, die Geschichte hat sich ihm vermenschlicht; sein Geist hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und classificiren; wir beugen uns dem Genius, und lassen uns von ihm bezaubern und belehren. Indem ich nun Rosini, den Verfasser des vorliegenden Buches, als einen Geistesverwandten dieses großen Mannes, nur auf geringerer Stufe bezeichne, glaube ich ihm seine Stelle ehrenvoll genug angewiesen zu haben.

Jene Einheit von Geschichte, Leben und Dichtung ist auch hier bezweckt, nur nicht völlig erreicht; die Geschichte überwiegt, und will das frische Leben hier und da verdrängen; es ist, als liebte und litte manches seelenvolle Wesen, um uns eine Jahreszahl tiefer einzuprägen; und der deutsche Bearbeiter, dem gelehrten Hang unserer Landsleute treu, hat, statt diesem Mangel nachzuhelfen, ihn vielmehr durch eine historische Einleitung und ähnliche Noten nach Kräften unterstützt. Damit Niemand glaube, ich thue dem Verfasser Unrecht, stehe hier: daß mitten in einem interessanten Abenteuer, die Flucht Alamanni's betreffend, der gespannte Leser durch den Zwischensatz wie geohrfeigt wird: »Es braucht hier kaum erinnert zu werden, daß Alamanni nach dem Ariost der berühmteste Dichter der damaligen Zeit war.« (I. 299.) Eben so wundert man sich, im zweiten Theile, S. 136 aus dem Munde eines Unglücklichen in Momenten der Schwermuth literarische Ansichten über Bojardo, Ariosto und Berni zu vernehmen. Gleicher Weise wird man mitten im Heranblühen der schaurigen Katastrophe, in den Momenten schmerzlichster Erwartung (II. 335) mit einem Abriß der Geschichte von Siena hingehalten. Hierin liegt es denn auch, daß mehr Personen auftreten, als mit Bedeutung beschäftigt werden konnten; daß manche Situationen bloß als historische Decoration da sind; daß erst vom zwölften Kapitel des ersten Theils an die Geschichte eigentlich anfängt und

Digitized by Google

an sich interessirt; daß sie überhaupt vorzugsweise auf den Florentiner, auf den Patrioten berechnet ist und wirken muß. Der Verfasser ist so von vaterländischer Art und Historie durchdrungen, daß sogar die Schreibart den Styl jener denkwürdigen Zeit annimmt, und an Machiavell, ja an die Alten erinnert. Glückliches Land, dem seine Ahnen einen Geist eingeimpft, dessen Aura selbst die dumpfe Atmosphäre der Gegenwart noch durchduftet! Da ist nichts von sentimentalen Expektorationen, nichts von subjektiven Erinnerungen, nichts von moderner Effektjägerei, nichts von philosophisch seyn wollenden Radotagen; einfach, bündig, in gut berechneter Folge werden Facta erzählt, die an sich wichtig und rührend genug sind; die handelnden Personen werden, der Weltgeschichte, nicht der partikulären zu lieb, in wenigen Zügen gemalt; die Lokalitäten mehr für Heimische als für Fremde bezeichnet; Gespräche zur Belebung und Charakteristik, lebhaft, kurz, bedeutend, eingewebt; Reflexionen, nur wo sie sich fast unabweislich aufdringen, kräftig und bündig hingestellt; sie sind immer wahr, nicht selten tief; nur manchmal wird man auch hierin an die Alten gemahnt, daß eine Wahrnehmung, die man täglich zu machen Anlaß hätte, also als bekannt voraussehen sollte, mit einem gewissen, Neues verkündenden Pathos vorgetragen wird. Freilich gedenkt man dann der Nothwendigkeit, uralte Wahrheiten heut zu Tage, noch so gut wie zu Herodots Zeiten, als neu einschärfen zu müssen!

Das Wichtigste aber am Buche ist die Gesinnung des Verfassers, um derentwillen es geschrieben ist, — von der er wünscht, daß sie auf uns übergehe. Möchte sie's doch! sie ist durchaus wacker, kräftig, echt. Er weiß sehr gut, was er will; und auf Leser, die bis über das zwölfte Kapitel des ersten Bandes ausdauern, wird er auch seine Wirkung nicht verfehlen. Hier aber tritt, wie überall und immer, der alte fatale circulus vitiosus ein: die, welche die Lehre brauchten, fassen und fühlen sie nicht, — die sie verstünden, brauchen sie nicht. Tugend, Kraft, Selbstgefühl ist es, was er predigt; welch ein Unterschied von jenen modernen Novellchen und pikanten Allerlei's, in deren üppigen Verstecken Entsittlichung und Auflösung lauern, den Mann zu Gunsten des Träumers in Schlaf zu lullen. Es ist eine alte Geschichte, die er erzählt, ein altes Thema, das er varirt, — von Hipparch bis auf Alexander von Medici öffentlich und geheim oft genug aufgeführt. Tugend und Laster werden sich, zu einem einfachen, großen Kontraste, aber nicht in hohlen Personifizirungen, sondern in zwei lebendigen Menschengestalten, gegenüber gestellt; um sie herum bewegt sich eine vielfach abgestufte, krankhaft agitirte Masse. An leise, allmählige Charakterentfaltung wird man da nicht denken; sie ist nicht einmal nöthig; denn man hat meist historische Menschen vor sich, deren Bekanntschaft bei uns vorausgesetzt wird. Alles dient nur dem Einen Zweck: ein Stück Weltgeschichte lebendig hinzustellen, damit es ein Symbol für hundert andere Stücke derselben sey. Die Intention ist klar, der Entwurf zweckgemäß, das Detail skizzirt. — Es ist hiervon genug gesagt, um Rosini's Verdienst, aus seinem Innern heraus, gewürdigt zu haben. Des Nähern belehre sich der Leser selbst, so wie man diesem das bittere Vergnügen lieber selbst überläßt, von der Schürzung des Knotens geängstigt, von dessen Zerhauung überrascht zu werden. Wenn der deutsche Bearbeiter im Vorworte fürchtet, man möchte die Hauptsachen zu grell finden, so wird ein Blick auf die blutigen Blätter der Weltgeschichte genugsam lehren, daß seine Furcht, leider! ungegründet sey.

Weil ich hier auf den Bearbeiter zu sprechen komme, so muß ich, bei Unbekanntschaft mit dem Original, nur loben, daß er die nationale Färbung des Ganzen so treu zu erhalten gewußt hat. Kann ich nun meinen Bericht anders schließen, als mit dem Wunsche, daß ein solches Werk recht viele Leser finden möge? scheint nicht ein gesundes, nahrhaftes, minder gewürztes Gericht von Zeit zu Zeit dringend nöthig, wenn wir nicht bei unsern üppigen, aromreichen, aber saftarmen Assietten, entweder aus Heißhunger oder aus Ueberladung mit giftigem Nichts, endlich sterben sollen?

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Reflexionen

zu Dr. F. C. Hock's Schrift: »Cartesius und seine Gegner.«

Von J. H. Pabst.

Seit der Lebenstag der christlichen Menschheit sich dem höchsten Höhenpunkte seiner Entwicklung nahet, seit die höhere Macht des Gedankens sich geltend macht, will der Geist sein angebornes Recht: mit freier Selbstbestimmung den Gang des Lebens zu reguliren, in Anwendung bringen, hat aber, von dem neuerwachten Selbstgefühle überwältigt, von dem Morgenroth seiner aufgehenden Herrlichkeit überrascht, und von seinem eigenen, sich eben erst entwickelnden Lichte geblendet, den Grund und Boden seiner eigenen Existenz, — er hat das Andere, was mit und neben ihm das Recht des eigenthümlichen Daseyns hat, und in der organischen Verbindung mit ihm für sein (des Geistes) Seyn Bedingung, oder für sein Daseyn Beschränkung ist, aber eben damit auch seine eigene Wesenheit aus den Augen verloren, und will, gleich jenem eben so stolzen als herrlichen Geiste, von dem es heißt, daß er in dem Momente seiner verhängnißvollen Selbstentscheidung seinen Thron gegen Mitternacht stellte, durchaus göttlicher Natur und Abkunft seyn, und eine Unbedingtheit geltend machen, die er deßhalb, weil er sie denken kann und muß, noch lange nicht selbst besitzt. Mehr als Ein Jahrhundert von der christlichen Aera hat der Denk-

Digitized by Google

geist darauf verwendet, dem Beweise auf die Spur zu kommen, daß in seinen Adern göttliches Blut pulsirt; er hat all sein Vermögen daran gesetzt, darzuthun, daß sein Stammbaum seine Wurzeln in den Nabel des Absoluten treibt, und obschon auch sein letzter Versuch: seine Stammtafel bis in das absolute Etwas, geborene Nichts, zurückzuführen, in den letzten Tagen nicht als gelungen angesehen werden will, ist er dennoch seiner hohen und höchsten Abkunft so sicher und gewiß, daß er nicht nur in den Momenten poetischer Begeisterung, wo man es ihm leicht und gern nachsieht, wenn er etwas über die Schnur hauet, ohne weiters den Mund so voll als möglich nimmt von seiner eigenen Gottesnatur, sondern daß er sogar beschlossen hat, und sehr entschlossen Hand an das Werk legt, sich von vorn herein, d. h. vor den beigebrachten nöthigen Dokumenten, auf angemessenen unbeschränkt hohen Fuß einzurichten, und die Göttlichkeit nicht bloß im persönlichen, sondern auch im socialen Leben, — im Hause und in der Wirthschaft schalten und walten zu lassen.

Wer sieht aber nicht, wie bedenklich von nun an die Sache werden, welch eine ernste Gestalt dieselbe annehmen muß? — Offenbar sind wir bisher in unserm Familien- und Staatenleben auf einen andern, nämlich nicht-göttlichen Fuß eingerichtet, und das Projekt des Geistes: seinen in Anspruch genommenen Absolutismus ohne weiters zur Basis seiner gesellschaftlichen Existenz zu machen, und seine Göttlichkeit zur gehörigen Repräsentation zu bringen, kann sicher nicht anders ins Werk gesetzt werden, als indem die alte gemeinen Mannes- oder Menschenwirthschaft mit ihrer kleinlauten Devise: Ora et labora, ganz und gar abgeschafft und abgethan, — und auf dem nivellirten Boden das olympische Salonsleben, in welchem Momus, der liberale Geistreiche, die Hauptrolle spielt, her- und eingerichtet werde. Das bürgerliche Haus, in welchem die Menschheit die bisherigen sechs Jahrtausende ihres Lebens in (doppelsinnig) einfältiger Bescheidenheit verlebt hat, hat gar nicht das Fundament zu einer Götterburg, und müßte somit ohne weiters radicaliter abgetragen werden; auch ist männiglich bekannt, wie der Eine Theil der irdischen Göttersöhne schon die Faust an das große Werk gelegt[1], indeß der andere, über die Nothwendigkeit der großen Umgestaltung der Dinge mit jenem vollkommen einverstanden, noch unter dem alten Dach und Fach über Plan und Ausführung des schönen Werkes spintisirt, oder es vorzieht, sich aufs Warten zu verlegen, ob nicht der in unsern Zeiten so merklich gewordene unmerkliche, endlose Fortschritt den alten Bau von selbst umwerfe und das große Palais royal der Menschheit über und aus den Trümmern wie einen Pilz mittelst generatio aequivoca aufschießen lasse. Der ganze dermalige Zustand der europäischen Menschheit zeigt in Figura, daß das neue Projekt in vollkommen contradictorischem Gegensatze steht gegen den alten — den Gesetzen der positiven Natur und des positiven Christenthums bisher ganz conform geglaubten — Bestand der Dinge.

Daß dasselbe aber seine Pfahlwurzel nur in die entwickelte Intelligenz treibt, wird Keiner läugnen, der da weiß, daß das hohe Wort von der „Freiheit“ nur der Geist auszusprechen vermag, und daß die neuen Ansprüche, so wie die revolutionären Schritte der Gegenwart zur Evolvirung einer neuen Zukunft ihre Rechtfertigung und Sanctionirung zuletzt und zuhöchst doch nur in einer philosophischen Ansicht, also auf dem Boden der Wissenschaft, suchen müssen und wirklich suchen. Wenn es nun gewiß ist, daß der Beweis für den Absolutismus des Menschen bis jetzt durchaus noch nicht wissenschaftlich hergestellt ist, und dieser doch hergestellt werden muß; wenn die im 16ten Jahrhundert begonnene, und dermalen in der Durchführung begriffene Reformation des socialen Lebens als eine Restauration desselben sich legitimiren will; wenn es gewiß ist, daß die neuen Prätensionen des Geistes in geradem Widerspruche stehen mit dem positiven Christenthum, letzteres aber, wenn auch noch so antik aussehend, doch deßhalb eben so wenig zu antiquiren ist, als das Heil des Enkels unmöglich auf der Spitze eines Dolches in der Hand des Vaters ruhen, und das vergossene Herzblut der Vergangenheit und Gegenwart nun und nimmer der Same einer gottgesegneten Zukunft werden kann: so kann und darf keinerlei Einsprache gegen die übermüthigen Ansprüche des, wenn auch zur höhern Entwicklung gelangten Geistes zurückgewiesen, und muß die wissenschaftliche um so aufmerksamer angehört und in Betracht gezogen werden, als eben die Macht des Gedankens — also seine (des Geistes) eigene Autorität, die einzige ist, der er zu unterwerfen sich geneigt zeigt. In der That kann es dermalen keine naturgemäßere und gründlichere, keine edlere und respectablere Weise geben, die Sache Gottes und Christi, der Kirche und des Staates, den evolutionären Gang der Geschichte wider alle und jede revolutionären Tendenzen zu vertheidigen, als die vom Standpunkte des höhern Selbstbewußtseyns oder der Selbsterkenntniß des Geistes, — vom Standpunkte der Wissenschaft aus. Nur diese Weise des Kampfes gewährt und erweckt jene Richtung und jenes Vertrauen, die immer und überall den Grund und Boden der Verständigung, des Friedens und der Versöhnung bilden. So lange gedacht und bedacht wird, waltet die erwünschte Besonnenheit, und sicher

[1] Diese sind es, die dem Ausspruche des alten Varro, welchen uns der heil. Augustin De Civiti Dei. III. 4. aufbehalten hat, in ihrer Weise das Siegel der Wahrheit aufdrücken wollen: »Utile est civitatibus« (daß Gott sich erbarme!), »ut viri fortes se ex diis genitos esse credant, et animus humanus divinae stirpis fiduciam gerens res magnas adgrediendas praesumat audacius.«

Digitized by Google

trägt am Ende immer und überall dennoch der Geist den Sieg davon. Nichts wäre daher auch verkehrter, als die Entwicklung des Denkgeistes niederhalten, oder die natürlichen Bewegungen der Intelligenz hemmen zu wollen, etwa deßhalb, weil der Liberalismus von jeher gern den Geistreichen gespielt und wir ihn in unsern Tagen mehr als je auf die Idee und den unendlichen Progreß pochen sehen. Abgesehen davon, daß jede Entwicklung, mit Gewalt gehemmt, Excrescenzen treibt und eine Verkrüppelung setzt, die als Hausgenossin des organischen Lebens, für die Feinde des letzteren die gefährlichste Bundesgenossin wird, so hieße es in der That voraussetzen, daß das, was wir als das einzig Rechte anerkennen und festhalten, im Denkgeiste keine Rechtfertigung fände, oder nicht als objektive Idee nachgewiesen werden könnte; wodurch offenbar nicht nur der guten Sache selbst die größte Unbill geschähe, sondern ihren Widersachern auch das Heft in die Hand gegeben würde, und diejenigen unter ihnen, die denn doch noch guten Willens sind, ihr vollkommen und auf immer entfremdet werden müßten.

Daß Herr Dr. Hock von der eminenten Bedeutung, welche die Philosophie, als Wissenschaft aller Wissenschaften, für unsere Zeit und ihre Zustände hat, tief durchdrungen ist, daß sich in ihm zu der einen Ueberzeugung: nur im positiven Christenthume sey für alle Zeiten das Fundament, wie des innern Friedens des Einzelnen, so auch des äußern Weltfriedens gegeben, die andere gesellt: dermalen handle es sich vor allen Dingen um die gründliche Aussöhnung beider: des Christenthums und der Wissenschaft; davon gibt fast jede bis jetzt von ihm gedruckte Zeile Zeugniß. Im »Cartesius« will er nun auf das Restaurationsmoment der Wissenschaft selbst — auf Dasjenige aufmerksam machen, was dermalen für den höhern Denkgeist als das Eine Nothwendige betrachtet werden muß. In dem Augenblicke, wo die Philosophie nach unerhörten Anstrengungen abermals ihr Ziel verfehlt sehen muß, wo »das Gefühl des Ungenügens an den eben herrschenden Systemen der Wissenschaft und der Nothwendigkeit einer neuen Richtung der Speculation unter den Menschen mächtig wird« (S. III); in dem Augenblicke, wo der Hohn der Verächter und Widersacher aller speculativen Bestrebungen mehr als je gerechtfertigt erscheinen möchte, zeigt er auf jenen Weg hin, den er für den einzig rechten zum endlichen Ziele hält, indem er eben den Cartesianismus als das einzige Heilungs- und Heilsprinzip des höhern intelligenten Lebens im christlichen Europa bezeichnet.

Dieser Hinweis auf Descartes als denjenigen, zu dessen »verlassener Grundlage der Denkgeist wieder zurückzukehren habe« (S. 94), wenn er in das Labyrinth der Speculation mit Hoffnung und Sicherheit von neuem eindringen, und mit Sieg und Frieden endlich aus demselben hervorgehen will, ist offenbar die Haupt- und Grundidee des »Cartesius« des Herrn Dr. Hock. Die bisherigen Referenten über denselben haben diese Ideen nicht so erkannt und hervorgehoben, wie es zur rechten Würdigung der Schrift allerdings erforderlich ist, und ihr Lob sowohl als ihren Tadel mithin nicht auf den wesentlichen Inhalt, als das eigentliche Fundament des Büchleins, basirt, sondern nur an Nebendinge und secundäre Gedanken — und zwar in einer hin und wieder etwas sonderbaren Weise — angeheftet. Doch können wir auch den Verfasser nicht von aller Schuld hieran frei sprechen, indem er selbst jenen Grundgedanken seiner Schrift nicht entschieden genug in den Vordergrund gerückt, sondern sich durch die offenbar polemische Veranlassung zu derselben an der freien Bewegung und Handhabung seines Gegenstandes zu sehr hat hemmen und hindern lassen. Wir müssen ihm Dank wissen für die schöne Feier des Genius und der Verdienste seines Helden, — dafür, daß er in so würdiger und geistvoller Weise den großen Mann als unsers vollkommenen Vertrauens und unserer höchsten Verehrung würdig darstellt, und gewissen Gegnern desselben gegenüber die kindliche Katholicität des eminenten Denkers zur Anschauung bringt; aber die Fülle des Glanzes, mit welchem der Verfasser denselben umgibt, hätte der Versichtbarung der eigentlichen und Hauptbedeutung des Cartesius im Gange der Entwicklung des philosophischen Geistes in der Menschheit, nicht hinderlich werden dürfen.

Letztere spricht der Verfasser S. IV, 51, 61, 85 aus, wo er den Cartesius den »Vater der subjektiven Methode,« — den »Begründer europäischer methodischer Wissenschaft,« — den »Vermittler des Friedens zwischen Theologie und Philosophie« nennt. In der That, darin liegt die große welthistorische Bedeutung von Cartesius, die wir gern von Herrn Dr. Hock weiter entwickelt gesehen hätten. — Cartesius hat das einzige echtwissenschaftliche Prinzip aufgefunden, das Selbstbewußtseyn nämlich zur Basis aller philosophischen Forschung gemacht, die Selbsterkenntniß, als Quelle und Ziel aller Bestrebungen des Denkgeistes, in der Menschheit aufgedeckt, und letzterem somit den Weg zur intensiven und extensiven Erfüllung, zur Gewißheit und Completheit seines Wissens und Erkennens bezeichnet und eröffnet. Vor ihm nämlich war der philosophirende Geist immer bei dem äußerlich Gegebenen stehen geblieben, hatte sich analysirend, demonstrirend und explicirend immer vorzugsweise an das Objekt der Erkenntniß, und zwar in der Scholastik beinahe ausschließlich an das Faktum der Erlösung festgeheftet, bis er sich, auf diesem Standpunkte erschöpft, in die absurdesten Spitzfindigkeiten verlor, und die Unmöglichkeit einer weiteren Fortbildung sich entschieden herausstellte. (Forts. folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

96. Mittwoch, den 2. Dezember 1835.

Reflexionen

zu Dr. F. C. Hock's Schrift: »Cartesius und seine Gegner.«

Von J. H. Pabst.[1]

(Fortsetzung.)

Cartesius brachte sich, der Erste, das Bedürfniß und den bisherigen Abgang eines wirklich wissenschaftlichen Erkenntniß-Prinzipes zum Bewußtseyn, — und wenn in irgend etwas, so gibt sich in der Art und Weise, wie er den bisherigen objektiven Standpunkt der Wissenschaft selbst als Brücke zu benutzen weiß, um auf das eigentliche feste Land, auf den wirklichen Grund und Boden der Speculation hinüberzukommen, seine wissenschaftliche Genialität kund. Er läßt den Denkgeist nach dem Prinzipe der Gewißheit seines Wissens Umfrage halten bei Himmel und Erde; in Allem, was ihm äußerlich Objekt ist, wohnet es nicht, das heißt nach Cartesius: dasselbe läßt dem Zweifel — der Negation — Raum. Allein eben die Negativität im Objekte wird ihm zum Hinweis auf die Positivität im Subjekte, deckt im Hintergrunde das wirkliche Kriterium der Wahrheit aller höhern Erkenntnisse auf. Der Gedanke nämlich als solcher, der Gedanke, der sich auch im Zweifel wiederfindet, der Gedanke, der Alles, was nicht des denkenden Geistes ist, als Eigenthum des Geistes negirt, kann dieses nur in und mit der Affirmation des Geistes selbst; das Wissen von meinem (des Geistes) Seyn ist mir unbezweifelbar gewiß, — der Ichgedanke ist die immanente Offenbarung des Geistes; sich selbst kann der Geist denkend nicht negiren, denn diese gedachte Negation wäre als Gedanke eben schon wieder Affirmation des Geistes. Cogito, ergo sum.

Hier stellt sich uns denn auch der Sinn des berüchtigten Cartesianischen Zweifels heraus, den gewisse Leute von jeher gern als das eigentliche Cartesianische Teufelchen bezeichnen möchten. — Wollte und konnte denn Cartesius an Gott, Natur und Offenbarung wirklich zweifeln, bis sie ihm, was man so nennt, bewiesen wären? — wollte er wirklich die subjektive Anerkennung der Wahrheit aller objektiven Autoritäten von der logischen Demonstration abhängig machen? — Diejenigen, die dieses meinen, und deren gläubiger Sinn im Zweifel des Cartesius das Muttermahl des Protestantismus erblickt, haben das Wesen und die Bedeutung desselben durchaus nicht erkannt. Um was handelte sich's denn beim Begründer der neuen Wissenschaft? — Eben um nichts Anderes, als um die Wissenschaft, d. h. um das gründliche und complete — wahre Wissen (Verständniß) unseres Wissens selbst, — um das Prinzip und Fundament der Gewißheit unserer höheren Erkenntnisse.

Im Denkleben nämlich müssen zwei besondere und gesonderte Stadien und Regionen unterschieden werden:

1. Die des gemeinen, niedern Denkens, das vulgäre, mit der ursprünglichen Entwicklung des menschlichen Geistes selbst gegebene Selbstbewußtseyn, und
2. die des höhern Nachdenkens, d. h. der Analyse des, im ursprünglichen Wissen um Sich gegebenen Thatsächlichen, oder der Reconstruction des primitiven Denklebens, wo also der Geist sich jenes erste und instinctmäßige Selbstbewußtseyn selbst, mit Freiheit zum Bewußtseyn bringt.

Letzteres ist die eigentlich sogenannte Wissenschaft oder Philosophie, die mithin das einfache, gemeine Wissen und seinen Inhalt (Geist, Natur und Gott) für sich voraussetzt und ohne sie nicht denkbar ist. Und eben dieses: daß das, dem Seyn des Geistes selbst immanente und deßhalb unmittelbar gewisse Selbstbewußtseyn des Geistes Fundament und Ausgangspunkt und Maßstab ist all seines andern Wissens, — also sowohl um alles Andere, was nebst und mit dem Geiste ist und Nicht-Geist ist, als seines secundären, höhern, philosophischen Wissens, — eben dieses war die welthistorische Entdeckung des Cartesius, die die neue Aera im Lebensprozesse der Intelligenz herbeiführte, und die der große Denker mit seinem sogenannten Zweifel nur einleitete und vermittelte. Letzterer war mithin jedenfalls nur ein philosophisch-theoretischer, und hat offenbar nur eine zufällige historische Bedeutung, indem er nur die Art und Weise bezeichnet, wie Cartesius den Denkgeist von seiner bisherigen Befangenheit in der Objektivität loslöste, und auf den subjektiven Standpunkt hinüberstellte, — eine versuchte Ver-

Digitized by Google

anschaulichung der Wahrheit: daß das philosophische Wissen, als subjektive Function, seine Gewißheit und Sicherheit zunächst im Subjekte, d. h. in seinem Selbstbewußtseyn, als dem unzweifelbaren Selbstzeugnisse des Geistes von seinem eigenen Seyn, zu suchen hat. Der Cartesianische Zweifel ist mithin durchaus nicht das, was man so gewöhnlich Zweifel nennt, ja er hat zu der neuen Methode selbst keine wesentliche Beziehung, und wirklich hätte Cartesius den Anstoß, den er mit seinem »Dubitare« gegeben, sehr leicht vermeiden können, wenn er die Operation, an deren Spitze er es stellte, nicht sowohl auf eine populäre, als vielmehr rein wissenschaftliche Weise hätte durchführen wollen oder können.

Von Cartesius an steht also die Philosophie im Mittelpunkte des Geistes, das Ich ist die Grundlage aller höhern Forschung, das Selbstbewußtseyn Prinzip und Ausgangspunkt der eigentlichen Wissenschaft. Der frühern Sicherheit des Wissens, wie sie mit dem treuen Festhalten an den objektiven Autoritäten (Gott, Christus, Natur, Geschichte) verbunden ist, gesellt sich nunmehr die, mit der erkannten Autorität des Geistes gegebene Gewißheit desselben zu, und das aus der Explication des äußerlich Gegebenen hervorgehende extensivere und intensivere Kennen erhebt und verklärt sich zum eigentlichen Erkennen, der Begriff zur Idee, das oberflächliche, oder in der Erscheinung aufgehende Wissen zum wahrhaft gründlichen, nämlich zum Wissen des Grundes der Erscheinungen.

Wenn der Recensent der Hock'schen Schrift in diesen »Blättern für Literatur u. s. f., Nr. 54,« dem Cartesius seine eminente Bedeutung in der Geschichte der Philosophie mit der Bemerkung abspricht, daß sich schon Spuren der Cartesianischen Methode bei Parmenides finden, so gestehen wir unsern Zweifel, daß ihm, als er diese gelehrte Notiz niederschrieb, gegenwärtig war, worin die Cartesianische Methode denn eigentlich bestehe. Wir könnten ihm übrigens noch ganz andere Spuren der letzteren im großen Gange des Denkgeistes durch die Weltgeschichte nachweisen, als diejenigen wahrscheinlich sind, die er bei Parmenides entdeckt haben will und die wir nicht kennen; aber was wäre damit gegen Cartesius gewonnen? — noch weniger, als gegen Kopernikus mit dem Nachweise, daß es schon vor ihm Leute gegeben, denen es eingefallen, und die es sogar gesagt und niedergeschrieben: daß auch wohl die Erde sich um die Sonne bewegen könne; oder gegen Columbus, wenn die Geschichte zeigt, daß die sogenannte neue Welt schon lange vor ihm von Europäern gekannt und besucht worden. Es treten im großen Lebensprozesse der Menschheit von Zeit zu Zeit Momente ein, wo sich ein bestimmter Knotenpunkt der Entwicklung bildet, der zum Stütz- und Ausgangspunkte eines neuen Fortschrittes wird. Das, was sich in einer solchen Uebergangsperiode organisch ansetzt und festsetzt, ist Element des Menschenlebens und kann somit (und muß auch wohl) im großen Bildungsgange der Menschheit schon früher und unter verschiedenen Verhältnissen und Umständen sich kund geben und momentan in die Erscheinung brechen, aber nur als leise, flüchtige und unverstandene Vorherverkündigung dessen, was erst zu seiner Zeit in seine eigentliche welthistorische Bedeutung und Wirksamkeit eintreten kann, dann aber, wenn es in der Geschichte fertig und eingewurzelt dasteht, und diese selbst mitconstituiren hilft, auch als das, was es ist, erkannt wird. Jene vorläufigen Aeußerungen des Nisus formativus des Geistes der Geschichte, jene früheren Spuren und Kundgebungen des nunmehr zur vollen Objektivität Gelangten, können mithin dem Verdienste und der Größe desjenigen, dem die Zeit die neue Wendung verdankt, eben so wenig derogiren, als die Lichtstreifen am Mitternachtshimmel einer heitern Sommernacht die Ehre und Glorie der Sonne beeinträchtigen, die den Tag über die Erde ausgießt, in welchem allein das Geschlecht eigentlich lebt und webt.

Das Philosophiren war also und ist immer Denkleben; in Descartes aber kam es erst zum Bewußtseyn darüber, daß es dieses ist; in ihm erkannte der Geist das »Wissen-um-sich-selbst« als die eigentliche Wurzel, Stamm und Krone des Baumes aller Wissenschaft; erkannte die vorragende Bedeutung des Ichgedankens für den glücklichen Erfolg aller seiner Bestrebungen nach gründlicher und gewisser Erkenntniß. Und nie konnte die Philosophie seit Cartesius mehr aus diesem ihrem subjektiven Charakter gänzlich heraustreten. Wenn dieselbe in den meisten, nach Cartesius folgenden Systemen ihren psychologischen Grund und Ausgangspunkt wieder verloren zu haben scheint, indem sie fort und fort das Absolute — und zwar deßhalb an ihre Spitze stellt, weil es sich denn doch eigentlich um den Urgrund alles Relativen handelt, der jedenfalls nur das Absolute seyn kann; wenn sie also in solcher Weise wieder objektiv geworden zu seyn scheint, so darf nicht vergessen werden, daß jenes Absolute denn doch nur subjektiven Ursprungs — und in der That nichts Anderes ist, als das verkannte und verabsolutirte Ich selbst.

Daß es aber als Verirrung betrachtet werden muß, und nur in die Irre führen kann, wenn die Philosophie ihren eigentlichen Grund und Boden: den denkenden Geist, als solchen, wie und warum immer verläßt, und aus dem Lichtfocus im Innern des Geistes, dem Selbstbewußtseyn heraustritt, versteht sich von selbst. Es ist allerdings begreiflich, daß, wie die Wissenschaft auf dem Wege der Objektivität viele Jahrhunderte gebraucht hatte, um an ihrem Wendepunkte in die Subjektivität anzulangen, sie auch nicht in Cartesius und seinen nächsten Nachfolgern sogleich ihre subjektive Vollendung gewinnen würde; das Cogito, ergo sum glich ebenfalls einem

Digitized by Google

Senfkörnlein, das erst nach und nach und unter freundlichem und feindlichem Einflusse zum völkerschattenden Baume werden konnte. Allein alle gesunde Entwicklung und organische Fortbildung des Cartesianischen Keimes war unmöglich, sobald man das Punctum saliens desselben, den Ichgedanken, nicht im Auge behielt, und zur explicirten Darstellung seines ganzen Inhalts brachte, — und wir wissen, welche Wege und Stege die Philosophie bald nach Cartesius eingeschlagen und gewandert, wie sie mehr als einmal, nachdem sie sich lange durch Dick und Dünn, über Höhen und Tiefen fort- und abgemühet, gewahr werden mußte, daß sie nur dem Trugbilde der Empusa des Pantheismus gefolgt war, das bald Dieß wird, bald wieder Jenes, sich jetzt als das All-Eins zeigt, dann als Nichts, und — das dem Denkgeiste sogleich in den Weg kommt, wenn er aus dem Sonnenlichte des geistigen Selbstbewußtseyns ins Mondenlicht des Natur-Denkens (der Einbildung) tritt [1].

Frägt man aber nach dem nächsten Grunde, warum die Philosophie von Spinoza bis Hegel und in die neueste Zeit herein ohne alle Ausnahme sich pantheistisch gestaltet hat, mithin in geradem Widerspruche mit dem Christenthume steht, so ergibt sich Folgendes als Antwort: Der Grundcharakter des Pantheismus besteht in nichts Anderem, als in der Identificirung Gottes mit der Welt; Gott und Welt sind im Pantheismus substanziell eins, da hingegen der Gott des Christenthums ein außerweltlicher, d. h. ein dem Wesen nach von aller Creatur verschiedener und persönlicher ist. Jene substanzielle Vereinerleiung kann im Systeme allerdings mit mehr oder weniger Bewußtseyn vollführt werden, feiner oder gröber sich aussprechen, offener oder versteckter, halb oder ganz durchgeführt auftreten; sie ist jedoch da, und mit ihr dem Systeme der Todeskeim eingeimpft, sobald der Gegensatz zwischen Gott und Creatur nicht als ein wesentlicher, d. h. als ein real-contradictorischer, aus der Tiefe des Selbstbewußtseyns selbst erhoben und festgestellt ist. Die neuere Zeit hat, leider! den christlich jungfräulichen Horror vor dem Pantheismus so ziemlich überwunden und abgethan, aber wo der Systematiker noch einige Scheu vor dem speculativen Heidenthum hat, ist es nicht selten, daß er alles Ernstes sich vor demselben verwahrt glaubt, wenn er in der Construction seines Systems die Licht- und Luftlöcher, als sonstige Einzugspforten des bösen Geistes, nach einer andern Weltgegend hin angebracht, oder mit Ventilen und Jalousien von neuer Erfindung versehen und vermacht hat, oder weil er die Gränzmarken des Pantheismus auf eine Weise bestimmt, daß seine Ansicht ohne weiters und ganz gemächlich außerhalb derselben zu liegen kommt; aber das könnte man wohl schon erkannt haben, daß hier nichts hilft und schützt, so lange nicht die Kluft zwischen Absolutem und Relativem, zwischen Gott und Welt, als eine in der Substanzialität selbst gründende sich darstellt, d. h. so lange der Schöpfer und sein Geschöpf nicht als in ihrem Wesen verschieden erscheinen.

Die Grundbedingung aber dafür, daß die Wissenschaft einen von der Creatur qualitativ verschiedenen oder wesenhaft geschiedenen Gott gewinne, liegt einzig und allein in der Erkenntniß und Feststellung des wesenhaften Dualismus oder substanziellen Gegensatzes von Geist und Natur. Dieser, dem Denkgeiste bei seinem Auslaufe sich darstellende erste Dualismus ist der einzige Grund und Boden, auf welchem ihm wissenschaftlich der zweite erwächst; wer ihn vernachlässigt oder verkennt, oder vernichtet, verfällt speculativ unausbleiblich und augenblicklich dem schweren Verhängniß: den persönlichen Gott zu verlieren, und die Natur auf den Thron des Unendlichen zu setzen. Wie practisch, so kommt die Menschheit auch theoretisch nicht aus dem furchtbaren Dilemma: »Christenthum oder Heidenthum« heraus; Pantheismus aber heißt das Heidenthum in der Wissenschaft, das sich in demselben Augenblicke geltend macht, wo der Denkgeist seine wesentliche Verschiedenheit von der Natur, d. h. Sich selbst als Seyn an und für sich, als freies, persönliches Seyn, — im real-contradictorischen Gegensatz zur Natur als Seyn-an-sich, aber nicht für-sich, als unfreies, unpersönliches, geschlechtlich-individuales Seyn, mißkennt und mißachtet.

(Der Schluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die »Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 10. Oktober 1835 besprechen den Wiederabdruck eines alten Volksbüchleins: »Von Bruoder Rauschen und was Wunders er getriben in einem Closter, darin er syben Jar sein Zeit vertriben und gedienet hat in eins Kochs Gestalt,« welcher in diesem Jahre aus der Presse der Magdalena Strauß zu Wien hervorgegangen ist. Es wurden nur sehr wenige Exemplare abgezogen; die typographische Ausstattung ist durch ihre seltene Schönheit ein wahrhaft preiswürdiges Denkmahl vaterländischen Kunstfleißes. Ueber das Büchlein selbst wollen wir den gelehrten Jakob Grimm hören: »Herr Ferdinand Wolf,« heißt es in der genannten Anzeige, »und Stephan Endlicher zu Wien, zwei thätige und rüstige Freunde der altdeutschen Literatur, haben diesen genauen Abdruck einer Dichtung des 15ten oder 16ten Jahrhunderts nach der ältesten Ausgabe, Straßburg (durch Matthis Hüpfuff) 1515, deren selbst Panzer nicht gedenkt, veranstaltet. Spätere, gleich seltene Ausgaben erschienen Nürnberg (durch Valentin Neuber, zwischen 1550

---

[1] Vergleiche Philostrates Leben des Apollonius von Tyana. II. 4.

Digitized by Google

bis 1582) ohne Jahr, und Magdeburg (durch Wilhelm Roß) 1587. Aber der hochdeutsche Text verräth sich als ziemlich ungefüge Uebersetzung eines ihm voraus gegangenen niederdeutschen schon in den mangelhaften Reimen weib — streit (wif — kif, einmal wird keip — weip gewagt), reden — bescheiden, koch — gebroch u. s. w. Auch aus andern Gründen hatten die Herausgeber auf das niederdeutsche Buch geschlossen; erst zu spät, nachdem ihr Wiederabdruck schon vollendet war, erfuhren sie, daß es in einer, an Seltenheiten dieser Art reichen Bibliothek noch vorhanden ist; die Ausgabe rührt wahrscheinlich aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts. Allerdings wäre uns die Mittheilung dieses niederdeutschen Gedichtes noch willkommener gewesen.

In der Einleitung sind alle Nachrichten von der dänischen und englischen Bearbeitung des nämlichen Stoffes sorgfältig und mit treffendem Urtheil zusammengestellt. Besonders wichtig ist die dänische; es leuchtet ein, daß aus ihr selbst die niederdeutsche hervorgegangen war. Darauf deuten wiederum die hochdeutschen Reime Rausch — Haus oder Klaus (niederdeutsch Rûsch — Hûs), die erst im dänischen Rûs — Hûs rein werden. Eben daraus folgt jedoch, daß der Sage Grund, wenn sie schon in Dänemark vorzüglich haftete, früher auch in Deutschland verbreitet gewesen seyn muß. Der Name des Klosterdämons läßt sich freilich aus Rûs, Rausch, temulentia deuten, wenn gleich das S. XXVIII angenommene Epimythium nicht die ursprüngliche Meinung der Fabel ist; richtiger scheint es, den Begriff von rauschen (englisch rush) festzuhalten, wie er für ein elbisches Wesen der angemessenste ist. Auch in den Hexengeschichten heißt der Buhlteufel mehrmals Rausch, und unbedenklich reicht diese Benennung in das frühere Mittelalter hinauf. Den Herausgebern konnte nicht entgehen, daß die Einmischung des Teufels hier erst später Statt gefunden hat; eigentlich war Bruder Rausch nichts als ein neckischer Alb, ganz wie der Meklenburgische Puck, dessen Sage Ernest Joachim Westphal in dem specimen documentorum ineditorum (Rost. 1726) p. 156—166 nach einer Aufzeichnung von 1559 mittheilt. Dieser Pück thut dreißig Jahre lang den Mönchen eines Schwerin'schen Klosters Dienste, in der Küche (wie überhaupt gern die Elbe Schüsseln und Töpfe waschen) oder sonst. Er zeigt sich durchaus gutmüthig, wiewohl er immundus spiritus genannt wird. Zum Lohn für sein langes, treues Amt bedingt er sich nichts als eine »tunicam de diversis coloribus et *tintinnabulis plenam.*« Das ist genau der schottische Hausgeist Shellycoat.«

Eine Art Polyglottenausgabe der Uebersetzungen des Virgil erscheint in Paris bei Carmon und Blanc unter dem Titel: Oeuvres complètes de Virgile traduites en vers français par *Tissot* (Bucoliques) et *Delille* (Géorgique et Enéide); en vers éspagnols par *Guzman*, *Vélasco* et *Louis de Léon*; en vers italiens par *Arici* et *Annibal Caro*; en vers anglais par *Warton* et *Dryden*; en vers allemands par *Woss* (sic) — texte en regard d'après Heyne etc. Par *J. B. Monfalcon.*

Für die Universitäten Rußlands zu St. Petersburg, Moskau, Charkoff und Kasan ist ein Reglement in neun Kapiteln und 169 Artikeln erschienen. Diese Universitäten sollen demnach aus zwei oder drei Fakultäten bestehen, einer philosophischen, einer juridischen und einer medizinischen, der letzteren jedoch nur in Moskau, Charkoff und Kasan. Die Theologie soll keine besondere Fakultät bilden, sondern es sollen die theologischen, kirchenhistorischen und kanonischen Vorlesungen für alle Studierenden, die sich zur griechisch-russischen Kirche bekennen, gemeinschaftlich bestimmt seyn. Die philosophische Fakultät soll zwei Dekane und zwei Abtheilungen haben, nämlich eine philosophisch-antiquarisch-historisch-statistisch-literarische, und eine mathematisch-technologisch-naturwissenschaftliche. Jede Universität soll ein Conseil und eine Verwaltungs-Deputation haben. Die Lehrer werden in Professoren, Adjuncten und Lektoren getheilt. Sämmtliche Fakultäten stehen unter der Autorität eines Rectors. Das Universitäts-Conseil (Senat) besteht aus den ordentlichen und außerordentlichen Professoren unter dem Vorsitz des Rectors. Die Verwaltungs-Direction besteht aus dem Rector als Präsidenten, den Dekanen und dem Syndikus. Alle Universitäten des Reichs, da sie unter dem besondern Schutze Sr. Majestät stehen, sollen »kaiserliche Universitäten« heißen. Jede Universität wird unter der besondern Leitung eines Kurators stehen. An jeder Universität sollen Lektoren der deutschen, französischen, englischen und italienischen Sprache angestellt werden. (Gersdorf's Repertorium.)

Auf der Universität zu St. Petersburg befanden sich am Schlusse des vorigen Jahres 52 angestellte Beamte, und 230 Studierende; 39 von den letzteren wurden mit gelehrten Graden entlassen. Die Bibliothek der Universität enthält 21,751 Bände, das physikalische Kabinet gegen 170 Instrumente, und andere nöthige Apparate, das botanische Museum an 6000 Pflanzengattungen und 13,000 Exemplare, das zoologische Kabinet 8858 Gegenstände, das neuangelegte zootomische Kabinet 38 verschiedene Präparate und 20 anatomische Instrumente, das Mineralienkabinet 7856 Mineralien, das Münzkabinet 295 Medaillen und Münzen, und das chemische Laboratorium 941 verschiedenartige Gegenstände.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

97. Sonnabend, den 5. Dezember **1835.**

Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert durch Adolph Schmidl. Erster Band in drei Abtheilungen. Wien, Gerold, 1835. X u. 550 S. 8.

Die folgenden Zeilen enthalten nicht so sehr eine Beurtheilung und Würdigung, als vielmehr eine berichtigende, und, wo es Noth that, veevollständigende Revision des vorliegenden Buches. Ich werde daein demselben Seite für Seite folgen, das zu Tadelnde freimüthig darlegen, und das Mangelhafte, so weit ich es veemag, ergänzen. Ein allgemeines Urtheil mag dann eefolgen, wenn das Werk geschlossen seyn wird; ob es übrigens nach allen Seiten hin seiner Bestimmung genüge — diese Feage dürfte wohl auch in den nachstehenden Bemerkungen theilweise Beantwortung finden. Doch zur Sache.

Im Vorworte fällt eine Stelle auf, die über historische Daten in einem topographischen Werke dieser Art speicht. Der Herr Verf. hatte allerdings recht, nicht alles in früheren Werken über Wien's Umgebungen enthaltene Historische aufgenommen zu haben, allein daeaus folgt keineswegs die Befugniß zu der Bemerkung, nur das Historische benutzt zu haben, »was sich eben vorfand!!«

S. 56. Beschreibung der alten Jakobskirche in Heiligenstadt; die Erfahrung bestätigt den Satz des Verfassers, daß das Schiff gewöhnlich neuer sey, als das Presbyterium, durchaus nicht, da in Oesterreich wenigstens unter zehn Fällen gewiß neun das Gegentheil aufweisen. Dann sagt der Verfasser: »dieß Gemäuer (die Kieche) sah ein Jahrtausend an sich vorüber ziehen«; sieben Zeilen darauf heißt es: »ihre jetzige Gestalt reicht nicht über 1533 hinauf,« was ebenfalls unrichtig ist.

S. 102. Fuhemann war nicht bloß Chronist, wie ihn der Verfasser nennt, sondern ein, freilich oft befangener Geschichtsforscher und Kritiker.

S. 131. Das schöne Museum in Breitensee ist sehr kurz abgefertigt. Wir wollen hier die voezüglichsten Kunstwerke ausheben. Gemälde: Cheistus am Kreuz, Schule Mantegna; Johannes, von Palma Vecchio; Christus am Keeuz, von François Frank; Keippe, von Corn. Bloemart; herrliches, altdeutsches Votivbild, waheschelnlich von Schäufelein; die heilige Familie, Skizze von Titian; Krippe, von Salimbeni; Venus, von Furini; Kreuzabnahme, Skizze von Rembeand; die Verkündigung, aus der Schule Raphael; Grablegung, von Joannes de Mansuetis; Kindermord, von le Clere; Kuhstall, von B. Castiglione; Allegorie, aus dee Schule Giulio Romano; zwei Kirchtage, von Janek; zwei Architekturbilder, von H. Bosse und Neef; Thieescene, von J. Rosa; Stillleben, von v. d. Heem; ein gut erhaltener Flügelaltar. Die Elfenbeinschnitzwerke bilden durch Zahl und Vollständigkeit (man könnte aus ihnen eine vollständige Kunstgeschichte vom Zeitalter byzantinischer Diptychen bis ins sechzehnte Jahrhundert studieren) die eeichhaltigste Sammlung Oesterreichs. Die Ambraseesammlung ist wahrhaft arm dagegen. Einzelnes läßt sich nicht füglich anführen. Untee den Bronzen: ein herrlicher Schild voll getriebener Aebeit, und ein schön gearbeiteter heil. Augustinus. Unter den Holzschnitzwerken: eine allerliebste kleine Figue, eine Nüenbeegee-Bürgerin im vollen Staate darstellend, von oder eigentlich nach Albrecht Dürer. Am Rücktheil des Fußgestells Albeecht Dürers bekanntes Monogramm mit 1510 PR. Die Antiken sind unbedeutend, darunter ein Mythras. Die Büchersammlung enthält meist ältere Memoieen und wenig Bedeutendes, außer den vom V. angeführten Handschriften und drei, mit herrlichen Miniaturen geschmückten Andachtsbüchern des 15ten und 16ten Jahehundeets. Die Perle der gesammten Sammlung aber ist die wunderzierliche altdeutsche Uhr in Münsterform, mit dem burgundischen Wappen aus der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, ein Meisterstück des Fleißes und Geschmackes damaliger Zeit!

S. 164. Das Kahlenbergerschloß wuede im 12ten und 13ten Jahrhundert nie belageet, es konnte sich daher van seinen Mauern« die »Wuth der wilden Horden, welche die ungeheure pannonische Ebene duechschwärmten«, nie beechen.

S. 220. »Die Geschichte in ihrer unverwüstlichen Prosa.« Wie sehr man sich doch manchmal gehen läßt!

S. 230. Die Klosterneubuegeekirche ist in iheer jetzigen Gestalt wohl keineswegs 700 Jahre alt. Sagt ja der Verf. auf den folgenden Seiten selbst, »daß nur das Portal im Style des Riesenthores bei St. Stephan sey, die Thürme aber im

späteren Spitzbogenstyle, und daß im Allgemeinen die Kirche ihre jetzige Gestalt nach dem großen Brande von 1318 erhalten habe.«

S. 309. Bei Kapellen hätte wohl des gleichnamigen alten Geschlechtes erwähnt werden sollen, da dieß doch bei viel unbedeutenderen Dynastien eines Breiteren geschieht. Berchthold v. Kapellen, der in der Marchfeldschlacht 1278 Rudolphs von Habsburg Leben rettete, ist gewiß eine allgemein ansprechende historische Person.

S. 311. Die Dreifaltigkeitssäule in St. Pölten ist alles, was man nur will, z. B. prächtig, stattlich, aber durchaus nicht schön. (Fortsetzung folgt.)

Reflexionen
zu Dr. F. C. Hock's Schrift: »Cartesius und seine Gegner.«

Von J. H. Pabst.

(Schluß.)

Den wesenhaften Unterschied von Geist und Natur stellte Cartesius an die Spitze seiner Philosophie. Es lag in demselben gewisser Maßen das Band der organischen Einheit, der neuen mit der alten wissenschaftlichen Aera, denn schon der Scholastik — in ihrem vorherrschend christlichen Charakter — hatte sich derselbe instinctmäßig ins Bewußtseyn geschoben, so daß der Begründer der neuen Methode ihn von der alten Wissenschaft nur zu übernehmen, und zu einem constitutiven Elemente des Systems zu machen brauchte. Er that es, und suchte sogar in echt speculativer Weise die Begründung für ihn in der Tiefe des Selbstbewußtseyns, — aber, leider! auch nur für den Dualismus der Scholastik, nämlich für einen solchen, der Natur und Geist auf eine ganz relationslose Weise scheidet, indem er die Natur eben so als absolute Materialität (reine Ausdehnung und Aeußerlichkeit) oder als Negation des Denkens auffaßt, wie er dem Geiste ausschließend den Gedanken vindicirt. Mit dem wesenhaften Gegensatze der beiden creatürlichen Substanzen hatte Cartesius seiner Philosophie das Siegel des Christenthums, — aber mit jener ungründlichen und einseitigen Bestimmung des Gegensatzes zugleich das Siegel menschlicher Schwäche aufgedrückt und einem schweren Verhängniß Preis gegeben. Denn hiermit, daß er den wesentlichen Charakter des Geistes, der Natur gegenüber, in das Denken setzte, hatte er ihn, unbewußt, unter denselben Begriff mit Gott gebracht und so — einen Semipantheismus eingeleitet, der in seiner consequenten Durchführung, wie überall, so auch hier, nothwendig Pantheismus werden mußte [1], und dieses um so gewisser und leichter, als er das Denken selbst als bloßes Vorstellen auffaßte, und somit (wie Hock S. 52 treffend bemerkt) »die primitive Offenbarung des Geistes von der Offenbarung der Physis in letzter Instanz, d. h. von der Gedankenseite der Natur noch nicht unterschied.« In der That war das die Klippe, an welcher die Philosophie in dem Versuche: den Cartesianismus weiter zu führen, und für die Fragen, die sich in ihm und durch ihn erhoben, die rechte Antwort zu finden, scheiterte. Der Dualismus des Cartesius war ein unversöhnlicher, weil mißverstandener, — ihn im Mißverstande zur Versöhnung zu bringen, das ist der Stein, mit welchem der Denkgeist, ein zweiter Sysiphus, nun über zwei Jahrhunderte hindurch vergebens sich abmühet. Jenes wunderbare Verhängniß, das in kritischen Momenten der Geschichte so oft den Mann herbeiführt, der die Sache zum Schlimmen, als den, der sie zum Guten entscheidet, ließ nach mehreren ungenügenden Versuchen: für Geist und Natur in ihrer Antithese auch das Moment der Synthese zu finden, einen Spinoza erscheinen, der, durch seine Geburt und Lebensverhältnisse

[1] Wenn ein Paar Recensenten des »Cartesius« im Sinne der Jakobi-Salat'schen Schule, die wohl längst abgethan seyn sollte, den »ewigen« Gegensatz von Natur und Geist auf den sittlichen von »Sinnlichem und Uebersinnlichem« oder »Mittel und Zwecke zurückführen wollen, so fällt in die Augen, daß sie damit in demselben semipantheistischen Irrthum befangen sind, der das System des Cartesius zu keiner gesunden Entwicklung kommen ließ, — so wie sich in jenem neuen Gegensatze auch die alte scholastisch-cartesianische Ansicht von der Natur als einem rein Sinnlichen, also Materiellen, Aeußerlichen, Todten, nicht verkennen läßt. Wenn also diese Kritiker dem Cartesius den Vorwurf machen, daß in seinem Systeme weder von einer Freiheit, noch von einer Ethik die Rede sey oder seyn könne, so fragen wir, wie denn eine Philosophie, die sich nur in dem Gegensatze: Sinnliches und Uebersinnliches, oder Mittel und Zweck bewegt, zu einer gegründeten Rede von der Freiheit komme, da sich diese sicher nur dort erheben und eine Bedeutung haben kann, wo der Geist in seinem Gegensatze zur Natur aufgefaßt und verstanden wird? Geistige Freiheit hat nur Sinn gegenüber der Natur-Nothwendigkeit; von Gott, dem Absoluten, läßt sich weder die Eine noch die Andere prädiciren. Oder soll etwa »Uebersinnliches« und »Freies« in der Idee zusammenfallen? — Nun so erscheint Gott und Geist wieder unter demselben Hute, — nämlich der Freiheitskappe. Und sollte am Ende wirklich wahr seyn, was man sagt: daß die Natur nicht bloß eine sinnliche, sondern auch eine übersinnliche Seite habe; so könnte ja auch sie von dem Freiheitsbegriffe nicht ausgeschlossen bleiben, und — der Halbpantheismus completirte sich zum ganzen! — Daß dieses aber einem Systeme nicht ausbleiben kann, welches die Moral zur eigentlichen Basis des Christenthums macht, weiß Jeder, der da weiß, daß das Heidenthum überall, also auch in der Wissenschaft, hereinbricht, wo dem eigentlich Positiven des Christenthums der Stab gebrochen wird.

Digitized by Google

dem unmittelbaren Einflusse christlicher Elemente entzogen, und somit ohne Instinct und Interesse für christliche Ideen, zuerst, ein speculativer Alexander, den Knoten mit dem Schwerte durchhieb, und die Philosophie auf entschiedene Weise in den Pantheismus warf — dadurch, daß er die substanzielle Verschiedenheit von Geist und Natur und Gott geradezu negirte. Von nun an war das Moment der Wahrheit der Cartesischen Philosophie: der wesenhafte Dualismus, in dem ihm adhärirenden Momente des semipantheistischen Irrthums untergegangen, und die Philosophie, deren Cultur vorzüglich in die Hände Solcher fiel, die durch die Reformation aus dem objektiven Organismus des Christenthums hinausgestellt und letzterem selbst dadurch entfremdet waren, war und blieb pantheistisch bis in unsere Tage. Denn, ungeachtet der Denkgeist von Zeit zu Zeit (wenn nämlich irgend eine Richtung seines Erkenntnißstrebens in dieser Weise sich erfüllt, und der Pantheismus sich vollkommen entwickelt und durchgebildet hatte) in neuer und intensiverer Selbsterfassung einen neuen Ansatz und eine andere Richtung nahm, so kam er von Spinoza bis Kant, und von Kant bis Hegel, aus der Verirrung aller Verirrungen des Denklebens: das Allgemeine oder den höchsten Begriff als Aufgabe der Philosophie zu betrachten, nicht heraus. Selbst dort, wo ein rein psychologischer Ausgang gewonnen ward, z. B. bei Hegel, erfaßte man jederzeit, statt des Geistes-Gedankens — des Gedankens vom Einen Grunde der mannigfaltigen geistigen Erscheinungen — statt der Idee, den im Menschen, als Vereinwesen von Geist und Natur, sich ebenfalls vorfindenden Natur-Gedanken, nämlich das aus dem objektiv gegebenen Mannigfaltigen sich absetzende Eine Bild und Schema, in seiner höchstgesteigerten Abstraction und Sublimation Begriff genannt [1], und so war es immer das Naturleben, mit dem die (eben deßhalb antichristlich gewordene) Philosophie auf ihrem subjektiven Standpunkte falschen Verkehr und schlechte Wirthschaft trieb, und der persönliche Geist, wie der dreieinige Gott mußten sich gefallen lassen, die Wege des Fleisches zu wandeln, — sich in ihrem eigenthümlichen Leben verkannt, als natura naturans und naturata anschauen zu lassen.

Das ist das Gift, das dermalen unser ganzes Denkleben durchdringt und zersetzt. Nach dem intensivsten und consequentesten speculativen Systeme, das die Welt je gesehen, nach den eben so unvergleichlichen, als vergeblichen Anstrengungen eines Hegel, die organische Einheit von Geist und Natur und Gott ins höhere Bewußtseyn zu erheben, scheint man in Deutschland in der That die Hoffnung verlieren zu wollen, die Macht des Pantheismus in irgend einer Weise brechen zu können, wenigstens halten sich einige speculative Nachschwärmer des großen Begründers der »Wissenschaft der Idee« weder für zu gut, noch für zu schlecht für den Versuch: zwischen Pantheismus und Christenthum in der Art Friede zu stiften, daß sie nachweisen, daß wirklich das Christenthum nicht ohne Pantheismus, wenn auch allenfalls dieser ohne jenes, denkbar sey, — daß das Heidenthum nämlich als der natürliche Aus- oder Durchgangspunkt honorirt werden müsse, aus oder durch welchen das religiöse Leben überhaupt zum christlichen Theismus vorzudringen habe, — wo denn Heinrich Heine allerdings nicht mehr Recht behält, wenn er den Pantheismus das »offenbare Geheimniß Deutschlands« nennt, da dieser in solcher Weise von christlichen Philosophen Deutschlands selbst als erstgeborner Sohn des Hauses proclamirt wird.

Und daß unsere — eben so flackernde und irrlichterlirende, als intensiv glühende, eben so bunt phantastische als höchst geistreiche, eben so edle und zarte, als rücksichtslose und schamfreie (im »Kinde Goethe's« Fleisch gewordene) moderne Poesie im Elemente des Pantheismus lebt und athmet, kann wohl keinem, im Lichte des Christenthums erstarkten Auge entgehen. — Und daß eine Anschauung der Weltgeschichte, die in ihr nichts, als den abgeschmackten Progreß ins Unendliche zu erblicken vermag, die höchst trivial im Christenthum nichts Anderes sieht, als eine Trivialschule der

[1] Wie der Recensent in Nr. 55 dieser Zeitschrift dem Herrn Dr. Hock den Vorwurf machen kann, daß er den Begriff noch immer eine zu große Rolle spielen lasse, — begreifen wir nicht, da Herr H. sicher nicht mehr und nicht weniger thun kann, als den Begriff als den ausgebildetsten Natur-Gedanken zu bestimmen, im Gegensatze zur Idee, die er als den eigentlichen Geistes-Gedanken charakterisirt. Wir möchten wissen, was Herr v. P. dem Begriffe, der seither den Herrn und Meister in der Philosophie gespielt hat, für eine niedere Rolle anzuweisen gedenkt? — Wenn er aber meint, der Satz von Hock: »die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele lasse sich erklären durch die Hinanbildung der Natur zur Vereinigung mit dem Geiste, d. i. durch Steigerung der ersteren zum höchsten Begriffe« — dieser Satz sey offenbar aus Hegel's System entnommen und als bloßer Formalismus oder gar als verkappter Pantheismus anzusehen: so müssen wir bedauern, bei so oberflächlicher und verworrener Auffassung sowohl obigen Satzes, als des Hegel'schen Systems, wie sie sich hier kund gibt, ganz außer Stand zu seyn, uns auf eine wissenschaftliche Erörterung dieses Punktes einzulassen. Zu dem, was allein allen Pantheismus unmöglich macht (daß nämlich der Begriff als bloßes Naturdenken erkannt und festgehalten werde), — eben darin will der Recensent einen verkappten Pantheismus erkennen!! Warum unterläßt er es, die Kappe hinwegzuziehen oder doch wenigstens zu lüften? — — Niegends sind leichtfertige Recensionen weniger an ihrer Stelle, als dort, wo der klare, besonnene Gedanke herrschen soll: — in der Philosophie. . . .

Digitized by Google

Menschheit, und in den welthistorischen Gottesoffenbarungen nichts als pädagogische Maßregeln und eine fortschreitende Entwicklung des göttlichen Erziehungsplanes des Menschengeschlechts, übrigens nicht den mindesten Anstoß daran nimmt, daß letzteres (wie die Sachen dermalen — nach sechstausend jährigen Ansteengungen des absoluten Educationsrathes! — mit ihm stehen) als der ungezogenste aller Rangen angesehen werden muß; — daß endlich eine Anthropologie, die den Natur-Prozeß oder das Gesetz, vermöge welches sich das Vollkommenere in der Natur immer aus dem Unvollkommeneren entwickelt, und Letzteres stets die Voraussetzung für das Erstere bildet, ohne weiters und unbedingt auf die Naturgeschichte der Menschheit überträgt (so, daß der kaukasische Menschenstamm als die Blüthe des äthiopischen zu betrachten wäre, und Adam unter seinem Apfelbaume künftig als Mohr, wenn nicht gar als Orang-Outang, dargestellt werden müßte), — daß alle diese sublimen Ansichten einen hylazoistischen, und wenn man consequent seyn will, pantheistischen Standpunkt haben, kann demjenigen nicht verborgen bleiben, der die rechte Einsicht in die wesentliche Verschiedenheit des Geistes von der Natur gewonnen hat, und somit weiß, welchen Modificationen das Leben der letztern in ihrer organischen Vereinigung mit dem Geiste im Menschen nothwendig unterliegt.

In so fern aber dieser pantheistische Jammer, dieses in Leben, Kunst und Wissenschaft eingedrungene ideelle Heidenthum nur dadurch sein Ende finden kann, daß der Geist über den wesentlichen Unterschied Seiner von der Natur, und das heißt nichts Anderes, als: über seine höhere Würde und Bestimmung zur Herrschaft über Diejenige, deren Livree zu tragen er sich bisher zur Ehre rechnen mußte, zum Bewußtseyn kommen, ist Herr Hock vollkommen im Rechten, wenn er die Speculation mit ihrem Anfange und Ausgange wieder auf Cartesius zurückweist. Daß er hiermit nicht das System wieder geltend machen will, das vor zwei Jahrhunderten von Cartesius selbst ausgegangen, sollte wohl nicht brauchen erinnert zu werden, da er die Schattenseiten des alten Cartesianismus S. 50 u. f. f. scharf genug herausstellt, und nöthige Rectifikation und organische Vermittelung des Dualismus nicht unangedeutet läßt. Den durch Cartesius gewonnenen subjektiven Weg soll die Speculation wieder in rechter Weise betreten und wandeln, das von ihm erkannte Prinzip der neuen Methode — das Selbstbewußtseyn — so wie den, als constitutives Element des letztern sich darthuenden Dualismus will er in ihre speculativen Rechte eingesetzt wissen. Nur so — meint Herr Hock — kann die Wissenschaft die endliche Versöhnung und Einigung ihrer mit dem Christenthume in der Weise zu Stande bringen, daß letzteres bei dem versuchten Friedensschlusse nicht, wie bisher, den größten Theil seines positiven Gehaltes einbüße, sondern für seine welthistorische Bedeutung und seine constitutiven Momente und Elemente im Leben des Denkgeistes selbst die Affirmation gewinne. Daß es sich aber um nichts Anderes, als eben um die unauflösliche Bundesgenossenschaft der Intelligenz und der Offenbarung handelt, könnte nur derjenige bezweifeln, der Wesen und Bestimmung der Einen wie der Andern, der den Sinn der schweren Geburtswehen, so wie der bessern Tendenzen der Zeit gänzlich nicht verstände. Es ist Hegel's großes Verdienst, zuerst den wirklich ernst gemeinten Versuch gemacht zu haben, den christlichen Dogmen die ideelle Verklärung zu vermitteln. Ihm so wenig, als seinen neuern speculativen Correctoren konnte dieses gelingen, eben weil sie sich den Dualismus zum Stein des Anstoßes und des Aergernisses werden ließen. Allein einmal dem Denkgeiste zur erkannten Aufgabe geworden, kann die Sache nicht mehr in den Staub fallen; die Weltlage selbst drängt und dringt zur endlichen Lösung. Und dürfen wir nicht, nach so vielen und so vielerlei Irrgängen, nachdem wohl noch kaum eine neue falsche Richtung möglich, und die nach-cartesischen Versuche: die Wissenschaft zu ihrer Integrität und Erfüllung zu bringen, wie gewaltige Warnungstafeln in der Geschichte dastehen, die gegründete Hoffnung hegen, man werde endlich zum Bewußtseyn darüber kommen, wo der Faden der Ariadne liege, den Spinoza hat fallen lassen, der aber allein aus dem Labyrinthe zum Lichte führt? — Muß die Metaphysik nicht zu der Einsicht gelangen, daß sie ihre Hauptaufgabe: die Vermittelung des Dualismus; nicht zu lösen vermag mit der Vernichtung desselben? — und kann sie vergessen, daß ihr auf dem dermaligen Standpunkte der Geistes- und der Naturwissenschaft der alte Gegensatz in einem ganz andern Lichte erscheinen muß, als er dem Cartesius erscheinen konnte? — daß sie nach einer Reihe von Erfahrungen, die den letzten zwei Jahrhunderten ihre eigentliche welthistorische Bedeutung geben, — daß sie mit ganz andern Kräften und Hülfsmitteln auf den Standpunkt des Cartesius zurückkehrt und den neuen Lauf beginnt? — Ja, auch die theoretische Sphäre des Geisteslebens muß in der Menschheit als großem Ganzen zu ihrer Erfüllung gelangen und die Idee Ihrer zur objektiven Anschauung bringen. Dieß ist der eigentliche Lichtpunkt in den chaotischen Finsternissen, dieß der innere Halt und Gehalt, der Träger und das Ziel des gewaltigen Gährungsprozesses unserer Zeit, in welchem sich eben sowohl das Moment der Selbsterhaltung, als das der Zerstörung offenbart. Nur mit dem Silberblick des theoretisch-geistigen Lebens, welcher in der sich erfüllenden Idee der »Wissenschaft« seinen Glanzkern gewinnt, kann die Ruhe und der gesunde organische Bestand der christlichen Menschheit wieder eintreten. Daher Schriften junger Autoren, die das Siegel des rechten Lebensernstes und der wahren Weihe des Geistes und der Erkenntniß dessen, was der Zeit Noth thut, so ausgeprägt an der Stirne tragen, wie Hock's »Cartesius«, dem denkenden Leser, im besten Sinne des Wortes nur als — alte Tröster; d. h. als Verkündiger einer bessern Zukunft, erscheinen können.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

98. Mittwoch, den 9. Dezember **1835.**

Geschichte von Oestreich. Von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

Zweiter Artikel.

Zu den Habsburgern übergehend, mit denen der Herr Verfasser, wie wir schon gezeigt haben, die Geschichte Oesterreichs erst eigentlich beginnt, scheint es vor Allem unsere Aufgabe, auf die Quellen und Hülfswerke hinzuweisen, welche dabei benützt worden sind. Von den ersteren werden nur bekannte, oder besser, durchgehends nur solche angeführt, welche schon in den letzteren als Grundlagen erscheinen; übrigens sind die Citate häufig verwirrt und zum Theile auch unrichtig [1]. Selbstständige Forschungen, urkundliche Studien und kritisches Vergleichen mag der Herr Verfasser für überflüssig gehalten haben; er begnügte sich mit den — Hülfswerken. In wie fern nun diese ausreichten, und auf welche Weise ihnen gefolgt wurde, wird aus dem Verlaufe unserer Erörterungen hervorgehen; hier sollen nur einige allgemeine Bemerkungen über sie ihren Platz finden. Bei Erzählung inländischer Angelegenheiten treffen wir, wie billig, ein fast immer treues Anschließen an die Arbeiten des verdienstvollen Chorherrn Franz Kurz; und daß diese als inhaltsreiche Monographien haltbare Stützen und eine kräftige Basis zum — Fortbauen, haben wir bereits ausgesprochen. Selten kommen Hormayr's Wien und Plutarch vor; mehrere Male citirt bei Berührungen mit Ungarn der Verfasser seine Geschichte der Magyaren. Dieses schien uns öfter überflüssig, da wir auch hier die nöthigen Belege vergebens suchten! In den Verhältnissen Oesterreichs oder seiner Fürsten zur Schweiz und zum deutschen Reiche treten Johannes v. Müller und Pfister's Geschichte der Deutschen überwiegend hervor. Beweise, daß Ersterer einzelne Fälle falsch aufgefaßt, oder in ihrer wahren Beschaffenheit nicht gekannt hat, werden den Standpunkt seiner Größe nicht verrücken; aber unverzeihlich bleibt es, wenn der Historiker Oesterreichs die Bestrebungen zur Berichtigung und Verständigung von mehr als drei Decennien unbeachtet läßt, und so das längst Abgethane wieder als Wahrheit gibt! Abgesehen von so manchem Resultate vaterländischen Fleißes, sind aus der Schweiz selbst mehrfache Widerlegungen Müller's hervorgegangen. Wir nennen nur die acht Bände des Schweizerischen Geschichtsforschers (Bern 1812—31, 8.); wie Vieles liegt nicht in ihnen für den Historiker der Habsburger, der, unbekümmert um das Häuflein Schreier, die immer schlagfertig, sobald man ihr Lieblingsthema unterbricht, redlich nach der Wahrheit strebt! Wenn Johannes v. Müller Alles aufboth und Alles benützte, was zur Verherrlichung seines Vaterlandes diente, so ist es wohl auch uns, als Oesterreichern, erlaubt, wenn nicht Pflicht, da bekämpfend aufzutreten, wo wir es mit Fug und Recht können. Das Große erkennen, heißt noch nicht, auch seine Mängel verkennen; das Berufen auf Großes, bei sklavischem Anschließen, schützt daher nicht immer vor gerechtem Tadel. Uebrigens ist es gewiß, und dem fleißigen Leser kann es durchaus nicht entgehen, daß Johannes v. Müller gerade bei den Kämpfen der Habsburger mit den Schweizern Alles und Jedes auf die äußerste Spitze stellte, und dieses nicht immer nach urkundlichen Daten, sondern meistens nach Tschudi's Chronik. Es war seine Aufgabe, ein Recht geltend zu machen, das er zu seinem Gebäude brauchte, aber nicht erweisen konnte. Die neueren Forschungen der Schweiz selbst haben seine Basis gestürzt, und es ist ausgemacht [1], daß nicht die Bedrückung der Landvögte zum Aufruhr rief, sondern

[1] Wir werden mehrere Male Gelegenheit haben, diese Behauptung mit den nöthigen Belegen zu unterstützen. Beinahe durchgehends fehlt es an der bibliographischen Pünktlichkeit, und daß ohne diese es unmöglich, die Kenntniß der Literatur zu fördern, bedarf wohl keines Beweises mehr. Wenn, um aus den vielen nur Ein Beispiel anzuführen, der Herr Verf. S. 44 Chron. Colmar. P. II. p. 42 citirt, setzt er voraus, die Leser wissen schon, daß es im II. Theile bei Urstisius stehe u. s. w.

[1] Unabweisbar zuletzt durch J. E. Kopp's »Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Luzern 1835, 8.« Wir werden nächstens dieses höchst interessante Werk ausführlich besprechen, und damit die Ergebnisse früherer Forschungen in Verbindung bringen. Uebrigens geben schon diese hinlängliche Aufschlüsse, um den Weg zur — Wahrheit zu finden!

Digitized by Google

die Bewegung der Zeit, welche um jeden Preis nach Selbstständigkeit rang. Auch diese Bewegung der Zeit kann dem nicht entgehen, der sich nach etwas mehr, als nach eitlen Schlachtenberichten und romantischen Streif- und Querzügen umsehen will — Resultate, an und für sich genug für den Historiker der Habsburger, um nicht blindlings dem sonst gewiß großen Geschichtsschreider der Eidgenossen zu folgen, sondern in die nun streitige Sache tiefer einzugehen. Wir werden wiederhohlt hierauf zurückkommen.

Pfister's Geschichte der Deutschen ist bei all ihren Vorzügen nicht frei von dem leidigen Hange der Verunglimpfung, wo es sich um Oesterreich handelt; es kann daher nicht für Unparteilichkeit gelten, wenn man, gegen die besseren inländischen Zeugnisse, die verkehrten, unrichtigen Ansichten des Ausländers wiedergibt. So viel im Allgemeinen über die Hülfswerke; unsere Erörterungen, auf die wir nun übergehen wollen, werden das Gesagte näher begründen.

Die Einleitung über die älteste Genealogie der Habsburger ist zu sehr Skizze, um hier berichtigend einschreiten zu können. Sie würde jedenfalls bestimmter ausgefallen seyn, wenn der Herr Verfasser die neueren Schriften gekannt hätte. Wir nennen nur: »Die Zähringer. Eine Abhandlung von dem Ursprunge und den Ahnen der erlauchten Häuser: Baden und Oesterreich, von Dr. Ernst Julius Leichtlen. Freiburg im Breisgau, 1831, 4.«, und insbesondere: »Die Grafen von Habsburg. Eine von der Universität zu Halle gekrönte Abhandlung über Genealogie und Besitzungen dieses Geschlechts bis zur Thronbesteigung Rudolphs im Jahre 1273. Von Richard Roepell. Halle, 1832, 8.« Auch mögen diese beiden zur Würdigung nachstehender Note genügen (S. 32): »Das Verzeichniß jener Schriftsteller, die mit oder ohne Glück über die Genealogie des Hauses Habsburg geschrieben haben, siehe bei Vogel, specimen bibliothecae germanicae Austriae« (soll heißen: J. N. de Vogel specimen Bibliothecae Germaniae austriacae etc. P. II. p. 187—234. Viennae 1783.) Wir hätten hier zumindest auch C. G. Weber's »Literatur der deutschen Staatengeschichte, erster (und einziger) Theil. Allgemeine Literatur und insbesondere von Oesterreich, Böhmen und den Ländern des bayrischen Kreises. Leipzig 1800. 8.« angeführt erwartet, wo von S. 92—100 die genealogischen Schriften chronologisch verzeichnet, und hierauf nach den bestehenden Systemen eingetheilt werden[1]. Die Uebersicht ist dadurch viel mehr erleichtert, und auch die Angaben sind correcter, als bei Vogel, der nicht selten dunkel und unrichtig ist.

Die bisher bekannten Nachrichten über K. Rudolph's Jugend und erstes Auftreten leiden eben so sehr an Widersprüchen, als sie karg erscheinen. Dem ungeachtet geben sie, kritisch zusammengestellt, einige, wenn auch nur geringe Aufschlüsse. Der Herr Verfasser, beinahe wörtlich Pfister's Angaben folgend, verwirrte selbst diese, indem er das Jahr nicht ansetzte, in welchem Rudolph zum Ritter geschlagen worden. Nach ihm müßte dieses zwischen 1236 und 1242 geschehen seyn, was offenbar unrichtig, weil die einzige Quelle, welche davon spricht, ausdrücklich sagt: M. CC. XLIII. Comes Rudolfus de Habispurch miles efficitur. (Annal. Dominicanorum Colmar. apud Urstisium. P. II. p. 6.) Uebrigens können wir auch dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er mit Pfister berichtet: »Siebzehn Jahre war er (Rudolph) alt, als er auf dem Reichstage zu Mainz seinen Pathen, den großen Kaiser (Friedrich II.) wiedersah; das nächste Jahr (1236) folgte er Friedrich nach Italien in den Krieg gegen die Lombarden und den Papst; in diesem Feldzuge wurde Rudolph auch zum Ritter geschlagen.« Pfister, indem er zur letzten Angabe die genannte Quelle citirt, hilft sich durch Beisetzung der Jahreszahl 1243; allein wie lassen sich damit die unbestreitbaren Daten, daß Rudolph 1239 und 1240 zu Hause gewesen, im Jahre 1242 den Krieg mit seinen Anverwandten geführt, in Verbindung bringen? Wir wollen den Versuch wagen, und unsere Ansicht aussprechen; vielleicht nähert sie sich der Wahrheit. K. Friedrich II. war vom Mai 1235 bis zum 24. Julius 1236 in Deutschland. (24. Juli 1236 profectus ab Augusta in Italiam. Gottfrid.) Aber schon im Oktober desselben Jahres treffen wir ihn wieder in Wien, und von da an beständig bald in Regensburg, und andern Reichsstädten, bald wieder in Oesterreich (die Gründe sind bekannt) bis zum 5. Junius 1237, an welchem Tage er zu Speier war, und von da nach Wälschland ging. Nach dem Chronicon Alberti Argentinensis[1] war Rudolph zweimal bei Kaiser Friedrich in Italien; aber wann? Befand er sich unter dessen Begleitern im Julius 1236, und kehrte er im Oktober mit ihm wieder zurück; oder zog er 1237 erst mit nach der Lombardie? Wir möchten beides verneinend beantworten. Das Chron. Colmar.[2], als es von den Anordnungen spricht, welche vor seiner Wallfahrt ins heilige Land Graf Albert, der Vater, traf[3], nennt ausdrücklich nur den Bruder im Gefolge des Kaisers: Frater Comitis Rudolfi Longobardiam intravit. So dunkel die ganze Stelle bei allem Fleiße Gerbert's bis jetzt geblieben ist, scheint es uns doch, unter diesem Frater — Albert verstehen zu müssen, da

[1] Auch in Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte (Bern 1785—87, 6 Bände 8.) befindet sich eine fleißige Zusammenstellung, bis zum Jahre 1787 reichend, und mit beachtenswerthen Anmerkungen versehen. (S. 2. Bd. S. 463 ꝛc.)

[1] Bei Urstisius P. II. p. 97: »Rudolphus vero cum esset apud Fridericum Imperatorem *secundum* in Lombardia etc.«

[2] Der erweiterte Theil des bereits angeführten, ebenfalls bei Urstisius. P. II. p. 37.

[3] Etwa 1239, denn er starb 1240 zu Akkon.

Digitized by Google

Hartmann nach allen bekannten Urkunden sehr jung gestorben. Albert wurde später Kanonikus zu Straßburg und Basel und lebte gewiß noch den 1. Jänner 1256; daß er aber, wie Herr Graf Mailáth in der Note S. 33 behauptet, in diesem Jahre verschieden, ist keineswegs urkundlich erwiesen! Auf Hartmann paßt übrigens in der angezeigten Stelle ganz treffend: Unum filium Clericum fecit (Pater Albertus); eique beneficia plurima contulit, sed juvenis de hoc seculo migravit. Die zwei übrigen Brüder erhalten die Güter (Duobus dignitatem dominiumque comisit); da zieht Albert nach der Lombardie, und das »Rudolfus se solum sentiens in dignitate constitutem etc.« bezieht sich nur hierauf, der Nachsatz aber »ibique capitur, et vitam suam in captivitate miserabiliter finivit« fällt, wenn wahr, in eine spätere Zeit!?? So wäre mit Einem Male die von Gerbert so oft versuchte Lösung geschehen! Doch wir kehren zu unserm Beweise zurück, fest an dem »secundum« Alberts von Straßburg haltend. Gelingt es uns zu zeigen, daß Rudolph zweimal in Italien gewesen, und ist auch noch unsere Combination über Albert nicht ganz unhaltbar, so hoffen wir, der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen. Jedenfalls dürften wir darthun, daß Pfister's und zunächst Graf Mailáth's Angabe auf flüchtigem Fuße stehe. Die Annahme, Vater Albert habe, bevor er ins heilige Land zog, die häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, wäre auch ohne das Chronicon Colmar. nicht geradezu verwerflich; aber eben so wahrscheinlich bleibt es, daß unmittelbar vor oder bald nach den Tagen der Abreise Rudolph die Heimath nicht verlassen habe. Und wirklich treffen wir ihn 1239 zu Hause, und zwar als ersten Zeugen (Rudolphus Comes Juvenis de Habespurg) in einem Kaufbriefe unterzeichnet. (Herrgott, Cod. probat. Geneal. Habsb. Vol. II. num. CCCX. p. 254). Im nächsten Jahre bestätigt er eine Schenkung (donationem parthenoni *Olsbergensi* factam). Die Urkunde steht ebenfalls bei Herrgott (Vol. II. p. 259) und sie ist unterschrieben: »Datum in castro Limper[1] ebdommada paschali.« — Ob indessen die Nachricht von dem Tode des Vaters zu Akkon noch im Laufe des Jahres 1240, oder in den ersten Monaten des künftigen angelangt, und ob Rudolph darüber nach Italien gegangen, können wir nicht bestimmen; gewiß ist es, daß er sich im Monate Mai 1241 zu Faenza bei K. Friedrich befand. Er erscheint in zwei hier ausgestellten Urkunden als Zeuge, welche Gerbert in seinen Cod. epist. Rudolphi I. aufgenommen hat. Wir wissen recht wohl, daß Einige den Zweifel aufgestellt haben, der in diesen beiden Urkunden vorkommende Rudolphus comes de Habechesburc könne der Ohm Graf Rudolph von Habsburg-Laufenburg seyn, welcher nicht immer den Unterscheidungsnamen beisetzte? Sie übersahen die Verhältnisse der Zeit, und daher den Umstand, daß alle Verwandten unsers Rudolphs, sowohl

[1] Die heutige Ruine Limburg am Rhein.

väterlicher als mütterlicher Seite, zur Partei der Welfen gehörten[1], während er, dem Beispiele seines Vaters folgend, ein treuer Anhänger der Hohenstaufen war. Diese Richtung aber (leider entschlüpfte sie dem Herrn Grafen Mailáth ganz) muß festgehalten werden, wenn man im Geiste der Wahrheit die Handlungsweise Rudolphs, seine Kriege gegen die nächsten Verwandten, und zuletzt seine Wahl zum deutschen Kaiser verstehen will. Wir werden darauf zurückkommen. Nach dem Chron. Colmar. und andern Quellen fallen Rudolphs erste Streitzüge gegen seine Oheime in das Jahr 1242, und wenn wir einer Stelle in der Cronica de Berna[2] als Andeutung folgen dürfen, haben sie schon 1241 begonnen. Jedenfalls war Rudolph das erste Mahl nur kurze Zeit in Italien. Zum Ritter wurde er, wie wir schon oben gezeigt haben, 1243 geschlagen; da aber die Feindseligkeiten mit seinen Verwandten bis 1244 urkundlich gedauert haben, kann auch dieses nicht in Italien geschehen seyn. Zudem setzt wohl auch seine Vermählung, welche im Anfange des Jahres 1245 erfolgte, mehrseitige Verhandlungen voraus! — Nun aber Alles in Ordnung gebracht worden, hält ihn nichts mehr zu Hause, und wir finden ihn sicher schon im Juni zu Verona, wo Friedrich II. eben eine Art von Kongreß hielt. Er ist einer der vielen Zeugen in jener berühmten Urkunde, durch welche der Kaiser dem Herzoge von Oesterreich die alten Privilegien, und namentlich die vom Jahre 1156 bestätigte[3]. So hätten wir denn das »secundum« Alberts von Straßburg auf diplomatischem Wege herausgebracht, und es läßt sich hiermit auch dessen, obgleich etwas fabelhafte Erzählung von dem kaiserlichen Astrologen recht wohl in Verbindung bringen: »Rudolfus vero cum esset apud Fridericum Imperatorem *secundum* in Lombardia, qui et ipsum Rudolfum levavit de sacro fonte: Astronomus Imperatoris ipsi Rudolfo, quamvis juveni frequenter assurgens, ipsum prae ceteris cunctis spectabilibus et clarissimis honoravit. Sciscitatus autem a Caesare Astronomus, cur illi juveni prae caeteris tantum exhiberat honorem: respondit, quod ad eum Imperii honor et Principis potestas in posterum deveniret. Turbato ex hoc Caesare, et juveni illi indignanti, Astronomus dixit: Non indignemini ei; quia antequam incipiat ejus Dominium, ex vobis, qui jam decem habetis filios, et ex eis qui succedat penitus nullus erit. *Verum Rudolfus abinde recessit, propter Imperatoris indignationem.*« (Fortsetzung folgt.)

[1] S. Herrgott Cod. probat. Geneal. Habsb. Urkunde 1249. Wie wäre erklärbar, daß ein Welfe, wie Rudolph v. Habsburg-Laufenburg, in den Reihen für Kaiser Friedrichs Sache stand, und Faenza belagern half?

[2] Schweizerischer Geschichtsforscher II. B. S. 22.

[3] Schrötter Oesterreichische Geschichte, II. Bd. S. 502; auch Hanthaler Fastor. Campilil. Decad. V. §. I. p. 966. (Acta sunt haec Anno dominicae Incarnacionis Millesimo ducentesimo quadragesimo quinto Mense Junio Tertio, Indiccione.

Digitized by Google

Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert durch Adolph Schmidl. Erster Band in drei Abtheilungen. Wien, Gerold, 1835. X u. 550 S. 8.

(Fortsetzung.)

S. 313. »Das Schiff (der Kirche) ist eine Fläche, das Presbyterium aber eine hohe Kuppel,« ist verworren und fehlerhaft gesagt.

S. 336. Der Verfasser hätte erwähnen sollen, daß die Jahreszahl 1208 in der Kirche von Mauer von viel späterer Hand ist.

S. 339. Daß Albrechtsberg von einem Albrecht seinen Namen ableite, ist richtig, daß dieser Albrecht dem Geschlechte derer »vom Perge« angehöre, sehr wahrscheinlich, aber deßwegen höchst gezwungen, die zweite Sylbe, die in der natürlichen Lage des Schlosses ihren Grund hat, auch »dem Albrecht vom Perge« aufzuzwingen. Zudem findet der Verfasser zwei Zeilen früher nur wahrscheinlich, was ihm dann offenbar ganz zuverlässig dünkt.

S. 345. Die Kirche Melk ist groß und prächtig, keineswegs aber ungeheuer. Ueberhaupt theilt der Verfasser mit vielen Topographen den Fehler, das Schöne und Merkwürdige als noch schöner und merkwürdiger darzustellen, wodurch der Autor sich und der Sache schadet.

S. 351. Es ist lästig und zwecklos, immer hören zu müssen, wann eine Sache nicht geschehen, ein Bild nicht gemalt worden. Uebrigens hätten die Vorstellungen gesammter sechs Bilder genannt werden sollen (Salvator; Maria; Johannes; Peter; Paul und Colomann), und zwar schon deßwegen, weil aus der Anwesenheit Colomann's in so vornehmer Gesellschaft hervorgeht, daß diese Bilder ursprünglich für Melk gemalt wurden. Eine Madonna, voll Lieblichkeit und Gemüth, ihr Kind knieend (fast ganz wie die berühmte von Correggio) anbethend, ist vielleicht von Burgmayr.

S. 352. Der dicht neben der mikrographischen Künstelei hängende treffliche Holzschnitt hätte nicht übergangen werden sollen, eben so wenig die kleine Elfenbeinstatue, den heiligen Hieronymus vorstellend, mit dem Monogramm A, im großen Bibliotheksaal.

S. 354. Wenn man die Andeutungen über die drei Hochbilder an der Kirche des Marktes Melk liest; so muß man glauben, sie gehörten alle in Eine Kategorie des Kunstwerthes. Der Oelberg des St. Winterberger (1502) aber läßt die Andern weit hinter sich. Die Gewänder der lebensgroßen Figuren sind mit ungemeiner Verständigkeit behandelt. — Den schönen marmornen Grabstein im Innern der Kirche kennt der Verf. gar nicht. Er ist an der rechten Ecke unter der Wölbung des Musikchors eingefügt, und stellt (im Ganzen 9 Fuß hoch) eine ritterliche gewappnete Gestalt dar, in der Rechten die Fahne, die Linke aufs Schwert gestützt. Am Rand die Inschrift mit erhobenen Buchstaben: »Hie ligt begraben der Edl vnd vest wolffgang von Lapitz zv Rapoldenkirchen, der gestorben ist am pan ...... anno domini mcccce, vnd im Jar, dem got genadig sei.« — Außer den großen Altarbildern, worunter besonders St. Sebastian ausgezeichnet ist, sind zwei kleinere Aufsatzbilder, St. Benedict und Scholastika en buste daselbst, wahre Meisterstücke eines, leider! unbekannten Künstlers.

S. 368. Für die Kunde von dem herrlichen Laacher Altar wird Jedermann, nächst dem trefflichen Herrn Mugerauer, dem Herrn Verfasser Dank wissen, jedoch kann ich nicht verhehlen, daß derselbe viel gründlicher (ohne deßwegen weitschweifiger) hätte untersucht und dargestellt werden sollen. Des Verfassers Hypothese hinsichtlich des Malers und Bildners beruht auf allzuschwanken Basen; das fragliche Wappen muß doch irgendwo zu finden seyn. Der Kopf Mariens, den der Verfasser »voll Würde und Milde« beschreibt, ist ein viel späterer, höchst mittelmäßiger Ansatz. Auf den schönen, lebensgroßen altdeutschen Christus am Kreuze, der an der Wand der linken Abseite hängt, hätte aufmerksam gemacht werden sollen. Erlaubt sey es mir hier, zugleich über den, nur zu baldigen Verfall des vortrefflichen Altars zu klagen; denn das Holz ist an vielen Stellen vermodert und schwammig, die Bilder ohne Firniß und daher hie und da Farbensprünge. Mit einer Holzverkleidung, einigen Flaschen Firniß und geringer Bildhauer- und Vergolder-Restauration würde ein so vortreffliches Denkmal alter Kunst und Frömmigkeit für immer erhalten und würdig hergestellt.

S. 381. Der Anfang der Beschreibung des Heiligenbluter-Altars: »Unter einem einfachen Baldachin stehen ganz auf Goldgrund Maria mit dem Kinde, St. Stephan und Christoph« ist sehr undeutlich und kann mißverstanden werden; soll heißen: »Inmitten des Mittelstückes, dessen Hinterwand Goldgrund ist, sitzt (holzgeschnitzt) Maria mit dem Kinde, rechts St. Christoph, links Stephan.« — Der obere Aufsatz enthielt nie mehrere Figuren der Kreuzigung, außer den beiden Vorhandenen und den Gekreuzigten, wie eine, wenn auch noch so flüchtige Untersuchung ergibt. Der Schluß, daß, weil der Altar viel älter als der von Laach sey (was übrigens noch zu erweisen steht), er auch von geringerem Kunstwerthe seyn müsse, ist durchaus falsch, und wird durch den Augenschein widerlegt, denn gewiß gehören die innern Flügel des Heiligenbluter-Altars in die erste Reihe altösterreichischer Bilder. Die beiden altdeutschen holzgeschnitzten Standbilder am Barbara-Altare sind übersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

99. Sonnabend, den 12. Dezember **1835.**

Geschichte von Oestreich. Von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

(Fortsetzung.)

Wenn man Rudolph's und seiner Oheime Stellung zu den Parteien der Zeit, den Gibellinen und Welfen, festhält, und die nothwendigen Folgerungen daraus nicht übersehen will, läßt sich bei Rudolph's erstem Auftreten, das Kampf war gegen die nächsten Anverwandten, ein Motiv nicht verkennen, viel haltbarer und würdiger, als alle jene, die von älteren und neueren Geschichtsschreibern so gerne, weil bequem, zu Markte gebracht worden. Die Chronik der Colmarer-Dominikaner, durch und durch welfisch, gibt gleich von vorne herein den Standpunkt an, von dem sie aus alle Handlungen des biederben Jünglings beurtheilt wissen will: Gierde nach größerem Besitze[1]. Wie natürlich, spielen dabei Bedrückung der »Tugendhaften«, Trug und Hinterlist die Hauptrolle! Da die Chronik sonst eine ziemlich brauchbare Quelle, schrieb man ihr nach, und so wurde die Ansicht einseitiger Mönche — bei Vielen historische Gewißheit!? Andere wieder finden zunächst in der Raufsucht die hinlängliche Begründung. In der Fehde mit dem väterlichen Oheim geben sie als Veranlassung einige Uebervortheilung an, ohne eben ausmitteln zu können, auf wessen Seite das Recht war; gegen Hartmann von Kyburg aber lassen sie Rudolph ohne Umstände losschlagen. Zu diesen gehört der Verfasser vorliegender Geschichte (S. 33 zum Jahre 1242). Wir können solche Angaben, ohne jede urkundliche Nachweisung, zuvörderst dem österreichischen Historiker nicht zu Gute halten, da sie, schon als mit dem strengrechtlichen Charakter Rudolph's im Widerspruche stehend, wenigstens einige Prüfung fordern.

[1] Comes Rudolfus se solum sentiens in dignitate constitutum, vidensque vicinos suos Comites divitiis abundare; se autem respectu aliorum in paupertate constitutum: cogitavit quomodo posset Divitias comprehendere temporales. Considerans etiam quod res magnas per preces aut justitiam subitó comprehendere non valeret, deliberavit inter se, quod vicinos suos vellet praeliis impugnare. (Urstisius P. II. p. 37.)

Es kann übrigens hier nicht unsere Aufgabe seyn, die Ansicht, daß Rudolph als treuer Anhänger der Hohenstaufen, feindselig den anders gesinnten Oheimen gegenüberstand, nach allen Seiten hin zu begründen; nachstehende Andeutungen mögen genügen! Urkundlich erscheinen sowohl die Grafen von Habsburg-Laufenburg, wie auch die von Kyburg, als — Welfen; Rudolph und sein Vater Albert als unerschütterliche Vertheidiger der Hohenstaufen. Friedrich II. ist Rudolph's Pathe; wir finden im Heere des Kaisers vorerst den Bruder in Italien; 1241 aber Rudolph selbst bei der Belagerung und Einnahme Faenza's. Wenn nicht schon am Ende desselben Jahres, sicher im folgenden, steht Rudolph in offener Fehde gegen seine beiden Oheime, die — Welfen! Sey es, daß Familienstreitigkeiten dazwischen kamen, welche noch immer bewiesen werden müssen; gewiß blieb dabei die Bewegung der Zeit nicht ohne mächtigen Einfluß. War denn Kampf und Krieg zwischen den Einzelnen beider Parteien damals in Deutschland nicht an der Tagesordnung, und lag dieses nicht auch auf der einen Seite im Interesse des Kaisers?! — Wir können hier, wie schon gesagt, die ganz natürlichen Folgerungen, für die jedenfalls bei Herrgott und Gerbert Beweise vorliegen, nicht weiter durchführen; aber auf sie hinzuweisen, schien uns Pflicht. Die Charakteristik eines großen Mannes, welcher in vielbewegten Zeiten gelebt und gewirkt hat, ohne strenge Rücksicht auf diese hingestellt, wird und muß an Einseitigkeit leiden. Wir werden darauf wiederhohlt zurückkommen.

Wenn der Herr Verf. sagt: »Dann bedrängte er (Rudolph) seinen mütterlichen Ohm, Grafen Hartmann von Kyburg den Aeltern. Er hatte diesen zuerst gezwungen, für die Rechte seiner Mutter eine beträchtliche Geldsumme zu geben, aber dieß hinderte Rudolph nicht, ihn dennoch zu befehden« — und »Hartmann zürnte dem siegenden Neffen dergestalt, daß er beinahe seine ganze Habe dem Bisthum von Straßburg vergabte und als Lehen wieder zurücknahm, wodurch Rudolph's Aussicht auf das kyburgische Erbe bedeutend vermindert wurde« — können wir weder der ersten, noch der zweiten Angabe beistimmen. Rudolph, nachdem er in der Fehde mit Habsburg-Laufenburg nicht glücklich gewesen, war es mehr gegen Hartmann

Digitized by Google

von Kyburg. Mit beispielloser Raschheit nahm er Baden im Aargau weg, so wie die Festungen Mörsburg und Kyburg, und die Stadt Winterthur; und, um diese Besitzungen wieder an sich zu bringen, mußte Hartmann eine große Geldsumme erlegen. Daß aber letzterer bloß in der Absicht dem verhaßten Neffen die Aussicht auf das kyburgische Erbe zu nehmen, oder auch nur zu vermindern, seine Güter dem Bisthum von Straßburg vergabte, und als Lehen wieder zurücknahm, zeigt schon ein nur flüchtiger Blick in die betreffende Urkunde als — unhaltbar. Sie ist zu Herbolzheim am 25. April 1244 ausgestellt [1] — zu einer Zeit, wo Rudolph kaum eine ferne Ahnung haben konnte, je in den Besitz der kyburgischen Güter zu kommen. Hartmann behält darin ausdrücklich für sich, und, sollte er ohne Erben sterben, für seinen Neffen, Hartmann von Kyburg, den jüngeren, und dessen rechtmäßige Nachkommen, die Güter als Lehen zurück. Hartmann der jüngere aber war damals noch jung und kräftig; ob schon vermählt, können wir nicht bestimmen; gewiß war er es bald darauf, und seine Gemahlin Anna, Graf Rudolph von Rapperschwyl's Tochter, starb erst 1253. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Nachkommenschaft blieb daher während der ganzen Zeit offen, und 1254 heirathete er zum zweiten Male, nämlich Elsbeth von Werdenberg, die ihm denn wirklich eine Tochter, Anna, gebar! — Die weiteren Folgerungen, und wie wir vom Jahre 1256 an Rudolph sich seinen Verwandten versöhnend nähern sehen, gehören wohl nicht in das Bereich einer Recension, welche, um das Gegebene zu beurtheilen, das Uebersehene kaum berühren kann!

Rudolph's Gemahlin war Gertrud, Gräfin von Hohenberg und Haigerloch. Den Namen Anna führte sie seit ihrer Krönung; ob sich übrigens ihre Familie nach dem Verfasser (S. 33) auch »von Hogenlag« schrieb, haben wir nirgends finden können. Die Zeit der Vermählung ist urkundlich schwer zu bestimmen; außer de Roo, der geradehin 1240 annimmt, vereinigen sich alle Nachrichten in den Jahren 1244 und 1245. (Vergl. Herrgott Monum. Austr. T. IV. P. I. p. 100.) In wie fern die Behauptung, daß nach Rudolph's Vermählung die Chroniken einige Zeit von ihm schweigen (S. 34) probehältig, dürfte schon aus unseren Angaben hervorgehen. Wir haben urkundlich gezeigt, daß er sich schon im Juni 1245 zu Verona bei Friedrich II. befand; was er hierauf gethan, und wie er festhaltend an dem Kaiser, in den Bann der Kirche mitgezogen worden, bezeugen mehrere Chroniken.

Wir können hier nicht umhin, auf die päpstliche Bulle von 1249 hinzuweisen, welche Fridolin Kopp [2] anführt, und vermöge welcher Papst Innocenz IV. dem Kloster Muri erlaubt: »non obstante, quod terra Nobilis viri R. Junioris Comitis de Havesburc monasterii vestri Advocati, pro eo, quod Friderico quondam Imperatori adhaeret, supposita est ecclesiastico interdicto, et cum generale interdictum terrae fuerit, *possitis* Divina officia celebrare januis clausis, submissa voce, non pulsatis campanis, *excommunicatis et interdictis exclusis*.« Die letzten Worte bezeugen hinlänglich, daß Rudolph nicht, wie Einige zu glauben scheinen, an dieser Verhandlung Theil genommen; aber eben so bestimmt und klar findet in den Eingangsworten die Ansicht über die welfische Richtung Rudolph's von Habsburg-Laufenburg ihre Bestätigung. »Ad — — Nobilis viri Rudolfi Senioris, Comitis de Havesburc devoti Ecclesiae preces — et vestris supplicationibus inclinati — indulgemus.«

Als K. Friedrich 1250 starb, trug Rudolph die dem Vater bewiesene Anhänglichkeit auf den Sohn Konrad IV. über, und aus diesem Gesichtspunkte muß die Fehde (1252) gegen den Bischof von Basel — den Welfen, betrachtet werden. Auf Rudolph's Seite standen die Bürger der Städte Basel, Zürch und Konstanz, so wie die freien Leute in Schwyz und Unterwalden; in einem raschen Angriffe auf Basel verbrannte er in der Vorstadt das Kloster St. Maria Magdalena. Dafür bannte ihn abermals der Papst zu Anagni [1], und daß es auch jetzt vorzugsweise den — Gibellinen galt, spricht die Bulle deutlich aus. Wenn der Herr Verfasser in der Note S. 34 mit Pfister vermuthet, der Bann sey nicht förmlich verkündet worden, »denn er hätte sonst auch müssen förmlich zurückgenommen werden, wovon keine Spur zu finden,« scheint uns der Grund nicht einleuchtend genug. Pfister setzt noch die richtige Bemerkung hinzu: »Papst Gregor X. ignorirt die Sache ganz; aber König Ottokar — bringt sie in Erinnerung.« Die Zurücknahme kann in der That, bis jetzt wenigstens, nicht urkundlich dargethan werden; ohne Gegenbeweis spricht aber, nach unserer Ansicht, die vorliegende Bulle mehr für die Bekanntmachung, zumal auch für das Ignoriren in den Umständen der Zeit mehrfache Gründe liegen! [2] Mehrere Historiker, und auch dem Herrn Verfasser scheint es so, lassen nun Rudolph des Bannes willen den Kreuzzug mitmachen,

[1] S. Herrgott Cod. probat. Geneal. Habsb. Urkunde 337.

[2] Vindiciae actorum Murensium etc. pag. 306.

[1] Die Bulle vom 18. August 1254 bei Herrgott Cod. prob. Geneal. Habsb.

[2] Einige Wahrscheinlichkeit, daß die Bulle nicht verkündet worden, liegt in der Combination Gerbert's. »Der damit beauftragte Bischof von Basel wagte es nicht (wogegen freilich seine nothwendige Erbitterung spricht), und noch im selben Jahre starb Papst Innocenz. Mit dessen Nachfolger Alexander versöhnte sich Rudolph (?), und so blieb die Bulle liegen.« Aber mußte und konnte sich nicht Papst Gregor, wenn die Bulle keine förmliche Veröffentlichung erlebte, darauf berufen u. s. w.?

Digitized by Google

den 1255 der Böhmenkönig Ottokar gegen die heidnischen Preußen führte. Gerbert (Cod. epist. p. 29) macht es möglichst wahrscheinlich, indem er folgende Stelle aus dem Schreiben des Erzbischofs von Köln über die Wahl Rudolphs an den Papst anführt: »idem Rex est fide Catholicus, ecclesiarum amator, justitiae cultor, pollens consilio —— et *in rebus bellicis contra infideles fortunatus*, und ferner hinzufügt, daß aus dem Jahre 1255 keine Urkunde vorhanden. Diese fehlen indessen in verschiedenen Jahren, und gegen die angeführte Stelle hat Voigt richtig bemerkt, daß sie von keinem Chronisten unterstützt wird, und zunächst in den preussischen Chroniken, welche sonst immer die vorzüglicheren Ritter der Kreuzheere nennen, keine Erwähnung von Rudolph geschieht. Dazu läßt sich überdieß wohl noch fragen: wie konnte Rudolph in so bewegter Zeit seine Besitzungen verlassen, wenn er sich nicht etwa, der bisher festgehaltenen Ansicht zuwider, dadurch mit dem Papste versöhnen wollte? Dieß wäre aber eine offene Erklärung gegen Conrad IV. gewesen, und wir wissen gewiß, daß er ihm bis zu dessen Tode 1256 treu geblieben, und hierauf selbst noch mit Conradin in freundlichen Verhältnissen gestanden! — Wenn übrigens der Hr. Verf. sagt: »Es ist durchaus nicht zu ergründen, wodurch in diesem Kreuzzug Rudolphs Sinnesart geändert worden; dieß Eine ist gewiß, daß Er, heimgekehrt in einem hellern, reinern Lichte strahlte. Er vergrößerte seine Hausmacht ohne Ungerechtigkeit, und war der Schutz der Schwachen« — müssen wir gestehen, daß uns diese Stelle überraschte. Wo ist es denn erwiesen, daß er früher ein Ungerechter, ein Unterdrücker der Schwachen; oder worin besteht denn das in einem hellern reinern Lichte strahlen? Schon an dem Kreuzzuge zweifelnd, müssen wir es an dem Wunder noch um so mehr, als wir Rudolph auch vom J. 1257 an ganz consequent finden, und die neuen Erscheinungen in der veränderten Lage der Zeitverhältnisse ihre natürlichste Begründung haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert durch Adolph Schmidl. Erster Band in drei Abtheilungen. Wien, Gerold, 1835. X u. 550 S. 8.

(Fortsetzung.)

S. 386. Die Geschichte der Ruine Weiteneck ist, so wie fast alle Artikel der Art ungemein flüchtig. Hanns v. Liechtensteins, des »gewaltigen Hofmeisters,« der zweimaligen Eroberung durch die Melker und die Truppen des Königs Ladislaus (1442 bis 1447) auf Veranlassung der Stände gegen die Usurpation Friedrichs IV. hätte doch gedacht werden sollen. Holzers Vorname ist Ulrich.

S. 461. Ober dem Thore des nun Schönborn'schen Schlosses zu Mautern befindet sich das Wappen Wolfgang's v. Salm, Erzbischofs von Passau, mit einer Inschrift aus dem 16ten Jahrhundert. Man zeigte mir mit vieler Gefälligkeit die Merkwürdigkeiten des alten Gebäudes. Zuerst im obern Stockwerk den Saal, in welchem Bischof Altmann den Stiftbrief Göttweih's ausgefertigt haben soll. Er ist ohne alle Zier, und trägt statt eines Gewölbes den Dachstuhl. Daran stößt die ehemalige Rüstkammer. Eines der hölzernen Gerüste trägt ein Dutzend Hellebarten. Etwa 20 Luntengewehre und Doppelhaken lehnen in der Fensternische. — Schade, daß sie hier verrosten! Die Kapelle hat ein schönes Rippengewölbe mit vergoldeten Leisten; am Hochaltare ein Schnitzwerk des 16ten Jahrhunderts, Christus am Oelberg. Im Garten Reste einer römischen Kloake. In der Kanzlei zwei Gewährbücher mit schön ausgemalten Wappen, Torturinstrumente, ein schönes silbernes Siegel.

S. 471. Am schönen Portal der Piaristenkirche zu Krems schlingen sich die Worte: Ora pro nobis u. s. w. keineswegs um die Leidenswerkzeuge, sondern sind in die Querleiste, auf welcher der, die Leidenswerkzeuge in seiner Füllung enthaltende Spitzbogen ruht, gemeißelt.

S. 437. Die Inschrift lautet: »Den 12. January Anno 1573 ist die gros Eysguß Khumben vnd in der höch gewesen wie der Strich hie unten verzeichent ist vnd hat gewert zwelff tag lang vnd grossen schaden gethan.« — S. 472. Unter den Häusern, die alterthümliche Prachtspuren aufweisen, wäre das »Gögl'sche« Haus, die ehemalige Residenz österreichischer Herzoge, zu nennen gewesen. Der zierliche Kapellen-Erker, ein vielfach geripptes und gebrochenes Gewölbe im ersten Stock, Wappen und altdeutsche Verzierungen, Jahrzahlen im Hof, an der Treppe u. s. w., das burgartige Ansehen des weiten Hauses, sein Zinnendach, seine unteriedischen Gewölbe, sind der Besichtigung werth, die der gefällige, biedere Besitzer gern gestatten wird. — S. 413. Die Beschreibung des Wappen-Basreliefs bedarf folgender Berichtigung: Das Wappen rechts ist durch drei Rauten zehnmal getheilt; das linke zeigt zwei gekreuzte Dolche hinter einem Brustbilde. Der Helm hat einen cylinderförmigen, mützenartigen, spitzzulaufenden Aufsatz, eben so wie das Wappen rechts gerautet. In der Mitte dieser, schief gegeneinander gestellten Wappen ist das Vorhängeschloß durch vier Kettenglieder mit dem Wappen verbunden. — S. 415. Das ausgezeichnetste Grabmal der Spitzerkirche ist das marmorne, das an der rechten Seite des Presbyteriums eingefügt ist, und eine Aebtissin darstellt, mit der an dem Rand herum laufenden Schrift: Cur caro laetaris, qui vermibus esca pararis, vice cadaver eris, videas quid nunc. Operis, igitur super hoc mediteris. — Anno dm. providente fratre Victore M. D. X. X. III. — Qui me redimisti, redemptam conserva. — Auch eine kapellenartige Beth-Nische befindet sich im Spitz, mit einem Basrelief aus dem 16ten Jahrhundert. — S. 416. Von den zwölf Aposteln am Musikchor

Digitized by Google

der Kirche zu St. Michael sind nur fünf der Zeit und dem Vandalismus entgangen. Die kleine Kapelle, die der Verfasser so kurz abfertigt, enthält zwei große Merkwürdigkeiten: 1. An der Stirnwand war, etwa 14—16 Fuß groß, der heilige Christoph al Fresco gemalt. Das 6 Fuß breite und 4 Fuß hohe Bruststück ist durch einen kleinen Dachvorsprung erhalten worden, und von solcher Vortrefflichkeit und Frische, daß es wohl der Mühe und Kosten lohnte, es absägen und würdig aufstellen zu lassen. Sonderbar genug hat St. Christoph einen Herzogshut auf dem Haupte. 2. Unter der Kapelle eine Gruft. Einige Leichname verschiedenen Geschlechts mit Resten sammtener Gewänder, zerbrochene Särge, Knochen u. s. w. füllen den Raum. — An einem der zierlichen Strebepfeiler des Presbyteriums der Kirche die Jahreszahl 1521. — S. 418. In der Portalfüllung der Kirche zu Weißkirchen ein (leider! sehr mitgenommenes altdeutsches) Bild, Maria und zwei Heilige. Die Schlußsteine sind interessant durch ihre Vorstellungen: 1. Mariä; 2. Monogramm; 3. zwei kreuzweis gelegte Scepter; 4. Oesterreichs Bindenschild; 5. Hexenkreuz, in dessen Mitte eine Rose; 6. wie 3. 7. Maurerzirkel und zwei Hämmer. — S. 419. Dürrenstein hatte zwei Kapellen. Von der einen (der älteren) hat sich das runde Presbyterium erhalten mit Spuren von Fresken, von der andern ist eine Seitenwand mit Säulenresten und Wappen nebst dem Anfang eines Bibeltextes (aus dem 15ten Jahrhundert) übrig. Uebrigens ist es durchaus falsch, daß Alles, was jetzt noch vorhanden sey, von den Schweden herrühre, der flüchtigste Blick auf die Ruine reicht zur Widerlegung hin. — S. 426. Das Kirchlein mit dem Pfeilthurme gehört zu Führthof, hat ein sehr altes Portal, eine neuere, aber geschmackvolle Kanzel von eingelegtem Holz, schöne Säulenbündel, und ist 15 Schritte lang, und 9 Fuß breit. — S. 441. Die Manuscripte der Herzogenburger Bibliothek fertigt Sch. sehr kurz ab. Er lese hierüber doch Primisser im Hormayr'schen Archiv, Jahrgang 1822.

S. 442. Zur Vervollständigung des Merkwürdigen im Herzogenburger-Antiquarium füge ich folgendes Verzeichniß für den Freund der alten Kunst bei. Gemälde: 1. Votivbild. Udalricus. epus. ecae. patav. Comes ex tyroli fundator monasterii ad St: Georg: 1112. Rechts 1491. Ulrich kniet vor einer Kreuzsäule, neben ihm ein weißes Hündchen; ihm gegenüber Propst Gißner (1484—1512) mit seinen Chorherren. 3 F. hoch, 2 F. breit. — 2. Porträt Graf Höfft's und seiner Braut (G. L.). Am Rahmen die gleichzeitige Inschrift: Am neunten tag Januari im 1498 Jar in der gestalt seame wir vir war. Dieß Bild würde jeder Gallerie Ehre machen. Nicht bald habe ich solche Wahrheit, solche Freiheit des Pinsels bei solchem Fleiße gesehen; leider nirgend ein Monogramm.— 3. Maria, St. Bernhard zu ihren Füßen, daneben Barbara, Johannes und noch eine (mir unbekannte) Heilige. Unten kniet ein Propst (Johann IV., eigentlich Bernhard von Nußdorf (1517—1533); die Tapete des Zimmers enthält die Leidensgeschichte in acht Feldern, ungemein zart gemalt. — 4. Maria mit dem Kinde, dabei Peter und Paul, unten ein Mann mit acht Knaben, gegenüber zwey Frauen und fünf Mädchen. — 5. Maria stehend mit dem Kinde, neben ihr Johann und Andreas, Barbara und Matthias, unten ein Mann mit fünf Knaben, gegenüber eine Frau mit drei Mädchen. — 6. Kreuzgang. — 7. Die Marter des heil. Bartholomäus. — 8. Der heil. Sebastian. — 9. Der heil. Erasmus; letztgenannte drey Bilder aus dem 15ten Jahrhundert, voll Ausdruck, von St. Andrä. — 10. Kreuzigung, aus dem Markte Herzogenburg. — 11. St. Apollonia. — 12. St. Katharina. — 13. Ottilia. — 14. Margarethe. (Diese vier Bilder von ungemeiner Lieblichkeit sind schmale Flügel.) — 15. Vorderseite: Anna, Maria und Christoph; Rückseite: Gefangennehmung Christi. — 16. Helena und Erasmus; Rückseite: Christus vor Pilatus, mit der Jahreszahl 1491. — 17. Genofeva und Leonhard; Rückseite: Kreuzigung mit der Jahreszahl MCCCCLXXXXI. — 18. Ottilia und Hieronymus; Rückseite: Christus am Kreuze. — 19. Paulus; Rückseite: Ulrich und Florian (von 11—19 aus der Bergkirche zu Gars). — 22. In zwei Felder getheilt: Oben Ursula und Margaretha, unten Martha und Genofeva.— 23. Eben so: Oben und unten je zwei (mir unbekannte) Heilige; breite Bilder von Goldegg.— 24. Vorderseite zwei Felder; oben: Maria Verkündigung; Rückseite: Oehlberg; unten: Christi Geburt, Rückseite: Kreuzgang. — 25. Oben: Heimsuchung, Rückseite: Geißlung; unten: drei Könige, Rückseite: Kreuzigung. Beide Nummern von Gedersdorf.— 26. Kreuzerfindung. — 27. Wunder bei der Kreuzerfindung. Beide von Inzersdorf. — 42. Habsburgischer Stammbaum von Rudolph I. bis Ferdinand III.; sehr fleißig auf Leinwand gemalt vom Hofmaler Michaelli aus dem 17ten Jahrhundert. — 43—50. Darstellungen aus dem Leben Jesu und Mariä, aus Langegg. — 51. Maria Heimsuchung, Rückseite: Christus vor Kaiphas. — 52. Christi Geburt, Rückseite: Dornenkrönung. Am Unterkleid Marias: *Jeorg Prew* von Au(gsburg?). — 53. Beschneidung, Rückseite: Geißlung. — 54. Heil. drei Könige, Rückseite: Kreuzigung. (Von 43—54 aus Langegg, wohin sie von Aggsbach kamen.) — 55. Max I. in ritterlicher vergoldeter Rüstung 2′ 2″ 6‴ hoch, 2′ breit; alte Copie des Bildes in der Ambrasersammlung; aus Hollenburg. — 56. Christus am Kreuze. In den Wolken Gott, von Engeln umgeben. Unten die gräflich Dietrichsteinische Familie; aus Nußdorf.— 59. Ein Ascet, in Selbstbetrachtung versunken, aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts; aus Dürrenstein. — 60. Das Pfingstfest; kleines Bildchen aus dem sechzehnten Jahrhundert.

(Der Schluß folgt.)

Berichtigung. In den Blättern Nr. 98 S. 391, Zeile 8 v. u. muß es statt in zwei hier ausgestellten Urkunden heißen: »in einer hier ausgestellten Urkunde;« mithin auch später statt in diesen beiden Urkunden: »in dieser Urkunde.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

100. Mittwoch, den 16. Dezember **1835.**

Die Zerrissenen.

Der Name gehört eben nicht unter diejenigen, welche einen besonders guten Klang haben. Mehrere unter den neueren Schriftstellern bekennen sich demungeachtet als Zerrissene. Einer von ihnen, und zwar einer der talentvollsten, wie der besonnensten, äußert sich darüber auf folgende Weise:

»Entweder ein Gott, oder selbst ein Zerrissener muß man seyn, um von der Krankheit eines ganzen Zeitalters singen und sagen zu können, was sie bedeute, und was Unnennbares von Schmerzen und Ideen sie Alles in sich schließe.« — »** haßt die Zerrissenheit, und ich liebe sie. Ich liebe sie, weil sie etwas Ehrwürdiges ist, wie jenes schöne Mädchen, das in nächtelanger, wehthuender Arbeit zarte Hände und holde Augen schmerzlich anstrengt, um ihren alten Vater zu ernähren. Ja, etwas Ehrwürdiges ist die Zerrissenheit unserer Zeit, was auch die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Ruhigen und Altklugen, die Vermittelnden und Unterdrückenden darüber seufzen mögen. Ist es nicht ehrwürdig, das Kreuz auf seine Schultern zu nehmen für eine ganze Zeit, und die Geburtsschmerzen einer ganzen Epoche zusammenzudrängen in die zwei Herzkammern des Individuums, wo sie die Idee ausfechten, mag auch das arme Gefäß gesprengt werden durch seinen eigenen reichen Inhalt? Die wahren Zerrissenen sind die wahren Kreuzträger der Zeit.« Gewiß sind sie das; und auch ehrwürdig mögen sie sich nennen. Denn weder einen tieferen, noch einen edleren Schmerz mag es geben, als den, welchen wir darüber empfinden, daß Wahrheit nicht Wahrheit, Recht nicht Recht seyn soll; daß Lüge und Falschheit mit schamloser Stirne sich als Wahrheit, das Unrecht mit keckem Uebermuth sich als Recht soll geltend machen dürfen. Gerechte Erbitterung stachelt hier den Schmerz, und der Schmerz ohne Aufhören die Erbitterung. Die Verzweiflung an dem endlichen Sieg der Wahrheit und des Rechtes, die einen kräftigen Geist nach hartnäckigem Widerstand endlich doch überwältigte, wäre die herbste und furchtbarste aller Tragödien, weil sie das selbst vernichtete, was Bedingung aller tragischen Erhebung und Versöhnung ist.

Eine solche Verzweiflung wäre rein abschließend. Wie keinen Glauben, keine Hoffnung, keine Liebe, ließe sie auch keinen innern Widerstreit übrig; nichts ließe sie übrig, als einen unendlichen Schmerz über ihre versunkene Götterwelt, und die brennende Scham über ihren, jetzt ihr als wahnwitziger Irrthum erscheinenden Glauben, daß Recht Recht, Wahrheit Wahrheit bleiben müsse. Dabei kann keine Rede seyn von Zerrissenheit. Dieser fehlt nichts mehr, als ein innerer Abschluß; sie ist ganz innerer Kampf und Widerstreit, Ungewißheit, Schwanken und Unentschiedenheit. Nach drei Beziehungen kann diese Unentschiedenheit, dieser innere Widerstreit Statt finden: in Beziehung auf das Recht und die Wahrheit; in Beziehung auf das Unrecht und die Lüge, und in Beziehung auf den endlichen Sieg der ersteren über letztere. Die Zerrissenheit wünscht diesen Sieg mit der heißesten Sehnsucht; sie ringt, kämpft, strebt dafür mit ihren besten Kräften; und je glühender sie ihn wünscht, um desto größer ist ihre Ungeduld, ihn entschieden zu sehen; um so quälender ist ihr jeder Zweifel, wenn und wie die Entscheidung fallen werde. Diese Art von Zerrissenheit also, die nur Wahrheit und Recht will, und für diese beide kämpft und leidet, mag sich immerhin ehrwürdig nennen; denn was wäre wohl der Ehre würdiger, als ein solches Streben und ein solcher Kampf. Aber wenn auch das, kann man sie darum lieben? — »Wenn sie ehrwürdig ist; denn was ehrwürdig ist zu lieben, ist eben so billig als vernünftig.« — Aber es kann etwas, seinem Ursprung nach, sehr ehrwürdig, und somit liebenswerth seyn, ohne weder das Eine noch das Andere an sich selbst zu seyn. Kann man die Zerrissenheit, als Zerrissenheit, auf solche Weise lieben?

Digitized by Google

Wir lieben, was angenehm, was gut, oder was Beides zugleich ist. Angenehm ist die Zerrissenheit nicht; sie ist im Gegentheil etwas Peinliches und Qualvolles. Ist sie etwas Gutes? etwas der guten Sache Ersprießliches und sie Förderndes? Sie ist Schwanken und innere Unsicherheit. Ist sie das in Beziehung auf die Wahrheit und das Recht — wie kann sie diese fördern, wenn sie des Begriffes und der Gränzen Beider nicht ganz sicher, und darüber nicht vollkommen mit sich einig ist? Ist sie es in Beziehung auf das Unrecht — wie kann sie, ohne mit Sicherheit erfaßt zu haben, wodurch und in wie weit dieses Unrecht sey, mit Erfolg ihre Streiche darauf führen; wie kann sie die verwundbaren Stellen, die Stellen, wo das Leben des Unrechts sitzt, treffen, ohne diese Stellen ausgeforscht und scharf ins Auge gefaßt zu haben? Ist sie ohne jene Sicherheit nicht jeden Augenblick in Gefahr, das Recht zu verletzen, wenn sie dem Unrecht weh thun will? wird sie nicht die Vertheidiger des ersteren dadurch sich abgeneigt, und an der gerechten Sache selbst zweifelhaft machen? wird sie das Unrecht nicht zum Nachtheil derselben noch heftiger erbittern; und was das Schlimmste ist, wird sie ihm dadurch nicht selbst Waffen in die Hände geben?

Das Schwanken der Zerrissenheit nach diesen beiden Beziehungen erzeugt nothwendig ein Schwanken in einer dritten, in ihrem Vertrauen auf den Sieg des Rechtes und der Wahrheit. Wenn sie des Rechtes nicht sicher ist: wie kann sie mit Zuversicht auf den Sieg des Rechtes hoffen? Was an dem Recht nicht Recht ist, wird sich ihr als Unrecht; was an dem Unrecht Recht ist — im Parteikampf gibt es faktisch weder ein reines Recht, noch ein reines Unrecht — wird sich ihr als Recht aufdrängen, und sie immer auf's neue mit sich selbst und ihren Hoffnungen entzweien.

Eines allein kann diesen innern Widerstreit schlichten: das seiner selbst sich mit vollster Entschiedenheit bewußte Erkennen des Rechts, wie des Unrechts; der Wahrheit, wie der Lüge. Ein solches Erkennen aber setzt Klarheit und Besonnenheit, diese selbst aber setzen Ruhe des Geistes voraus: und die Zerrissenheit kennt keine Ruhe des Geistes.

Die Zeit ist eine in sich selbst tief zerrissene. Die Zerrissenheit will sie heilen, führen, leiten. Wie kann sie das, sie, die mit sich selbst uneins ist? Klarheit und Besonnenheit allein können das; denn sie allein besitzen die Kraft, das Verworrene zu lösen, das Widersprechende zu sondern, und das der Ruhe des Geistes Feindselige mit Macht niederzuhalten. Der Zerrissenheit fehlt diese Kraft zum Niederhalten. Besäße sie diese Kraft: sie würde niederhalten, was ihren Zustand peinlich macht, und zur Klarheit, zur Eintracht mit sich selbst sich aufringen.

Die Wahrheit und das Recht sind ewig. Die Zerrissenheit hat diese tiefste aller Wahrheiten nicht begriffen. Hätte sie das: sie hörte auf, Zerrissenheit zu seyn Sie wird des Segens dieser Wahrheit nicht theilhaft, weil sie dieselbe nicht nach ihrem ganzen Umfang, nicht nach ihrer ganzen Tiefe hin erfaßt hat.

Sie will von keiner Vermittlung wissen; die Forderung von Klarheit und Besonnenheit selbst scheint ihr Schwäche und Altklugheit. »Kampf gelte es; die Aufregung der Zeit sey zu weit gediehen.« Man könnte ihr das zugeben. Aber will sie Vorkämpferin seyn? Wer soll ihr vertrauen, die in sich selbst uneins ist! Sie kann den Kampf nur verworrener, nur jammervoller machen. Besonnenheit und das unbedingteste Festhalten an dem, was Wahrheit und Recht ist, können in diesem Kampf allein uns ersparen, was an Jammer und Elend zu ersparen ist. Die Ungeduld ihres Eifers bringt sie in Rechnung. Wenn sie Kraft und Widerstand richtig berechnet hat, woher diese Ungeduld? und hat sie das nicht: wie will sie dem Vorwurf der Verworrenheit entgehen, der ihr das Recht nimmt, bei den großen Fragen der Zeit das Wort an sich zu reissen, und als Vorkämpferin herauszutreten?

Ihrem Beweggrunde nach mögen also die wahren Zerrissenen sich ehrwürdig nennen; an sich selbst kann die Zerrissenheit nichts werth seyn. Die wahren Zerrissenen, das heißt die, bei welchen redlicher Eifer für Wahrheit und Recht, das sie richtig, wenn gleich nicht mit jener Sicherheit, erkannt haben, die alles Schwanken, alle Unentschiedenheit, allen Zweifel an dem endlichen Sieg derselben ausschließt, die Quelle ihrer Zerrissenheit ist. Für einen solchen wahren Zerrissenen hält Schreiber dieser Zeilen den Verfasser obiger Aeußerungen, und glaubt schuldig zu seyn, jeden, der sich einen Zerrissenen nennt, für einen solchen zu halten, von dem er es — nicht besser weiß. Aber jenes: »die wahren Zerrissenen,« setzt an sich selbst voraus, daß es solche gebe, deren Zerrissenheit falsche Münze ist. Die gibt es nun, und die sind nicht ehrwürdig. Das sind die Zerrissenen, die mit jeder Ansicht ihrer Zeit im Widerspruch stehen, weil sie nicht Energie des Geistes genug haben, um nur eine einzige davon bis zur Klarheit durchzubilden; die, welche in dumpfer Befangenheit weder

Digitized by Google

viel nach dem Recht, noch nach dem Unrecht fragen: sondern nur in der behaglichen Ruhe träger Angewöhnung fortflacken und fortgenießen wollen, und die zerissen sind, weil sie in dieser Ruhe jeden Augenblick sich gestört sehen; die, welche nicht der Wahrheit und dem Recht, sondern dem Unrecht und der Lüge vertrauen, aber in dem Vertrauen, damit durchzudringen, aus dem Takt gekommen sind; die, welche sich unberufen mit leidenschaftlicher Heftigkeit in die Bewegungen der Zeit werfen, und, weil sie freche Schreier sind, sich für tüchtige Wortführer der guten Sache halten; die endlich, deren vorgebliche Begeisterung für diese eine schlecht geschminkte, frech hingestellte Lüge ist, und die, weil sie weder sich selbst vollständig belügen, noch es vermeiden können, hin und wieder gewahr zu werden, daß Andere nicht so leichtgläubig, wie sie wünschen, sich belügen lassen, auf doppelte Weise Zerrissene, aber nicht wahre Zerissene, sondern wahre Schächer sind.

In einer Zeit, wie die unsrige, die im Leben, wie in der Kunst und Wissenschaft eine, nach allen Beziehungen so tief und so leidenschaftlich aufgeregte ist, in einer solchen Zeit ist Jeder ein Zerrissener; denn zu welcher Ueberzeugung er auch hinneige, welchen Bestrebungen er sich auch anschließe, er trifft überall auf schroffen Widerspruch und Gegensatz. Daß die leidenschaftliche Aufgeregtheit einer solchen Zeit plötzlich und mit einem Male in Ruhe übergehe, ist die widersinnigste Forderung, die man an sie stellen kann. Darum inzwischen bleibt es für jeden Einzelnen nicht minder die erste Forderung, welche die Zeit an ihn macht, und die er selbst an sich zu machen hat, daß er zunächst in sich selbst aus der Zerrissenheit zur Klarheit und Besonnenheit, und durch diese zur innern Sicherheit durchzudringen strebe, und wo er für das Recht gegen das Unrecht, für die Wahrheit gegen die Lüge kämpft, den Gränzen der einen wie der andern, sich vollkommen bewußt sey. Kann er vielleicht auch auf diese Weise dem Schmerz nicht entgehen, so wird dann dieser Schmerz wenigstens nichts von der stechenden Pein leidenschaftlicher Zerrissenheit haben, und in der selbsterrungenen Ueberzeugung, daß Recht und Wahrheit etwas Ewiges und Göttliches sind, nicht nur Milderung, sondern seine genügende Versöhnung finden.

M. Enk.

Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert durch Adolph Schmidl. Erster Band in drei Abtheilungen. Wien, Gerold 1835. X und 550 S. 8.

(Schluß.)

Schnitzwerke: Der eine Flügelaltar zeigt in der Mitte die heilige Barbara, von Nikolaus und Paulus umstanden, rund geschnitzt; die innern Flügel stellen die Geschichte der heiligen Katharina en Basrelief vor; vor dem Piedestal halten zwei Engel das Schweißtuch. Mittelstück und Piedestal haben einige gute Arabesken. Der Altar ist aus Kuffern (Chuosarn), und bis auf die fehlende Außenseite der Flügel gut erhalten; am Fuße die Jahrzahl 1520. — Der andere zeigt in der Mitte den heil. Michael, der eine Schale wiegt; zu beiden Seiten St. Helena und Leopold auf zierlichen Säulchen; über ihnen nette Arabesken. Die Flügel zeigen von Innen die Geschichte der Kreuzerfindung (gemalt); von Außen oben Maria Verkündigung, unten St. Nikolaus und Bruno. Am Untersatze befinden sich ebenfalls zwei kleine breite Flügel. Sie enthalten von Innen St. Helena, Coloman, Elisabeth und Leopold. Außen St. Ottilie, Christus, Maria, ein (mir unbekannter) Heiliger, und schließen ein Schnitzwerk: Maria von den Aposteln umgeben, ein. 49. Ein altdeutsches schönes Schnitzwerk, wahrscheinlich Maria Lichtmeß vorstellend, etwa 4 Fuß im Quadrat. — S. 451. Unter den, die Eingangshalle der Göttweiherkirche schmückenden Grabmalen hätte wohl jenes des Abtes Bartholomäus Schönleb (gest. 1541), ein Meisterwerk der Bildnerei, angeführt werden sollen. — S. 454. Der Herr Verfasser hat ganz Recht, wenn er das hohe Alter der Göttweiher-Krypte bezweifelt, aber es heißt das Kind mit dem Bade verschütten, wenn er sie deßhalb gleich bis zum 15ten Jahrhundert degradirt. Sie ist höchst wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des vierzehnten. — S. 459. Zu den interessantesten Kunstdenkmalen in Göttweih gehören noch ein Holz-Basrelief, etwa 1 Fuß hoch und 8 Fuß breit, Christus von allen Heiligen umgeben; byzantinische Arbeit. Zwei kniende Engel von Marmor, aus dem 15ten Jahrhundert von großer Vortrefflichkeit. — S. 481. Daß Krems der Geburtsort des in der Josephinischen Epoche glänzenden Baron Retzer's, des gelehrten Numismatikers Abbé Neumann und des jetzigen Direktors des k. k. Antiken-Kabinets, v. Steinbüchl sey, hätte nicht übergangen werden sollen. — S. 484. Die Inschrift des Bildes, schon an und für sich mysteriös und interessant, wird durch des Verfassers Lesefehler noch mysteriöser — aber nicht interessanter; statt mailant lies mailandt, statt hange lies hangē (d. i. hangen), statt dem lies dem̃, statt morgen lies morgē; statt bart lies vart. Sehr interessant wäre Aufhellung über diese Schrift. Das altdeutsche Bild am Nonnenchor, und sechs kleine, sehr sehenswerthe byzantinische Bilder, die Holzfütterung des alten Sanctuars bildend, sind dem Herrn Verf. entgangen. Auch ist die Vorstellung des ersten Schlußsteines über der Abseite links »ein Greis, aus dessen Ohren zwei Schwerter gehen;«

falsch angegeben; es ist Maria, von den Schwertern des Schmerzes durchbohrt. Auch das Kirchlein am Gottesacker hat ein Schnitzwerk aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. — S. 496. In einem Zimmer des Schlosses zu Gobelsburg ein ungemein zartes, schönes Bild: die Dornenkrönung Christi, von Johannes Malbodius. — S. 499. Im Rathhaus zu Gars wird aufbewahrt: Eine zierliche, vergoldete Hellebarte; ein schönes Schwert; sechs sehr gut erhaltene, noch dann und wann gebrauchte Haken mit ihrer Munition; die alte Stadtfahne; einige interessante Urkunden; ein Typar mit der Jahrzahl 1410, das mir aber etwas verdächtig vorkommt. In dem, dem Rathhaus gegenüber liegenden Hause unter dem Thore ein altes Steinbild. — S. 499. Das älteste Grabmal der Bergkirche zu Gars dürfte jenes eines Herrn v. Stattek von 1394 seyn (im ersten Bogen vom Presbyterium am Boden). Unweit davon: Dominus Sigort de Gors, arcium professor, aus dem 15ten Jahrhundert mit schönen Verzierungen. — Anna v. Sinzendorf starb nicht ein und siebenzigjährig im Kindbette, sondern nur im Jahre 1571. — Da der Herr Verf. bei Laach mit Recht viel Rühmens von den hölzernen Gedächtnißtafeln der Kuefsteine macht, so hätte er hier der, jenen gar nicht nachstehenden vier runden Schilde der Lamberge erwähnen sollen. — Das Sanktuar ist sehr alt. — Das Schnitzwerk, dessen der Verfasser erwähnt, befindet sich nicht in der Kapelle, sondern rechts im Schiff; ein Aehnliches neben dem Taufsteine. — S. 500. Die Garser-Rotunde weist in ihrem Innern bestimmte Umrisse byzantinischer Heiligen. — S. 501. Der Herr Verf. sagt sehr flüchtig: »die Ruine Gars sey nicht durch Alterthum merkwürdig — viele Gemächer seyen noch zugänglich — der Thurm sey achteckig, und damit in Verbindung dieser neue Bau.« — Zur Berichtigung des Angeführten erlaube ich mir Folgendes mitzutheilen: »Ueber eine durch Mauern und Schießscharten geschützte Stiege rechts von der Kirche, gelangt man in den Hof. Die Burg bildet hier ein Viereck. Rechts der neuere Rottal'sche Anbau, links Zerstörung, im Gesichte der große sechseckige Eingangsthurm. In der Mitte dieses großen Raumes auf einer Erhöhung das Hochschloß, der älteste Theil des Ganzen. Ich ging über den Hof dem Thurme zu, in dessen Thore noch die Aufzugsrollen, und im Graben die steinernen Brückenpfeiler sichtbar sind. Der Thurm, ganz aus Quadern, ist hohl, und auf jedem Falle weit älter als das Wappen und die Chiffre Leopolds von Rottal von 1709. Hierauf besah ich den Rottal'schen Bau (rechts), dessen unübersehbare Reihe von Gemächern und Prunksälen jetzt nur einen dach- und deckenlosen Raum bilden. Im alten Hochschlosse sind in den Tuffsteingewölben des Souterrains noch die steinernen Blöcke mit den Ringen, woran die Ketten unglücklicher Gefangener festgemacht wurden; noch sieht man die Oeffnung, wo ihnen die kärgliche Nahrung hereingebracht worden. In der Nähe erkennt man in wenigen Ueberresten die Stelle der Kapelle.

S. 505. Daß die Rosenburger Kapelle nicht von Grabner 1587 erbaut, sondern von ihm renovirt worden ist, muß Jedem — und hätte er nichts weiter über altdeutsche Bauart als Büschings kleine Schrift gelesen — auf den ersten Blick einleuchten. — S. 506 trifft man auf einen sonderbaren Widerspruch. Hier wird die Säule mit der sehr interessanten Inschrift eine Pestsäule genannt, und drei Seiten darauf soll sie in Verbindung mit den Gestochenen des alten Liedes stehen. Letzteres scheint mir sehr wahrscheinlich (Scheiger machte zuerst darauf aufmerksam), und ich hoffe darüber bald Einiges den Kennern der Geschichte vorlegen zu können. Das Lied ist übrigens nicht nur im Knaben Wunderhorn abgedruckt, sondern zuerst in Eschenburgs Denkmalen S. 447; dann in Gruter's Bragur S. 205, in Reil's Waldviertel, Hormayr's Taschenbuch von 1831, wo sich auch eine vortreffliche Monographie der Rosenburg befindet. — S. 512. (Meißau.) Die Sammlung der Gemälde ist keineswegs gar so unbedeutend. Die lebensgroßen Ebenbilder der Traune des 17ten und 18ten Jahrhunderts zu Pferde sind tüchtig, und einige Bataillenstücke, die Ebenbilder zweier Lichtensteine aus dem 16ten Jahrhunderte, würden jede Gallerie schmücken. Ganz unerwähnt blieb die alte interessante Schloßapotheke. Das Archiv ist nicht reich; es enthält etwa 90 Dokumente und 6 alte Urbare. Die wichtigsten Namen, die in diesen Pergamenten vorkommen, sind: Cholo v. Seldenhofen und Jörg v. Wolkersdorf 1384. Hans und Katharina v. Wolkersdorf 1410. Christoph v. Wolfstein 1433. Ulrich, Erzbischof von Passau 1460. Kaiser Friedrich IV. und Albrecht v. Wolfstein 1490. Maximilian I. und die Gebrüder Sigmund und Heinrich Prueschenk 1494. Sigmund v. Polheim 1497. Caspar v. Wolkersdorf 1504. Hans Strein zu Schwarzenau 1507. Wolfgang Pfalzgraf am Rhein, Herzog von Baiern, und Leonh. v. Seyboldsdorf 1509. Barbara von Hohenberg 1513. Ernst Philipp Pfalzgraf am Rhein, Herzog von Baiern, und Wilhelm v. Traun 1519. Georg v. Roggendorf, Hartm. v. Lichtenstein und Sebastian v. Traun 1523. Hans v. Saurau's Witwe 1526. Johann v. Schaumburg, Veit v. Zelking, Erasmus v. Starhemberg, Erasmus v. Seissenecd zu Rotteneck und Sebast. v. Traun 1536. Adam v. Traun 1539. Ferdinand I. und Christoph Jörger v. Tollet 1551. M. Bek von Leopoldsdorf und Erasmus v. Windischgrätz 1551. Richardis v. Lamberg, Tochter Wolfs v. Wolkersdorf 1552. Wolfg. Bischof v. Passau 1543. Gerhard Lamberg zu Schauenstein 1545. Carl v. Heidau 1549. Gundaker v. Starhemberg und Sigmund v. Traun 1580. Rudolph II. und Carl v. Scherffenberg 1589. Leopold, Erzherzog von Oesterreich, Bischof v. Passau, 1600. Otto Heinrich v. Sinzendorf 1633. Otto Max v. Traun 1636. Richter und Rath der Stadt Enns 1615. Georg Achaz v. Losenstein 1619. Ernst Rüdiger von Starhemberg 1688. Adam Carl Graf v. Hoyos 1694. Johann Leopold Graf v. Kuefstein 1721.

G. Melly.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

101. Sonnabend, den 19. Dezember **1835.**

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolph Wienbarg. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835. VIII und 260 S. 8.

Nach der, den modernsten Schriftstellern wie Lesern behaglichsten, und in der That unsern Bedürfnissen gemäßen Manier, wird hier ein Allerlei von Aufsätzen, durch kein äußeres Band verknüpft, durch innere Einheit allerdings verwandt, aufgetischt. Die Zeichen des Thierkreises müssen, wie Herodots Musen, nicht ohne passenden, oft humoristischen Bezug, die Titel liefern. Will ich nun redlich verfahren, und des Verfassers Freunden keinen Grund geben, mich der Flüchtigkeit anzuklagen, so muß ich wohl jedes einzelne Zeichen mit Aufmerksamkeit, wenn gleich mit der Kürze, die einem leichten Bändchen angemessen ist, betrachten.

Die Vorrede hat, bei warmem, kräftig schönem Wortstrome, etwas Ausreyserisches. Dem Jünglinge, wenn er sich der Welt und seiner zum ersten Mal lebendig bewußt wird, kommt es immer vor, als entfalte sich mit ihm erst auch die ganze Welt. Verbinden sich nun in dieser glücklichen Periode gleichfühlende Herzen mit dem seinen, so scheint ihm eine neue Aera aufzugehen, deren Apostel er und seine Freunde sind. Diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten erlebt, und zu allen Zeiten wird man sie erleben. Wer aber einen Blick in die Zeiten thut, lächelt über das stete Verkünden des neuen Tages und Verdammen der alten Nacht: da es doch immer und überall Tag ist in den hellen Geistern und reinen Herzen, — immer und überall Nacht, wo Vorurtheil und Bosheit herrschen. Daß es aber allgemein unterm Monde tage, ist nicht das Werk einer Institution, eines Aufrufs, eines guten Schriftstellers, also auch nicht Herrn Wienbargs, sondern das stille Werk der Aeonen, die den geheimnißvollen Händen des Ewigen entfließen. Dieses nun, was ich da sage, so gut wie das, was Herr W. sagt, haben unsere großen Schriftsteller, unser Lessing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, alles auch schon gesagt, — reifer, schöner, vernünftiger als [illegible]r; und gewiß! wir könnten uns manches Wort ersparen, [illegible]n wir jene fleißiger läsen, statt uns an ihre Stelle setzen [illegible]wollen. Ich habe mich hierbei etwas aufgehalten; die Vorrede gibt doch den Text an, wozu das andere die Noten sind, und so darf ich mich später nicht wiederhohlen.

Der Widder gibt, nach einer sehr hübschen, wahren Einleitung, wie man den Pindar übersetzen müsse, — die sich alle Anhänger der wortelnden Schule gesagt seyn lassen mögen! — ein Beispiel, wie man ihn nicht übersetzen müsse. Des Verfassers Gedicht ist an und für sich gut, mit einer gewissen Virtuosität der Einfachheit, im Geiste von Schiller's Virgil gearbeitet; wer nun je den wahren Pindar gekostet hat, braucht weiter keine Kritik.

Der Stier bringt eine simple Geschichte tiefen Gehaltes. Es wäre Lästerung, wenn man an das Gefühl tasten wollte, das ihr zu Grunde liegt. Nur führt es den Verfasser zu weit. Er möchte, daß Jeder, wie sein Karl, seinen Besitz »bis auf den letzten Thaler in den Wasserfall werfe (S. 70).« Dann aber sind wir, wo wir waren, ehe die Blutherrschaft Mammons begann, — und die Wege der Vorsehung, die uns durch dieses das Mittel wider ihn selbst in die Hände gab — waren vergebens. Wir wollen also statt: »werfet hin und beginnt von neuem!« lieber sagen: »besitzet und verwendet!« Dann wird der Besitz dem Edlen kein Nachtgespenst mehr seyn, sondern belebender Genuß.

Die Zwillinge müssen als Symbol des Doppelgestirns Liebe und Haß, Lust und Qual, Wollust und Grausamkeit, Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, des Einen großen Gegensatzes, der die ganze Welt der Erscheinungen bedingt, — einer Reihe von — ich weiß nicht, soll ich sagen »Betrachtungen« oder »dithyrambischen Rhapsodien« — leuchten, deren hinreissende Darstellung den Leser, wenn er am Ende ist, dem losgelassenen Strome seiner eigenen Gedanken überliefert. Es ist ein Zug aus jenem Abgrund, in den jeder Denker einmal geschaut hat; Viele wenden sich hastig ab, dem heitern Tag des Genusses zu, — Viele kriechen gelähmt in den Winkel der Frömmelei, — Viele starren dumpf, wie der bezauberte Vogel, in den Rachen der Klapperschlange, bis sie verschlungen sind, — der Verf. hat den Anblick ausgehalten, ja aus dem Wasser des Todes den Becher des Lebens mit Kraft gefüllt.

Der Krebs unserer Zeit: das Unvermögen, zu glauben

Digitized by Google

und zu handeln, veranlaßt ihn zu redlichen Ergießungen und zu einer Schilderung Schleiermachers, die zu beurtheilen ich außer Stande bin. Recht ist's, daß uns am Schlusse der Krebs als Lenz kündendes Himmelszeichen vorgeführt wird, damit wir nicht in der Verzweiflung der Unheilbarkeit die Hände sinken lassen.

Der Löwe schließt sich dem Insekte herablassend an; indem er jenes Allgemeine auf Deutschland und Politik klarer bezieht.

Die Jungfrau ist ein poetisches Votivbild, welches nur die Pietät recht würdigen könnte, wie die Pietät es schuf.

Der Skorpion legt ein allzugroßes Gewicht auf Heine's Lieder. Diese kecken, liederlichen Kinder einer unbekümmerten Eigennatur nehmen sich auf dem historischen Kothurn, den ihnen der Verfasser unterschnallt, mit den Philosophenmänteln, die er ihnen umgibt, komisch genug aus. Doch fließt sein Wort aus reiner Quelle, führt Goldsand, befruchtet manchen dürren Acker, — und straft ihn schließlich mit Selbst-Ironie, wenn er sagt: »daß jene Lieder nicht besser sind, als wir sie verdienen (S. 167);« und wenn er die Zeit preist, »die glückliche, in der sie ihren geheimen Reitz werden verloren haben.«

Die Wage ist ein guter symbolischer Spaß. Und wenn nur noch stets etwas so Unschuldiges, und ohne Zweifel Aergerliches, als ein ungehorsamer, verbildeter Backenbart, in die eine Schale der ewigen Wage gelegt würde! aber der schmutzige Egoismus, die blinde Leidenschaft schweren sie tiefer hinab; da haben die Doktoren, wie der in dieser Geschichte, ein leichteres Spiel.

Der Schütz übernimmt den Schutz der Frauen gegen ihre Unterdrücker. Ob er überall den Nagel auf den Kopf getroffen, mögen die geistreichsten und ehelichsten Clientinnen selbst entscheiden. Sie allein haben die echten Dokumente. — Das alte Mährchen, daß sich Napoleon vor der Frau v. Staël gefürchtet, kommt hier wieder vor, und Herr W. glaubt es.

Der Steinbock ist ein Gedicht an die in Hamburg versammelten Naturforscher, das früher die Censur gestrichen. Verloren hätten wir nicht viel daran. Es läuft nun so mit der zahmern Herde darein.

Der Wassermann bringt ein skizzirtes Seestück, und eine Schiffermoral, aus der ich nicht klug werde.

Die Fische versichern gleich in den ersten Zeilen, daß der Verf. im Wassermann zeigen wollte, wie er einen Roman schriebe. Man darf aber wohl, nach den sonst geäußerten Kräften des Verfassers, hoffen, daß ihm ein Roman besser gelänge, als diese Probe. Noch weniger gelungen ist ihm hier die Kritik Walter Scott's und dessen, was er historischen Roman nennt. Es ist hier der Ort nicht, in dieß Kapitel sich breit einzulassen, — aber die Ehrenrettung eines großen Mannes vor dem Angriffe eines geistvollen Gegners ist überall am Orte. Herr W. hat W. Scott zu einer Zeit gelesen, wo er ihn nicht begriff (S. 246); seitdem hat er sich nicht die Mühe genommen, seine Vorstellung zu berichtigen, und so ficht er gegen einen Schatten. Was ihm an jenem Dichter allein verdienstlich scheint, »das Rüst- und Rumpelzeug aus Abbotsford« — gerade das ist nicht Scott; es ist die Schachtel, in der er seine Pillen verkauft; das, was sich Herr W. in der Vorrede lobt: die große Komposition, — und das, was er so wahr und schön vom künftigen Dichter zu fordern weiß: das »vom und zum Leben« — das hat W. Scott, — und wer wie er? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! eine tiefe Einwirkung muß tiefe Gründe haben; — oder soll die »Reaction gegen die lebendige Gegenwart« solche Wunder wider sich selbst wirken? Das wird man uns noch weniger glauben machen wollen. Was irgend den Menschen klar macht über sein Verhältniß zu sich und zur Gegenwart, das wirkt für und nicht wider die Zeit; und thun dieß die Werke Scott's nicht? Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer zu Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, in welchen er dieß Ankleidezimmer am meisten vergaß, die besten, die gehaltvollsten? es muß also sein Werth tiefer liegen. Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben! — So viel zur Ehrenrettung der besten Romane unserer Zeit. Was der Verfasser weiter über die Unmöglichkeit des historischen Romans sagt, beweist, daß er Salvandy nicht kennt. Denn hier ist, was er verlangt. Besser würdigt er den trefflichen Bulwer und die Franzosen; aber was soll man zu dem Wunsche sagen, »daß Goethe und Jean Paul Milchbrüder möchten gewesen seyn (S. 254)?« »Dann besäße — meint Herr W. — »Deutschland einen Titan, der meisterhaft, und einen Meister, der titanisch wäre.« Nicht doch! dieß Wortspiel soll uns nicht irre machen; Titan's Nebelschein von Größe würde am Lichte Meister's zerronnen, oder dieses durch jenen getrübt worden seyn. Ehre also, dem Ehre gebührt! — Nun wirft er die Frage auf: »warum hat Jean Paul gar keinen, Goethe nur so wenige, Scott so ungeheuer viele Nachahmer gefunden?« — und antwortet: »weil Scott so leicht nachzuahmen war.« Allein diese Leichtigkeit betrifft wieder nur die Schächtelchen, — die Pillen hat der Verf. nicht gekostet, und Niemand wird sie so leicht nachcomponiren. Daß Jean Paul keinen Nachahmer gefunden, ist bekanntlich nicht wahr; wenn Goethe wenigere fand, so kommt's daher, weil an ihm am wenigsten Manier ist; und diese ist Affenköder. — Was der Verf. nun am Schlusse den künftigen Romandichtern vorpredigt, kann nicht wahrer, schöner, eindringlicher gesagt werden, und man kann nichts hinzufügen, als: Amen! — Ich

Digitized by Google

habe mich bei diesem Abschnitte aufgehalten, weil es Ehrenrettungen galt, deren unsere, aller Autorität höhnende Zeit so sehr bedarf; und weil es sich um Literaturgeschichte handelte, die der Zweck dieses Blattes ist.

Hiermit sey dem Verfasser für jedes warme Wort aus reiner Brust gedankt, und schließlich bemerkt:

Ein Bischen Uebermuth wird den Verständigen nie verletzen, wenn er aus übervollem Herzen quillt; nur der Neid wird an ihm ein Aergerniß nehmen. War doch Uebermuth von jeher das schöne Vorrecht des Glückes und der Jugend! Auch das wollen wir der letztern nicht verdenken, daß sie den Bau von vorne beginnt, als seyen die Meister nicht gewesen; hat doch jede Zeit als den Anfang und das Ende der Bildung sich betrachtet! Die Arbeiten der Väter sind nicht umsonst, wenn sie den Söhnen die ihrigen erleichtern; mag man sie immerhin vergessen, nur roh zertrümmern soll man sie nicht. Der Weltgeschichte, oder vielmehr dem heiligen Willen, der in ihr offenbar wird, liegt nichts an Namen und Ruhm — alles an der Wirkung. — Was die Darstellung betrifft, so mögen sich die neuesten Schriftsteller einer gewissen Einfachheit befleißigen; wir bekommen sonst, trotz unsern Fortschritten, wieder eine Manier, wie sie das schwülstige Mittelalter, der hochtrabende Orient gehabt. Also: Kraft, je mehr desto besser; aber nur Klarheit dabei!

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Geschichte von Oestreich. Von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

(Fortsetzung.)

Die Nachrichten der Zeit bezeugen einstimmig das Elend, welches mit Kaiser Friedrichs Tod allenthalben hereinbrach. Um Neapel, Sizilien und Toskana zu retten, mußte Konrad Deutschland verlassen; indessen hatte hier das System der Gegenkönige freien Spielraum. Gährung und Zerworfenheit überall, da stirbt, eben dem Uebel zu steuern im Begriffe heimzukehren, Konrad (1256), und eine neue Wendung der Dinge ringt sich in Deutschland empor. Die Nominalkönige und das Zwischenreich begünstigen ihre Ausbildung. Für die Hohenstaufen war alle Hoffnung geschwunden, und wenn auch einige Freunde des Hauses, und darunter urkundlich Rudolph von Habsburg, ihre Blicke nach dem fernen Konradin wendeten, konnten sie doch nicht übersehen, was zu Hause vorging. Hier schwand aber allmählig mit dem Untergange der Hohenstaufen die schroffe Stellung zwischen Gibellinen und Welfen; beide Parteien näherten sich, und wenn auch die Grundidee noch bei manchen Ereignissen Freunde und Verbündete machte, so war es doch jetzt nur das Ringen nach Unabhängigkeit, nach Selbstständigkeit, was die Zeit bewegte. Wo nicht Losreissung vom Reiche, dort war Aneignung seiner Rechte das Losungswort einzelner Edlen und Städte geworden, und keine Zeit zur Realisirung günstiger, als die vom Jahre 1250 bis zu Rudolph's Wahl 1273 [1]. Diese Erscheinung, so unabweisbar wichtig sie wird zur Beurtheilung Rudolph's, des deutschen Kaisers, in den italienischen Angelegenheiten, darf schon bei der Versöhnung mit seinen Verwandten, und in dem nächstfolgenden Benehmen nicht übersehen werden. Wenn daher mit Rudolph, vom Jahre 1256 an, eine Veränderung vorgegangen zu seyn scheint, aber auch nur scheint, findet diese in den angedeuteten Umständen wohl einen viel natürlicheren Grund, als in dem, noch immer fraglichen Kreuzzuge nach Preußen. Wirklich treffen wir bald nach Konrad's Tod Rudolph im Verkehre mit seinen Anverwandten (zuerst 5. December 1256, Urkunde bei Herrgott), und im Laufe der nächsten Jahre treten sogar freundschaftliche Verhältnisse hervor (urkundlich 1259). Unsere Ansicht, wie durch den Untergang der Hohenstaufen die Annäherung erleichtert, durch die Bewegung der Zeit aber gefordert worden, können wir hier nicht hinlänglich verfolgen; wir bemerken nur noch, daß zu gleicher Zeit Savoyens Herzog seine Macht im Wadtlande immer mehr befestigte und ausbreitete, und Hartmann von Kyburg der Jüngere, nun auch aus der zweiten Ehe keine weiteren Erben mehr zu erhalten schien. Faktisch ist es, daß Letzterer und Rudolph in dem 1260

---

[1] Aus vielen nur einige Beweisstellen: »Post mortem Imperatoris Friderici, Imperii res, quas quilibet Dominorum poterat, confiscavit.« (Chronic. Colm. p. 38.) »In diebus illis pax non erat ingredienti et egredienti, quia Rex non erat, et unus quisque, quod sibi rectum videbatur, faciebat. (Anonymus Leobiensis bei Pez Scriptor. rer. Austr. Tom. I. p. 834.) »Nach Kaiser Friedrichs Tod wurden Chaiser die Rechten, wann es stund lang an Kunig und Chaiser, vnd nyemand versünet die mißhellinge zwischen den Fürsten, und des Reichs stet und gut zoch yeder vnder sich nach seinen Geluste.« (Hagen, ebenda, S. 1071.) Der ausführliche Horneck in seiner Reimchronik (bei Pez, 3. Bd. S. 16):

Dew Recht wurden Hayser
Do es so lang an Kayser
Vnd an Chunig stuend,
Wan nyemant nicht versuent,
Vnd auch mit Gerichte
Nyemant nicht verslichte
Zwischen den Fursten
Die begunng sere dursten
Nach des Reichs Gut,
In wart des wol zu mut
Hie ze teutschen Landen,
Das sy sich underwanden
Swas das Reich het-
Purg und solcher Stet, u. s. w.

Digitized by Google

entstandenen Streite zwischen dem Bischof Walther und den Bürgern von Straßburg vereint auf der Seite des Bischofs standen — ob in der Hoffnung, dieser werde die Schenkungsurkunde von 1244 freiwillig zurückgeben, ist nicht erwiesen, doch immer höchst wahrscheinlich. Die Unterhandlungen haben sich jedenfalls zerschlagen, denn während des Waffenstillstandes trugen die Bürger Rudolph die Kriegshauptmannschaft an, und er übernahm sie urkundlich im Februar 1261. Die Folgen dieser Verbindung waren nach allen Seiten hin für den Bischof wahrhaft drängend und gefährlich; allein, daß ihn Rudolph, wie der Herr Verf. S. 35 erzählt, in offener Schlacht schlug, ist unrichtig. Die einzige offene Schlacht während des ganzen langen Streites fiel bei Husbergen vor, und Königshoven, welcher den Sieg der Bürger sehr genau beschreibt, sagt ausdrücklich; »Man sol wissen, das in dem strite nieman was denne die burgere und nit ire helfere one alleine der von Ochsenstein und der von Girbarden, wan die groven und die soldener worent vor eneweg gevaren [1].« Der Kampf Rudolph's bestand in verheerenden Zügen, in kühner Wegnahme von Städten und Burgen; und auch dieses nur kurze Zeit und mit Unterbrechungen, denn ihn riefen wichtigere Dinge nach Hause. Die genannten Streitigkeiten aber, ungeachtet der Bischof im Anfange des Jahres 1263 starb, endeten erst 1266. Allein der neue Bischof von Straßburg verstand sich zur Zurückgabe des Vergabungsbriefes; Hartmann der jüngere von Kyburg starb am 3. September 1263, und Hartmann der ältere während der nächsten zwei Monate — Gründe genug für Rudolph, auf seine eigenen Angelegenheiten zu denken. Rasche That war nöthig, und wirklich, ehe sich's die Edlen der Umgegend, welche auf einzelne Güter der Kyburge lauerten, versahen, hatte sich Rudolph in deren Besitz gesetzt. Dieß der Grundstoff zu den folgenden Fehden; der Zunder fehlte nicht. Der Herr Verf., welcher sie von S. 36 an erzählt, übersah ersteren ganz, und erkannte letzteren nur theilweise. Die philosophische Auffassung der Geschichte, die klare, besonnene Entwicklung von Ursachen und Wirkungen, schließt die poetische keineswegs aus; ja wir möchten diese als nothwendig ansehen, aber sie hat ihre — Mysterien! Die Sage, die Anekdote u. s. w. sind von unläugbarem Werthe; das sichtbare Haschen nach ihnen verrückt den Standpunkt der Geschichte. Ueberdieß ist auch die Erzählung des Herrn Verf. über den Fortgang, das Ineinandergreifen und die einzelnen Folgen der Fehden verworren und lückenhaft. Sie dauerten beinahe ein Decennium; wir erfahren nicht, wie und wann aus dem Streite mit Lutold von Regensberg der Krieg zunächst gegen die Brüder von Tockenburg losbrach; nicht, daß im März 1267 fruchtlos der Bischof von Basel vermittelnd und versöhnend auftrat, und im folgenden Jahre zwischen diesem selbst und Rudolph ein noch viel heftigerer Kampf entstand. So von allen Seiten gedrängt (1268 und 1269), und nur glücklich, wo er persönlich zugegen, lief Rudolph nun noch Gefahr, auch vom Abte zu St. Gallen angegriffen zu werden. Sein unerschrockenes Hintreten vor den Abt wendete das Gewitter ab [1]; doch geschah dieses nicht, wie der Herr Verf. angibt, erst 1272 und nach dem Zwiste der Gesellschaft vom Stern und jener vom Psittich, sondern früher. Schon 1270 führte der Abt Berthold von St. Gallen allein 300 Ritter dem bedrängten Rudolph zu; ihr Streit ward Schiedsrichtern anheimgestellt, und laut Urkunde vom 16. Julius 1271 leistete hierauf dieser wirklich die Huldigung der fraglichen Lehen willen. Der Krieg gegen den Bischof von Basel dauerte fort, mehr jedoch in wechselseitigen Verheerungen bestehend als in Schlachten; indessen (1272) ward Rudolph zum Schirmvogt von St. Gallen erwählt, und so, von den Zürchern verstärkt, und auf dem Berge Binningen festen Fuß fassend, begann er Basel förmlich zu belagern (1273). Hier traf ihn die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen König.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1836. Herausgeg. von A. v. Chamisso und G. Schwab. Siebenter Jahrgang. Mit Anastasius Grün's Bildniß. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandl. 439 S.

Ein Musenalmanach, der die Gunst des Publikums sechs Jahre hindurch verdient und erhalten hat, bedarf im siebenten keiner andern Anzeige, als daß er auch für dieses Jahr wieder erschienen sey. Mehr als fünfzig Dichter haben hier gespendet: und dennoch ist des Unbedeutenden nur wenig, des Gediegenen und Erfreuenden viel gebothen. Neben den Beiträgen von Anastasius Grün, den Herausgebern, Nikolaus Lenau, den Bruchstücken aus einem Lehrgedicht von Rückert, und den humoristischen Liedern von Braunfels, wird jeder Leser, vorzüglich von dem Bruchstück aus dem Epos: »Der ewige Jude,« von Eduard v. Schenk, sich auf das wohlthuendste angesprochen finden, und der Erscheinung des Ganzen mit lebhaftem Verlangen entgegensehen.

M. Enk.

[1] Elsassische und Straßburgische Chronike — in Truck gegeben von Joh. Schiltern. 4. Straßburg 1698. S. 252. Uebrigens stimmen hierin alle uns bekannten Nachrichten überein.

[1] „Wir hattent ein Stoß,“ sprach Rudolph, „darumb bin ih herkomen. Was ir durs Recht han sont, dez ich üch gern lassen wil.« Kristan Küchimeister bei Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen. Vergl. den Verf. S. 38.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

102. Mittwoch, den 23. Dezember **1835.**

Geschichte von Oestreich. Von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung, wie es denn gekommen, daß gerade Rudolph, Graf von Habsburg, zum deutschen König gewählt worden, ist wohl zunächst die Aufgabe eines Historiographen der Habsburger oder der Deutschen. Wir werden daher, unsere Ansicht darüber zu entwickeln, bei einer entsprechenden Gelegenheit Anlaß nehmen. Als vorzüglichsten Beförderer den Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein, mit Recht hinstellend, setzt der Herr Verfasser ganz treffend hinzu: »Dankbarkeit, Rudolph's Werth, und daß er ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, echt gibellinisch gesinnt wie der Erzbischof, bestimmte Werner'n für Rudolph zu wirken.« Es ist wahrhaft zu bedauern, daß diese Ansicht, welche mehr oder minder Rudolph's ganzes Leben leitete, nicht überall zur Verständigung und Würdigung festgehalten worden ist, zumal sie, mit den Bewegungen der Zeit in Verbindung gesetzt, kräftig genug allen jenen entgegentritt, welche aus Rudolph, nach der Wahl, einen halben Welfen machen wollen. Rudolph's Benehmen in den italienischen Angelegenheiten spricht dafür, jedoch nur scheinbar; das tiefere Eingehen in die damaligen Verhältnisse Deutschlands gibt den wahren Standpunkt: Rudolph verstand, was Noth that, und darin besteht seine — wahre Größe! — Die Gegenwart in ihrer Zerrissenheit; Deutschland dem gänzlichen Verfalle nahe, und die Geschichte als ernste Mahnerin vor den Augen — verkannte er die eigentlichen Interessen des Reiches, wenn er dort, wo seine Vorgänger die besten Kräfte versplittert, und darüber zu Hause ein beinahe unheilbares Verderben eingebrochen, nachgiebig wohlgegründete Ansprüche fahren ließ, um desto sicherer jenem Ziele zustreben zu können, das ihm zunächst als deutschem König gestellt war? Wir könnten diese Ansicht jedenfalls weiter fortführen, und auch mit gewichtigen Stimmen der Zeit hinlänglich unterstützen; doch das hieße die Gränzen einer Recension verkennen, daher wir denn zu unserer Aufgabe zurückkehren.

Wenn der Herr Verf. sagt: »Der eine Grund war der, daß unter den mächtigen Fürsten nur Ottokar nach der Kaiserwürde strebte,« dürfen wir an den früheren Gegenkönig, Alphons von Kastilien erinnern, der sowohl durch seine eigene Gesandtschaft in Frankfurt vertreten, als auch durch eine andere von England unterstützt wurde. Wir kennen dessen spätere Einsprüche und weitläufigen Verhandlungen mit dem Papste, so wie auch urkundlich, daß Ottokar, wenigstens nach der Wahl, auf ihn hinwies. Durchaus müssen wir aber die Behauptung: die Gesandten Ottokar's seyen von der Wahl ausgeschlossen worden, »weil über sein Wahlrecht Zweifel bestanden (S. 41, nach Pfister),« als unhaltbar zurückweisen. Ohne auf weitere Beweise einzugehen, die auch zum Theile bei Schrötter nachgelesen werden können, halten wir uns an Ottokar's Brief, den er Anfangs November 1273 an Papst Gregor X. geschrieben, und worin er unter Anderm sagt: »unde cum *principes* alemannie, quibus potestas est Cesares eligendi, — — *concorditer* in quendam Comitem minus ydoneum, solemnibus *nostris nunciis* — *contradicentibus* et *reclamantibus*, evidenter vota sua direxerunt etc.[1]« Einstimmig also und durch die rechtmäßig Berufenen geschah die Wahl, und der Einspruch war nicht gegen diese, sondern gegen den Comitem minus ydoneum. Ganz natürlich, denn sobald die Gesandten nicht den entschiedenen Auftrag hatten, einem Andern ihre Stimme zu geben, sondern nur, was höchst wahrscheinlich, für ihren Herrn zu wirken bestimmt waren, konnte über das Wahlrecht Böhmens kein Zweifel bestehen. Vor Karl des Vierten goldener Bulle fand die Wahl eines deutschen Königs nach den kanonischen Gesetzen Statt; diese aber verbiethen, daß sich der Wähler selbst oder auch durch einen Prokurator wähle! — Eben so wenig können wir dem Herrn Verf. beipflichten, wenn er fortfährt: »die andern Fürsten alle übertrugen ihre Stimme auf den Rheinpfalzgrafen, und dieser sprach hierauf im Namen Aller für Rudolph von Habsburg.«

Pfister, nach welchem auch diese Behauptung ist,

[1] Dolliner, Codex epistolaris Ottocari II. 4. Viennae 1803. p. 16.

Digitized by Google

gibt ihr noch einen speciellen Nachdruck, indem er dem Erzbischof von Mainz »die besondere Form« wo nicht erfinden, doch für gut erachten läßt. Nun war aber der Gebrauch, daß die Wahlfürsten nach vollendeter Stimmenzählung u. s. w. einen aus ihrer Mitte ernannten, welcher in seinem und im Namen Aller die geschehene Wahl feierlich auszusprechen und zu verkünden hatte; eben so vor als nach 1273 in Anwendung, und in nichts anderem bestand das Geschäft des Pfalzgrafen Ludwig. Nach Pfister wäre Rudolph's Erwählung die Folge eines Compromisses, das indessen aus Quellen nachzuweisen offenbar zu viele Schwierigkeiten machen dürfte, daher auch, wie billig, unterblieben ist[1]. Das in der bekannten Urkunde Rudolph's vom Jahre 1275 statt commissum vorkommende compromissum hat vor vielen Jahren, obgleich die Urkunde selbst hinlängliche Widerlegung, Mehrere auf den Gedanken eines Compromisses gebracht — sie fanden aber schon durch Schrötter die gründlichste Zurechtweisung. Wir geben hier nur aus den vielen gleichzeitigen Berichten die betreffende Stelle des Anonym. Leob. bei Pez: »Principes — unanimes effecti consensum omnes in Rudolfum sine obsistentia aliqua transfuderunt. *Pronunciationis verbum super hoc in ore statuunt Palatini;* qui surgens inquit: In nomine S. et Individuae Trinitatis etc.« In der Angabe des Krönungstages weichen die meisten Schriftsteller von einander ab: der Herr Verf. setzt den 28. Oktober an; wir möchten uns für den 24. erklären. Meister Konrad, Sänger von Zürich, und Zeitgenosse, sagt ausdrücklich in den von Tschudi[2] mitgetheilten und Rudolph's Wahl betreffenden Versen:

Teque coronat ea Procerum collectio luce,
Quando dies Martis est post solennia *Lucae.*

Nach der kurzen Erwähnung, wie sich hierauf Rudolph dankbar gegen alle jene erwiesen, welche ihm zu der hohen Würde vorzugsweise verholfen hatten, geht der Herr Verf. sogleich auf die Erwerbung Oesterreichs über, weil es »das Wichtigste, was Rudolph gethan, und ein welthistorisches Ereigniß.« Diese Anordnung läßt sich immerhin vertheidigen, aber keineswegs die Art und Weise ihrer Ausführung. Handlungen, oder zumindest deren Motive, dem erwiesenen Thatbestande zuwider, anticipiren, ist doch etwas zu gewagt. Was der citirte Pfister zum Jahre 1281 folgerecht erzählt, muß noch nicht 1275 auch seine Anwendung haben. Doch zur Sache. Nach Mailáth gehörte zu Rudolph's ersten Geschäften, Oesterreich und die damit verbundenen Länder an sein Haus zu bringen: »Der Kaiser, der in allen seinen Handlungen auf die Hohenstaufen zurückging, und Alles, was zwischen dem Sturze der Hohenstaufen und seinem Regierungsantritte geschehen war, als nicht gesetzlich geschehen betrachtete, forderte nun Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und die windische Mark als erledigtes Reichsgut zurück. Vorgeladen kam Ottokar weder auf den Reichstag zu Nürnberg, noch auf jenen zu Würzburg; endlich zum dritten Male vorgefordert, erschienen auf dem Reichstage zu Augsburg (15. Mai 1275) seine Abgeordneten u. s. w.«

Rudolph lud auf die genannten drei Reichstage nicht nur Ottokar von Böhmen, sondern auch den Herzog Heinrich von Baiern vor, um ihm die gebührende Huldigung zu leisten und die Bestätigung der Reichslehen pflichtgemäß nachzusuchen. Dieß konnte er fordern, ohne eben das als nicht gesetzlich betrachten zu müssen, was während der Jahre des sogenannten Interregnums geschehen war. Anders gestaltete sich die Lage der Dinge im Verlaufe der Jahre; 1281 waren Umstände eingetreten, welche ein solches Gesetz wünschenswerth machten, und auch Gründe genug, die es ins Leben riefen. Daher müssen wir die angeführte Zusammenstellung so lange als unhaltbar zurückweisen, bis sie nicht durch genügende Beweisgründe unterstützt wird. Eben so wenig können wir dem Herrn Verf. beistimmen, wenn er ferner behauptet, Ottokar's Abgeordnete haben »wegen der Wahlstimme Böhmens bei der Kaiserwahl« Streit erhoben. Sie bekämpften, und dieß nur, um zu verdächtigen, die Stimme des Herzogs von Baiern, dem 1273, wie früher 1257 bei Richards Wahl, mitzustimmen zugestanden worden war, doch allein unter der Bedingung, daß seine und des Pfalzgrafen am Rhein Stimme nur eine ausmachen sollen. (S. hierüber Gewold's Abhandlung: De Septemviratu S. R. T. I. S. 174.) Für den Historiker Oesterreichs übrigens ist die Thatsache, daß auf dem Reichstage zu Augsburg österreichische und steyrische Edle erschienen, welche laute Klage wider Ottokar's Regierung führten, nach unserer Ansicht von besonderer Bedeutung, und daher die Nichterwähnung kaum — verzeihlich. — Es bleibt immer schwer zu bestimmen, in wie fern K. Rudolph mit der Absendung des Burggrafen Friedrich zu Ottokar nach Wien[1] (nicht nach Böhmen) den Gedanken gütlicher Ausgleichung verband (S. 43); wir wissen nur bestimmt, daß, als die Reichsacht ausgesprochen war, eine Bothschaft, welche des Reiches Lehen feierlichst zurückforderte, und den Beschluß des Fürstengerichtes dem Geächteten verkündete, weil gesetzmäßig, ganz in der Ordnung war. Nicht minder verräth es zu wenige Beachtung des deutschen Staatsrechtes, wenn man geradehin behauptet, daß der

[1] Herr Graf Mailáth verweist S. 41, in der Note, auf Pfister's Geschichte der Deutschen, Bd. III. S. 19 f. f., »wo die Wahl und die Gründe zu selber ausführlich (?) und nach den Quellen (??) erzählt werden.«

[2] Origo et genealogia Comitum de Habsburg. 8. Constantiae 1651. pag. 115.

[1] »Der Burggraf von Nurenberg fand zu Wienn Chunig Ottakarn von Behaim, und warb redlich die Bottschaft.« Hagen, ganz nach Hornick, bei Pez Script. rer. Austr. T. I.

Digitized by Google

Krieg unvermeidlich war, weil Ottokar den Burggrafen spottend abwies (S. 43). Noch ein ganzes Jahr stand es dem in die Acht erklärten, deutschen Reichsfürsten frei, sich zu stellen, zu vertheidigen, zu fügen: »quod si bannitus, in die Acht erkläret, intra annum venerit, seque purgaverit, auditur, und mag er sich aus der Acht wirken. — — Si vero bannitus, et taliter annotatus intra annum a die primae annotationis der Acht computandum non comparuerit, nec innocentiam suam purgaverit: secundam incurrit annotationem, welche man die Oberacht, vel Aberacht nennet. — — Und wird ihm also sein Leib, Ehr und Gut, Eigen und Lehen durch das ganz Reich vertheilet[1].« Nach Verlauf der gesetzlichen Frist sprach auch wirklich K. Rudolph in einer glänzenden Versammlung die Oberacht aus, und erst hierauf begann der Krieg. Die Rüstungen und Bündnisse, welche an und für sich in der Ordnung, beschleunigte Ottokar's rückhaltsloses Benehmen, insbesondere aber durch die absichtlichen Kränkungen des Erzbischofs von Salzburg. Unstreitig war ferner die Aussöhnung Rudolph's mit Heinrich, dem Baiernherzog, von größter Wichtigkeit; wenn indessen der Herr Verf. S. 44 sagt: »Rudolph's und Heinrich's Uebereinkunft beruhte auf folgenden Bedingungen: Herzog Heinrich verlobt seinen Sohn Otto mit Rudolph's Tochter Katharina; ihr verheißt dieser Oberösterreich als Brautschatz,« und in der Note 3 ausführt: »daß Rudolph von Herzog Heinrich kein Geld erhoben, hat Schrötter urkundlich gegen die Chroniken dargethan, österr. Gesch. Bd. III. S. 544—546,« müssen wir bemerken, wie Schrötter auf denselben Seiten noch viel urkundlicher dargethan, daß der Brautschatz nicht in Oberösterreich, sondern in einer Geldsumme bestanden.

Ohne uns über K. Rudolph's Zug nach Oesterreich in Erörterungen einlassen zu wollen, können wir doch die nach Hormayr gestellte Erzählung von der Wegnahme Klosterneuburgs nicht übergehen. Sie ist eine willkührliche Abweichung von den gleichzeitigen Nachrichten, und schon der größeren Unwahrscheinlichkeit wegen durchaus nicht zu rechtfertigen. Wir müssen indessen der Kürze willen auf das Chron. Colmar. verweisen, wo alle Umstände genau angegeben sind[2], und bemerken nur, daß der Hauptmann, welcher den Handstreich leitete, der Pfalzgraf Ludwig war, und die Wegnahme während der Belagerung Wien's geschah. K. Rudolph, im raschen Zuge Oesterreich wegnehmend, ging geradezu auf Wien los; Klosterneuburg, dessen doppelte Wichtigkeit die Böhmen nun wohl erkannten, widerstand mit Hartnäckigkeit, und Bruno, der Bischof von Olmütz, und Vertraute Ottokar's, hatte von dessen Lager aus die Besatzung verstärken, und die Vertheidigungsanstalten neu zu ordnen übernehmen müssen. Wir begreifen daher nicht, wie gleich hierauf der Herr Verf. (S. 45) sagen kann: »Wien hatte Ottokar der Huth zweier seiner Getreuesten anvertraut. Bruno, Bischof von Olmütz, und der Bürgermeister Paltram Watzo standen der Stadt vor.« Wo ist Bruno noch überall gewesen?

Wien widerstand ausharrend und kräftig; ob indessen die Erzählung des Herrn Verfassers richtig, daß sich dadurch, und weil auch Ottokar's Scharen am jenseitigen Ufer erschienen, Rudolph so bedrängt fühlte, mit den heftigsten Drohungen die Wiener in Schrecken jagen zu wollen u. s. w., vermögen wir nicht zu bestimmen; uns erscheint die Sache in einem andern Lichte. Die Wegnahme Klosterneuburg's, die täglich sich mehrenden Hülfstruppen, und der Ungarn Heer an der Gränze Oesterreichs, ließen Rudolph ruhig die Vorkehrungen zum Uebergange über die Donau treffen — und diese Stellung bewog Ottokar'n zur Unterhandlung. So berichten wenigstens die Zeitgenossen[1]. Die einzelnen Punkte des Vertrags, welchen die vier Schiedsrichter geschlossen, lassen jedenfalls (S. 46) mehr Correctheit und bestimmtere Bezeichnung zu wünschen übrig; die Ratifikation der beiden Fürsten erfolgte nicht am 25sten, dem Tage der feierlichen Huldigung und Belehnung, sondern ganz ordnungsmäßig erst am 26. November.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die philosophisch-philologische Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München stellt als Preisaufgabe: »Die Geschichte der griechischen Lyrik.« Durch die Untersuchungen der neueren Philologie, welche sowohl das Leben und die Werke der griechischen Lyriker, als auch die Metrik, Rhythmik, Musik und Chorentik der Griechen zum Gegenstande

[1] Lambacher S. 149. [2] Vergl. auch das Chron. Austral. ad a. 1276 bei Freher S. R. G. Tom. I. pag. 470 seq.

[1] Rudolphus — non formidans praerupta cacumina montium, non abhorrens intemperiem temporis hyemalis, nec defectus altis nivibus gelidae regionis, Viennensem, inter alias urbes nostrarum partium optimam, quam adhuc Rex Bohemiae sua tenuit potestate, copioso cinxit exercitu, navibus apparatu bellico mirifice ordinatis, quibus latum Danubii flumen transire disposuit, ut praedictum Regem Bohemiae velut profugum occuparet. (Brief des Erzbischofs von Salzburg an den Papst im Cod. Rudolph. Cenii L. II. epist. 29 pag. 411.) Cum autem Rex Boemiae terram praedictam defendere non posset; exercitus autem Regis Romanorum cottidie adcresceret per Styrenses et Karinthianos, ipse et Ladislaus Ungarorum (Rex) usque ad metas Austriae cum ingenti exercitu Comanorum et Ungarorum venisset, demum per abitros etc. (Chron. Austr. plen. bei Freher pag. 471.) S. auch Chron. Salisb. bei Pez T. I. pag. 375 n. A.

Digitized by Google

gehabt haben, ist eine eigentliche innere Geschichte der griechischen Lyrik vorbereitet worden. — Indem die Classe zu ihrer Ausführung auffordert, schließt sie von der Aufgabe die Geschichte der Elegie aus, außer in so fern ihr Ursprung mit den Anfängen der ionischen Lyrik zu vergleichen, oder diese durch jenen zu erläutern sind. — Auch wünscht man das eigentlich Literarhistorische, das Leben, die Schriften und die Folge der lyrischen Dichter Betreffende, so wie die äußeren Bedingungen des Gedeihens der Lyrik unter den griechischen Stämmen, mit kurzen Andeutungen des hierüber schon von Anderen Ausgemittelten, nur da ausführlich behandelt, wo es noch wenig beleuchtete Punkte oder Stoffe für die Geschichte der inneren Entwicklung der Lyrik darbiethet. Dagegen wird ausführliche Untersuchung über den Ursprung und die Ausbildung der lyrischen Gattungen mit möglichster Berücksichtigung der dieselben bedingenden Entfaltung der musikalischen und rhythmischen Systeme begehrt, so daß dabei vor Allem nach Stämmen geschieden und ausgemittelt wird, was der ionischen, durch Archilochus und seine Nachfolger gegründeten Lyrik, der äolischen in Lesbos, und der dorischen, in Kreta, dem Peloponnes und Sizilien entsprungenen, eigen ist. Ist so durch die Ausmittlung des einer jeder Gattung Zuständigen für die weiteren Theile der Untersuchung, und die Erklärung der späteren zusammengesetzten, rhythmisch-musikalischen Gebilde ein fester Grund gewonnen, so darf man erwarten, daß, nachdem in neuerer Zeit die Lyrik auf der dem att. Zeitalter unmittelbar vorhergehenden Stufe vorzüglich in den Gesängen des Pindarus rücksichtlich ihrer metrischen und musikalischen Natur, und des dadurch gebothenen Geistes der Darstellung, im Allgemeinen richtig erkannt worden ist, die weitere Erforschung der Strophen-Composition und Rhythmopoeie einerseits des Aeschylus, Sophokles und Euripides, andererseits des Aristophanes, dahin führen werde, daß durch sie eine ähnliche rhythmisch-musikalische Kenntniß der in den att. Dichtern eingewebten Gesänge und ihres Vortrags durch den Chor begründet, zugleich aber die Einsicht in die innere Fügung der umfassenden, aus mehreren großen Gliedern symmetrisch gebildeten Chorgesänge und des ganzen musikalisch-rhythmischen Systems der dramatischen Poesie der Griechen so weit gebracht werde, als es nach den vorliegenden Hülfsmitteln möglich ist. — Die concurrirenden Abhandlungen können deutsch oder lateinisch geschrieben seyn und werden unter den gewöhnlichen Bedingungen bis spätestens den 1. November 1836 an die k. Akademie der Wissenschaften in München eingeschickt. Die Bekanntmachung des Urtheils der Classe geschieht am 28. März 1837. Der Preis ist hundert Dukaten.

Jurende's Vaterländischer Pilger läßt auch für das Jahr 1836 alle Unternehmungen ähnlicher Art weit zurück. Das treffendste Wort darüber sagt der gewandte, verdienstvolle Herausgeber selbst in der Schlußbemerkung: »Unausgesetzt und mit ernstem Eifer bemüht, allen Erwartungen, zu denen im Verlaufe eines Vierteljahrhunderts dieses Jahrbuch berechtigt hat, in immer größerem Umfange zu entsprechen, geht das Streben des Pilgers vor Anderem dahin, im Einklange mit den Forderungen der Gegenwart alle interessanten und belehrenden Erscheinungen der Zeit in seinen Bereich zu ziehen, mit Sorgfalt die Bedürfnisse aller, und vorzüglich der arbeitenden Volksklassen wahrzunehmen, und aus dem großen, sich immer höher aufspeichernden Vorrathe der Welt- und Zeitereignisse das wahrhaft Nützliche und Bleibende, das praktisch Anwendbare hervorzuheben.«

Von der Gallerie deutscher Historiker, herausgegeben von Dr. Heinrich Döring, ist bei Webel in Zeitz das erste Bändchen erschienen, und enthält: Leben Joh. v. Müller's. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt (478 S. 12.). Wir haben das Opus gelesen, und unsere Ansicht über den Verfasser, daß er ein gewandter, bereitwilliger Bücherfabrikant, von Neuem bestätigt gefunden. Zu dieser Ansicht hat uns aber vorzugsweise dessen Buch: »Rußlands Helden« (Leipzig, Hartknoch 1835, 8.) gebracht; obgleich wir auch in seinen früheren biographischen Zusammenstellungen (nach ihm Darstellungen) den schönen Beruf nicht verkennen konnten.

Ueber Schottky's Bilder aus der süddeutschen Alpenwelt (Innsbruck, Wagner 1834) hat neuerlich ein ausländisches Blatt treffend bemerkt: »Jedem Leser dieses Büchelchens wird es zu Muth werden, wie einem des Bergsteigens Ungewohnten, mit schwerem Ranzen Bepackten, er wird unter der Last keuchen, es durchzulesen. Herrn S. mangelt es an Phantasie wie an Erhebung; er will seiner Schwerfälligkeit im Malen von Naturscenen durch Andere nachhelfen lassen, und pfropft deßhalb seine Schilderungen voll Excerpte aus fremden Schriftstellern, bis ein schleppendes Quodlibet zu Stande kommt. — So leicht ist es nicht, wie man denkt, erhabene Alpenscenen zu schildern!«

Die Zahl der Zeitschriften wird im J. 1836 durch eine in niederdeutscher Sprache vermehrt werden. Das »Proovblad« ist so eben erschienen. Der Titel der neuen Ephemeride ist: Immen-Honnig in Nedderdüütschen Blädern, nuthagen un inbragen van Magister Jürgen Niklaas Bärmann. Sie wird bei Schmidt und v. Cossel in Wismar erscheinen, zweimal wöchentlich, jede Nummer von einem halben Bogen gr. 4.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

103. Sonnabend, den 26. Dezember **1835.**

Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. v. Bohlen, Professor der orientalischen Sprache zu Königsberg. Hamburg, bei Campe. 1835. VI und 186 S. 8.

»Ich konnte bei einer kritischen Bearbeitung des Textes den Wunsch nicht unterdrücken, die Sammlung zu nationalisiren.« Das ist die Intention, die der rühmlich bekannte Verfasser in der Vorrede ausspricht, und nach der er beurtheilt zu seyn wünscht. Es wäre daher vor allem das Geschäft der Kritik, zu untersuchen und darzustellen, auf welche Weise er sich zu genügen suchte. Allein auch das erspart er uns, indem er sein Verfahren selbst beschreibt: »Die fremdartigen und sehr abwechselnden Metra des Originals sind gegen deutsche Reimverse vertauscht, die Bilder zwar nicht verwischt, aber hier und da vereinfacht; die Gedanken aber sind auf jede Weise festgehalten, und haben nur im ersten Buche bei einigen ungezogenen Kindern eine manierlichere Wendung nehmen müssen; endlich sind die Ueberschriften der Dekaden getilgt, und dafür kurze Inschriften vor jeden einzelnen Spruch getreten, damit die Bilder gleichsam einen Rahmen erhalten möchten.« — Wir haben aus dem Sanskrit bisher viererlei deutsche Ueberlieferungsarten: Forster's und Wolff's mittelbare prosaische und poetische Paraphrase, Bopp's und Schlegel's treue Uebersetzung, Herder's und Rückert's — nach dem Sinne Bohlen's — Nationalisirung. Die erste dieser Methoden möchte dem literarischen Standpunkte der Deutschen nicht mehr angemessen seyn; die zweite den Forscher historisch-philosophischer Weltkenntniß vor allen übrigen befriedigen; mit beiden will B., und darf er nicht verglichen werden, — wohl aber mit den zwei letzteren, die mit ihm einerlei Absicht ausdrücken. Hier nun scheint er mir vor Rückert den Vorzug zu verdienen, in so fern es ihm, bei treuer Würdigung des Gehaltes, besser gelingt, durch edle Einfalt der Form das schöne Erzeugniß des südöstlichen Zone uns zu nähern; sein Hindu scheint deutsch, der Rückert's rückertisch geschrieben zu haben; jene »ungezogenen Kinder,« die er zähmt, hätte Rückert wohl noch wunderlicher springen gemacht, als sie's zu Hause thun. Anders verhält es sich mit Herder. Dieser erhabene Geist, dem selbst etwas Indisches innwohnte, und der zugleich mit königlicher Hand den Zepter des deutschen Wortes führte, wußte diese beiden, ohnehin verwandten Elemente in Eine herrliche Form zu gießen, der das Ehrfurcht gebiethende Siegel geistiger Majestät aufgeprägt ist. Bohlen scheint seine Herrschaft anzuerkennen, indem er (S. 82, 85, 96, 164) mehrere Herderische Uebersetzungen unter die seinen aufnimmt. Wenn schon, der Nationalisirung wegen, die Sanskrit-Metra europäischen weichen mußten, so scheinen auch die von Herder gewählten griechischen dem Genius des Ganges gemäßer als die kerndeutschen B's., wodurch er den Gedichten, gegen ihre Natur, theils etwas Liedartiges, theils etwas Pikant-epigrammatisches anzustreichen sucht. Die ruhige Einheit des Ganzen, die man mit Mühe herausfühlt, leidet dadurch, wie durch die, nicht immer einfach genug gewählten Titeln. Ziffern statt aller Ueberschrift würden die Uebergänge besser wahrnehmen, und weniger Pointe erwarten lassen.

Bhartriharis, über den man sich aus Bohlen's Bearbeitung des Originals (Berlin, Dümmler 1833) unterrichten kann, erscheint vor vielen seiner Landesgenossen praktisch, und mehr durch die Resultate des Lebens als des Vedantastudiums zum Philosophen geworden. So ist denn auch sein Buch als eine verhüllte Biographie zu betrachten. Es hat, außer den Zusätzen, drei Cyklen, jeden aus hundert Versen.

Das erste Hundert besingt, womit jedes Leben und jede Poesie, in Europa wie in Asien, beginnt, — die Liebe. Sie erscheint anfangs in ihrem lieblichsten Gewande, zart, leicht, heiter, Bajaderenhaft, die Blume des Genusses in der Hand. Wenn sie sich satt getändelt, und auch der flüchtigen Schmerzen zur Genüge hat, die unterm Spiele auftauchen, flüchtet sie an den Frieden des Heerdes und wird stille, glückliche Ehe. Allein auch hier gibt es schmerzliche Erfahrungen, die alle dahin zusammentreffen, daß nur Tugend die wahre Folie des Glückes sey. Der Dichter entschließt sich nun, der Pflicht zu leben, und weiht ihr das zweite Hundert seiner rhythmischen Gaben. Daß sich doch auch hier dem Guten, der so rein, so rechtlich will, eine Welt von Hindernissen widersetzt!

Leichter nimmst du eine Perle
Aus des Krokodiles Zähnen,

Digitized by Google

Schwimmest über Meereswogen,
Wo die finstern Schlünde gähnen;
Leichter wirst du ungefährdet
Schlangen um das Haupt dir binden,
Als die rohen Vorurtheile
Eines Narren überwinden. (S. 57.)

So geht es nun einmal in Indien! und der arme Bhartriharis, nachdem er sich ehrlich (von S. 101 bis 104) mit dem Schicksal herumgebissen, das wir alle zu verdauen oder daran zu ersticken haben, flüchtet endlich in die Ruhezelle der Büßung, von wo aus er sein drittes Hundert in das Getöse der Welt hinaussendet. Man wünscht freilich dem Entsagen, der höchsten, der religiösen Weisheit ein reineres Motiv als die Täuschung und das Gefühl der Ohnmacht, — allein, glücklich, wen das Labyrinth des Lebens noch auf diesem schmalen Seitenpfade entläßt! glücklich, wer, wie unser Indier, aus seiner Eremitage die liebe Welt mit Billigkeit beschaut, und sich zur Buße nicht eitlen Jammer, nicht marternde, unfruchtbare Betrachtung, sondern reines Handeln im Verborgenen auferlegt! wer, wie er, zu der höchsten Philosophie gelangt, die in den acht Versen enthalten ist:

Verehren wir die Geisterwelt;
Sie folget selber dem Geschick,
Und seine weise Fügung fällt
Allein auf gute That zurück.
Was hätten wir mit Jenen Theil,
Da wir der Thaten Lohn empfahn?
Drum sey dem guten Werke Heil,
Dem selbst das Schicksal unterthan. (S. 105.)

Man sieht, worin sich Bhartriharis von vielen Hindus unterscheidet. Und so wäre der Inhalt des Büchleins charakterisirt. Daß gar Manches mit unterläuft, was wir modernen, hochweisen Europäer »gewöhnlich« nennen, d. h. was wir oft genug sagen und selten genug thun, wird eben Niemanden befremden. So versuche denn Bhartriharis sein Glück, wo es Lessing und Herder umsonst versucht haben!

Das köstliche Velin und der Druck der Vieweg'schen Offizin dürfen nicht ungelobt bleiben. —

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Geschichte von Oestreich. Von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

(Fortsetzung.)

Bittern Groll im Innern, schied Ottokar aus dem kaiserlichen Lager vor Wien; Rudolphs erstes Geschäft war nun, die Rechte des deutschen Reiches in Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain sicher zu stellen, und Ordnung allenthalben einzuführen. Wir begreifen nicht, warum der Herr Verf. den chronologischen Verlauf der Dinge umstürzte, und die Ausschreibung einer außerordentlichen Steuer voraus hinstellte. Diese fällt ja in das Jahr 1277, und zwar erst, als die neuen Zwistigkeiten mit Ottokar durch den Vergleich vom 6. Mai beigelegt worden. Solche Versetzungen lassen die nächsten Motive nicht erkennen, und verrücken den Standpunkt der Prüfung und Würdigung. Wir wissen recht wohl, daß Pfister einen ähnlichen Gang beobachtet; allein Schrötter und insbesondere Kurz [1] haben urkundlich Besseres geleistet. Hier können wir auch nicht umhin, die so häufig vorkommende Störung zu rügen, welche die Jahreszahlen, am unrechten Platze angesetzt, veranlassen. So gehört S. 47 der 6. Mai 1277 nicht zur Unterredung, welche Ottokar mit Herzog Heinrich von Baiern an der böhmischen Gränze hatte, sondern zum neuen Vergleiche zwischen Ersterem und Rudolph; und der 12. November 1277 kann nur beim zweiten Vergleich, der in Prag geschlossen worden, als gültig erscheinen. Streng genommen darf überdieß dem Herrn Verfasser nicht beigestimmt werden, daß in diesem zuerst die Bestätigung der vorigen Traktate (S. 48) ausgesprochen worden; denn der erste Artikel sagt ausdrücklich nur, daß der den 6. Mai d. J. geschlossene Friedensvertrag in allen seinen Artikeln unverletzt gehalten werden soll! Ueber die Ursachen der Mißverständnisse und Zwistigkeiten, welche insbesondere den ersten Vergleich veranlaßten, sind die älteren und neueren Historiker uneins; wenn indessen einer der geschätzteren Schriftsteller unserer Zeit, von Ottokar's Briefen verleitet, behaupten zu müssen glaubt, der »gerechte Rudolph« trage denn doch mehr Schuld daran; theilen wir die Ansicht des Herrn Verfassers, daß, so lange Rudolph's Antwortschreiben unbekannt sind, sich nicht bestimmen lasse, in wie fern Ottokar's Klagen gegründet gewesen; zumal noch aus den Vergleichspunkten hervorgeht, wie beide Theile, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, sehr wenig geeilt haben. Die Zeitgenossen gehen entweder darüber ganz weg, oder verwirren, indem sie die Zeit verwechseln; doch darf hier die Stimme des Chronicon Salisb. (bei Pez, 1. Bd. S. 375) nicht durchaus unbeachtet bleiben: Rex Boemiae — a Rege Romanorum Rudolfo in deditionem accipitur, atque ab ipso Rudolfo juribus sibi competentibus gloriose investitur, homagium sibi faciens. Promisit etiam praestito Sacramento relaxare statim post suum reditum ad propria obsides et captivos; sed veniens Pragam nihil de his, quae promiserat, praetentis variis occasionibus (excusationibus) effectui mancipavit — und zum Jahre 1277: »Rex Rudolfus Viennae dominatur, cui, rebellantibus pluribus nobilibus Boemis, Rex Boemiae reconciliatur, Domino Brunone Olmucensi Episcopo mediante, redditis obsidibus et captivis.«

Daß bald nach dem zweiten Vergleiche Ottokar ungescheut Schritte gethan, welche den Friedenstraktat verletzten — darin

---

[1] Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht. 1. Bd. S. 42—54.

Digitized by Google

stimmen alle gleichzeitigen Nachrichten überein; und daß sich aus dessen Briefen [1], wie der Herr Verf. in der Note S. 49 bemerkt, nichts entnehmen lasse, was diese widerlegen könnte, ist unbestreitbar richtig, denn sie — verbergen durchaus nicht den Geist des Trotzes und der Herausforderung. Einige scheinen indessen verloren gegangen zu seyn; zu welcher Vermuthung das Antwortschreiben Rudolph's bei Lambacher, und ein Brief bei Bodmann berechtigen. Letzterer spricht unverhohlen die bitterste Entrüstung aus, und ersteres schließt mit den Worten: »Quod utique cum effectu careat optato, vobis aliter fieri demandavi.« Der Krieg war unvermeidlich; er endete mit der bekannten Schlacht bei Stillfried, und dem Tode Ottokar's. Den Tag der Schlacht hat der Herr Verf. nicht angesetzt; die Schriftsteller sind darüber uneinig, doch ergibt sich der 26. August 1278 als der wahre aus Rudolph's Briefen an den Papst. Woher die Angabe (S. 51), daß der unglückliche König noch im letzten Todeskampf athmete, als Rudolph hinzukam, möchten wir, da sie mit den bekannteren kaum vereinbar, gerne nachgewiesen sehen; die citirte Geschichte der Magyaren nennt ebenfalls keinen Gewährsmann. Auch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß etwas ausführlicher und genauer die Bestimmungen und Einrichtungen möchten angedeutet worden seyn, welche Rudolph von der Zeit seines glänzenden Einzuges in Wien an bis zu seiner Abreise ins deutsche Reich (Mai 1281) für Oesterreich getroffen hat. Wir erfahren nicht einmal, daß er seinen Sohn Albrecht, umgeben von erprobten Männern, als Reichsstatthalter zurückließ! — Von dem berühmten Reichstagsbeschluß zu Nürnberg (9. August 1281), vermöge dem Alles, was nach Kaiser Friedrich's Absetzung [2] von Reichsgütern, ohne Bewilligung der Kurfürsten, oder des größeren Theils derselben vergeben oder veräußert worden, für unkräftig und nicht geschehen angesehen werden soll, sagt der Herr Verf.: »Dieser Beschluß galt eigentlich Oestreich, denn ohne der Kurfürsten Zustimmung hatte es König Richard an Ottokar'n vergabt. Auf diese Weise waren die frühern Rechtsansprüche aller andern Parteien (?) beseitigt.« Wir können in diese Ansicht, welche fast wörtlich nach Pfister, nicht eingehen; die dem Verf. allein gehörige Folgerung aber scheint uns ganz unverständlich. Abgesehen davon, daß die zahllosen Streitigkeiten und Unordnungen, welche aus den Eingriffen der verschiedenen Parteien in die Rechte des deutschen Reiches während der langen Zeit hervorgegangen, Abstellung und mithin ein solches Gesetz dringend forderten, können wir die Nothwendigkeit desselben in Beziehung auf Oesterreich und die damit verbundenen Länder durchaus nicht begreifen. Konnte denn Rudolph ohne dasselbe nicht jeden würdigen Bewerber damit belehnen, und mithin, nachdem er die Willbriefe der Fürsten dafür hatte, nicht auch seine Söhne? — Wir werden bei einer andern Gelegenheit unsere Ansicht ausführlicher entwickeln, und so viel als möglich zu begründen versuchen. Dasselbe gilt auch von der Untersuchung, auf welche Weise sich die widersprechenden Nachrichten über die Zeit der Belehnung vereinigen lassen. Hier kann indessen nicht von Angaben späterer Schriftsteller, wie z. B. Aventinus, die Rede seyn, sondern nur von jenen der Zeitgenossen. Während aber der Lehenbrief den 27. Dezember 1282 gibt, haben diese größtentheils 1283, und das Chron. Leob. setzt sogar 1286 an! —

(Der Schluß folgt.)

[1] Dolliner, Codex epist. Ottocari II. 4. Viennae 1803.

[2] Wenn der Herr Verf. überhaupt hin sagt: »Alles, was nach Kaiser Friedrich II. von seinen Nachfolgern u. s. w.«, so ist dieses offenbar unrichtig; denn in der betreffenden Urkunde heißt es ausdrücklich: »Omnia donata — — a tempore, quo lata fuerat in olim Fridericum Imperatorem II. depositionis sententia.«

Literarische Notizen.

Am 9. September v. J. verließ der außerordentliche Akademiker, Hofrath A. J. Sjögren, St. Petersburg, um nach dem Kaukasus zu gehen. Wer Herrn Sjögren bei seinen frühern Reisen durch das nördliche Rußland gefolgt ist, wird gewiß nicht gleichgültig diesen, keine Mühseligkeiten scheuenden Forscher einen neuen Weg antreten sehen. Seine Reisen durch die von Finnischen oder Finnisch-Tatarischen Völkerschaften bewohnten Gegenden sind ein erfreulicher Beweis von Liebe zur Wissenschaft und Ausdauer bei Verfolgung eines vorgesteckten Zieles. Leider hat Herr Sjögren uns nach seiner Rückkehr nicht so viel Resultate geliefert, als es die von ihm dazu gesammelten Materialien gestattet hätten [1], woran sein Augenübel Schuld war; doch was er lieferte, verdient vollkommene Anerkennung. Auch durfte ja seine Reise noch keineswegs als vollendet angesehen werden, denn der ursprünglichen Idee nach sollte dieselbe sich bis hin über den Kaukasus erstrecken. Um unsere Leser mit den Zwecken der gegenwärtigen Reise des Herrn Sjögren bekannt zu machen, wollen wir uns seiner eigenen Worte bedienen, wie er solche niederschrieb, in der von ihm über diesen Gegenstand bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eingereichten Note.

[1] In den Denkschriften der Akademie wurden unter Anderen, folgende von ihm verfaßte Abhandlungen gedruckt:
Ueber die älteren Wohnsitze der Jemen, ein Beitrag zur Geschichte der Tschudischen Völker in Rußland. (Gelesen den 29. September 1830.)
Wann und wie wurden Sawolotschje und die Sawolokschen Tschuden Russisch? (Gel. d. 11. Jan. 1832.)
Ueber die Finnische Bevölkerung des St. Petersburgischen Gouvernements, und über den Ursprung des Namens Ingermannland. St. Petersburg 1835. 4. (5 Rubel Ass.)
Was bedeutet das in den Russischen Chroniken unter dem Jahr 1024 vorkommende Wort Ayda? (1834.)

Digitized by Google

»Was nun den Kaukasus namentlich betrifft, so hatte es schon früher in dem Plane meiner erstrn wissenschaftlichen Reise gelegen, sie eben mit dem Kaukasus zu beendigen, weil mir derselbe für eigentlich Tschudische Völker und Tschudische Spuren gleichsam die äußerste Gränze nach Süden zu bilden schien. — Alle Sprachen und Völker des Kaukasus jetzt gehörig umfassen zu wollen, wäre von mir ein thörichtes und vermessenes Unternehmen; aber das ist es meiner unmaßgeblichen Meinung nach auch nicht, was zur einstigen genaueren und vollständigeren Kenntniß dortiger Völker und Sprachen Noth thut. Wir besitzen nämlich zwar eine Menge mehr oder minder reichhaltiger, aber auch mehr oder minder ungenauer Wörtersammlungen von Güldenstädt u. A., vorzüglich von Klaproth; über die grammatischen Eigenthümlichkeiten dortiger Sprachen aber, mit einziger Ausnahme des Georgischen, nichts weiter als kurze fragmentarische Bemerkungen oder höchstens, wie über das Ossetische, eine dürftige Skizze von einigen wenigen Blättern. Kein einziges Idiom ist noch zur Zeit in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt und erschöpfend dargestellt, sondern es steht dieses Geschäft, die grammatische Durchdringung und Auseinandersetzung der einzelnen Kaukasischen Sprachen, erst von der Zukunft zu erwarten. Dieß ist natürlich sehr schwierig, und etwas ganz anderes, als bloße Wörter oder allenfalls auch einzelne zerstreute Redensarten zu sammeln. Auch haben bisher allerdings die lokalen und politischen Verhältnisse unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt, Hindernisse, die selbst jetzt noch zum großen Theil fortbestehen mögen. Indessen wollte ich gerade auf dem angedeuteten schwierigen Felde versuchen zu leisten, was nur irgend innere und äußere Umstände erlaubten. Außer dem Tatarischen und Georgischen, als zugleich Mittel und Zweck, würde ich zu meinem Hauptstudium das Ossetische wählen, als eine Sprache, die außer ihrer großen allgemeinen Wichtigkeit für mich besonders, und in Bezug auf meine bisherigen Studien in doppelter Hinsicht ein eigenthümliches Interesse hat. Klaproth führt in seiner Asia polyglotta (S. 42, 82) namentlich die Osseten, als einen besondern Zweig des Indo-Germanischen Stammes in Asien auf, hebt aber S. 88 als besonders bemerkenswerth hervor, daß in dem Ossetischen sich dennoch auch viele Wörter fänden, die mit dem Lievischen, besonders aber mit dem Wotjakischen, Syrjanischen und Permischen übereinkämen, so wie nach seiner Behauptung auch das Georgische und sogar das Armenische, wie sämmtliche Kaukasische Sprachen überhaupt, viele Berührungspunkte mit Finnischen und andern Sprachen des nördlichen Asiens zeigen sollen (vergl. ebendas. S. 97, 111 und 113). Bekanntlich hat derselbe Gelehrte (Reise nach dem Kaukasus, I., 66 ff. und Asia polygl. S. 84 ff.) mit triftigen Gründen die Identität der heutigen Osseten mit den As und Alanen des Mittelalters geltend gemacht, und so hat man denn in ihnen natürlich auch den Namen der Asen wiedergefunden, aus deren früheren Wohnsitzen Odin mit einer Kolonie von denselben Asen nach Skandinavien auswanderte, eine Meinung, die, wenn man alle über jene Aus- und Einwanderung vorhandenen Nachrichten zusammenstellt und unter sich vergleicht, wie es der verdiente Schwedische Historiograph Geyer in Swea Folkes häfder gethan, allerdings hohe Wahrscheinlichkeit für sich hat, und auch dadurch noch mehr bestätigt wird, daß nach der Bemerkung desselben Historikers (a. a. O. S. 378) unter den von Klaproth in Asia polygl. S. 88 ff. angeführten 317 Ossetischen Wörtern bei unserer Untersuchung 61, also 1/5, sich als Gothische erweisen. Wink genug also, um zu genaueren Beobachtungen der Sitten und Gebräuche der Osseten und zu speciellen Forschungen über die Eigenthümlichkeiten und den Gesammtbau ihrer Sprache, so wie über Traditionen, alte religiöse Meinungen und Volkslieder, falls sie solche haben, einzuladen und aufzufordern. — Das Angeführte wird hinreichen, um den Nutzen und die Wichtigkeit meines Vorhabens wenigstens anzudeuten.«

Diese Vorstellung von Seiten Herrn Sjögren's war hinreichend, die Akademie zu bestimmen, sich für ihn höhern Orts zu verwenden, und es ist ihm nun ein Zeitraum von zwei Jahren zur Reise bewilligt worden, mit Beibehaltung seines Gehalts und den nöthigen Postgeldern. Möge der Zustand seiner Augen ihm ununterbrochene Thätigkeit gestatten, und ihm sowohl officielle, wie Privat-Unterstützung von allen Freunden und Beförderern wissenschaftlicher Forschungen zu Theil werden!

Die bekannteren englischen Literaturblätter sind über das Reisetagebuch der Mistreß Butler (Journal, by Fr. Anne Butler; 2 Vol. London 1835) mehr oder minder ungehalten; aber Alle stimmen darin überein, daß die talentvolle Schauspielerin (ehemals Miß Fanny Kemble) durch die Veröffentlichung ein ziemlich leichtsinniges Werk gethan hat. Sehr beißend bemerkt die »Literary gazette« am Schlusse ihrer Anzeige: »Die Ausflüge der Miß nach Atika, Trenton, Syrakus und dem Niagara gewähren nichts Erhebliches. Denn überall erzählt sie von ihrem Lever und Coucher, liest in ihrem Dante und schreibt, schreibt so viel in ihr Tagebuch, daß kaum der hundertste Theil davon gedruckt seyn kann. Und doch ist immer mehr als genug davon erschienen, und es wäre für sie und Alle, die an ihrer Wohlfahrt Theil nehmen, besser gewesen, wenn das Ganze in den Niagara gefallen wäre.« Indessen scheint diese Erbitterung doch etwas zu weit zu gehen; unter den vielen Reflexionen, welche die beiden Bände enthalten, sind mehrere nicht ohne Geist hingeworfen. Wir verweisen namentlich auf die über Amerika's Republiken, welche mit folgenden merkwürdigen Worten schließt: »Was aus der Welt in 5 bis 600 Jahren geworden seyn wird, kann ich freilich nicht wissen, aber das glaube ich ganz bestimmt zu wissen, daß Amerika eine Monarchie seyn wird, bevor ich selbst zum Skelett geworden bin!«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

104. Mittwoch, den 30. Dezember **1835.**

L'Université catholique, *revue religieuse*, *philosophique*, *scientifique et litteraire*. — Discours préliminaire par *M. l'abbé Gerbet*. Paris, *Juillet*, 1835. 8.

Die katholische Universität Belgiens, — ein Institut, das, wenn es anders in dem echten großartigen, umsichtigen und edlen Geiste geleitet wird, ein wirksames Mittel zu dem großen Zwecke werden kann, der gegenwärtig alle Gutgesinnten beschäftigen muß: der Vereinigung der Religion mit der Wissenschaft, des positiven, geoffenbarten, streng kirchlichen Glaubens mit der freien, sich selbst erklärenden und beweisenden Forschung — hat auch das hier angekündigte literarische Unternehmen ins Leben gerufen. Es soll ein Journal werden, methodisch-encyklopädischen Inhalts, wo von rühmlich bekannten Männern (Berryer, de Coux, de Cazalès, Genoude, Gerbet, Montalembert, Pardessus u. A.) das gesammte menschliche Wissen in zweckmäßiger Reihenfolge abgehandelt, und anhangsweise Rechenschaft über die bedeutendsten neuen Erscheinungen in den einzelnen Gebiethen gegeben werden soll.

Diesem Journale — dessen erstes Heft im November d. J. erscheinen sollte — dient nun der erwähnte Discours des Abbé Gerbet als Einleitung. Er enthält eine methodische Uebersicht der einzelnen Fächer des Wissens und Könnens, und eine Darstellung ihres innern Zusammenhanges und höchsten Einheitpunktes, um auf diese Weise dem Leser vorhineln den Platz zu bezeichnen, den er jedem der folgenden Aufsätze anzuweisen, und die Beziehung, in der er ihn aufzufassen haben wird.

Alle Wissenschaften, sagt Gerbet in dem letzten Abschnitte: Unité des sciences, suchen Gründe, allgemeine Formen, letzte Gründe; der letzte Grund, die allgemeinste Form, der letzte Zweck ist aber Gott, folglich ist die Wissenschaft von Gott, die Theologie, der Schlußstein aller Wissenschaften. Ferner bestehen alle Wissenschaften aus Thatsachen und Ideen, jene die Consonanten, diese die Vokale, jener der Stoff, diese die Form, daß nun beide zu einander passen, ist nur vermittelt durch — Gott. In den mathematischen Wissenschaften das Unendliche, in der Moral das unverbrüchliche Gesetz, in der Metaphysik die überzeugende Kraft der Idee weist hin auf — Gott. In der Wissenschaft des Vergangenen ist der Schlußstein die Schöpfung, die freie, anfangslose Thatsache, der alle andern entsprungen, in der Wissenschaft der Gegenwart ist das Wesentlichste die Trennung des Geistes vom Körperlichen, des Thätigen vom Leidenden; in der Wissenschaft des Zukünftigen ist das Unentbehrlichste die Gewißheit der Fortdauer; aber alle diese drei Lehren setzen voraus — die Gewißheit von Gott. Was die Künste sich mühen, es deutet auf Zwecke, die sie nur annäherungsweise in geringem Maße erfüllen, und wo die vollkommene Erfüllung nur beruht auf Verheißungen — Gottes. Es bestätigt sich also überall die Theologie als Voraussetzung und Ergänzung aller Wissenschaft.

Aus dem Gesagten erhellt der gute Wille des Verf., und wie lebhaft das Bedürfniß nach Wissenschaft und Religion in seinem Vaterlande gefühlt wird; aber selbst aus diesem Wenigen dürfte hervorgehen, wie schwach und ungenügend die Mittel sind, mit denen er an das Werk schreitet. Wie viel längst abgethane Dinge: die Hypothese von der göttlichen Assistenz, den Architypen in Gott, die Gleichsetzung des Geistes mit dem bloß activen, der Natur mit dem bloß passiven Prinzipe, und noch Anderes, hier nicht Erwähntes, die Vertheidigung der Atomistik, die Verkennung des freien Prinzips in der Geschichte, die Identificirung des Ideellen mit dem Religiösen, und vieles andere dergleichen begegnet uns aufs Neue, so daß man mit Leidwesen sieht, auf welcher niedern Stufe sich in Frankreich die Philosophie selbst in den bessern und nach dem Besten eifrigst strebenden Köpfen befinde.

Dr. C. J. Hock.

Geschichte von Oestreich. Von Johann Grafen v. Mailáth. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

(Schluß.)

Nachdem der Herr Verfasser gezeigt hat, wie K. Rudolph Oesterreich an sein Haus gebracht, geht er zur Darstellung von dessen Verhältnissen zum Papste, und der Wirksamkeit in den deutschen Angelegenheiten über, welche jedoch in keiner Beziehung auf besondere Würdigung Anspruch machen kann. Jedenfalls hätte auf demselben Raume viel Treffenderes gesagt werden können, wie andererseits nicht geläugnet werden darf,

Digitized by Google

daß die kurze Charakteristik am Schlusse vor Vielen wahre und dankenswerthe Vorzüge hat. Es haben sich zunächst in unsern Tagen wiederhohlt Stimmen erhoben, die nicht ohne scheinbare Zuversicht das Andenken Kaiser Rudolph's zu verunglimpfen unternahmen. Nur zu leicht ist ihre consequente Einseitigkeit übersehen, zumal sie sich als berufene Sprecher für deutsche Interessen hinstellen, und einzelnen Handlungen Motive unterlegen, die der allbeliebten Oberflächlichkeit zu bequem sind, um nicht angenommen zu werden. Ein vielgelesenes, deutsches Geschichtswerk, das wir nicht näher bezeichnen wollen, verarbeitet und zerrt die Thatsachen so lange herum, bis sie zur Erklärung eines witzigen Gedankens geeignet sind, der dem Verfasser bei einem Glas Glühwein geoffenbart worden. Für Rudolph's Größe spricht seine Zeit, sprechen seine Werke; die Darstellung jener lehrt diese würdigen, und die Geschichte, die ernste Verkünderin der Wahrheit, wird und darf sie nicht untergehen lassen! Rudolph's Wirken, von einem Chronisten ruhig aufgefaßt und treu erzählt, bedarf keines Raisonnements; versieht es aber hierin sein späterer Historiograph, frommt auch dieses nichts! Dieß unsere Ansicht, welche zugleich gelten mag, wenn wir noch ein Wort im Allgemeinen über des Herrn Grafen Mailáth hierher gehörige Arbeit sagen sollen. Wir sind ihr berichtigend, aber nicht ergänzend gefolgt, und selbst jenes haben wir nur da gethan, wo es unabweisbar nothwendig erschienen ist. Damit es uns aber nicht als arges Uebersehen von jenen angerechnet werde, welche an eine Kritik die Forderung vollständiger Abhandlungen stellen, müssen wir noch eine Angabe des Herrn Verfassers kurz erörtern. Seite 60 heißt es nach Erwähnung, wie zuletzt K. Rudolph in Straßburg in der Erinnerung vergangener Tage lebte: »Da begannen seine Kräfte zu sinken; von den Aerzten aufmerksam gemacht, sagte er: »wohlan, nach Speyer!« Doch bevor er noch zur Gruft der alten Kaiser gelangen konnte, starb er zu Germersheim im 73sten Jahre seines Alters. Er ist bestattet zu Speyer neben Kaiser Philipp von Hohenstaufen.« Daß Germersheim der Ort, wo K. Rudolph sein Leben beschloß, haben erst neuere Skribenten behauptet; die älteren, gleichzeitigen und zuverlässigeren nennen Speyer. So der Anonymus Leobiensis[1], Hagen[2], Burgmann[3], Steindel[4] und Mutius, der ausdrücklich sagt: »Anno — — 1291 Rudolphus Imperator aegrotus portatur *Spiram*, comitantibus eum multis Principibus, uxore item sua, et filia, Bohemiae regina: sed ubi Spiram pervenit, vectione irritato morbo, paucis post horis moritur, sepultusque est in Ecclesia cathedrali, magno honore, et luctu.« (Pistorius S. R. G. Tom. II. pag. 818.) Die Zeitgenossen, Konrad von Wurmlingen und Ottokar von Horneck bestätigen diese Angabe mit der größten Bestimmtheit. Ersterer setzt Rudolph's Ankunft in Speyer auf den 14. Julius, und berichtet, daß er Tags darauf gestorben[1], was mit der in Fugger's Ehrenspiegel vorkommenden Inschrift und andern Untersuchungen vollkommen übereinstimmt; letzterer ist, wie gewöhnlich, am ausführlichsten:

»Kunig Ruedolf der Herr
Do er von Frankchfurt schied,
Sein Wille jm do riet
Auf ein Purkch Vest,
Germshaim genannt,
Dohin fur er zuhant
Do vertraib er die stund
So er pest chunt.«

Die Aerzte aber, die wohl ein Jahr »ihn hielten empor, Und den Tod mit Gewalt vor,« erklärten nun die Nähe der letzten Stunde, und er verlangte, nach Speyer gebracht zu werden:

»Da mit er auf saz
Und wolt von danne raiten,
An Yetweder Seiten
Ein Pfaff bey im rait
Der im von Gott vor sait
— — — — — —
Allenthalben in den Lannden
Begunden si an den weilen
Zu der straßen eilen,
Daß er sew sach, und si in.
Und do er chom gegen Speyr hin,
Do er sich niderlegen
Mit Fleisse sach man in phlegen u. s. w.

Wenn man auf uns gekommene Urkunden mit dem Ausspruche Konrad's von Wurmlingen zusammenhält, läßt sich wohl darthun, daß der kranke Kaiser wenigstens ein volles Monat in Germersheim verweilte. Den 3. Junius stellte er noch zu Mainz eine Urkunde aus[2]; am 15. aber eine andere schon zu Germersheim[3].

* * *

Hiermit schließen wir unsere Recension, die, so fortgesetzt, jedenfalls den dafür angewiesenen Raum dieser Blätter weit übersteigen würde. Um indessen unserer Aufgabe vollkommen zu genügen, werden wir im nächsten Jahrgange einzelne weitere Punkte der vorliegenden Geschichte zum Gegenstande selbstständiger Abhandlungen machen, und dabei, wie bisher, unverrückt festhalten an dem magis amica veritas.

Kaltenbaeck.

---

[1] Bei Pez Bd I. S. 866: — Rudolfus Rex graviter infirmatus, tam labore quam senio praegravatus, in civitate Spyrensium moritur etc.«

[2] Eben da, S. 1110.

[3] Rudolphus — — tandem in *Spira* diem clausit extremum, et ibidem honorifice sepultus est. (Oefelli Script. rer. Boic. tom. I. pag. 604.)

[4] Eben da, S. 212.

[1] S. Crusius Schwäbische Chronik. Th. III. S. 861.

[2] *Rousset*, Suppl. au corps dipl. Tom. I. P. I. p. 157.

[3] *Besold*, Docum. rediviv. Tom. I. pag. 288.

Digitized by Google

Literarische Notizen.

Aus den Unrichtigkeiten, von welchen die neuen Memoires der Herzogin von Abrantés (mémoires sur la restauration), so wie die sechzehn Theile der früheren, wimmeln, sollen hier nur die beiden folgenden hervorgehoben werden:

Im ersten Theile, S. 34 erzählt sie, daß Maria Theresia, als sie von Maria Antoinette guter Hoffnung, mit Metastasio auf ein Mädchen, der Abbate aber gegen sie auf zwei Erzherzoge gewettet, daß dieser von Maria Theresia sogleich nach der Entbindung, über den Verlust seiner Wette verständigt, ihr noch am selben Abende eine kleine, einen Schäfer vorstellende Figur aus Porzellan von Sevres, mit den folgenden Versen übersendet habe:

Ho perduto a pagar l' augusta figlia mi condannò
Ma s' e' ver ch' a voi somiglia
Tutto il mondo quadagnò.

Die Wahrheit ist, daß Maria Theresia diese Wette nicht mit Metastasio, sondern mit dem damaligen Grafen, nachmaligen Fürsten Johann Carl Dietrichstein, auf hundert Dukaten einging. Der Graf, sich für den Fall, daß er verlöre, vorbereitend, ließ in der Porzellanfabrik zu Wien (und nicht zu Sevres) seine eigene Figur verfertigen, in blauem, bordirtem Staatskleide, mit einem Fuße kniend, und in der rechten Hand einen kleinen Sack haltend, worin die folgenden Verse Metastasio's steckten:

Perdei! l' augusta figlia
A pagar m' ha condannato
Mà s' è ver che a Voi somiglia
Tutto il mondo ha quadagnato.

Die Porzellanfigur befindet sich noch dermalen in Wien. Schon die unverhältnißmäßige Länge der ersten Zeile hätte der Frau Herzogin Zweifel über die Echtheit der von ihr angeführten Verse erregen, und aus anderen, weit tristigeren historischen Gründen hätte dieselbe den Inhalt eines angeblichen, aus Wien vom 19. Oktober 1814 datirten Briefes eines österreichischen Generals verwerfen sollen, in welchem es (erster Theil, S. 32) heißt:

»Wir haben dieser Tage einer sehr schönen Feierlichkeit beigewohnt. Unser Kaiser hat das goldene Vließ aus den Händen des spanischen Bothschafters, Herrn v. Labrador, empfangen, — das war sehr schön, aber ich würde es noch schöner finden, wenn ich meinen Diamanten nicht verloren hätte.«

In der Note zu dieser Stelle wird gesagt, daß der Diamant von 102 Karaten 22000 Dukaten werth, und daß dem Finder 5000 Gulden, d. i. 10000 Franken Belohnung versprochen worden seyen.

Hier ist Irrthum auf Irrthum, im Texte sowohl als in der Note. Wenn eine solche Feierlichkeit, wie die oben erwähnte, bei Hofe Statt gefunden hätte, so würden derselben, wie aller andern, welche während des Kongresses Statt gefunden, die Wiener Zeitung und der österreichische Beobachter erwähnt haben, in welchen keine Spur davon zu finden; aber sie konnte gar nicht Statt gefunden haben, weil, wie bekannt, das spanische goldene Vließ von Oesterreich nie als dem seinigen ebenbürtig anerkannt, und wider die Echtheit desselben in mehreren Verträgen protestirt worden. Was den Diamant von 102 Karaten und 22000 Dukaten im Werthe betrifft, den der General verloren haben soll, so ist derselbe keine solche Kleinigkeit, daß davon nicht auch anderswo, als in diesem angeblichen Briefe die Rede gewesen seyn sollte. Niemand aber hat davon Kunde, und die 5000 Gulden, welche dem redlichen Finder als Belohnung versprochen worden seyn sollen, würden auch nicht 10000, sondern 12500 Franken gemacht haben.

Russische Blätter kündigen den, nach einer langen und schmerzhaften Krankheit zu Paris erfolgten Tod des berühmten Orientalisten Julius Klaproth als eine Nachricht an, welche die Gelehrten aller Länder, besonders aber Rußland interessiren muß, wo der Verstorbene die erste Gelegenheit zu seiner philologischen Ausbildung, und Aufforderung und Veranlassung zu den Reisen an die Chinesische Gränze und in den Kaukasus fand, auf denen er so reichen Stoff zu seinen späteren wichtigen Arbeiten sammelte. »Klaproth's früher Tod,« sagt eines derselben, »ist ein sehr großer Verlust für die Wissenschaften überhaupt, und besonders für die Kenntniß von Asien und die vergleichende Linguistik dieses Welttheils. Er war von der Natur mit einem seltenen Scharfsinne, einer ungewöhnlichen Leichtigkeit im Arbeiten, einem höchst glücklichen Gedächtnisse, und überhaupt mit den köstlichsten Fähigkeiten begabt, von denen er schon in den frühern Jünglingsjahren überraschende Beweise ablegte. Er hatte noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht, als er schon sein »Asiatisches Magazin« herausgab, und von dieser Zeit an hat er in ununterbrochener Thätigkeit theils durch eigene Forschungen, theils durch kritische Arbeiten über die Sprachen und die Literatur von China, Japan, Tibet, Georgien u. a., und durch Uebersetzungen von klassischen Schriften dieser Reiche, unsere Kenntnisse in der Geschichte und Geographie Asiens mit so wichtigen Aufklärungen bereichert, daß die ersten Gelehrten aller Länder ihm dafür ohne Widerrede den Kranz zuerkannten. Zu bedauern war es nur, daß der Glanz so ausgezeichneter Verdienste durch eine gewisse Unverträglichkeit und einen, ihm zur zweiten Natur gewordenen, höhnenden Uebermuth verdunkelt wurde, der sich besonders bei seinen kritischen Arbeiten zeigte, und durch welchen fast ohne Ausnahme alle Gelehrte, deren Schriften in die Sphäre seiner Beschäftigungen streiften, oft völlig ungerecht und unverdient, immer aber kränkend und empfindlich berührt wurden.«

Digitized by Google

Ankündigung.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, und die Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, werden auch im nächsten Jahre fort erscheinen, und sie haben — wir glauben es sagen zu dürfen — bis jetzt redlich gestrebt, der ausgesprochenen Tendenz treu, eine fühlbare Lücke in der Oesterreichischen Literatur auszufüllen. Wahr, frei und unbefangen, soll das erste, zunächst alle Erbländer umfassend, beitragen, durch Entwickelung und kritische Beleuchtung einzelner wichtiger Theile das Gebieth der Geschichtskunde zu erweitern, und die Kenntniß des Vaterlandes zu befördern.

Mittheilung seltener Urkunden, Eröffnung alter, guter Quellen ist dadurch bedingt; denn erst dann, wenn Alles aus dem dunklen Schachte der Vorzeit ans Tageslicht gefördert worden, läßt sich eine gründliche Würdigung derselben erwarten. Einen weiten Wirkungskreis insbesondere eröffnet vaterländische Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte. Ihre Bearbeitung ist um so wünschenswerther, je weniger darin bis jetzt geleistet worden. Wenn, um von vielen Beispielen nur Eines anzuführen, ausländische Schriftsteller die europäische Bedeutsamkeit der Wiener Universität beim Beginnen des sechzehnten Jahrhunderts oft vorsätzlich übergehen, ist es ihnen wohl weniger zu verargen, als dem Inländer, der davon nichts zu wissen scheint! — Die Benützung der älteren Gesetzgebung zu einem treuen Gemälde sittlicher Ausbildung trägt ihre Wichtigkeit auf der Stirne: sie gewinnt an Bedeutung, wenn sie vergleichend mit fremdem, gleichzeitigem Streben auftritt, und die Vergangenheit mit der Gegenwart stets zu verbinden sucht. Daraus entwickelt sich vorzugsweise das schöne Verhältniß der Völker zu ihren Fürsten, und die Achtung und Verehrung, die ihnen heilige, unverletzbare Pflicht geworden. Biographische Züge mögen diese Wirkung erhöhen: sie sind in jeder Beziehung kräftig sprechende Denkmale, an denen Keiner ohne Gewinn vorübergeht.

Statistische Abhandlungen in weitester Beziehung, in so fern sie nicht leere Aufzählungen und Nomenclaturen, sondern interessante Folgerungen darbiethen; Aufsätze über den Zustand der vaterländischen Industrie; Hindeutungen auf innere und äußere Verwaltung; Erörterung wichtiger Theile der Landesverfassung; Schilderung der Sitten, Gebräuche, und des öffentlichen Lebens; Mittheilungen über Volkspoesie, Sagen, Sprache und Mundarten u. s. w. sollen dem Angeführten sich anschließen, und so zur Erreichung einer Tendenz mitwirken, welche beabsichtigt, dem Vaterlande bei dem Ausländer Achtung, bei dem Eingebornen Liebe und Anhänglichkeit zu gewinnen.

Gleichwie das Hauptblatt sich zuvörderst mit Oesterreich beschäftigt, ohne jedoch das Fremde allzustrenge ausschließen zu können, sollen die Blätter für Literatur, Kunst und Kritik eine Stimme seyn aus Oesterreich über die vorzüglichsten artistischen und literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes. Die unpartеiische gründliche Prüfung, ob das Gebieth des Schönen, Guten und Wahren durch eine neue Erscheinung wirklich gewonnen, ist der festgehaltene Standpunkt, von dem die Beurtheilungen in diesen Blättern ausgehen. Selbstständige Abhandlungen und Aufsätze, in so fern sie der Tendenz eines Literaturblattes entsprechen, bleiben wie bis jetzt, ein stehender Artikel. Damit jedoch das Ausland ein treues Bild von den Kräften und der literarischen und artistischen Thätigkeit Oesterreichs erhalte, und dieses die Fortschritte seiner Intelligenz im vollen Umfange kennen lerne, werden wir in außerordentlichen Beilagen kurze Uebersichten der vaterländischen Erscheinungen liefern.

Unstreitig hängt das glückliche Bestehen eines so bedeutenden Unternehmens von einer thätigen Theilnahme ausgezeichneter Literatoren ab. Von dieser Ueberzeugung ausgehend hat die Redaction so viel als möglich gesucht, alle bekannteren Namen Oesterreichs dafür zu gewinnen, und daß es ihr gelungen, bezeugen wohl schon die Aufsätze des ersten Jahrganges. Die Anzahl vermehrt sich täglich — ein Umstand, der eben so sehr unsere Dankbarkeit in Anspruch nimmt, als er eine immer festere Begründung der neuen Anstalt verspricht! Alle Arten von Zusendungen — Briefe durch die Post, größere Paquete im Wege des Buchhandels — erbitten wir uns unter der Adresse: »An die Redaction der Oesterreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.« Da, wie gesagt, der Artikel »Kritik« vorzugsweise beachtet werden soll, laden wir alle Schriftsteller und Verlagshandlungen, die eine baldige Besprechung ihrer Werke wünschen, schließlich ein, uns frühzeitig genug davon in Kenntniß zu setzen.

Nur für den Platz Wien ist zur größeren Bequemlichkeit die besondere Einrichtung getroffen, daß auch bei dem Herausgeber pränumerirt werden könne. Denjenigen Abnehmern, welche sich demnach an diesen (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock; Eingang: Klostergasse, kleines Thor, nächst der Lotto-Collectur) wenden wollen, erhalten beide Blätter am Tage der Erscheinung, gratis und pünktlich, in die Wohnung zugeschickt.

Für Auswärtige hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie nach Wien schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterreichischen Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Die Redaction.


BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

